~~B. Hög. L1~~
8

Enc. 256 y-8

<36642320120015
<36642320120015
Bayer. Staatsbibliothek

Conversations-Lexicon.

Achter Band. R bis Seerechte.

N a ch r i ch t.

Der Pränumerationspreis auf dieſes Werk, welcher noch bis zur Beendigung deſſelben beibehalten werden ſoll, beträgt für ſämmtliche zehn Bände, aus denen es beſtehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr. und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. Denjenigen Käufern, welche nur auf 8 Bände pränumerirt haben, werden der 9te und 10te Band (welche beſtimmt noch im Laufe des Jahrs 1817 fertig werden) nur verabfolgt, wenn ſie bei Ablieferung des 8ten für dieſe auf Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr., und auf Schreibpapier 3 Thlr. 18 Gr. (4 Fl. 30 Xr. oder 6 Fl. 45 Xr.) nachzahlen. — Privatperſonen, die ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf ſechs Exemplare das ſiebente frei. Den Buchhandlungen werden übrigens ſolche Vortheile gewährt, daß ſie, in ſo fern ſie nicht zu entfernt von Leipzig ſind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, Exemplare gegen baare Zahlung deſſelben liefern können; jedoch wird man an ſie keine Anſprüche auf Frei-Exemplare oder Rabatt machen.

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Achter Band.

R bis Seerechte.

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.

1817.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

R.

R, auf franzöſiſchen Münzen das Zeichen der Münzſtadt Orleans; auf römiſchen Münzen bedeutet es Respublica; auf Recepten, Recipe (Nimm).

Raab, Stadt und Feſtung in Ungarn in der Geſpannſchaft gleiches Namens, am Einfluß der Raab in die Donau. Sie hat 14,000 Einwohner, iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, einer Akademie, und hat bedeutende Tuchfabriken. Im Jahre 1809 fiel hier eine Schlacht zwiſchen der ungariſchen Inſurrections-Armee und den Franzoſen unter Eugen vor, zum Vortheil der Letztern.

Rabanus Maurus (ſ. Maurus).

Rabatt, Disconto, Sconto (a. d. Ital.). In der Kaufmannsſprache ein Abzug an Gelde, den der Käufer auf gewiſſe Waare genießt. Die Berechnung des Rabatts iſt in den verſchiedenen Handelsplätzen verſchieden. In Hamburg und Amſterdam wird er auf hundert gerechnet, d. h. z. B. für 106½ Thaler Waare wird 100 Thlr. bezahlt. In Leipzig und in italieniſchen Handelsplätzen rechnet man ihn dagegen in Hundert; man zahlt alſo da für 100 Thlr. Waaren nach obigem Beiſpiel nur 93½ Thlr.

Rabaud (Jean Paul de Saint Etienne), Mitglied der conſtituirenden Nationalverſammlung und des Convents, ward zu Nismes geboren, wo ſein Vater proteſtantiſcher Geiſtlicher war. Rednertalente und mannichfaltige Kenntniſſe vereinten ſich in Rabaud. Die zunehmende Anarchie in Frankreich bewog ihn, ſich auf die Seite der Girondiſten zu wenden, deren Loos er auch theilte, als ſie geächtet wurden. Er hielt ſich eine Zeit lang bei Paris verborgen, wurde aber durch eine treuloſe Magd verrathen, und mußte am 5ten December 1795 das Blutgerüſt beſteigen. Seine Gattin wählte freiwilligen Tod, um ſich der Wuth der Jacobiner zu entziehn. Sie ſetzte ſich an einen Brunnenrand, drückte ein Piſtol auf ſich ab, und ſtürzte ſo entſeelt in die Tiefe. Rabaud war der erſte ſeines Volks, der einen hiſtoriſchen Calender herausgab (1792), der die frühere Geſchichte der Revolution enthält.

Rabbaniten, Rabbaniſten, ſind die Juden, welche neben dem alten Teſtament den Talmud als ſymboliſch anerkennen, im Gegenſatz von den Karaiten oder Karäern, die ihn verwerfen. Die deutſchen und polniſchen Juden ſind durchaus Rabbaniten.

Rabbiniſche Sprache und Litteratur. Als die Rabbinen (welches hebr. Wort Meiſter oder Lehrer bedeutet) von den Arabern aus Babylon, dem damaligen Sitze der jüdiſchen Gelehrſamkeit, vertrieben, ſich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen, und zu Granada, Toledo, Barcelona, Cordova, Sevilla und Saragoſſa Schulen gründeten, fühlten ſie ſich bald durch

die gelehrten und gründlichen Forſchungen der Araber über die arabiſche Sprache aufgefodert, auch ihre Sprache, die aus dem Althebräiſchen in einen verdorbnen chaldäiſchen Dialect ausgeartet war, kritiſch zu bearbeiten und möglichſt in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen. Sie ſuchten den bibliſchen Hebraismus wieder zur Schriftſprache zu machen, waren aber nicht im Stande, weder aus der Grammatik alle chaldäiſche Formen auszuſcheiden, da ſie den Maßſtab dafür bereits verloren hatten, noch ſich auf die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beſchränken, da ſie zur Bezeichnung ſo vieler neuen Begriffe nicht mehr hinreichten. So entſtand eine neuere hebräiſche Schriftſprache, welche von den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und Deutſchland geſchrieben, und deßhalb die rabbiniſche genannt wurde. Für ihre Erlernung ſind eigne Grammatiken und Wörterbücher und andre Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, von der Hardt, Tychſen, Buxtorf u. A.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt der Reichthum der rabbiniſchen Literatur, den man unter andern aus den überſichten eines Buxtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein ſolches Studium. Wir begnügen uns, nur weniges davon aus der blühendſten Periode des Mittelalters anzuführen. Als Grammatiker machten ſich Aben Eſra, David Kimchi (geſt. um 1232), vornehmlich aber Elias Levita; durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudiſches Wörterbuch Nathan Ben Jechiel (1100) und durch ein hebräiſches, welches lange in claſſiſchem Anſehn geſtanden, David Kimchi berühmt. Der erſte, der nach den Forſchungen eines Aben Eſra, Maimonides (geb. 1139, ſ. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritiſche Arbeit, eine Reviſion des Pentateuchs, wobei die Maſora ſeine Richtſchnur war, vornahm, war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (deſſen Or Torah mit dem Schete Jadoth, Venedig 1618 gedruckt worden), und dieſem Salomo Norzi, deſſen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. Unter den Auslegern des A. T. ſind die bemerkenswertheſten der ſprachgelehrte aber dunkle Aben Eſra, der dunkle und an Sprachkenntniſſen arme Salomo Jarchi (um 1180), Joſeph Kimchi (um 1160), einer der gelehrteſten Juden, und ſein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerſon (vor 1370) und Iſaac Abarbanel (vor 1508). Maimonides ſuchte dem Inhalt ſeiner heiligen Nationalſchriften durch philoſophiſch-theologiſches Raiſonnement zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Raſchi und er die vorzüglichſten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens ſchrieben der genannte Levi Ben Gerſon und Lipman aus Mühlhauſen (1399). Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben ſich durch ihre Reiſebeſchreibungen verdient gemacht Moſes Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (ſeit 1160), und Perizol aus Avignon (um 1550). Auch die Mathematik, Aſtronomie, Philoſophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer ſtudirt und bearbeitet; da aber von ihren wiſſenſchaftlichen Werken wenig gedruckt iſt, ſo müſſen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der ſich in ſeinem urſprünglich arabiſch geſchriebnen Doctor perplexorum als einen Philoſophen, der ariſtoteliſche

und platoniſche Philoſophie mit der Cabbala und dem Talmud vermiſcht, in ſeinen mediciniſchen Werken (Aphorismi und De regimine sanitatis) als einen Anhänger Galens zeigt. M.

Rabelais (François), berühmt als humoriſtiſch-ſatiriſcher Schriftſteller, Verfaſſer des **Gargantua** und **Pantagruel**. Er wurde zu Chinon um das Jahr 1483 geboren, wo ſein Vater ein Gaſtwirth, nach Andern ein Apotheker war. Zu Fontanay-le-Comte (Fontenay-le-Peuple) trat Rabelais in den Franziscanerorden. Der Mangel an wahrer Gelehrſamkeit, den er aber hier bei den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald ſeinen Aufenthalt, um ſo mehr, da Neid und Verfolgungsſucht ſich gegen ihn waffneten, die er durch manche Spötterei nur noch mehr reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Übermuth einen Trupp tanzender Bauern mit ihren Muſikern betrunken machte, letztern die Inſtrumente wegnahm und ſie als Zeichen ſeiner Heldenthat in der Kirche aufhing, wurde er zu langem Gefängniß verurtheilt, aus dem ihn kaum die Entſchloſſenheit ſeiner Freunde befreien konnte. Bei Clemens VII. bat Rabelais nun um Erlaubniß, in einen andern Orden treten zu dürfen, erhielt ſie, und begab ſich in ein Benedictinerkloſter (um 1523). Aber auch hier blieb er nicht lange, ſondern ging als Weltprieſter nach Montpellier, ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen. Er erhielt daſelbſt den Doctorhut, und lehrte und übte die Medicin. Reue, oder wohl mehr Furcht, ließ ihn nun bei Paul III. um Abſolution wegen Verlaſſung des Kloſters anhalten, die der Papſt ihm auch gewährte. Eine Zeit lang lebte er nun als Canonicus zu Saint Maures des Foſſes, wohin ihn ſein Beſchützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht; endlich wurde er von dieſem als Pfarrer nach Meudon verſetzt. Er ſtarb 1553 zu Paris. So ſehr Voltaire auch gegen Rabelais Gargantua und Pantagruel ſich erklärt, ſo hat dieſes Werk, worin er den Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen an abenteuerlichen Wunderſcenen und die Unwiſſenheit der Mönche mit ſcharfer Lauge wäſcht, dennoch mannichfaltigen Werth und die darin vorkommenden Übertreibungen des Niedrigkomiſchen muß man mehr dem Geiſt der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als ſeinem Geſchmack zurechnen, in dem er freilich weit hinter Cervantes geblieben iſt. Rabelais gehört zu den Erſten, welche der rauhen und übeltönenden Mutterſprache Geſchmeidigkeit und Ausbildung gaben. Johann Fiſchart (ſ. d. Art.) lieferte 1552 eine freie deutſche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel, welche mehrmals aufgelegt worden; 1785-87 aber umgearbeitet von Eckſtein erſchienen iſt.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), wurde den 17ten September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater war Beſitzer dieſes Dorfs und Anwald beim Oberhofgericht in Leipzig. 1728 bezog Rabener die Landſchule zu Meißen, und ſechs Jahre ſpäter die Univerſität zu Leipzig, wo er mit **Gärtner** und **Gellert**, die zugleich mit ihm ſtudirten, ein enges Freundſchaftsbündniß ſchloß. 1741 wurde er Steuerreviſor des leipziger Kreiſes, 1753 Oberſteuerſecretär in Dresden. Beim Schluß des ſiebenjährigen Kriegs ward er zum Steuerrath ernannt; welches Amt er aber nur acht Jahre bekleidete, da er den 22ſten März 1771 am Schlage ſein Leben endete. Rabener iſt eben ſo achtungswürdig als Menſch, wie als Gelehrter, und ſelbſt in ſeinen Satiren erlaubte er ſich nie Perſönlichkeiten, da ſeinen lautgeäußerten Grundſätzen nach — die

auch die rechten ſind — der Satiriker wohl die Thorheiten züchtigen, nie aber hämiſche Seitenblicke thun darf, und noch weniger ſeinen Witz an heiligen, oder durch lange Gewohnheit und altes Herkommen ehrwürdig gewordnen Dingen auslaſſen darf. In der von Schwabe 1741 herausgegebnen Monatsſchrift: Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, trat Rabener zuerſt als Satiriker auf. In der Folge bereicherte er durch ſeine Theilnahme die durch Gärtner, Cramer, A. Schlegel, Ebert, Zachariä und Gellert berühmt gewordnen bremer Beiträge. Die in beiden Zeitſchriften enthaltenen Aufſätze von Rabener füllen die erſten zwei Bände ſeiner Schriften. Der dritte erſchien 1752, betitelt: Satiriſche Briefe; 1755 der vierte, in welchem ſich neben mehrerm Andern, Anton Panſa's v. Mancha Abhandlung von den Sprüchwörtern und das Mährchen vom erſten April findet. Durch die Belagerung von Dresden (1760) gingen mehrere von Rabener zum Druck beſtimmte Papiere verloren. Nach ſeinem Tode erſchienen die von ihm geſammelten freundſchaftlichen Briefe, nebſt einer kurzen Biographie des Verfaſſers, von Chriſtian Felix Weiße (1772). Rabener behauptet als Satiriker einen bleibenden Werth. Sein reicher und echter Witz, ſein feiner Beobachtungsgeiſt, ſeine heitere Laune, ſeine leichte und anziehende Darſtellungsgabe und die correcte Eleganz ſeiner Schreibart erheben ihn über die Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, und wenn er deſſen ungeachtet gegenwärtig weniger geleſen wird, ſo liegt wohl der Grund darin, daß manches jetzt nothwendig veraltet und unpaſſend erſcheinen muß, was damals treffend und intereſſant war. Seine ſämmtlichen Schriften ſind ins Franzöſiſche und Holländiſche, einiges davon ins Engliſche, Däniſche und Schwediſche überſetzt worden.

Rabuliſten (Zungendreſcher, Ränkemacher), werden die Juriſten genannt, die ihre Kenntniſſe dazu anwenden, das Recht in Unrecht zu drehen, und durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verzögern, wenn ſie auch in der Hauptſache nichts zu ändern vermögen.

Rabutin (Roger, Graf von Buſſi), wurde 1618 zu Epiry geboren. Er war ein Enkel des Grafen François von Buſſi-Rabutin, der ſich durch ſeinen Commentaire sur les faits des guerres en la Gaulebelgique entre Henri II et l'Empereur Charles V bekannt machte. Frühzeitig diente Rabutin im Regimene ſeines Vaters mit Ruhm, und erhielt anſehnliche militäriſche Stellen. 1665 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und bald erſchien nun ſeine Histoire amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe ſehr angeſehener Damen der Welt bekannt machte. So großen Beifall dieſe Schrift im Publicum durch ihren zierlichen Styl ſowohl als durch ihren Witz fand, ſo verderblich ward ſie ihrem Verfaſſer. Ludwig XIV., der ohnedies Rabutin abgeneigt war, ließ ihn zuerſt in die Baſtille ſetzen, dann auf ſeine Güter verweiſen. Aus dieſem ihm langweiligen Exil ſchrieb Rabutin eine Menge Briefe an den König, in denen er eben keine erhabne Seele darlegt. Sie blieben aber ohne Wirkung. Aus Verdruß, und um nicht in der Welt vergeſſen zu werden, machte Rabutin nun auf Boileau's Epiſtel über den Rheinübergang Ludwigs XIV. ſatiriſche Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wieder um Verzeihung, als dieſer ſich an-

ſchickte, ihn dafür zu züchtigen. Nach 17jähriger Verweiſung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß, in die Hauptſtadt zurückkehren zu dürfen, da aber Ludwig ihn fortwährend geringſchätzig behandelte, ſo ging er bald wieder nach Chazen in ſeine Einſamkeit zurück, wo er fortan lebte, beſchäftigt mit Ausführung oft höchſt ſeltſamer Einfälle, worunter die Einrichtung einer Gemähldegallerie gehörte, beſtehend aus Zeitgenoſſinnen, deren Bildniſſe er mit oft nicht ſonderlich glücklichen ſatiriſchen Inſchriften verſah. (Millin, in ſeiner 1807 in 2 Bänden erſchienenen Reiſe in die mittäglichen Departements von Frankreich, gibt über dieſe ſonderbare Sammlung Aufſchluß.) Beſonders verfolgte er mit beißendem und hämiſchem Spott Mad. Montglat, ſeine ehemalige Geliebte, die ihn verlaſſen hatte. Er ſtarb 1693 zu Autun in einem Alter von 75 Jahren. Iſt auch ſeinen Schriften, beſonders ſeinen Memoiren, Geiſt, Witz und eleganter Styl nicht abzuſprechen, ſo war doch als Menſch Rabutin nicht achtungswerth, da er von ſeinen Talenten durchaus keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit die Triebfeder aller ſeiner Handlungen war.

Racan (Honorat de Bueil, Marquis de), geboren 1589 von einer adeligen Familie in Touraine, wurde in ſeiner Jugend, durch Einfluß des Herzogs von Bellegarde, ſeines Verwandten, als Page bei dem König von Frankreich angeſtellt. Durch den Umgang mit Malherbe erlangte er Liebe und Kenntniß der Poeſie, und machte ſich beſonders durch ſeine Hirtengedichte (Bergeries de Racan, Paris 1635, 8.) bekannt. Dieſe Schäfergedichte gehörten unter den ältern Gedichten dieſer Art, vor Segrais Zeit, zu den beſten, und ſelbſt Boileau rühmte ſie, und behauptete, daß Racan mehr Genie als Malherbe, deſſen Nachahmer er nur zu oft war, beſäße. Nachdem Racan längere Zeit Kriegsdienſte geleiſtet hatte, verheirathete er ſich, und widmete ſich ganz den Muſen. Eine Lebensbeſchreibung Malherbe's, mehrere Briefe und jene Hirtengedichte ſind die vorzüglichſten Producte ſeines Fleißes. Eine der neueſten Ausgaben ſeiner Schriften ſind die Oeuvres de Racan, welche zu Paris 1784 in 2 Duodezbänden herausgekommen ſind.

Racen der Menſchen, ſ. Menſch.

Racen der Thiere. Da bloß das, was unausbleiblich an- und fortartet, den Racenunterſchied bildet, ſo kann bei den Thieren nur **das Eigenthümliche der Geſtalt** als ſolcher angenommen werden, da bei ihnen nicht, wie beim Menſchen, die Farbe von den Alten auf die Jungen forterbt, ſondern ihr gerade oft völlig widerſprechend iſt. Dagegen iſt die charakteriſtiſche Geſtalt der verſchiedenen Racen bei den Thieren ein in ihren Zeugungen ſich fortpflanzendes ſicheres Kennzeichen, das nur durch Vermiſchung mit andern Racen nach und nach ſich verliert und in andre Formen übergeht. — Stärker wie auf den Menſchen, der auch hierin erhabner, freier über äußere Motive daſteht als das Thier, wirkt auf die Thiere der Einfluß des Clima's und der Lebensweiſe, und wenn der Menſch durch lange Zeugungen hindurch in fremden Zonen die Kennzeichen ſeiner Stammrace bewahrt, ſo ſchwinden dieſe dagegen oft ſchon in der dritten und vierten, ja ſelbſt in der zweiten und erſten Zeugung beim Thier faſt gänzlich. Aber auch bei Nichtveränderung des Aufenthalts und der angewöhnten Lebensweiſe zeigt ſich ein auffallender Gegenſatz in der menſchlichen und thieriſchen Körperbeſchaffenheit in Hinſicht auf Vererbung ihrer

Art auf ihre Nachkommen. Stets erbt das Kind die Hautfarbe ſeiner Ältern, nicht immer gerade ihre körperliche Geſtalt und Bildung; das junge Thier dagegen trägt **immer** die eigenen Körperformen ſeiner Erzeuger, nur manchmal, nicht oft ihre Farbe davon. Bei dem Thier alſo, wo keine höhere Intelligenz eintritt, prädominirt völlig die Geſtalt des Körpers; beim Menſchen, wo höhere Intelligenzen einwirken, verliert der Körper ſein entſcheidendes Übergewicht, und nur die weniger ſubſtantielle Farbe iſt es, die ihn nothwendig an ſeine Stammrace bindet.

Racine (Jean). Dieſer große, gewiſſermaßen vorzüglichſte franzöſiſche Tragiker wurde 1639 zu **Ferté-Milon** geboren und erhielt ſeine Erziehung in der Abtei **Port-Royal des Champs**. Schon hier zeigte ſich ſeine Liebe zu den Werken alter dramatiſcher Dichtkunſt, und zum Theil die Richtung, die ſein Geiſt einſt nehmen würde. Unter den griechiſchen Tragikern war **Euripides** ſein Liebling, den er mit ſolchem Heißhunger las, daß er alle ihm gewährten Freiſtunden bei und mit dieſem zubrachte. Aus der Abtei Port-Royal kam Racine in das Collegium **Harcour**, wo er ſeine Studien vollendete, und darauf mit einer, auf die Vermählung Ludwigs XIV. gedichteten Ode: La Nymphe de la Seine, ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann. Von **Colbert** unterſtützt, erwarb dieſes erſte Product ſeiner Muſe ihm vom Hofe ein Jahrgeld von 600 Livres und ein Geſchenk von 100 Louisd'or. Von nun an in Paris lebend, widmete ſich Racine ganz der Dichtkunſt, und fing an, ſein bedeutendes dramatiſches Talent zu entwickeln. 1664 erſchien ſein erſtes Trauerſpiel: La Thebaïde ou les frères ennemis, und obgleich noch weit entfernt von der in der Folge von ihm erreichten höhern Vollkommenheit, erhielt dieſes Stück damals doch vielen Beifall. Er hatte in demſelben einigermaßen ſich **Corneille** zum Vorbild genommen; bei den folgenden ging er mehr den eignen Weg. Sein **Alexander** (1666), den Corneille gerade nicht günſtig beurtheilte, fand faſt allgemeinen Beifall in Paris, der bedeutend noch geſteigert wurde, als zwei Jahre darauf ſeine **Andromache** erſchien. Von jetzt an wurde Racine von ſeinen Landsleuten faſt durchgängig dem früher unerreichbar gehaltenen **Corneille** vorgezogen, wozu hauptſächlich ſeine leichtere und wohlklingende Verſification, und die mehr in ſeinen als in Corneille's Stücken hervorſtechende Zärtlichkeit in der Liebe beitrug, die aber freilich, ſo wie die Perſonen, die Racine in ſeinen Trauerſpielen auftreten läßt, faſt ganz den Stempel ſeiner Zeit und Umgebung trägt, woher es denn kommt, daß ſeine Helden und Heldinnen, genau betrachtet, nichts anders als Franzoſen vom Hofe Ludwigs XIV. ſind; eine Bemerkung, die jedoch weder ſeinen Zeitgenoſſen noch den jetzt lebenden Franzoſen je eingefallen iſt, da, von den engen Regeln ihrer Bühne beſchränkt, ſie ſich nie zu der freiern und höhern Anſicht der Britten, Spanier und Deutſchen von dieſem Felde der Dichtung haben emporſchwingen können. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, mehreres hierüber zu ſagen, und fahren jetzt in der Erwähnung von Racinens dramatiſcher Thätigkeit und dem Eindruck, den ſie hervorbrachte, fort. Kurz nach Erſcheinung der **Andromache** war es, als Racine von dem bekannten **Demaret de St. Sarlins**, der Dichter und Seher war, oder zu ſeyn ſich einbildete, mit allen andern Theaterdichtern als ein ruchloſer Seelenvergifter aufgeſtellt wurde. Dieſe ſonderbare

Art von Beſchuldigung veranlaßte Racine zu Verfaſſung einiger Briefe, in denen er mit Feinheit und Geiſt gegen Demaret und die Geiſtlichen überhaupt ſich vernehmen ließ, die er aber auf Boileau's Rath wieder zurücknahm, wiewohl er nicht verhindern konnte, daß ſie im Publicum bekannt, und von den Jeſuiten mit beſonderm Lobe aufgenommen wurden, da ſie gegen andre Ordensgeiſtliche gerichtet waren. So ſehr beſonders Andromache gefiel, ſo entging Racine doch nicht ganz einer oft ungerechten, oft abgeſchmackten Kritik, wie das Beiſpiel des Marſchalls Crequi und des Grafen von Olonne zeigt, die traurig genug an dem letztgenannten Stücke hauptſächlich zu tadeln fanden, daß es zu romantiſch ſey. Beide unbefugte Tadler fertigte Racine mit einem Epigramm ab; einen ſchwerern Kampf hatte er aber mit St. Evremont zu beſtehn, der zu damaliger Zeit, man könnte ſagen, das Amt eines Obergeſchmacksrichters in Frankreich eben nicht zu ſeinem Ruhm verwaltete. Berenice, Britannicus, Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, Phädra, Athalie ſind die übrigen Stücke, welche Racine's Ruhm dauernd begründeten. Mit Boileau wurde Racine von Ludwig XIV. aufgefodert, die Geſchichte ſeiner Regierung zu ſchreiben; doch kam er darin nicht ſonderlich weit, und als in der Folge mißverſtandene Frömmigkeit den ſonſt ſo eifrigen Dramatiker von ſeiner Bahn abzog, auf die ihn nur das Verlangen der Frau von Maintenon wieder führte, verirrte Racine ſich in einem Stück zu einer Undramatik, von der daſſelbe (die Eſther) ein nur zu betrübtes Beiſpiel gibt, obgleich dieſes Stück gerade bei ſeinem Erſcheinen an dem damals in Frömmelei verſunkenen Hofe mit einem ganz außerordentlichen Beifall gegeben wurde. So ſchön und gleichſam ſonnenhell in der Hofgunſt Racinens Leben bisher dahin gefloſſen war, ſo ſehr trübte es ſich gegen das Ende, und der nur in der Hofluſt und Gnade ſeines Königs lebende Dichter ſtarb, man kann ſagen, am gebrochenen Herzen, da dieſes ſein Element ihm entzogen wurde; ein Schickſal, das ihm ein Auftrag der Maintenon zuzog, die ihn angetrieben hatte, eine Abhandlung zu ſchreiben, worin die Laſten des unter der Eitelkeit und Verſchwendung des vierzehnten Ludwigs ſeufzenden Volkes dargeſtellt waren, die natürlicher Weiſe nicht verfehlen konnte, den Unwillen eines Königs zu reizen, der nur an Weihrauch gewöhnt war. Racine ſtarb den 22ſten April 1699. Mit Übergehung ſeiner andern mannichfachen, aber nicht beſonders ausgezeichneten Schriften, wollen wir hier nur eine kurze Überſicht von dem zu geben ſuchen, was Racine mit Recht hohen Ruhm und Unſterblichkeit erwarb, und ihm die Anerkennung der Ausländer verſchaffte, wenn dieſe gleich nicht in das ausſchließende Lob einſtimmen können, das ſein Volk in dieſem Punkt, wir möchten ſagen, beſonders eng begränzt, ihm zollt. Keiner, wie er, hat von ſeinen Landsleuten ſeine Sprache ſo in der Gewalt gehabt; und die Anmuth und der Wohlklang ſeiner Verſe laſſen den Kritiker oft die andern mehr in dem Weſen der franzöſiſchen Dramaturgie überhaupt, als in Racine ſelbſt, begründeten Fehler überſehen. Es gehört überhaupt nicht wenige Kenntniß der franzöſiſchen tragiſchen Bühne, und der ſie ſo entſetzlich beengenden Regeln dazu, um das, was Racine leiſtete, gehörig zu würdigen; denn wenn gleich das Trauerſpiel einer der glänzendſten Punkte in der poetiſchen Literatur der Franzoſen iſt, ſo kann doch nicht verhehlt werden, daß die-

ſer glänzende Punkt auch wieder gegen die dramatiſchen Erzeugniſſe anderer neuerer Völker gehalten, manche Schattenſeite bietet, und es daher, wenigſtens für uns Deutſche, ein ſehr erfreulicher Umſchwung war, als unſre Bühne anfing, ſich loszureißen von der ſclaviſchen Nachtreterei der franzöſiſchen. Durch die in Wahrheit falſch verſtandenen und erklärten ſogenannten ariſtoteliſchen *drei Einheiten* iſt dem franzöſiſchen Trauerſpiel gleichſam ein Reifrock oder ſpaniſcher Mantel angethan worden, in dem es, mit Steifheit ſich bewegend, in den Augen aller derjenigen, die nicht von jenen mißverſtandenen drei Einheiten befangen ſind, eine Kälte erhält, von der ſelbſt das entſchiedene Dichtertalent eines Racine, Corneille u. A. es nicht hat heilen können. Es würde durchaus zu weitläuftig und den Anfoderungen an dieſen Aufſatz widerſprechend ſeyn, wollte der Verfaſſer hier aus einander ſetzen, wodurch alles das franzöſiſche Trauerſpiel zu ſolchen Feſſeln gelangte, und er begnügt ſich bloß anzudeuten, welchen Einfluß dieſe Feſſeln auf die Stücke Racine's hatten. Da unter andern verkehrten Meinungen auch die in Frankreich die Oberhand gewonnen hatte, daß die eigne Nationalgeſchichte ſowohl als die Geſchichte anderer gleichzeitigen Völker keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete — eine Meinung, die ſich durch ſich ſelbſt widerlegt — ſo war der franzöſiſche Tragiker genöthigt, den Stoff zu ſeinen Werken aus der römiſchen, griechiſchen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber ferner es eine natürliche Anfoderung bei einem Volke, wie die Franzoſen, ſeyn mußte, daß alles mit möglichſter Galanterie und Abgeſchliffenheit vorgeſtellt werde, ſo entſtand hieraus die oft uns andern mit Recht abgeſchmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die alten griechiſchen und römiſchen Heroen mit ziemlich geſchraubten Phraſen und Wendungen auftraten, und ſich vernehmbar machten, wodurch ſie denn freilich eher den Anti Chambermenſchen Ludwigs XIV. als den Siegern am Granicus und den Zerſtörern von Troja ähnlich ſahen. Was dieſe uns auffallende und widerſtrebende Unnatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der franzöſiſchen Bühne alle Lyrik, ja ſelbſt den Anſtrich der Romantik verpönte, und die dadurch entſtehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeſchichte genommenen Stoffe durch ein geſchrobenes ſpitzfindig philoſophirendes Raiſonnement zu erſetzen ſuchte, das natürlich zur Erkältung des Ganzen nicht wenig beitragen mußte; ſo wie die ängſtliche Beobachtung einer höfiſch zierlichen Anſtändigkeit nicht ſelten zu den merkwürdigſten Veränderungen in dem gegebnen Stoff Veranlaſſung gab. Der ſchöne Weg, den Corneille in ſeinem *Cid* eingeſchlagen hatte, wurde zu früh von den Franzoſen verlaſſen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche die franzöſiſche tragiſche Dramatik ſich brach, den mühſeligen Kampf, den der ewig auf einem ſehr höfiſch zugeſchnittenen Kothurn einherwandeln ſollende Dichter zu beſtehen hat, mit der hiſtoriſchen Proſa. Merkwürdig iſt hierbei noch, daß die franzöſiſche Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters ſchöne, von Liebe und Romantik umgebene Stoffe zu bearbeiten, ihnen geſtattete, der Muſelmänner ſinnlich rohes Leben ſich zum Vorwurf zu nehmen, das dann aber freilich auch franzöſirt wurde, und dadurch noch ſeltſamere Geſtalten zum Vorſchein brachte, als die eben ſo behandelte Heroenzeit der Griechen. Welchen in der That höchſt auffallenden Anblick die Helden des Alterthums auf der franzöſiſchen Bühne damals müſſen gewährt haben, erhellt ſchon daraus,

daß ſie in der zu jener Zeit üblichen Hoftracht erſchienen und überhaupt durchaus ſich ſo benahmen, daß wahrhaft mit Recht Schiller ſie, perſiflirend, mit den alten nürnberger Gemählden von Königen und Kaiſern vergleicht, die mit Krone und Scepter ſich ins Bette legen. Dieſes alles hier Geſagte ſoll aber nicht dazu dienen, Racine's gewiß der höchſten Anerkennung werthes Verdienſt herabzuſetzen, ſondern im Gegentheil muß es daſſelbe noch mehr erhöhen, wenn man bedenkt, was unter ſolchen Verhältniſſen er dennoch leiſtete. Wie ſchon bemerkt, war er unübertrefflich in wohlklingender Verſification und in Anmuth des Ausdrucks, und mit großer Kunſt iſt von ihm der wenige Spielraum, der dem franzöſiſchen Tragiker freigelaſſen war, benutzt worden zu Steigerung des Gefühls und der Handlung in ſeinen Stücken, und ſeine mitunter ſehr zarten Schilderungen der Liebe verdienen meiſterhaft genannt zu werden. Eben ſo iſt weder vor noch nach ihm die Sehnſucht und das Verlangen eines durch widerſprechende Leidenſchaften krankhaft bewegten Gemüths treffender geſchildert worden, als von ihm. Wenn in der Thebaide und dem Alexander die Anſchmiegung an ſein Vorbild, Corneille, noch ſehr ſichtbar iſt, ſo tritt er dagegen zum erſten Mal in eigner, freier Dichterkraft auf in der Andromache, die mit allen ihren Schwächen und Inconſequenzen dennoch bezeugte, was in ihm wohnte. Als am mehrſten hiſtoriſch richtige Schilderung verdient ſein Britannicus genannt zu werden, ſo wie hinwieder am mehrſten wohl dagegen Bajazeth verſtößt, ein Stück, welches unter die am wenigſten gelungnen des Dichters zu rechnen iſt. Ein gleiches Urtheil würde ſeinen Mithridat treffen, wären nicht einige Scenen und Geſtalten dieſes Trauerſpiels ſehr vollendet zu nennen. Seine Phädra iſt uns Deutſchen durch die Überſetzung und Bearbeitung Schillers näher gerückt als des Dichters andre Stücke, doch bekennen wir, daß ſowohl dieſe deutſche Phädra als die urſprüngliche von Racine das nicht ganz gewährt, was von einem ſolchen Stoff zu erwarten erlaubt iſt; ein Fall, der noch mehr bei Racine's Iphigenia eintritt, in welcher die griechiſche Heldenzeit noch geputzter und moderniſirter erſcheint als in dem erſt genannten. Von der Athalie nur dies: In dieſem Stück hat Racine den ganzen Umfang ſeiner Dichterkraft dargelegt, und gerade dieſes Stück war es, das die wenigſt günſtige Aufnahme in Frankreich gefunden hat; ein neuer Beweis von dem Mangel an wahrhaftem Gemüth unter den Franzoſen. Sein von ihm, wie oben ſchon erwähnt, auf der Frau v. Maintenon Veranlaſſung geſchriebenes Trauerſpiel Eſther mag hier um ſo weniger eine ausführliche Erwähnung finden, da es neben den bisher genannten in ſo mancher Hinſicht trefflichen Stücken keinen Platz verdient, ſondern nur zeigt, wie, obgleich mit der Athalie in Einer Zeitperiode und auf Eine Veranlaſſung geſchrieben, auch ein reicher und ſchöner Geiſt einmal ſich verirren kann. Über den Einfluß, den Racine's Stücke, ſo wie die franzöſiſche Dramaturgie überhaupt auf unſer deutſches Theater ausgeübt haben, vergl. den Art. deutſches Theater. F. G.

Racine (Louis), des Vorherigen Sohn, zu Paris 1692 geboren. Obgleich Boileau dem jüngern Racine, der ſeinen Vater früh verlor, die Beſchäftigung mit der Dichtkunſt ganz widerrieth, ſo konnte dieſer ſich dennoch nicht enthalten, Umgang mit den Muſen zu pflegen, und ſchrieb ein Gedicht: de la Grâce, das, wenn

auch nicht durch hohen Dichterſchwung, doch durch einen leichten und zierlichen Versbau ſich vortheilhaft auszeichnet. Den anfangs erwählten geiſtlichen Stand verließ der jüngere Racine, gerade ſo wie ſein Vater, ſpäterhin, und erhielt auf Verwendung ſeines Gönners, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Finanzverwaltung. Außer oben genanntem Gedicht ſchrieb Racine noch ein andres an die Religion und mehrere Oden. Erſteres wurde von J. J. Rouſſeau mit verdientem Lobe erhoben. Eine Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, ſo wie ziemlich weitſchweifige Bemerkungen über deſſen Dramen, und eine Überſetzung von Miltons verlornem Paradieſe ſind die übrigen ſchriftſtelleriſchen Productionen Racine's, der 1763 nach mehrjähriger tiefer Trauer um den Verluſt eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher in der 1755 zu Cadix Statt gehabten Überſchwemmung umgekommen war, ſtarb. Ein ſehr lobenswerther Hauptzug im Charakter von L. Racine war Beſcheidenheit und hohe Verehrung für ſeinen Vater. Man erzählt von ihm, er habe ſich einſt mahlen laſſen, mit dem Finger auf die aufgeſchlagne Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Rack (ſ. d. Art. Arak).

Racknitz (Joſeph Friedrich, Freiherr zu). Der vormalige Hofmarſchall des Churprinzen Friedrich Chriſtian von Sachſen, Gallus Maximilian, Freiherr zu Racknitz, war einer der würdigſten Männer, mit mannichfachen Kenntniſſen ausgerüſtet. Im J. 1744 am 3ten November wurde ihm ein Sohn, Joſeph Friedrich, geboren, deſſen Erziehung er aber nur zum Theil vollenden konnte, da er bereits im J. 1758 ſtarb. Seine Gattin aber, eine geborne Gräfin Flemming, eine der trefflichſten Frauen der damaligen Zeit, pflegte den ſchönen Keim ferner, der in dem hoffnungsvollen Knaben lag, und unter ihrer Leitung wuchs derſelbe zum Jüngling herauf. Welche ſchöne Anlagen ſich unter der Hand einer ſolchen Mutter entfalten konnten, läßt unter andern der Umſtand vermuthen, daß Friedrich der Einzige ſelbſt dieſe treffliche Frau ehrte und achtete, in traulichem Briefwechſel mit ihr ſtand, und noch im ſiebenjährigen Kriege, aus früherer Achtung, dem Landgute, auf dem die Familie damals lebte, beſondern Schutz angedeihen ließ. — Joſeph Friedrich, Freiherr zu Racknitz, trat nun in ſeinem 17ten Jahre in Militärdienſte, und wohnte den Feldzügen von 1761 und 1762 in der ſächſiſchen Armee bei. Nach dem hubertsburger Frieden ward er als Premierlieutenant bei der damaligen churfürſtlichen Leibgrenadiergarde angeſtellt, und 1768 zum churfürſtlich ſächſiſchen Kammerjunker ernannt. Mehr und inniger nunmehr den Muſen vertraut geworden, verließ er im Jahr 1769 die Kriegsdienſte, wurde 1774 Kammerherr, und 1790 Hausmarſchall am churf. ſächſ. Hofe. Der Verluſt ſeiner theuern Mutter machte jedoch eben auch dies Jahr zu einem der traurigſten ſeines Lebens. — Sein Landesherr gab ihm fortdauernde Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und Achtung, und ſo ernannte er ihn ſpäter zum Hofmarſchall, indem er ihm dabei das Directorium über die muſikaliſche Capelle und die beiden königlichen Theater übertrug, beförderte ihn ſodann zum Oberküchenmeiſter, und endlich 1809 zum erſten Hofmarſchall, einer der angeſehenſten Stellen, zu welcher den Mann von Kenntniſſen Anhänglichkeit und Treue führen können. — Eine liebenswürdige Dänin, die zweite Tochter des unlängſt verſtorbenen Freiherrn von Bülow, zuletzt

däniſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, auf die alle Tugenden ihres älterlichen Hauſes fortgeerbt hatten, vereinte am Altare ihre Hand mit der ſeinigen, und begründete dadurch das höchſte Glück eines thätigen, dem Vaterlande, ſo wie den Wiſſenſchaften und Künſten geweihten Lebens. — Dieſe letzte Rückſicht iſt es beſonders, welche den Namen des Freiherrn zu Racknitz dieſen Blättern einverleibt, als ein nachahmenswürdiges Beiſpiel, wie Adel der Geburt mit Adel des Herzens und Ausbildung des Geiſtes ſich vereint. Indem wir die Titel der von dem Freiherrn zu Racknitz herausgegebnen Schriften aufführen, bezeichnen wir zugleich die ſo mannichfachen Zweige des Wiſſens, welche ſein nach höherer Kenntniß dürſtender Geiſt mit Lebendigkeit, Ausdauer und Glück umfaßte. Der chronologiſchen Folge nach ſind es dieſe: 1. Briefe über Carlsbad, und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richter, 1788; 2. über Kempele's Schachmaſchine, ebendaſelbſt, 1789; 3. Schreiben an einen Freund über den Baſalt, ebendaſelbſt, 1790; 4. Briefe über die Kunſt an eine Freundin, mit Kupfern, 1792, folg. 4.; 5. Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt, Leipzig, Göſchen, 1796, 4., mit vielen Kupfern; 6. Verſuch zu Beurtheilung einiger Gemählde der königlich ſächſiſchen Gemähldeſammlung, Dresden 1811, mit Kupfern; 7. Skizze einer Geſchichte der Künſte, beſonders der Mahlerei in Sachſen, Dresden, 1812. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders das Nr. 5 aufgeführte koſtbare, von großer Beleſenheit, Beurtheilung und Geſchmack zeugende, und mit trefflichen Kupfern geſchmückte Werk aus, welches als das erſte in dieſen Unterſuchungen den Ruhm des Verfaſſers gewiß auf die Nachwelt übertragen wird. — Intereſſant ſind die verſchiedenen Sammlungen, welche der Freiherr zu Racknitz noch beſitzt, nachdem eine ſehr ausgezeichnete Reihe von Mineralien dem königl. Cabinet für Naturwiſſenſchaft vor einigen Jahren einverleibt wurde. Mit Vergnügen zeigt der liberale Beſitzer ſeine Inſectenſammlung, die Collection in- und ausländiſcher Hölzer, bedeutende Herbaria, und beſonders eine ſehr reiche Kupferſtichſammlung den gebildeten Einheimiſchen und Fremden vor, während ſeine vielfachen Kenntniſſe die Unterhaltung dabei beleben. Mit jugendlichem Feuer arbeitet der edle Greis noch im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt fort, und das Publicum hat noch manche gemeinnützige Schrift von ihm zu hoffen. Wr.

Radcliff (Miß Anna), eine in England vielgeleſene Schriftſtellerin, deren abenteuerliche Romane durch Überſetzungen auch bei uns bekannt geworden ſind. Wahrſcheinlich haben Caglioſtro's Gaukeleien in Paris den milden Flug ihres zügelloſen Hippogryphen veranlaßt. Die Blendwerke dieſes Wundermannes, Schröpfers myſtiſche Thaten in Leipzig, und mancherlei ſeltſame Begebenheiten nach Friedrichs des Großen Tode in Berlin ſcheinen auch Schillers Geiſterſeher erzeugt zu haben, deſſen Zweck rein kosmopolitiſch und höchſt wichtig war, indem gezeigt werden ſollte, in welchen Abgrund das Unweſen mancher Feinde der Menſchheit ganze Länder ſtürzen kann. Die Nachtreter Schillers, z. B. Große in ſeinem Genius, auch die Radcliff, hatten einen unbedeutendern Zweck bei ihren Schriften. Sie wollten durch ſchauerliche wunderbare Ereigniſſe und Geſtalten bloß die Phantaſie beſchäftigen, und dadurch ein ſpurlos vorübergehendes Vergnügen gewähren. Da es indeß

der Radcliff keineswegs an Erfindungs- und Darſtellungsgabe fehlt; ſo befriedigen ihre Romane: Die nächtliche Erſcheinung im Schloſſe Mazzini — Udolpho's Geheimniſſe — das Grab (wahrſcheinlich auch von ihr) u. a. m., allerdings wenigſtens Leſer, die ſich mit ſolcher Unterhaltung zu begnügen gewohnt ſind. — Übrigens läßt ſich ſchon vermuthen, daß ein ſo romanhafter Geiſt in einem weiblichen Körper auch im Leben manches Abenteuer gewagt haben werde. Allein ſowohl der Zweck dieſer Blätter, als auch die ihrem Geſchlecht ſchuldige Delicateſſe verbieten uns, ausführliche biographiſche Nachrichten von dieſer Schriftſtellerin zu geben. —dt.

Radegaſt, Redegaſt, Ridegaſt, eine altdeutſche Gottheit, die beſonders bei den Obotriten (heutigen Meklenburgern) verehrt wurde. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochſenkopf auf der Bruſt, Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

Radiren heißt, bei den Kupferſtechern, die mit einem Firniß überzogene Platte mit der Radirnadel aufritzen, und dann die ſo entblößten Stellen mit Scheidewaſſer begießen, welches alsdann, einfreſſend ins Kupfer, die verlangten Linien und Schattirungen hervorbringt (ſ. d. Art. Kupferſtechkunſt).

Radius (Halbmeſſer), iſt diejenige Linie, die vom Mittelpunkt eines Cirkels nach deſſen Umkreis gezogen wird, folglich der halbe Diameter. Die Speichen in einem Rade ſind ſolche Radii oder Halbmeſſer.

Radzivil iſt eins der älteſten fürſtlichen Häuſer in Polen, welches ſeinen Urſprung von Narimund, Großherzog von Litthauen, herleitet, und 1515 vom Kaiſer Maximilian I. auch in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Dieſes Haus beſitzt in dem Königreiche Polen, und beſonders im ehemaligen Großherzogthume Litthauen, bedeutende Herzog- und Fürſtenthümer, als Slutyk, Niewics, Birze, Dulimki, Kletzk, Olyka, Kopyl u. ſ. w. Es theilt ſich in vier Linien, von denen die der Ordinaten von Nieswicz und Olyka, der Ordinaten zu Kletzk, und der zu Birze die bekannteſten ſind. Der Fürſt Anton Heinrich, aus der kletzkiſchen Linie (geb. 10ten Juli 1775) vermählte ſich (1796) mit der Prinzeſſin Luiſe, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, und wurde im Jahre 1815 von dem Könige zum Statthalter des Großherzogthums Poſen ernannt. Er reſidirt zu Poſen.

Raffiniren heißt, in der Chemie, das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewiſſer Subſtanzen. Jedoch wird dieſer Ausdruck nicht bei allen ſolchen chemiſchen Prozeſſen gebraucht, ſondern hauptſächlich nur bei Läuterung des Zuckers, des Campfers und des Tinkels, oder rothen Borax. Eine nähere Angabe der bei jedem von dieſen Stoffen nöthigen Procedur des Läuterns findet ſich unter den Artikeln Zucker, Campfer u. ſ. w.

Raggione bedeutet ſo viel als Firma (ſ. d. Art.).

Ragocz iſt das bei Peſth gelegne Wahlfeld, wo ehedem die Ungarn unter Vorſitz ihrer Könige die Reichstage hielten.

Raguſa, ein ehemaliger kleiner Freiſtaat am adriatiſchen Meere, der im ſechsten Jahrhundert bereits ſich gründete und unter allen Stürmen der Zeit ſich erhalten hatte, bis in unſern Tagen durch die von Frankreich ausgehenden gewaltigen Erſchütterungen auch er ſein Ende erreichte. Die Religion der Bewohner des

kleinen, aus wenigen Orten und Inſelchen beſtehenden Ländchens iſt die römiſchcatholiſche, ihre Sprache ein Gemiſch von Sclavoniſch und Italieniſch. Ihre Regierungsverfaſſung, an deren Spitze ein Rector ſtand, war ariſtokratiſch. Vor ihrem Umſturz ſtand die Republik unter dem Schutz und Schirm des türkiſchen Kaiſers; jetzt gehört ſie, nachdem ſie eine Zeit lang dem franzöſiſch-italieniſchen Reiche einverleibt war, zu den an das öſterreichiſche Kaiſerhaus zurückgekommenen illyriſchen Provinzen.

Rah, Raa, wird bei Seeſchiffen die am Maſte querlaufende Stange genannt, an der das Segel befeſtigt iſt. Nach Verſchiedenheit der Segel wird ſie Fock-Rah, Beſan-Rah u. ſ. w. genannt; gewöhnlich wird mit dieſem Wort aber nur die Stange des großen Hauptſegels am Hauptmaſte bezeichnet.

Raitzen, Rätzen, oder eigentlicher Raſcier, ſind ein Volk ſlaviſchen Stammes, das in Servien und Illyrien ſeine Wohnplätze hatte, gegenwärtig aber auch ſich in Sclavonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im neunten Jahrhundert wird ihrer ſchon als eines kleinen Volksſtammes gedacht. Leopold I. nahm viele Raitzen in ſeine ungariſchen Staaten auf, wo ſie bis dahin wüſte Ländereien anbauten. Viele von ihnen ſind zur catholiſchen Kirche übergetreten und werden jetzt Unirte genannt; die, welche dem griechiſchen Ritual treu geblieben ſind, nennen ſich Altgläubige und ſtehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropoliten zu Carlowitz. Fälſchlich werden die Raitzen mitunter Griechen genannt, mit denen ſie nur zum Theil, wie bemerkt, die Religion gemein haben, durchaus aber nicht ſtammverwandt ſind.

Rajah heißen die eingebornen Stammfürſten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindoſtans regieren. Sie ſind aus der Caſte der Zſchetrins (ſ. d. Art. Caſte und Hindoſtan). Auf den oſtindiſchen Inſeln, beſonders im Innern derſelben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden ſich noch viele völlig unabhängige indiſche Stamm-Fürſten oder Rajahs.

Rakotzi oder Ragoczy, eine berühmte Familie in Siebenbürgen, die lange dies Land beherrſchte, ſich um die religöſen und politiſchen Rechte der Ungarn hochverdient, aber dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe oft ſehr furchtbar machte. Siegmund Ragoczy war aus jenem Geſchlechte der erſte Fürſt von Siebenbürgen, und ſein berühmter Sohn und Nachfolger Georg I. verband ſich im 30jährigen Kriege mit den Schweden, und errang für ſeine proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen (1645) einen Frieden, der ihnen über 90 entriſſene Kirchen und viele verlorne Freiheiten zurückgab. Er ſtarb 1618. Sein Urenkel Franz II., lebte im Privatſtande auf ſeinen Gütern bis 1697. Kaiſer Leopold I. ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich, feſt nehmen; er entwich jedoch (1701), wurde darauf geächtet, und nun beſchloß er aus Rache, die Ungarn von Öſterreichs Herrſchaft zu befreien. An der Spitze von 100,000 Mißvergnügten, die er zuſammengebracht hatte, machte er große Fortſchritte, weil der Kaiſer wegen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges keine zureichende Heeresmacht entgegenſtellen konnte. Bald war von ihm der größte Theil Ungarns und Mährens erobert, viele Feſtungen genommen, und

mit raſchem Schritte nahte er ſich den Thoren Wiens. Vergebens ſuchte Leopold den Frieden jetzt herzuſtellen, der unerſchütterliche Ragoczy foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle tolerirten Religionen in ihren Freiheiten hergeſtellt, ihm die Fürſtenwürde über Siebenbürgen zuerkannt, und ihm und ſeinen Anhängern alle confiscirten Güter ihrer Väter zurückgegeben werden ſollten. Marlboroughs und Eugens Sieg über die vereinte franzöſiſch-bayerſche Armee bei Hochſtädt ſetzte den Kaiſer in Stand, dem Fürſten Ragoczy, der noch immer Siebenbürgen nicht ganz erobern konnte, eine größere Heeresmacht entgegenzuſtellen. Aber ſchon während der Rüſtung dazu ſtarb Leopold, und ſein Sohn und Nachfolger Joſeph I. bot unter Englands und Hollands Vermittelung den Mißvergnügten vergebens den Frieden an. Öſterreichiſcher Seits wurde jetzt der Kampf mit verſtärkter Macht fortgeſetzt, und umſonſt ſuchte Ragoczy, von ſeinem Kriegsglück verlaſſen, die Pforte für ſich zu gewinnen. Verlorne Schlachten und die Peſt rieben ſein Heer auf. Neuhäuſel und andere Feſtungen, die er inne hatte, gingen über, und jetzt ließ er ſich in gütliche Unterhandlungen mit Öſterreich ein. Seine Reiſe nach Polen, wo Peter der Große war, den er für ſich gewinnen wollte, war ohne Erfolg für ihn, und man ſetzte während ſeiner Abweſenheit in Ungarn die Friedensunterhandlungen fort, die den 29ſten April 1711 zu Szathaar geendigt wurden. Den erſten Mai darauf unterſchrieben und beendigten die verſammelten Stände zu Kavol den Frieden, wodurch allen Verſchwornen gänzliche Amneſtie und Zurückgabe der eingezogenen Güter, den tolerirten Religionsparteien freie Übung des Gottesdienſtes, und der ganzen ungariſchen Nation die Herſtellung der verlorenen Freiheiten und Rechte zugeſichert wurde. Ragoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück. Er ging aus Polen nach Frankreich, und endlich nach der Türkei, wo er auf ſeinem Landgute in Rumelien (den 8ten April 1735) ſtarb. Er hat Mémoires sur les revolutions de Hongrie) (à la Haye 1738. 2 Vol. in 4. ou 6 Vol. in 12.) hinterlaſſen, die von vielem Geiſte zeugen. Das Testament politique et moral du prince Ragotzki ſoll nicht von ihm ſeyn. N. P.

Raleigh (Sir Walter) oder Ralegh, aus einer alten Familie, wurde auf einem Gute bei Bodley in Devonſhire 1552 geboren, und nachdem er auf der Univerſität Oxford, die er in ſeinem 16ten Jahre bezog, einige Zeit ſtudirt hatte, ging er nach London, um ſich in dem ſogenannten Middletemple der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Aber ſchon 1569 ging er mit den Hülfstruppen, welche die Königin Eliſabeth den Hugenotten in Frankreich ſandte, dahin, blieb dort fünf Jahre, und focht nachher mit den Niederländern gegen die Spanier. Nach ſeiner Zurückkunft nach London unternahm er 1579 mit ſeinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreiſe nach Nordamerika, die aber ohne Erfolg war. Als 1580 in Irland eine Empörung gegen die Engländer ausbrach, welche von den Spaniern mit einer Truppenlandung unterſtützt ward, bekam Raleigh eine Hauptmannsſtelle unter den Truppen des engliſchen Gouverneurs von Münſter, Grafen von Ormond, und zeichnete ſich in dieſem Kriege ſo aus, daß er ſpäterhin zum Statthalter von Cork ernannt wurde, und außerdem zur Belohnung ſeiner Dienſte große Güter in Irland erhielt. Raleigh hatte ſich zu einem vollkommenen Weltmann ausgebildet, er beſaß viel

Gewandtheit, ein ſchönes Äuſſeres, und jenen Anſtrich von Ritterlichkeit, der in Eliſabeths Augen ſo hohen Werth hatte. Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine moraſtige Stelle aufgehalten wurde, zog Raleigh ſeinen koſtbaren Mantel ab, und breitete ihn vor ihr zur Fußdecke aus. Über dieſe Galanterie freuete ſie ſich höchlich, und unſer Held verdankte der Aufopferung eines Mantels, wie man ſagte, manche ſchöne Garnitur. Als er den Herzog von Anjou, der ſich um der Königin Hand beworben hatte, aber mit einer abſchlägigen Antwort und großen Ehrenbezeugungen entlaſſen wurde, nach den Niederlanden zurück begleiten mußte, war Raleigh zugleich der Überbringer wichtiger und geheimer Botſchaften von ſeiner Königin an den Prinzen von Oranien. 1583 rüſtete er auf eigene Koſten ein Schiff aus, um ſeinen Halbbruder Gilbert auf deſſen letzter Reiſe nach Newfoundland zu begleiten; aber durch eine unter ſeinem Schiffsvolk ausgebrochene, anſteckende Krankheit, ward er genöthigt zurückzukehren. Im nächſten Jahre erhielt er ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung und Anlegung von Colonien in den noch von chriſtlichen Mächten nicht beſetzten Ländern Nordamerika's. Er rüſtete daher mit Hülfe einer Geſellſchaft ſeiner Freunde zwei Schiffe aus, welche unter den Befehlen der Capitains Barlow und Amidas dahin ſegelten, die Inſel Romoke, an der Mündung des Albamarle Fluſſes, im heutigen Nordcarolina, in Beſitz nahmen, und im Herbſte mit einigen Waaren zurückkehrten. Dieſe Reiſe machte ſich ſo gut bezahlt, daß die Geſellſchaft in dem folgenden Jahre ſchon eine Flotte von ſieben Schiffen unter dem Befehl des Richard Greenville, eines Verwandten von Raleigh, dahin ſchickte. Da aber mehrere Verſuche, dort Gold- und Silberminen zu entdecken, fehlſchlugen, und Raleigh einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens verwendet hatte, überließ er einer Compagnie ſein Patent, und behielt ſich einen Antheil an dem zu erwartenden Golde und Silber vor. Durch jene Unternehmungen ward wahrſcheinlich der Tabak zuerſt in England bekannt, und allem Vermuthen nach verdanken wir ihr noch die weit wohlthätigere Einführung der Kartoffeln, die zuerſt auf Raleighs Gütern in Irland gebauet wurden. 1584 wurde Raleigh zum Deputirten der Grafſchaft Devon erwählt, und nicht lange nachher ernannte ihn die Königin zum Ritter; eine Ehrenbezeugung, womit ſie, um ſie nicht herabzuwürdigen, eben nicht freigebig war. Noch einträglicher für unſern Ritter war aber ein Patent, wonach ihm allein im ganzen Königreiche die Befugniß ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißſcheine zu dieſem Handel zu geben. Dies war eine Art von Belohnungen, welche der Regierung Eliſabeths immer zum Vorwurfe gereichen werden. Außerdem wurden ihm noch mehr große Güter in Irland geſchenkt. 1586 wurde er zum Seneſchall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter, und zum Lord-Warden (Oberaufſeher) der Zinnbergwerke ernannt. Er ſtand ſo ſehr in Gunſt bei Eliſabeth, daß ihr erſter Liebling, der Graf von Leiceſter, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Eſſex emporhalf, um Raleigh einen Nebenbuhler zu geben. In dem Jahre vor der Erſcheinung der unüberwindlichen ſpaniſchen Flotte ward Raleigh Hauptmann der königlichen Garde, und Generallieutenant von Cornwall. In dieſer letztern Eigenſchaft hatte er die Übung der Miliz dieſer Landſchaft zu beſorgen, und zugleich war er Mitglied des Conſeils, welchem

die Sorge für die beſten Sicherheitsmittel gegen die von außen her drohende Gefahr übertragen war. Als die ſpaniſche Armada an Englands Küſten erſchien, kam er mit ſeinen eigenen Schiffen der königlichen Flotte zu Hülfe, und nahm Theil an der Beſiegung des Feindes. 1589 begleitete er den vertriebenen König von Portugal, welcher ſich wieder in den Beſitz ſeiner Staaten zu ſetzen ſuchte. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres Geheimenraths, und vermehrte die Vortheile ſeines Weinpatents noch mit einem Tonnen- und Pfundgelde von den Liqueurs. Dies letztere war in Raleighs Augen keine geringe Gunſt, denn obgleich er in mancher Rückſicht einen wirklich erhabenen Geiſt beſaß, und ruhmſüchtig, prachtliebend und freigebig war, ſo war er doch ſehr auf ſeinen Vortheil bedacht, und verſäumte keine Gelegenheit, welche ihm zur Wahrnehmung deſſelben durch ſeine Hofverbindungen dargeboten wurde. In dieſer Rückſicht war er der Königin oft ſo läſtig mit ſeinen Bitten, daß ſie ihn einmal fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu ſeyn?" „Wann Ihro Majeſtät, antwortete er, aufhören werden, eine Wohlthäterin zu ſeyn." Auch machte er ſich kein Gewiſſen, Beſtechungen zu nehmen, und er ſoll bloß von einem Lyttleton, der des Hochverraths ſchuldig befunden war, ſich zehntauſend Pfund haben bezahlen laſſen, um ihm Verzeihung auszuwirken. Selbſt Kirchengüter wußte er an ſich zu handeln, und ungeachtet all dieſer Mittel, Geld zu gewinnen, blieb er bei dem Volke eben ſo beliebt, wie bei ſeiner Königin. Nach ſeiner Rückkehr aus Portugal wurde er in Irland mit dem Dichter Spenſer bekannt, mit dem er, da er ſelbſt Dichter war, eine vertraute Freundſchaft ſchloß. Spenſer feierte ihn in einem ſeiner Geſänge unter dem Titel: Schäfer des Oceans (Shepherd of the Ocean) und erkannte es mit Dank, daß Raleigh ihn zuerſt der Königin bekannt gemacht hatte. Im Frühlinge 1592 rüſtete er in Geſellſchaft mehrerer Andere eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine ſpaniſche Flotte aufzufangen. Er wurde zum Oberbefehlshaber jener Flotte ernannt, welche aus dreizehn Schiffen beſtand, zu denen noch zwei königliche ſtießen. Bald nachdem er abgeſegelt war, ward er von der Königin zurückberufen. Er theilte jetzt ſeine Flotte in zwei Escadern, um zu kreuzen, und kehrte dann zurück, ohne daß dieſer Kreuzzug andere Folgen, als die Eroberung eines reichen ſpaniſchen Schiffes, welches einer Escader begegnete, gehabt hätte. Um Raleighs Credit zu untergraben, beſchuldigte ihn der Jeſuit Parſons des Atheismus, wozu einige freie Äußerungen des Ritters und auch ſeine Angriffe auf Kirchengüter Veranlaſſung gegeben. Die Königin ließ die Sache aber zu keiner Unterſuchung kommen; allein dadurch, daß Raleigh einen Liebeshandel mit einer ihrer Hofdamen anfing, ward das Gemüth der jungfräulichen Königin ganz gegen ihn entrüſtet, obgleich er das Fräulein heirathete. Er mußte dafür auf einige Monate ins Gefängniß wandern, und ſollte die Gegenwart der keuſchen Eliſabeth künftig meiden. Um ſich wieder in Gnade zu ſetzen, unternahm er im Februar 1595 eine Entdeckungsreiſe nach Guiana, einem Lande, welches damals noch faſt bloß aus mährchenhaften Sagen von Schiffsleuten bekannt war. Auf dieſer Reiſe nahm er die Inſel Trinidad für England in Beſitz und den dortigen ſpaniſchen Statthalter gefangen. Darauf ſegelte er mit einer Anzahl kleiner Fahrzeuge den Oronoko-Fluß hinauf, und nahm auch von dem angrän-

zenden Guiana im Namen ſeiner Königin Beſitz, welches jedoch eine bloße Förmlichkeit blieb. Indeſſen hatte er ſich hiedurch wieder in Gunſt geſetzt, und erhielt 1596 bei der Expedition gegen Cadix ein Commando unter dem Grafen Eſſex und dem Lord Effingham. Er zeichnete ſich hier durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden Jahre unter Eſſex Oberbefehl Centre-Admiral bei einer Flotte, welche zur Wegnahme der ſpaniſchen Weſtindienflotte beſtimmt war. Ein Angriff, den Raleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Eſſexs Unwillen zu, und ohne Verwendung ſeiner mächtigen Freunde würde er caſſirt worden ſeyn, obgleich ſein Angriff mit Sieg gekrönt war. Späterhin ward er zum Statthalter von Jerſey ernannt. Er zeugte in der Sache wider ſeinen großen Widerſacher, den Grafen Eſſex, deſſen Hinrichtung er auf eine ungeziemende Weiſe zu beſchleunigen ſuchte, und aus einem Fenſter des Zeughauſes mit anſah. Jacob beſtieg den Thron mit Widerwillen gegen Raleigh, weil er ihn nicht bloß als einen Feind des Grafen Eſſex, ſondern als einen Mann betrachtete, der die königliche Gewalt beſchränken wollte. Deßhalb wurde er, obgleich äußerſt höflich bei Hofe empfangen, doch ſeiner Stelle als Hauptmann der Garde beraubt, und öffentlich beſchämt. Dieſe Behandlung kränkte ſein ſtolzes Gemüth, und er nahm an einer Verſchwörung Theil, welche die Einſetzung der Lady Arabella Stuart als Königin zum Zweck hatte. Er wurde gefangen, und als Hochverräther vor Gericht geſtellt. Sein einziger Ankläger war Lord Cobham, ein Mann von unſtätem Charakter, und zugleich ein Mitverſchworner, deſſen Vorſchlägen Raleigh ſollte Gehör gegeben haben. Er zeigte in ſeiner Vertheidigung ſo viel Beredſamkeit, und führte ſo kräftige Gründe an, daß mehrere der Richter, welche höchlich gegen ihn eingenommen waren, ihn als ein unſchuldiges Opfer betrachten. Selbſt der General-Attorney (Generalfiscal), welcher den Ritter Raleigh bei dieſem Verhör mit aller der boshaften Chikane, die ihm ſein Charackter und ſein Amt erlaubten, behandelte, erſtaunte über das Todesurtheil, und erklärte, daß er ſelbſt ihn nur der Nichtangabe des Hochverraths würde ſchuldig befunden haben. Drei von den Verſchwornen wurden hingerichtet, die Vollſtreckung von Raleighs Urtheil ward aufgeſchoben und er in den Tower geſetzt. Seiner Gattin ward es auf ihre Bitte erlaubt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und ſein jüngſter Sohn wurde ihm im Tower geboren. Obgleich der Beſitz ſeiner Güter ihm geblieben war, ſo wußte ſich doch ein Liebling Jakobs eines Theils derſelben zu bemächtigen. Hier, im Gefängniſſe, ſchrieb Raleigh ſeine Weltgeſchichte (History of the World), aber die Freundſchaft des jungen Prinzen Heinrich, der ſeinem Vater Jacob höchſt ungleich war, half ihm nicht zu ſeiner Freiheit, denn Heinrich ſtarb. Erſt nach zwölfjähriger Gefangenſchaft erhielt er ſeine Befreiung. Um ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden wieder aufzuhelfen, beſchloß er eine neue Fahrt nach Guiana, wo er Goldgruben zu entdecken hoffte. Es fanden ſich viele Theilnehmer, und er erhielt einen königlichen Erlaubnißbrief dazu, ohne daß Jacob das über Raleigh geſprochene Urtheil wegen des angeblichen Hochverraths zurücknahm. Im Juli 1617 ſegelte Raleigh, der ſein ganzes Vermögen auf dieſe Ausrüſtung verwandt hatte, mit 12 Schiffen ab. Die Spanier, von ſeiner Unternehmung benachrichtigt, hatten ſich an eben der Landſeite, welche unſerm Raleigh angewieſen war, niedergelaſſen und Bergwerke angelegt. Raleigh kam

krank bei der Mündung des Oronoko an. Er ſandte den Capitain Kaimis deßhalb den Fluß hinauf, bis an eine Stadt St. Thomas, welche die Spanier erbauet hatten. Dieſe feuerten auf die Engländer, wurden aber zurückgetrieben, und nachdem Raleighs älteſter Sohn geblieben war, wurde die Stadt geplündert und verbrannt. In der Stadt ward nichts von Werth gefunden, und Raleigh verwies dem Capitain Kaimis ſein Verfahren ſo ernſtlich, daß dieſer ſich ſelbſt entleibte. Er kehrte mit ſchwerem Herzen nach England zurück, wo er im Julius 1618 zu Plymouth ankam, und auf Befehl des Königs verhaftet wurde. Vergebens ſuchte er nach Frankreich zu entkommen, er wurde nach dem Tower gebracht, und vor dem königlichen Geheimenrath verhört. Seine Berufung auf die ihm anſcheinend bewilligte Begnadigung ward verworfen, und man erlaubte ihm nicht einmal die Vertheidigung ſeines Betragens bei der letzten unglücklichen Unternehmung. Das Todesurtheil ward geſprochen, und den folgenden Tag (29ſten October 1618) an ihm vollzogen. Männlich und ſtark war ſein Betragen bei ſeiner Hinrichtung. Er hielt eine Rede an das Volk, dann ließ er ſich das Beil zeigen, unterſuchte die Schärfe deſſelben, und ſagte: es iſt eine ſcharfe Arznei, aber ein ſicheres Mittel gegen alle Übel. Als er gefragt wurde: auf welche Seite des Blocks er ſeinen Kopf hinlegen wollte, antwortete er: wenn das Herz nur rechtſchaffen wäre, ſo ſei es einerlei, wo der Kopf läge. So fiel Walter Raleigh im 66ſten Jahre ſeines Alters durch einen Urtelſpruch, der als die entehrendſte Maßregel einer verhaßten Regierung betrachtet werden kann; aber vielleicht hatte er ein ſolches Ende verdient; denn ſein politiſches und bürgerliches Leben war durch viele Fehler befleckt. Seine Schriften ſind mancherlei Inhalts, poetiſche, geographiſche, politiſche, militäriſche, philoſophiſche und geſchichtliche. Seine Poeſien aber ſind veraltet. Indeſſen bleibt doch ſeine Weltgeſchichte eins der beſten hiſtoriſchen Werke jener Zeit; ſie iſt rein, kräftig, und ohne Pedanterei geſchrieben. Die beſte Ausgabe iſt die in Folio von 1736. Von ſeinen vermiſchten Schriften (miscellaneous works) kam zu London 1748 eine Ausgabe in 2 Octavbänden heraus.

Ramaſan, oder Ramadan, der neunte Monat bei den Türken. Er tritt, da dies Volk, wie alle Mahomedaner, nach Mondjahren rechnet, alle Jahre um 11 Tage früher ein, ſo daß er innerhalb 33 Jahre alle Jahrszeiten durchläuft. In dieſem Monat haben die Mahomedaner ihr großes Faſten. Dieſes Ramaſan-Feſt, ſo wie das Beiram-Feſt, das unmittelbar hinter dem Ramaſan kommt (ſ. d. Art. Beiram), ſind die beiden größten Feſte der Völker mahomedaniſcher Religion.

Ramazzini (Bernardino), wurde 1633 zu Carpi geboren und war einer der größten Ärzte Italiens. Von Parma, wo er ſeine Studien vollendete, ging er nach Rom, um unter Rubei, einem damals berühmten Arzt, ſeine Wiſſenſchaft practiſch zu betreiben. In der Folge lebte er einige Zeit in ſeinem Geburtsort, wandte ſich aber nachher nach Modena, wo ihn Herzog Franz II. als Lehrer der Arzneiwiſſenſchaft bei der neu errichteten Akademie anſtellte. Nach achtjähriger Verwaltung dieſes Amtes folgte er einem Rufe nach Padua in gleicher Eigenſchaft, wo er ſein nützliches Leben 1714 gerade an ſeinem Geburtstage beſchloß. Seine Verdienſte waren ſo anerkannt, daß, als er in bereits ſehr vorgerückten Jahren und nach dem dadurch entſtandenen Verluſte ſeines Geſichts,

um Entlaſſung anhielt, der Senat zu Venedig ihn dringend bat zu bleiben, indem die Republik ſchon zufrieden ſey, ihn zu beſitzen und die erſte Lehrerſtelle bei ihrer Univerſität von ihm bekleidet zu ſehen. Seine mannichfachen hinterlaſſenen Schriften geben ein rühmliches Zeugniß ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit.

Ramberg (Heinrich oder Johann Heinrich), einer unſerer berühmteſten deutſchen Geſchichts- und Gattungsmahler, auch Ätzer mit der Nadel und in Aquatintamanier, geboren zu Hannover, zeigte ſchon früh bewundernswürdige Anlagen für die Kunſt, und ſein Vater, der hannöverſcher Hofrath war, ſuchte durch Unterricht in der Perſpective und der Ölmahlerei, die er dem Sohn gab, die Fähigkeiten deſſelben noch mehr auszubilden und zu entwickeln. Während einer Reiſe auf dem Harz, machte er in wenig Tagen mehr als ein Dutzend Länderzeichnungen, welche die romantiſchſten Anſichten dieſes Gebirges gewähren. Sie wurden von dem hannöverſchen Miniſter zu St. James dem Könige vorgelegt, und dieſer ließ dem jungen Ramberg das Reiſegeld nach London auszahlen, gab ihm eine Stelle in der Mahlerakademie, und ſorgte für ſeinen Unterhalt. Ramberg blieb hier 9 Jahre und vervollkommnete ſich unter Reynolds Leitung ſo ſehr in ſeiner Kunſt, daß er jeden Gegenſtand, den man von ihm verlangte, aus dem Kopf zeichnen konnte, und die geſchickteſten Kupferſtecher Englands, ein Murphy und Bartolozzi, rechneten es ſich zur Ehre an, nach Rambergs Zeichnungen ihre Platten zu beleben. Er verfertigte religiöſe Stücke für die königliche Capelle zu St. James, Schildereien für die boydellſche Shakſpeare-Gallerie und den Poetenſaal, wie auch das große Stück den Übergang Alexanders über den Granicus für Carletonhouſe, den Palaſt des Prinzen von Wales. Georg III. ſelbſt ſahe oft mit Vergnügen ſeine Geſchwindigkeit im Zeichnen mit an, und ſchickte ihn 1788 nach den Niederlanden und Italien. Umſonſt bemühte ſich der Fürſt Kaunitz ihn bei ſich zu behalten, er eilte nach dem letztern Lande, knüpfte mit dem berühmten Denon, dem jetzigen Generaldirector der franzöſiſchen Muſeen, eine innige Freundſchaft an, durchreiſ'te Oberitalien, und hielt ſich geraume Zeit in Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und der König ertheilte ihm das Diplom als Hofmahler. Wenig Zeichner und Mahler haben ſo viel gearbeitet wie er. Mehr als funfzig Kupferſtecher Englands und Deutſchlands haben der Fruchtbarkeit ſeines Pinſels nicht nachkommen können. Beſonders zeichnet ſich Ramberg in der Caricatur aus. Die Zeichnungen zu den ſämmtlichen Kupfern der Prachtausgabe von Wielands Werken ſind von Ramberg. Er ſelbſt ätzte für zwei Bände derſelben die Titelkupfer, das eine mit der Unterſchrift: Idris. Auch hat er fünf ſehr ſchöne Blättchen zu dem Taſchenbuche: St. Schütze's abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Carlsbad (Leipz. 1809. Zweite Aufl.) geliefert; und ebenfalls verdankt man ſeinen Zeichnungen die lieblichen allegoriſchen und hiſtoriſchen Kupferſtiche zu dem bekannten Taſchenbuche: Minerva (Leipz. 1809 und ff.). Ramberg iſt auch Mitglied der philotechniſchen Geſellſchaft in Paris. Über ſeine Werke, beſonders über ſeinen Zug Alexanders über den Granicus, hat man eine Schrift von J. C. Neumann, betitelt: Über Rambergs Kunſt und Kunſtwerke. (1792. 8.) L. R.

Rameau (Jean Philippe). Dieſer berühmte franzöſiſche Muſiker und Tonſetzer wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch zu-

erſt die Anfangsgründe der Tonkunſt lernte und bei einem herumziehenden Operntheater ausübte. Als er ſpäter zu Avignon kein ſonderliches Glück mit ſeiner Kunſt machte, ging er nach Italien und bildete ſich als Meiſter auf dem Clavier aus, ſo daß er hierin bald dem berühmten Marchand an die Seite geſetzt ward. Nach ſeiner Zurückkunft ins Vaterland erhielt er die Stelle eines Organiſten an der Domkirche zu Clermont, wo er aber nicht lange blieb, denn da er unterdeß Marchand hatte kennen lernen, den ſein Ruf nach Clermont gezogen hatte, ſo folgte er dieſem nach Paris und wurde ſein eifriger Schüler. Hier gab er ſein Werk über die Grundſätze der Harmonie heraus, das ſeinen Ruhm als Theoretiker in der Muſik für immer gründete. Da er gern als Operncomponiſt auftreten wollte, ſo wandte er ſich um einen Text an den Abbé Pellegrin. Dieſer gab ihm denſelben nur unter einer Caution von 500 Livres, da er, ſo hoch Rameau auch als Muſikkenner geſchätzt wurde, von ihm als Componiſten nichts Vorzügliches erwartete. Wie aber Pellegrin bei der erſten Probe des erſten Actes ſeiner Oper Hippolyte und Aricie Rameau's herrliche Muſik hörte, zerriß er die Verſchreibung, feſt überzeugt, daß ſolche Compoſition kein Stück könne fallen laſſen, und in der That machte dieſe Oper, die in einem damals völlig neuen und großen Styl geſetzt war, ein ausnehmendes Glück, trotz der elenden Verunglimpfungen von Rameau's Neidern. Von nun an wurde alles, was Rameau componirte, mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen und ſogar ſeine Oper: Zoroaſter, in Dresden ins Italieniſche überſetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem franzöſiſchen Muſikſtück wiederfahren war. Zum Capellmeiſter des Königs ernannt, und in den Adelſtand erhoben, ſollte er eben den Ordendes heiligen Michael empfangen, als ihn der Tod den 12. September 1764 übereilte. So groß Rameau's Verdienſte auch als Tonſetzer waren, ſo wurden ſie doch von den Verdienſten, die er ſich durch ſeine Werke über die Harmonie und den General-Baß erwarb, übertroffen, und mit Recht kann man ihn als den Schöpfer und Vater der neuern Muſik betrachten, der zuerſt die Grundregeln der Harmonie in der Muſik aufſtellte und entwickelte. Sein Leichnam wurde mit vielem Pomp in der Kirche zu St. Euſtach in Paris neben Lully beigeſetzt und am Tage ſeiner Beerdigung von der ganzen königlichen Capelle und der Akademie der Muſik eine Todtenmeſſe aufgeführt, zu der mehrere Stücke aus des Verſtorbenen Opern, Caſtor und Dardanus, eingerichtet worden waren.

Ramellies iſt ein Dorf bei Judoigne in Brabant, das in der Geſchichte durch den 1706 dabei erfochtenen Sieg des Herzogs von Marlborough und des holländiſchen Marſchalls Ouwerkerk über den Churfürſten Maximilian Emanuel von Bayern und den franzöſiſchen Marſchall von Villeroy im ſpaniſchen Erbfolgekrieg Berühmtheit erhalten hat.

Ramler (Carl Wilhelm), berühmt als lyriſcher Dichter und Literator, war den 25ſten Februar 1725 zu Colberg geboren, ſtudirte zu Halle, und wurde 1748 zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Cadettencorps in Berlin ernannt. Nachdem er dieſes Lehramt bis 1790 verwaltet hatte, legte er es nieder, und ward Mitdirector des Nationaltheaters in Berlin. Im Jahre 1796 zog er ſich von allen Geſchäften zurück, und ſtarb den 11ten April 1798. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, ge-

hört, daß die berliner Academien der Wiſſenſchaften und der mechaniſchen Künſte und Wiſſenſchaften ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatten. Ramler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Dichterwerken nicht ergiebigen Zeit als Lyriker auf, und knüpfte, indem er ſeinen König verherrlichte, ſeinen Ruhm an den Ruhm des größten Königs und Helden ſeines Jahrhunderts. Horaz, der in ſeinen Oden den Auguſtus preiſ't, war ihm das Muſter, dem er nachſtrebte, und wirklich finden ſich zwiſchen einzelnen Oden beider Dichter ſo große Ähnlichkeiten, daß die Nachahmung nicht zu verkennen iſt. Wir erinnern nur an die Ode auf das Auslaufen der franzöſiſchen Flotte, welcher Proteus den Untergang verkündigt (Als Galliens Pilot u. ſ. w.); wir wollen denn auch nichts dawider einwenden, daß man Ramler den deutſchen Horaz genannt hat, da dieſer als Lyriker in vielen Fällen auch wieder ein Nachahmer griechiſcher Vorbilder war; nur hüthe man ſich, die Vergleichung zwiſchen beiden weiter ausdehnen zu wollen. An lyriſcher Kraft und lebendiger Phantaſie bleibt Ramler eben ſo weit hinter Horaz zurück, als dieſer vielleicht hinter ſeinen Muſtern. Überhaupt fehlte Ramlern der aus eigner Kraft ſchaffende Dichtergenius. Dagegen beſaß er ein feines und reges Schönheitsgefühl und Sinn für Correctheit. Wo er freiwillig dem höhern Pathos entſagt, und zu mildern Empfindungen herabſteigt, befindet er ſich mehr in ſeiner Sphäre. So iſt es ihm in der ſchönen Ode an den Frieden:

Wo biſt du hingeflohn, geliebter Friede,
Zum Himmel, in dein mütterliches Land?
Haſt du dich, ihrer Streitigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

vollkommen gelungen, das Herz des Leſers mit ſanfter Wehmuth und Sehnſucht zu erfüllen. Aber auch da, wo er nicht gleiches Lob verdient, erſcheint er als ein Muſter des ſorgfältig geglätteten und correcten Ausdrucks, wodurch er ſich um unſre Sprache bleibende Verdienſte erworben hat. Den Hexameter aber und die horaziſchen Odenſylbenmaße hat er in unſrer Sprache noch ſehr unvollkommen nachgebildet. Er ging von dem Grundſatz aus, daß jedes einſylbige Wort nach Willkür kurz und lang gebraucht werden könne, ſo ſehr auch Ausſprache und Gehör dawider ſtreiten; überhaupt blieb ihm der Bau und das Weſen des antiken Verſes durchaus verborgen. Dies wird hinreichen, um den Werth ſeiner Überſetzungen aus dem Horaz, Martial, Catull, der ſappiſchen Oden u. ſ. w. zu beſtimmen. Eben ſo wenig hat er ſich den Dank der Freunde Geßners dadurch erworben, daß er die Idyllen deſſelben nach ſeiner Art in Hexameter übertrug. Auch einige Fabeln Leſſings brachte er in Verſe und nahm mit den Gedichten vieler Andern, die er in ſeine lyriſche Blumenleſe und ſeine Fabelleſe aufnahm, nicht zu billigende Veränderungen vor. Daß er dem Frühlinge ſeines Freundes Kleiſt und den Gedichten Götzens ſeine Feile angedeihen ließ, iſt von Voß in Schutz genommen worden. Von ſeinen eignen Gedichten verdienen nächſt ſeinen Oden ſeine Cantaten erwähnt zu werden, von denen der Tod Jeſu durch Graun's Muſik noch berühmter geworden iſt. Seine proſaiſchen Werke ſind eine kurzgefaßte Mythologie, und eine Schrift über allegoriſche Perſonen, zum Gebrauch für Künſtler. Außerdem lieferte er eine Überſetzung der Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von Batteux, die gegenwärtig keinen Gebrauch mehr zuläßt. Um die Wie-

dererweckung Logau's machte er ſich gemeinſchaftlich mit Leſſing verdient. Überhaupt ſtand er mit den trefflichſten Männern ſeiner Zeit, deren Achtung er mit Recht beſaß, in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und wirkte mit ihnen gemeinſchaftlich, fern von Streitigkeiten und Parteigeiſt, zum Nutzen unſrer Literatur. Nach ſeinem Tode erſchienen ſeine Gedichte in einer vollſtändigen Sammlung unter dem Titel: C. W. Ramlers poetiſche Werke, 2 Theile, Berlin 1800, 1801. M.

Rammelsberg, ein Bergrücken des Harzes, an deſſen Fuß die ehemalige freie Reichsſtadt Goslar liegt. Der Rammelsberg iſt berühmt ſeiner reichhaltigen Blei-, Kupfer- und Eiſengruben wegen. Weniger ergiebig als dieſe genannten ſind die gleichfalls in ſeinem Innern befindlichen Silbergruben. Der Sage nach ſoll der Metallreichthum dieſes Gebirges durch Kaiſer Heinrich den Vogler zufällig auf der Jagd entdeckt worden ſeyn, als ſein Pferd, von dem er abgeſtiegen war, durch Scharren mit dem Hufe einen hoch am Tage liegenden Erzgang entblößte. Einer andern Sage zufolge entdeckte zuerſt ein Waidmann, mit Namen Ramm, den innern Reichthum des Berges. Nach Wielands Lehrbuch der deutſchen Reichsgeſchichte ſoll man ſich bereits im 12ten Jahrhundert beim Grubenbau des Rammelsberges des Schießpulvers zum Sprengen des Geſteins bedient haben.

Ramſay (Andreas Michael von), ſchottiſcher Baronnet und Ritter des St. Lazarus-Ordens in Frankreich, Doctor bei der Univerſität Oxford, wurde 1686 zu Daire in Schottland aus einer jüngern Seitenlinie des alten Hauſes Ramſay geboren. Schon früh hatte er eine große Neigung zu den Wiſſenſchaften, und trieb Mathematik und Theologie mit vorzüglichem Erfolg. Im J. 1709 bekehrte ihn der berühmte Fenelon, Erzbiſchof zu Cambray, zur catholiſchen Religion. Dieſer edle Mann liebte Ramſey vorzüglich, und hatte bis zu ſeinem Tode aufrichtige Hochachtung für ſeinen Zögling. Da Ramſay ſich zeitig ſowohl in Frankreich, als in auswärtigen Ländern als Schriftſteller mit Glück bekannt machte, ſo konnte es nicht fehlen, daß hohe Häupter auf ihn aufmerkſam wurden. Im J. 1724 rief ihn Jacob III., König von England, nach Rom, um ihm die Erziehung ſeiner Söhne anzuvertrauen; Zwiſtigkeiten am Hofe nöthigten jedoch Ramſay bald, nach Frankreich zurückzukehren. Man vertraute ihm hierauf die Erziehung des Herzogs von Chateau-Thierry, und in der Folge des Prinzen von Turenne an. Beider Erziehung beſorgte er mit dem glücklichſten Erfolg. Er ſtarb am 6ten Mai d. J. 1743 zu St. Germain-en-Laye in einem Alter von 56 Jahren. Ramſay war von Charakter ein ſchätzbarer Mann; aber ſein affectirtes Weſen, die wichtige Miene, die er ſtets annahm, das allzuwenig verſteckte Beſtreben, mit ſeinem Wiſſen in Geſellſchaften ſtets, auch zur Unzeit, zu glänzen, gaben häufig Anlaß zu Spöttereien auf ihn. Seine Werke, die zwar nicht von großem Umfang ſind, aber doch von glücklichen Anlagen zeugen, ſind folgende: L'histoire de la vie et des Ouvrages de M. de Fénélon, archevêque de Cambrai, 12., eine Biographie, die dieſen edlen, gefühlvollen Menſchen und trefflichen Schriftſteller zwar liebenswürdig darſtellt, aber nicht immer mit der zur richtigen Beurtheilung des Mannes unumgänglich nöthigen Unparteilichkeit geſchrieben iſt. Ferner: Essai sur le Gouvernement civil, 12.; Le Psychomètre, ou Refle-

xions sur les différens caractères de l'esprit, par un Mylord; Les voyages de Cyrus, 1730. 4., und 2 Bde. 8. Dies letztere Werk iſt mit großer Eleganz geſchrieben, doch iſt es mit Gelehrſamkeit und Reflexionen faſt überladen. Ramſay copirte in dieſem Werke Boſſuet und Fenelon, ohne ſie anzuführen. Außer dieſen hat man von ihm einige engliſch geſchriebene Bücher: Erziehungsplan, vom Verf. der Reiſen des Cyrus, und verſchiedene Gedichte. Sein bedeutendſtes Werk iſt aber: L'histoire du Maréchal de Turenne, Paris 1735. 2 Bde. 4. Auch dieſes Werk drücken bei großen Vorzügen der Eleganz der Schreibart, der Ordnung und Präciſion doch eben ſo große Mängel; denn theils herrſcht auch hierin ein affectirtes Streben nach Reflexionen und Sentenzen; theils — und das iſt der wichtigſte Vorwurf, den man dieſem Werke von jeher gemacht hat — hat Ramſay bei der Geſchichte des Turenne mehr deſſen kriegeriſches, als deſſen bürgerliches Leben geſchildert, ja das letztere faſt ganz vernachläſſigt. — Auch exiſtirt unter Ramſay's Namen ein nach ſeinem Tode im Jahr 1749 zu Glasgow in engliſcher Sprache erſchienenes Werk: Philoſophiſche Principien der natürlichen und geoffenbarten Religion, in geometriſcher Ordnung entwickelt und erklärt, 2 Bde. 12. Da jedoch in dieſem Buche Meinungen und Anſichten vorgetragen ſind, die mit dem Glauben Fenelons und den Beſtimmungen der catholiſchen Kirche, der Ramſay treu anhing, durchaus nicht übereinſtimmen: ſo hat man wohl mit Recht gemuthmaßt, daß es entweder gar nicht von Ramſey geſchrieben ſey, oder wenigſtens nicht ſo von ihm herrühre, ſondern von Andern verändert ſey. — Endlich haben wir von Ramſay einen Discours sur le poëme épique, den man vor dem Telemach findet, und in dem der Verf. Fenelons Grundſatz, den dieſer durch ſeinen Telemach mit Glück ausführte: daß man nämlich epiſche Gedichte auch in Proſa ſchreiben könne, folgt; ein Grundſatz, den Voltaire ſo wenig billigte, daß er ihn mit der Idee verglich, ein Concert ohne Inſtrumente aufführen zu wollen. K. μ. δ.

Ramsden (J.) ein berühmter Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente. Er war im Jahr 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuchfabrikant, hatte ihn zu demſelben Geſchäfte beſtimmt, dem Ramsden auch ſich wirklich eine Zeit lang widmete. Eine Reiſe aber, die er als 20jähriger junger Mann nach London unternahm, änderte ſeinen Lebensplan. Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, deſſen Tochter er heirathete. Dollond unterrichtete ihn in der Kunſt, mathematiſche Inſtrumente zu verfertigen. Zu der guten Anweiſung kam eigenes angebornes Genie Ramsdens für dieſe Arbeiten hinzu, und ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſer bald durch ſeine Kunſt berühmt wurde. Schon im Jahr 1763 arbeitete er für die meiſten großen Künſtler in England, und ſeine Inſtrumente waren die beſten und beliebteſten. Im Jahr 1768 eröffnete er mit dem glücklichſten Erfolg einen Laden zu Heymarket, und bald darauf zu Piccadilly, wo er ſich bis zu ſeinem Tode aufhielt. Als denkender Künſtler blieb Ramsden nicht dabei ſtehen, die gewöhnlichen alten Inſtrumente mit Geſchmack und Eleganz zu verfertigen, ſondern ſein Genie, das er ſchon durch die leichte Erlernung ſeiner Kunſt bewieſen, leitete ihn auch auf neue Erfindungen. Mehrere optiſche und ſehr viele aſtronomiſche Inſtrumente ſind durch ihn glücklich verbeſſert; mehrere ganz neue erfunden. Im Jahr 1786 ward dieſer vorzügliche Künſtler Mitglied der königlichen Geſell-

ſchaft. Auch als Schriftſteller hat er ſich durch mehrere wichtige Abhandlungen, die man in den Philosophical Transactions findet, bekannt gemacht. Er ſtarb im Jahr 1800.

Ramus (Pierre), auch Pierre de la Ramée, wurde zu Luth, einem Dorfe in der Picardie, 1515 geboren, und ſchwang ſich mit dem größten Muthe aus einem ſehr niedrigen Stande bis zum Lehrer an der Univerſität zu Paris empor. Er lehrte eine geläuterte Philoſophie, und zog die Unfehlbarkeit des Ariſtoteles in Zweifel, außerdem hielt er rhetoriſche und philologiſche Vorleſungen, und erwarb ſich großen Ruhm, aber auch viele Feinde, durch die er bei der Bluthochzeit den 25ſten Auguſt 1572, als Reformirter getödtet wurde. Er reinigte beſonders die Logik von vielen Subtilitäten, ging aber darin ſo weit, daß er behauptete, ſie ſey nur eine Kunſt, geſchickt zu ſtreiten. Sein größtes Verdienſt beſteht in der Einführung einer beſſern Methode des Vortrags, wobei er ſich zur beſſern Überſicht der tabellariſchen Form bediente, und zugleich die Nothwendigkeit guter Definitionen und Eintheilungen bemerklich machte. Seine Anhänger, die Ramiſten in Schottland, England und Deutſchland, waren ihm blindlings ergeben. Zu ſeinen Hauptſchriften gehören Institutiones dialecticae libr. 3, Paris 1543. 8. und Animadversiones in Dialecticam Aristotelis lib. XX. Ibid. eod. anno, 8., wovon nachher häufige Ausgaben erſchienen ſind.

Rancé (Dom Armand Jean le Bouthillier de), zu Paris 1626 geboren. Schon in ſeiner Jugend zeigte Rancé ſo ausgezeichnete Anlagen für die ſchönen Wiſſenſchaften, daß er im 15ten Jahr unter Leitung ſeines Lehrers eine neue Ausgabe von Anakreons Gedichten, griechiſch, mit Noten, herausgab. In der Folge wurde er Chorherr an der Kirche Notre-Dame, und verließ die Bahn der ſchönen Wiſſenſchaften, einzig ſich dem Studium der Theologie ergebend, deren Doctor er 1654 wurde. Nach Vollendung ſeiner Studien überließ Rancé ſich geraume Zeit lang den Zerſtreuungen und Genüſſen der Welt, beſonders einem vorherrſchenden Hange zum weiblichen Geſchlecht, als plötzlich mit ihm eine ſeltſame, völlige Veränderung vorging. Er verließ die Hauptſtadt und den Hof, zog ſich auf ſein Gut bei Tours zurück, und fing hier das einſame beſchauliche Leben eines Mönchs an. Hiermit noch nicht zufrieden, verkaufte er bald darauf ſein Gut und ſchenkte das dafür gelöſte Geld, 300,000 Livres, an das Hotel de Dieu in Paris, er ſelbſt aber that Profeß in der Abtei von Parceigne 1664, und begab ſich ſodann in das Kloſter la Trappe vom Orden der Ciſterzienſer, deſſen Abt er ward. Da er auf ſein Anſuchen die Erlaubniß von Rom erhielt, die alte Strenge in ſeiner Abtei wieder herzuſtellen, ſo ſuchte er nun auch alle andre Ciſterzienſerklöſter zu derſelben zurückzuführen; ein Unternehmen, das aber nach vielen Verſuchen mißlang, da die Brüder des ehrwürdigen Ordens eben keine große Luſt bezeigten, ſo harten Regeln, wie die in la Trappe eingeführten, ſich zu unterwerfen. Deſto mehr gründete aber Rancé ſie in ſeinem Kloſter, das fortan der Sitz der allerſtrengſten Entſagungen aller irdiſchen Freuden und Genüſſe wurde. (Über die Einrichtung und Lebensart der Mönche von la Trappe ſ. d. Art. Trappiſtenorden.) Den Gemüthern ſeiner Untergebnen recht feſt ſeine Lehren und Anordnungen einzuprägen, ſchrieb Rancé ſeine Abhandlung über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchſtandes. Endlich auch müde des Regierens in den geweihten Mauern,

legte Rancé mit Bewilligung des Königs ſeine Stelle nieder, und übergab ſie an Dom Zozimus, der aber bald darauf ſtarb, worauf Gervaiſe ſie erhielt, auf Rancé's Betrieb aber wieder entſetzt wurde, da er die eingeführte ſtrenge Regel zu untergraben ſuchte. Im October 1700 ſtarb Rancé, noch im Tode die Regel ſeines Ordens beobachtend, auf einem Aſchenlager. Seine mannichfachen Schriften über Mönchsthum, über die Obliegenheiten der Chriſten u. ſ. w. geben Beweis von der aſcetiſchen Strenge, zu der ſein Gemüth ſich gewendet hatte. Über die Urſache der ſo plötzlichen Veränderung ſeiner Geſinnung, die ihn aus dem Hof- und Weltleben in die traurigſte, ertödtendſte Einſamkeit trieb, iſt keine völlige Gewißheit, doch ſoll nach Einigen folgende Begebenheit die Veranlaſſung geweſen ſeyn. Als er noch in Paris lebte, kehrte er einſt von einer Reiſe zurück, und eilte, ſeine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berühmte Frau v. Montbazon, aufzuſuchen. Er kommt durch eine Hintertreppe in ihr Zimmer, und findet ſtatt der Freundin — ihr blutiges Haupt in einer Schüſſel liegen. Sie war kurz vor ſeiner Rückkehr geſtorben, und man hatte ihr den Kopf abgelöſ't, da der für ſie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieſer Anblick machte den erſchütterndſten Eindruck auf Rancé, deſſen feuriges, tieffühlendes Gemüth dadurch zu einer ſo völligen Sinnesänderung geſtimmt wurde. F. G.

Rang, Rangrecht. Unter Rang verſteht man im weiteſten Sinne den Grad des Vorzugs. Der Weltweiſe regiert das Menſchengeſchlecht nach einer göttlichen Ordnung. Nur Herz und Geiſt geben in ſeinem Reiche Anſprüche auf Achtung und Ehrerbietung. Ganz anders aber iſt der aus Standesverhältniſſen entſpringende Vorzug, welcher ſich beſonders bei öffentlichen Prozeſſionen, am auffallendſten aber an den Höfen, im Eintritte in die verſchiedenen Gattungen der Zimmer und Cabinette, im Sitzen bei Tafel u.ſ.w. äußert; und, wo er geſetzlich iſt, ein Zwangsrecht erzeugt. — Die beſſern Köpfe der ältern Juriſten haben dieſe Materie in ſatiriſchen Monographien, wie Thomaſius ſein Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Mehr im Ganzen und ernſter iſt ſie zwar neuerer Zeit behandelt worden; allein kein Rechtsphiloſoph hat bis jetzt — unſerm Zeitalter zur Ehre — daran Theil genommen, daher darin ſo wenig ſichere Reſultate gefunden werden. Stößt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrecht, ſo lieſ't man daſelbſt von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern Statt findet, ſo wie vom Range der Staatsdiener. In eignen Schriften hingegen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nicht nur davon, ſondern auch von den Präcedenzverhältniſſen der niedrigſten Volksclaſſen gehandelt. Am richtigſten iſt es wohl, das Rangrecht theils dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzutheilen, und das zum erſtern gehörige, in ſo weit es die Rangverhältniſſe unabhängiger Staaten zu einander ausſpricht, als einen Theil des Völkerrechts, in ſo fern es hingegen die Rangrechte der Staatsdiener unter einander darſtellt, als einen Theil des Staatsrechts (Regierungsrechts) anzuſehen. Was nun die Rangverhältniſſe unabhängiger Staaten zu einander betrifft, ſo kann, wenn, was man jetzt faſt allgemein anzunehmen ſcheint, wahr iſt, daß außer dem Staate keine Form Rechtens möglich ſey, von einem ordentlichen Rangrechte hier nicht die Rede ſeyn. Alles, was man der Analogie nach für ein ſolches ausgibt, verſchwindet,

ſobald ein Staatshaupt dem andern den herkömmlichen oder vertragsmäßigen Vorrang nicht mehr geſtattend, ſich mit Gewalt an eine höhere Stelle ſetzt. Zu blutigen Auftritten darüber kam es einſt zwiſchen dem Abte zu Fulda und dem Biſchofe zu Hildesheim, zwiſchen Genua und Venedig. Um ſolche üble Folgen zu vermeiden, bedienen ſich die Herrſcher und ihre Geſandten folgender Mittel: 1. man kommt incognito zuſammen; 2. man nimmt geringere Charaktere an, und behält nur gewiſſe Feierlichkeiten bei; 3. man ſetzt ſich im Zimmer nicht nieder, ſondern geht bloß auf und ab. Dies geſchah auf dem Wahltage Kaiſers Leopold, als Königs von Ungarn, vor der Wahl mit dem Churfürſten von Mainz, ingleichen zwiſchen Kaiſer Joſeph I. und dem Churfürſten von Bayern; 4. man kommt nicht perſönlich zuſammen, ſondern ſchreibt ſich, wobei gewiſſe Mediateurs die Schriften wechſelsweiſe überreichen. Dieſen Weg ſchlugen die franzöſiſchen Mediateurs auf dem Congreſſe zu Bologna 1600 zwiſchen den engliſchen und ſpaniſchen Geſandten vor; 5. man wird einig, Rang und Stelle ohne weitre Ordnung zu nehmen, wie in das Conferenzzimmer oder den Verſammlungsſaal getreten wird; 6. man wählt das Sitzen an einer runden Tafel. Dies geſchah 1698 auf dem Congreſſe zu Carlowitz, wo die Geſandten des römiſchen Kaiſers, der Pforte, Rußlands, der Könige von Polen, Großbritannien und der Republik Venedig in einem runden Saale — in welchen für jeden Geſandten eine eigne Thür ging, und in deſſen Mitte eine runde Tafel ſtand, nach der jeder aus ſeinem vor dem Saale befindlichen Zelte durch ſeine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging — ſich einander becomplimentirten, und zugleich jeder ſich auf den ſeiner Thür gegenüberſtehenden Stuhl ſetzte. Eben ſo ging der kaiſerliche, der ruſſiſche und türkiſche Geſandte 1737 auf dem Congreſſe zu Nimirow durch drei beſondre Thüren in eine Art von Scheuer. Auch wird bisweilen der Rang für einzelne Fälle durchs Loos beſtimmt. Dies geſchah, als die Könige von Dänemark und Polen 1709 nach Berlin reiſ'ten. In den ältern Zeiten maßten es ſich bisweilen die Päpſte an, öffentliche Rangſtreitigkeiten nicht nur zu entſcheiden, ſondern auch allgemeine Ordnungen in dieſer Hinſicht vorzuſchreiben. Zu dieſer Anmaßung gehört die Rangordnung, welche der Ceremonienmeiſter des Papſtes P. Julius II. im J. 1504 hat bekannt machen laſſen, nie aber allgemein anerkannt worden iſt. Sie enthält folgende Ordnung: römiſcher Kaiſer, römiſcher König, die Könige von Frankreich, Spanien, Aragonien, Portugal, Sicilien, Schottland, Ungarn, Navarra, Böhmen, Polen, Dänemark, die Republik Venedig, die Herzoge von Bretagne, Burgund, die Churfürſten von Bayern, Sachſen, Brandenburg, der Erzherzog von Öſterreich, der Herzog von Savoyen, der Großherzog von Florenz, die Herzoge von Mailand, Bayern und Lothringen. Neurer Zeit hingegen hat man ſich dergleichen Einmiſchung der Päpſte ganz verbeten, und vielmehr den Grundſatz der natürlichen Freiheit einzuführen geſucht. Beſonders hat hierauf zu wirken ſich bemüht der unſterbliche König Guſtaph Adolph von Schweden. Daß jetzt der die Menſchheit ſo ſehr zierende Naturſinn auch die Staatshäupter der europäiſchen Nationen zu beſeelen angefangen hat, bezeugen die in jener Hinſicht ſo ſtill vorübergegangnen neuſten Congreſſe. — Möglich hingegen und auch nicht ganz unnöthig iſt das Zwangsrecht für die Rangverhältniſſe der Staatsdiener. Eine vorzügliche

Quelle für dieſes ſind die ſo mannichfaltigen Rangordnungen, welche aber erſt dann dieſen Namen verdienen, wenn ſie nach Art der Geſetze ordentlich publicirt worden ſind. Hofordnungen, die dem Hofmarſchall oder demjenigen, welcher ſeine Stelle vertritt, zur Nachahmung gegeben ſind, haben an ſich nie Geſetzeskraft, und dienen nur dazu, daß jener für ſeine Perſon keiner Verantwortung ausgeſetzt wird, wenn ſich jemand durch den ihm bei Hofe erwieſenen Rang beleidigt findet. Man trifft unter dieſen Rangordnungen die elendſten Machwerke, welche jeden Namen eines Geſetzes bekommen haben. Faſt alle ſind höchſt unvollſtändig, und enthalten die größten Abweichungen. So hat in einem Lande der Secretär Unteroffiziersrang, in einem andern werden die Amtleute dem Hofmarſchall, Kanzler, den Geheimenräthen und andern Hofämtern vorgeſetzt. Die churſächſiſche Rangordnung von 1571 hat ein Poet letzten Ranges in Reime gebracht. Sie fängt ſo an:

Der Premierminiſter ſprach,
Mir folgt der Obermarſchall nach;
Nach Generalfeldmarſchalls Gang
Kommt Cabinettsminiſter Rang,
Die Conferenzminiſter fein
Nehmen die fünfte Claſſe ein,
Nebſt dem Obermeiſter vom Stall,
Und auch der älteſte Hofmarſchall.

Höchſt überflüſſig iſt das Rangrecht der verſchiedenen Volksclaſſen. — Das unter den matten Nachfolgern Carls des Großen ſich ſo vielfach entfaltende Mitregierungsrecht, die in den Burgfeſten nach dem Landfrieden ſich gebildeten Kunſtvereine und das durch den Druck des Dorfadels erniedrigte Landvolk veranlaßten eine große Standesverſchiedenheit, in welcher die Wurzel des Vorzugs üppiger als je gedieh. Nach und nach fing man an, den dadurch begründeten Rang zu erzwingen, ſo daß ſich Herkommen und Gewohnheit darüber bildeten. Der Bürger nahm ſich den Rang vor dem Landmanne, der Kaufmann vor dem Handwerker, das Fräulein vor der bürgerlichen Ehefrau, ja ſelbſt der Schweinſchneider und Weinſchenke führten mit einander einſt einen Rangſtreit. Die franzöſiſche Revolution und die Auflöſung des deutſchen Reichs hat der Rang- und Titelſucht einen natürlichern und gefälligern Charakter gegeben. In Johann Chriſtian Hellbachs Handbuche des Rangrechts (Anſpach 1804) befindet ſich ein Promtuar über das beſondre Rangrecht der verſchiednen Claſſen der Beherrſcher und einzelnen Staatsunterthanen nach alphabetiſcher Ordnung. En.

Rantzau oder Ranzau iſt eine ſehr alte und anſehnliche Familie im Däniſchen, Holſteinſchen und Meklenburgiſchen, welche durch mehrere denkwürdige Perſonen berühmt geworden iſt. Sie leitet ihre Abſtammung von Cuno, einem reichen Gutsbeſitzer im Holſteinſchen her. Ein Urenkel deſſelben, Namens **Wolf**, erwarb in der alten Mark große Beſitzungen, welche das **balſamer Land** genannt wurden. Ein Enkel des letztern, **Wiprecht II.**, auch als ein großer Krieger der Vorzeit unter dem Namen des **Grafen Wiprecht von Groitzſch** berühmt, vertauſchte das balſamer Land mit der Grafſchaft Groitzſch im Meißniſchen, und Kaiſer Heinrich IV. machte ihn 1083 zum **Burggrafen von Leisnick**, und belehnte ihn auch mit der Markgrafſchaft Lauſitz. Die von ſeinem ältern Sohne abſtammenden Burggrafen von Leisnick

ſtarben 1538 aus. Der jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher ſich in ſeinem urſprünglichen Vaterlande Holſtein niedergelaſſen hatte, bauete das Stammhaus Ranzau, und iſt der Stammvater aller noch blühenden gräflichen und adeligen Linien des ranzauſchen Hauſes. Zu den übrigen denkwürdigen Perſonen dieſes Geſchlechts gehören beſonders Johann von Ranzau (geb. 1492), ein berühmter däniſcher Feldherr, der ſchon in ſeinem 13ten Jahre als Krieger ſich auszeichnete. Er machte große Reiſen, ſelbſt nach Aſien, und wurde in Jeruſalem zum Ritter geſchlagen. Als er Luthern in Worms ſeine Lehre ſo muthvoll und kräftig vertheidigen hörte, wurde er ganz für ihn eingenommen, und war nachher einer der Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark. Durch ſeine Klugheit verhalf er dem König Friedrich I. auf den däniſchen Thron, ſchlug den Widerſacher deſſelben, den abgeſetzten König Chriſtian II., der in Norwegen eingefallen war, mehrere Male, und ſtellte die Ruhe in dieſem Reiche wieder her. Kaiſer Carl V. und Franz I. von Frankreich wünſchten, als ſie mit einander Krieg führten, beiderſeits Ranzau in ihre Dienſte zu bekommen, und machten ihm große Anerbietungen; aber er blieb ſeinem Vaterlande treu, dem er allein ſeine Kräfte und ſeine Dienſte ſchuldig zu ſeyn glaubte, und ſtarb 1565. — Heinrich, Graf von Ranzau, aus demſelben Geſchlechte (geb. 1526, geſt. 1599), war Statthalter von Holſtein, und einer der eifrigſten Beförderer der Wiſſenſchaften. Er belohnte die Gelehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, ſammelte eine vortreffliche Bibliothek, die er möglichſt gemeinnützig zu machen ſuchte, und ſchrieb ſelbſt mehrere Werke über Aſtronomie und Aſtrologie, über Arzneikunde, Kriegskunſt u. ſ. w. — Joſias, Graf von Ranzau, Marſchall von Frankreich, Gouverneur von Dünkirchen, war erſt in ſchwediſchen Dienſten als General, wo er ſich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnete. 1635 kam er mit Oxenſtierna nach Paris, und ward als Feldmarſchall von Ludwig XIII. angeſtellt. Auch hier erwarb er ſich die höchſte Bewunderung durch ſein Feldherrntalent, und ſeinen perſönlichen Muth. 1636, bei der Belagerung von Dole, verlor er ein Auge durch einen Flintenſchuß, und 1640 bei der Belagerung von Arras ein Bein und eine Hand. 1642 trat er von der lutheriſchen zur catholiſchen Religion über, ward jedoch mehrere Jahre nachher auf bloßen Verdacht arretirt, aber bald wieder entlaſſen. Er ſtarb 1650 an der Waſſerſucht. Er war ein ſchöner Mann, beſaß viel Geiſt und Beredſamkeit, und verſtand alle Hauptſprachen Europa's. Seine Tapferkeit war bewundernswerth, aber er liebte den Trunk mehr, als es der Durſt heiſchte. Dadurch zog er ſich manche Unannehmlichkeiten zu. Obgleich reichlich und glänzend für ſeine Dienſte belohnt, beklagte er ſich immer über die Miniſter, und die Miniſter wieder über ihn. Durch den Krieg ſoll er ſo verſtümmelt worden ſeyn, daß er nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm, einen Fuß, eine Hand, kurz von allem, was ein Mann ſonſt doppelt hat, nur das Einfache beſaß. Deßhalb machte man ihm auch die Grabſchrift:

Du corps du grand Ranzau il n'a qu'une des parts;
L'autre moitié resta dans les plaines de Mars,
Il dispersa partout ses membres et sa gloire,
Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur.

Son sang fut en cent lieux le prix de sa victoire
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Die Grafſchaft Ranzau beſteht aus dem Hofe Neu-Ranzau, dem Marktflecken Barmſtedt, noch einem Flecken und 26 Dörfern. Der Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp verkaufte ſie 1649 an Chriſtian von Ranzau für 200,000 Thaler. Kaiſer Ferdinand beſtätigte den Kauf, und erhob den von Ranzau in den Grafenſtand, und das Amt Barmſtedt zu einer Reichsgrafſchaft, welche auch 1662 zu einem Mitſtande des niederſächſiſchen Kreiſes aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Chriſtian Detlev auf Anſtiften ſeines jüngern Bruders erſchoſſen, und dieſer zu ewiger Gefangenſchaft (worin er auch ſtarb), verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafſchaft Beſitz, und hielt ſich deßhalb zum wetterauſchen Grafencollegium. Die Schweſter der unglücklichen Grafen, eine vermählte Gräfin von Caſtell-Rüdenhauſen, erhielt von Dänemark die Herrſchaft Breitenburg. Die Grafſchaft Ranzau enthält 4½ Quadratmeilen, und ungefähr 8000 Menſchen lutheriſcher Religion. P. N.

Raphael Sanzio oder de Santi, der größte und vortrefflichſte Mahler der neuern Kunſtperiode, wurde ſeinem Vater, Giovanni Sanzio, einem nicht verdienſtloſen Künſtler zu Urbino, am Charfreitage 1483 geboren. Das ſich ſchon in jungen Jahren äußernde Kunſttalent Raphaels ſuchte ſein Vater anfangs ſo gut als möglich auszubilden; allein er ſah bald, daß ſein Unterricht einem ſo ausgezeichneten Talent nicht zureichend ſey. Durch eine, auf die Hofwand im väterlichen Hauſe von Raphael ohne fremde Beihülfe gemahlte Madonna mit dem Jeſuskind (dies Gemählde wurde ſpäter in ein Zimmer dieſes Hauſes ſammt dem Stück Wand, worauf es gemahlt war, verſetzt, und iſt noch zu ſehen) wurde der Vater von der Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte zur weitern Ausbildung ſeines Sohnes noch mehr überzeugt, und er eilte, denſelben in die Schule eines größern Meiſters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den weit und breit bekannten Pietro (Vanucchi) Perugino, deſſen Gemählde noch immer mit Bewunderung betrachtet werden. Der alte Sanzio eilt nach Perugia, findet zwar den Pietro nicht zu Hauſe, wartet aber deſſen Rückkehr aus Rom, wo derſelbe im Vatican einige Arbeiten vollendet hatte, ab. Nach einer kurzen Bekanntſchaft werden beide Künſtler bald Freunde, und Pietro gewährt den Wunſch des dringend bittenden Vaters, den jungen Raphael unter die Zahl ſeiner Schüler aufzunehmen. Der erfreute Vater eilt ſogleich nach Urbino zurück, und bringt ſeinen Sohn nach Perugia. Unter der Leitung ſeines neuen würdigen Lehrers, der den jungen Raphael liebevoll aufnahm, entwickelte ſich deſſen Talent ſchnell, er übertraf bald ſeine zahlreichen Mitſchüler, und erreichte in kurzem den Geiſt und die Behandlungsart ſeines Lehrers ſo weit, daß man Beider Werke aus dieſer Periode kaum unterſcheiden kann. Hiervon zeugen ſeine erſten Arbeiten, womit er öffentlich auftrat: die Krönung des H. Niccolo da Tolentino, und ein gekreuzigter Heiland zwiſchen zwei Engeln, ſo er für zwei Kirchen in Citta di Caſtello mahlte; ferner eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloſter St. Francesco in Perugia (gegenwärtig in Paris), ſämmtlich Arbeiten aus ſeinem 15ten bis 18ten Jahre. Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitſchülern, Pia-

turicchio, die Ausmahlung des Büchersaals im Dom zu Siena übertragen worden, und dieſer lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieſer Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte ſchon einen großen Theil der Cartons zu dieſer Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf ſeine künftige Ausbildung vom größten Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michelangelo und Leonardo da Vinci, welche von dieſen beiden größten Künſtlern damaliger Zeit auf Veranlaſſung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz gefertigt worden, öffentlich ausgeſtellt waren. Er brannte vor Begierde, ſie zu ſehen, und eilte nach Florenz. Nicht allein die gedachten Cartons ſelbſt, ſondern auch Florenz, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben ſo wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntſchaft ſo mancher jungen Künſtler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St. Gallo ꝛc. deren, ſo wie Aller, die mit ihm umgingen, Gewogenheit ſich Raphael ſchnell erwarb. Wenn auch Raphaels Geſchichtſchreiber nicht ausdrücklich davon reden, daß dieſer in Florenz die Werke der frühern großen Meiſter, eines Cimabue, Maſaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig ſtudirt habe, ſo wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan hatten, ſo iſt es doch, bei Raphaels längerm Aufenthalte in dieſer Stadt, nicht zu bezweifeln. Es leuchtet auch aus ſeinen daſelbſt verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz), ſchon von Vaſari überaus gerühmt wird. Der Tod ſeiner Ältern rief Raphael ſchnell nach Hauſe, und während er in Urbino die Erbſchaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemählde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen H. Georg, und wahrſcheinlich auch das Gegenſtück dazu, den H. Michael, ferner einen betenden Chriſtus im Garten (wahrſcheinlich ſämmtlich die in Paris befindlichen Bilder). Raphaels Liebe zu ſeiner zweiten Vaterſtadt Perugia, ließ ihn aber bald wieder dahin zurückeilen, wo er, da ſein Ruf ihm vorangegangen war, mit offnen Armen empfangen wurde. Während ſeines zweijährigen Aufenthalts in dieſer Stadt bewährte er dieſen Ruf durch mehrere Gemählde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi (gegenwärtig in Paris), eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorſtellte (jetzt im Palaſt Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemählden einen Chriſtus mit Gott dem Vater, von mehrern Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenſerkloſter, ſein erſtes Frescogemählde. Alle dieſe Arbeiten gränzen noch an den Styl ſeines Lehrmeiſters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige ſeiner ſpätern Arbeiten, zeichnen ſich aber durch Empfindung und Gemüth, beides Eigenſchaften, die der frühern Schule eigenthümlich ſind, aus. Ein großes Gemählde, das ihm von der Signora Baglioni zu mahlen übertragen worden war, fing er nicht ſogleich an, denn ſein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum andern Male nach Florenz. Hier ſetzte er ſeine Studien nach den obgedachten ältern Meiſtern eifrig fort, die Bekanntſchaft mit Fra Bartolomeo, einem Künſtler, den man Raphael faſt an die Seite ſetzen kann, leitete ihn zu feſtern Grundſätzen im Colorit, und ſo ſchritt Raphael unaufhaltſam vorwärts. Er ſcheint

auch die ganze Zeit ſeines dortigen Aufenthalts nur auf ſeine Bildung verwendet zu haben, (wenigſtens weiß man nur von einigen Portraits und dem Carton zu dem Bilde für Signora Baglioni, die er in Florenz gearbeitet hat. Er ging ſodann nach Perugia zurück, und fing ſogleich an dem letztgedachten Gemählde an, einer Grablegung (die ſpäter in den Palaſt Borgheſe nach Rom kam.) Es iſt dies ein wahres Wunderwerk der Compoſition, der Zeichnung und des Ausdrucks, deſſen Vortrefflichkeit von wenigen ſeiner ſpätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung dieſes Gemähldes ſchied Raphael für immer aus Perugia, und kehrte zum dritten Male nach Florenz, dem ſchönen und kunſtreichen, zurück, wo er faſt vier Jahre lang blieb. Aber auch diesmal mochten Studien ſeine Hauptbeſchäftigung ſeyn, wenigſtens ſind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieſer Zeit mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, nämlich die herrliche Madonna, la belle Jardinière (in Paris), und eine andre Madonne mit den Kirchenvätern (in Brüſſel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. — Der wiederholte Aufenthalt unſers Raphael zu Florenz iſt für ihn ſelbſt, ſo wie für die ganze neuere Epoche der Kunſt, von dem größten Einfluß geworden. Unter ſeines Vaters und Perugino's Leitung hatte Raphael das Mechaniſche der Kunſt erlernt, und mit dieſen unentbehrlichen Vorkenntniſſen begabt, betrat er das Athen Italiens, Florenz, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fieſole und die damals noch lebenden florentiniſchen Künſtler, mit ſeinem Lehrmeiſter in allen Theilen der Kunſt nicht nur wetteifern konnten, ſondern einige derſelben, Maſaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo, und vor allen Fra Bartolomeo, durch wohlgeordnete Compoſitionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. Hatte nun Raphael ſchon die Vorzüge der größten Meiſter ſeiner Zeit in der ganzen Romagna ſich erworben, ſo eignete er ſich nun auch alle Vorzüge der florentiniſchen Schule an. Wenn aber Raphael der florentiniſchen Schule viel zu verdanken hat, ſo hat er im Gegentheil auch ſeine Ehrfurcht für ſie ſtets an den Tag gelegt. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer ſeiner Verehrung gab er unter andern, indem er zwei Figuren von Maſaccio, welche man in der Carmeliterkirche zu Florenz noch jetzt ſehen kann, in ſeinen Logen ohne die mindeſte Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie ſie der Engel aus dem Paradieſe treibt. — Unterdeſſen hatte Papſt Julius II., der Begründer des Ruhms, den ſich Rom ſpäter in den Künſten erworben hat, durch Bramante die erſte Idee zum neuen Bau der Peterskirche und zur Verſchönerung des vaticaniſchen Palaſtes ausführen laſſen; und Bramante war die Veranlaſſung zu Raphaels, im Jahr 1508 erfolgter, Berufung nach Rom. Bei ſeiner Ankunft empfing ihn der Papſt mit ausgezeichneter Güte, die Künſtler Roms aber mit der größten Achtung. Man wieß Raphael ſogleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer neben dem großen Saal des Conſtantin, die Stanze della Segnatura genannt, an. Raphael ſtellte hier auf einer Seitenwand die Disputa oder den Streit der Kirchenväter vor. Wenn man ſeine obgedachte letzte Arbeit von größerm Umfange, die Grablegung, mit dieſem Gemählde vergleicht, ſo findet man zwiſchen beiden noch große Ähnlichkeit (die ſeine ſpätern Arbeiten nicht haben.) Nur iſt die Disputa weit vollendeter, alles Leben, Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die Abwechslung in den Cha-

rakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll Bedeutung, Seele und Geiſt. Setzen wir überhaupt für Raphaels Arbeiten mehrere Perioden feſt, wovon die erſte ſeine früheren, in Perugino's Manier noch verfertigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er nach ſeiner Ältern Tode in Urbino, Florenz u. ſ. w. vollendete; ſo bemerkt man in der Disputa den Übergang zur dritten Manier, welche in der Schule von Athen, dem zweiten Hauptgemählde in dieſem Zimmer, ſich noch beſtimmter ausſpricht. Dieſes Gemählde (dem wahrſcheinlich der Parnaß, als das dritte Hauptgemählde des Zimmers, vorhergegangen iſt) zeigt weit mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Männliches und Kräftiges. Auch gewann Raphael erſt durch die Schule von Athen den Beifall und die Gunſt des Papſtes ſo ſehr, daß dieſer die Frescomahlereien andrer Künſtler im Vatican faſt ſämmtlich vernichten ließ, um die Zimmer durch ihn verherrlichen zu laſſen. Raphael mahlte an deren Stelle in der obgedachten Stanze die allegoriſchen Figuren der Theologie, Philoſophie, Gerechtigkeit und Dichtkunſt, ferner in den Ecken des Plafonds den Fall Adams, die Sternkunde, Apoll und Marſias, und Salomo's Urtheil, ſämmtlich in Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierten Hauptwand über den Fenſtern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den K. Juſtinian, der das römiſche Recht dem Tribonian, ingleichen Gregor X., der die Decretalen einem Conſiſtorial-Advocaten übergibt, und unter denſelben Moſes, und eine bewaffnete allegoriſche Figur. Raphael hatte nun bis mit dem Jahre 1511 dieſe ſämmtlichen Arbeiten in der erſten Stanze vollendet. Ehe er die Gemählde der zweiten anfing, ſoll er nach Vaſari's Angabe mehrere, weniger bedeutende, aber vortreffliche Gemählde gearbeitet haben, den Eſaias in St. Auguſtin, al Fresco, deßgleichen al Fresco die Propheten und Sybillen in St. Auguſtin, al Fresco, deßgleichen al Fresco die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace, und ſeine bekannte Madonna de Foligno (jetzt in Paris). — Wie Raphael bisher in dem ihm eigenthümlichen orginellen Styl mit Rieſenkraft immer höher geſtiegen war, davon iſt ſein folgendes Gemählde in den Stanzen, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Beweis. Hier iſt der Styl weit ernſter, größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geiſtreicher und meiſterhafter. Dieſem folgte im Jahr 1514 unter der Regierung des neuen Papſtes, Leo X., ſein Attila, der von Rom durch Leo den Großen entfernt wird; Petri Befreiung aus dem Gefängniß; und der Plafond dieſer Stanze, Moſes im brennenden Buſch, den Bau der Arche, Iſaaks Opfer und Jacobs Traum vorſtellend. Ungefähr gleichzeitig damit ſind die Staffeleigemählde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escorial), ſeine eben ſo ſchöne Cecilia, Ezechiels Traum, unter mehrern Madonnen die Dell' Impannato (alle drei in Paris), die Kreuztragung, bekannt unter dem Namen, lo Spaſimo del Sicilia (jetzt in Madrid), Chriſtus in der Glorie von Heiligen umgeben, le cinque Santi (ebenfalls in Paris), ſodann ſein eignes Bildniß (jetzt in München), das Portrait Leo's X. (in Paris), und andere. Um dieſelbe Zeit ſoll auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erſchollenen Ruhm bewogen worden ſeyn, mit ihm wenigſtens ſchriftlich ein Freundſchaftsbündniß zu ſchließen. Dürer ſendete ihm mehrere ſeiner eigenhändig geätzten Kupferblätter und ſein Bildniß, und erhielt dagegen von Raphael eine Anzahl Zeichnun-

gen von ſeiner Hand zum Geſchenk. Jene düreriſchen Kupferblätter ſollen Raphael bewogen haben, unter ſeiner Aufſicht durch Marc-Anton ſeine Ideen in Kupfer bringen zu laſſen; und um eine deſto größere Correctheit in der Zeichnung beizubehalten, ſoll Raphael die Anlagen zu den Stichen auf deſſen Platten ſelbſt gezeichnet haben; dies hat bewirkt, daß Marc-Antons Blätter jederzeit ſo hoch geachtet worden ſind. — Nun fing Raphael die dritte Stanze im Vatican an, und zwar mit dem Incendio del Borgo, das Leo durch ſein Gebet löſcht; ein Gemählde, das durch Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, Schönheit der Formen, Wahl der Gruppirung und Mannichfaltigkeit ein Meiſterſtück der Kunſt geworden iſt. Ihm folgte die Krönung Carls des Großen, die Rechtfertigung Leo's III. bei Carl, und Leo's IV. Sieg über die Saracenen bei Oſtia, an welchen Gemählden jedoch Raphaels Schüler nach ſeinen Zeichnungen viel gearbeitet haben. Jetzt bekam Raphael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelaſſenen Logen des vaticaniſchen Palaſtes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Palaſtes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papſt genehmigt, und ihm zugleich aufgetragen, die Zeichnungen zu den Mahlereien und Stucco-Arbeiten, womit ſie verziert werden ſollten, zu fertigen. Durch Julio Romano und andre Schüler ließ Raphael die Gemählde (deren nur vier von ſeiner Hand ſind), durch Johann von Udine aber die Stuccaturen ausführen. Und ſo wurde denn durch Raphael ein Cyclus von Kunſtwerken gebildet, die für ewige Zeiten ein Vorbild für alle Künſtler ſeyn werden, und den vaticaniſchen Palaſt in ein wahres Kunſtheiligthum umgewandelt haben. Der Papſt, entzückt von der Vortrefflichkeit dieſer Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildniſſen der Heiligen und Apoſtel auf, ernannte ihn zum Oberaufſeher über alle Verſchönerungen dieſes Palaſtes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andre ausgezeichnete Arbeiten; ſo mußte er zu mehrern Paläſten, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern; er vollendete um dieſe Zeit die Madonna (des h. Sixt) für die Kirche St. Sixt zu Piacenza (gegenwärtig in Dresden), unſtreitig eins der Meiſterwerke ſeines Pinſels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in dieſem Bilde herrſchen, möchten wohl für immer unerreicht bleiben. Arbeiten aus dieſer Periode ſind ferner Raphaels großes Gemählde des h. Michael (in Paris), die Portraits der Beatrice von Ferrara, und ſeiner geliebten Fornarina, des Carondelet (jetzt in England), des Grafen Caſtiglione, der wunderſchönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). — Von letzterem ſind zwei alte treffliche Copien, die man oft für Arbeiten des Künſtlers ſelbſt hält, eine beim Graf Fries in Wien, die andre beim Mahler Wocher in Baſel, welcher nach dieſem Bilde eine überausherrliche ſchöne Copie in Mignatur gefertigt hat, die in den Beſitz des Herrn von * * * in Altona kam. — Hieher gehören auch die Frescogemählde in der Farneſina, das Leben der Pſyche in zwölf Bildern, und die Galatee vorſtellend, alle, außer dem letztgedachten, von ſeinen Schülern ausgeführt; ſodann die von jenen ſehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Pſyche, 38 an der Zahl; ingleichen die Madonna della Segiola (in Paris). Wahrſcheinlich ſpäter fertigte Raphael für Auguſtin Ghigi die Zeichnun-

gen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in St. Maria del Popolo, und für Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, welche in den Niederlanden für eins der Zimmer des Vaticans gewirkt wurden. Dieſe Tapeten wurden ſpäter alljährlich am Frohnleichnamsfeſte im Vatican ausgeſtellt, ſind aber in den neuſten Zeiten zerſtreut worden; ſieben von den Cartons kamen nach England in den Palaſt Hamptoncourt, von den übrigen haben ſich nur Bruchſtücke erhalten. Es iſt dieſer Verluſt um ſo mehr zu betrauern, da dieſelben den raphaeliſchen Stanzen in Hinſicht auf Compoſition, Hoheit des Charakters, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, der Gruppirungen, Stellungen u. ſ. w. ſogar oft vorgezogen worden ſind. Ein Auftrag, welchen Raphael jetzt erhielt, für den Papſt die vierte Stanze, den Saal Conſtantins, in Öl auszumahlen, blieb unausgeführt; Raphael hat dazu nur einige Zeichnungen, beſonders zur Schlacht des Conſtantin und Maxentius hinterlaſſen, die von Julio Romano und andern Schülern, denen man in der Folge die Vollendung übertrug, benutzt worden ſind. Von ſeiner eignen Hand ſind jedoch wahrſcheinlich die Bilder der Gerechtigkeit und Freundlichkeit in dieſem Saale. Mehrere Staffeleigemählde ſcheinen auch um dieſe Periode von Raphael verfertigt worden zu ſeyn, unter andern der Johannes in der Wüſte (von dem mehrere faſt gleich gute und einander faſt ganz ähnliche Bilder exiſtiren, nämlich in Florenz, in London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht gewiß iſt, welches von dieſen das Original iſt), ferner ſeine Madonna mit dem Chriſtkinde, das von einem Engel mit Blumen beſtreut wird (in Paris), und mehrere andre. Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes Gemählde war die Verklärung Chriſti, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche ſeines Erzbisthums Narbonne beſtimmt war, alsdann aber nach Pietro Montorio kam (jetzt ebenfalls im Muſeum zu Paris). Wenn auch der gewöhnliche Vorwurf, den man dieſem Bilde macht, „es enthalte zwei Hauptgegenſtände, und beſtehe eigentlich aus zwei Bildern,“ von mehreren Kritikern geltend gemacht worden iſt; ſo müſſen doch alle zugeben, daß dieſes Gemählde als das vollendetſte Meiſterſtück, welches die neuere chriſtliche Kunſt hervorgebracht hat, anzuſehn iſt. Die Compoſition iſt ſo edel, die Zeichnung ſo vollendet, der Ausdruck ſo erhaben und ernſt, es herrſcht in den Charakteren ſo große Mannichfaltigkeit, das Colorit, ſo weit es von Raphael herrührt, iſt ſo wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken andrer Meiſter dieſe Vorzüge in dem Maße zuſammen vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Chriſtus, in welchem dieſe Vereinigung aller Vorzüge am meiſten bewundert wird, ſoll ſeine letzte Arbeit geweſen ſeyn. Von einem heftigen Fieber ergriffen, deſſen Entſtehung den Ärzten unbekannt blieb, und durch eine falſche Curmethode geſchwächt, ſtarb der trefflichſte Künſtler in der Blüthe ſeines Lebens, 37 Jahr alt, am Jahrestage ſeiner Geburt, dem Charfreitage 1520. „Unnennbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieſer Nachricht verſank, gränzenlos die Trauer ſeiner Schüler. Dieſe verloren in ihm ihren Vater und Freund, der ſie bisher zu eignen trefflichen Werken begeiſtert, und deſſen wohlwollendes Herz das Band geweſen war, welches ſie Alle zu einem und demſelben Streben vereinigte. Seine entſeelten Überreſte wurden auf einem prächtigen Catafalk in ſeinem

Studienſaale im Angeſicht des Bildes der Verklärung öffentlich aufgeſtellt, und dann mit einer feierlichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (ſonſt Pantheon) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen ſeine Gebeine noch jetzt, bis auf ſeinen Schädel, der ſpäterhin in die Akademie St. Luca verſetzt wurde. Sein, von Carl Moratti dort aufgeſtelltes, von Naldini gefertigtes Bruſtbild nebſt einer Inſchrift des Cardinals Bembo, bezeichnen ſeine Grabſtätte.'' Alle gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern Raphael als einen höchſt gutmüthigen, zuvorkommenden, dienſtfertigen, beſcheidnen, und liebenswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern in gleicher Achtung ſtand und gleich beliebt war, an welchen beſonders ſeine Schüler mit der innigſten Anhänglichkeit gefeſſelt waren. Die Schönheit ſeiner Geſtalt, die edle, Zutrauen erweckende Bildung ſeines Geſichts nahmen einen Jeden ſchon beim erſten Anblick für ihn ein. Raphael ſtarb unverheirathet, doch war er den Frauen keineswegs abhold. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte ihm der Cardinal Bibiena den Vorſchlag gethan, ſeine Niece zu heirathen, und Raphael hatte dies auch angenommen, jedoch, wie es ſcheint, mit Widerwillen, weil er vom Papſt eine Cardinalſtelle zu erlangen hoffte. Raphaels Nachlaß fiel, ſeinem letzten Willen gemäß, an ſeine Lieblingsſchüler, Julio Romano und Franceſco Penni. Wenn man die ungemeine Anzahl von Raphaels Gemählden (ſo ſtreng man auch in Hinſicht ihrer Authenticität ſeyn mag) betrachtet, ſo glaubt man kaum, daß ein volles Menſchenleben zu Vollendung derſelben hinreichend ſey. Und dennoch hat Raphael während ſeiner kurzen Lebenszeit von 37 Jahren alles dies geleiſtet, und dadurch die Fruchtbarkeit ſeines Genies, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichſte bewährt. Bedenkt man aber überdies, daß Raphael zu einer Menge von Arbeiten, die ſeine Schüler ausführten, die Entwürfe gemacht, daß er beſonders zu den größern Gemählden, die er ſelbſt bearbeitete, vielfache Studien machte, wie die vielen Skizzen zu Madonnen, zur Schule von Athen, zum Kirchenſtreit ꝛc. beweiſen, wo er oft erſt alle Figuren nackt zeichnete, um den Wurf der Gewänder und Falten den jedesmaligen Stellungen deſto mehr anzupaſſen; bedenkt man ferner, daß ihm die Direction des Baues der Peterskirche, die Entwerfung von Planen zu Erbauung andrer Kirchen und Paläſte, und mehrere dergleichen Nebenarbeiten übertragen wurden, ſo ſteigt die Bewunderung für ſein Genie aufs höchſte. In allen einzelnen Theilen der Kunſt, der Zeichnung, dem Colorit, der Compoſition, dem Ausdruck (von denen man ſelten mehrere bei einem Künſtler vereint antrifft), war Raphael groß, in einigen derſelben unübertrefflich. Anfangs war Raphaels Zeichnung, dem Geſchmack damaliger Zeit und dem erhaltenen Unterricht gemäß, etwas ſteif und trocken; ſpäter aber, als er die Natur und Antike fleißig ſtudirt hatte, bildete er ſich aus beiden ein Ideal, das zwar nicht ſo erhaben war, als das Ideal der Griechen, allein eben wegen ſeiner Hinneigung zur Natur, zum Menſchlichen, das Gemüth des Menſchen mehr in Anſpruch nimmt, dahingegen jenes durch Hoheit imponirt. In Raphaels Mannsalter gewann ſeine Zeichnung immer mehr an Freiheit, und nun wurde Alles Leben und Bewegung in ſeinen Geſtalten. Seine Draperien ſind immer einfach, bilden vorzüglich in ſpätern Arbeiten große Maſſen, und ſind vortrefflich geworfen, ſo daß das Nackte durch ſie nicht verdeckt wird. Beſonders ſchön ſind ſeine fliegenden Ge-

wänder, und ihre Leichtigkeit iſt unübertrefflich. Im Colorit war Raphael früher ebenfalls trocken, bis er, durch Fra Bartolomeo darüber belehrt, nun einzig die Natur zu Rathe zog. Wenn Raphael es nun auch in dieſem Theile der Kunſt nicht zu Tizians und Correggio's Höhe gebracht hat, indem ſeine Färbung immer zu ſchwer und undurchſichtig erſcheint, ſo bemerkt man doch z. B. in ſeinem h. Johannes in Florenz, und der Fornarina, ingleichen ſeiner Verklärung, wie weit er es auch darin gebracht hat. Und bloß aus dieſer kann man eigentlich urtheilen, denn ſeine übrigen Werke aus ſeiner beſten Zeit ſind meiſt von ſeinen Schülern ausgeführt, höchſtens von ihm retouchirt. Die Vertheilung von Licht und Schatten verſtand Raphael ſehr wohl, allein in Hinſicht des Helldunkels hält er den Vergleich mit den obgedachten größten Coloriſten nicht aus. Die Compoſition und der Ausdruck dagegen waren es, die man als Raphaels wahres ausſchließendes Eigenthum betrachten muß, und worin er keinen würdigen Nebenbuhler gefunden hat. Raphael wählte immer den Moment der Handlung, die er darſtellen wollte, welcher am deutlichſten die Gemüthsſtimmung der handelnden Perſonen ausdrückte. Dabei war er höchſt vorſichtig, nicht mehr zu ſagen, als er ſagen wollte, nicht unnützen Kraftaufwand zu gebrauchen, nicht zu übertreiben, ſeine Bilder nicht mit unnöthigen Nebenſachen zu überhäufen; ſondern, allein mit dem darzuſtellenden Gegenſtande beſchäftigt, den handelnden Perſonen nur ſo viel Bewegung zu geben, als gerade nöthig war. Daher kommt es, daß man bei Raphael oft ganz gerade, faſt einfältige Stellungen findet, die doch ſo ſchön an ihrem Orte ſind, und ergreifen, weil ſie der Darſtellung des Innern, der Seele, ſo viel Spielraum laſſen. Die meiſten Mahler richteten und richten ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das Componiren und Gruppiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunſt; ſie wählen zuerſt ſchöne Stellungen, und betrachten dann erſt, ob ſie zu dem darzuſtellenden Gegenſtande paſſen; er dagegen überlegte erſt das Ganze der darzuſtellenden Geſchichte und den allgemeinen Charakter des Ausdrucks, ging dann zu den einzelnen Figuren, und zuletzt auf die einzelnen Theile derſelben über. So wurden Raphaels Bilder ganz Herz, Gemüth und Seele, ſo erhielten ſie eine Harmonie, nach der faſt alle andern Künſtler vergeblich geſtrebt haben. Zu ſeinen ausgezeichnetſten Schülern gehören: Julio Pipi Romano, Franz Penni, il Fattore, Polydoro Caldara di Caravagio, Benvenuto Garofalo, Johann von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo. Dieſe Künſtler, ſo wie ihre Schüler und ſpätern Nachahmer, bilden die von Raphael geſtiftete römiſche Schule, die ſich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern Schulen ausgezeichnet hat, wenn ſie auch hier und da nur als ein ſchwacher Schimmer von Raphaels Vortrefflichkeit erſcheinen. R. L.

Raſpe (Rudolph Erich), ein ausgezeichneter Schriftſteller und genauer Kenner mehrerer Sprachen, ward zu Hannover 1737 geboren, ſtudirte in Göttingen, erhielt eine Stelle bei der Bibliothek in Hannover, kam 1767 nach Caſſel als Profeſſor der Alterthümer und Aufſeher des Antiquitäten und Münzcabinets, machte einen Eingriff in das letztere und entfloh deßhalb nach England, ward eine Zeit lang bei den Bergwerken dort angeſtellt, und ſtarb zu Mucroß in Irland 1794. Er war bei manchen ſittlichen Fehlern ein

Mann von ſeltenen Talenten, ein guter Dichter, und beſaß große Kenntniß der Naturgeſchichte. Außer vielen andern Schriften iſt er Verfaſſer eines engliſchen Werks über deutſche Vulcane (An account of some german volcanos and their productions, Lond. 1776), eines kritiſchen Verſuchs über die Ölmahlerei, gleichfalls engliſch (London 1781, 4.). Auch hat er viele Überſetzungen aus dem Italieniſchen und Deutſchen, vorzüglich ins Engliſche, geliefert, z. B. J. J. Ferbers mineralogiſche Reiſen, Leſſings Nathan u. A. Beſonders verdanken wir ihm eine vollſtändige Sammlung der Oeuvres philosophiques, latines et françaises de Leibnitz, avec une préface de Kästner. Amst. et Leips. 1765. 4.

Raſtadt (Raſtadter Congreß). Raſtadt iſt eine kleine Stadt im Großherzogthum Baden, zwei Meilen von Carlsruhe, hat ungefähr 4000 Einwohner, und ſeit 1803 ein Gymnaſium für Catholiken, und war bis 1771 die Reſidenzſtadt der Markgrafen von Baden Baden. — Beſonders merkwürdig in der Geſchichte iſt Raſtadt durch zwei Friedenscongreſſe, die hier gehalten wurden. Auf dem erſten (1713) wurden hier öſterreichiſcher Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marſchall Villars die Friedensunterhandlungen angefangen, und dem ſpaniſchen Succeſſionskriege durch den am 6ten Mai 1714 unterzeichneten Frieden ein Ziel geſetzt (ſiehe auch Friedensſchlüſſe). Nach dem zwiſchen Öſterreich und Frankreich (17ten October 1797) zu Campo Formio geſchloſſenen Frieden, worin erſteres ins geheim in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und in andre, dem deutſchen Reiche nachtheilige Bedingungen hatte willigen müſſen, ward hier am 9ten December 1797 unter Preußens und Öſterreichs Mitwirkung ein Congreß zur Abſchließung eines Friedens zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche eröffnet. Erſteres machte aber zu hohe Foderungen, Öſterreich zog wieder eine Heeresmacht zuſammen, und die Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich ohne weitern Erfolg, als daß zuerſt hier die Idee der nachmals wirklich vollzogenen Verweltlichung (Säculariſation) der geiſtlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die franzöſiſchen Geſandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Bry reiſ'ten, nachdem die zur Abſchließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation ſich (23ſten April 1799) für ſuspendirt erklärt hatte, mit Päſſen des churmainziſchen Directorialgeſandten, Freiherrn von Albini, verſehen, den 28ſten April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte weit von der Vorſtadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem ſtarken Trupp Reiter in ſzekler Huſarenuniform überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, und ihre Leichname geplündert, aber Jean de Bry, obgleich verwundet, entkam wieder zurück nach Raſtadt. Ob dieſer Geſandtenmord wirklich von ſzekler Huſaren vollbracht worden, oder ob die Mörder ſich nur als ſolche verkleidet hatten, iſt ungewiß. Erwieſen und gewiß iſt aber, daß Öſterreich nicht den entfernteſten Antheil daran genommen hatte, ſondern im Gegentheil die Sache auf das Strengſte unterſuchte. Erſtlich beſchuldigten die Franzoſen den öſterreichiſchen Hof einer Theilnahme oder Anſtiftung dieſer Schandthat; darauf ſollten nach ihrer Angabe ihre eignen Directoren ſie durch verkappte Meuchelmörder haben vollbringen laſſen, welches jedoch auch unerwieſen war; endlich ſollten Emigrirte die Mörder geweſen ſeyn. Über dieſe Sache ſchwebt ein tiefes Dunkel; aber der wiener Hof

zeigte durch ſein ganzes Betragen auf eine einleuchtende Weiſe ſeine Nichttheilnahme, welche auch durch alle Umſtände beſtätigt ward.

Räthſel, die dunkle und bildliche Umſchreibung eines Gegenſtandes oder Begriffs, welcher durch Nachdenken aufgefunden werden ſoll. Dieſes Spiel des Witzes und Scharfſinnes wird um ſo vollkommner ſeyn, je ſchärfer, treffender und ungewöhnlicher der Gegenſtand bezeichnet, und je mehr zugleich dem Nachdenken überlaſſen worden. Das Räthſel darf nur auf den einzigen Gegenſtand, der gemeint iſt, paſſen, und muß in der Beſtimmtheit unbeſtimmt, und in der Unbeſtimmtheit beſtimmt ſeyn; dazu gehört, daß von den Eigenſchaften des Gegenſtandes ſo viele angegeben werden, als zu ſeiner ausſchließlichen Bezeichnung erfoderlich ſind, aber auch wieder wenig genug, um etwas zu errathen übrig zu laſſen. Gewiſſe künſtliche Arten des Räthſels ſind die Charade, der Logogryph u. ſ. w. (Man ſehe dieſe Art.).

Ratihabition iſt die Erklärung der Genehmigung einer fremden Handlung. Sie unterſcheidet ſich juriſtiſch vom Conſenſe dadurch, daß dieſer die Zuſtimmung Jemandes zu dem bloßen Wollen eines Andern enthält; jene aber nothwendig das Geſchehenſeyn einer Handlung vorausſetzt. Die Ratihabition kann ausdrücklich, d. h. durch Worte, oder factiſch durch Handlungen erklärt werden. Die letztern müſſen aber von der Art ſeyn, daß ſie keine andre Deutung als die der Genehmigung des Ratihabirenden zulaſſen.

Rationalismus (Vernunftreligion). Die Nothwendigkeit der Religion durch Vernunftgründe darzuthun, war das Streben der weiſeſten Männer der alten und neuen Zeit. Timäus, Anaxagoras, Sokrates, Cicero, Athanaſius, Philo, Bonnet, Linnée, Reimarus nahmen die Beweiſe dafür aus dem regelmäßigen, vernünftigen Gange der Natur, und folgerten daraus die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der Seele. — Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menſchliche Natur und bewieſen aus unſerm Geiſte ſelbſt den Geiſt Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie zeigten die unumſtößliche Foderung der Vernunft und poſtulirten dadurch einen Glauben an Gott und Unſterblichkeit. Die Geſchichte beweiſ't aber, daß dieſer vernünftige Glaube weder theoretiſch noch practiſch auf das Menſchengeſchlecht die gehörige Wirkung zeigte und den leichten Schritt von dem ſtreng naturaliſtiſchen Theismus zum Atheismus nicht verhindern konnte. Der Theorie des bloßen Vernunftglaubens ſetzte der Freigeiſt folgende Bedenklichkeiten entgegen. Wozu ein Gott, da die Natur ſelbſt das Geſetz ausſpricht, und du als freier Menſch dir ſelbſt Geſetze giebſt? Wozu eine künftige Belohnung, da die Belohnung der Tugend in ihr ſelbſt liegt? Wer nur des Himmels wegen gerecht handelt, iſt eben ſo verächtlich, als der nur darum nicht ſtiehlt, damit er dem Galgen entgehe. Der wahrhaft Weiſe handelt recht, weil die Vernunft das Recht gebietet; ich muß das Gute thun um des Guten willen, hörte man in allen kantiſchen Hörſälen: der Menſch iſt frei, erhaben und ſich ſelbſt Geſetzgeber im Reiche Gottes. Wozu noch die Gottheit außer der Natur und unſrer Vernunft ſuchen, da wir ſie in uns tragen, oder es ſelbſt ſind? So lange wir keine ſonnenklare Beweiſe von ihrer Exiſtenz außer uns und der Natur haben, und

uns bloß mit Glauben, Ahnen und Muthmaßen abfinden müſſen, wird ihre Unnöthigkeit immer wahrſcheinlicher bleiben. Was durch ſich ſelbſt beſtehen, und durch ſich ſelbſt gut und gerecht ſeyn kann, hat nicht nöthig, außer ſich einen gewiſſen Grund der Exiſtenz der Güte und der Gerechtigkeit zu ſuchen. Die Bedenklichkeiten gegen die practiſche Wirkſamkeit der Vernunftreligion ſind folgende: Wenn ich ein moraliſches Geſetz anerkenne, ſo muß ich auch von ſeiner möglichen Erfüllung überzeugt ſeyn. Da mir nun die Vernunftreligion nie Gewißheit, ſondern nur Muthmaßungen geben kann, ſo fehlen ihr hierdurch die nothwendigen Triebfedern zur Moralität. Bei dem Weg der Wolluſt, bei den Lockungen der Hab- und Ruhmſucht, und unter dem Sturme der Leidenſchaften, welche auch die weiſeſten Menſchen in Verſuchung führen, iſt der bloß philoſophiſche Glaube nicht ſtark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben. Wenn Philoſophen ſo oft in dieſem Kampfe erliegen, wie ſoll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk wirken? War eine poſitive und geoffenbarte Religion noch nicht im Stande, die Sittlichkeit herrſchend zu machen, wie kann es die natürliche thun? Sokrates hat gewiß das erhabenſte Syſtem davon aufgeſtellt, und es durch ſein Leben und ſeinen Tod bekräftigt, und doch haben ſich weder ſeine Schüler, noch viel weniger andere Menſchen nach ſeiner Moral gerichtet. Man hat ihn verehrt, geachtet, bewundert, aber mehr als eine ſeltene Erſcheinung auf dem Theater, denn als einen Religions- und Sittenprediger unter den Menſchen. Sein Schüler Ariſtipp und deſſen Nachfolger Epikur haben mehr practiſche Befolger ihrer Lehren gefunden, als dieſer Märtyrer, dieſer Heiland der Vernunftreligion. Auch findet man ſowohl in den Lehren des Sokrates, als in ſeinem Leben nicht undeutliche Spuren, daß ſein Glaube an göttliche Dinge mehr geſucht und erkünſtelt, als natürlich und geläufig war. Man ſieht es ihm an, daß er mehr durch die ſchreckliche Warnung des Sittenverderbniſſes, als aus dem innern göttlichen Geiſte hervorgegangen war. Er wirkte daher auch auf keinen göttlichen Geiſt. — Ein noch viel ſprechenderes Beiſpiel von dieſer practiſchen Unzuverläſſigkeit der Vernunftreligion haben wir in unſern Zeiten erlebt. Welche Mühe gaben ſich nicht Rouſſeau, Kant, Fichte, Jacobi und Schelling, nebſt der ganzen Schule der ſogenannten Theo-Philanthropen, dem reinen Vernunftglauben practiſchen Eingang in die Gemüther der Menſchen zu verſchaffen; aber auch ihre Beſtrebungen blieben fruchtlos. — Es iſt ein großer Irrthum, welcher beſonders unſer Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle Verfaſſungen, Anſtalten und Religion bloß aus den Vorſchriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verſtandes hervorgehen müſſen; dieſen Meinungen widerſpricht die ganze Weltgeſchichte, ja die beſonnene Vernunft ſelbſt, indem ſie geſchichtlich nachweiſt, daß die Zeiten der ſpeculirenden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und der Verfaſſungen ſeyen. Der Vernunftglaube oder Rationalismus iſt nun nicht allein an und für ſich in Betrachtung zu ziehen, ſondern er muß noch beſonders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernaturalismus), in welchem er ſich ſeit der Gründung des Chriſtenthums bis auf unſere Zeiten befindet, ſorgfältiger erörtert werden, weil wir in unſern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den gegen den Offenba-

rungsglauben und namentlich gegen das Chriſtenthum anſtrebenden und daſſelbe entweder ganz oder theilweiſe verdrängenden Vernunftglauben verſtehen. Die Philoſophie, welche das Weſen der Religion zu erörtern ſtrebte, leitete dadurch zugleich nothwendig die Unterſuchung über die Fähigkeit des menſchlichen Gemüths zur Religioſität ein, und aus dieſer entſtond der Streit über Rationalismus und Offenbarungsglauben. Der Rationaliſt betrachtete die Religion als etwas Inneres, durch das Äußere nur zu Erweckendes und zu Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Supernaturaliſt als etwas Äußeres, Gegebenes. In der Geſchichte dieſes Kampfes finden wir beide Theile oft im ſtrengen Gegenſatze ſich beſtreitend; von Zeit zu Zeit aber treten einige Vermittler auf und ſuchen beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube theils als reiner Gegenſatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum Theil mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglieder der chriſtlichen Kirche war, ſo kann man doch nur zwei Hauptepochen deſſelben anführen, in welchen er ein temporäres Übergewicht über den Supernaturalismus erlangt, einem großen Theil der Bekenner des Chriſtenthums für ſich gewonnen und dadurch zur vorherrſchenden Denkart in der chriſtlichen Kirche ſich erhoben hat. Im 16ten Jahrhundert waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrſchaft brachen, und im 18ten Jahrhundert Kant. Der Socinianismus, als die früher herrſchende Form des Rationalismus, konnte nicht allgemein herrſchend werden, weil der Zeitgeiſt dazu noch nicht ſo vorbereitet war, als zu den Zeiten Kants. Ehe Kant auftrat, hatten ſchon die Engländer mit ihrem Theismus und Skepticismus, die Franzoſen aber durch ihren groben Epicuräismus und ihren bloßen Vernunftglauben ſo mächtigen und das ſittliche Leben der Deutſchen ſo entnervenden Einfluß erlangt, daß es für den ſowohl durch Geld und Genusluſt, als auch durch eingebildeten Geiſtesreichthum zum Egoismus geſteigerten und geſtimmten Zeitgeiſt nur noch eines Spediteurs bedurfte, um dieſe willkommene ausländiſche Waare in Deutſchland allgemein zu verbreiten. Die höhern Stände der preußiſchen Nation (nicht das preußiſche Volk) unter der Garantie des Hofes übernahmen in Verbindung der berliner Gelehrten zur großen Freude der Hauptſtadt durch Wahlverwandtſchaft freiwillig aufgefodert, dieſen leichtfertigen Handel, nicht wähnend, daß ſie einſt ſchwer dafür büßen dürften, die erſten Verräther an dem deutſchen Glauben und dadurch an der deutſchen Treue geworden zu ſeyn. In dieſer Zeit bedurfte es für den gründlichen Deutſchen nur noch eines ernſten und tiefen Denkers, der dem herrſchend gewordenen Zeitgeiſte ſeine Sanction gab und dies war Kant ohne ſeinen Willen. Kant wollte die Gränzen der Vernunft erforſchen, um das Eitle der dogmatiſchen und das Unhaltbare der ſkeptiſchen Syſteme der Zeitphiloſophie deſto gründlicher nachzuweiſen. Kants Reſultate ſollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung zur Demuth führen; allein der egoiſtiſche Zeitgeiſt ergriff dieſe ſiegende Waffe, welche im Anfange nur gegen die dogmatiſchen und ſkeptiſchen Formen der Zeitphiloſophie mit Glück geführt wurde, und richtete ſie gegen den Offenbarungsglauben, gegen das Chriſtenthum. Es wurde nun alles Beſtehende vor den kritiſchen Richterſtuhl der Vernunft gezogen und vor allem zuerſt das dem ſkeptiſchen, groben epicuräiſchen Leben ſo läſtige Chriſtenthum. Als

man anfing in dieſem Streben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläubigen dieſe Philoſophie als Giftmiſcherin der chriſtlichen Geſellſchaft anklagten, traten mehrere als Vermittler auf und zeigten die Übereinſtimmung derſelben mit dem Chriſtenthume, Schmid, Tieftrunk, Ammon, Stäudlin und noch andere. Dieſe Bemühungen waren aber nur ängſtliche Unterhandlungen zwiſchen einer Philoſophie, die nicht nachgeben wollte, weil ſie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zutraute und zwiſchen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil ſie auf göttlicher Auctorität beruht. (übrigens darf man Kant nicht verketzern, er hat eigentlich die rechte Bahn zur Wiederkehr zum Glauben gebrochen; haben doch ſchon jetzt Jacobi und Fichte theilweiſe die Rechte des Glaubens verfochten, weil man ſich nicht mehr mit den Zweifeln des Bayle und Hume, noch mit der bloßen Vernunftkritik Kants begnügt. So wie früherhin der gröbſte Epicuräismus und die Zweifelſucht des ungläubigſten Skepticismus das Ende der alten Weltweisheit und zugleich die Verbreitung einer neuen Gottesweisheit waren, ſo wird der gleiche Zeitgeiſt unſerer Tage nur dazu dienen, das Wort Gottes zu verherrlichen.) Die genannten Vermittler hatten keine Verſöhnung bewirken können, daher der Kampf fortgeführt wurde, in der neueſten Zeit und namentlich durch Reinhards Äußerung (daß bei der Entwerfung eines ſtreng wiſſenſchaftlichen Syſtems des Lehrbegriffes des Chriſtenthums man entweder Supernaturaliſt oder Rationaliſt ſeyn müſſe, wenn Conſequenz behauptet werden ſolle, der vermittelnde Syncretismus könne gar nicht Statt finden) ſehr lebhaft erneuert. Auch hier traten mehrere Vermittler auf. Vor Reinhards Äußerung hatte ſchon der Superintendent D. Nitzſch in Wittenberg vorgeſchlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranſtaltetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatſachen, das zunächſt auf Herz und Leben, nicht auf Wiſſenſchaft berechnet war, zu betrachten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weiſe der Offenbahrung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhards erſchienen folgende Vorſchläge: a) Profeſſor Schott behauptete, man müſſe der philoſophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß geſtatten; b) Profeſſor Tzſchirner ſchlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu ſetzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die bloß durch Vernunft erkennbarer Religionswahrheiten zurückzuführen; c) der Prediger Kelle gab den Rath, die Offenbarung Gottes gläubig anzunehmen, doch ſo, daß der reine Inhalt derſelben von menſchlichen Zuſätzen erſt vermittelſt der Vernunft zu ſondern ſey; d) ein Ungenannter will beide nicht ſubordinirt, ſondern als coordinirt unter dem Begriffe Divinität vereinigen. Außer dieſen Vermittlern gibt es mehrere, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menſchen iſt, läugnen, dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Der letzte behauptet, die Offenbarung ſei entbehrlich und das Chriſtenthum als Religionslehre könne erſetzt werden durch die Vernunft, die (wenn ihr das Beſte gelänge, was ihr noch nie gelungen iſt, und die nächſten Jahrhunderte und Jahrtauſende wohl ſchwerlich gelingen wird) vielleicht die Data der Offenbarung in Vernunftanſchauungen verwandeln, aber den Vernunftanſchauungen, ohne Hülfe der Auctorität und insbeſondere ohne Hülfe des Glau-

bens an die höhere Offenbarung, nie allgemeinen Eingang in die Gemüther der Nationen, oder wenigſtens nie bleibende Herberge in derſelben würde verſchaffen können. Die Vernunft (das Geſchaffene) darf nie ein Primat über die Offenbarung des Schöpfers behaupten und an ihrem Inhalte regeln und herummeiſtern. Die Vernunft iſt zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von außen noch eine poſitive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, ſchöne, allmächtig wirkende Gotteskind zur Welt zu bringen. Wir müſſen daher der göttlichen Weisheit zutrauen, daß ſie dieſes Bedürfniß einer poſitiven Offenbarung für die Menſchheit vorhergeſehn und zeitlich dafür geſorgt habe. Da uns alſo die Vernunft über göttliche Dinge nicht ſicher ſtellen und nur Ahnungen und Glauben geben kann, ſo muß Gott, wenn er iſt, ſeine Religion auf außerordentlichen Wegen kund machen. Eine echte, wirkſame Religion muß eine poſitive, eine geoffenbarte ſeyn; der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch ſeine göttliche Kraft eine poſitive überzeugung. Daher finden wir auch bei allen poſitiv Gläubigen ſowohl in ihren Meinungen als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuverſicht, eine Feſtigkeit, eine Beſtimmtheit, welche noch keine Vernunftreligion hervorbringen konnte; (ſolche Wirkungen ſind die ſicherſten Beweiſe für die Göttlichkeit einer Offenbarung). Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Sokrates gibt uns die Heiligen- und Kirchengeſchichte tauſend Beiſpiele des herrlichſten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates in Plato's Geſprächen durch geſuchte Wendungen und weit hergeholte Inductionen ſeinen Schülern die Exiſtenz Gottes und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele erſt mühſam darthun muß, ſo ſpricht Moſes als ein von Gott Geſandter nur mit wenigen Worten: ich bin der Herr dein Gott, du ſollſt keine fremden Götter neben mir haben; und ſogleich verläßt ein ganzes Volk ſeinen Götzen, und fällt anbetend auf die Knie nieder. So wirkſam auf Meinung und Handlung iſt eine geoffenbarte Religion und Gott ſollte als Vater der Liebe uns das kräftigſte Mittel unſrer Erziehung nicht gegeben haben? Eine Religionslehre beſteht nicht, wie ein philoſophiſches Syſtem, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, ſondern eben dadurch beurkundet ſie ihre Göttlichkeit, daß ſie aus Myſterien, Glaubensartikeln und Symbolen zuſammengeſetzt iſt; denn wenn Gott ſich und ſeine Religion den Menſchen offenbaren wollte, wie ſie an ſich ſind, ſo müßte er ſie alle in Götter verwandeln. Ob nun ſchon die Ideen von göttlichen Dingen über die Gränzen unſrer Vernunft gehen, ſo darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieſer oder der reinen Moral offenbar widerſpricht. Wenn alſo, wie z. B. in den chriſtlichen Glaubensſymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlöſung des Menſchengeſchlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle geſprochen wird, ſo überſteigen dieſe Glaubensſätze freilich die Gränzen der Vernunft; allein da wir durch die Unterſuchungen und Nachforſchungen mehrerer Philoſophen, z. B. Sokrates, Plato, Leibnitz und Kant, ſelbſt in unſrer Vernunft ſchon Ahnungen davon finden, ſo können ſie doch nicht, als gegen die Vernunft ſtreitend, verworfen werden, ohne deßhalb bloße Vernunftreligion zu ſeyn. Nichts Äußeres können wir begreifen ohne das Innere, zumal geiſtige Erſcheinungen, vermögen wir nur aus

unſerm eignen geiſtigen Leben zu verſtehn. Keine Sprache verſtehen wir ohne die allgemeine Grammatik, die nur in uns ſelbſt liegt, keinen Denker ohne die allgemeine Logik; die Kunſt beſteht hier alſo darin, das Beſondre aus dem Allgemeinen zu deuten, ohne es doch in dieſes aufzulöſen. Die Möglichkeit einer Offenbarung im gewöhnlichen Sinne zugeſtanden, ſo muß doch im Menſchen ein Vermögen liegen, dieſelbe aufzufaſſen. Ja, er muß auch die Kraft haben, Religion in ſich zu erzeugen; denn noch ehe die göttliche Offenbarung in die Welt getreten war, haben die Völker ihre Religion, wenn gleich unrein, gehabt; und noch jetzt, fern vom Lichte des Chriſtenthums, mitten im Dunkel der Wildheit, finden wir die ſchwächern oder ſtärkern Schimmer des religiöſen Glaubens. Wie man dieſe Anlage zur Religioſität auch nennen möge, natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachdenkenden, gebildeten Proteſtanten darüber ins Klare zu kommen, und die in aller Menſchenvernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen Lehre Chriſti zu vergleichen, ob zwiſchen ihnen Widerſtreit ſey oder Übereinſtimmung. Es gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum Beſondern; im Chriſtenthume erſcheint das Allgemeine und Ewige der Religion, zwar in der größten Reinheit und Vollkommenheit, aber in einer beſondern Geſtaltung. Die Kunſt der echten Schriftauslegung, ſo wie der ganzen hiſtoriſchen Theologie wird ſeyn, das Allgemeine im Beſondern zu finden, und dieſes aus jenem zu verſtehn; wo hie und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten des Herrn und ſeines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Vernunft vertraut iſt, wird in den Geiſt des Chriſtenthums eindringen können. Der Einwurf, daß ſo das Göttliche und Ewige dem menſchlichen Urtheile unterworfen, und unter die Herrſchaft des Verſtandes geſtellt werde, beruht auf einem Mißverſtändniß. Der Verſtand ſoll ja nicht die ewigen Wahrheiten der Religion erfinden und ſchaffen, ſondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der Glaube iſt von Gott, er iſt das geiſtige Band, das uns mit der unſichtbaren Welt verbindet, und über uns ſelbſt emporzieht. Der Menſch kann nichts davon und nichts dazu thun; aber er vermag nicht nur deſſen geheimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen, ſondern auch ſich deſſelben in klarer Selbſtanſchauung bewußt zu werden. Dem Menſchen iſt ein inneres Auge gegeben, durch welches, wenn er die verſchiedene Thätigkeit und Lebensäußerungen des Gemüthes verfolgt, in der Tiefe des innern Lebens den Quell entdecken wird, aus welchem jene himmliſche Flamme, die alles erwärmt und erleuchtet, hervorbricht. Entdecken wird er ſie, aber nicht ergründen. — Auch der Einwurf iſt nicht zu fürchten, daß wir durch dieſe Forſchungsart und Anſicht das Chriſtenthum zu einer bloß menſchlichen Erſcheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer zeitlichen Geſtalt wiederfänden. — Allein, nennen wir nicht das göttlich, was hoch über allen Wandel in ewig gleicher Klarheit und Hoheit ſtrahlend, uns über unſer wandelbares zeitliches Daſeyn, über die vergänglichen Erſcheinungen und Beſtrebungen des Menſchenlebens, emporhebt zur Erinnerung an unſer ewiges Seyn, an unſere höhere Abkunft und an den heiligen Urquell aller Dinge, und was uns eben dadurch läutert, ſtärkt, beruhigt und heiligt? Wo anders ahnen wie Gottes Werk und Spu

als wo wir von Gedanken des Überſchwenglichen und Unergründlichen ergriffen, uns über die Schranken des endlichen Seyns und der endlichen Betrachtungsart der Dinge aufſchwingen zu einer höhern Anſchauung im Glauben und in der Ahnung? So tritt uns in der erhabenen Größe und Schönheit der Natur, ſo in der reinen Erſcheinung des höhern geiſtigen Lebens das Göttliche entgegen; denn hier iſt es der Gedanke der heiligen Allmacht und Güte, das Gefühl unſrer höhern, ewigen Würde, das uns bewegt und hebt. Und ſo erkennen wir im Chriſtenthume eine göttliche Erſcheinung, weil wir in ihm die erhabenen ewigen Ideen des Glaubens in reinen klaren Gedanken, in begeiſterten heiligen Gefühlen, mit der Allgewalt lebendiger Überzeugung hervortreten ſehn, weil wir in ihm die Erhebung des Gemüthes, die unſtörbare Ruhe der Seele, die Kraft der Begeiſterung und Andacht finden; und wir erkennen in deſſen Gründung das Werk der göttlichen Gnade, weil es in einer unlautern zerrütteten Welt in geiſtiger Urſchönheit und ungetrübter Klarheit, aus dem Schoße der Ewigkeit ſelbſt hervorgegangen, daſteht, weil es mit freier übermächtiger Geiſteskraft die Schranken ſeiner Zeit durchbricht und die Zügel der Weltherrſchaft ergreift. Noch ſteht über allen Wechſel der Zeit und ihrer Bildung, über die mannichfaltigen Umwandlungen der Kirche und ihrer Formen, der Geiſt des Chriſtenthums in ewiger Hoheit triumphirend da; er beherrſcht und lenkt alles geiſtige Leben, bricht ſich immer neue Bahnen und unterwirft ſich alles ſeinem Dienſte. Wir ſollten nun noch an der Göttlichkeit des Erlöſers zweifeln, der dieſe Thatſachen des Chriſtenthums, die wir ſo glücklich ſind, in der Erfüllung überſchauen zu können; wir ſollten an ſeiner Wahrheit zweifeln, welche das eingeleitete Weltgericht unſrer Zeit als die Erneuerung der Zukunft des Herrn ſo nachdrücklich beſtätigt? Wir ſollten an ſo vielen unſerm beſchränkten Geiſte nicht ganz erklärbaren Begebenheiten ſeines Lebens Anſtoß nehmen, da von dem Wichtigſten, von dem Willen des Vaters, den er Eins mit ihm uns verkündigte, kein Punkt unerfüllt geblieben iſt? Wir ſollten dem Sohne nicht unbedingt vollen Glauben ſchenken, den der Vater ſchon ſo oft und jetzt aufs Neue vor der ganzen Welt durch die untrüglichſten Thatſachen als den beſtätigt, an dem er Wohlgefallen hat und den wir einzig und allein hören ſollen? W. L.

Rationaliſt wird derjenige genannt, welcher in ſeinem Denken und Handeln den allgemeinen und beſondern Richtungen des Vernunftglaubens folgt; oft auch nur im Denken den Anſichten deſſelben huldigt, während er im Handeln ganz das Gegentheil beurkundet. W. L.

Ratſchky (Joſeph Franz von), zu Wien geboren im Jahr 1757, geſtorben 1810. Er war einer der beliebteſten Dichter Öſterreichs und Deutſchlands. Seine Gedichte empfehlen ſich beſonders durch ihren lachenden, naiven Witz, ihre leichte Verſification und durch Reinheit der Sprache. Mächtig wirkte Ratſchky, der mit Blumauer, Alxinger, Retzer und mehreren der beſten Köpfe Wiens in genauer Verbindung ſtand, durch ſeine zahlreichen Schriften, auf die Bildung des Geſchmacks und auf die Aufklärung ſeiner Nation. Von ſeinen Schriften führen wir nur, außer dem wiener Muſenalmanach, deſſen Mitherausgeber er längere Zeit war, ſein heroiſch-komiſches Gedicht: Melchior Striegel (Wien 1794 und 1795 und Leipzig bei Göſchen 1799), und ſeine neuern Gedichte

(Wien 1805) an. Die letztern enthalten Epiſteln, Lieder, Epigramme, Erzählungen und andre kleinere Gedichte, voll Witz und ſchalkhafter Laune.

Raub. Das Verbrechen des Raubes (rapina, robbaria, depraedatio) exiſtirt dann, wann die Entwendung einer Sache durch vorausgegangne nicht abſichtlich lebensgefährliche Gewaltthätigkeit gegen den Beſitzer derſelben bezweckt und ausgeführt wird. Es beginnt alſo dieſes Verbrechen mit einer Verletzung angeborner Rechte, mit Gewaltthätigkeit gegen eine Perſon, und unterſcheidet ſich dadurch vom Diebſtahle im engern Sinne. Nur muß dieſe Gewaltthätigkeit keine abſichtlich lebensgefährliche ſeyn, weil ſonſt ein ſchwereres Verbrechen, der Raubmord, eintritt. Übrigens aber haben der Ort, wo er begangen, die Perſon, an der er verübt worden, eben ſo wenig Einfluß auf die Exiſtenz deſſelben, als die Art und Weiſe und der Grad der Gewalt. Bei den Römern war als eine Privatſtrafe dieſes Delicts vierfacher Erſatz üblich, nach der peinlichen Gerichtsordnung (ſ. Prozeßordnung) ſoll es öffentlich mit dem Schwerte beſtraft werden. — Zu einer andern Gattung von Verbrechen, nämlich zu den, welche gegen das Recht der freien Dispoſition des menſchlichen Körpers ſind, gehört der Menſchenraub. Man verſteht darunter in den Ländern, wo das Sclaventhum aufgehoben iſt, die Verletzung der Freiheit eines Menſchen, durch widerrechtliches Wegführen deſſelben aus dem Kreiſe ſeiner freien Thätigkeit, welches in Deutſchland willkürlich beſtraft wird. Das mit der Sclaverei zuſammenhängende Plagium der Römer iſt neuerer Zeit durch die ſogenannte Seelenverkäuferei nach Amerika begangen worden. Bezweckt das Entführen die Befriedigung der Wolluſt, ſo exiſtirt das Verbrechen der Entführung. Der literariſche Raub (Plagiat) wird in der Gelehrten-Republik mit Verachtung beſtraft. En.

Raubvögel, ſ. Vögel.

Rauch iſt der brennbare Dampf, welcher aus ſtark erhitzten oder brennenden Körpern aufſteigt. Geräth dieſer Dampf in Brand, ſo erzeugt er die Flamme (ſ. d. Art.); geſchieht dies nicht, ſo ſteigt er als Rauch in die Höhe. Das Verbrennen eines Körpers iſt eine Zerſetzung ſeiner Beſtandtheile; wo dieſe Zerſetzung aus Mangel an einer genugſamen Menge atmoſphäriſcher Luft unvollſtändig erfolgt, entſteht der Rauch. Da nun in den meiſten Fällen die Luft nicht ſtark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringen und die daſelbſt aufſteigenden Dämpfe in Flamme verwandeln kann, ſo bemerken wir bei den mehrſten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er ſich von der Flamme entfernt, deſto mehr ſich abkühlt und ausbreitet; die öhlichten und harzichten Theile verdicken ſich bald in der Kälte und ſetzen ſich in den nächſten kalten Körpern als Ruß an. Übrigens muß der Rauch, da er aus einem Theile der Beſtandtheile des Brennmaterials gebildet wird, nach Beſchaffenheit dieſer Beſtandtheile verſchieden ſeyn. Beim Holze beſteht er aus Waſſerſtoffgas, einer dem Eſſig nahe verwandten Säure und öhlichten und harzichten Theilen. Da um ſo mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgeſtalt aufſteigt, ſo hat man in den neuern Zeiten allerlei Vorkehrungen angegeben, um vornehmlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollſtändigere Zerſetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß da, wo die Luft ſo verdünnt iſt, daß ſie

leichter als der Rauch iſt, dieſer nicht aufſteigt, ſondern ſich abwärts ſenkt, wie wir dies auf hohen Bergen wahrnehmen, folgt aus den Geſetzen der Schwere.

Räuchern heißt 1. Rauch entwickeln, um die Luft zu verbeſſern, und ſchädliche Stoffe aus ihr dadurch zu entfernen. Gewöhnlich ſucht man dieſen Zweck durch das Erhitzen ſolcher Dinge zu erreichen, die in der Wärme einen angenehmen Geruch entwickeln: Räucherpulver, Räucherkerzen. Der angenehme Geruch allein iſt auch wohl hinlänglich, durch ſeine Menge einen übeln Geruch zu beſchwichtigen, aber nicht zu entfernen; iſt der üble zugleich ſchädlich für die Geſundheit, ſo wird ſeine Schädlichkeit durch den Wohlgeruch keineswegs aufgehoben. Friſche Luft bleibt das beſte Luftverbeſſerungsmittel, ſobald die üble Luftbeſchaffenheit nur zufällig und von einer vorübergehenden Urſach iſt. Gegen wirklich ſchädliche, anſteckende, in der Luft aufgenommene Stoffe müſſen andre Maßregeln ergriffen werden; hier dienen vorzüglich ſaure und gewürzhafte Mittel, wie Eſſig, den man durch gelinde Wärme verdunſten läßt, oder Kampfer, Knoblauch, antiſeptiſche Kräuter, aus denen der Eſſig die kräftigen Beſtandtheile ausgezogen hat (Peſteſſig, Vinaigre à quatre voleurs), und womit man ſich zu ſchützen, Geſicht und Hände wäſcht und die Zimmer beſprengt. Beſſer noch ſind mineralſaure Räucherungen, welche man mit drei verſchiednen Säuern, mit der des Schwefels, des Salpeters und des Kochſalzes anſtellen kann, und deren jede ihre Vorzüge hat. Zu den Räucherungen mit Schwefelſäure nimmt man eine Vermiſchung von zwei Theilen Schwefel, dem man des beſſern Brennens wegen einen Theil Salpeter, und des Geruchs halber eben ſo viel Wachholderbeeren, etwas Myrrhen oder Weyrauch, auch wohl Kiefer- oder Tannenſproſſen zuſetzt, und alles, wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrennt. Dieſes Räucherpulvers bedienten ſich die Ruſſen in der vollhyniſchen Peſt in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts mit großem Nutzen, weßhalb es auch den Namen des Peſtpulvers von ihnen erhalten hat. Gemeiner Schwefel oder Schwefelfäden auf Kohlen verbrannt, haben dieſelbe Wirkung. Dieſe Art von mineralſauern Dämpfen ſcheint viele Vorzüge vor den beiden nächſtfolgenden zu beſitzen, nicht nur wegen der leichten Herbeiſchaffung des Schwefels, ſondern auch weil ſeine Dämpfe in der geringen Menge, als ſie ſchon luftreinigend wirken, von den Lungen unſchädlich ertragen werden, und nie die bedenklichen Folgen der oxydirt ſalzſauern Luft hervorbringen. Es iſt nämlich ſehr wahrſcheinlich, daß die dabei entwickelte ſchwefelige Säure ſich mit den Anſteckungsſtoffen der Luft zu einem neutralen und unſchädlichen Producte zuſammen verbinde, gleichwie es dieſelbe Säure mit den Färbeſtoffen macht, denen es die Farbe ſo lange raubt, als es damit verbunden iſt, aber nicht, wie die oxydirte Salzſäure, zerſtört. Räucherungen mit Salpeterſäure werden, nach dem Engländer Smith, der ihren großen Nutzen durch viele Erfahrungen beſtätigte, folgendermaßen angeſtellt: in ein Porzellan-Gefäß ſchütte man einen Theil geſtoßenen Salpeter, ſetze den zehnten Theil Waſſer hinzu, rühre alles wohl um, gieße nun vorſichtig einen Theil Vitriolöl unter beſtändigem Rühren hinzu, ſuche auch die erfolgte Erhitzung noch durch Ofen- oder Kohlenwärme zu unterhalten, bis die Miſchung keine Dämpfe mehr gibt. Die von Guyton Morveau empfohlenen und ſehr gerühmten Räucherungen

mit oxydirter Salzſäure werden aus einem Theile ſchwarzen Braunſteine, der mit Waſſer ſo befeuchtet wird, daß dieſes nicht abläuft, und mit drei Theilen Kochſalz vermengt iſt, durch übergießen mit zwei Theilen Vitriolöle entwickelt, wobei man das Gemenge gut umrührt. Das Waſſer iſt dabei nöthig, wie neuere Verſuche von Bucholz gelehrt haben. Der aufſteigende Dampf, welcher oxydirte Salzſäure iſt, hat nach allen Erfahrungen die Eigenſchaft, Anſteckungsſtoffe zu zerſtören, ſo wie er Farben total zerſtört; um aber dieſen Zweck zu erreichen, iſt eine ſo ſtarke Entwickelung deſſelben nöthig, daß der ganze angeſteckte Luftraum dicht damit bis zur Undurchſichtigkeit angefüllt und lange Zeit, bei Vermeidung alles Luftzuges, darin erhalten wird. Da aber in einem ſolchen mit oxydirter Salzſäure angefüllten Raume niemand wegen Erſtickungsgefahr reſpiriren kann, und eine minder ſtarke Anwendung nichts oder doch ſehr wenig fruchtet, ſo ſchicken ſich jene zwei erſt genannten, dem Athmen minder ſchädliche, Räucherungen viel beſſer für Krankenſäle und Wohnzimmer, dieſe ſalzſaure Räucherung hingegen vorzüglicher für menſchenleere Räume, in denen zugleich angeſteckte Kleidungsſtücke, Geräthe und Waaren aufgehangen und geſtellt ſeyn können, um den ihnen anhängenden Anſteckungsſtoff zu zerſtören. übrigens ſtimmen auch die öffentlichen Nachrichten darin überein, ſo wenig es Morveau zugeben will, daß die ſalzſauern Räucherungen gegen heftige anſteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fieber in Malaga, in der Höhe derſelben wenig gefruchtet haben, dahingegen ſie gegen ſolche Krankheiten, die von Sumpfluft (gekohltem Waſſerſtoffgas) oder eingeſperrter Luft (wie die in den verſperrten Sälen, worin Seidenwürmer gezogen werden, und welche die Wärter krank macht) herkommen, ſchon in geringer Menge dienlich geweſen iſt, wie auf Walchern und auf der Schelbeflotte. 2. Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorzüglich beim geſalzenen Fleiſche, bei Fiſchen u. ſ. w. angewendet, um dieſe Körper gegen Fäulniß zu ſchützen und ſie als Nahrungsmittel aufbewahren zu können. Sie werden zu dem Ende dem Rauche des Holzes ausgeſetzt, deſſen Wärme nicht allein austrocknend auf ſie wirkt, ſondern deſſen übrige Beſtandtheile, die dunſtförmige Eſſigſäure, Kohlenſäure, brandiges ätheriſches Öl, verflüchtigtes Harz u. ſ. w., das Fleiſch auch chemiſch verändern und die Anlage zur Fäulniß unterdrücken. Vorzüglich werden zu dieſem Zwecke Holzarten empfohlen, die wie Wachholder viel Harz und riechendes Öl verflüchtigen. **Rauch** iſt der ſichtbare Dampf, der von einem brennenden Körper in die Atmoſphäre aufſteigt. Er iſt ein Product der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zuſammenſetzung des atmoſphäriſchen Sauerſtoffes mit den Grundſtoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollſtändig mit Sauerſtoff geſättigt ſind, weßhalb ſie nicht nur ſichtbar aufſteigen, ſondern auch noch weiter verbrennlich ſind (ſ. Verbrennung und Thermolampe). Die ſichtbaren Theile des Rauches beſtehen in Kohle, die meiſt mechaniſch mit fortgeriſſen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöſ't ſeyn kann, ſich aber an kalten Körpern wieder abſetzt und dieſe ſchwärzt (Ruß); in gebildeter Eſſigſäure; in brandigem Öl (Theer), dem zugleich mehr oder weniger zerſetztes Harz beigemengt ſeyn kann. Man ſieht übrigens, daß der Rauch nach der Beſchaffenheit des brennenden Körpers verſchiedne Dinge enthalten müſſe, wovon uns nicht nur die verſchiedne Farbe des Rauchs ſchon überzeugt, ſondern auch ſein Geruch, ſeine

Schärfe, mit welcher er auf die Augen und Reſpirationswerkzeuge wirkt; und endlich die chemiſche Unterſuchung der aus dem Rauche abgeſetzten Producte. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch der thieriſchen Stoffe flüchtiges Laugenſalz enthält, während das Holz Eſſigſäure liefert, die man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwaſſer auffängt und benutzt. Fs.

Raucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die daſelbſt 1746 geſchlagene Schlacht zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen (ſ. d. Art. Moritz, Graf von Sachſen).

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewiſſer gräflicher Geſchlechter, ſo wie andre Rheingrafen, Wildgrafen u. ſ. w. genannt wurden. Woher dieſe Benennung ſtammt, die jetzt erloſchen iſt, läßt ſich nicht mit entſcheidender Gewißheit angeben. Manche wollen in dem Beiwort Rau das alte oder verſtümmelte Ruh finden, und glauben Rugrafen leſen zu müſſen, indem dieſe Grafen von den Kaiſern eingeſetzt worden wären, um in den Zeiten des Fauſtrechts Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Andre leiten es von den Landſtrichen her, die von dieſen Grafen beſeſſen wurden, und in der That damals zu den rauheſten Deutſchlands gehörten, ihrer Gebirge und Waldungen wegen. Es gab Raugrafen zu Daſſel (am ſolinger Walde) und Raugrafen am Rhein, deren Lande in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alſey lagen. Nachdem dieſe Beſitzungen bei dem Erlöſchen der raugräflichen Würde und Stammes an die Pfalz gekommen waren, erneuerte der Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, 1667 dieſen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunſten ſeiner an die linke Hand getrauten Gemahlin, Luiſe von Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Die Erklärung des Raums, der als ein völlig abſtracter Begriff eigentlich gar keiner Erklärung fähig iſt, hat den ſcharfſinnigſten Denkern viel zu ſchaffen gemacht. In den verſchiedenen darüber aufgeſtellten Hypotheſen hat man ihn oft mit den von ihm verſchiedenartigſten Dingen verwechſelt, oder eigentlich dieſe dafür untergeſchoben. Bald wollte man unter Raum die unſichtbare Flüſſigkeit, den Äther, bald die Luft, die den Abſtand der Körper, z. B. der Sterne, einnimmt, verſtanden wiſſen, ja man erhob den Raum in Verwechſelung und falſcher Begreifung der Allgegenwart Gottes zur Gottheit ſelbſt und Newton nennt ihn ſelbſt das Senſorium der Gottheit. Leibnitz dagegen nimmt Raum als den Begriff der Verhältniſſe und Ordnung an, in dem körperliche Dinge zu einander ſtehn. Doch auch dieſe Erklärung iſt darum nicht hinreichend, weil bei allgemeinen Begriffen, als Größe, Härte, Schwere u. dergl. (ſ. d. Art.) nothwendig ein Gegenſtand gedacht werden muß, wenn jene Worte und ihre Bedeutung nicht Unſinn ſeyn ſollen, welches aber nicht nothwendig iſt bei dem Gedanken an Raum, der ohne weitern Gegenſtand ſehr gut beſtehen kann. Nach Kant iſt der Raum die urſprüngliche Form des Anſchauens, die Bedingung, unter welcher dem äußern Sinn das Objective ſich erklärt. Hieraus ergibt ſich denn auch die Unmöglichkeit, den Raum hinwegzudenken, da ſtets derſelbe dennoch bleibt, wenn auch der Verſtand die ganze Schöpfung in Gedanken ſich aufhebt. In der Mathematik, dieſer Wiſſenſchaft, die alles beweiſend erklärt, wird Raum als Axiom vorausgeſetzt, deſſen Definition unmöglich iſt. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat

nur drei Dimenſionen (Höhe, Länge, Breite) und zwei Dinge können nicht einen und denſelben Raum einnehmen," ſind zwar Baſen dieſer Wiſſenſchaft, können aber nie erwieſen werden. Was die Unbeſchränktheit des Raums betrifft, ſo kann ſie von uns Endlichen nicht aus Erfahrung dargethan werden, da die Erfahrung bloß beſchränkte Gegenſtände, die eben durch ihre Beſchränkung Object für unſre Sinne werden, erkennen kann. Räume gibt es übrigens nicht, da das, was wir darunter verſtehn, nur Theil des Einen Raumes iſt.

Rautenglas, Polynder, ein auf einer Seite eben, auf der andern viereckig geſchliffenes Glas, durch das dem Auge ſich in gehöriger Entfernung ſo vielfach der dahinter ſtehende Gegenſtand darſtellt, als Flächen auf der einen Seite geſchliffen ſind. Bei optiſchen Darſtellungen bedient man ſich der Polynder zur Vervielfachung der Gegenſtände.

Ravaillac (François). Dieſer durch ſeinen an dem guten König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu trauriger Berühmtheit gelangte Mönch wurde zu Angouleme 1578 geboren, und trat in der Folge in den Orden der Feuillans (Barfüßer), die in ſeiner Vaterſtadt ein Kloſter hatten. Grober Ausſchweifungen wegen wurde er aber bald aus dem Orden verſtoßen, in dem er anfangs ſich durch Fleiß und gute Aufführung beliebt gemacht hatte. Nicht lange nach ſeiner Ausſtoßung wurde er eines Mords angeklagt, konnte aber nicht überwieſen werden, und trieb nun, das Leben zu verdienen, unter der Hand juriſtiſche Praxin, womit es ihm aber auch nicht glücken wollte, ſo daß er endlich vom Unterricht der Bürgerkinder ſeines Geburtsorts ſich nährte. Der Verdruß über die Beſchränkung ſeiner äußern Lage, verbunden mit einem von Natur finſtern Gemüth, ſtimmte ihn zu melancholiſchem Trübſinn, der bald in eine wilde Schwärmerei ausartete, als er anfing, ſich mit den Religionshändeln zu beſchäftigen, die ſein unglückliches Vaterland damals noch immer zerriſſen. Seine Seele, von wildem Haß gegen die neue Lehre erfüllt, gewöhnte ſich, den guten und menſchlichen Heinrich als Hauptfeind der Kirche zu betrachten, den zu vernichten ein verdienſtliches Werk wäre. Dieſe Stimmung wurde bald den Gegnern des Königs bekannt, die nicht unterließen, den noch ſchlummernden Vorſatz in ihm zu ſtärken und zu heben. Zwei Mal war er ſchon in Paris geweſen, in der Abſicht, das Blut ſeines Königs zu vergießen, wurde aber durch dazwiſchen kommende Umſtände daran verhindert; endlich gegen Oſtern 1610 erſchien er abermals, wahrſcheinlich von Heinrichs Feinden aufs neue in ſeinem Vorſatz beſtärkt, und am 14ten Mai führte er ihn wirklich aus. Den ganzen Tag ſaß Ravaillac am Eingang des Louvre, eine Gelegenheit zur Ausführung abzupaſſen, und als Heinrich Nachmittags zu ſeinem kranken Freund, dem Herzog von Sully, fuhr, folgte er dem Wagen bis in die Straße de la Ferronerie, wo der König halten mußte, da der Weg durch einige andre Fuhrwerke geſperrt war. Dieſe Gelegenheit benutzte der Mörder; er trat an dem Rade hinauf, und verſetzte dem König, der eben ſich zu ſeinem Begleiter, dem Herzog von Vendome, wandte, raſch zwei Stiche in die Bruſt, wovon der eine das Herz traf. Ravaillac hätte ſich im Gedränge retten können, aber er hielt triumphirend das blutige Meſſer in die Höhe, als freue er ſich der gelungenen That (ſ. d. Art. Heinrich IV.). So wurde er ergriffen und ſein

Prozeß ſogleich eingeleitet. Am 27ſten Mai ward das Urtheil an ihm vollſtreckt, unter den unſäglichſten, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die Ravaillac eben ſo ruhig beſtand, als vorher die Grade der Tortur, und ohne weder ſonderliche Reue zu verrathen, noch die Antreiber und Mitſchuldigen bei ſeiner empörenden That zu nennen. Die fortwährenden Verwünſchungen des Volks allein ſollen ihn zu der Äußerung gebracht haben, „daß wenn er gewußt hätte, daß Heinrich ſo geliebt würde, er den Mord nicht unternommen hätte.“ Sein Vater, der Advocat zu Angouleme war, hatte das Unglück, ſeines Sohns furchtbares Ende zu erleben.

Ravanel, war ein Gefährte Jean Cavaliers und Anführer der Camiſards (ſ. d. Art.). Minder glücklich wie Cavalier, wurde Ravanel im Juni 1705 nebſt mehreren Unglücksbrüdern, bei Gelegenheit ſeines Aufſtandes in Languedoc, wobei er als Mitſchuldiger ergriffen worden war, verbrannt. Ravanel zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine Kühnheit als ſeine religiöſe Schwärmerei aus. Ein Beiſpiel von der erſtern mag hier Platz finden. Die Regierung hatte einen Preis von 1000 Thlr. und das Verſprechen der Verzeihung für denjenigen von den Aufrührern geſetzt, der Ravanels Aufenthalt entdecke, weil ſie hoffte, wenn ſie die Anführer der Camiſards vernichte, dieſe ganze verhaßte Secte, die freilich ſich mitunter der ſchauderhafteſten Verbrechen ſchuldig machte, — wenigſtens von ihren Gegnern derſelben aufs heftigſte angeklagt wurde, — zu zerſtören. Ravanel war von dieſer Maßregel unterrichtet, und begab ſich ohne Begleitung zu dem Marſchall Villars, der gerade die königlichen Truppen jener Gegend befehligte, indem er die Belohnung verlangte. Villars war edel genug, ſie ihm zu gewähren, und ihn wieder ziehen zu laſſen; eine Großmuth, die des Unglücklichen Schickſal aber nur um ein Jahr verzögerte, da alsdann jene oben erwähnte für ihn ſo traurige Cataſtrophe eintrat.

F. G.

Ravelin wird beim Feſtungsbau ein Außenwerk genannt, welches vor der Courtine und dem Graben, gewöhnlich zwiſchen den Baſtionen liegt und aus zwei Flanken beſteht, deren zuſammenfallender Winkel gegen das Feld gekehrt iſt. Zur Beſchützung von Brücken und Thoren werden beſonders Raveline angelegt.

Ravenna, eine der älteſten und in der Geſchichte ſehr berühmte Stadt Italiens, in der Romagna gelegen. Mehrere der ſpätern weſtrömiſchen Kaiſer hatten hier ihren Sitz; nach Untergang des abendländiſchen Römerreichs war ſie Reſidenz der gothiſchen Könige, dann der Exarchen. Ravenna liegt umgeben von Sümpfen, die aber in neuern Zeiten, durch Ableitung in die Flüſſe Montone und Ronco ſowohl als durch mehrere Bebauung der Umgegend, bedeutend vermindert worden ſind. Der ehedem an der Stadt befindliche Hafen am adriatiſchen Meere iſt durch neue Landanſetzungen und mehrere Neigung des Meers nach den illyriſchen Küſten zu, jetzt ungemein verſchlechtert, und Ravenna, das ſonſt hart am Strande lag, iſt nun faſt eine Stunde weit davon entfernt. In der Gegend von Ravenna, nach Forli zu, iſt das Schlachtfeld, auf dem der berühmte Gaſton de Foix ſeinem Volke über die ſpaniſchen und päpſtlichen Truppen mit ſeinem Tode einen rühmlichen Sieg erfocht. Neben den Gebeinen der Kaiſer Honorius, Conſtantinus und Valens III., und denen der Tochter des großen

Theodoſius, Galla Placida, ruhen auch die Gebeine Dante Alighieri's in Ravenna.

Ray (John), oder Wray, einer der vorzüglichſten Naturhiſtoriker, war der Sohn eines Hufſchmieds zu Black-Notley in Eſſex, und geboren 1628. Nachdem er zu Cambridge Theologie, Mathematik und ältere und neuere Sprachen ſtudirt hatte, auch längere Zeit Führer einiger jungen Edelleute geweſen war, wurde er Prediger, und zeichnete ſich durch ſeine aufgeklärte Denkungsart aus. 1660 erſchien ſein erſtes Werk (Catalogus plantarum circa Cantabrigiam nascentium), welches ein Verzeichniß von 626 Pflanzen war, die um Cambridge wild wachſen, und die er in ökonomiſcher, mediciniſcher und andrer Rückſicht beſchrieb. Ungeachtet ſeiner Rechtgläubigkeit und ſeines untadelhaften Lebens ward er 1662 ſeiner Pfarre entſetzt, und im nächſt folgenden Jahre begleitete er einige vornehme Engländer auf einer Reiſe durch Frankreich, Holland, Deutſchland, die Schweiz und Italien, und dieſe Reiſe gewährte ihm eine reiche Ausbeute naturhiſtoriſcher, beſonders botaniſcher Erfahrungen, ſo daß er 1670 ein Verzeichniß der Pflanzen Englands und der angränzenden Inſeln (Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium) herausgab, worin er gegen 1050 Pflanzen eben ſo, wie in dem obigen Werke beſchrieb. Nun verheirathete er ſich, und gab ſeine Reiſebemerkungen unter dem Titel: Observations topographical, moral and physiological, made on a Journey through Part of the Low Countries, Germany, Italy and France. Dies Werk iſt überaus reich an naturhiſtoriſchen und andern Bemerkungen. Jetzt ward Botanik ſein ernſtes und ſein Hauptſtudium, und 1682 gab er den vorläufigen Entwurf zu einer allgemeinen Pflanzengeſchichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk ſelbſt unter dem Titel „Historia plantarum generalis" in 2 Foliobänden folgte, worin an 6900 Pflanzen beſchrieben werden. Dies iſt noch immer eins der vorzüglichſten botaniſchen Werke der Engländer, und überhaupt von unſchätzbarem Werthe. Außer dieſen und andern botaniſchen Schriften gab der thätige Ray auch eine ſyſtematiſche Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere und des Schlangengeſchlechts (Synopsis methodica Animalium quadrupedum et serpentini generis, 1693) heraus, welches ſeit Ariſtoteles Zeit das erſte Werk in dieſer Art war, und dem bald nachher zwei ähnliche, von denen das eine die Naturgeſchichte der Fiſche und Vögel, das andre diejenige der Inſekten enthielt, folgten. Auch einige theologiſche und andre Werke ſchrieb Ray, wodurch er ſich als einen religiöſen, aber vorurtheilsfreien Chriſten darſtellte. Er ſtarb, von ſeiner Gattin und drei Töchtern überlebt, im 77ſten Jahre ſeines Alters 1705 zu Notley, wo ihm ein ſchönes Denkmal errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), Mitglied der Akademien von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Genie in Guienne geboren, und trat frühzeitig in den Orden der Jeſuiten. Sein eifriges Streben nach Wiſſen und im Wiſſen ſich auszuzeichnen, brachte ihm bald in Berührung mit den berühmteſten Männern ſeines Vaterlandes; doch wurden im allgemeinen Raynals Verdienſte als Gelehrten und Schriftſtellers in Frankreich weniger als im Auslande erkannt und gewürdigt. Die zweite Herausgabe ſeiner Histoire philosophique des Etablissements et du commerce des Européens dans les deux Indes, zog ihm 1781 vom Parla-

ment Landesverweiſung zu, weil darin eine in der That weitgetriebene Bitterkeit gegen die Könige und Herabſetzung der Religion herrſchen, und die Sorbonne verwarf dies Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswürdigen Seele. Raynal begab ſich nach Deutſchland und in die preußiſchen Staaten, wo er jedoch nicht allzulange blieb, da er, nachdem er mehrere Höfe beſucht, die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurückzukehren, wo er nun einige Jahre entfernt von Paris zubrachte, 1788 aber auch dahin zurückkam, und in den ſtürmiſchen erſten Zeiten der Revolution in ziemlich bedrängter Lage lebte, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, trotz ſeiner in ſeinen Werken gepredigten Fürſtenherabſetzung, nicht zuſagte, ſeine Verhältniſſe ſich einigermaßen beſſerten, und er wieder ernſtlich anfing, manche begonnene ſchriftſtelleriſche Arbeit fortzuſetzen; aber ſchon 1796 machte der Tod ſeiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoire philosophique etc. iſt unter ſeinen Schriften die ausgezeichnetſte, und ſo ungünſtig die zweite Auflage auch in Frankreich aufgenommen wurde, ſo erwarb ſie doch, beſonders in England, ihrem Verfaſſer vielen Ruhm, der darin eine Menge neuer Ideen über Menſchenwerth und Menſchenrechte darlegte, freilich auch mit manchen Auswüchſen und Übertreibungen gepaart, die allerdings verwerflich erſcheinen. Wie ſehr die Britten den Verfaſſer dieſes Werks ehrten, beweiſ't folgender Zug. Als Raynal kurz nach der erſten Ausgabe des gedachten Werks, wohl fühlend die demſelben noch anklebenden Mängel, eine Reiſe durch Holland und England machte, um Materialien zu Berichtigungen zu ſammeln, war er gerade zu London, als ein Neffe von ihm, der in der franzöſiſchen Marine diente, gefangen nach der Hauptſtadt gebracht wurde; *der Miniſter erklärte ihn ſogleich für frei, als er hörte, Raynal ſey ſein Oheim.* Daß er im J. 1783 den Stiftern der ſchweizeriſchen Freiheit auf einer Inſel im Vierwaldſtädterſee ein Denkmal *mit Beiſetzung ſeines Namens* errichten ließ, wird Raynal häufig, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als ein Beweis von Eitelkeit ausgelegt.

Raynouard (François Juſte Marie), einer der vorzüglichern neuern franzöſiſchen Dichter. Er iſt geboren zu Toulon, wo er eine geraume Zeit Advocat war. Nachmals ward er Mitglied des geſetzgebenden Corps. Sein erſtes Werk, wodurch er ſich als Dichter bekannt machte, war: Socrate dans le temple d'Aglaure. Dieſes Gedicht ward vom Inſtitut mit dem Preis gekrönt; es wurde auch ins Holländiſche überſetzt von J. Immerzeel, Haag 1804, 8. Raynouards vorzüglichſtes Werk ſind jedoch die Templiers (Tempelherrn), eine Tragödie in fünf Aufzügen. Sie erſchien zu einer Zeit, wo man in Frankreich vorzüglich damit beſchäftigt war, die Unſchuld dieſes unglücklichen Ordens zu zeigen, und fand daher eine vorzüglich gute Aufnahme. Einzelne Schönheiten kann man dem Werke nicht abſprechen; indeſſen erſetzen dieſe nicht das, was ihm durch Mangel an Klarheit der Handlung abgeht; auch kann man nicht läugnen, daß die allzuhäufige Wiederholung der Worte *unſchuldig* und *ſterben* ſowohl den Leſer, als den Zuſchauer langweilen. Dies mögen wohl die Gründe ſeyn, warum das Stück in Deutſchland nicht den allgemeinen Beifall fand, der ihm in Frankreich zu Theil ward. Geſchichtlich wichtig und neben andern Werken über denſelben Gegenſtand ſehr brauchbar ſind die hiſtoriſchen Notizen über die Tempelherrn und ihren

Prozeß, welche Raynouard dieſem Trauerſpiel vorangeſchickt hat, vorzüglich wegen der darin mitgetheilten Actenſtücke. Carl Friedrich Cramer hat das Verdienſt, dieſe Tragödie für die deutſche Bühne bearbeitet zu haben: Die Tempelherren, Trauerſpiel in fünf Aufzügen nach Raynouard, in Jamben, Leipzig 1806, 8. Vor dieſer Bearbeitung befindet ſich die hiſtoriſche Abhandlung ebenfalls ins Deutſche überſetzt. Im J. 1808 wurden in Berlin die Tempelherren nach einer andern Überſetzung, deren Verfaſſer Levezow iſt, aufgeführt. Dieſe iſt in reimloſen Alexandrinern abgefaßt, und ſoll manche Vorzüge vor der cramerſchen Überſetzung haben. So viel uns bekannt geworden, iſt ſie nicht im Druck erſchienen.

Reaction. Ein jeder in Bewegung begriffene Körper A kann einen andern B, der ſich ihm entgegenſtellt, wieder bewegen, oder doch ſeine Bewegung abändern, d. i., er kann ihm eine Bewegung mittheilen. Bei dieſer Einwirkung des A in B erleidet erſterer aber ſelbſt eine Veränderung dadurch, daß ihm ein Theil ſeiner Kraft entzogen wird. Die Urſach wird in einer Gegenwirkung oder Reaction des B gefunden, weil die zur Bewegung eines widerſtehenden Körpers B angewendete Kraft des A nur in ſo fern vermindert werden kann, als A in B Widerſtand findet, ohne ſolchen Widerſtand aber ſich keine Rückwirkung des B in A denken läßt, alſo auch keine Kraftverminderung von A Statt finden kann. Sonach erklärt ſich, wie die Wirkung des A in B gerade ſo groß ſeyn müſſe, als der von B entgegengeſetzte Widerſtand, daß aber auch dadurch A ſo viel an ſeiner Kraft verliere, als es aufwenden mußte, um B zu bewegen, und daß überhaupt Action und Reaction, oder Wirkung und Gegenwirkung einander allezeit gleich ſeyn müſſen.

Reagentien, oder gegenwirkende Mittel, werden in der Chemie die Materien genannt, welche entweder durch die Veränderungen, die ſie ſelbſt erleiden, oder durch die Wirkungen, die ſie hervorbringen, die Gegenwart und Natur gewiſſer Stoffe anzeigen. Mehrere Pflanzenſäfte ſind Reagentien, denn da ſie durch manche Salze und Alkalien ihrer Farbe verändert werden, ſo zeigen ſie das Daſeyn dieſer Salze oder Alkalien in andern Dingen an. So bedient man ſich zur Entdeckung der Säuern in der Chemie häufig des Veilchenſaftes, der Lackmustinctur u. dergl., deren blaue Farbe durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagentien, die durch die Wirkung, die ſie hervorbringen, die Beſchaffenheit andrer Subſtanzen anzeigen, gehören außer vielen andern alle die Materien, deren der Chemiker ſich als Fällungsmittel bedient, z. B. das feuerbeſtändige Alkali, das aus der Salpeterſäure die aufgelöſ'te Kalkerde niederſchlägt.

Realinjurie. Daß keinem Menſchen und Bürger das Recht zuſtehn könne, auf den Körper eines Andern gegen deſſen Willen widrig, ſchmerzhaft oder gar verwundend einzuwirken, ſpricht die Vernunft klar aus. Liegt nun jeder Realinjurie eine Beleidigung des Körpers zu Grunde, ſo iſt dadurch das Subſtrat derſelben außer Zweifel geſetzt. Allein darüber iſt es ſchwerer, ſich zu vereinigen, ob jene Beleidigung an ſich zur Conſtituirung einer Realinjurie zureicht oder nur dann, wann ſie zugleich ehrenverletzend iſt. Für das letztere ſcheint wenigſtens ein deutſches Hülfsrecht, das römiſche, zu ſprechen. Dadurch wird die Realinjurie auf doppelartige Handlungen, auf ſolche, die Körper- und zugleich ehrenverletzend ſind

(ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine unanſtändige Weiſe angegriffen — es wird jemanden ein Naſenſtüber gegeben), reſtringirt. — übrigens hat die Privatgenugthuung hier bei einer bedeutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel als bei jeder andern Injurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausſtrafe ſteigen, (S. Ad. Dietr. Weber über Injurien und Schmähſchriften, Schwerin und Wismar 1793, dritte Auflage, 1803). En.

Realismus wird dasjenige philoſophiſche Syſtem genannt, welches annimmt, daß unabhängig von unſern Vorſtellungen und außer ihnen noch wirkliche Dinge vorhanden ſind; daher dies Syſtem der Gegenſatz von Idealismus iſt (ſ. d. Art.). Die Erklärung der Außenwelt, oder was hier darunter verſtanden wird, des wirklichen Daſeyns der Dinge außer unſerm Gemüth, zerfällt im Realismus ſelbſt wieder in verſchiedne Syſteme, deren vornehmſte ſind: a) der Spinozismus. Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, und lehrt: alle andre Dinge (Subſtanzen) ſeyen nur Modificationen dieſes einzigen realen Weſens, das er zur Gottheit ſelbſt erhebt (ſ. Spinozismus und Spinoza); 2. der Materialismus, der die Materie oder körperliche Subſtanz als einziges Grundprincip der Dinge betrachtet, und die Seele ſelbſt als eine materielle Subſtanz anſieht (ſ. Materialismus); 3. der Dualismus, der faſt im Gegenſatz des Materialismus das Weſen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grundprincipe zurückführt, das Reale und Ideale (ſ. d. Art.) und wieder in ſich in den empiriſchen und transſcendentalen Dualismus zerfällt (ſ. Dualismus); 4. die Monadologie, oder die Lehre der Monaden von Leibnitz, der zu Folge eine Theilung der Subſtanzen bis ins unendliche undenkbar und alſo zuletzt ein untheilbares (Monade) vorhanden ſeyn müſſe, das aber eben darum, weil es untheilbar, den Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Auflöſung fähig iſt und alſo auch durch Trennung der Theile nicht untergehen kann u. ſ. w. (ſ. d. Art. Monaden); 5. Kants Lehre von den Dingen an ſich kann als negativer Realismus betrachtet werden, denn wenn dieſer Philoſoph lehrt: wir würden zum Bewußtſeyn des Daſeyns in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erſcheinungen außer dem vorſtellenden Gemüthe nicht etwas wirkliches zum Grunde läge, ſo bezeichnet dieſes Etwas, obgleich nur negativ von ihm angedeutet, doch das Daſeyn eines Realen (ſ. d. Art. Kant), und die Unmöglichkeit des Daſeyns der Dinge an ſich, oder, eines von unſern Vorſtellungen unabhängigen und verſchiedenen Grundes der Erſcheinung, iſt (nach Kant ſelbſt) unerweisbar, auch von keinem, weder ältern, noch neuern Idealiſten erwieſen worden.

Realiſt (in ſtaatsrechtlicher Hinſicht) hieß im Gegenſatz von Perſonaliſt ein ſolches Mitglied der Reichsritterſchaft, welches unmittelbare Rittergüter beſaß. Wer keine ſolche Güter hatte, und Mitglied des unmittelbaren Reichsadels war, hieß Perſonaliſt.

Realiſten, die Anhänger des Realismus in der Philoſophie. Als im Mittelalter aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſich beſonders durch Johann Roscellin die Secte der Nominaliſten erhob, waren die Realiſten die eifrigſten Gegner derſelben, und der gelehrte Streit beider Parteien dauerte durch lange Zeiten fort, bis endlich mehrere neu aufgeſtellte Philoſopheme, un-

ter andern das des Descartes, mehr die Aufmerkſamkeit der Denker zu beſchäftigen anfingen. (Weiteres über Realiſten ſ. in den Artikeln: Nominaliſten und Scholaſtiker.)

Realinſtitute (oder polytechniſche Inſtitute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Riga (neuerdings in ſeinem Sophron abgedruckt) findet ſich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnaſien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von dieſen verſchieden ſeyn ſollten: daß ſie ſtatt des ausſchließendern Unterrichts in den alten Sprachen, ihrerſeits die Mathematik, die Naturwiſſenſchaften, die Geſchichte u. ſ. als Materiale der höhern Geiſtesbildung und Übung hervorhöben. Als eine ſehr geiſtvolle und auf einem verſchiednen ſelbſtſtändigen Wege gelungenen Annäherung an die herderiſche Idee läßt ſich die ſpäter in Berlin errichtete Realſchule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete Real= oder polytechniſche Inſtitut bei aller ſeiner Einſeitigkeit jene Idee wieder auf eine andre Weiſe in Erinnerung bringen mußte. — „Der letzteren Anſtalt, die ihre erſte Entſtehung aus der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution herleitet, ſieht man es freilich an, daß ſie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lang Beſtandene, Gute wie Schlimme, umſtürzen und zerſtören wollte, auf der andern aber ſtatt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Zöglinge bezweckte, die dem Bedürfniß jener für Frankreich gefahrvollen kriegeriſchen Tage am angemeſſenſten, und damals, wo dem jungen Franzoſen faſt für nichts anders mehr als für den Krieg Zeit und Sinn geblieben ſchien, in der kürzeſt möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient ſie, ſo ſehr als nur irgend eine andre Bildungsanſtalt der ganzen neuern Zeit, vorzügliche Berückſichtigung. Es iſt erwieſen, daß die meiſten jener Talente, die ſeit einem Jahrzehend in Frankreich, ſowohl in den Künſten des Kriegs als des Friedens ſich auszeichneten, in dem polytechniſchen Inſtitut geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Jene Anſtalt genoß aber auch bis in die letzte Zeit einer vorzüglichen Vorſorge der Regierung. Eigens dazu ernannte Commiſſarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereiſen, und aus den Provinzialſchulen die ausgezeichnetſten Köpfe, beſonders aber ſolche, die ſich für mathematiſche Studien ſehr zu eignen ſchienen, auswählen. Auf mathematiſche Vorkenntniſſe wurde auch ſchon bei der Aufnahme=Prüfung vorzüglich geſehen. Außer dieſen ward von Seiten der neu Aufzunehmenden bloß einige Fertigkeit des Styls in der Mutterſprache, etwas Zeichnen, und ſo viel Latein, als zum Verſtehen eines ſehr leichten lateiniſchen Schriftſtellers hinreichte, erfodert. So hatte die Anſtalt nie Mangel an Zöglingen, die ſich gerade für die Unterrichtsgegenſtände, die in ihr Hauptſache waren, meiſtens in einem vorzüglichen Grade eigneten. Die Zöglinge (ſelten unter 300 an der Zahl) waren in drei verſchiedne Claſſen vertheilt; in allen beſchränkte ſich der Unterricht auf Mathematik, Technologie, Chemie, Phyſik, Naturgeſchichte und Geſchichte. Die gewiſſe Ausſicht auf eine baldige gute Anſtellung, zum Theil auch die Strenge, womit der Übertritt aus einer niedern in eine höhere Claſſe beſtimmt und beſchränkt wurde, vor allem aber der günſtige Umſtand, daß die Zöglinge nicht durch äußern Zufall, ſondern durch

die eigenthümliche Richtung der Neigungen und Anlagen in die Anſtalt geführt wurden, ließen faſt durchgängig etwas Bedeutendes leiſten. — Seit ſieben Jahren wurden auch im Königreich Bayern zwei Realinſtitute, das eine zu Augsburg, das andre zu Nürnberg, errichtet, die übrigens den Gymnaſien parallel als Vorbereitungsſchulen für die Univerſität oder für die verſchiednen Zweige der Technologie und Kunſt dienen ſollten. Jene Anſtalten, die ſpäter zu einer einzigen in Nürnberg vereinigt wurden, beſtehen aus vier Claſſen, davon jede auf einen einjährigen Lehrcurs, das Ganze mithin auf einen vierjährigen berechnet iſt. In allen vieren wird vorzüglich in Mathematik, Technologie, Chemie und Waarenkunde, Phyſik, Naturgeſchichte, Geographie und Geſchichte, Philoſophie, deutſcher claſſiſcher Literatur und Sprachfertigkeit, nächſtdem in neuern Sprachen, Zeichnen und Modelliren Unterricht ertheilt. Die Zöglinge beſtehen theils aus künftigen Cameraliſten, Ärzten, theils haben ſie ſich durch Neigung und Talent zum Artilleriedienſt, zum Bauweſen, Bergbau, zum Poſtweſen, zur bildenden Kunſt, zum Handel, Fabrikweſen u. ſ. w. beſtimmt. Der Unterricht, der an acht Lehrer vertheilt iſt, war bis jetzt für Ausländer wie für Inländer unentgeldlich. — Jene Realinſtitute ſtehen, als höhere Bildungsanſtalten, mit Realſchulen in Verbindung, worin ſich meiſtens die Zöglinge für das Realinſtitut bilden, die aber außerdem den höhern Bürgerſchulen einiger andern Provinzen Deutſchlands entſprechen. Jene Realſchulen, worin die Schüler meiſt nur bis zum 14ten oder 15ten Jahre bleiben, ſind in zwei Claſſen getheilt. In der untern wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementargeometrie, Cosmographie und Geographie, deutſcher Sprache mit allen dazu gehörigen Übungen, im Franzöſiſchen und im Zeichnen unterrichtet; in der höhern tritt an die Stelle der Cosmographie und Geographie Phyſiographie und Geſchichte, der übrige Unterricht wird fortgeſetzt; ſo daß die Zöglinge der Realſchulen, wenn ſie ins Inſtitut übertreten, eine ziemliche Fertigkeit im Styl der Mutterſprache haben, Arithmetik bis zur Lehre von den Potenzen, Geometrie u. ſ. w. verſtehen. — Seit einiger Zeit iſt denn auch zu Wien eine vortreffliche Anſtalt jener Art unter dem Namen eines polytechniſchen oder Realinſtituts errichtet, die mit der in Bayern beſtehenden einen ziemlich ähnlichen Lehrplan hat. Sie iſt zunächſt zur höhern Bildungsanſtalt für Alle, die ſich im Fabrikweſen, in der Technologie u. A. auszeichnen wollen beſtimmt und die allerhöchſte Milde hat jener begünſtigten Anſtalt bereits das Sr. Majeſtät dem Kaiſer zugehörige, vortreffliche phyſikaliſche Cabinet und ein prächtiges Gebäude nebſt allem andern Material geſchenkt.

Realſchulen, ſ. Realinſtitute. R.

Reaſſecuranz iſt ſo viel als Gegen- oder Wiederverſicherung. Wenn etwas aſſecurirt iſt, und der Verſicherer von einem Dritten ſeine übernommene Verpflichtung ſich wieder verſichern läßt, ſo heißt dies: Reaſſecuranz (vergl. d. Art. Aſſecuranz).

Reaumur (René Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle geboren, war einer der größten Naturforſcher ſeiner Zeit und ſeines Volkes; die Wiſſenſchaft der Naturlehre verdankt ihm viele wichtige Entdeckungen. Im Jahr 1708 wurde er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 erſchien in den Memoiren der Akademie ſeine Schrift: De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz aufſtellte: die Schalen der

Schalthiere entſtänden aus dem Erhärten eines Saftes, der aus den Poren dieſer Thiere dringe. — 1718 gab er eine Abhandlung heraus über die Gold bei ſich führenden Flüſſe Frankreichs, worin er zugleich zeigte, wie dieſes Metall am leichteſten aus ihnen zu gewinnen wäre. Seine vielfachen Verſuche über die Verwandlung des Eiſens in Stahl hatten manchen ſehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zugleich auf die Idee, eine Methode zu erſinnen, vermöge welcher das Gußeiſen in Schmiedeeiſen umgeſchaffen werden könne, worüber er auch 1722 eine eigne Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, ſo wie die Verſchiedenheit deſſelben, beſchäftigten Reaumur ſehr angelegentlich. Durch vielfache Verſuche bemühte ſich Reaumur, eine künſtliche Materie zu bereiten, die der, aus welcher das japaniſche Porzellan gemacht wird, gleichkomme, und kam bei dieſem Streben auf den Gedanken, aus gewöhnlicher Glasmaſſe Porzellan zu bereiten. Zwar war das auf ſolche Art gewonnene Product dem wirklichen Porzellan nicht gleich an ſchöner weißer Farbe, zu techniſchen Zwecken aber iſt es eben ſo brauchbar als jenes. Vorzüglichen Ruhm erwarb ſich Reaumur durch Anfertigung ſeines Weingeiſtthermometers. Im Jahr 1756 überreichte er der Akademie eine Schrift über die Kunſt und Verſchiedenheit, mit der die mannichfachen Arten der Vögel ihre Neſter bauen, auch ſtellte er Beobachtungen über die Verdauung dieſer Thiere an. Eins ſeiner größten Werke: L'Histoire naturelle des Insectes, ſechs Bände ſtark, gibt bedeutende Aufſchlüſſe über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dieſer Gattung. Reaumur ſtarb an den Folgen eines Falles auf ſeinem Landgute Bermondiere in der Landſchaft Maine, am 17ten October 1757.

Receptirkunſt. Die Kunſt, Recepte (von ℞. Rec., Recipe, nimm, das den lateiniſchen Recepten vorausgeſetzt wird) zu ſchreiben, macht einen wichtigen, wenn auch nicht weſentlichen Theil der practiſchen Medicin aus. — Es wird in derſelben jedoch weder der Nutzen und die Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der ſie nützlich ſind, ſondern bloß die Art und Weiſe, dieſelben zu verſchreiben, zu verordnen, gelehrt, ſondern alle jene Kenntniſſe werden als bekannt vorausgeſetzt. — In ältern Zeiten war ſie ausgedehnter als jetzt, ſie umfaßte damals die ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt ſelbſt dispenſirte; daher denn auch die Bereitung der zuſammengeſetzten Arzneimittel, die jetzt in den Apotheken ſchon vorräthig ſind, hier vorgetragen wurde; oder es verſchwand vielmehr dieſe Kunſt in der Pharmacie oder Apothekerkunſt. — Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunſt auch wohl Formulare genannt wird) oder Arzneivorſchriften werden bei uns gewöhnlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und noch dazu mit vielen Abbreviaturen; man hat dies in neuern Zeiten als einen Zug von Charlatanerie, Pedanterei, getadelt, auch wohl darüber gewitzelt. Indeß gewährt denn doch dieſe Gewohnheit manche Vortheile, die wir nicht verkennen können, wenn wir auch zugeben, daß ſie von einigen Charlatanen gemißbraucht worden ſey. Es iſt zuerſt dieſe Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgend eine andre, und lateiniſch geſchriebne Recepte können daher in Rußland ſowohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Terminologie derſelben iſt viel beſtimmter, als in irgend einer andern Sprache; in der deutſchen z. B. wird ja manches Kraut in

jeder Provinz anders benannt; ferner iſt ſie viel kürzer als andre; und endlich iſt es in ſehr vielen Fällen höchſt unbequem für den Arzt, in manchen Fällen auch ſogar ſchädlich für den Kranken, wenn er das Recept verſteht, es herrſchen Vorurtheile gegen manche Mittel, die ſehr ſchwer zu bekämpfen ſind, der Hypochondriſt grübelt im lateiniſchen Recepte ſchon, wenn er nur ein Paar Worte Latein verſteht; und oft gibt es dem Kranken Beruhigung, wenn er nur Arznei nimmt, ſie mag auch ſo wenig wirkend ſeyn, als ſie will. Aus dieſen Gründen halten unſre Landsleute mit Recht an dem Gebrauche feſt, die Recepte lateiniſch zu ſchreiben. — Es werden die Arzneiformeln eingetheilt in einfache und zuſammengeſetzte, in officinelle (die immer vorräthig ſind) und extemporirte oder Magiſtralformeln (die dann erſt bereitet werden, wenn ſie der Arzt verſchreibt) und endlich in innre und äußre. In einem jeden, vorzüglich in einem zuſammengeſetzten Recepte unterſcheidet man mehrere Theile, die mehr oder weniger weſentlich oder zufällig ſind, und beſondre Namen erhalten. Dahin gehört die Baſis und das Mittel, von dem die Heilung erwartet wird, das Constituens und Vehikel, das der Baſis die Geſtalt gibt, die es haben ſoll, z. B. Zucker iſt Vehikel im Ölzucker, das ätheriſche Öl die Baſis; nothwendig muß ſodann die Doſis oder die Menge eines jeden Beſtandtheils entweder nach Maß oder Gewicht angegeben werden. — Zu dieſen kommt bisweilen ein Hülfsmittel (adjuvans) und Verbeſſerungsmittel (corrigens) hinzu, das die Wirkung des Hauptmittels entweder unterſtützen oder abändern ſoll. Zufällig und immer willkürlich, bei uns aber herkömmlich und allgemein gebräuchlich iſt die Aufſchrift (Praepositio): ℞., Rec., Recipe nimm; ferner die Benennung der Formel (subscriptio), M. fiat pulv. (misce, miſche es zum Pulver) D. (detur gib es ab) und endlich die Signatur (signatura), die gewöhnlich mit einem S. bezeichnet wird, und die Weiſung in der Landesſprache angehängt enthält, was auf den an der Medicin hängenden Zettel geſchrieben werden ſoll. Endlich iſt es in vielen Ländern mit Recht dem Arzte befohlen, ſeinen Namen und den Tag der Verordnung beizufügen, was denn nach Willkür am Anfange oder Ende des Receptes geſchehen kann. — Wenn es auch gerade nicht nothwendig iſt, nur *ein* Mittel zu verordnen, ſo ſoll man ſich doch der edlen Einfachheit ſo viel als möglich befleißigen, und nicht, wie es ſonſt gewöhnlich war, mit ellenlangen, ſchleppenähnlichen Recepten ſich Anſehn und Vertrauen verſchaffen wollen; ferner muß bei zuſammengeſetzten Formeln die Auswahl vorzüglich ſorgſam ſeyn, damit nicht etwa ſolche Mittel zuſammenkommen, die ſich chemiſch zerſetzen oder verbinden, das alſo gar nicht bleiben, was ſie ſind; eben ſo thöricht würde es ſeyn, manchem Mittel eine falſche Zubereitungsart zu geben, flüchtige Mittel z. B. kochen zu laſſen; oder wenn man das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander nicht gehörig berückſichtigt, wenn man z. B. mehr Salz in eine Miſchung thut, als das Waſſer auflöſen kann, oder harzige Mittel im Waſſer will auflöſen laſſen, was nie geſchieht, oder zu viel oder zu wenig flüſſige Mittel zu einer Pillenmaſſe nimmt. Daher iſt denn die Beſtimmung der Doſis der Mittel ein eben ſo wichtiger als ſchwieriger Gegenſtand in jedem Recepte. Sie wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maßen angegeben. Das Medicinalpfund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth Kramergewicht, die Unze (℥i) acht

Drachmen oder Quentchen, die Drachme (ʒj) drei Scrupel, ein Scrupel (℈j) zwanzig Gran, der Gran (gr. j.), iſt das kleinſte Gewicht; der halbe Theil irgend eines Gewichts wird mit ß bezeichnet. Die Maaße der feſten Körper ſind Faſcikel, ſo viel man im Arme Manipel, ſo viel mit der Hand (= ℥ß, wenn es ein Kraut iſt, oder ℥iij, wenn es Blüthen ſind) Pugill, ſo viel man mit den Fingern (= ℥j) faſſen kann. Manche Stoffe, z. B. Mandeln, werden wohl auch nach der Zahl beſtimmt. Es leuchtet ein, daß dieſe Beſtimmung nach Maß immer etwas unſicher iſt; daher man beſſer thut, ſich ſtatt ihrer des Gewichts zu bedienen. Bei Flüſſigkeiten iſt das Maß oder die Kanne = ℔iv; ein Becherchen oder Theeſchale = ℥iij; ein großer Löffel = ℥ß; ein kleiner Löffel = ʒj; und ein Tropfen bei ſehr leichten Dingen = Gr. ß, bei ſchwereren Gr. j. — Es werden, wie bekannt, die Arzneimittel bald in feſter, bald in flüſſiger Form angewendet, und es richtet ſich die Wahl der Form theils nach der eigenthümlichen Natur des Arzneikörpers, theils nach den beſondern Zwecken, die man erreichen will, theils auch nach dem Geſchmacke und den Wünſchen des Kranken. Die einfachſte unter den feſten Formen iſt die, das Arzneimittel in Subſtanz zu geben, d. h. in dem Zuſtande, in welchem es erhalten wurde, oder nur wenig zerſchnitten. Es werden ſo Vegetabilien vorzüglich verſchrieben, um ſie entweder äußerlich und örtlich zu gebrauchen, oder auch, um aus denſelben im Hauſe des Kranken Aufgüſſe und Decocte bereiten zu laſſen. Werden dieſe oder ähnliche Subſtanzen aber mehr zerſtoßen, zerrieben, gemahlen, ſo entſteht die Pulverform, in welcher man viele Arzneimittel gibt, die mit allen ihren Beſtandtheilen wirken ſollen, oder von denen man eine große Menge im kleinſten Raume in den Körper bringen will. Nach dem Grade der Feinheit unterſcheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. subtilissimus); jenes wird gewöhnlich äußerlich als Zahnpulver in Kräuterkißchen u. ſ. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) oder kleinen Kügelchen von ein bis zwei Granen werden ſolche Arzneien verſchrieben, die ſehr häßlich ſchmecken oder riechen. Es gehört ein beſtimmter Grad von Weichheit dazu, um eine Maſſe zu erhalten, aus welcher die Pillen bereitet werden können. Wo dieſer dem Arzneimittel an ſich nicht ſchon zukommt, da müſſen entweder trockne oder flüſſige Dinge hinzugeſetzt werden. Sie werden, wenn ſie durch drehen zwiſchen den Fingern bereitet ſind, mit dem Fruchtſtaub des Bärlapp (pollea lycopodii) oder mit Zimmtpulver beſtreut, um das Ankleben zu verhindern oder ihren Geſchmack zu verbergen, und ſodann ganz verſchluckt. Völlig entbehrlich iſt das theure Überſilbern oder Vergolden derſelben. — Den Pillen ähnlich iſt der Bolus, Biſſen, eigentlich eine größere Pille, die friſch bereitet und noch nicht erhärtet, wie jene, auf einmal genommen wird. — Im Munde zergehen dagegen die Leckkügelchen (trochisci), und ſind immer wohlſchmeckend; ihr Vehikel beſteht daher immer aus Zucker oder ähnlichen ſüßen Dingen, und ſie ſind wohl nur für Kinder oder kindiſche Menſchen nothwendig. — Werden klein zerſchnittene oder pulverige Theile mit heißem zergangnen Zucker übergoſſen, gemiſcht, und dann in Tafeln von willkürlicher Größe gegoſſen, ſo entſtehen die Morſellen; wird eine ähnliche Maſſe in kleine platte Kügelchen getheilt, ſo werden die Zeltchen (rotulae) gebildet, die

mehr eine Naſcherei als eine zweckmäßige Arzneiform abgeben. — Zu der feſten Form, in der Arzneimittel zu geben, gehört endlich noch das Pflaſter und Stuhlzäpfchen. Jenes muß leicht in der Wärme zu erweichen klebend ſeyn, und wird, wie bekannt, nur auf die Haut gelegt. Das Vehikel, das ihm dieſe Eigenſchaften gibt, beſteht aus Wachs, Fett und reſinöſen Körpern. Stuhlzäpfchen, (suppositorium) iſt eine kegelförmige, feſte, etwas nachgiebige Maſſe, deren Durchmeſſer ungefähr ½ Zoll beträgt, die aus Seife, Honig, Gummi, Öl mit feſtern Dingen, häufiger jedoch zu Hauſe als in der Apotheke bereitet, und von denen Gebrauch gemacht wird, um zu Ausleerungen zu reizen. — Eine eben ſo große Menge von Formeln gibt es, die Arzneikörper flüſſig zu geben; ſie ſind entweder ſchon urſprünglich flüſſig, und die einzelnen Formeln erfodern dann ein bloßes Zuſammengießen einzelner Flüſſigkeiten, oder es wird aus dem feſten Körper durch Auspreſſen, Auflöſen, Abreiben, Aufgießen, Abkochen vermittelſt des Waſſers oder einer andren Flüſſigkeit irgend eine flüſſige Form hervorgebracht. — So erhält man durch Auspreſſen friſcher Kräuter den ausgepreßten Saft (succus expressus) der ſo häufig zu Frühlingskräutercuren gebraucht wird; die Auflöſung (solutio) durch Vermiſchung irgend eines auflösbaren feſten Körpers mit einer Flüſſigkeit. Hier iſt zu bemerken, daß manche Auflöſungen erſt bei einem gewiſſen Wärmegrade von Statten gehn, daß manche feſte Körper ſich nur in gewiſſen Flüſſigkeiten und auch nur in beſtimmter Quantität auflöſen. — Eine eigenthümliche Form entſteht, wenn Öl und Schleim ſich mit einander verbinden, und durch Waſſer verdünnt werden. Eine ſolche Miſchung ſieht der Milch ſehr ähnlich, und wird daher Pflanzenmilch (emulsio) genannt. Vielen Pflanzenſamen kommt die Verbindung ſchon von Natur zu, und dieſe dürfen nur zerquetſcht und mit Waſſer verdünnt gerieben werden, um eine Emulſion zu geben; aber auch durch künſtliche Miſchung des Öls, Schleims und Waſſers kann eine ähnliche Form bereitet werden, die dann unechte Emulſion oder künſtliche Milch (emulsio spuria s. lac artificiale) genannt wird. — Flüchtige feſte Körper werden zerſchnitten und durch darüber gegoſſenes Waſſer in einiger Zeit die wirkſamen Beſtandtheile ausgezogen; ſo wird ein Aufguß (Infusum) bereitet; davon unterſcheidet ſich der Abſud, die Abkochung (decoctum) nur dadurch, daß das Waſſer kochen, ja ſogar einkochen muß, um die wirkſamen Beſtandtheile aufzunehmen. Auch von der Doſis erhalten manche Arzneivorſchriften in flüſſiger Form eigenthümliche Namen. Wird die Arznei tropfenweiſe genommen, ſo heißt ſie Tropfen (guttae); Tränkchen (haustus) wird ſie genannt, wenn ſie auf einmal, Trank (potio) wenn ſie auf ein oder zwei Mal genommen wird; Mixtur (mixtura) iſt eine flüſſige Arznei aus mehrern Ingredienzen beſtehend, und mehrere Unzen ausmachend, die Eßlöffelweiſe genommen wird. — Ptiſane (Ptisana) iſt eine ſo ſchwache flüſſige Arznei, daß ſie zum gewöhnlichen Getränk benutzt werden kann. — Andre erhalten ihren Namen vom Geſchmack, wie z. B. der Julep (Julepus oder Julapium) eine ſäuerlich angenehm ſchmeckende Mixtur bezeichnet, oder der Leckſaft (linctus, eclegma), deſſen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim ausmacht, und der angenehm ſüß ſchmecken muß. — Noch andre endlich werden von der Gebrauchsart benannt, wie z. B. das Gurgelwaſſer (garganisma), die Einſpritzung (injectio),

das Klyſtier (clysma) und die Bähung (fomentum). Zwiſchen den feſten und flüſſigen Arzneiformen ſteht die weiche in der Mitte. Dahin gehört die Latwerge (electuarium), die Salbe (unguentum), der Breiumſchlag (cataplasma) Senfumſchlag (sinapismus) u. ſ. w. B. P.

Receß wird ein ſchriftlicher Vergleich genannt, der zwiſchen zwei oder mehreren Perſonen über eine ſtreitige Sache abgeſchloſſen wird. Beim Bergbau bezeichnet dieſes Wort die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeſchoſſenen Koſten zu den Grubenbauten u. dergl. Wenn hierauf in der Folge durch Gewinnung des Minerals die Auslagekoſten oder der Receß zu alt iſt, ſo erhalten die Theilnehmer den Überſchuß, unter dem Namen Ausbeute (ſ. d. Art.) nach Verhältniß ihrer Einlage heraus. Noch wird Receß- oder Quatembergeld die Abgabe genannt, die die Theilnehmer an einem Grubenbau dem Landesherrn entrichten müſſen.

Rechenkunſt (Arithmetik), iſt urſprünglich die Kunſt, die logiſchen Operationen des denkenden Geiſtes mit Zahlen zu bezeichnen. Die Zahl iſt der einfachſte Maßſtab der Wahrheit, und die einfachſte Darſtellung des Denkens; nur in wie fern wir zählen, denken wir. Aus dieſem Grunde ſtand die Arithmetik bei den Griechen in ſo großer Achtung, und wurde namentlich zur Vorſchule der Philoſophie erhoben. Plato ſagt in Epinom. 977 a.: Durch die Zahl hebt der Menſch ſich aus der Thierheit heraus, und blickt hinüber ins Gebiet der überſinnlichen Welt; Plato zeigt ferner den Zuſammenhang der Arithmetik mit der äſthetiſchen und moraliſch-religiöſen Bildung. Seit dem ſcholaſtiſchen Zeitalter wurde die Arithmetik zum bloßen Rechenknecht erniedrigt, und die Rechenkunſt, wie ſie jetzt in den Lehrbüchern noch beſteht, iſt nicht die Darſtellung der Arithmetik, ſondern nur ein Regulativ für die Behandlung des Zeichenweſens der Zahl. — Die arithmetiſche Operation kann aber auch rein dargeſtellt werden, ohne Beihülfe der concreten Zahl, durch den Gebrauch der Buchſtaben. Die Buchſtabenrechnung hat aber weder einen beſondern Charakter, noch einen beſondern Werth vor der Zahlenrechnung; denn die Zahl erlaubt uns daſſelbe, wenn wir ſie combinatoriſch behandeln, wie ſie eigentlich behandelt werden ſoll. — Will man die Arithmetik als Wiſſenſchaft an und für ſich behandeln, ſo muß man die oberſten Grundſätze der Wiſſenſchaft, die Erklärung der allgemeinen Begriffe und die einmal allgemeinen Regeln des Verfahrens oben an ſetzen. Will man aber die Arithmetik als Bildungsmittel der Jugend anwenden, ſo muß man ſich einer practiſchen Darſtellung der Sache in ihrem Zuſammenhange ohne Erklärung befleißigen. Um das ganz bei der Arithmetik zu erreichen, muß man vorerſt alle Stufen, die man zu betreten hat, durchgehen, muß man wiſſen, was auf jeder einzelnen Stufe zu leiſten iſt; muß den innern Zuſammenhang der Arithmetik ſelbſt als Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß gegeben haben; eine ſolche Darſtellung ſoll nicht bloß Lehrſätze verſtändlich machen, ſondern die ganze Thätigkeit des Geiſtes in Anſpruch nehmen. Peſtalozzi hat die Arithmetik in der letztern Form in der Pädagogik wieder einheimiſch gemacht; ſeine Lehrer, Kruſe und Schmidt, haben ſeine Idee practiſch auszuführen geſucht; es iſt ihnen jedoch weniger gelungen, als P. Tillich, deſſen allgemeines Lehrbuch der Arithmetik der Idee Peſtalozzi's am meiſten entſpricht, und

daher (obſchon noch hie und da fehlerhaft) als die gelungenſte Arbeit den denkenden Pädagogen empfohlen werden kann: nur nach dieſer Bearbeitung kann durch die Arithmetik die Jugend für Logik und practiſche Rechenfertigkeit zugleich gewonnen und gebildet werden. W. L.

Rechenmaſchine iſt eine Erfindung der neuern Zeiten, und beſteht in einem Inſtrumente, das die zum Rechnen ſo erfoderliche Aufmerkſamkeit erhalten, und gegen Fehler im Rechnen ſchützen ſoll. Viele Mathematiker haben ſich lange beſchäftigt, dies Inſtrument theils zu erfinden, theils zu vervollkommnen, und auch Leibnitz ließ letzteres ſich ſehr angelegen ſeyn. Unter den verſchiednen, zu verſchiednen Zeiten zum Vorſchein gekommnen Rechenmaſchinen verdient die grüſonſche ſowohl durch ihre Einfachheit als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern den Vorzug. Sie beſteht aus einer 9½ Zoll im Durchmeſſer haltenden Scheibe, um deren Mittelpunkt ſich ein Weiſer dreht; concentriſche Kreisbogen umziehen in einiger Entfernung den Mittelpunkt, und ſind durch Halbmeſſer in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von den Kreisbogen und Halbmeſſern gebildeten Fächern ſtehen nach einem gewiſſen zum Grunde liegenden Syſtem geordnete Zahlen. Auf dem Weiſer befinden ſich die Ziffern 1, 2, 3 u. ſ. w. bis 0. Von den 9 größern Stücken der Kreisringe iſt für Addition und Subtraction Eines, für Multiplication und Diviſion die andern beſtimmt. An jedem für die Multiplication und Diviſion beſtimmten Stücke oder Tafel befindet ſich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Will man nun z. B. eine Zahl dividiren, ſo wird damit alſo verfahren: angenommen, der Diviſor wäre 7, der Dividendus 31976, ſo dreht man den Weiſer auf die Tafel, die mit 7 bezeichnet iſt, und bringt ihn bis auf die Zahl 31, als den erſten einzelnen Dividendus. Unter dieſer 31 wird man nun auf dem Weiſer den Quotienten 4 am äußerſten Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu den Reſt 3 finden. Dieſer Reſt, der im Hauptdividend folgender Zahl 9 vorgeſetzt, gibt 39 als zweiten einzelnen Dividend, und wenn man hier nun abermals ſo verfährt, wie eben gezeigt worden, ſo erhält man den Quotient 5, und den Reſt 4, woraus der Leſer ſieht, das bei Fortſetzung dieſer Art zu verfahren man endlich den ganzen Quotienten der als Dividendus gegebnen Zahl mit 4568 finden muß, wodurch denn das Exempel gelöſ't iſt. Durch zwei ſpäter dieſer Maſchine zugefügte Rechenſtäbe und eine zweite Scheibe kann der Gebrauch derſelben auch auf zuſammengeſetzte, und ſogar benannte Zahlen ausgedehnt werden; da indeß auch die umſtändlichſte Beſchreibung dieſer Rechenmaſchine den damit völlig Unbekannten immer nicht ganz darüber ins Klare zu ſetzen im Stande ſeyn würde, wenn ſie nicht durch Zeichnung erläutert wird, ſo müſſen wir den Leſer, der nähere Belehrung wünſcht, auf eine kleine Schrift verweiſen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: Beſchreibung und Gebrauch einer neuerfundenen Rechenmaſchine von Grüſon, erſchienen iſt.

Recht, ſ. Naturrecht, Civilrecht, Privatrecht, Staatsrecht, canoniſches Recht, römiſches Recht u. ſ. w.

Rechtfertigung im kirchlichen Sinne, ſ. Verſöhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darſtellung, worin man ein Urtheil zu begründen ſucht, iſt rechtfertigender Art,

mithin finden ſich auch bei allen juriſtiſchen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (ſ. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in dieſem Sinne vor. Die meiſten ſolcher im gemeinen deutſchen Civilprozeſſe vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verſchiedne Benennungen, und zwei führen ſogar in dieſer Hinſicht den Namen *Rechtfertigung* (justificatio). Nämlich die nach Einwendung eines ſuspenſiven Rechtsmittels und die nach Ausbringung eines Arreſtmandats zu bewirkenden Vorträge heißen ſo. Bei bloß ſuspenſiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung ſofort auf die Einwendung, bei zugleich devolutiven hingegen erſt nach der geſchehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen iſt ſie eine juridiſche Ausführung, daß wirklich in Anſehung der die Beſchwerden bildenden Punkte rechtlich anders hätte geurtheilt werden ſollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beobachtung aller geſetzlichen Vorſchriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beſchwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien). In Sachſen bedient man ſich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anſtatt des Worts *Rechtfertigung* das der *Fortſtellung* (prosecutio). Bei Arreſten hingegen verſteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlaſſenem Arreſtmandate der Impetrant die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arreſts und den Grund zum Arreſte darzuthun ſich bemühet. En.

Rechtſchreibung (nach griechiſchem Kunſtausdruck: *Orthographie*) iſt die Art und Weiſe, in irgend einer beſondern Sprache Worte, oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchſtaben) regelmäßig zu veranſchaulichen oder ſichtbar darzuſtellen. Die Rechtſchreibung iſt daher wohl zu unterſcheiden von der *Sprachreinigkeit* und *Sprachrichtigkeit*; *Sprachreinigkeit* nämlich beſteht in Vermeidung aller Sprachmengerei oder in Beobachtung der angenommenen *Haupt-* und *Hochſprache*, ſo daß dieſelbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, ingleichen von unedlen Landesmundarten unverfälſcht gehalten wird. *Sprachrichtigkeit* aber beſteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit beſtimmten allgemein angenommenen Sprachgeſetze. Der allgemeinſte Grundſatz der Rechtſchreibung ſollte wohl für jede Sprache ſein, möglichſt einfach der *Rechtſprechung* (*Orthöepie* oder *Orthophonie*) nachzubilden, d. h. die Buchſtaben nach dem Laut, den jeder an und für ſich darſtellt, ſo zuſammen zu ſetzen, daß keine anderen Töne, als in der Ausſprache deutlich gehört werden ſollen, und nicht anders, als ſie wirklich gehört werden ſollen, ausgedrückt werden, ſondern daß die richtige Ausſprache des zu bezeichnenden Wortes rein und treu wiedergegeben werde. Allein damit ſind die Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtſprechung noch viel häufiger vernachläſſigt wird als die Rechtſchreibung, wie ſchon die Menge unreiner Reime bei den Meiſten unſerer Dichter beweiſ't. Ja, es iſt leichter bei der Rechtſprechung ſich nach der Rechtſchreibung zu richten, indem man die Ausſprache der Rechtſchreibung ſo nahe wie möglich zu bringen ſucht, als umgekehrt: obgleich beide einander bedingen und unterſtützen. Überdieß machen von jenem Grundgeſetz einige Sprachen faſt zahlloſe auf Willkür ſich gründende Ausnahmen. Beſonders zeichnen ſich die Engliſche

und Franzöſiſche durch eine launenhafte Unbeſtändigkeit der Schreibung und Ausſprache aus, die, was die Franzoſen betrifft, gewiſſer Maßen über deren Karakterloſigkeit und Treuloſigkeit Aufſchluß gibt; denn da bei ihnen Rede (als unmittelbare Äußerung des Gedankens) und Schrift nicht übereinſtimmen: ſo iſt es ihnen auch leicht geſchriebene Verträge zu brechen; wie überhaupt in dieſer ziſchelnden und flüſternden Schlangenſprache ſelbſt ſchon Lügenhaftigkeit und Gleißnerei und das Schlüpfrige und Verführeriſche des Franzenthums ſich verräth. Sagt doch ſchon Papyrianus: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecordis est Galli (anders ſchreiben, anders ausſprechen, iſt dem verrückten Gallier eigen). — Eine beſtimmte Rückſicht, die bei der Rechtſchreibung einen Fingerzeig geben kann, iſt die Wortableitung oder die erweislich wahre, nächſte und bekannte Abſtammung. Man wende alſo in umgeendeten, abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, ſoweit es die allgemein gebräuchliche Ausſprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verſtatten, nur die Buchſtaben an, welche das unmittelbarſte Stammwort nebſt Ableitungs- und Umendſylben erfordert; z. B. edel nicht von Adel, ſondern von ἐϑλός; ablugſen von lugen, ſehen; einhällig von hallen, Kaiſer von Caesar, ſchlämmen von Schlamm, Häckſel und Häckerling von Hacken, Viertel, vierzig ꝛc. Doch muß man vorſichtig ſein, daß man nicht von ſeitenverwandten Worten eins für des andern Stammwort annehme. Mit den Strenglingen, die überall auf Wortableitung haltend, ämſig, eräugnen, Ebenteuer, von Ameiſe, den Augen ſich darbieten, eventura, ſchreiben, wollen wir nicht zwiſten. — Der Unterſchied in der Bedeutung rechtfertigt nicht die Veränderung der gewöhnlichen Schreibart gleichlautender Wörter, weil es unmöglich iſt, eine ſolche Unterſcheidung durchzuführen, z. B. erblich und erb-lich, und weil oft für vermeintlich ganz verſchiedene Wörter eine gemeinſame Grundbedeutung auszuforſchen iſt, die ſich in Nebenbedeutungen zerzweigt hat, z. B. ahnen 1) ergeiſten, eine Vorempfindung ſpüren; 2) einem etwas (Übles) gedenken, um es ihm zu vergelten, daher rächen, ſtrafen, (gewöhnlich ahnden); und die Ahnen, die Geiſter der Verſtorbenen, daher Vorfahren: alles vom Lat. anima. — Auch auf Gleichform oder Wortähnlichkeit iſt bei der Rechtſchreibung Rückſicht zu nehmen. So ſcheint es richtiger, das Maß als das Maaß zu ſchreiben, weil das Imperfectum von meſſen allgemein geſchrieben wird, ich maß. Auch muß man das Allzugeſuchte und Eigene vermeiden, wie die Vertauſchung des Ph mit F, z. B. in Filoſofie. Denn der Schreibgebrauch ſetzt dem Sprachkünſtler, der das gangbare Wortgepräge verwiſchen will, eine beſtimmt Grenze, welche er nicht überſchreiten darf, ohne, ein Buchſtäbler, die Aufmerkſamkeit des Leſers von den Sachen auf die Worte zu ziehen, oder ihm wohl gar ein unſchuldiges Lächeln zu entlocken. Beſonders aber iſt Unbeſtändigkeit zu tadeln, wie, wenn man bald dieß, bald dies ſchreibt. — Über Wörter, deren Schreibart ſich nach den bisher angegebenen Rückſichten nicht beſtimmen läßt, folglich über alle Stamm- und Wurzelwörter und über alle ungewiſſe oder ſolche Ableitungen, deren nächſte Stammwörter veraltet ſind, entſcheidet der allgemeine Schreibgebrauch, zumal bei ähnlich oder gar gleich lautenden Wörtern, die beſondere Schwierigkeit haben, z. B. iſt von ſeyn und ißt von eſſen; wieder, noch einmal, und wider, gegen; die Lehre, Ge-

genſtand des Lernens, und die Leere, Unerfülltheit; die Waaren, Gegenſtände des Handels, waren, von ſich war, wahren 1) von wahr, entgegengeſetzt dem falſchen, 2) hüten und ſichern; bete, ruf Gott an, Bete, Mangold, 2) ein verſpielter Einſatz, Beete, Abtheilungen des Gartenlandes; böte von bieten, Böte von Boot; bäte von bitten, Bette von Bett. — Allgemeine Regeln über den Schreibgebrauch laſſen ſich nicht aufſtellen; denn es unterſcheiden ſich die beſondern (bei verſchiedenen Völkern üblichen) Sprachen in der Rechtſchreibung noch in vielen Stücken, und die Grammatik einer jeden Sprache hat darüber das Nähere anzugeben. Unſer gegenwärtiger Zweck erlaubt uns aber nur, uns hier auf die Deutſche Sprache einzulaſſen. Wer indeß über die Lateiniſche Rechtſchreibung Belehrung ſuchen ſollte, den verweiſen wir auf Quintilian's Anweiſung zur Rednerkunſt, Buch 1. Cap. 7., und auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agroëtius, M. Aurelius Cassiodorus, Beda Sacerdos, und auf die neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier, C. S. Schurzfleiſch, H. Noris, G. Kortte, Chph. Cellarius; ferner über das Franzöſiſche auf das Dictionnaire d'Orthographe und auf die Werke von C. P. D. Michel und von Plasmann, die ſämmtlich in eigenen Schriften die Rechtſchreibung gedachter Sprachen abgehandelt haben. Das Deutſche und alle der Deutſchen Sprache eingebürgerten Wörter, alſo auch fremde Vornamen und Wörter, wenn ſie durch den Gebrauch ſchon zu Deutſchen Wörtern geſtempelt worden und alſo ins Gemein verſtändlich ſind, ſchreibe man gleichmäßig mit den eingeführten Schriftzeichen, und bezeichne jeden deutlich gehörten einfachen Laut mit Beſtimmtheit, der im Deutſchen üblichen Ausſprache gemäß; z. B. Kontur, Kontuſche, Kuliſſe, Konterfei, Luiſe, Marſchall, Maſchine, Offizier, Leutenant, Schasmin, Scharpie, Schaluppe, ſcharmant, Schikane, Schimäre. Werden dagegen Eigennamen und ſolche Worte aus bekannten Sprachen eingeſtreut, die noch immer als fremdſprachig betrachtet werden oder gar noch ihre fremde Geſtalt an ſich haben: ſo muß auch ihre Fremdſprachigkeit durch ihre urſprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremden Urſprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Agio, Giriren, Giro-Bank, Michel Angelo, Shakſpeare, Spleen, Don Quixote, Rouſſeau, Chevauxlegers, Journal, Genie,) weil man ſonſt die Abſtammung nicht erkennen würde in genial,) Cicero, Circulation; aber Zirkel und Bezirk, weil ſie ſchon der Deutſchen Sprache angeähnlicht, und unter dieſer, obgleich ausgearteten, Ausſprache allgemein bekannt ſind. Eben daher werden auch die Griechiſchen Worte, deren Ausſprache in den Ziſchlaut entartet iſt, ſtatt mit K, nach Römiſcher Weiſe mit C. geſchrieben, z. B. Centaur ſtatt Kentaur. Lächerlich iſt es, daß es für artiger und vornehmer gehalten wird, die längſt in unſerer Sprache eingeniſteten Baſtard-Worte Muſje und Mamſell immer noch auch buchſtäblich franzöſirend Monſieur und Mademoiſelle zu ſchreiben. Lieber gleich ausgerottet! Statt des é verdoppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremde Worte oder Namen als ſolche angeführt, z. B. ein ave Maria oder wie oben die Namen der Lateiniſchen und Franzöſiſchen Grammatiker, auf deren fremdſprachige Schriften wir verwieſen: ſo wäre es eine Ungereimtheit, dieſe um-

feiden zu wollen. — Die Deutſche Rechtſchreibung hat im Laufe der Zeit verſchiedene Wechſel und Neuerungen erfahren, und wird wie ſo vieles Andere ebenfalls von der Mode beherrſcht. Veraltet iſt z. B. die Schreibart: Cron (Krone), Hertzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, menniglich, Eyd, Böheimb (Böhmen), Ambt ſtatt Amt aus Ambacht ꝛc. Außerdem ſind auch viele einzelne Fälle ſo ſchwankend und willkürlich, daß ſie ſich nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit entſcheiden laſſen. Auch hier alſo hat man das zu befolgen, worin die bewährteſten Schriftſteller übereinſtimmen; abgeſchmackt aber würde es ſein, ohne anderweite Gründe, das Veraltete ſich anzueignen. — Einen großen Anfangsbuchſtaben erhalten im Deutſchen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewohnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; ſondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutſchland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Beiwörter: das Deutſche Volk ſpricht Deutſch, ſonach auch die ſich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiſerlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter ſtehen, d. h. vor denen man ein beſtimmendes oder unbeſtimmtes Geſchlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Bann, die Bahn, das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit Lateiniſcher Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchſtaben eingeführt; 3) die ſich auf angeredete Perſonen beziehenden Fürwörter: Sie ꝛc. Ihr ꝛc. in Briefen und dgl. auch Du ꝛc. Dein ꝛc. 4) gewohnlich auch Ein mit Nachdruck als Zahlwort. — Die Sylben-Abtheilung richtet ſich zuerſt nach der Zuſammenſetzung der Wörter, z. B. be-ob-achten, Erb-laſſer, er-blaſſen, Erb-recht, ihr er-brecht, em-pfinden, wo p das f verſtärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in fremden Wörtern, die man gewöhnlich nach der Ausſprache trennt, z. B. Sy-node, Sy-nonym, Mikros-kop, Teles-kop, A-doptirt, Po-ſtille, Pro-ſelyt, Di-ſtinction, Di-ſtrikt. Zwei durch ein ausgeſtoßenes e vereinigte Hauptlauter werden entweder zur folgenden Sylbe gezogen, z. B. Verfin-ſt'rung, oder, wenn der zweite ein l iſt, getrennt: Zwei Grenzlaute (Mitlauter) zwiſchen zwei Stimmlauten (Selblautern) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, da denn, wenn eine Sylbe auf ſ ausgeht, das Schluß-s eintritt: räus-pern. Man hat ſich die Freiheit genommen, dieß auch auf fremde Wörter anzuwenden: Des-pot, Enthuſias-mus, Mi-krokos-mus. Doch bleiben zuſammengeſetzte Zeichen eines einfachen Lautes beiſammen, ch, ph, ſch, ß, th auch ſt und kr, und werden der Gleichform gemäß am füglichſten zur folgenden Sylbe gezogen; ck und tz aber werden wegen nur loſer Zuſammenziehung gemeiniglich der Ausſprache nach getrennt, wo dann ck in ſeiner eigentlichen Geſtalt erſcheint als kk, z. B. glük-ken, er-get-zen. Von drei oder mehr Grenzlauten wird, außer in zuſammengeſetzten Wörtern, bloß der letzte zur folgenden Sylbe gezogen: Erb-ſe; doch iſt derſelbe bisweilen wiederum ein zuſammengeſetzter Buchſtabe, wie in Herb-ſte. — Die End-Sylben werden nicht der Ableitung, ſondern der Ausſprache nach vom Stammworte getrennt, ſo daß ſie deſſen letzten Hauptlauter an ſich ziehen, z. B. heili-ge Pflich-ten. In längern Zuſammenſetzungen, nämlich in drei und mehrtheiligen, verknüpft man gern die vordern zuſammengeſetzten Worte mittelſt eines Bindungsſtriches: Real-Schul-Buchhandlung. Ferner

ſollte man durch den Bindungsſtrich verbinden ein Deutſches mit einem fremdſprachigen zuſammengeſetztes Wort: Regiments Arzt; 3) einen mit einem Gattungsnamen zuſammengeſetzten Eigennamen: Neu-Preußen; doch weichen Beiwörter wie Oberſächſiſch und Niederſächſiſch ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer Mutterſprache keine ſolche Zuſammenſetzung eingehen: Regiments-Chirurgus, Jaſp-Achat; 5) ſolche Worte, in denen ein und derſelbe Grenzlaut dreimal hinter einander zu ſtehen kommt: Schiff-Flotte, Knall-Luft, Still-Lager, Still-Leben, Stamm-Mutter, Gewinn-Nummer, Klipp-Pfad, Irr-Rede, Bett-Tuch; (Man ſollte daher auch ſtatt Mittag und Schiffahrt ſchreiben Mitt-Tag und Schiff-Fahrt; doch iſt es auf ähnliche Weiſe eingeführt, Hoheit zu ſchreiben, ſtatt Hohheit wie Rohheit;) 6) durch Zuſammenſetzung beſtimmte Worte, wenn das beſtimmte, weil es wiederholt werden müßte, nach der erſten Beſtimmung weggelaſſen wird: Ab- und Ausſonderungen, hoch- und kleinmuthig; 7) zwei ohne und verbundene beſondere Beſtimmungen: Kaiſerinn-Königinn. Außerdem werden zuſammengeſetzte Wörter als ein einziges Wort geſchrieben. Was übrigens als Wortzuſammenſetzung angenommen werden muß, und was nicht zuſammengezogen werden darf: darüber ausführliche Anweiſung zu geben, iſt nicht dieſes Ortes. Hier nur ſo viel, daß man in zweifelhaften Fällen der Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zuſammengeſetzt ſchreibt. — Zu Zahlzeichen bedient man ſich im Deutſchen der Arabiſchen Ziffern 1, 2 ꝛc. die als Zähler ſchlechthin geſetzt werden und dem Worte des gezählten Gegenſtandes voranſtehen; 3 Tage, als Ordnungszahlen aber das gewohnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhalten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachſtehen können: am 3. Tage d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten Seite; und in ähnlichen Fällen, wo man ſich ſonſt pedantiſch der Lateiniſchen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweiſungen: Band 1. Buch 1. Abſchnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig. 1. d. i. erſte Figur, Nr. 1. d. i. Nummer eins. V. 1. d. i. erſter Vers. In der Ordnung der Herrſchaftsfolge hat man die Römiſchen Ziffern beibehalten, welche nachgeſetzt werden: Karl XII. d. i. Karl der Zwölfte. Außerdem bedient man ſich verſchiedener Abkürzungszeichen; doch darf dieſe Nachläſſigkeit nicht überall Statt finden. Indeß werden gewiſſe häufig wiederkehrende Ausdrücke ſelten ausgeſchrieben: z. B. d. i. ꝛc. (zum Beiſpiel, das iſt, et cetera) d. h. u ſ. w. (das heißt; und ſo weiter). — Über die Anwendung, der zur leichtern Verſtändlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen ſ. Artikel: Interpunction. Die Lautdehnung oder Verlängerung des Athemzugs wird dem Deutſchen Schreibgebrauch zu Folge gewöhnlich angedeutet entweder I) durch h hinter dem Selblauter und zwar vor den flüſſigen Buchſtaben l, m, n, r: Zahl, zahm, Zahn, Ohr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern, ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppelung des Selblauters, ins Beſondere 1) des a vor k, l, r, s, t in wenigen, meiſt einſylbigen, Urworten, z. B. Kraak, Schiff mit 3 Maſten ohne Körben, Aal, Aar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) des e vor l, n, r, ſt und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. in Seele, zween, Beere, Geeſt, Beet und in dem fremdſprachigen Rundeel; ingleichen in den auf einen

gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urworten oder fremdſprachigen Benennungen, Klee, Idee, und wo es die Stelle des im Franzöſiſchen ſcharf betonten e vertritt: Kaffe; 3) des o vor k, r, s, ß, und t in wenigen Urworten: Mook, Honigkuckuck, Moor, Sumpf, Moos, Schooß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, ſo drängt ſich der urſprüngliche Stimmdoppellaut in dieſen zuſammen und es bleibt derſelbe einfach, z. B. die Äſer; oder III) durch Hinzufügung eines e bei gedehnter Ausſprache des i, z. B. nie. Da nun der Schreibgebrauch als ein Theil des Sprachgebrauchs mit dieſem gleichen Zweck hat, nämlich die leichte Volkverſtändlichkeit, und daher auch gleiche Rechte, das Gebiet der Sprache unumſchränkt zu beherrſchen: ſo verdient jede Sprachempörung, als unbefugter Eingriff in des Vatervolkes gemeinſames Eigenthum, worin man kein Spielzeug ſeiner Grillen ſehen darf, Mißbilligung. Aus dieſem Grunde hat auch einer der gründlichſten, fleißigſten und eifrigſten Sprachforſcher Hr. Hofrath H. Wolke dem Vorwurf des Unfugs nicht überall ausweichen können, da er in ſeinem Anleit zur deutschen Geſamtſprache ꝛc. (Dreſden 1812) ſich erlaubt hat, den Deutſchen Sprach-Genius entmannend, dieſer Sprache ihre Volksgebräuchlichkeit und Zeitthümlichkeit zu rauben und arge Verwirrung in derſelben zu ſtiften. Denn (anderer Wortverbildungen hier nicht zugedenken) in ängſtlichem Ringen nach durchgängiger Gleichmäßigkeit in Beobachtung der äußerſten Sparſamkeit, der nächſten Abſtammung, des Wohllauts u. ſ. w. verwirft dieſer Gelehrte, der herrſchenden Wortſchreibweiſe, einer vermeintlichen Ausgeburt des Unverſtands, zuwider, den Gebrauch aller im Sprechen nicht deutlich hervortönenden Buchſtaben, und inſonderheit auch die Andeutung der Lautdehnung; er ſchreibt daher Al ſtatt Aal und All, Stat für Staat und Statt, war ſtatt wahr, wären ſtatt währen, wehrt und Werth beides ohne h, her ſtatt hehr, Heer und Herr, Leere und Lehre eben ſo wie die End-Sylben in hellere, Fiber ſtatt Fieber, ſicher ſtatt ſiecher, kränklicher, ir ſtatt ihr und irr, für ſtatt führ, bohren ohne h wie geboren, Urzeit wie Uhrzeit und eben ſo Urteil ſtatt Urtheil ꝛc. Herr Wolke würde der Anerkenntniß ſeines wirklich hohen Verdienſtes um Deutſche Sprachforſchung förderlicher ſein, wenn er endlich einmal mit Cicero (im Redner §. 160.) zur Erkenntniß käme, daß man den Sprachgebrauch dem Vatervolke anheimſtellend, dergleichen Reſultate von Sprachforſchung für ſich behalten ſolle. — Die Grenzdoppellauter bb, dd, ff, gg, ck (ſtatt kk), ll, mm, nn, pp, rr, ſſ (am Ende einer Sylbe und vor t aber ß), tt, — tz ſtehen nur nach einem geſchärften Stimmlaut: Krabbe, Kaddig, Wachholder, Wäddick, Molken, Flagge, und am Ende nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung der Grenzdoppellaut vor folgendem Selblauter in der Ausſprache hervortönt: Griff, Blick, ſtill, Lamm, Mann, Geripp, Wirrwarr, Kuß, faßlich von faſſen, ſatt. Alſo darf wenn, ſchlaff und ſchaff Milch nicht nach Hrn. Wolke's Anleit ſo geſchrieben werden, daß es klingt wie wen, Schlaf und Schafmilch. Um verwandte Mitlauter, wie b und p, ch und g, d und t, g und k, s und ß am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht zu verwechſeln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, ſo daß ſie vor einem Selblauter zu ſtehen kommen, wo dann in der Ausſprache der Unterſchied bemerklich wird, z. B.

Korb, Korbes, Gezirp, Gezirpes; Sieg, Sieger, ſiech, ſiecher; Tod, Todes, Brot, Brotes; Klang, Klanges, ſchlank, ſchlankes; Reis, Reiſes; Reiß, Reißes. — Dieſen allgemeinen Bemerkungen mögen noch einige beſondre, die ohne weſentliche Ausnahmen ſind, über die einzelnen Buchſtaben folgen. Ch ſteht in der Nach-Sylbe lich und icht, als Endung eines Nebenwortes: künſt-lich, ähn-lich (d. i. eigentlich: den Ahnen etwas gleich), künſt-lich, thöricht, und in den davon abgeleiteten Wörtern; dt ſteht nur, wo es aus det zuſammengezogen iſt: gewandt, todt, und in Stadt; g ſteht in der Nach-Sylbe ig, als Endung eines Nebenwortes, und in der Nach-Sylbe ßig, zig (von zug) in Zahlwörtern, und in von jenem abgeleiteten: ſel-ig, drei-ßig, ein-zig, Sel-igkeit; j ſteht nur vor einem Selblauter: ja; k 1, zu Anfang: kein; 2) nach einem Mitlauter: Dank; 3) nach einem gezognen oder gedehnten Stimmlauter: ſpuken als Geſpenſt, blöken wie ein Schaf; 4) auch überhaupt ſtatt des Lateiniſchen c, wo daſſelbe ſeine Ausſprache wie k beibehalten hat: Akt; ck welches eine Verdoppelung des k iſt, ſteht nur nach einem geſchärften oder geprellten, herausgeſtoßenen Selblauter: ſpucken Speichel, blocken, an den Block ſchließen; ph ſteht nur in einigen Namen und ſolchen Worten, die aus dem Griechiſchen ſtammen, wo es bf geſprochen wurde, welcher Laut ſich in Pfui! erhalten hat. Es wird daher nicht vollſtändig erſetzt durch f, in Phaſen, Phantaſt und Symphonie. qu ſteht immer ſtatt kw: Qual. ſ ſteht nur zu Anfang, s nur am Ende einer Sylbe, aber am Ende eines Wortes nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung nur ein einfaches ſanftes ſ hervortönen würde. ß (in Latein. Schrift ſs) ſteht am Ende eines Wortes und vor t 1) als Grenzdoppellaut, z. B. ißt von eſſen, nicht iſt von ſein; oder wenn es ein geſchärftes ſ nach einem gedehnten Selblauter vertritt, wo es dann bei Endvermehrung beibehalten wird: das Maß, die Maße, nicht die Maſſe d. i. der Stoff. 2) In Zeitwörtern endigt ſich die dritte Perſon des beſtimmten Präſens auf ßt, es mag im Infinitiv ß oder ſſ ſtehen: genießt, praßt von genießen, praſſen. v ſteht nur vor einem Selblauter, ausgenommen vor u, und ſelten am Ende. So ſchreibt man ſelbſt Fließ, Flaus, wie Fell von vellus. y iſt griechiſchen Worten eigenthümlich; z. B. Sylbe, wo es i lautet, urſprünglich aber wahrſcheinlich ü; daher es als Mißbrauch anzuſehen iſt, ſtatt i in urdeutſchen Wörtern y zu ſetzen. z ſteht nur 1) zu Anfang; 2) nach einem Mitlauter: Erz, wo Hr. Wolke es mit s vertauſcht, und z. B. Gans ſtatt Ganz ſchreibt; 3) nach einem gedehnten Stimmlaute: Schnauze; 4) ſtatt des Franzöſiſchen c oder des Lateiniſchen ti, dem ein anderer Selblauter folgt: Strapaze, Juſtiz, Horaziſch. tz ſteht nur nach einem geprellten Selblauter: Blitz. — Ausführlichere Belehrung gewähren folgende Werke: G. G. Beyers Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtſtudirende, 8. Leipz. 788. 6 Gr. — J. C. Adelungs vollſtändige Anweiſung zur deutſchen Orthographie, nebſt einem kleinen Wörterbuche für die Ausſprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipz. 788. 1 Thlr. 16 Gr. — F. A. E. Göze nützliches Wörterbuch ſolcher Wörter, die in der Ausſprache faſt gleichen Ton, aber eine verſchiedene Bedeutung haben, und oft verwechſelt werden. Zur richtigern Belehrung in der Rechtſchreibung. Leipz. 8. 794, 12 Gr. — Die Kunſt

zu leſen und recht ſchreiben zu lernen v. F. Olivier. Deſſau 801. — Neue Rechtſchreibung nach der Deutſchen Mundart. 8 Berlin 804. 18 Gr. — Deutſche Rechtſchreibung nach Adelungs Grundſätzen für Volksſchulen. 2te v. Aufl. 8. Dresd. 805, 12 Gr. — C. Kruſe Anweiſung zur Orthographie der deutſchen Sprache, mit Inbegriff d. aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. 807. Oldenburg 1 Thlr. — A. Link leichtfaßlicher Unterricht in der deutſchen Rechtſchreibung. 8. Linz. 807 6 Gr. — J. F. A. Krugs ausführliche Anweiſung, die hochdeutſche Sprache recht ausſprechen, leſen und recht ſchreiben zu lernen. 808, 8 — Unterricht in der deutſchen Rechtſchreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittlerer Schulen, nebſt einem Anhange von gleich- und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812, 8. 138 S. 7 Gr. — Dem Fleiße und der Genauigkeit dieſes Vf's muß man volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. — G. M. Roth Anweiſung zur Orthographie, 802. Sodann bedeutend erweitert in deſſen Anfangsgründen der deutſchen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollſtändigere und verbeſſerte Aufl. Gieſſen, 814. XXII. 378. S. in 8. (1 Thlr.). Bor

Rechtsgelehrter (Juriſt) heißt derjenige, welcher ſich durch ein methodiſches Studium die Rechtsgelahrtheit zu eigen gemacht hat. Übt dieſer ſeine Rechtskunde durch thätige Wirkſamkeit in dem bürgerlichen Leben zum Beſten Andrer aus, ſo nennt man ihn einen practiſchen Rechtsgelehrten. Wer nur eine hiſtoriſche Kenntniß von den Geſetzen hat, wird Legelejus oder Geſetzverſtändiger, wer ſeine Rechtskenntniß bloß durch Erfahrung erworben, ein Rechtsempiriker, und wer in ſeiner rechtspractiſchen Thätigkeit nicht als ein ehrlicher Mann verfährt, ſondern die Geſetze zur Erreichung unerlaubter Zwecke verdreht und chikanirt, ein Rabuliſt genannt, welcher übrigens ſowohl ein wahrer Rechtsgelehrter als ein bloßer Empiriker oder Legalejus ſeyn kann. Deutſchland hat große Forſcher in einzelnen Theilen der Rechtswiſſenſchaft, allein deſto ärmlicher ſieht es darin mit den in jedem Fache des Rechts wirken ſollenden Practikern aus. Denn die Maſſe des Poſitiven und Hiſtoriſchen iſt bei den in Deutſchland geltenden Rechten zu ungeheuer. Nur eminente Köpfe vermögen dieſe Maſſen in ihrem weiten Umfange ſo zu verarbeiten, daß ſie ſolche im Leben mit Geiſt zur Anwendung bringen, die gewöhnlichen hingegen halten ſie bloß nothdürftig mit dem Gedächtniſſe feſt, und ſtolpern ſo bei der Anwendung. Am klärſten zeigt ſich dies, wenn man die Anwalde in England, wo man durch römiſche Alterthümer und Varianten wenig geängſtigt wird, mit den deutſchen Rechtsgelehrten vergleicht. Dort iſt alles Leben und friſche Eigenthümlichkeit, hier ſchleicht alles matt und pedantiſch einher. (S. Daniel Nettelbladt Abhandlung von dem Urſprunge der Rechtsgelehrten, im 2ten St. der halliſchen Beiträge zur juriſtiſchen Gelehrtenhiſtorie, und Carl Aug. Dan. Unterholzner allgemeine Einleit. in das juriſtiſche Studium, München 1811.) En.

Rechtsmittel, ſ. Prozeß.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten ſind diejenigen Pflichten gegen andre Menſchen, welche uns das Rechtsgeſetz auflegt. Dieſes aber iſt ein Geſetz der Vernunft für das Ver-

hältniß freier Weſen zu einander in Hinſicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jedem vernünftig ſinnlichen Weſen einen unbeſchränkten, die Freiheit Andrer ſtörenden Gebrauch von ſeiner Freiheit zu machen, und legt eben dadurch jedem eine Pflicht auf, der auf der Seite des Andern, auf welchen unſre Handlungen Einfluß haben, die Foderung gegenüber ſteht, als ein freies, ſelbſtſtändiges Weſen anerkannt zu werden, und die Befugniß, ſeine Kräfte zur Verfolgung ſeiner ſelbſtgewählten Zwecke zu gebrauchen, ſo weit dadurch die Freiheit Andrer nicht aufgehoben wird (oder gibt ihm ein Recht im weitern Sinne): ſo daß dieſes Geſetz jeder gleichſam den andern gibt. Da dieſe Foderung allgemein iſt, wie die Freiheit, die zur Erreichung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen nothwendige Bedingung iſt, und da ſie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches durch gemeinſchaftliche Kraft unter Menſchen errichtet werden ſoll, ſo kann die Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, und nur durch einen gemeinſchaftlich und geſetzlich bewirkten Zwang wird eine äußere Rechtsgeſellſchaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auch Zwangspflichten, und in ſo fern dieſelben nicht bloß durch eine innere Geſetzgebung oder mein Gewiſſen, ſondern auch durch die Foderung der vernünftigen Menſchengemeinſchaft, oder durch eine äußere Geſetzgebung auferlegt werden, äußere Pflichten genannt; dahingegen die Tugendpflichten, da ſie bloß von der innern Geſinnung abhängen, und dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen ſind, mithin auch äußern Zwang ausſchließen, innre oder Gewiſſenspflichten genannt werden. Man hat die erſtern auch häufig vollkommne genannt, weil ihre Erfüllung unter jedem Verhältniſſe und ohne Einſchränkung von jedem freien Weſen mit Zwang gefodert werden kann. Alle Rechtsverbindlichkeiten ſind urſprünglich negativ, d. h. ſie gebieten nicht beſtimmte Handlungen, ſondern die Beſchränkung unſrer Kraft beim Handeln in Rückſicht auf andre, ebenfalls freie, und ihre menſchlichen Zwecke durch Handeln verfolgende Weſen; mit andern Worten, ſie verbieten die vernünftige Zweckthätigkeit, Andre willkürlich zu ſtören. So z. B. die Pflicht, ſich an des Andern Leib und Leben nicht zu vergreifen. Poſitive Rechtspflichten entſpringen erſt da, wo durch wechſelſeitige Übereinkunft oder durch Beſtimmung des bürgerlichen Geſetzes im Staate Rechte, die vorher nicht vorhanden waren, feſtgeſetzt werden. Da Rechte und Pflichten ſich immer gegenſeitig beſtimmen, ſo gehört die Lehre von den Rechtspflichten vorzüglich, aber nicht einzig, in die philoſophiſche Rechtslehre; in ſo fern nämlich rechtliche Handlungen auch innerlich geboten ſind, und eine Sanction des Gewiſſens erhalten, in ſo fern gehören die Rechtspflichten auch in die Moral. T.

Recidiv. Unter dieſem Wort verſtehen Ärzte die Rückkehr (Rückfall) einer Krankheit, die bereits gehoben war, oder es doch zu ſeyn ſchien. Bei einigen Arten von Krankheiten tritt dieſer Umſtand öfter und leichter ein, als bei andern, wenn auch die Krankheit ſelbſt aus einerlei Quelle entſpringt; ſo hat man bemerkt, daß das Recidiv öfter nach viertägigen als nach ein- oder dreitägigen Wechſelfiebern ſich einzuſtellen pflegt.

Recipienten werden diejenigen Werkzeuge von dem Phyſiker genannt, deren er ſich bedient, um flüſſige Materien einzuſammeln oder einzuſchließen. So ſind z. B. Recipienten die gläſernen,

cylindriſchen Gefäße, die bei Unterſuchungen der Luftarten über die Löcher des Tragegeſimſes der pneumatiſch-chemiſchen Wanne angebracht, und nachdem ſie die Gasflüſſigkeit aufgenommen, mit Waſſer oder Queckſilber geſchloſſen werden. Auch die Glasglocke an einer Luftpumpe iſt ein Recipient. Ferner benennt man alſo das Gefäß, das beim Deſtilliren mit dem Helm oder Halſe der Retorte verbunden wird und beſtimmt iſt, den Stoff aufzunehmen, der durch die Deſtillation aus dem alſo behandelten Körper gewonnen wird. Die Form des Recipienten iſt nicht beſtimmt, ſondern richtet ſich nach der Verſchiedenheit der Arbeit, zu der er gebraucht wird. Die Chemiker bedienen ſich faſt ausſchließend, der Durchſichtigkeit wegen, gläſerner Recipienten.

Recitativ wird in der Muſik der Vortrag einer den Tönen der Tonleiter folgenden Rede genannt, bei der das Rhythmiſche des eigentlichen Geſanges nicht beobachtet wird. Von der Declamation unterſcheidet ſich das Recitativ dadurch, daß es in einem muſikaliſchen Ton mit Begleitung und Anſchlagung der Grundtöne auf einem oder mehreren Inſtrumenten vorgetragen wird; ſo wie es dadurch, daß es keine wirkliche Melodie hat, auch die Töne nicht länger aushält, als eine gute Declamation erlaubt, vom eigentlichen Geſang verſchieden iſt. In Oratorien, Cantaten und Opern bedient man ſich des Recitativs ſehr häufig, von dem es übrigens zweierlei Arten gibt: das einfache und obligate. Das einfache wird nur durch den Baß, der in einzelnen Accorden auf dem Inſtrumente angegeben wird, um die Wendungen der Harmonie zu bezeichnen, begleitet; beim obligaten accompagniren mehrere Inſtrumente in mehrfachen Sätzen und länger gehaltenen Accorden. Gemeiniglich bildet letzteres in Opern den Übergang zum eigentlichen Geſang. Bei den Franzoſen wird das Recitativ in allen Tactarten gefunden, bei uns und den Italienern nur im $\frac{4}{4}$ Tact. Verbeſſerer des Recitativs ſoll Giacomo Cariſſimi geweſen ſeyn, der in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts als päpſtlicher Capellmeiſter zu Rom lebte. Für das obligate Recitativ hat Vinci, und ſpäter Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua viel gethan.

Reclama iſt der Anſpruch, wodurch Dinge, die genommen worden, zurückgefodert werden, und auf die der Eigenthümer ſeine Rechte gültig macht. Bei Häuſer- und Güterverkäufen, deßgleichen bei der Schifffahrt, wo es ſich öfters begibt, daß Schiffe von Capern weggenommen werden, wenn ſie auch mit gültigen Päſſen verſehen waren, tritt das Reclama oder die gerichtliche Zurückfoderung häufig ein.

Recognoſciren, in militäriſcher Rückſicht, nennt man die von einem General oder andern Offizier vorgenommene perſönliche Unterſuchung der Stellungen feindlicher Armeen und Truppen. Da zu dieſem Geſchäfte ein beſondrer Grad von Vorſicht, Muth, Geiſtesgegenwart, militäriſchen und wo möglich auch Localkenntniſſen erfodert wird, ſo bedient man ſich in der Regel ſolcher Offiziere dazu, welche dieſe Fähigkeiten vorzüglich beſitzen, um nicht durch unrichtige Berichte und Anſichten getäuſcht zu werden. Zur Bedeckung der Recognoſcirenden wird gewöhnlich leichte Reiterei mitgegeben. — Recognoſciren oder Recognition, im juriſtiſchen Sinne, heißt das gerichtliche von einer Streitpartei geſchehene Anerkenntniß der Richtigkeit und Identität der von der Gegenpartei

zur Begründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Inſtrumente. Da man nun juriſtiſch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugniß oder Verpflichtung dargethan werden kann (omne id, quod causam instruit) Inſtrumente nennt, und unter dieſem Namen auch Perſonen, z. B. Zeugen und andre nicht in geſchriebenen Documenten beſtehende Beweismittel, verſteht, ſo ergibt es ſich von ſelbſt, daß jede Perſon und jeder andre Gegenſtand, der wider Jemanden als Beweismittel angeführt wird, oder über deſſen Identität und Richtigkeit ein gerichtlicher Streit obwaltet, recognoscirt werden kann. Der Recognition iſt die Diffeſſion oder eidliche Abläugnung der Identität oder Richtigkeit der von dem Gegner für ſich angeführten Inſtrumente entgegengeſetzt. Um die Diffeſſion zu vermeiden, kann ſich der Producent (welcher ſich auf die Urkunden beruft) der Recognition durch Zeugen bedienen, wodurch dargethan wird, daß ein Inſtrument in Rückſicht der Identität und Richtigkeit dasjenige ſey, wofür es der Producent ausgebe. Zwei claſſiſche Zeugen ſind hier genügend. Die Vergleichung der Handſchrift, gleichfalls eine Art von Recognition durch Zeugen, muß durch eigentlich dazu beeidigte Kunſtverſtändige geſchehn. Übrigens ergibt es ſich von ſelbſt, daß die Vergleichung der Handſchrift (comparatio litterarum) nur bei ſchriftlichen Inſtrumenten Statt hat.

Rectificiren heißt, eine durch Deſtillation erhaltene Flüſſigkeit durch nochmaliges Deſtilliren von den ihr noch beigemiſchten feuerſtändigern Theilen reinigen. Da bei Deſtillationen es oft geſchieht, daß mit dem zu erhaltenden Fluidum ſich noch fremde, nicht hinein gehörende Dinge zugleich in dem Recipienten einfinden, ſo können dieſe nur von dem eigentlichen Stoff durch nochmaliges Deſtilliren entfernt werden, worauf man dann die alſo zum zweiten Mal behandelte Flüſſigkeit eine rectificirte nennt, wie z. B. bei Branntwein der Fall iſt, der rectificirt genannt wird, wenn durch wiederholte Deſtillation ihm die wäſſerigen Theile genommen worden ſind, die bei der erſten Deſtillation in die Vorlage (den Recipienten) mit übergegangen ſind.

Recurs an den Reichstag, ſ. d. Art. Reichshofrath.

Redacteur, Redaction. Bei weitläuftigen literariſchen Unternehmungen, zu deren Ausführung eine Anzahl Schriftſteller und Gelehrter erfodert wird, ſind ein oder mehrere Redacteren nöthig, nach Verhältniß des Umfanges und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens ſtehend, daſſelbe nach dem begründeten Plan fortführen, die verſchiednen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchſehen, und ſie nach der in der Anlage des Werks angenommenen Ordnung einrücken, die entweder eine alphabetiſche oder eine nach den beſondern Wiſſenſchaften geregelte, oder, wie bei belletriſtiſchen Zeitſchriften, z. B. eine auf Geſchmack und anmuthige Zuſammenſtellung gegründete, iſt. Kenntniſſe, Geſchmack, Beleſenheit, und beſonders Unparteilichkeit und Nichtbefangenheit in den Anſichten einzelner Schulen und Syſteme ſind Haupterforderniſſe eines guten Redacteurs, der bei ſeinem Geſchäft mit möglichſter Vorſicht verfahren muß, da auf ihn die Verantwortlichkeit zurückfällt, wenn Aufſätze in dem von ihm beſorgten Werke vorkommen, die gegen Sitte, Zucht, Religion, Geſetze, oder andre heilige und ehrwürdige Dinge verſtoßen.

Redaction iſt der Geſammtname der Vorſtehung eines ſolchen literariſchen Unternehmens, ſo wie Redacteur die Benennung des Einzelnen, der es leitet.

Rede. Im allgemeinen Sinn iſt Rede der Ausdruck der Gedanken durch Worte, im engern ein auf etwas Beſonderes ſich beziehendes Werk der Beredſamkeit. Bei der Rede im erſten Sinn iſt Deutlichkeit in der Darſtellung deſſen, was man ſagen will, und grammatikaliſche Richtigkeit einziges Erfoderniß. Bei der Rede im zweiten Sinn wird eine vollendetere Form verlangt. Schon in der äußern Form muß ſie von der Rede im gewöhnlichen Leben, dem Converſationston, durch mehr gerundeten Periodenbau, ſorgfältigere Wahl der Metaphern und Bilder, Reinheit und Wohlklang ſich unterſcheiden; in der innern Form aber beſonders alles vermeiden, was nicht weſentlich zum Zweck der beſprochenen Sache gehört. Die Regeln einer guten Rede, die über irgend einen Gegenſtand gehalten werden ſoll, ganz zu bezeichnen, dürfte unmöglich und vergeblich ſeyn, da der, welcher ſie zu halten hat, allein wiſſen muß, wie er ſie einzurichten habe, um den vorgeſetzten Zweck damit zu erreichen, und den Gegenſtand, den er beſpricht, und die Zuhörer, zu denen er redet, in Erwägung ziehen muß. Folgendes nur läßt ſich im Allgemeinen darüber andeuten: Zu große Anhäufung der Bilder, ſo wie die Wahl zu geſuchter, wird ſtets ein guter Redner vermeiden; denn obgleich ſolche Sprach- und Gedankenwendungen, mit Geſchmack und Einſicht angebracht, eine Rede verſchönern, ſo iſt ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht allein ermüdend, ſondern auch öfters völlig zwecklos und zweckwidrig. Ein gleiches tritt ein, wenn die Bilder zu ſchwülſtig, daher unpaſſend und unverſtändlich ſind, oder wenn ſie gar ins Gemeine fallen. Ein zu langer Periodenbau wird durch die zu häufig eingeſchobenen Sätze unverſtändlich, und es wird daher ein ſolcher von guten Rednern eben ſo vermieden, als ein beſtändiges Streben nach lakoniſcher Kürze, die dem Hörer den Gegenſtand mehr andeutet als entwickelt. (Es iſt begreiflich, daß der Redner noch mehr gehalten iſt, auf leichtfaßliche Deutlichkeit zu ſehen als der Schriftſteller; des Erſten Worte verhallen, des Letztern ſtehen feſt, und können wieder überleſen werden.) Stärke und Wärme des Gefühls ſind dem Redner eben ſo unerlaßlich, als völliges Durchdringen des von ihm beſprochenen Gegenſtandes; und Menſchenkenntniß wird ihn in den Stand ſetzen, ſeinen Vortrag ſo einzurichten, daß er damit entweder nach ſeinem Zweck den Verſtand ſeiner Hörer überzeugt oder ihr Gemüth ergreift. Daß außer dieſen genannten Eigenſchaften ein Redner aber auch die Sprache, in der er ſpricht, mit allen ihren Feinheiten und Wendungen völlig in ſeiner Gewalt haben muß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; daß der mehr äußere Vorzug eines guten Organs aber nicht wenig dazu beiträgt, ſeinen Vortrag zu vervollkommnen, wird jeder wiſſen, der Gelegenheit hatte, oft ſehr trefflich ausgearbeitete Reden zu hören, deren Vortrag nicht durch ein begünſtigtes Organ geſchah. Die Griechen und Römer ſtellen uns faſt noch unerreichte Muſter öffentlicher Beredſamkeit auf, daher ihre auf uns gekommenen Reden mit Recht fortwährend als die Prototypen dieſer Kunſt betrachtet werden. Heut zu Tage, wo vermöge der eingeführten Staatsverfaſſungen die öffentliche Beredſamkeit faſt bloß auf Kanzelvorträge eingeſchränkt iſt, und außer England ſich ſelten der Fall ereignet, daß der Staatsmann Vorträge an große Volksver-

ſammlungen zu machen hat, iſt die Kunſt, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entſchluß zu ſtimmen und zu begeiſtern, nicht mehr ſo weſentlich erfoderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung ſteht, als ſie es bei den alten republikaniſchen Verfaſſungen war; doch ſind auch in den neuſten Zeiten, beſonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredſamkeit ſich nicht unwürdig an die großen Muſter der griechiſchen und römiſchen Vorzeit anſchließt.

Redekunſt iſt die eine von den redenden Künſten, welche man der Dichtkunſt gegenüber zu ſtellen pflegt. Man kann ſie erklären, als die Geſchicklichkeit, dem ungebundenen (proſaiſchen) Vortrage der Gedanken für den Zweck der Überzeugung (oder Belehrung), der Unterhaltung, der Rührung, oder der Lenkung des Willens die angemeſſene Form oder Einkleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weiteſten Sinn ſtehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühl und Begehrungsvermögen. Ihre Abſicht iſt mehr oder weniger auf Wahres, Schönes und Gutes gerichtet. Die Rede iſt daher entweder didaktiſch (belehrend), oder äſthetiſch (unterhaltend) oder practiſch und pathetiſch (auf Angelegenheiten des Willens gerichtet), in wie fern ſie in vorzüglichem Grade auf den Verſtand, den Geſchmack oder den Willen berechnet iſt. Alle dieſe Zwecke können ſich ſehr oft in derſelben Rede vereinigen; jede der erwähnten vorherrſchenden Beziehungen aber wird ihr meiſtens einen eignen Charakter geben. Man unterſchied ehemals drei Gattungen der Reden: 1. die demonſtrative (welche ſich mit Lob und Tadel beſchäftigte); 2. die deliberative (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen oder Abrathen wirkte), und die gerichtliche (welche anklagend oder vertheidigend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unterſcheidung des Stoffs der redneriſchen Erfindung in Lehren, Sitten und Leidenſchaften (λογους, ἠθη und παθη) würden die Reden auf Belehrung, auf Wohlgefallen, oder auf Rührung vorzüglich ausgehen, und dieſe Eintheilung ließe ſich mit der obigen in Verbindung bringen. In demſelben Sinne nahmen die Römer das genus dicendi tenue, mediocre und sublime. Übrigens ſind die Werke der Redekunſt entweder für eine durch Geberdenſprache belebte und an anweſende Perſonen gerichtete Declamation, oder nur zum ſtillen eignen Leſen, oder auch zum einfachen Vorleſen oder Recitiren beſtimmt. Zu denen der erſteren Art gehören die eigentlichen Reden, orationes, welche eine dem durch Geberden erhöhten Vortrage angemeſſene innre Einrichtung erfodern. Zu den übrigen gehören Briefe, Abhandlungen, Aufſätze. Eine andre Eintheilung der Werke der Redekunſt iſt von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Man unterſcheidet daher 1. akademiſche, 2. religiöſe (Kanzelreden), und 3. politiſche Reden. Zur Ausbildung der großen Beredſamkeit, wie ſie Rom auszeichnete, und etwa im engliſchen Parlament zu erſcheinen Anlaß findet, fehlt uns Deutſchen die Gelegenheit. Unſre Redekunſt kann ſich faſt nur auf der Kanzel in ihrer Macht zeigen, und Ausländer und Deutſche haben ſich in dieſem Wirkungskreiſe berühmt gemacht, z. B. Bourdaloue, Maſſillon, Tillotſon, Sterne, Sack, Cramer, Jeruſalem, Zollikofer, Reinhard, Roſenmüller u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demoſthenes, Iſokrates, Lyſias, Cicero und der jüngere Plinius. Die wichtigſten Erfoderniſſe der

Redekunſt ſollen noch kürzlich bei der Theorie derſelben, welche Rhetorik heißt, angegeben werden. Dieſe trägt die Regeln des proſaiſchen Styls nach den verſchiednen Zwecken der Gedankenmittheilung vor. Sie betreffen die Abfaſſuug der eigentlichen Reden, der hiſtoriſchen Werke, der Abhandlungen und Lehrbücher, der Geſpräche und der Briefe. Die Rhetorik handelt alſo von den Bedingungen jedes zweckmäßigen proſaiſchen Vortrags, folglich von der Sprachrichtigkeit, vom Periodenbau, von den Redefiguren u. ſ. f., kurz von Allem, was zur Klarheit, Deutlichkeit, Schönheit und Kraft des Ausdrucks gehört. Die Rhetorik unterſcheidet zwiſchen Beredſamkeit und Wohlredenheit. Jene bezieht ſich auf den Reichthum, das Intereſſe und die Bereitſchaft der Materien. Dieſe geht auf die ſchöne, richtige, angemeſſene Form des Vortrags. Man unterſchied bei den Alten Rhetorik von der Dialektik, in wie fern dieſe mehr auf die ſubtile Kunſt zu disputiren, und ſelbſt einen Schein von Wahrheit zu erkünſteln, ohne Rückſicht auf Vergnügen und Rührung, Bezug hatte, während die Rhetorik den gemeinfaßlichen Vortrag intereſſanter Gedanken in einer ſchönen und eindringenden Form ſich zum Gegenſtande macht. Die Haupttheile der Rhetorik betreffen die Erfindung und die Ausführung und Darſtellung. Dieſe letztere erfodert die Anordnung (Dispoſition). Die letzte Wirkung aber hängt bei den eigentlichen Reden von dem mündlichen Vortrage (Ausſprache und Declamation) und zum Theil von der Geſticulation oder Geberdenkunſt ab. Die Anordnung enthält unter ſich: 1. den Eingang (exordium), 2. die Erzählung (wo ſie nöthig iſt), 3. die Propoſition (Aufſtellung des Hauptſatzes) und Eintheilung, 4. den Beweis oder die Widerlegung, und 5. die Schlußrede (epilogus). Die Ausführung (elocutio) erfodert Eleganz, d. h. Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth. Ariſtoteles, Cicero und Quinctilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfſinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben dieſe Theorie noch mehr ausgebildet, und beſonders auf die geiſtliche Beredſamkeit angewandt. — Es iſt noch zu bemerken, aus welchem Grunde und in wie fern die Redekunſt zu den ſchönen Künſten gehört. Der Redner, deſſen letzter Zweck Gedankenausdruck iſt, belebt denſelben durch äſthetiſche Ideen der Einbildungskraft. Um ſeinen Gedanken Klarheit, Anmuth und Nachdruck zu geben, und ſeine Zwecke der Belehrung, Unterhaltung und Rührung beſſer zu erreichen, bedient er ſich treffender Bilder, anziehender Schilderungen, und ſucht durch die Wahl der Worte und durch die Bildung der Redeſätze und durch ähnliche Mittel den Eindruck zu verſtärken. Die Schönheit der Redekunſt beruht nur auf dem, was ſie mit der Dichtkunſt gemeinſchaftlich hat; ſie iſt aber keine reine äſthetiſche Kunſt, wie dieſe, ſondern ſteht in dem Verhältniſſe der Baukunſt zu den bildenden Künſten. Denn bloß eine durch ſich ſelbſt gefallende Darſtellung iſt eben ſo wenig der Zweck der Redekunſt als der Baukunſt. Die Schönheit iſt hier immer der Nützlichkeit oder äußern Zweckmäßigkeit untergeordnet. So wie aber die Redekunſt oft die Dichtkunſt als Mittel zu ihrem Zweck benutzt, ſo dient ſie wieder der Schauſpielkunſt in dem dramatiſchen Dialog. Kant ſetzt die Dichtkunſt, welche eine bloße Unterhaltung durch ein Spiel mit Ideen der Einbildungskraft verſpricht, und unvermerkt doch ſo viel zur Bildung des Gemüths beiträgt, weit über die Redekunſt, welche mit höhern Anſprüchen auftritt,

als ſie oft befriedigen kann, und vorzüglich als *Überredungskunſt* bei allem möglichen äſthetiſchen Werthe doch moraliſch zu verwerfen iſt. Dieſe nennt er auch *Rednerkunſt*, welche durch den ſchönen Schein hintergeht, und auf die Schwächen der Menſchen berechnet iſt. Sie mag in der Politik oder in der Religion angewandt werden, ſie bleibt gleich verwerflich. Zur Redekunſt als ſchöner Kunſt wird übrigens Beredſamkeit und Wohlredenheit (Eloquenz und Styl) erfodert. Die zweckmäßige Ausübung dieſer Kunſt ſetzt voraus: 1. klare Einſicht in die Materien, reiches Gedächtniß und Scharfſinn; 2. fruchtbare Einbildungskraft, den Gedankenausdruck auch durch Beiſpiele zu beleben, 3. Gewandtheit in der Sprache, und Kenntniß ihres Reichthums und der Regeln ihrer Verſtändlichkeit und ihres Wohllauts, wie auch des Anſtändigen und Schicklichen im Ausdruck. — Was übrigens die wahre, edle Beredſamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunſt ſey, wenn ſie jetzt mit ſanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt uns die Thräne des Mitleids ins Auge lockt, jetzt die Bruſt zur Freude hebt, und jedem Affect den treffenden Ausdruck gibt, das zu ſchildern, fodert ſelbſt einen hohen Grad dieſer Kunſt, und der große Meiſter derſelben, Cicero, liefert vielleicht am vollſtändigſten die Züge zu dieſer Schilderung. Aber unter den Deutſchen wird J. J. Engel als ein Eingeweihter dieſer Kunſt, ſo wie ſie in ſeinen Werken vielſeitig erſcheint, nie aufhören, Geiſt und Herz jedes Gebildeten oder Bildung Suchenden an ſich zu ziehn. Ms.

Redende Künſte nennt man diejenigen, welche ſich der Rede, d. h. zum Gedankenausdruck geordneter und verbundener Worte, bedienen, Schönes und Erhabenes darzuſtellen. Sie wenden ſich mittelſt der Sprache zunächſt an den Verſtand, theilen Gedanken, in den Gedanken aber zugleich Anſchauungen und Empfindungen mit, unterſcheiden ſich aber durch ihren Stoff und ihre Darſtellungsmittel, die willkürlichen Zeichen, die Worte, von den andern Künſten. In wie fern die Gedankenmittheilung nun nach den Regeln des Geſchmacks geſchieht, und durch äſthetiſche Ideen, d. i. durch fruchtbare Vorſtellungen der Einbildungskraft belebt wird, erhebt ſie ſich in das Gebiet der Kunſt. Die beiden Künſte, welche man unter dem Namen der *redenden* bezeichnet, ſind die *Dichtkunſt* und die *Beredſamkeit* (oder redende Kunſt). Die letztere iſt immer durch Begriffe von äußern Zwecken gebunden und beſchränkt, und alles Schöne und Äſthetiſche muß ihr nur als Zierde und als Mittel oder Nebenzweck dienen. Sie läßt ſich eher nach Regeln und Beiſpielen und durch Übung erlernen, als die wahre Poeſie, welche immer einen gewiſſen Grad des ſchöpferiſchen Genies vorausſetzt. Denn dieſe zeigt ſich eben dann am höchſten, wenn ſie den fruchtbarſten und erhabenſten Gedankenſtoff als ein bloßes Spiel der ergötzenden Unterhaltung zu behandeln ſcheint, und dagegen dem ſcheinbar geringſten mittelſt der Einbildungskraft eine tiefere Bedeutung zu geben weiß. Doch was weſentlich zur *Redekunſt* gehört, findet man im vorhergehenden Artikel; über *Dichtkunſt* oder *Poeſie* ſind die dahin gehörenden Artikel nachzuſehn. Ms.

Redetheile (partes orationis). Die Beſtandtheile der Sprache ſind Worte. Da nun die Sprache ein Syſtem von articulirten Lauten iſt, durch welche der Menſch als denkendes Weſen ſeine Vorſtellungen bezeichnet, ſo ſind die Denkformen auch Bedingung der

Sprachformen, und es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nothwendig ſind, um die Denkformen in der Sprache erſchöpfend auszudrücken. Dieſe nothwendigen Sprachformen nennt man Redetheile, und ſie ſind daher Gattungen von Wörtern, welche den Gattungen und Grundverhältniſſen unſrer Vorſtellungen entſprechen. Nun drückt ſich die Denkform am einfachſten in der Handlung des Urtheilens (ſ. d. Art.) aus, deſſen Hauptbeſtandtheile Subjectbegriff, ein Prädicatbegriff und die Copula iſt. Zur Bezeichnung des Subjectbegriffs gehört unmittelbar das Subſtantivum, wodurch das als ſelbſtſtändig Gedachte bezeichnet wird, mittelbar das ſeine Stelle vertretende Pronomen, das Zahlwort, durch welches die Größe oder der Umfang des Subjects, und die Präpoſition, d. i. diejenige Form, durch welche das Verhältniß des ſubſtantiv gedachten angezeigt wird. Das Prädicat wird bezeichnet unmittelbar durch das Adjectiv, Eigenſchaftswort, die Copula oder die Verbindung der Begriffe durch das einfache Zeitwort (verbum substantivum ſeyn), oder beide ſind in dem Zeitworte (verbum adjectivum) enthalten. Ebenfalls gehört zur Bezeichnung des Prädicats das von dem Zeitworte ſtammende Participium, durch welches eine Eigenſchaft (Prädicat) mit der Beſtimmung des Thuns oder Leidens, mithin der Zeit geſetzt wird; ferner das Adverbium (Beſchaffenheitswort, Umſtandswort), durch welches die in dem Adjectivo oder Verbo ausgedrückte Eigenſchaft noch näher beſtimmt wird. Man kann auch Subſtantiv, Adjectiv und Verbum als Grundbeſtandtheile der Rede, urſprüngliche Redetheile, die übrigen aber als abgeleitete oder ſecundäre betrachten, und ſie zuſammengenommen Beſtimmungswörter nennen, in ſo fern durch ſie die urſprünglichen Redetheile und Sätze ihrer Bedeutung nach begränzt werden. Zur Verbindung der Urtheile in größere Sätze dienen die Conjunctionen (Verbindungsworte). Dieſes ſind nun die angenommenen nothwendigen Redetheile der Sprache. Sonſt rechnete man zu ihnen auch die Interjection und den Artikel; da aber letzterer nicht in allen Sprachen vorkommt, mithin keine allgemein nothwendige Form der Sprache iſt (ſ. Artikel), die Interjection aber, als unmittelbarer Laut der Empfindung auf die Denkformen und den Ausdruck der Vorſtellungen durch die Rede keine Beziehungen hat, ſo hat man beide aus der Zahl der Redetheile ausgeſtrichen. Übrigens iſt man über die Ableitung der Redetheile aus den Denkformen nicht durchaus einſtimmiger Meinung. Die Theorie derſelben macht einen Theil der allgemeinen Sprachlehre aus, und iſt in neuerer Zeit vorzüglich von Bernhardi, Vater, Steinbeck, Roth u. A. verſchieden bearbeitet worden. Erſterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädicats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt erſteres Merkmal der Subſtanz im Raume, letzteres Merkmal der Subſtanz in der Zeit. Die Anwendung der Redetheile endlich iſt in den verſchiedenen vorhandenen Sprachen verſchieden, obwohl ſie niemals den Denkformen durchaus widerſprechen kann. Dieſe verſchiedne Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verſchiedenartigen Bildung der Nationen und von der menſchlichen Freiheit ab, die ſich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie iſt daher nur aus den empiriſchen und ſpeciellen Sprachlehren zu erlernen. T.

Reding (Aloys), ſ. Schweiz.

Redoute heißt, in der Kriegsbaukunſt, eine kleine geſchloſſene Feldſchanze ohne Bollwerk. Ihren Grundregeln nach ſoll die Redoute ein rechtwinkliges Viereck ſeyn, doch bringen die Verſchiedenheiten des Terrains häufige Abweichungen hierin zuwege. Den durch eine Traverſe gedeckten Eingang legt man ſtets auf der den feindlichen Angriffen am wenigſten ausgeſetzten Seite an. Der Umfang einer Redoute, die übrigens durch einen breiten und tiefen Graben vor der acht bis neun Fuß hohen Bruſtwehr noch gedeckt wird, richtet ſich nach der Anzahl der zur Beſatzung derſelben beſtimmten Mannſchaft und Geſchütze. Gewöhnlich wird bei Anlegung einer ſolchen Feldſchanze auf jeden zur Vertheidigung beſtimmten Mann 1½ Fuß, und auf jedes Geſchütz acht bis zehn Fuß Ausdehnung in der Vertheidigungslinie gerechnet.

Redoute, im geſellſchaftlichen Leben, ein Maskenball, gewöhnlich mit Spiel und andern Vergnügungen verbunden. In der Regel werden Redouten nur in der Faſtnachtszeit, beſonders an den Orten, wo das Carneval gefeiert wird, gehalten. In Venedig heißt alſo (ridotto) auch der öffentliche Ort, an welchem während des Carnevals Haſardſpiele, beſonders Pharao, öffentlich geſpielt werden. Sonſt durfte hier nur ein venetianiſcher Nobile Bank machen, dem als Banquier mehrere, ſonſt ungewöhnliche Freiheiten (z. B. einen Spieler abzuweiſen) geſtattet waren. An jeder Seite neben ihm ſtand eine maskirte Dame, um ihn auf ſeinen Nachtheil aufmerkſam zu machen. Auch durften die Spieler, ausgenommen die Nobili, nur maskirt zu dieſem Spiele eintreten. S. d. Artikel Carneval.

Reduction, wörtlich Zurückführung, iſt derjenige chemiſche Prozeß, wo einem verbrannten Körper derjenige Beſtandtheil wieder entzogen wird, mit welchem er ſich während des Verbrennens zu einem Producte beſondrer Eigenſchaft vereinigt hatte. Nun iſt verbrennen (ſ. d. Art.) aber jede Vereinigung eines einfachen Körpers mit einem ſolchen, der das gebundene Licht des andern ausſcheidet und Wärme dabei entwickelt; Reduction aber iſt der entgegengeſetzte Prozeß, nämlich die Entfernung jenes Körpers, der ſich während der Verbrennung mit dem brennlichen vereinigte oder die Zurückführung deſſelben in ſeine frühere Einfachheit. Metallkalke, z. B. Bleikalk oder Mennige, ſind Vereinigung von Metall und Sauerſtoff durch Verbrennung; ſollen ſie reducirt werden, ſo muß man dem Kalke den Sauerſtoff entziehen; dies geſchieht am leichteſten durch Zuſatz von Kohlenpulver und heftiges Glühen der Miſchung, wobei die Kohle mit dem Sauerſtoffe zuſammentritt, das Blei wieder Licht bindet und in ſeine vorige reguliniſche Einfachheit zurückkehrt. Dieſes Verfahren wird im Großen als Hüttenarbeit Anfriſchen oder Verfriſchen genannt. Fs.

Rees, ein 1816 noch lebender ausgezeichneter Schriftſteller Englands, der Sohn eines diſſentirenden (nicht zur engliſchen biſchöflichen Kirche gehörenden) Geiſtlichen, in der Grafſchaft Montgomery, war früherhin Lehrer der Mathematik und Phyſik zu Horton, welche Stelle er aber 1785 aufgab. Als Schriftſteller iſt er außer mehreren geiſtlichen Reden bekannt durch ſeine Ausgabe von Chambers Encyclopädie (London 1781 — 1786. 4 Vol. in Folio). Als dies Werk vergriffen war, wurde eine neue, vermehrte Ausgabe veranſtaltet, welcher Rees ebenfalls ſeinen Namen vorſetzte, und

die als wiſſenſchaftliches Wörterbuch die franzöſiſche Encyclopädie übertrifft. Es enthält bereits über 60 Bände 4., und iſt der Beendigung jetzt nahe.

Refectorium heißt in den Klöſtern das gemeinſchaftliche Speiſezimmer der Mönche oder der Nonnen.

Reflexion, oder Überlegung, iſt das Zurücktreten der Seele in ſich ſelbſt, um den Eindruck, den ein Gegenſtand auf ſie gemacht hat, mit Aufmerkſamkeit zu prüfen und zu beurtheilen. Aufmerkſamkeit auf äußere Dinge, beſonders wenn ſie unwillkürlich iſt, zieht die Seele von ſich ſelbſt ab und nähert ſie dem fremden Gegenſtande; durch Reflexion aber zieht ſie ſich wieder in ſich zurück und reißt ſich gleichſam los von allem, was nicht ſie iſt. Willkürliche Aufmerkſamkeit und Überlegung, dieſe beiden großen Vorzüge des Menſchen vor dem Thiere, bilden, wenn ſie in hervorleuchtender Stärke vorhanden ſind, den großen Menſchen. Die Aufmerkſamkeit macht den ſcharfen Beobachter und Forſcher der Außenwelt und Natur; die Überlegung den tiefen Denker, ſpeculativen Geiſt. Kant theilt die Reflexion in zwei Arten ein: logiſche und transſcendentale. Die erſte beſteht in Vergleichung der Begriffe unter einander, um die Einerleiheit oder Verſchiedenheit, den Widerſpruch oder die Übereinſtimmung zweier Vorſtellungen zu beſtimmen, um zu erfahren, ob ein Begriff analytiſch ſey, d. h. alles ſchon in ſich enthalte, was das Prädicat ihm beilegt, oder ſynthetiſch, welches ſagen will, ob durch ihn etwas neues zu einem andern hinzukomme, ob einer von zweien, und welcher die Form oder die Materie enthalte u. ſ. w. Die transſcendentale Reflexion vergleicht die Vorſtellungen in Rückſicht auf das Erkenntnißvermögen, vor welches ſie gehören, und unterſucht die Art und die Bedingungen, unter denen unſere Begriffe und Urtheile entſtehen, die Mitwirkung der Neigung, der Sinnlichkeit, des Verſtandes, der Vernunft, des Intereſſes, der Gewohnheit; ſie gibt, nach Kant, Reflexionsbegriffe, wodurch das Verhältniß der Dinge zu einander ſelbſt, ob ſie einerlei oder unterſchieden ſind, u. ſ. w. ausgedrückt wird, da jene, die logiſche Reflexion, nur Vergleichungsbegriffe gewährt, wodurch auch nur Begriffe beurtheilt werden.

Reflexion wird in der Optik die Zurückwerfung der Lichtſtrahlen von dunklen, undurchſichtigen Körpern genannt, die zugleich Urſache der Sichtbarkeit dieſer Körper iſt. Hauptgeſetz der Reflexion der Lichtſtrahlen iſt, daß dieſelben ſtets unter demſelben Winkel zurückprallen, unter dem ſie auf den Körper fielen, folglich die unter einen rechten Winkel auffallenden in ſich ſelbſt zurückgebogen werden. (ſ. weiteres hierüber unter dem Art. Optik). Je glatter eine undurchſichtige Fläche iſt, deſto regelmäßiger wirft ſie die einfallenden Strahlen zurück. Hierauf gründet ſich die Wirkung der Spiegel. (ſ. dieſen Artikel).

Refraction der Lichtſtrahlen, (ſiehe Brechung der Lichtſtrahlen).

Refugiés (Flüchtlinge), werden die durch die Intoleranz und den Verfolgungsgeiſt Ludwigs XIV. aus ihrem Vaterland vertriebenen Franzoſen genannt, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Religionsedictes von Nantes, der reformirten Lehre treu, nicht zu dem in Frankreich herrſchenden Catholicismus zurücktreten wollten. Seit dem nach den abſcheulichen, die Menſchheit entehrenden Scenen der Bluthochzeit (ſ. d. Artikel) der gute Heinrich IV.

durch das Edict von Nantes (ſ. d. Artikel) ſeinem Reich und ſeinen Unterthanen endlich den Frieden gegeben hatte, wenigſtens äußerlich, war den reformirten Franzoſen (Hugenotten) — man vergleiche den Artikel Hugenotten — Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Rechte zugeſtanden werden, gleich ihren katholiſchen Brüdern. Als aber Heinrich durch Ravaillacs Mordmeſſer fiel, ſein unwürdiger Sohn, der dreizehnte Ludwig, den Thron beſtieg, da fing von neuem die kaum unterdrückte Zwietracht an, Frankreich zu erſchüttern, denn zu kurz war Heinrichs Regierung geweſen, um die tiefgewurzelten Keime des Haſſes zwiſchen den Bekennern der alten und neuen Lehre zu zerſtören. Nach und nach durch Liſt und Gewalt der Stärke beraubt, die allein ihnen Schutz gewähren konnte gegen ihre ſteten Dränger, blieb den Hugenotten nur noch der ſchwache Schatten der Rechte, die ihnen das Edict von Nantes ſicherte, unter dieſer und der folgenden Regierung von Ludwig XIV. — Dieſer König, den ſeine Schmeichler den Großen nannten, fing endlich an, verleitet durch fanatiſche Prieſter und ſeine Maitreſſen, den Theil ſeiner unglücklichen Unterthanen zu verfolgen, den er ſelbſt früher für ſeine treueſten erklärt hatte, (vergl. die Art. Hugenotten, Maintenon, Ludwig XIV.) Liſt, mehr noch Gewalt, wurde auf das empörendſte angewendet, die Verirrten, wie man die der neuen Lehre Zugethanen zu nennen beliebte — in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, und alle Greuel, die inquiſitoriſcher Eifer früher über viele Länder brachte, erneuten ſich in Frankreich. Dragoner, die in die Gegenden abgeſandt wurden, wo Reformirte wohnten, ſollten durch unerträgliche Einquartierungslaſten und Bedrückungen aller Art, die Schlachtopfer des Fanatismus nöthigen, ſich nach dem Willen ihrer Dränger zu fügen, und wer dennoch dieſes Elend dem Verrath an der Überzeugung vorzog, fand entweder ſeinen Tod unter den Säbeln dieſer Satelliten der Tyranney, oder mußte, getrennt von den Seinen, in Kerkern, oder in trauriger Verweiſung jenſeit des atlantiſchen Oceans, ſein Leben hinbringen. Bei dieſem gehäuften Elend ſuchten viele der Unglücklichen, mit Hinterlaſſung alles deſſen, was dem Menſchen lieb und theuer auf Erden iſt, mit Hinterlaſſung von Vaterland, eignem Herd, Weib und Kind — in fremden Ländern Schutz und Zuflucht, vorziehend die Überzeugung ihres Glaubens allen Erdengütern. Aber auch dieſes einzige Mittel der Rettung ſuchte der Despotismus ihnen abzuſchneiden. Frankreichs Gränzen waren beſetzt mit Scharen von Söldnern, und wehe dem Armen, der in ihre Hände fiel! — Dennoch gelang es über einer halben Million durch Liſt, Gewandtheit und öfters offene Gewalt, ihrem blutigen Vaterlande zu entfliehen, und eine neue Heimath unter fremden menſchlichern Fürſten zu finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutſchland, in dieſem beſonders Sachſen, Brandenburg, Heſſen, nahmen die Flüchtlinge mit redlicher Gaſtfreiheit auf, wie ein Jahrhundert ſpäter dieſelben Länder die ſchuldigen und unſchuldigen Opfer der franzöſiſchen Revolution. In mehreren dieſer Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte die ein befangener und fanatiſcher König ſeinem eignen Lande entzog, dienten, nunmehr den Flor ſeiner Nachbarſtaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl dieſer Refugiés beſtand aus nützlichen Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern, die ihres Vaterlandes Kunſtfleiß auf den fremden Boden verpflanzten und — beſonders in den brandenburgiſchen Staaten — größten-

theils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt einen bedeutenden Theil des innern Reichthums der preußiſchen Monarchie ausmachen, da dieſes Land vor ihrer Einwanderung von ſolchem Erwerb noch faſt ganz entblößt war. — Aber ſo vortheilhaft die Ankunft dieſer Unglücklichen in dieſer Hinſicht vielen Ländern war, ſo darf doch auch nicht überſehen werden, daß auf der andern Seite mancher Nachtheil daraus wieder entſprang, der freilich erſt im Verlauf folgender Jahre ſich zeigte, um ſo mehr, als er durch die bereits erwähnte Einwanderung der durch die Revolution Vertriebenen nach ungefähr 100 Jahren verſtärkt wurde; das Verderbniß nämlich, das den deutſchen Charakter bedrohte, der bis dahin ſchlichte Treue und Biederkeit war, und der nun anfing, mit ausländiſchem Modetand und gehaltloſer Galanterie ſich zu miſchen. — Welche traurige Folgen dies für das gemeinſame deutſche Vaterland gehabt hat, haben wir alle geſehn; Folgen, die nicht eher ſich wandten, bis der Deutſche wieder ſich entſchloß, Deutſcher zu ſeyn. — Doch darf uns dieſe allerdings trübe Betrachtung nicht ungerecht machen, weder gegen jene Flüchtlinge des ſiebzehnten, ſo wie des achtzehnten Jahrhunderts, noch gegen unſre redlichen Vorältern, die mit deutſcher Gaſtfreiheit und Biederkeit ſie aufnahmen. — Übrigens haben jene durch religiöſen Fanatismus Vertriebenen mit ihren ſpätern durch Revolutionsgreuel uns zugeſchickten Brüdern faſt nur das Unglück gemein. Die Erſteren waren faſt durchgehends redliche, dem Staate nützliche Bürger; die Zweiten — mit vielen herrlichen Ausnahmen freilich — ein Haufe Menſchen, der nichts mitbrachte — als die Verderbniß der feinen franzöſiſchen Welt. —

Regalien (jura regalia), ſind ſolche Rechte, welche außer dem Inbegriffe der Hoheitsrechte eines Herrſchers an ſich liegen und demſelben nur in Vorausſetzung eines beſondern Rechtsgrundes zuſtehen. Falſch iſt es alſo, wenn man auch weſentliche Gewalten der Regierung, wie die geſetzgebende, richterliche und vollziehende, in den Begriff der Regalität zieht. Denn dieſe Gewalten ſind gegeben oder ſind da, um das Eigenthum zu ſchützen und es zum gemeinen Beſten zu leiten, nicht aber um ganze Gattungen realer Objecte des Privatrechts unter der Firma der Regalität ſo in die todte Hand zu verſetzen, daß es dem Bürger nur durch Conceſſion oder unvordenkliche Verjährung möglich wird, ſie wieder für ſein Commerz zu gewinnen. Es unterſcheiden ſich alſo die regaliſtiſchen Rechte von den übrigen eigentlichen Hoheitsrechten dadurch, daß jene Eigenthum zum Objecte haben, dieſe aber nicht, von dem andern Eigenthume des Herrſchers aber wieder, weil er dieſes privatmäßig beſitzt, die Regalien hingegen hoheitlich ausübt. Daher können wir Schmalz zu Berlin nicht beipflichten, wenn dieſer behauptet, daß aus dem Nationaleinkommen das Staatseinkommen bloß auf zweifache Weiſe gezogen werde, durch Domänen oder Abgaben, und daß, ob man gleich als dritte Art die Regalien hinzuzufügen pflege, ſolche am Ende doch nur entweder zu den Domänen oder Abgaben gehörten. Die Regalien ſcheinen uns vielmehr zwiſchen beiden in der Mitte zu ſtehen, indem bei ihnen die zwei ganz diverſen Rechte, Hoheit und Privateigenthum, in Einer Hand coincidiren. — Ob nun gleich kein Regent ohne ſpecielle Nachweiſung aus den Landesgrundgeſetzen Objecte des Privatrechts bei der gezeigten Singularität der Regalität dazu ziehen kann, ſo hat

man doch leider in der Vorzeit ſich nicht hierauf beſchränkt, ſondern mit der nach dem Sturze der Feudalanarchie eingetretenen wahren Staatsverwaltung, welche viele Staatsbedürfniſſe herbeigeführt, zügellos die Regalität, um den Schein der Erhöhung der Abgaben zu vermeiden, extendirt. Allein auch die ſchlechteſte Art, Auflagen zu erheben, iſt für das Volk weniger drückend, als ſolche Lähmungen ſeines Fleißes. — Seit der Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes gibt es kein Regal mehr, das nach einer rechtlichen Nothwendigkeit durch ganz Deutſchland gilt. Trifft man noch jetzt ein und daſſelbe gänzlich conform in ſämmtlichen deutſchen Staaten an, ſo iſt dies bloß zufällig. Die nun folgenden Regalien ſind daher bloß ſolche, welche ſich in den meiſten deutſchen Staaten vorfinden. Den erſten Platz rückſichtlich der Univerſalität verdient wohl die Regalität der Foſſilien. Nur ſind bei den Metallen die edlen von den unedlen zu unterſcheiden, weil jene beſonders in den deutſchen Territorien regaliſch zu ſeyn pflegen. Das Salz, in ſo fern vom Steinſalze die Rede iſt, ſteht unter den von den Foſſilien geltenden Grundſätzen. Das Recht der Benutzung der Salzquellen hingegen beſteht für ſich; es ſollten aber nur ſolche Quellen zur Regalität gezogen werden, welche auf den Domänen und Kammergütern entdeckt worden ſind. Bei Flüſſen ſind die größern von den kleinern zu unterſcheiden. Jene nur ſind gewöhnlich ein Eigenthum des Staats, welchem denn die vielfache Benutzung derſelben durch Fiſcherei, Flöß-, Mühlenanlegung u. ſ. w. zukommt. Was die Wege betrifft, ſo wird deren Regalität ſtets nur auf Land- und Heerſtraßen bezogen. Auch kommt hierbei weniger eine Colliſion mit dem Eigenthume der Einzelnen, als mit dem des Staats vor. Das Recht der Jagd macht, wo es den Bürgern und Bauern zuſteht, viele Müßiggänger, und kann daher von der Regierung recht gut in Verwaltung genommen werden. Nur muß der Ertrag davon wieder zum Beſten des Landes angewendet werden. Endlich iſt in vielen Staaten auch die Regalität auf manche herrenloſe Sachen erſtreckt, in einer weiten Ausdehnung, z. B. in Sachſen. Übrigens iſt es irrig, wenn man die Regalität bloß auf Sachen, nicht aber auch zugleich auf Facta bezieht. Die realen Objecte des Privatrechts ſind ſowohl Sachen als Arbeit, und bei beiden kann die Frage von Regalität entſtehn. Es kann daher auch von der Regalität der Gewerbe die Rede ſeyn. Nur muß man hiervon die Gewerbsleitung, welcher ſich die Regierung aus polizeilichen Gründen unterzieht, wohl unterſcheiden. — Der Name Regal rührt aus dem longobardiſchen Königreiche her. Als nämlich König Friedrich I. im Jahre 1158 die Stadt Mayland erobert hatte, hielt er es der Städte und der Großen wegen für rathſam, zu beſtimmen, welche Rechte ihm als Kaiſer und König in Italien zuſtänden. Er übertrug dieſes Geſchäft, wahrſcheinlich um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, einigen römiſchen Rechtsgelehrten zu Bologna, welche auch bald mit Zuziehung einiger Deputirten aus den Städten ein Verzeichniß der kaiſerlichen Rechte in Italien entwarfen. So entſtand die bekannte II. F. 56 befindliche Conſtitution, die, wenn ſie auch häufig in Deutſchland als Modell benutzt, doch darin nie als Geſetz recipirt worden iſt. Sie beginnt mit dem Worte Regaliae — wovon der Name Regal entlehnt worden iſt. En.

Regatta iſt eine öffentliche Luſtbarkeit in Venedig, die darin beſteht, daß eine Anzahl Boote vom Marcusplatz an einen Wettlauf auf den die Stadt durchkreuzenden Canälen halten. In jedem Boot iſt nur eine Perſon, und die, welche zuerſt das geſetzte Ziel erreichen, erhalten kleine Prämien an Gelde. Die Menge der Zuſchauer, die in prächtig geſchmückten Gondeln ſich einfinden, dieſen Wettlauf anzuſehen, und die zahlreich zu dieſem Volksfeſt ſich einſtellenden Fremden aus benachbarten Städten ſind bei der ganzen Sache das Sehenswürdigſte. 1775 gab die Republik Venedig zu Ehren der Gegenwart Kaiſers Joſeph II. ein ſolches Feſt, das eine ungeheure Menſchenmenge herbeizog.

Regel-de-Tri (ſ. Rechenkunſt).

Regen — das Herabfallen des Waſſers aus den Wolken in Geſtalt der Tropfen. — Das Waſſer befindet ſich entweder ſchon tropfbarflüſſig als Dunſtbläschen in der Luft, oder elaſtiſchflüſſig in ſeine Beſtandtheile aufgelöſ't. Im erſten Falle gibt es die Erſcheinung der Wolken oder des bedeckten Himmels, im zweiten Falle iſt der Himmel heiter. Zerplatzen dieſe Dunſtbläschen, welches durch mehrere Urſachen geſchehen kann, ſo bildet das Waſſer, als tropfbarflüſſige Materie, Tropfen, welche vermöge der Schwere aus der Luft herabfallen, und es entſteht der Regen. Befindet ſich das Waſſer in ſeine Beſtandtheile (Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas) aufgelöſ't in der Luft, ſo geſchieht durch ein drittes hinzukommendes, z. B. durch die Electricität, die Vereinigung beider. Es entſtehen daher oft bei heiterm Himmel Wolken, und es erfolgt endlich der Regen. Gewöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelſten geben das meiſte Waſſer; es iſt nur ſelten, daß im Sommer bei heiterm Himmel, ſtiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken ſind, deſto ſparſamer und feiner ſind die Regentropfen. Iſt der ganze Himmel gleichförmig bedeckt, ſo erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne ſchwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung getrieben, Strichregen. Verdichten oder vereinigen ſich die Dünſte, die eine Wolke bilden, gleichförmig und langſam von unten nach oben, ſo fallen langſam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt die Verdichtung von oben an, ſo werden die Tropfen durch die im Fallen ſich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünſte größer. Verdichtet ſich, wie bei großem Winde, oder bei einem Gewitter, eine Wolke plötzlich, ſo fallen ſehr große Tropfen, oder das Waſſer ſtürzt in Maſſe herab (Platzregen, Wolkenbruch). — Man kennt noch kein Beiſpiel, daß in unſern Gegenden der Durchmeſſer der Regentropfen bis auf $\frac{1}{2}$ Zoll betragen hätte, in der Nähe des Äquators aber ſoll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Widerſtandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langſam und in ſchiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig, als beſchleunigt wird. Ohne den Widerſtand der Luft würden ſchon ſehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen und ein einziger Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Regens hängt gewöhnlich von dem Clima, der Lage und andern Beſchaffenheiten eines Landes ab, und iſt darum ſehr ungleich. Kraft rechnet im Durchſchnitt in Petersburg jährlich nur 40, Muſchenbroek in Leiden 107, Lambert in Chur 115, und Bergmann in Abo (Schweden) 146 Regentage. Seit dem An-

fang des vorigen Jahrhunderts begannen ſorgfältigere Beobachtungen über die Menge des jährlich an verſchiednen Orten fallenden Regens (Schnee, Hagel, Thau, Reif u. dergl. mit eingerechnet). Briſſon gibt aus der Connoissance des tems eine überſicht der von 1702 bis 1757 jährlich zu Paris gefallenen Regen und Schneemenge und eine Tafel der jährlichen Menge des Regens von ſiebenundzwanzig verſchiednen Orten und Gegenden. In Reiſebeſchreibungen findet man noch mehr angegeben. Nach Bergmann, der 30 Zoll für die mittlere Zahl des jährlich auf dem ganzen Erdboden fallenden Regens u. ſ. w. annimmt, beträgt die Menge des jährlichen Niederſchlags auf der ganzen Erdfläche 1016 geographiſche Kubikmeilen. Im Ganzen genommen muß der Niederſchlag aus der Atmoſphäre der Summe aller ihr zugeführten Ausdünſtungen gleich ſeyn. Nach zuverläſſigen Beobachtungen iſt die Regenmenge auf den Gipfeln der Berge geringer als am Fuß derſelben. Da in der Atmoſphäre mancherlei fremdartige Materien ſich befinden, auch leichte Körper von der Luft emporgehoben, und eine Zeit lang darin erhalten werden können, ſo iſt es wohl nicht befremdend, daß der Regen bisweilen heterogene Dinge mit ſich bringt, oder in ſeiner Farbe etwas beſondres zeigt. Daraus ſind wahrſcheinlich die übertriebenen und abenteuerlichen Erzählungen des Alterthums und der mittlern Zeit von Wunderregen entſtanden, wobei man manches für mit dem Regen herabgefallen hielt, was gar nicht aus der Atmoſphäre gekommen war. μ....v.

Regenbogen, die ſchöne glänzende Lufterſcheinung, welche ſich zeigt, wenn die Sonne dem Zuſchauer im Rücken ſteht, und in den ihm gegenüber herabfallenden Regen ſcheint. Gewöhnlich ſieht man zwei Regenbogen zugleich, welche concentriſch ſind. Der innere iſt der Hauptregenbogen, und hat die lebhafteſten Farben; die Farben des äußern ſind ſchwächer. Bisweilen erblickt man innerhalb des Hauptregenbogens noch Stücke andrer Bogen von ſehr matten Farben. Von innen nach außen gerechnet folgen die Farben des Hauptregenbogens in eben der Ordnung wie im prismatiſchen Sonnenbilde — violet, indig, blau, grün, gelb, orange, roth; im äußern iſt die Farbenfolge umgekehrt. Außer dieſen leicht in die Augen fallenden Hauptfarben des Regenbogens ſieht man noch eine unendliche Menge von Farben, die ſich unvermerkt in einander verlaufen. Der Halbmeſſer des Hauptregenbogens begreift 40° bis 42°, der des äußern, 51° bis 54°. Da der Mittelpunkt beider Bogen der Sonne gerade entgegengeſetzt iſt, ſo erſcheint ein völliger Halbkreis über dem Horizont, wenn die Sonne eben auf- oder untergeht. Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, oder ſtehen nur einzelne unterbrochne Regenwolken am Himmel, ſo ſieht man nur einzelne Stücke des Bogens, die man **Regengallen** nennt. Die Entſtehung des Regenbogens läßt ſich durch Hülfe der Mathematik völlig aus den erwieſenen Geſetzen der Brechung der Sonnenſtrahlen, und der verſchiednen Brechbarkeit und Zerſtreuung der gefärbten Lichtſtrahlen erklären. Will man ſich eine deutliche und ſinnliche Vorſtellung von der Bildung des Regenbogens machen, ſo laſſe man auf eine gläſerne mit Waſſer angefüllte Kugel Sonnenſtrahlen in einem gewiſſen Winkel fallen, und man erblickt auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtſtrahlen auffängt, verſchiedene gefärbte Bogen, im Kleinen einen wahren Regenbogen, weil die Sonnenſtrahlen hier auf eine ähnliche Art wie in den

Regentropfen gebrochen werden. Stellt man das Auge ſo, daß die Geſichtslinie mit den Sonnenſtrahlen einen Winkel von 42° bildet, ſo ſieht man an der untern der Sonne abgewandten Seite der Kugel ein ſehr lebhaftes Roth; wird dieſer Winkel nach und nach um 2° verkleinert, ſo erſcheint nach und nach gelb, grün und blau; wird der Winkel bis auf 51° vergrößert, ſo erſcheint roth auf der obern der Sonne zugekehrten Seite der Kugel und die übrigen Farben folgen, wenn man den Winkel nach und nach um 4° vergrößert. Hieraus ergibt ſich auch, warum bei uns in den längſten Tagen um Mittag kein Regenbogen zu ſehen iſt. — Bei ſtürmiſchem Meere, wo die Wellen ſich häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenſtrahlen in denſelben umgekehrte Regenbogen, deren man oft 20 bis 30 zugleich ſieht. Sie haben gewöhnlich nur zwei Farben, gelb gegen die Sonne und blaßgrün auf der andern Seite. Des Morgens ſieht man auch oft die Regenbogenfarben in den Thautropfen auf den Wieſen, wo der Regenbogen hyperboliſch oder elliptiſch iſt. Zuweilen beobachtet man auch Regenbogen des Nachts, die durch die Brechung und Zerſtreuung der farbigen Strahlen des Mondlichts in den Regentropfen entſtehen; ſie ſind jedoch ſehr blaß, und bilden gemeiniglich nur weiße und gelbe Bogen. μ....ν.

Regenelectrometer iſt ein iſolirtes, mit einem gewöhnlichen Electrometer (ſ. d. Art.) verſehenes Gefäß, und dient das Mehr oder Minder der Electricität des hineinfallenden Regens anzugeben.

Regenmeſſer. Das **Ombrometer** oder der Regenmeſſer iſt ein Inſtrument, das die Menge des in einer gewiſſen Zeit gefallenen Regens beſtimmt und aus einem oben offenen gläſernen oder metallenen Gefäß beſteht, an dem, an dem untern, enge zulaufenden Theil, eine an ihrem andern Ende verſchloſſene Glasröhre angebracht iſt. Der in das Gefäß ſich ergießende Regen ſteigt nun natürlich durch die Öffnung in die Glasröhre, und zeigt ſomit durch ſeinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Waſſers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Öffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß ſtehenden Röhre angebracht ſind.

Regensburg, ehemals eine freie Reichsſtadt im bayerſchen Kreiſe an der Donau, jetzt zum Königreich Bayern gehörig, eine der älteſten Städte Deutſchlands. Dieſe nach alter Art gebaute und feſte Stadt war ſeit der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der Sitz der deutſchen Reichsverſammlung und Reichstage, bis in unſre Zeiten mit der Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes dieſes ſowohl als die bis dahin behauptete Reichsfreiheit der Stadt wegfiel. Der größte Theil ihrer auf 25,000 ſich belaufenden Einwohner iſt der evangeliſch-lutheriſchen Confeſſion zugethan. Während der ſtürmiſchen Zeiten des franzöſiſchen Revolutionskrieges ſowohl, als ſpäter in den faſt noch blutigern von Napoleons Gewaltherrſchaft, hat Regensburg durch Heerzüge und 1809 durch die in und um ſeine Mauern gefochtene Schlacht zwiſchen den Öſterreichern und Franzoſen viel gelitten. Mehrere alterthümliche Gebäude, beſonders die ſehr feſte und kühn gebaute Donaubrücke, zieren die Stadt. Eine Zeit lang, in der Zwiſchenperiode, ehe Regensburg an die Krone Bayern kam, gehörte es unter dem Namen eines Fürſtenthums zu den Beſitzungen des damaligen Fürſten Primas (ſ. d. Art. Großherzogthum Frankfurt).

Regent (Prinz), von Großbritannien und Irland, Georg Friedrich Auguſt, Prinz von Wales, geboren den 12ten Auguſt 1762, Sohn Georgs III. Seine Gemahlin iſt **Caroline** Amalie Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig Wolfenbüttel, mit welcher er am 8ten April 1795 zu London vermählt wurde. Schon frühe ſtellte ſich dieſer Prinz an die Spitze der Oppoſition, mit deren wichtigſten Häuptern Fox, Burke, Sheridan u. A. er in ſehr vertrauten Verhältniſſen lebte. So ſehr er ſich auch hiedurch und durch die öftern Beweiſe ſeiner liberalen Geſinnungen die Gunſt des Volks zu erwerben ſuchte, ſo verdunkelte doch ein überwiegender Hang zur Verſchwendung ſeine glänzenden Eigenſchaften. Mehrere Male mußten ungeheure Schulden, in die er ſich geſtürzt hatte, von der Nation bezahlt werden, und er lebte mit der königlichen Familie mehrere Jahre hindurch nicht in dem beſten Vernehmen, wozu außer dem Angeführten auch wohl ſein inniges Verhältniß mit Lady Fitzherbert Anlaß gab. Schon im Jahre 1792, als die Gemüthskrankheit Georgs III. nur eine langſame Geneſung hoffen ließ, wünſchte die Oppoſitionspartei dem Prinzen von Wales die Regentſchaft übertragen zu ſehn; allein Pitt und ſeine Anhänger, welche ſowohl für das Königreich ſelbſt, als für ihren eignen Einfluß von den Geſinnungen des Prinzen viel beſorgen zu haben glaubten, wußten es zu hindern. Vergebens bemühte ſich der Prinz im Jahre 1803, als England von Frankreich mit einem Überfall bedroht wurde, um eine Befehlshaberſtelle bei der Landmacht, „weil er durch ſein Beiſpiel dem Staat nützlich ſeyn wollte, und kein Ereigniß ihm das Unglück vergüten könne, an dem **ehren**- und gefahrvollen Kampfe **nicht** Theil genommen zu haben.“ Dies Begehren wurde ihm aber von ſeinem Vater abgeſchlagen, und der Prinz von Wales ertrug mit edler Unterwerfung und Verzichtleiſtung die Nichterfüllung ſeines Lieblingswunſches, ſo wie die Kränkung, daß ſein jüngerer Bruder, der Herzog von York, ihm vorgezogen, und zum Generalcommandanten der brittiſchen Landmacht ernannt wurde. Er verſöhnte ſich mit dem letztern (1804) bei Gelegenheit der Krankheit des Königs öffentlich. Für jene Zurückſetzung wurde dem Prinzen von Wales ſpäterhin die ſchönſte Vergütung, als ihm am 6ten Februar 1811 auf einmüthiges Verlangen der Nation wegen der fortdauernden Gemüthszerrüttung des Königs die Regentſchaft übertragen wurde. Hier zeigte er in der wichtigſten Criſe, wo es nicht bloß die Exiſtenz und Unabhängigkeit Englands, ſondern ganz Europa's galt, eine unerſchütterliche Feſtigkeit und Kraft, wodurch er ſich als Herrſcher und Staatsmann den Dank und den Ruhm aller Jahrhunderte geſichert hat. Bei Übernahme der Regentſchaft erklärte er ſeinen Vorſatz, „der Pflicht gegen den Staat ſeine Lieblingsneigungen aufopfern zu wollen, da er keiner Vorliebe zu folgen, keinen Groll zu befriedigen, und keine Zwecke zu erreichen habe, als die ihm mit dem Reiche gemeinſchaftlich wären.“ Die Geſchichte ſtellt leider viele Beiſpiele von Fürſten auf, welche ihre öffentlichen Verpflichtungen ihren Privatneigungen aufopferten, keinen aber nennt ſie uns, der wie der Prinz-Regent von England in ſeinem öffentlichen Leben das Wohl des Staats mehr als alle frühern Verhältniſſe bei ſich gelten ließ. Daher ging er auch als Regent, wider Erwarten der Oppoſitionspartei, mit voller Überzeugung in die Maßregeln der Miniſter ein, und verfolgte, weil er die Richtigkeit

dieſer Maßregeln erkannt hatte, dieſelben mit der größten Ausdauer und Beharrlichkeit. England ſtand allein, ein Fels im Meere, gegen das durch gemeinſames Joch verbündete Europa. Der durch Wort und That tauſend Mal ausgeſprochene Zweck des Unterdrückers war der Ruin Großbritanniens, die Zerſtörung des Handels, die Unterdrückung alles freien Geiſtesverkehrs, und die Eroberung der Welt. England konnte mit Spaniens Aufopferung in dieſem wichtigen Moment ſich einen glänzenden Frieden erkaufen, aber edel und kraftvoll wurde die Halbinſel mit allen Bedürfniſſen zum Kriege von brittiſcher Seite unterſtützt, die Macht des Tyrannen wurde getheilt und gehemmt, und hier fragt es ſich, was Europa jetzt ſeyn würde, wenn der hochherzige Prinz-Regent, ſtatt ſeiner klaren Anſichten und ſeiner Überzeugung zu folgen, dem Rathe der Oppoſitionspartei, mit der er früher ſo befreundet war, Gehör gegeben hätte. Als im Frühjahr 1813 die Heere der Verbündeten ſich zurückziehen mußten, als die letztern durch Mißgeſchick in dem Kampfe gegen den Feind der Menſchheit niedergeſchlagen, ſchon im Begriff ſtanden, den von ihm angebotenen Frieden anzunehmen; da waren es der Prinz-Regent und ſeine Miniſter, die, obgleich auch im Innern von einer mächtigen, den Frieden verlangenden Partei beſtürmt, jenes Anerbieten Bonaparte's in der vollen und wahren Überzeugung verwarfen, daß dieſer Friede doch nur beſtandlos und verrätheriſch ſeyn, und bloß dazu dienen würde, die Kräfte des Feindes zu ſammeln, und den Eifer der verbündeten Heere zu erkalten. Dadurch ward nicht bloß England und Europa, dadurch wurde die ganze Menſchheit von der Unterjochung gerettet. Daß aber nicht bloß den brittiſchen Miniſtern, ſondern auch dem erhabenen, geiſt- und kraftvollen, bloß für das Wohl ſeines Vaterlandes und der Menſchheit beſeelten Regenten der Ausgang dieſer Verhandlung zuzuſchreiben ſey, wird gewiß jeder, der die engliſche Verfaſſung und den wichtigen Einfluß des Staatsoberhaupts auf die öffentlichen Maßregeln kennt, um ſo mehr zugeſtehn, wenn man die Geſinnungen des Prinz-Regenten in Erwägung zieht. Einige engliſche Schriftſteller werfen dem Prinz-Regenten Unzugänglichkeit und Vernachläſſigung ſeiner frühern Freunde vor, welches mit andern Worten wohl nichts weiter bedeutet, als daß er während ſeiner Regentſchaft dem Wohl ſeiner Jugendfreunde dasjenige des Staats hätte opfern ſollen. Der Grund dieſer und mancher andern Beſchuldigungen und Nachreden gegen den Prinz-Regenten liegt ohne Zweifel in der Zurückſetzung der Oppoſitionspartei, die von ſeiner Regentſchaft ſich mehr Vortheile verſprach wie ſie erlangte. Die häuslichen Verhältniſſe des Prinz-Regenten, welche in ganz Europa Aufſehn veranlaßten, waren eben ſo unglücklich, wie das eheliche Leben ſeiner Ältern glücklich und muſterhaft war. Schon ſeit dem Jahre 1814 lebt ſeine Gemahlin völlig von ihm getrennt. Die Prinzeſſin Charlotte (geb. den 7ten Januar 1796) iſt die einzige Frucht dieſer Ehe. Sie war dem Kronprinzen von den Niederlanden (1814) zur Gemahlin beſtimmt, dieſe Verbindung wurde jedoch nicht vollzogen, dagegen hat ſich die Prinzeſſin zu Anfang des J. 1816 mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg verlobt. N. P.

Regent (Prinz von Portugal, Johann Maria Joſeph Ludwig, Prinz von Braſilien), geboren den 21. Aug. 1761, vermählt den 15ten Juli 1799 mit Charlotte Joachime, Tochter König Carls IV. von Spanien. Dieſer Prinz-Regent war durch Schickſal und Geiſtes-

ſchwäche dazu beſtimmt, ſeinem Zeitgenoſſen, dem Prinz-Regenten von England, zur Folie des Ruhmes und Glanzes zu dienen. Er übernahm am 10ten Februar 1792 wegen des Wahnſinnes ſeiner Mutter, der regierenden Königin, die Regentſchaft von Portugal, brachte durch ſeine Bigotterie und Charakterloſigkeit die Inquiſition wieder in Aufnahme, und Finanzen, Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung in Verfall. Alles Vortreffliche und Große, was Pombal und der Graf von Schaumburg-Lippe in politiſcher und militäriſcher Rückſicht geleiſtet und angeordnet hatten, verſchwand vollends unter dieſer verächtlichen Regentſchaft. Wankelmüthig in ſeinen Entſchlüſſen, und in politiſcher und geiſtiger Rückſicht zur Ausführung derſelben zu ſchwach, wollte der Prinz-Regent (1793) bei dem Ausbruche des Revolutionskriegs keinen Theil daran nehmen. Er ward aber bald von England und Spanien dazu genöthigt. Nach dem Frieden zu Baſel erklärte ſich der Prinz-Regent (den 7ten September 1796) für neutral, ratificirte aber nicht den (1797) zu Paris abgeſchloſſenen Frieden mit Frankreich, weßhalb letzteres ſich auch in fortwährendem Kriegsſtande gegen Portugal erklärte. 1799 übernahm er die völlige Regierung Portugals, allein mit wenig Segen für das Land, indem er nach einem lächerlichen Rückzuge ſeiner ſchlecht organiſirten Armee durch den Frieden von Badajoz (6ten Januar 1801) an Spanien den Diſtrict von Olivenza, und an Frankreich einen großen Theil von Guiana abtreten mußte (ſ. auch Portugal). Obgleich durch den Frieden von Amiens (1802) die Integrität Portugals garantirt ward, ſo erklärte doch Bonaparte (13ten November 1807), daß das Haus Braganza wegen ſeiner Anhänglichkeit an England aufgehört habe, in Portugal zu regieren, und der Prinz-Regent flüchtete beim Anrücken der franzöſiſchen Armee gegen Liſſabon (den 29ſten November 1807) kleinmüthig auf engliſchen Schiffen mit ſeiner Familie und ſeinem Hofſtaat nach Braſilien. Bei ſeiner Abreiſe erklärte er in ſeiner Abſchiedsproclamation, daß er bloß bis zum allgemeinen Frieden zu Rio de Janeiro ſich niederlaſſen wolle, und verordnete für die Zeit ſeiner Abweſenheit ein Regierungsconſeil. Ungeachtet des allgemeinen Friedens iſt der Prinz noch nicht nach Europa zurückgekehrt, und ſchwer iſt es wohl zu entſcheiden, ob Braſilien mehr durch ſeine Anweſenheit gewinnt, als Portugal durch ſeine Abweſenheit verlieren kann. N. P.

Regent, Regentſchaft. Unter Regent im Allgemeinen verſteht man 1. jedes Subject, welches zur Regierung einer Geſellſchaft befugt iſt; daher iſt im weitern Sinne 2. der Regent eines Staats derjenige, welcher die Rechte des Staats verfaſſungsmäßig unabhängig ausübt. Im engern Verſtande verſteht man unter einem Regenten aber dasjenige Subject, welchem wegen Abweſenheit oder Unvermögens des wirklichen Staatsoberhaupts die Ausübung der höchſten Staatsgewalt übertragen iſt. Regentſchaft iſt folglich im letztern Sinne die Ausübung der Rechte des Staats während der Abweſenheit oder der Unfähigkeit des wirklichen Staatsoberhaupts. Das Recht zur Regentſchaft kann ſich auf Geſetz, Vertrag oder letzten Willen gründen. Geſetzlich iſt es dann, wenn es einer durch die Verfaſſung des Staats ausdrücklich beſtimmten Perſon zukommt. Conventionell hingegen, wenn durch einen Vertrag des Staatsoberhaupts oder der Nation einer Perſon die Regentſchaft übertragen wird. Durch eine letztwillige Verordnung kann

nur alsdann ein Staatsoberhaupt gültig eine Regentſchaft anordnen, wenn keine auf Geſetze gegründete Befugniß eines Dritten zur Regentſchaft dieſer Anordnung entgegenſteht; und daſſelbe gilt auch in Rückſicht der conventionellen oder vertragsmäßigen Regentſchaften. Da häufig die Fälle eintreten, daß das Staatsoberhaupt, in ſo fern es Eine Perſon iſt, durch Abweſenheit oder andre Urſachen an der eignen Ausübung der Staatsgewalt behindert ſeyn kann, ſo hat es auch von jeher viele Regentſchaften gegeben. Wir führen nur aus den neuern Zeiten diejenigen an, die einen beſonders nachtheiligen oder vortheilhaften Einfluß auf das allgemeine Wohl hatten, oder ſich durch irgend eine beſondre Merkwürdigkeit auszeichneten. Traurig in ihren Folgen für Frankreich, und eben ſo traurig für ganz Europa war die Regentſchaft Philipps, Herzogs von Orleans, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 1715 bis 1723) ſ. Orleans. In den neueſten Zeiten ſehen wir die Regentſchaft des damaligen Herzogs von Südermannland, jetzigen Königs Carl XIII. von Schweden während der Minorennität Guſtavs IV. (vom 29ſten März 1792 bis zum 1ſten November 1796, vergl. auch Armfelt, Rudenſkiöld und Schweden). Wohlthätig nicht bloß für das Wohl von Deutſchland und Europa, ſondern für die Nachwelt war und iſt die Regentſchaft Georg Friedrich Auguſts Prinzen von Wales (ſ. Regent, Prinz, von England). Keinen bleibenden Eindruck auf das Wohl und Wehe der Menſchheit werden die gleichfalls in unſern Zeiten Statt gehabten Regentſchaften der vormaligen Kaiſerin von Frankreich, Marie Louiſe, und der Königin von Etrurien, gleiches Namens (ſ. Marie Louiſe) haben. Deſto wohlthätiger und ruhmvoller aber war, nicht bloß für ſeine, ſondern auch für andre Nationen, rückſichtlich des freien Geiſtes- und Handelsverkehrs, und mancher vortrefflichen Einrichtungen, die Mitregentſchaft des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, von 1784 an bis 1808, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den däniſchen Thron beſtieg (ſ. Dänemark). Merkwürdig iſt es übrigens, daß in den letzten zwei Jahrzehenden in Europa drei königliche Regentſchaften von den Kronprinzen wegen Geiſteszerrüttung und Wahnſinn der wirklichen Staatshäupter übernommen und geführt worden, nämlich die Regentſchaft von Großbritannien (ſ. Regent, Prinz, von England), von Portugal (ſ. Regent, Prinz, von Portugal), und die obenerwähnte von Dänemark. N. P.

Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Herzogthum, das früher dem Herzog von Modena gehörig, durch die Franzoſen zur ciſalpiniſchen Republik, dann zum Königreich Italien geſchlagen wurde, und jetzt dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat zugefallen iſt. Die Hauptſtadt des Landes, gleichfalls Reggio genannt, zählt gegen 20,000 Einwohner. Ein zweites Reggio, das in Calabrien liegt, litt 1783 durch das dieſes Land verheerende Erdbeben außerordentlich.

Regie heißt die vom Staat unmittelbar betriebene Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte, als Acciſe, Zölle u. ſ. w. Durch Friedrich II. wurde ſie in den preußiſchen Staaten eingeführt (ſ. d. Art. Friedrich II. und Preußen).

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im engern Sinne die verfaſſungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats durch die höchſte Gewalt deſſelben. Im weitern Sinne werden auch diejenigen Collegien, welche im Auftrage der höchſten

Staatsgewalt jene Rechte ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menſchheit im Stande der Rohheit und Uncultur lebte, kannte ſie keine Regierungen. Jeder war ſein eigner Regent und Beherrſcher, und übte, wo es ihm gelegen war, das Recht des Stärkern, oder wich dem Stärkern aus. Durch ihre täglich wachſende Menge, und durch ihren Hang zur Geſelligkeit, ſo wie durch das Bedürfniß gegenſeitiger Hülfsleiſtung mehr einander genähert, kamen die Menſchen wegen ihrer Rechte und Anſprüche in häufigere Verwickelungen, und unterwarfen ſich theils freiwillig, theils gezwungen, einzeln und in ganzen Geſellſchaften der Oberherrſchaft und dem Schutze derer, die phyſiſche oder geiſtige Fähigkeiten und Kräfte genug beſaßen, ſie gegen fremde Bedrückungen und Angriffe zu ſichern. So bildeten ſich aus dieſen Geſellſchaften die erſten Staaten, und aus der Veranlaſſung ihrer Entſtehung laſſen ſich zwar nicht die höchſt verſchiedenen Formen der Regierungen, aber doch die Rechte derſelben entwickeln. Dieſe Regierungsrechte nun ſind entweder allgemeine oder beſondre. Die allgemeinen beſtehen 1. in der aufſehenden Gewalt, oder der Befugniß des Staatsoberhaupts, in dem Staate von allem dem, was mit dem Wohl deſſelben in Beziehung ſteht, Bericht zu verlangen; 2. in der beurtheilenden Gewalt oder dem Rechte zur Beſtätigung, Mißbilligung und Verwerfung neuer, von den Staatsgliedern getroffener Einrichtungen; 3. in der geſetzgebenden Macht oder der Befugniß, in Gemäßheit der Staatsverfaſſung verbindliche Verordnungen, wodurch die Rechte und Verpflichtungen der Staatsbürger gegen einander und gegen den Staat beſtimmt werden, zu erlaſſen; 4. in der vollſtreckenden Gewalt, oder dem Rechte, die in Rückſicht des Staats gefaßten, der Verfaſſung deſſelben gemäßen Beſchlüſſe in Ausführung zu bringen. Die beſondern Regierungsrechte ſind 1. das Vorſtellungs- (Repräſentations-)Recht, vermöge deſſen der Regent den von ihm beherrſchten Staat vorſtellt, deſſen Verpflichtungen erfüllen muß, und ſeine Befugniſſe ausüben darf; 2. die Militärgewalt (Jus armorum), wonach dem Staatsoberhaupte das Recht zuſteht, das Kriegsweſen anzuordnen, Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuſer, Feſtungen, Magazine anzulegen u. ſ. w.; 3. das Recht zu Beſetzung der Staatsämter, und zur Beſtätigung der Staatsbeamten; 4. das Recht der Finanzen (Finanzgewalt), iſt die Befugniß des Staatsoberhaupts über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit der Verfaſſung und der Zwecke deſſelben zu verfügen; 5. die Juſtizgewalt oder das Recht, die Befugniſſe des Staats gegen die Glieder deſſelben, ſo wie auch dieſer gegen einander zu verfolgen, oder durch dazu angeordnete Behörden verfolgen zu laſſen; 6. die Polizeigewalt, welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hinderniſſe der innern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung derſelben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten beſondern Rechte nennt man auch innre Regierungsrechte, weil ſie das innre Staatswohl zum Zwecke haben. Die beſondern Regierungsrechte, welche die äußere Sicherheit und das äußere Wohl des Staats bezwecken, ſind 1. das Recht der Bündniſſe, vermöge deſſen der Regent mit andern Staatshäuptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgung der Rechte und Anſprüche ſeines Staats, ſeiner Perſon und ſeiner Würde, ſo wie auch zur Beförderung des Verkehrs ſeiner Unterthanen mit den

Bürgern andrer Staaten u. ſ. w. ſchließen darf; 2. das Recht des Kriegs oder das Recht zur gewaltſamen Verfolgung und Behauptung von Rechten und Anſprüchen gegen äußere Gewalt, iſt ein weſentliches Regierungsrecht, mit dem 3. die Befugniß, Frieden zu ſchließen, verbunden iſt; 4. das Recht der Retorſion, iſt, obgleich aus der geſetzgebenden Gewalt herfließend, gleichfalls ein äußeres Regierungsrecht, indem es dem Regenten die Befugniß gibt, auswärtige, den Bürgern ſeines Staats nachtheilige Verfügungen auf eine gleich nachtheilige Weiſe gegen die Unterthanen des fremden Staats zu erwiedern. In ſo fern die Befugniß des Staatsoberhaupts zur Ausübung der Regierungsrechte weder durch die Staatsverfaſſung, noch durch Verpflichtungen gegen auswärtige Mächte beſchränkt iſt, wird der Regent unumſchränkt genannt. Auch einzelne Staatsbürger, Corporationen und Gemeinen können zur Ausübung weſentlicher Regierungsrechte befugt ſeyn; doch müſſen ſie im Zweifel den Rechtstitel zur Erlangung dieſer Befugniß beweiſen. — Außer den vorhergenannten weſentlichen Regierungsrechten gibt es noch andre, nicht weſentliche, bloß nützliche Rechte, welche der Regierung eines Staats ausſchließlich zukommen können, und in ſo fern ſie bloß auf Vermehrung der Einkünfte und des Anſehens der höchſten Staatsgewalt abzwecken, der letztern die Mittel zur Behauptung ihrer Würde und zur Ausübung der weſentlichen Regierungsrechte geben. Jene außerweſentlichen Regierungsrechte ſind nach der politiſchen Verfaſſung und der phyſiſchen Beſchaffenheit der Staaten höchſt verſchieden, und werden Regalien genannt. (S. Regalien.)

Regiment, iſt eine aus mehreren Compagnien oder Schwadronen beſtehende Truppenabtheilung, welche ihren eignen Chef und Commandeur hat. Die Stärke der Regimenter iſt verſchieden, bei der Infanterie beträgt ſie gewöhnlich nicht unter 1000 und nicht über 3000 Mann; bei der Cavallerie hingegen gewöhnlich nicht unter 800 und nicht über 2000 Mann; doch kommt dies ſehr auf die militäriſche Verfaſſung jedes Staats an, und es läßt ſich als Regel hierüber nichts beſtimmtes annehmen.

Regiomontanus, (eigentlich Johann Müller Regiomontanus, wird aber auch oft allein Regiomantanus genannt, da er ſich ſelbſt von ſeinem Geburtsorte Königsberg in Franken ſo benannte), ein Mathematiker von den größten Verdienſten um ſeine Wiſſenſchaft, der mit der Kenntniß derſelben eine gründliche philologiſche Bildung verband. Er war im J. 1436 zu Königsberg in Franken geboren, bildete ſich ſeit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg von Peurbach, ward ein würdiger Schüler dieſes großen Lehrers, und lehrte dann ſelbſt mehrere Jahre hindurch die Mathematik mit großem Beifall zu Wien. Seine Begierde, die griechiſche Sprache zu lernen, bewog ihn, im J. 1461 mit dem Cardinal Beſſarion nach Italien zu gehen. Er erreichte dort ſeinen Zweck völlig, und erwarb ſich durch ſeine ausgezeichnete Gelehrſamkeit Bewunderung, zog ſich aber auch mehrere Feindſchaften zu. Er verfertigte viele Überſetzungen mathematiſcher und aſtronomiſcher Schriften aus dem Griechiſchen, und vollendete den von ſeinem Lehrer Peurbach angefangnen Auszug des Almageſts des Ptolemäus (Venedig 1496, Fol.), ſchrieb auch den tractat. de doctrina triangulorum, das erſte von dieſer Materie gedruckte Buch. Hierauf lebte er einige Zeit am Hofe des ungari-

ſchen Königs Matthias Corvinus, und ließ ſich dann 1471 zu Nürnberg nieder, wo er in genauer Verbindung mit Bernhard Walther war, und auch eine Buchdruckerei anlegte, die wegen der vorzüglichen Correctheit der darin gedruckten Bücher berühmt wurde. Im J. 1475 wurde er vom Papſt Sixtus IV. wegen der Calenderreform nach Rom berufen, wohin er ſich zum zweiten Mal begab. Derſelbe Papſt erhob ihn auf den biſchöflichen Stuhl von Regensburg; aber ſchon im J. 1476 ward Müller der Welt entriſſen. Nach Einigen ſtarb er an der Peſt; nach Andern ermordeten ihn die Söhne des Georg von Trapezunt, da ſie den Schimpf ihres Vaters, in deſſen Überſetzungen Müller grobe Fehler aufgedeckt hatte, rächen wollten. — Müller war in Deutſchland der erſte, der ſich mit Eifer auf das Studium und die Verbeſſerung der völlig vernachläſſigten Algebra legte; der Trigonometrie gab er höhere wiſſenſchaftliche Vollkommenheit und führte den Gebrauch der Tangenten ein, nachdem er dem Halbmeſſer 10 Millionen Theile gegeben hatte; auch die Mechanik verdankt ihm unendlich viel; ſeine Widerlegung des Cardinal Nicolaus Cuſanus (Chrypffs), der die Quadratur des Cirkels wirklich gefunden zu haben glaubte, ſeine vielen Schriften über Waſſerleitung, Brennſpiegel, Gewicht u. a. ähnliche Gegenſtände zeugen nicht nur von einer vielumfaſſenden Gelehrſamkeit, ſondern auch von einem ſeltenen Scharfſinn. Seine aſtronomiſchen Beobachtungen, Ephemerides, berechnet von 1475 bis 1506, die zuerſt zu Nürnberg 1474, dann zu Venedig 1476, 1484 und endlich zu Cöln 1488, 4. herauskamen, ſind ſehr genau, und erwarben ihm einen großen Ruhm. (Sie wurden von dem obengenannten Bernhard Walther, der nach Müllers Tode deſſen Papiere kaufte, fortgeſetzt, und ſind herausgegeben von Schonerus, 1544.) Eben ſo ſehr als durch ſeine eignen Werke nützte Müller der Aſtronomie durch ſein Beiſpiel; wenigſtens wurden durch ihn mehrere Männer zum Studium derſelben angefeuert, ſo daß Nürnberg der Sitz bedeutender Aſtronomen wurde. — Von ſeinen vielen Schriften ſind die wichtigern folgende: Kalendarium Nürnberg 1473, 4.; De reformatione Kalendarii, Venedig 1489, 4.; Tabula magna primi mobilis, Nürnberg, ohne Jahr, 4.; De cometae magnitudine longitudineque, Nürnberg 1531, 4.; De triangulis omnimodis Lib. V., Nürnberg 1533, Fol.; Tabulae directionum profectionumque in nativitatibus multum utiles, Venedig 1485, 4. Wahrſcheinlich nicht von ihm ſind jedoch die Chiromantie und die Phyſiognomie, die unter ſeinem Namen in lateiniſcher Sprache erſchienen und 1549 zu Lyon ins Franzöſiſche überſetzt wurde. — Ein lateiniſches Diſtichon, welches Müller im allgemeinen Sinn von künftigen unglücklichen Zeiten gedichtet hatte, nahm man im J. 1588 für eine ſpecielle Weiſſagung auf dieſes für Frankreich durch ſeine innern Spaltungen ſo unglückliche Jahr. — Das Leben des Regiomontan hat Gaſſendi beſchrieben; dieſe vita ſteht in Gassendi Opp. T. V. Hiermit kann man noch vergleichen: J. G. Doppelmayers hiſtoriſche Nachrichten von den nürnbergiſchen Mathematikern und Künſtlern, Nürnberg 1730, Fol. S. 1–30.

x. μ. δ.

Regiſter werden bei einer Orgel die an den Seiten der Taſtatur angebrachten Schieber genannt, die dazu dienen, die Ventile der verſchiedenen Orgelpfeifen zu öffnen oder zu ſchließen (ſ. d. Art. Orgel).

Regiſterſchiffe werden die Kauffahrteiſchiffe genannt, die von den ſpaniſchen Handlungshäuſern (beſonders denen von Cadix und Sevilla) nach dem ſpaniſchen Amerika geſendet werden, jene Länder mit europäiſchen Waaren zu verſehen. Hierzu wird eine Erlaubniß des in Madrid ſeinen Sitz habenden Raths von Indien erfodert, wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kroneinkünfte der Herrſcher von Spanien ausmacht. Der Name Regiſterſchiff rührt davon her, weil ein ſolches Fahrzeug in die Regiſter des Handlungshofes zu Cadix eingetragen wird.

Regnard (Jean François). Dieſer dem beliebten Molière öfters zur Seite geſetzte Luſtſpieldichter wurde 1647 zu Paris von wohlhabenden Ältern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu ſehen, und bald verließ er ſein Vaterland, und ging nach Italien. In Bologno machte er die Bekanntſchaft einer reizenden Provençalin, die aber zum Unglück für den jungen Mann ſchon verheirathet war. In einem kleinen von ihm geſchriebenen Roman Elvire (der als Kunſtwerk eben nicht beſonders hoch ſteht) ſpielt ſie unter dieſem Namen, ihr Gatte unter dem Namen de Prade die Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien ſchiffte er ſich mit den beiden Eheleuten auf einem engliſchen Schiffe ein, um nach Marſeille zu gehn. Das Schiff wurde aber unterwegs von Seeräubern genommen, und die Beſatzung in Algier als Sclaven verkauft. Regnard, der als großer Schmecker in der Kochkunſt wohl erfahren war, gewann hierdurch die Liebe ſeines neuen Herrn, die aber bald in Haß ſich verwandelte, als der eiferſüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den Frauen des Hauſes ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten ſollte Regnard jetzt zwiſchen dem Scheiterhaufen oder dem Turban wählen, als zu ſeinem Glücke das aus der Heimath verſchriebene Löſegeld ankam, und ſein türkiſcher Herr durch den Reiz des Goldes und das Zureden des franzöſiſchen Conſuls bewogen, die Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit ſetzte. Er ging nun mit der zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Sclave bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm ſo angenehme Nachricht von dem Tode des letztern erfuhr. Jetzt glaubte er, ſtünde der Erreichung aller ſeiner Wünſche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebten ſich bedungne Trauerfriſt war faſt verſtrichen, als plötzlich der Todgeglaubte erſchien, den ein Paar Mönche losgekauft hatten. Aus Verdruß über dieſe getäuſchte Hoffnung verließ er von nun an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Carl XI. ſehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreiſe nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm ſie in Geſellſchaft zweier Landsleute, beſchiffte den bothniſchen Meerbuſen und ging über Torneo bis an die Küſte des Eismeers. Von hier kehrte er nach Stockholm zurück, reiſ'te von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutſchland, und kam, nach einigem Aufenthalt in Wien, nach einer dreijährigen Abweſenheit wieder in Paris an, geheilt von ſeiner Liebe und ſeinem Hange zum Reiſen, ſo wie von der frühern ſtarken Neigung zum Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er ſich einen Ritterſitz und die Stelle eines Lieutenant des Eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wiſſenſchaften und den Freuden eines muntern und geiſtreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menſchen. Hier verfaßte er die Beſchreibung ſeiner Reiſen und

den größten Theil ſeiner Luſtſpiele, von denen Voltaire ſagt: „Wem Regnard nicht gefällt, iſt nicht werth, Molière zu bewundern." Die beſten dieſer Stücke ſind: Der Spieler, der Univerſalerbe, und die unverhoffte Rückkehr. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien 1772 zu Paris. Regnard ſtarb den 4ten September 1709 (nach Andern 1710) an den Folgen des unvorſichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gegen eine Indigeſtion einnahm. F. G.

Regnier (François Seraphin, Desmarais, oder richtiger Desmarets), einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Schriftſteller. Er war geboren den 13ten Auguſt 1632 zu Paris von einer aus Saintonge herſtammenden Familie, und ſtarb den 6ten September 1713. Er ſtudirte zu Nanterre, dann zu Montaigu im daſigen Collegium die Philoſophie, deren ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten ihm aber in eben dem Grade verhaßt waren, in dem ihn die ſchönen Wiſſenſchaften, die er mit dem größten Eifer betrieb, anzogen. Er machte ſich daher ſchon in dieſer Zeit an die dem Homer gewöhnlich zugeſchriebene Batrachomyomachie, die er ins Franzöſiſche überſetzte. Da er viele Geſchwiſter hatte, ſo konnte er von ſeinem Vater wenig für ſein künftiges Fortkommen erwarten. Er ſuchte daher, nachdem er die zuletzt erwähnte Bildungsanſtalt verlaſſen hatte, die Unterſtützung und den Schutz mehrerer einflußreicher Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reiſen machte. So nahm ihn der Herzog von Crequi mit nach Rom, wo er die italieniſche Sprache in ſolcher Vollkommenheit erlernte, daß er darin Verſe machte, die eines Petrarca würdig waren. Wirklich hielt die Akademie della Crusca eine ſeiner Oden für ein Werk des Petrarca, und rächte ſich, als ſie ihren Irrthum einſah, dadurch, daß ſie ihn zum Mitglied aufnahm. Gleich groß war ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache. Im 36ſten Jahr ſeines Alters trat er zum geiſtlichen Stande über, da Ludwig XIV. ſeine Verdienſte um den Staat durch eine Priorſtelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die franzöſiſche Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Redaction des Dictionnaire de l'Académie übertragen, woran die Akademie damals arbeitete, und als man bei dieſer Arbeit nicht nur Regniers Scharfſinn, ſondern auch ſeine auf Kunde der alten Sprachen gegründete genaue Kenntniß der franzöſiſchen Sprache bemerkte, wählte die Akademie den Abbé Regnier, nach ihres Secretärs, des bekannten Mezerai, Tode, im Jahr 1684 zum Secretär. Kaum hatte er dieſe Stelle angetreten, als er in derſelben der Akademie bei dem Streite, den ſie mit Furetiere in dieſer Zeit führte, die wichtigſten Dienſte leiſtete. Alle Mémoiren, die im Namen der Akademie erſchienen, waren Regniers Werk, der es endlich durch die weiſe Leitung der Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entſchied, und Furetiere aus derſelben verbannt wurde. Ungeachtet dieſer wichtigen Dienſte ſcheint Regnier dennoch bei ſeinen Collegen wenig beliebt geweſen zu ſeyn, da dieſe ſogar ſeine zufällige Abweſenheit benutzten, um die von ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu verwerfen, und eine andre unterzuſchieben. Mehrere Mitglieder der Akademie werfen ihm Hartnäckigkeit und Eigenſinn vor. Mag der wackre Mann nicht ganz frei von dieſen Fehlern geweſen ſeyn, ſo hat er ſie wenigſtens durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unläugbar iſt, daß die Akademie einen

großen Theil ihres damaligen Ruhms ihm verdankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie hat durch ihn ſchätzbare Beiträge erhalten, ſondern er iſt auch der Verfaſſer einer im Namen der Akademie erſchienenen Grammaire françoise, die 1676 in 2 Bänden 12. herauskam, und die zwar nicht von philoſophiſchem Geiſte zeugt, aber doch wichtige Unterſuchungen und Bemerkungen enthält, die mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit abgefaßt ſind. Geringer ſind Regniers Verdienſte um die Geſchichte. Seine Histoire des démêlés de la France avec la Cour de Rome, au sujet de l'Affaire des Corses (1767, 4.) iſt zwar genau, und hat den Vorzug der Glaubwürdigkeit, theils weil Regnier dieſen Streit ſelbſt erlebte, theils weil er aus Original-Actenſtücken ſchöpfte, es mangelt ihr aber der echte hiſtoriſche Geiſt, und ſie gibt einen Beweis, daß er nicht zum Hiſtoriker geboren war. Zu ſeinen beſſern Arbeiten rechnen wir ſeine Überſetzungen von Ciceros Büchern de divinatione und de finibus bonorum et malorum (1710, 12.) auch ſeine italieniſche Überſetzung der anakreontiſchen Oden (1692, 8.). Noch in ſeinem 80ſten Jahre ſammelte er ſeine Dichtungen, und gab ſie unter dem Titel: Poésies Françoises, Latines, Italiennes et Espagnoles im J. 1708 (nachher 1716 und 1750 wieder gedruckt) heraus. Die italieniſchen und ſpaniſchen Dichtungen wurden jedoch in Rom und in Spanien höher geſchätzt, als die franzöſiſchen in Frankreich, wenigſtens haben franzöſiſche Kunſtrichter ihn nie für einen großen Dichter erklären wollen. Von allen ſeinen franzöſiſchen Dichtungen iſt die am mehrſten geleſene und geſchätzte eine Überſetzung einer Scene aus Guarini's Paſtor Fido, welche die bekannten Verſe über den Widerſpruch der Moral und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, dieſe hingegen ſie gebiete. Obgleich dieſe Arbeit ihm große Ehre erwarb, ſo gereichte ſie ihm doch auf der andern Seite zum Nachtheil, da der König nun dem Überſetzer dieſer wollüſtigen Scene die Biſchofſtelle verſagte, die er ihm zugedacht hatte. *x. μ. δ.*

Regnier (franzöſiſcher Marſchall), zeichnete ſich beſonders in den ſpaniſchen Feldzügen 1809, 1810 und 1811 aus. Er gehörte nicht zu den ausgezeichnetſten militäriſchen Genies, aber doch zu den treufleißigen Mitarbeitern Napoleons, ungeachtet er den knechtiſchen Sinn und die ſchmeichelnde Bewunderung der andern für Napoleon nicht theilte. Napoleon ſelbſt achtete ſeinen ſchlichten und geraden Sinn und ſeine Mäßigkeit, deßhalb übertrug er ihm in dem ruſſiſchen Feldzuge (1812) das Commando über die ſächſiſchen Hülfstruppen. Im Jahre 1813 wurde er am 19ten October in einer der Vorſtädte Leipzigs von einem preußiſchen Jäger gefangen genommen. Den Tag zuvor, als die ſächſiſche Armee größtentheils zu den Alliirten überging, war er von allem unterrichtet, ohne es zu verhindern; ja er wünſchte lächelnd einem ſächſiſchen Major glückliche Reiſe ſelbſt noch vor dem Übergange. Als Gefangner kam er nach Berlin, und ſtarb bei ſeiner Rückkehr 1814 in Frankreich.

Regreß bedeutet ſo viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem Andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger ſich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, ſo nimmt er an dieſen ſeinen Regreß. Gleiches iſt der Fall bei Wechſeln. Wenn der, auf den der Wechſel gezogen, nicht zahlen will, ſo nimmt der, der die Summe empfangen ſoll, an des

bezogenen Vormänner oder an den Ausſteller des Wechſels (Traſſenten) ſeinen Regreß (vergl. d. Art. Wechſel und Wechſelrecht).

Regulus (Marcus Attilius). Dieſer durch ſeine Vaterlandsliebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Conſulat, und wurde von der Republik mit ſeinem Mitconſul, Manlius Vulſo, abgeſendet, Roms ſtolze Nebenbuhlerin, Carthago, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals noch in Seekriegen hatten, gelang es dennoch dem Muth der Conſuln, die überlegne carthagiſche Flotte zu ſchlagen, und in Afrika zu landen. Hier verfolgte Regulus mit ſchnellen Schritten die glücklich betretne Siegesbahn, ſo daß er bald mit ſeinen Legionen vor den Mauern der puniſchen Hauptſtadt ſtand. Das erſchrockne Carthago, in ſeinem innerſten Herzen angegriffen, für jetzt der Hülfe ſeiner Flotten beraubt, zu Lande damals nicht ſonderlich ſtreitbar, bat um Frieden, aber um einen ehrenvollen Frieden. Regulus jedoch, mehr Krieger als Staatsmann, fand nicht für gut, einen ſolchen zu gewähren, ſondern beharrend mit Römerſtolz auf ſeinem Willen und ſeinem Haß gegen die Punier, verlangte er knechtiſche Unterwerfung. Da glaubten die Carthager mit Recht, es ſey beſſer zu ſterben, denn ſolche Schmach zu dulden, und fuhren fort, ſich zu vertheidigen. In dieſer höchſten Bedrängniß ſandte Lacedämon ihnen Hülfe, den Xantippus und ein kleines Heer. Zwar verſprach des griechiſchen Feldherrn Äußeres nicht viel, denn Xantippus war klein und ungeſtaltet, aber eine Heldenſeele wohnte in der unſcheinbaren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Urſach, ihre unbiegſame Härte zu bereuen. Unter den Mauern Carthago's lieferte Xantippus dem Conſul eine Schlacht, 30,000 Römer deckten mit ihren Leichen das Feld, und das entzückte Carthago ſah ſeinen harten Dränger gefangen in ſeinen Mauern. Dieſer einzige Sieg hatte die Wagſchaale des Kriegs gewendet, und auf beſſere Bedingungen konnte Carthago jetzt hoffen, Friede zu ſchließen. Es ſchickte daher eine Geſandtſchaft nach Rom, dieſen anzutragen, und ließ dieſelbe von ſeinem Gefangnen, Regulus, begleiten, der vorher durch feierliche Eidſchwüre ſich hatte verbinden müſſen, nach Carthago zurückzukehren, wenn Rom die Friedensbedingungen verwürfe, die es durch ſeinen Mund antragen ließ, durch ihn dem Senate annehmbarer zu machen glaubte. Jetzt aber gab Regulus ein merkwürdiges Beiſpiel von Seelenhoheit und Vaterlandsliebe, und zeigte, daß er größer war im Unglück als im Glück. In Rom angekommen, hielt Regulus es für ſeine Pflicht, dem Senat und dem Volke, ſtatt nach dem Wunſch der Punier, zum Frieden, im Gegentheil zur Fortſetzung des Kriegs zu rathen, und blieb bei dieſem, ſeiner Überzeugung nach, dem Wohl des Staats zuträglichen Rath feſtſtehn, ohne ſich von den Bitten und Thränen ſeiner Gattin und ſeiner Kinder, ja ſelbſt von den Beſchwörungen des Senats und Volks, die mit jeder Aufopferung die Freiheit und das Leben eines ihnen ſo werthen Mitbürgers erkaufen wollten, abwendig machen zu laſſen. Die Fortſetzung des Kriegs ward alſo beſchloſſen, und die erſtaunten und erzürnten carthagiſchen Geſandten kehrten in ihr Vaterland zurück, mit ihnen Regulus, gebunden durch ſeine Eidſchwüre, von deren heiliger und gewiſſenhafter Beobachtung zu jener Zeit dieſe That ein ſchönes Beiſpiel gibt. Die mehr als unedle Art, womit Car-

Bayerische

thago ſich an Regulus gerächt haben ſoll, iſt von mehreren neuen Geſchichtſchreibern nicht ohne ſcheinbaren Grund bezweifelt worden, und das Stillſchweigen des Polybius über dieſen Punkt iſt allerdings auffallend; doch ſey dem wie ihm wolle, ſo iſt doch das Benehmen des Regulus, der vorzog, ſein Loos in die Hände eben nicht großmüthiger Sieger zu geben, als ſein Leben durch Aufopferung des Staatswohls zu erkaufen, der hohen Achtung und Anerkennung aller Zeiten werth, und die Geſchichte erhält nur eine Schandthat weniger in ihren oft ſo blutigen Annalen, wenn angenommen wird, daß die an Regulus verübte unmenſchliche Hinrichtung nur eine Erfindung des gegenſeitig zwiſchen Römern und Puniern beſtandenen Nationalhaſſes iſt. Welches übrigens das Ende des Regulus war, iſt trotz der eifrigſten Bemühungen vieler der umſichtigſten Hiſtoriker unbekannt, ſo viel aber gewiß, daß, wie es auch geweſen ſeyn mag, Regulus durch ſeine Aufopferung für das Wohl von Rom den Fehler herrlich abgebüßt und ausgeglichen hat, den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigung entfernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen ſollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge deren einer Perſon, die durch Geſetz oder richterlichen Ausſpruch des Beſitzes von Gütern, Ämtern, Würden oder andern Gerechtſamen für unfähig erklärt iſt, dieſe Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nur der Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Rehberg (Auguſt Wilhelm), geboren zu Hannover 1760, erhielt ſchon frühzeitig eine Bildung, welche ſeinen trefflichen Talenten ganz entſprach; denn ſchon in ſeinem neunzehnten Jahre ertheilte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin ſeiner Abhandlung über das Weſen und die Einſchränkungen der Kräfte das Acceſſit. Er wurde 1783 fürſtlicher Regierungsſecretär zu Osnabrück, und trat nun förmlich als Schriftſteller auf, da er vorher nur meiſtens für das göttingiſche Magazin gearbeitet hatte. Schon drei Jahre nachher kehrte Rehberg als geheimer Kanzleiſecretär nach Hannover zurück, und ſchrieb hier noch Mehreres. Im Jahre 1790 trat er zuerſt als politiſcher Schriftſteller auf, und hat ſeit dieſer Zeit unſre Literatur in dieſer Hinſicht ſehr vortheilhaft bereichert. Er wurde 1794 Oberlizent-Inſpector in Hannover, und beſchenkte uns vorzüglich mit mehrern intereſſanten Schriften über die franzöſiſche Revolution.

Rehnſchöld. Dieſer im Heer Carls XII. von Schweden dienende General machte die Feldzüge ſeines Herrn bis zur unglücklichen Schlacht von Pultawa mit, wo er durch eigne Schuld gefangen wurde. Rehnſchöld war ein Günſtling des Kanzlers Piper, und ein Feind und Nebenbuhler des bei weitem würdigern Löwenhaupt. Voltaire beſchuldigt Carl XII., er habe nach der Schlacht bei Frauſtadt durch Rehnſchöld 6000 Ruſſen, die um Pardon baten, niederhauen laſſen; aber Voltaire, der als Hiſtoriker nicht durchaus glaubwürdig iſt, bedachte hierbei nicht, daß der König damals ſehr weit von Frauſtadt entfernt war, daß Carl gegen Überwundne ſtets gütig war, und daß, wenn das Factum gegründet iſt, dieſe Abſcheulichkeit nur Rehnſchöld, nicht aber den König trifft.

Reibzeug der Electriſirmaſchine. Wenn electriſche Körper (Nichtleiter) mit gewiſſen Materien gerieben werden, ſo wird dadurch in ihnen die Electricität erregt. Das, woran man bei Electri-

ſirmaſchinen den Nichtleiter ſich reiben läßt, erhält den Namen Reibzeug. Ehedem bediente man ſich, um die Electricität der Nichtleiter zu erregen, der bloßen Hand; da dies Verfahren aber manche Unbequemlichkeit hat, ſo dachte man auf andre Mittel, und Winkler brachte zuerſt an den von ihm verfertigten und benannten Electriſirmaſchinen weiche, mit Leder oder Leinwand überzogne und mit Wolle ausgeſtopfte Kiſſen an, die nun die ſich um ihre Axen drehenden gläſernen Cylinder oder Kugeln reiben. Später verbeſſerte Doctor Rooth dieſe Vorrichtung noch, indem er ein ſeidnes, mit Haaren ausgefülltes Kiſſen an die Stelle der winkleriſchen Erfindung ſetzte, das, um mehr den Cylinder noch zu berühren, eine nach innen gebogene Geſtalt hat. Um die Wirkung dieſer Kiſſen oder Reibzeuge zu verſtärken, belegte man ſie auf der dem Nichtleiter entgegengeſetzten Seite mit einem Überzug von Leder, der mit einem ſogenannten electriſchen Amalgama beſtrichen war; doch zeigten Adams und Lichtenbergs Verſuche, daß dies Verſtärken mehr geſchieht, wenn vor dem Anfang des Proceſſes der Glascylinder mit dem auf dem Leder befindlichen Amalgama gelinde gerieben wird. Um die Verbeſſerung der Reibzeuge bei den Scheibenmaſchinen (ſ. d. Art. Electriſirmaſchine) hat ſich van Marum ſehr verdient gemacht.

Reich (großes franzöſiſches, unter Napoleon), eine merkwürdige Erſcheinung in der neuern politiſchen Geſchichte, ſchnell vorübergegangen in dem Leben der Zeitgenoſſen, wie einſt Attila's Weltherrſchaft. Seit Seſoſtris hat es viel Eroberer gegeben, aber keinen, der nicht in Hinſicht auf Kraft, Umfang, Folgen oder Dauer ſeiner Länder- und Völkerſtürmerei über den franzöſiſchen Kaiſer hervorragte. Alexander, unter allen Eroberern durch Genialität der Erhabenſte, ſtürzte binnen drei Jahren das perſiſche Weltreich; die macedoniſche Univerſalmonarchie endigte zwar mit ſeinem Leben, aber ſein Werk dauerte fort. Die Griechen blieben die Herren der Welt, bis Rom an ihre Stelle trat. Die Römer, unter allen erobernden Völkern das erſte, unterwarfen ſich die Welt durch eine Staatskunſt, die folgerechter war, als die irgend einer andern Macht der ältern und der neuern Zeit, die päpſtliche allein ausgenommen: ſie beſiegten Europa, Aſien und Afrika durch zwanzig Geſchlechtsfolgen großer Männer, von Brutus bis auf Marc-Aurel, und durch dreihundert und zwanzig Triumphe von Romulus bis auf Veſpaſian. Auch die Araber, ſelbſt die Türken, haben unter den verſchiednen Dynaſtien der Eroberer, die an ihrer Spitze ſtanden, Größeres und Dauerhafteres vollbracht, als Napoleon und ſeine große Armee. Carl der Große und Peter der Große ragen über ihn hervor, da ſie mehr noch Bildner und Schöpfer ihres Zeitalters als zerſtörende Erobrer waren. Sogar der große Temudſchin, genannt Dſchingis-Chan, und Tamerlan, ſo blutig ſie auch für eine kurze Dauer ihre Weltherrſchaft gründeten, wirkten dennoch auf ihr Zeitalter mehr ein durch Geiſt und eigentliche Regentengröße, als Napoleon auf das ſeinige. Nur darin kann er mit Attila und Nadir-Schah verglichen werden, in dem Dünkel, daß er ſich für berufen hielt, eine neue Weltordnung zu gründen, und daß Gott durch ihn das Schickſal der Reiche beſtimme. In dieſem Sinne franzöſiſcher Schmeichelei hat Herr le Sage in ſeinem Atlas Géographique, Chronologique, Historique zu Paris das Weltgebäude Napoleons bildlich dargeſtellt,

und ſelbſt das angedeutet, was zur Vollendung deſſelben noch hinzukommen ſollte. Beide, der Baumeiſter und der Zeichner, leben jetzt, wie es heißt, als vertraute Freunde mit einander auf St. Helena, in philoſophiſcher Ruhe, um über die Nichtigkeit der menſchlichen Eitelkeit Betrachtungen anzuſtellen. Indeß darf ihr Werk, das franzöſiſche Kaiſerreich, das kürzeſte unter allen ſeit Nimrod, — denn, unter allen Regierungen iſt, wie Pitt ſagte, militäriſcher Despotismus von der kürzeſten Dauer, — in einem Archive unſrer Zeit, wie dieſes Handbuch iſt, nicht unerwähnt bleiben. Dagegen kann nicht bemerkt werden, daß Napoleon wahrſcheinlich noch jetzt regieren würde, wenn er in Smolensk, wie Sarrazin erzählt, ſtatt auf Caulaincourts Schmeichelwort, ſogleich nach Moskau vorzudringen, auf Ney's beſonnenen freimüthigen Rath gehört, und den Winter über an der Düna und am Dnepr die Ruſſen erwartet hätte. Denn eben, weil Napoleon in ſeinem Kopfe und in ſeiner Bruſt ſein und der Seinigen Verderben mit ſich herumtrug, wagte der Hofmann Caulaincourt, welcher ſeinen Herrn wohl kannte, jenen Rath, und eben darum, weil Napoleon mehr Stolz und Kraft als Genie und Verſtand hatte, achtete er nicht auf Ney's vernünftige Rede. Man könnte ſagen, Caulaincourt habe Napoleon und das franzöſiſche Kaiſerthum vernichtet, wenn nicht in Napoleons Charakter ſchon der Grund davon vorhanden geweſen wäre. Er würde auch ohnedies, früher oder ſpäter, auf dieſe oder eine andre Weiſe, ſich und ſein Werk in den Abgrund der blindeſten Vermeſſenheit hinabgeſtürzt haben. Über das Hiſtoriſche ſeines Steigens und Fallens ſ. d. Art. Frankreich. Hier ſtehe nur der ſtatiſtiſche Umriß. Napoleon wollte England auf dem Feſtlande unterjochen oder zum Frieden zwingen. Die Geſchichte hatte ihm vergebens geſagt, daß Scipio nicht in Spanien, ſondern in Carthago Roms Feind überwand. Allein dieſer Angriffsplan gegen England wurde eine Hegemoine, die Frankreich auf dem Continente an ſich riß. Wie Philipp einſt und Alexander ganz Griechenland gegen Aſien bewaffneten, ſo bewaffnete Napoleon die eine Hälfte von Europa gegen die andre, um das Ganze endlich, unter ſeinem Oberbefehl, gegen England zu bewaffnen. Hierzu diente ihm der erobernde Geiſt des franzöſiſchen Volks. Dieſer Geiſt war, wie der der Völker Hochaſiens, aus Despotismus entſtanden. Frankreichs tyranniſcher Ludwig XI hatte nämlich ſchon im 15ten Jahrhundert die altgermaniſche Freiheit der Franzoſen vernichtet. Seitdem war das tapfre, eitle, raubſüchtige, grauſame Volk ein treffliches Werkzeug in der Fauſt ehrſüchtiger Eroberer. Zuerſt brauchte es Carl VIII. zu ſeinen Heerzügen nach Neapel. Später, und am vollkommenſten unter dem Eroberer Ludwig XIV., wurde, um jenes Werkzeug noch beſſer brauchen zu können, das Syſtem der ſtehenden Heere in Frankreich erſchaffen und ausgebildet. Seitdem ſchien das chriſtliche Europa, England ausgenommen, nur des Soldatenweſens wegen regiert zu werden, und in dieſem Weſen erſtickte die Freiheit der Völker. Die franzöſiſche Revolution hatte zwar anfangs den großen Erfolg, daß ſie den Soldaten wieder in einen Bürger umſchuf, allein der Krieg und Napoleon bewirkten wie durch Zaubermacht, deren Formel Conſcription hieß, daß endlich die ganze franzöſiſche Nation eine große ſtehende Armee wurde, die Napoleon, als er durch den Krieg zur Alleinherrſchaft gelangt war, gar trefflich zu gebrauchen wußte.

Natürlich verbreitete er mit ſeinen Siegen auch ſein politiſches Militärſyſtem. So gründete er das „große Reich” auf Eroberung, und dieſe ſelbſt auf den Vorrang der Soldatencaſte, die er überall, wo er ſchaltete, zu dem erſten Stande im Staate erhob. Daher ſeine Verachtung aller Kunſt der Diplomatie; daher ſein Mißbehagen und ſeine unerträgliche Laune in Friedenszeiten; daher endlich ſein 29ſtes Bulletin aus Molodetſchno in Lithauen vom 3ten December 1812. Das franzöſiſche Staatsrecht unterſchied Frankreich und das franzöſiſche Reich. Jenes beſtand aus dem Centralſtaate des letztern; dieſes begriff im Jahre 1812 1. das Kaiſerthum Frankreich von 130 Departements; ein Flächenraum von 14,112 Quadratmeilen mit 42,180,000 Einwohnern, ohne die Colonien, welche England erobert hatte, und die 4,441 Quadratmeilen mit 1,286,400 Einwohnern ausmachten; 2. die franzöſiſchen Lehnſtaaten und die dem Willen des franzöſiſchen Herrſchers allein unterworfenen Nebenländer, wie Lucca, Illyrien, die ioniſchen Inſeln, Erfurt u. ſ. w.; 3. die Familienſtaaten, welche durch das kaiſerliche Familienſtatut vom 30ſten März 1806 unter des franzöſiſchen Kaiſers Obervormundſchaft und höchſter Verfügung ſtanden; 4. die Schutzverwandten, oder föderirten Staaten; 5. die Bundesmächte des Continentalſyſtems, welche eben dieſes Syſtems wegen nicht freie, ſondern gezwungene, ewige Bundesmächte ſeyn ſollten, d. h. ſo lange Napoleon nicht für gut fand, ſie in die vierte, dritte und zweite Claſſe der Staaten ſeines am 2ten März 1806 ausgeſprochenen Föderativſyſtems zu verſetzen, oder dem franzöſiſchen Kaiſerthume einzuverleiben, wie er es den 10ten December 1810 mit Holland und mehrern Staaten der ſouveränen Rheinbundesfürſten, ſeinen Schützlingen, gemacht hatte. Das ganze franzöſiſche Föderativſyſtem war alſo ein monarchiſch-militäriſcher Staatenbund unter des franzöſiſchen Kaiſers oberſter und unumſchränkter politiſch-militäriſcher Leitung. — I. Der Centralſtaat Frankreich war durch Eroberung, Lehnsanfall und Heirathszwang (man denke an Anna von Bretagne im J. 1491) von 1470 Quadratmeilen mit etwa anderthalb Millionen Menſchen, welche Ludwig VII. im 12ten Jahrhundert beſaß, unter den Valois und Bourbons bis auf 10,000 Quadratmeilen mit 27 Millionen Bewohnern, Corſica eingeſchloſſen, vergrößert worden. Hierzu hatte das deutſche Reich binnen vier Jahrhunderten einen Länderſtrich von 2940 Quadratmeilen mit 8,270,877 Bewohnern beigetragen, nämlich: Elſaß, Lothringen mit den Biſthümern, Hochburgund, Niederburgund mit Breſſe, Lyonnois, Dauphiné, Provence und einen Theil der Niederlande. Dieſer Umfang von 10,000 Quadratmeilen war durch den ſeit dem lüneviller Frieden (9ten Februar 1801) bis 1805 durch die Eroberung 1. der öſterreichiſchen Niederlande und des linken Rheinufers (1207 Quadratmeilen, 3,698,500 Einwohner); 2. eines Theils von Helvetien, Biſthümer Baſel, Biel, Mühlhauſen und Genf (10 Quadratmeilen, 59,100 Einwohner); 3. eines Theils der vereinigten Niederlande (20 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner); 4. Avignons und Venaiſſins (deren Flächeninhalt und Einwohnerzahl in der Summe von 10,000 Quadratmeilen und 26 Millionen Einwohner mit enthalten iſt); 5. der Staaten des Königs von Sardinien in Oberitalien (820 Quadratmeilen, 2,730,000 Einwohner); 6. der Inſel Elba (7 Quadratmeilen, 12,000 Einwohner) um 2064 Quadratmeilen mit

6,544,600 Menſchen vermehrt worden. Außerdem war der Anfall des Herzogthums Parma (90 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern) den 23ſten October 1802 bereits erklärt, und daraus im J. 1805 das Departement des Taro gebildet worden. Auch wurde im J. 1805 die Republik Genua (110 Quadratmeilen mit 580,000 Einwohnern) Frankreich einverleibt; den 10ten December 1807 geſchah daſſelbe mit dem Königreiche Etrurien oder Toscana (446 Quadratmeilen mit 1,150 000 Einwohnern), den 17ten Mai 1809 mit dem Reſte des Kirchenſtaats (310 Quadratmeilen, 879,000 Einwohner), den 12ten November 1812 mit der Republik Wallis (Departement Simplon, 92 Quadratmeilen, 100,000 Einwohner), und den 10ten December 1810 mit dem ganzen Königreiche Holland nebſt Oſtfriesland, das bisher zum Föderativreiche gehört hatte, und durch frühere Abreißungen bis auf 437 Quadratmeilen mit 1,611,704 Einwohnern verkleinert worden war; ferner mit den Hanſeſtädten, den Fürſtenthümern Salm, Aremberg, dem Herzogthum Holſtein-Oldenburg, einem Theile des Großherzogthums Berg, welchen Napoleon ſeinem Neffen und Mündel nahm, und einem Theile des Königreichs Weſtphalen, den er ſeinem Bruder nahm, die zuſammen eine Maſſe deutſcher Länder von 563 Quadratmeilen mit 1,142,500 Einwohnern bildeten. Dieſe Angaben der alten Bevölkerung hatten ſich nach den franzöſiſchen Zahlungsliſten verändert, ſo daß nach letztern ſämmtliche 130 Departements im J. 1812, ſtatt 39,300,000, gegen 42,500,000 Einwohner enthalten ſollten. Auch die Quadratmeilenzahl wird von Einigen nur zu 13,944 berechnet. Dieſer Centralſtaat des franzöſiſchen Föderativſyſtems, ſeit 1804 ein Kaiſerthum, wurde durch 140 Senatoren und 415 Deputirte im geſetzgebenden Corps vertreten, welche an der geſetzgebenden Gewalt des Kaiſers Theil nahmen, in der Regel aber ganz nach deſſen Willen ſich richteten. Hundert und drei Departements ſtanden unmittelbar unter der Verwaltung der kaiſerlichen Miniſter in Paris; in Italien waren 16 Departements in drei Generalgouvernements, dem jenſeit der Alpen, wo Prinz Borghese, Gemahl der Pauline, Schweſter Napoleons, der Statthalter war, dem von Toscana, und dem der römiſchen Staaten vertheilt, die ihren Sitz in Turin, Florenz und Rom hatten. Die ſieben holländiſchen Departements und das der Lippe ſtanden unter dem Generalgouvernement zu Amſterdam; die drei hanſeatiſchen aber unter dem zu Hamburg. Dieſen geſammten Raub hat Frankreich in den pariſer Verträgen vom 30ſten Mai 1814 und vom 20ſten November 1815 zurückerſtatten müſſen, und überdies noch von ſeinen alten Beſitzungen vor dem Normaljahre 1790 die Feſtungen und Bezirke Philippeville und Marienburg nebſt dem Herzogthum Bouillon an die Niederlande; Landau nebſt dem linken Lauterufer an Deutſchland; einen Theil von Gex an Genf, und das Recht auf Monaco an Sardinien abgetreten. Es hat demnach von ſeiner Revolutionsbeute nichts behalten, als die Einſchlußländer: Avignon, Venaiſſin und Mümpelgard, nebſt Mühlhauſen. — II. Die franzöſiſchen Nebenländer und vier Lehnſtaaten, deren vom Kaiſer ernannte Beſitzer ihm den Eid der Unterthanentreue ſchworen; 1. das Fürſtenthum Lucca und Piombino (38 Quadratmeilen, 176,000 Einwohner) gehörte ſeiner Schweſter Eliſa und deren Gemahl Felix I. Bacciochi. Die Prinzeſſin Eliſa war zugleich Groß-

herzogin und Generalſtatthalterin von Toscana. Dieſes Fürſtenthum iſt vom wiener Congreſſe der Königin von Hetrurien als Entſchädigung wegen Parma beſtimmt, von ihr aber noch nicht angenommen worden; 2. das Fürſtenthum Neufchatel (16 Quadratmeilen, 47,000 Einwohner) gehörte dem Fürſten Berthier, Prinzen von Wagram, fiel aber 1814 an Preußen zurück, und wurde ein Canton der Schweiz; 3 das Fürſtenthum Benevento (8 Quadratmeilen, 20,000 Einwohner) gehörte dem Prinzen Talleyrand, jetzt zu Neapel, wird aber, wie das folgende, noch vom Papſte in Anſpruch genommen; 4. das Fürſtenthum Pontecorvo (2 Quadratmeilen 6000 Einwohner) gehörte eine Zeit lang dem Marſchall Bernadotte, jetzt zu Neapel; 5. die ſieben Inſeln, oder Jonien (44 Quadratmeilen, 187,000 Einwohner), welche ein Senat von Deputirten im Namen des franzöſiſchen Kaiſers, als Landesherrn, regierte. Der wiener Congreß errichtete aus ihnen eine ioniſche Republik unter brittiſchem Schutze. — Ohne mit Frankreich verbunden zu ſeyn, hingen gänzlich vom franzöſiſchen Kaiſer ab: 6. die illyriſchen Provinzen, ein Generalgouvernement; ſie beſtanden aus Krain, Oberkärnten, Trieſt, Friaul, Croatien am rechten Ufer der Sau, Dalmatien, Ragusa und Poglizza, 986 Quadratmeilen, 1,361,000 Einwohner (im J. 1810 wurden dazu noch einige tyroler Landgerichte geſchlagen). Dieſe Provinzen ſind an Öſterreich gefallen, zu dem ſie bis auf Ragusa und Poglizza vorher ſchon gehörten; 7. die niedre Grafſchaft Katzenellenbogen, 6 Quadratmeilen, 18,000 Einwohner (jetzt wieder heſſen-rheinfels-rothenburgiſch); 8. Erfurt nebſt Untergleichen, Blankenhayn und Kranichfeld (jetzt theils an Preußen zurück, theils an Weimar gefallen). — III. die Familienſtaaten. Von dieſen gehörte 1. unmittelbar zum franzöſiſchen Kaiſerreiche, unter dem Könige Napoleon, der ſeinen Stief- und Adoptivſohn, den Prinzen Eugen, zum Vicekönig ernannt hatte, das Königreich Italien, 1800 Quadratmeilen, 6,509,000 Einwohner, welches jetzt unter dem Namen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs zu Öſterreich gehört, doch ſind die ehemals päpſtlichen Marken jenſeit des Po an den Kirchenſtaat, und Modena iſt an das Haus Öſterreich-Eſte zurückgefallen; Graubündten aber hat das Veltlin nicht zurückbekommen; 2. das Königreich Spanien, welches Napoleons Bruder Joſeph dem Namen nach beſaß, 8,900 Quadratmeilen, 10,390,000 Einwohner; 3., 4. und 5. drei Staaten des Rheinbundes: das Königreich Weſtphalen (bis Hieronymus, Bruders Napoleon, aus dem Beſitze dieſes aus heſſiſchen, preußiſchen und braunſchweigiſchen Ländern zuſammengeſetzten Staates von den Koſaken unter Czernitſcheff verjagt wurde); das Großherzogthum Berg, das Napoleon im Namen ſeines Mündels und Neffen verwaltete; und das Großherzogthum Frankfurt, welches der Fürſt Primas beſaß, deſſen Erbe der Prinz Eugen ſeyn ſollte. Das Areal und die Bevölkerung dieſer Länder ſind im Rheinbunde mit enthalten; 6. das Königreich Neapel (1447 Quadratmeilen mit 4,700,000 Einwohnern, gehörte dem Schwager Napoleons, Joachim Murat, Gemahl der Prinzeſſin Caroline, der im Auguſt 1815 in Pizzo in Neapel erſchoſſen wurde; 7. das Fürſtenthum Lucca und Piombino, ſ. unter Nr. II. — IV. die übrigen föderirten Staaten, worüber ſich Napoleon den 16ten Auguſt 1807 vor dem geſetzgebenden Körper ſehr vieldeutig ſo ausdrückte: La France est unie aux peu-

ples de l'Allemagne par les lois de la confédération du Rhin, à ceux des Espagnes, de la Hollande, de la Suisse et de l'Italie par les lois de notre système fédératif. Außer den Familienſtaaten gehörten hieher: 1. die durch die Mediationsacte ſeit 1803 mit Frankreich eng verbundne Schweiz von 19 Cantonen, 718 Quadratmeilen, 1,638,000 Einwohnern; 2. der Rheinbund (ſeit dem J. 1806). Er enthielt im J. 1812 5443 Quadratmeilen mit 13,822,000 Einwohnern, und ſtellte eine für Napoleon ſtets ſchlagfertige, auf Koſten der 35 ſouveränen Fürſten (ſ. d. Art. Rheinbund) ausgerüſtete und unterhaltene Contingentsarmee von 117,180 Mann; 3. das Herzogthum Warſchau ſeit 1807 und 1809 2278 Quadratmeilen mit 3,774,000 Einwohnern; 4. die Republik Danzig, ein franzöſiſcher Waffenplatz, 20 Quadratmeilen, 84,000 Einwohner (ſ. d. Art. Preußen und Polen). — Nach dieſem Syſtem gebot der Kaiſer Napoleon im J. 1812 mit faſt uneingeſchränkter Gewalt über die Streitkräfte einer Ländermaſſe von mehr als 35,000 Quadratmeilen und 86 Millionen Menſchen. Allein er hatte überdies noch V. als Bundesmächte für ſein Continentalſyſtem alle Staaten des feſten Landes, mit Ausnahme der Pforte und Portugals, bewaffnet, einige auf längere, andre auf kürzere Zeit, theils durch Allianzen, theils durch Friedensſchlüſſe; und zwar 1. Preußen und Rußland durch den tilſiter Frieden ſeit 1807; 2. Dänemark ſeit 1807; 3. Öſterreich ſeit dem wiener Frieden 1809; 4. Schweden ſeit dem pariſer Frieden den 6ten Januar 1810. Allein Schweden konnte und Rußland wollte nicht jenes Syſtem mit der Strenge, wie Napoleon es verlangte, gegen England ausüben. Rußland ſprach als ſelbſtſtändige Macht gegen Frankreichs Anmaßungen; es wollte die militäriſche Beſetzung und Umſtellung Preußens von Seiten Frankreichs nicht länger dulden, auch verlangte es Genugthuung wegen des mit Frankreich vereinigten Oldenburg. Da zog Napoleon mit allen Schaaren ſeines Föderativſyſtems, bis auf die, welche in Spanien fochten, gegen Rußland zu Felde, Preußen und Öſterreich mußten ihm Hülfsheere ſtellen, und 16 Millionen Polen, wähnte er, würden aufſitzen, um Rußland bis über den Dnepr und die Düna zurück nach Aſien hinzudrängen. Schon glaubte Napoleon ſein großes Föderativreich bis an jene beiden Ströme hinauszudehnen, die Pforte zu bedrohen, über Öſterreich und Preußen zu verfügen, das Königreich Polen wiederherzuſtellen (welches nach de Pradts Bericht nicht dem Könige von Sachſen beſtimmt war), und in Petersburg, wie in Moskau, ſeinen Continental-Handelscodex zu publiciren, als er zu hitzig, dem Schmeichler Caulaincourt und ſeinem Glücke vertrauend, auf Moskau losdrang, um auf dem Kreml, von dem Wahne ſeiner Größe und Macht aufgebläht, wie der Froſch in der Fabel, zu platzen. — Das 29ſte Bulletin war das Bekenntniß von dem Sturze des großen Reichs. Allein er wollte die Wurzeln deſſelben, Deutſchland und Italien, auf dem Friedenscongreſſe in Prag im J. 1813, und das Jahr darauf in den Unterhandlungen zu Châtillon, wenigſtens Belgien und das linke Rheinufer noch feſthalten: ſo verlor er alles, bis auf Elba. Doch mit ihm konnte das franzöſiſche Heer die verlorne Größe einer plündernden Soldatenherrſchaft nicht vergeſſen. Er kam zurück, Frankreich fiel ihm zu. Er ſetzte Alles in einer Schlacht aufs Spiel, und verlor Alles. Mit ihm ſtürzten ſeine Brüder, Schwäger und

Verwandte von ihren Thronen und Fürſtenſitzen. Nur ſeiner zweiten Gemahlin, einer Erzherzogin von Öſterreich, und ſeinem Sohne, dem geweſenen König von Rom, blieb als einziges Erbtheil übrig das Herzogthum Parma. K.

Reich, ohne weitern Zuſatz, nannte man im Allgemeinen das Deutſche Reich. Im engern Sinne verſtand man unter Reich den oberrheiniſchen, bayerſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreis.

Reich (deutſches). Unter dieſem Namen begreift man diejenigen, ihrer Macht, Größe und Regierungsform nach höchſt verſchiedenen Staaten, welche, wenn gleich mit eigener Landesherrlichkeit verſehen, doch den römiſch-deutſchen Kaiſer als ihr gemeinſchaftliches Bundeshaupt betrachteten. Die innere und äußere Geſtaltung und Verfaſſung des deutſchen Reichskörpers hat ſeit dem Jahre 843, wo durch den Vertrag von Verdun (ſ. Deutſchland) die große fränkiſche Monarchie getheilt, und Deutſchland ein ſelbſtſtändiger Staat wurde, ungeheure Veränderungen erlitten. Dazumal erſtreckten ſich ſeine Gränzen gegen Norden bis an die Eider, gegen Mittag bis an die Alpen, gegen Morgen bis Slavonien und Ungarn, gegen Weſten bis an den Rhein, mit Einſchluß von Mainz, Worms und Speier, wozu noch 924 Lothringen kam, welches jedoch 1738 völlig von dem deutſchen Reiche getrennt wurde. Otto der Große verband 964 die italiſche Krone mit der deutſchen. Doch waren die italieniſchen Staaten (mit Ausſchluß des Herzogs von Savoyen) nicht Stände des deutſchen Reichs, ſondern ſtanden mit dem letztern in bloßer Lehnsverbindung, welche erſt in den neueſten Zeiten aufgelöſ't wurde. Böhmen ward und blieb ſeit Otto dem Großen bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs ein Lehn deſſelben. Auf kürzere Zeit erkannten ſelbſt die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Pohlen wegen Schleſien von Otto's III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als ſolche, von 1045 bis zu Heinrichs des IV. heilloſer Regierung die Oberlehnsherrlichkeit des deutſchen Reichs. In ähnlichem Verhältniſſe gegen daſſelbe ſtanden die deutſchen Ritter wegen Preußen ſeit 1230 bis 1525, und die Schwertritter wegen Liefland von 1205 bis 1556. Mit der deutſchen Krone hatte auch Konrad II. (1033) das arelatiſche Reich verbunden, welches die Franche Comté, das Delphinat, Lyonnois, den weſtlichen Theil der Schweiz, die Provence und Savoyen in ſich begriff. Aber nach und nach gingen alle dieſe Länder verloren, und nach dem Jahre 1648 (wo auch die Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutſchen Reiche getrennt wurden) behielt das letztere von dem ehemaligen Königreiche Burgund nichts weiter, als Savoyen, Mömpelgard und das Biſthum Baſel. Noch mehr verlor es aber bis zu ſeiner gänzlichen Auflöſung durch die Kriege mit Frankreich nicht bloß von ſeinen ihm als Lehne unterwürfigen italieniſchen Staaten, ſondern auch in Deutſchland ſelbſt (ſ. Friedensſchlüſſe). Diejenigen Reichsgrundgeſetze, wodurch die Verhältniſſe des Kaiſers zu den Ständen und der letztern unter ſich beſtimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchiſchen Gewalt des Reichsoberhaupts, ſondern der Vereinbarung des letztern mit den Reichsſtänden ihr Daſeyn. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgeſetzliche Beſtimmungen enthalten 1. in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewiſſen Bedingungen erlaubt geweſenen Befehdungen bei

Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Beſetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden. 2. Die goldne Bulle, betraf die Kaiſer- und römiſche Königswahl, die Reichstage, die Rechte der Churfürſten u. ſ. w. 3. Die Reichsabſchiede, oder die von den Kaiſern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beſchlüſſe, in ſo fern ſie weſentlich ſich auf die Reichsverfaſſung, und nicht auf bloß privatrechtliche Verhältniſſe beziehen. Erſt ſeit Maximilians I. Zeiten wurden dieſe Reichsabſchiede durch den Druck bekannt gemacht. 4. Die Wahlcapitulationen waren Vereinbarungen zwiſchen dem Kaiſer und den Churfürſten, nach welchen der erſtere unmittelbar nach ſeiner Wahl- und vor ſeiner Krönung verſprechen mußte, das Reich zu regieren. Die erſte eigentliche Wahlcapitulation entſtand unter Carl V., deſſen Ehrgeiz und Gewalt man dadurch beſchränken wollte. Die Churfürſten ſchrieben ſich allein das Recht, die Wahlcapitulation zu entwerfen, zu; doch durften ſie nichts gegen die Reichsgeſetze einrücken. 5. Der paſſauiſche Religionsfriede (1552), ſicherte den Reichsſtänden und der Reichsritterſchaft augsburgſcher Confeſſion freie Religionsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern, und auszuwandern. Durch eine Clauſel dieſes Friedens (der geiſtliche Vorbehalt genannt) ward beſtimmt, daß jeder zur Augsburgſchen Confeſſion übertretende Erzbiſchof ꝛc. ſeiner Pfründe und der damit verbundenen Einkünfte verluſtig ſeyn ſollte. 6. Durch den weſtphäliſchen Frieden (1648) wurden nicht bloß den Reichsſtänden die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte beſtätigt, ſondern auch die Religionsfreiheit auf die Proteſtanten des reformirten Bekenntniſſes ausgedehnt, und beſtimmt, daß gegen proteſtantiſche, zur catholiſchen Kirche übertretende Biſchöfe der geiſtliche Vorbehalt gleichfalls Statt finden ſolle. Zur Aufrechthaltung des Landfriedens wurde Deutſchland (1500) in ſechs Kreiſe, nämlich den fränkiſchen, bayerſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen, (welche die vordern Kreiſe hießen) getheilt, und dieſen (1512) noch der öſterreichiſche, burgundiſche, niederrheiniſche und der oberſächſiſche hinzugefügt. Die Lauſitz, Schleſien, Böhmen, Glatz, Mömpelgard, und andere ſelbſt im Umfange jener Kreiſe belegenen Länder und Diſtricte waren in jene Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte ſeinen Director, die älteſten hatten deren zwei, und entweder einen oder zwei kreisausſchreibende Fürſten. Die Directoren, oft in einer Perſon mit den kreisausſchreibenden Fürſten vereinigt, machten die Vorſchläge in den Kreisverſammlungen, ſammelten die Stimmen u. ſ. w. Der kreisausſchreibende Fürſt hingegen rief die Kreisverſammlungen zuſammen, in ſeinem Namen wurden die Kreisgeſchäfte expedirt, und an ihn die kaiſerl. Reſcripte erlaſſen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarſchalls — einen Kreisoberſten, der die Kriegsgeſchäfte beſorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurde außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufſicht über das Kriegsweſen des Kreiſes den Beamten deſſelben die Präſentation der Kammergerichtsaſſeſſoren, die Vollſtreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufſicht über das Münz- und Zollweſen, die Reichsmatricularanſchläge u. ſ. w. übertragen. In den Kreisverſammlungen galt Stimmenmehrheit, und die Beſchlüſſe derſelben mußten den Reichs-

geſetzen gemäß ſeyn. Die Kreiſe, die ſich gegenſeitig ihre Beſchlüſſe mittheilten, hießen correſpondirende. In religiöſer Rückſicht theilte man ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden in proteſtantiſche, catholiſche und gemiſchte ein. Zu den erſtern wurden die beiden ſächſiſchen, zu den zweiten der öſterreichiſche, burgundiſche und bayerſche, und zu den letztern die übrigen Kreiſe gerechnet. Von Carl dem Großen bis auf Carl den Dicken war die Kaiſerwürde erblich. Aber von Arnolds Zeiten an blieb, trotz der Mühe ſeiner Nachfolger, Deutſchlands Krone auf ihre Familie zu vererben, dies Reich ein Wahlreich, und man verpflichtete ſogar die Kaiſer vor ihrer Krönung zu beſchwören, ihre Würde nicht erblich zu machen. Anfangs wurden die Kaiſer durch alle, ſowohl weltliche, als geiſtliche Fürſten, Grafen, Edle, Städte ꝛc. erwählt. Während des Interregnums (1197 bis 1272) begehrten aber die höchſten oder Erzbeamten des Kaiſers das ausſchließliche Wahlrecht. Durch die Churvereine von 1338, die Ludwig der Bayer im ſelbigen Jahre, und Carl der IV. durch die goldne Bulle beſtätigte, gelobten die Churfürſten, ſich mit aller Macht in dieſem angemaßten Rechte zu ſchützen. Der Churfürſt von Mainz berief binnen einem Monath, von der Zeit des ihm bekannt gewordenen Todes des Kaiſers an, die Fürſten zur Kaiſerwahl zuſammen. Vorſätzliche Ausſchließung, oder das Vergeſſen eines Churfürſten bei dieſer Zuſammenberufung, machte die Wahl nichtig. Frankfurt am Main war durch die goldne Bulle zum Wahlort beſtimmt. Stadt, Bürgerſchaft und Garniſon mußten vor der Wahl ſchwören, dieſelbe nicht zu hindern. Die Churfürſten konnten ſelbſt, oder durch Geſandte wählen, aber Keiner ſollte ein größeres, als 200 Mann ſtarkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet ſeyn durften. Alle Fremde, ſelbſt Reichsfürſten und Geſandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Churfürſten waren, mußten während der Wahl die Stadt verlaſſen. Dann berathſchlagten die Churfürſten, und beſchloſſen die Wahlcapitulation. Der Churfürſt von Mainz ſammelte die Stimmen, und gab zuerſt die Seinige an Sachſen ab. Nach geſchehener Wahl mußten zwei Notarien eine Acte darüber aufnehmen, der Kaiſer mußte die Wahlcapitulation beſchwören, oder in ſeiner Abweſenheit durch ſeine Geſandten eidlich erhärten laſſen, und nachher noch ſelbſt vor ſeiner Krönung beſchwören. Dann ward er in der Kirche dem Volke vorgeſtellt, und als Kaiſer ausgerufen. Früherhin ward die Wahl dem Papſte angezeigt, und um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig von Bayern verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte, durch dieſe Wahl rechtmäßiger Kaiſer, und keine päpſtliche Krönung und Weihe nöthig ſey. Die Wahl geſchahe nach Stimmenmehrheit der Gegenwärtigen. Die Krönung von Deutſchland, vom Carl dem Großen eingeführt, blieb in Gebrauch, und wurde zu Aachen abwechſelnd von Churcöln und Churmainz vollzogen. Die Reichskleinodien wurden ſeit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg verwahrt. Früherhin nannte man einen erwählten, aber zu Rom noch nicht gekrönten Kaiſer einen römiſchen König. Als ſpäterhin die deutſchen Kaiſer ſchon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten die letztern bis zur Gelangung zum Kaiſerthron den römiſchen Königstitel. Auch ein ſolcher römiſcher König mußte eine Wahlcapitulation unterſchreiben, durfte ſich aber während der Lebenszeit des Kaiſers nicht in die Reichsregierung miſchen. Außer

den Reichserzbeamten (ſ. Churfürſt) gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von jenen zur Lehn trugen, und entweder Fürſten, wie z. B. die Erbkämmerer, Fürſten von Hohenzollern, oder auch reichsgräflichen Standes, wie die Reichserbtruchſeſſen, Grafen von Waldburg und die Reichserbmarſchälle, Grafen von Pappenheim ꝛc. waren. Auf den Fall des Abſterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abweſenheit des Kaiſers waren durch die goldne Bulle der Churfürſt von Sachſen für Ober- und Niederſachſen und Weſtphalen, und der Churfürſt von der Pfalz in dem fränkiſchen, ſchwäbiſchen und den beiden Rheinkreiſen zu Reichsvicarien beſtimmt. Sie übten, jeder in ſeinem Vicariatsdiſtrict, alle kaiſerlichen Rechte, (mit Ausſchluß der Fürſten- und Thronbelehnungen, die am Kaiſerthrone ſelbſt geſucht werden mußten,) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberſte Gerichtspflege, ſetzten, jeder in ſeinem Diſtrict eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugniſſe des Reichshofraths, deſſen Functionen mit dem Tode des Kaiſers aufhörten, verſah. Das Reichskammergericht hingegen ſetzte im Namen der Reichsverweſer, deren Wappen es ſich zu ſeinen Ausfertigungen bediente, ſein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, und die angefangenen fortſetzen; wenn aber der Kaiſer gewählt war, und die Capitulation beſchworen hatte, ſo hörte das Reichsvicariat auf. Öſterreich und Bayern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neuern Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicarius. Die Stände des Reichs waren unmittelbare Glieder deſſelben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten. Sie waren entweder weltliche, nämlich die weltlichen Churfürſten, Herzoge, Fürſten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen, Freiherrn und Reichsſtädte; oder geiſtliche, zu denen die geiſtlichen Churfürſten, Erz- und Biſchöfe, Prälaten, Äbte, Äbtiſſinnen, der Hoch- und Deutſchmeiſter und der Johannitermeiſter gerechnet wurden. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wurden die Stände auch in proteſtantiſche und catholiſche eingetheilt (ſ. Corpus catholicorum). Zur Erlangung der Reichsſtandſchaft, war der Beſitz eines Fürſtenthums, einer Graf- oder Herrſchaft, welche reichsunmittelbar war, die Einwilligung des Kaiſers und Reichs, und die Erlegung eines angemeſſenen Reichsanſchlags erforderlich. Die unmittelbare Reichsritterſchaft — ein Corps von Edelleuten, welche bloß den Kaiſer und das Reich als Oberhaupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsſtänden. Ihren Urſprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankten ſie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterſchaft in den fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreis, und dieſe Kreiſe wieder in kleinere Cantons eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räthe und einen Syndicus, welche die Streitſachen der Reichsritter mit ihren Unterthanen ſchlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte, und wenn es ein von einem Reichsſtande abhängiges Lehn betraf, an den Lehnhof deſſelben. Die Reichsritter hielten gemeine und beſondere Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zuſammenberufen wurden. Übrigens hatte die Reichsritterſchaft als ganzes Corps und Kreisweiſe das Recht Geſandte zu ſchicken, welche Abgeordnete hießen. Mehrere von ihnen hatten landesherrliche Gewalt, die ſie aber im Zweifel beweiſen mußten. Sie beſaßen ferner die geiſtliche und weltliche Gerichts-

barkeit, das Beſchatzungsrecht ihrer Unterthanen, und was ſie an Reichsanlagen beitrugen, wurde als Dongratuit (subsidium charitativum) betrachtet. Vermöge des Einſtandsrechts konnten die nächſten Agnaten und Cognaten, in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterſchaft ſelbſt ein, an einem fremden veräußertes, unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. Ihre Rechte und Privilegien wurden jedes Mal in den kaiſerlichen Wahlcapitulationen beſtätigt. Schon von Alters her beriefen die Kaiſer, jährlich zwei Mal, ordentliche, und nach Gutbefinden auch außerordentliche Reichsverſammlungen (Comitien), und ſowohl früherhin als in den neueſten Zeiten hatten dieſe Verſammlungen der Stände den Zweck der gemeinſchaftlichen Berathung über das Beſte des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem Kaiſer die gemeinſchaftliche Ausübung aller Majeſtätsrechte, mit Ausſchluß der kaiſerlichen Reſervate. Alle von der Entſcheidung des Kaiſers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Die Zuſammenberufung dazu geſchah vor Friedrichs III Zeiten durch Edicte, nachher durch gedruckte Patente, worin der Hauptinhalt der Verhandlungen angeführt war. Obgleich Nürnberg nach einem Privilegium der Verſammlungsort ſeyn ſollte, ſo wurden die Reichstage doch ſeit 1663 zu Regensburg gehalten. Übrigens mußte der Verſammlungsort nach Ferdinands III. Wahlcapitulation eine im Reiche belegene Stadt ſeyn. Früherhin erſchien der Kaiſer perſönlich auf den Reichstagen, in ſpätern Zeiten durch ſeinen Principalcommiſſarius, der ein Reichsfürſt, und durch ſeinen Concommiſſarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Churmainz, als Reichserzkanzler in Deutſchland, war Director der Reichsverſammlung. Seine Geſandten mußten ihre Creditive dem Principalcommiſſarius übergeben. Die andern reichsſtändiſchen Geſandten und Abgeordneten überreichten ihre Beglaubigungsſchreiben ſowohl dem Principalcommiſſarius, als dem Churfürſten von Mainz, bei welchem letztern ſich auch die auswärtigen Geſandten legitimirten. In Abweſenheit des Reichserzkanzlers verwaltete ſein Directorialgeſandter ſeine Functionen. Späteſtens 14 Tage nach dem zur Verſammlung beſtimmten Tage mußte der Reichstag eröffnet werden. Zuvor erließ der Kaiſer an die Reichsſtände ſogenannte Hofdecrete (Commiſſionsdecrete), wodurch ihnen aufgegeben ward, ihre Berathſchlagungen anzufangen. Dann verſtattete Churmainz den Ständen die Durchſicht der Reichtagspropoſitionen und aller dazu gehörigen Actenſtücke, wovon ſie durch ihre Secretäre Abſchriften nehmen ließen, welches die Dictatur hieß. Hierauf kündigte der Reichserbmarſchall durch die Reichsanſage den Anfang der Berathſchlagungen an. Die Verhandlungen geſchahen in 3 Collegien, nähmlich 1. dem Churfürſtencollegium. In dieſem ſammelte Churmainz als Director die Stimmen, und gab die ſeinige an Sachſen ab; 2. dem fürſtlichen Collegium, welches ſich in die weltliche, geiſtliche und Querbank theilte. Auf der letztern hatten die proteſtantiſchen Biſchöfe von Lübeck und Osnabrück ihren Sitz. Die Reichsgrafen und Reichsfreiherren ſaßen und ſtimmten in dieſem Collegium. Sie hatten aber keine Virilſtimmen, ſondern waren in die wetterauiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche und weſtphäliſche Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. Das Directorium in dieſem

Collegium führten abwechſelnd der Erzbiſchof von Salzburg und der Erzherzog von Öſterreich; 3. dem reichsſtädtiſchen Collegium, getheilt in die rheiniſche und ſchwäbiſche Bank. Die Reichsſtadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium; welches aber, wenn der Verſammlungsort eine mittelbare Stadt war, der erſten rheiniſchen Reichsſtadt gebührte. Jede dieſer Städte hatte eine Stimme und einen Deputirten auf dem Reichstage. Regelmäßig entſchied auf dem letztern die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und ſolchen Sachen, welche einen einzelnen Reichsſtand betrafen (ſ. Corpus catholicorum). Jedes der drei reichsſtändiſchen Collegien faßte ſeine Beſchlüſſe beſonders. Darauf verſammelten ſich das churfürſtliche und das fürſtliche Collegium in einem Saal, wo ſie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinſchaftlichen Beſchluß fortſetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierzu wurde das reichsſtädtiſche Collegium nicht zugelaſſen, aber demſelben wurde der Beſchluß des churfürſtlichen und fürſtlichen Collegiums mitgetheilt. Jener Beſchluß mochte nun die Beiſtimmung der Städte erhalten oder nicht, ſo wurde er doch unter dem Namen Reichsgutachten dem Kaiſer übergeben, erlangte, falls er durch ein kaiſerliches Ratificationsdecret genehmigt wurde, Geſetzeskraft, und hieß fortan Reichsſchluß oder Reichsconcluſum. Den Inbegriff ſämmtlicher Beſchlüſſe eines Reichstags nannte man Reichsabſchied oder Reichsreceß. Waren der Kaiſer oder die drei Collegien uneins, ſo blieb der Gegenſtand unentſchieden, und wurde ausgeſetzt. Falls bloß die Reichsſtädte nicht einſtimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des weſtphäliſchen Friedens, der auch dieſen Städten auf den Reichstagen eine entſcheidende Stimme zuſicherte. Nach kaiſerlicher Genehmigung und Unterſchrift der Reichsbeſchlüſſe wurden dieſelben publicirt, und den Reichsgerichten zur Einregiſtrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen entſchieden. Die erſte ordentliche hatte 1555 zu Augsburg, um den Landfrieden zu ſichern, Statt. Die außerordentlichen wurden häufig bei Reichskriegen, Friedensſchlüſſen und dergl. gebraucht. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wurden die Deputirten von beiden Religionspartheien, und in gleicher Anzahl ernannt. Die Reichsverſammlung hatte das Recht, Geſetze zu geben, aufzuheben und zu interpretiren, Krieg und Frieden zu beſchließen, Geſandte anzunehmen und zu ſchicken, und Bündniſſe und Verträge zu ſchließen u. ſ. w. In Rückſicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathſchlagung durch ein kaiſerliches Commiſſionsdecret vorgeſchlagen werden mußte, entſchied freilich Mehrheit der Stimmen; aber auch die Stände, welche in einen beſchloſſenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten nach Maßgabe der Reichsmatrikeln ihre Contingente ſtellen. Dieſe Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaiſers und des Reichs abgefaßte Verzeichniſſe der Reichsſtände und der Summen, welche jeder zu den Koſten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Urſprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiſer unternahmen, um ſich vom Papſte als lombardiſche und römiſche Könige krönen zu laſſen. Alle Vaſallen des Reichs mußten ſie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe, ihre Lehen zu verlieren. Die Dauer dieſer Römerzüge und der dabei zu

leiſtenden Kriegsdienſte war auf ſechs Wochen beſtimmt, welche man Römermonat nannte. Als man zu Siegmunds Zeiten anfing, beſoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren, wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu ſtellen hatte, zwölf, für jeden Fußgänger 4 Fl. feſtgeſetzt, und dieſe Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden den Kaiſern in andern außerordentlichen Fällen und in Reichskriegen bewilligt. Obgleich es mehrere Reichsmatrikeln gab, ſo waren und blieben ſie alle doch ſehr unvollſtändig. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu ſchließen, gebührte freilich dem geſammten Reichskörper, und ward den Ständen durch den weſtphäliſchen Frieden ausdrücklich zugeſichert; doch maßten ſich die Kaiſer dieſes Recht allein an, weßhalb in der Wahlcapitulation Carls VII. beſtimmt ward, daß die Kaiſer nur im Fall einer dringenden, wirklichen Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Churfürſtencollegiums Präliminar- und Definitivtractaten für das Reich ſollten ſchließen können. Obgleich in frühern Zeiten die Kaiſer das Recht hatten, ohne Zuziehung der Stände nach ihrem Gefallen Reichsbündniſſe zu ſchließen, ſo mußte doch ſchon Maximilian I. 1495 verſprechen, ſich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulaſſen. Carl V. verpflichtete ſich, keine Allianz ohne den Rath der verſammelten Churfürſten, oder des größten Theils derſelben einzugehn, und Ferdinand IV. mußte angeloben, daß er nur in höchſt eiligen Sachen bloß die Churfürſten, ſonſt aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem weſtphäliſchen Frieden ward den ſämmtlichen Ständen in Rückſicht der zu ſchließenden Reichsbündniſſe das Stimmrecht zugeſichert. Die fremden Geſandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demſelben durch Denkſchriften (Mémoiren), die ſie dem mainziſchen Directorialgeſandten überreichen ließen, und die von dieſem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiſer aus dem caroling iſchen und ſächſiſchen Stamm in kirchlicher Rückſicht unumſchränkt regirten, Päpſte, Erzbiſchöfe und Biſchöfe ein- und abſetzten und beſtätigten, und Conc lien zuſammenberiefen, ſo ſchwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche dieſe alten Rechte allmählig dahin, und die Päpſte beſchränkten durch Liſt und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiſer ſo ſehr, daß kaum der Schatten blieb. Durch den weſtphäliſchen Frieden, wodurch drei herrſchende Kirchen ſich erhoben, wurde das Reich noch mehr getheilt. Die Catholiſchen behielten die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpſte und Biſchöfe ſich angemaßt hatten, und die Vorſchriften des canoniſchen Rechts bei. Die proteſtantiſchen Stände hingegen hoben nach jenem Friedensſchluß das Dioceſanrecht und jede Art hierarchiſcher Gerichtsbarkeit auf, und ließen durch dazu eingeſetzte Conſiſtorien die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen entſcheiden (ſ. unten). Folglich wurden auch das Reichskammergericht und der Reichshofrath ſowohl in proteſtantiſchen, als catholiſchen Kirchenſachen incompetent. In Rückſicht der Kaiſer hatte ſchon unter Heinrich IV. der Papſt Gregor VII. das Recht der erſtern, Biſchöfe u. ſ. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen, und ſeine Abſichten durch ſeine Dictate und durch die beiden Texte des canoniſchen Rechts (cap. 6 qu. 7 et can. 12 et 13) nur zu deutlich erklärt. Gregors Nachfolger verfolgten ſeine Entwürfe und Calixtus II. führte ſie aus, und nöthigte Heinrich V., dem Rechte zu entſagen, Biſchöfe zu er-

nennen, und mit Ring und Stab zu inveſtiren. Doch das Recht der erſten Bitte, und die Belehnung der Biſchöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiſer, weßhalb die letzten Lehne auch Scepterlehne hießen. In den Fällen, von denen die Ruhe und das Beſte des ganzen Reichs abhing, wo alſo auch gleichförmige, polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiſer und dem Reich die polizeiliche Geſetzgebung. Die erſte, durch mehrere Reichsabſchiede beſtätigte Polizeiordnung war vom Jahre 1530. übrigens hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der geiſtigen und religiöſen Cultur, und der innern und äußern politiſchen Verfaſſung ein beſtändiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfaſſung waren. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutſchland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiſerliches Regal. Carl der Große verbot ſogar, nirgend anders, als in ſeinem Palaſt Münzen zu prägen. Ohne jedoch ſich um kaiſerliche Verleihungen dieſes Rechts zu bemühen, übten viele weltliche Reichsſtände daſſelbe nach Maßgabe ihrer Bergwerke und ihrer Macht aus, und ſchon zu Friedrichs II. Zeit muß das Münzrecht der Fürſten außer Zweifel geweſen ſeyn, da dieſer Kaiſer ihnen verſprach, keine Münze in ihren Landen ſchlagen zu laſſen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Carl IV. beſtätigte den Churfürſten nicht bloß das Münz-, ſondern auch das Bergwerksrecht, und durch den weſtphäliſchen Frieden wurde den ſämmtlichen Reichsſtänden, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieſes verſichert. Doch blieb die Ausübung deſſelben den Reichsgeſetzen untergeordnet; aber nie ſind die, wegen der Misbräuche des Münzrechts gegebnen Reichsverordnungen befolgt worden (ſ. Münzfuß). übrigens waren den Ständen bei Strafe des Verluſtes des Münzrechts gewiſſe Städte (Münzſtädte) angewieſen. Auch ſollten nach den Reichsabſchieden von 1570 und 1594 alle neugeſchlagenen Münzen auf den Münzprobationstagen geprüft werden, ehe ſie in Umlauf geſetzt wurden. Jene Münzprobationstage wurden entweder von allen Kreiſen, oder von einem, oder gar nur von einigen Kreisſtänden gehalten. Solche Proben mußten jährlich zwei-, wenigſtens einmal durch Münzwardeine geſchehen. In neuern Zeiten ließen die Reichsſtände faſt alle Münzen mit ihrem Bilde und Wappen prägen. Auch durfte der Kaiſer nur mit Zuſtimmung der Churfürſten und der Stände, in deren Kreiſe der darum Nachſuchende münzen wollte, dies Recht verleihen. In frühern Zeiten übten die Kaiſer das ſchon im 9ten Jahrhundert gebräuchliche Zollrecht, in ſo fern es nicht einem Reichsſtande verliehen war, allein aus. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern und während des Interregnums eigneten ſich die Stände in ihren Ländern dieſes Recht zu, welches auch den Churfürſten in der goldnen Bulle, und den ſämmtlichen Reichsſtänden der weſtphäliſche Frieden beſtätigte; nur wurde darin beſtimmt, daß alle unter Privatautorität angelegten, dem Beſten des Reichs ſchädlichen Zölle aufgehoben ſeyn ſollten. Früherhin war in Carls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Churfürſten zur Anlage neuer Zölle zuerſt angeordnet, und den Reichsſtänden unterſagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ꝛc. einzuführen. Ungeachtet einiger, in ſpätern Zeiten gegebener, heilſamer Reichsgeſetze zur Beförderung des Handels litt doch dieſer Er-

werbzweig durch die innern Unruhen ſehr. In dem weſtphäliſchen Frieden ward übrigens die Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüſſen und in den Häfen feſtgeſetzt. Den Reichsſtänden ſtand es frei, in ihren Ländern Meſſen und Märkte anzuordnen. Die Meſſen zu Leipzig, Braunſchweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaiſern beſonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die erſten Poſten im Reiche ein, und beſtellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpoſtmeiſter. Lamoral von Taxis ward 1615 für ſich und ſeine männlichen Nachkommen mit dieſer Würde vom Kaiſer Matthias belehnt, und 1747 wurde das Reichsgeneralpoſtmeiſteramt zu einem männlichen fürſtlichen Thronlehen erhoben. Außer den Reichspoſten errichtete Ferdinand II. in ſeinen Erbſtaaten gleichfalls Poſten, und ſeinem Beiſpiele folgten, jedoch mit Widerſpruch von taxiſcher Seite, mehrere Reichsſtände. Übrigens hatte Churmainz, als Reichserzkanzler, die Oberaufſicht über das Poſtweſen in Deutſchland. Die kaiſerlichen Einkünfte, welche die Kaiſer aus den ihnen, als ſolchen, zuſtehenden Domänen und ausſchließlichen Hoheitsrechten zogen, waren in frühern Zeiten ſehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und ſpäterhin unter Rudolphs I. Nachfolgern theils durch die Anmaßungen der Reichsſtände, theils durch Schuld der Kaiſer ſelbſt ſo außerordentlich verringert, daß die letztern ſpäterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers war die Hauptſtadt ihrer Erbſtaaten. Unter kaiſerlichen Reſervaten verſtand man diejenigen Rechte, welche die Kaiſer ohne Zuziehung der Stände ausübten. Hieher gehören die Oberlehnsherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römiſche Kirche und den päpſtlichen Stuhl (früherhin auch die Beſtätigung der Papſtwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpſtlichen Thron auszuſchließen, einen Commiſſarius zu den Biſchofs- und andern geiſtlichen Wahlen im Reiche zu ſchicken, die Ausübung des Rechts der erſten Bitten in allen unmittelbaren Stiftern und Biſthümern, und in den mittelbaren, in denen er es im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entſcheidung von Rangſtreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anſtandsbriefen ꝛc. In ſeinem Namen wurden von den Univerſitäten die gelehrten Grade ertheilt. Durch ſeine Pfalzgrafen konnte er Doctoren, Licentiaten, Magiſter, Baccalaureen, Notarien, und ſogar Dichter machen u. ſ. w. Die vermöge dieſer Reſervate vom Kaiſer ausgeübten Handlungen hatten Gültigkeit im ganzen deutſchen Reiche. Die erſte Art der Reichsſteuern war der gemeine Pfennig, welcher den Unterthanen als Vermögensſteuer auferlegt wurde. Nach und nach trugen die Stände ſelbſt zu den Reichsbedürfniſſen bei, und vertheilten die hiezu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate (ſ. oben) waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Das ganze Reich mußte zu einem Römermonat 20,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie, jeder Churfürſt aber 277 Mann Fußvolk und 60 Reiter ſtellen. Die Beiträge der übrigen Stände beſtimmte die Reichsmatrikel. Übrigens ſtand es den Reichsſtänden frei, Truppen oder Geld zu geben, und ſie bedienten ſich auch in dieſer Rück-

ſicht des Subcollecturrechts. Die Reichsſtände ſchickten dieſe Gelder nach den dazu beſtimmten ſogenannten Legeſtädten Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Leipzig. Die Einnehmer dieſer Steuern hießen Pfennigmeiſter, und mußten dem Reiche Rechnung ablegen. Die erſten Kaiſer verwalteten die Gerichtspflege ſelbſt, oder durch die von ihnen eingeſetzten Herzoge und Grafen. Dieſe maßten ſich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erſchütterten, die weltliche, ſo wie die Biſchöfe ꝛc. die geiſtliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtsſachen behielten jedoch die Kaiſer das Recht, die Urtelsſprüche der Stände aufzuheben und zu verbeſſern. Die Streitigkeiten der Reichsſtände ließen die Kaiſer in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht ſchlichten. Da aber daſſelbe den Wünſchen der Stände nicht entſprach, und man den Befehdungen doch endlich ein Ziel ſetzen wollte, ſo wurde 1495 das kaiſerliche Reichskammergericht eingeführt (ſ. Cammer). 1559 errichtete auch Ferdinand I. den Reichshofrath (ſ. Reichshofrath) und außer dieſen beiden höchſten Gerichtshöfen gab es noch andre Reichsgerichte, deren Jurisdiction ſich aber nur über gewiſſe Provinzen erſtreckte. Austräge waren durch Geſetz oder Vertrag beſtimmte Richter, welche in erſter Inſtanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entſchieden. Die geſetzlichen Austräge waren 1437 vom Kaiſer Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 beſtätigt. Das Verfahren der Austräge glich dem des Reichskammergerichts, nur war es weniger weitſchweifig. Die Vollſtreckung der Auſträgalurtheile mußte auf Befehl der höchſten Reichsgerichte geſchehen, und an die letztern wurde von den Entſcheidungen der Austräge mit allen ſonſt gewöhnlichen Förmlichkeiten appellirt. In Beziehung auf Kaiſer und Reich waren die Länder der Reichsſtände theils Lehen, theils Allodien, oder auch beides zugleich; und man theilte ſie, nach dem Stande ihrer Beherrſcher, in weltliche und geiſtliche ein. Alles, was in einem Gebiete eingeſchloſſen war, wurde im Zweifelsfall dazu gerechnet, und wer von einer Landesherrſchaft, in deren Territorium er wohnte, eximirt zu ſeyn behauptete, mußte es beweiſen, oder wurde als Landſaſſe betrachtet. Die Länder der Reichsſtände konnten mit öffentlichen Dienſtbarkeiten, z. B. dem Recht der Steuer, des Schutzes, des Zehnten, der Werbung ꝛc., beläſtigt werden, ohne daß dieſe Servituten ein Miteigenthumsrecht ertheilten. Unter Landesherrſchaft der Reichsſtände verſtand man die Befugniß derſelben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, ſo weit ſolche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren, auszuüben. Der Urſprung dieſer Hoheitsrechte iſt um ſo dunkler, je älter er iſt, und je weniger er durch eine ſchleunige Umwälzung herbeigeführt wurde. Jeder Reichsſtand eignete ſich nach und nach unter den ihn begünſtigenden Umſtänden dieſe Hoheitsrechte, welche vorher den Kaiſern gehörten, zu, und man kann für die Erwerbung und Vergrößerung derſelben vier Hauptepochen annehmen. Die erſte begreift die Zeiten der carolingiſchen Kaiſer und ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche den Fürſten dadurch, daß ſie die Söhne in den Ämtern der Väter nachfolgen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten, den Weg zur Landeshoheit bahnten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo die Kaiſer durch die Streitigkeiten mit den Päpſten und die innern Unruhen zu ſehr beſchäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände wachſam zu ſeyn. Die dritte

Epoche begreift das Interregnum, während deſſen die Großen in Deutſchland, ohne ein wirkliches Oberhaupt, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landeshoheit war damals noch nicht von einer beſtimmten Form und Ausbildung. Sie beſtand nur in einem Chaos von Rechten, von denen jeder Stand diejenigen uſurpirte, die ihm die zuträglichſten ſchienen. Erſt der weſtphäliſche Friede, welcher die letzte Hauptepoche macht, begründete die förmliche Geſtaltung und Vollendung der reichsſtändiſchen Landeshoheit, indem er den ſämmtlichen Reichsſtänden alle landesherrlichen Rechte, Freiheiten und Privilegien zuſicherte. Die Landeshoheit der Reichsſtände begriff alle Souveränetätsrechte, welche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren. Daher ward der Beſitz dieſer Rechte bei jedem Reichsſtande vermuthet, und das Gegentheil mußte im Zweifel bewieſen werden. In vielen deutſchen Staaten war die Landeshoheit durch gewiſſe, den Provinzialſtänden zuſtehende Rechte beſchränkt, ſo daß die Landesherren ohne Einwilligung dieſer Stände keine Geſetze geben, keine Auflagen machen, und keine Veränderung in der Verfaſſung des Landes vornehmen durften. Indeſſen waren die Rechte der Landſtände ſich nicht in allen Staaten gleich, und mehrere der letztern hatten gar keine Landſtände. Schon lange vor dem weſtphäliſchen Frieden übten die Reichsſtände das nach und nach erlangte Geſetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden wurde ihnen dies Recht auf eine unbegränzte Weiſe förmlich, und nur mit der Einſchränkung, daß ſie keine den Reichsgrundgeſetzen widerſprechenden Geſetze geben durften, beſtätigt. In privatrechtlicher Rückſicht aber konnten die Reichsſtände geſetzliche Verfügungen erlaſſen, die nicht mit den Reichsgeſetzen übereinſtimmten. Als Ausflüſſe der Geſetzgebung ſtanden die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit den Reichsſtänden gleichfalls zu, welche ſie auch durch die dazu beſtellten Gerichte bis zur dritten Inſtanz ausüben ließen. In Rückſicht der Reichsgerichte hatten die ſämmtlichen Churfürſten und einige andre Reichsſtände das Jus de non appellando. In die Ausübung der reichsſtändiſchen Gerichtsbarkeit durfte, außer im Fall der verweigerten Juſtiz, ſich weder der Kaiſer, noch das Reich miſchen. Übrigens hatten ſie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung, der Rehabilitation, der Minderung der Strafen u. ſ. w. Auch ſtand ihnen die Jurisdiction über ihre Gemahlinnen und Kinder, über appanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen in Civil- und peinlichen Sachen, wie auch über andre unmittelbare Reichsglieder in Rückſicht der Güter, die zu ihrem Territorium gehörten, zu. In kirchlicher Hinſicht hatten ſie das Reformationsrecht (Jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem weſtphäliſchen Frieden) einführen und dulden, welche von den drei Religionen ſie wollten. Doch durften ſie diejenige Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 ſich in ihren Staaten befand, nicht in ihren kirchlichen Rechten und ihrem Beſitzſtande beſchränken. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die ſich nach dem Normaljahr in ſeinen Ländern niedergelaſſen hatten, nicht dulden wollte, ſo mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugeſtehn, und dazu fünf Jahre bewilligen, wenn ſie vor, drei Jahre aber, wenn ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden ſich angeſiedelt, oder eine andre Religion als die des Normaljahrs angenommen hatten. In Schleſien und den dem Hauſe Öſterreich un-

terworfenen Staaten richtete ſich der Religionszuſtand nicht nach dem Jahr 1624. Auch galt das Decretaljahr und das Reformationsrecht nicht zwiſchen Reformirten und Lutheranern. Die proteſtantiſchen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten ſie die Oberaufſicht und Anordnung des Cultus, das Ernennungs- und Beſtätigungsrecht der Kirchendiener, und jede Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Conſiſtorien übertragen war, von denen an die Regierungen oder an den Landesherrn ſelbſt appellirt wurde. Die catholiſchen Reichsſtände hatten hinſichtlich ihrer proteſtantiſchen Unterthanen dieſelbe Gewalt; aber die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer catholiſchen Unterthanen wurden vor den Biſchöfen ꝛc. verhandelt. Viele Reichsſtände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöſter, Stifter und Abteien aus, welches Caſtenvogtei hieß. Nicht minder hatten viele Reichsſtände in den in ihren Gebieten belegenen Stiftern das Recht der erſten Bitte. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsſtände auch die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündniſſe. Das Recht, Krieg zu führen, entſtand zu den Zeiten der alten Fehden, denn dieſe waren ein wirklicher Krieg, ein Krieg, der ganz für jene grauen Jahrhunderte der Barbarei und Wildheit paßte. Die Geſchichte aller Zeitalter des deutſchen Reichs gibt uns Beiſpiele von Bündniſſen der Reichsſtände unter ſich und mit Fremden, und obgleich die Kaiſer dieſes Recht wegen des vorgeblichen Mißbrauchs zu beſchränken ſuchten, ſo wurde es doch im augsburgſchen Vergleiche von 1555 förmlich beſtätigt. Aus dem Rechte, Bündniſſe zu ſchließen, folgte dasjenige, Geſandte zu ſchicken und anzunehmen. Von den Churfürſten und Fürſten ward daſſelbe ohne Widerſpruch ausgeübt, und ihre Geſandten genoſſen die Ehren und Freiheiten, welche ſie nach dem Völkerrechte und ihrem Range verlangen konnten. Die churfürſtlichen Geſandten hatten den Rang vor denen der Republiken, und nach denen der Könige. Auch durften die Churfürſten zu den Kaiſerwahlen Geſandten des erſten Ranges (Ambaſſadeurs) ſchicken. Die altfürſtlichen Häuſer machten auf gleiche Rechte, mit Ausſchluß der Kaiſerwahlen und des Vorranges, Anſpruch, und wirklich wurden auch vom kaiſerlichen Hofe Geſandte, Miniſter und Reſidenten der Reichsfürſten angenommen. Die Publiciſten beſtritten freylich den Grafen, Prälaten, Freiherren und Städten das Recht, Geſandte zu ſchicken, und wollten es nur den Banken zugeſtehn, weil, wie ſie ſagten, ihre Eigenſchaft als Reichsſtände an der Bank haftete. Dies war aber Unrecht, denn das Recht, Geſandte zu ſchicken, fließt nicht aus der Reichsſtandſchaft, ſondern aus der Landeshoheit her. Die Abgeordneten der Reichsritterſchaft hießen Deputirte oder Abgeordnete (ſ. oben), und die Publiciſten geſtanden ihr gleichfalls nur das Recht zu, als ganzes Corps oder cantonsweiſe Deputirte zu ſchicken. Übrigens genoſſen die letztern gleichfalls die Rechte, welche das Völkerrecht den Geſandten zugeſteht. Was die Bündniſſe der Reichsſtände betrifft, ſo durften ſie nicht gegen die Perſon des Kaiſers, als Reichsoberhaupts, und eben ſo wenig gegen die Reichsverfaſſung gerichtet, oder dem Reiche nachtheilig ſeyn. Kein Reichsſtand ſollte auch ein Offenſivbündniß gegen ſeinen Mitſtand eingehen, außer im Fall einer begangnen Gewaltthätigkeit, deren Vergütung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert wurde. Der weſtphäliſche Friede erlaubte dann dem Beleidigten, ſich durch

die Waffen Recht zu verſchaffen, und gebot allen Theilnehmern am Frieden, ihm Hülfe zu leiſten. So durften auch die Reichsſtände zur Vertheidigung ihrer Perſon, ihrer Würde, Beſitzungen, Rechte und Anſprüche mit auswärtigen Mächten Bündniſſe ſchließen. Aber das Recht, fremden Mächten Hülfstruppen zu geben, welches ſie gleichfalls hatten, übten die deutſchen Landesherren nur zu oft zum Nachtheile ihrer Unterthanen aus. Das Recht zum Kriege iſt weſentlich mit den vorhergehenden verbunden. Die Reichsſtände durften ſo viel Truppen halten, als ſie ihren Verhältniſſen und ihrer Sicherheit angemeſſen fanden. Sie konnten Feſtungen, Magazine, Zeughäuſer, Waffenplätze ꝛc. in ihren Ländern anlegen, in den Städten und Plätzen ihres Gebiets Garniſonen halten, und im Kriege ſelbſt alle dem Völkerrecht gemäße Repreſſalien gebrauchen. Da ſie das Recht hatten, Krieg zu führen, ſo beſaßen ſie auch natürlich die Befugniß, Frieden zu ſchließen. Nicht minder hatten ſie das Retorſionsrecht, vermöge deſſen ſie die von einem Mitſtande zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebnen Geſetze durch eben ſo nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erſtern erwiedern konnten. Dies war in Kurzem die innere und äußere Geſtaltung der deutſchen Reichsverfaſſung, wie ſie ſich ſeit der Entſtehung dieſes Reichskörpers bis zu deſſen völliger Auflöſung, welche am 6ten Auguſt 1806 erfolgte, nach und nach gebildet hatte. — Ganz anders, wie das deutſche Reich, hat ſich durch die von mehreren ehemaligen Mitgliedern deſſelben zu Wien am 8ten Juni 1815 geſchloſſene Bundesacte der deutſche Bund geſtaltet. Wir laſſen es unentſchieden, und die Zeit wird es lehren, in wie fern dieſe neue Conföderation an innerer Feſtigkeit und Conſiſtenz, und an Kraft, ſich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu ſchützen, die vormalige deutſche Reichsverfaſſung übertreffen, oder derſelben nachſtehen wird; und wir geben deßhalb bloß einen kurzen Abriß der durch jene Bundesacte beſtimmten ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Bundesglieder unter ſich und gegen ihre Unterthanen. Mitglieder des Bundes ſind außer den ſouveränen Fürſten und freien Städten Deutſchlands (ſ. unten) der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen für ihre ehemals zum deutſchen Reiche gehörigen Länder, der König von Dänemark wegen Holſtein, und der König der Niederlande wegen ſeines jetzigen Großherzogthums Luxenburg. Der Zweck iſt die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutſchen Staaten. Die Mitglieder des Bundes ſollen gleiche Rechte haben, und die Angelegenheiten deſſelben durch eine beſtändig dauernde Bundesverſammlung, in der alle Mitglieder durch ihre Bevollmächtigten, theils einzelne, theils Geſammtſtimmen, jedoch ohne Nachtheil ihres Ranges, führen ſollen, nämlich Öſterreich eine Stimme, Preußen eine, Bayern eine, Sachſen eine, Hannover eine, Wirtemberg eine, Baden eine, Churheſſen eine, Großherzogthum Heſſen eine, Dänemark wegen Holſtein eine, Niederlande wegen Luxenburg eine, die großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſer eine, Braunſchweig und Naſſau eine, Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz eine, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg eine, Hohenzollern, Lichtenſtein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck eine, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg eine, alſo zuſammen ſiebzehn Stimmen. Öſterreich hat in der Bundes-

verſammlung den Vorſitz, jedes Bundesglied iſt berechtigt, Vorſchläge zu machen und vorzutragen, und der Vorſitzende muß ſie innerhalb einer noch zu beſtimmenden Zeit zur Berathſchlagung bringen. Wo es auf Abfaſſung und Änderung der Grundſätze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beſchlüſſe, auf organiſche Bundeseinrichtungen, und andre gemeinnützige Anordnungen ankommt, bildet ſich die Bundesverſammlung zu einem Plenum, und da ſoll Öſterreich vier Stimmen haben, Preußen vier, Sachſen vier, Bayern vier, Hannover vier, Wirtemberg vier, Baden drei, Churheſſen drei, Großherzogthum Heſſen drei, Holſtein drei, Luxenburg drei, Meklenburg-Schwerin zwei, Naſſau zwei, Braunſchweig zwei, jedes der fünf großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſer eine, jedes der drei anhaltſchen Häuſer eine, Meklenburg-Strelitz eine, Oldenburg eine, Schwarzburg-Sondershauſen eine, Schwarzburg-Rudolſtadt eine, Hohenzollern-Hechingen eine, Hohenzollern-Sigmaringen eine, Lichtenſtein eine, Waldeck eine, Reuß ältere Linie eine, Reuß jüngere Linie eine, Schaumburg-Lippe eine, Lippe eine, Lübeck eine, Frankfurt eine, Bremen eine, Hamburg eine, folglich 69 Stimmen. Durch Stimmenmehrheit in der engern Verſammlung ſoll entſchieden werden, ob und in wie fern ſich ein Gegenſtand für das Plenum eignet. Sowohl in dem letztern, wie in der engern Verſammlung gilt Stimmenmehrheit, und zwar entſcheidet dieſelbe in der engern Verſammlung unbedingt, im Plenum aber nur dann, wann die Mehrheit drei bis vier Stimmen beträgt. In der engern Verſammlung kommt bei Stimmengleichheit dem Vorſitzenden die Entſcheidung zu. Wo aber die Rede von Annahme oder Abänderung der Grundgeſetze, von organiſchen Bundeseinrichtungen, von den Rechten Einzelner, und von Religionsangelegenheiten iſt, da gilt ſo wenig in der engern Verſammlung, noch in dem Plenum Mehrheit der Stimmen. Die Bundesverſammlung darf ſich nicht länger als auf vier Monate vertagen, und Frankfurt am Main iſt zu ihrem Sitze beſtimmt. So lange die Bundesverſammlung mit Abfaſſung ihrer organiſchen Geſetze beſchäftigt iſt, ſoll über die Abſtimmungsordnung nichts beſtimmt werden, und die ſich zufällig fügende Ordnung weder einem Mitgliede nachtheilig ſeyn, noch künftig als Regel gelten. Nach Abfaſſung der organiſchen Geſetze wird ſich die Bundesverfaſſung über die einzuführende Stimmenordnung, und dann ſo viel möglich die auf den Reichstagen gebräuchliche, in Gemäßheit des Reichsdeputationsſchluſſes von 1803 zur Norm nehmen, ohne daß jedoch die künftige Stimmenordnung auf den Rang der Bundesglieder irgend einigen Einfluß haben ſoll. Alle Mitglieder des Bundes verſprechen ſowohl ganz Deutſchland als jeden einzelnen Bundesſtaat gegen jeden Angriff zu ſchützen, und garantiren ſich gegenſeitig ihre ſämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Beſitzungen. Bei einem Bundeskriege darf kein Mitglied einſeitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einſeitig einen Waffenſtillſtand oder Frieden ſchließen. Die Bundesglieder haben zwar das Recht der Bündniſſe, ſie verpflichten ſich aber, keine gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesſtaaten gerichteten Verbindungen einzugehn. Auch geloben ſie ſich, einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu verfolgen, ſondern ſie bei der Bundesverſammlung anzubringen. Dieſe ſoll ſodann durch einen Ausſchuß die Vermittelung verſuchen, und falls

dieſer Verſuch fehlſchlägt, ſoll die Bundesverſammlung durch eine gut geordnete Austrägalinſtanz eine richterliche Entſcheidung bewirken, welcher ſich die ſtreitenden Theile unterwerfen ſollen. Wie und durch wen aber der Ausſpruch der Austrägalinſtanz im Nichtbefolgungsfall zur Vollſtreckung gebracht werden ſolle, darüber ſagt die Bundesacte nichts. Diejenigen Bundesglieder, deren Beſitzungen unter 300,000 Menſchen zählen, ſollen ſich mit den ihnen verwandten, oder andern Bundesgliedern, mit welchen ſie wenigſtens eine ſolche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinſchaftlichen oberſten Gerichts vereinigen. In den Staaten unter 300,000 Seelen, wo ſchon jetzt dergleichen Gerichte ſind, werden jedoch dieſe in ihrer bisherigen Eigenſchaft erhalten, wofern nur die Volkszahl über die ſie ſich erſtrecken, nicht unter 150,000 Seelen beträgt. Den vier freien Städten kommt das Recht zu, ſich unter einander über die Errichtung eines ſolchen gemeinſchaftlichen oberſten Gerichts zu vereinigen. Bei dieſen oberſten Gerichtshöfen ſoll den ſtreitenden Parteien erlaubt ſeyn, auf die Verſchickung der Acten an eine auswärtige Facultät oder an einen Schöppenſtuhl, zur Abfaſſung des Endurtheils anzutragen. In allen Bundesſtaaten ſoll eine landſtändiſche Verfaſſung Statt haben. In Rückſicht der durch die bonapartiſche Mediatiſationsacte mittelbar gemachten vormaligen Reichsſtände und Reichsangehörigen iſt beſtimmt, daß die fürſtlichen und gräflichen Häuſer zu dem hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden, und daß ſie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff haben ſollen. Die Häupter dieſer Häuſer ſollen ferner die erſten Standesherren in dem Staat, zu dem ſie gehören, ſeyn, und ihre Familien, als die bevorrechtetſte Claſſe, beſonders in Rückſicht der Beſteurung, betrachtet werden. Es ſind ihnen überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen, alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugeſichert, welche aus ihrem Eigenthum und deſſen eingeführtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt, und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeſchränkte Freiheit, ihren Wohnſitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterm in Frieden lebenden Staat zu nehmen. Die noch beſtehenden Familienverträge werden in Gemäßheit der frühern deutſchen Verfaſſung aufrecht erhalten, und den Vermittelbarten iſt das Recht zugeſichert, über ihre Güter und Familienverhältniſſe verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Landesherrn vorgelegt, und den höchſten Landesbehörden zu ihrer Nachachtung bekannt gemacht werden müſſen. Daſſelbe, ſo wie auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, iſt auch der ehemals unmittelbaren Reichsritterſchaft zugeſichert. Alle bisher dagegen erlaſſene Verfügungen ſind durch die Bundesacte außer Kraft geſetzt. Die mittelbar gewordenen vormaligen Reichsſtände haben übrigens einen privilegirten Gerichtsſtand, ſind von der Militärpflichtigkeit für ſich und ihre Familien ausgenommen, und haben in ihren Beſitzungen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erſter, und, wenn das Gebiet groß genug iſt, auch in zweiter Inſtanz, die Ortspolizei, die Forſtgerichtsbarkeit, die Aufſicht über Kirchen- und Schulſachen, und milde Stiftungen, nach Vorſchrift der Landesgeſetze, denen ſie, ſo wie der Militärverfaſſung und Oberaufſicht der Regierungen über jene Zuſtändigkeiten unterworfen ſind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterſchaft iſt Landſtandſchaft, Pa-

trimonial- und Forſtgerichtsbarkeit, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsſtand, nach Maßgabe der in den Bundesſtaaten beſtehenden Landesgeſetze zugeſichert. — In den Staaten dieſes deutſchen Bundes ſoll die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien keinen Unterſchied in dem Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte bewirken. Dem Hauſe Thurn und Taxis iſt der durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25ſten Februar 1803, und durch ſpätere Vereinbarungen beſtätigte Beſitz und Genuß der Poſten in verſchiedenen Bundesſtaaten verſichert, und ſo ſind dieſem Hauſe gleichfalls ſeine Anſprüche auf Entſchädigung hinſichtlich der aufgehobenen Reichsposten unter nähern Beſtimmungen vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesſtaaten ſollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats, den ſie bewohnen, zu erwerben und zu beſitzen, ohne deßhalb in dem fremden Staat mehreren Abgaben und Laſten unterworfen zu ſeyn, als deſſen eigne Unterthanen. Ferner haben ſie die Befugniß des freien Weggehens aus einem deutſchen Bundesſtaat in den andern, der ſie erweislich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienſte an der Bundesſtaaten zu treten, wenn ſie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländiſchen Staat genügt haben, oder davon losgeſprochen ſind. So iſt auch die Befreiung von aller Nachſteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesſtaat übergeht, und mit dieſem hinſichtlich der Freizügigkeit keine beſondern Verträge beſtehen, feſtgeſetzt. In der Bundesverſammlung ſoll nach der Bundesacte über die Einführung gleichförmiger Geſetze in Rückſicht auf Militärpflichtigkeit berathſchlagt werden. Möchte man doch auch in Betreff der privatrechtlichen Geſetzgebung (ſo weit dies mit der Verfaſſung jedes Staats beſtehen kann), der Maße, Gewichte und Münzen eine größere Gleichförmigkeit zu bewirken ſuchen; wie viel würde dies nicht zur gegenſeitigen feſtern Anſchließung der Gemüther und zur Beförderung des innern Handels beitragen! Zu wünſchen iſt es übrigens, daß dieſer Bund durch dauernde Einigkeit ſeiner Mitglieder ſtark, jeden Anfällen von außen Trotz bieten, und nicht durch innere Zwiſtigkeiten und fremde Einmiſchungen, ſo wie vormals das deutſche Reich, erſchüttert und untergraben werden möge. H. v. H.

Reichsabſchied, ſ. Reich (deutſches).

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Übertreter der deutſchen Reichsgeſetze verhängt, und in die Ober- und Unteracht getheilt wurde. Die **Unteracht** konnte ein Gericht in dem ſeiner Jurisdiction unterworfenen Gebiete erkennen, und ſie hatte für den Geächteten gewöhnlich nur die Folge, daß er ohne weitere Förmlichkeiten von Jedem angehalten, und dem Richter überliefert werden konnte. Wer ſich hingegen in der **Oberacht** befand, durfte ungeſtraft von Jedem ermordet werden, und ſeine Güter fielen, wenn es nicht mittelbare Lehen waren, die an den Lehnsherrn zurückfielen, ſo weit ſie nicht zur Entſchädigung des verletzten Theils verwandt worden, dem Reiche anheim. In frühern Zeiten übten die Kaiſer das Recht, in die Acht zu erklären, höchſt willkürlich aus, wurden aber durch ſpätere Reichsgeſetze gar ſehr beſchränkt, und zu einer gültigen Reichsacht wurde die Einwilligung der ſämmtlichen Reichsſtände erfodert. Zum Zweck der Reichsachtserklärung hatte das Reichskammergericht bloß die Inſtruction der Sache, darauf mußten dem Reichstage die Acten vorgelegt werden, welche

durch einige aus allen drei Collegien und Religionen erwählte, dazu beeidigte Stände unterſucht wurden. Nach dem Gutachten der letztern entſchied dann die Reichsverſammlung. War das Urthei durch den Kaiſer oder ſeine Commiſſarien genehmigt, ſo ward es publicirt, und dem Kreiſe des Geächteten die Vollſtreckung aufgetragen. Die Vergehungen des letztern ſchadeten übrigens nicht den Succeſſionsrechten ſeiner unſchuldigen Agnaten, und den Befugniſſen der mit Anwartſchaft auf ſeine Güter verſehenen Perſonen.

Reichsarmee. Das den germaniſchen Völkern ſeit ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte; eigene Feudal-Syſtem führte eine dem Alterthum fremde Art von Kriegsverfaſſung im Mittelalter ein, der zu Folge der Lehnsmann (Vaſall) mit ſeinen Leuten dem Lehnsherrn Kriegsdienſte leiſten, ſeine Schlachten ſchlagen mußte. Heerbann, Heribann, ward es genannt, wenn der deutſchen Lande allgemeines Oberhaupt, der Kaiſer, die Auffoderung dazu erließ, der zu gehorchen des Reichsvaſallen Pflicht war. (Vergl. hiermit den Art. Lehnswesen.) Was im Mittelalter den Namen Heerbann trug, hieß in der neuen Zeit, ſo lange des alten Reichs Grundgeſetze — wenn auch nur faſt zum Scheine noch — ſtanden, ſo lange ein deutſcher Kaiſer noch als Oberhaupt aller deutſchen Fürſten, dem Namen nach wenigſtens, noch erkannt ward: Reichsarmee. Die Stärke dieſer Reichsarmee oder der Geſammtmaſſe bewaffneter Mannſchaft, die das ganze deutſche Reich bei Reichskriegen zu ſtellen hatte, wurde durch mehrere Reichsbeſchlüſſe beſtimmt, ſo wie die unter dem Namen Römermonate (ſ. dieſen Artikel.) von den Reichsſtänden zu einem Reichskrieg zu leiſtenden Geldbeiträge. Im Jahr 1521 beſtimmte eine ſogenannte, von Carl V. zu Worms, publicirte Reichsmatrikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 Mann in Kriegszeiten, 4000 Reiter nämlich und 20,000 Mann Fußvolk. Jedoch als im Verfolg der Zeiten durch die ſtete Vergrößerung der ſtehenden Heere einzelner Staaten dieſe Reichsarmee als zu unverhältnißmäßig klein erfunden wurde, ward 1681 nach einer neuen Beſtimmung das Reichsheer bis auf 12,000 Reiter und 28,000 Mann Fußvolk gebracht. Aber auch dieſe 40,000, welche zum Theil wenigſtens, immer erſt aufgeboten wurden, wenn das Reich in Krieg gerieth, und die daher gegen die ſtets in den Waffen neuerer Kriegskunſt geübten ſtehenden Truppen anderer Fürſten faſt immer nur ein wenig furchtbares Anſehen und Gewicht haben mußten — waren bald nicht mehr hinreichend und es wurde der Vorſchlag gethan: in Friedenszeiten ihre Zahl zu verdoppeln, im Kriege ſie zu verdreifachen; ein Vorſchlag, der, ſo gut und zeitgemäß er auch war, doch nicht ausgeführt wurde, ſo wie er hätte ausgeführt werden müſſen, denn, wenn gleich das deutſche Reich in einigen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts das doppelte Quantum der Reichsarmee ſtellte, ja ſogar drei Mal das dreifache zuſammenzog, ſo war dies doch immer, trotz der Zahl, eine dem Feind nicht ſonderlich Achtung einflößende Heermaſſe, da ſie theils aus zu vielen einzelnen Theilen beſtehend, theils — was noch übler war — aus faſt ganz ungeübter, weder gleich und übereinſtimmend bewaffneter, noch exercirter Mannſchaft zuſammengerafft war, und dieſer Mängel wegen nur dann in der Wagſchale des Krieges einiges bedeutendes Gewicht erhielt, wenn ſie angeſchloſſen an irgend eines größern Fürſten ſtehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter dieſem ge-

braucht wurde. Im franzöſiſchen Revolutionskriege wurde die Reichsarmee, nach einem Beſchluß des Kaiſers und Reiches, bis auf das Fünffache, alſo 200,000 Mann vermehrt, die Wirkſamkeit dieſes bedeutenden Heeres aber wieder dadurch faſt gänzlich vernichtet, daß auch hier zum Theil die eben angeführten Gründe der wenigen Furchtbarkeit der Reichsarmee für den Feind wieder eintraten — theils durch die Separat-Friedensſchlüſſe mehrerer deutſchen Fürſten mit Frankreich, als Preußen, Heſſen, Baden und andere — der Maſſe des Reichsheeres große, geübte Contingente entzogen wurden — theils andere Reichsſtände, ſtatt Truppen zu ſchicken, ihre Leiſtungen mit Geld abmachten, und auch die, die noch ihr Quantum ſtellten, manchmal damit zu ſpät kamen, oder wohl gar nur mit einem Theil deſſelben erſchienen. Über die Einrichtung des Befehls der mit dem Aufhören des deutſchen Reichsverbandes auch weggefallenen deutſchen Reichsarmee hier nur folgendes: zwei General-Feldmarſchälle, zwei General-Feldzeugmeiſter, zwei Generale der Cavallerie und zwei General-Feldmarſchall-Lieutenants commandirten nach den Reichsgeſetzen dies Heer, und mußten dieſe Befehlshaber ſtets der Eine von der römiſch-catholiſchen, der Andere von der evangeliſch-proteſtantiſchen Confeſſion ſeyn. Das zur Beſtreitung der allgemeinen Koſten für die Reichsarmee erforderliche Geld wurde von der ſogenannten Reichsoperationscaſſe gezahlt, die aus den Beiträgen der einzelnen deutſchen Fürſten und Stände errichtet und unterhalten ward (ſ. Art. Römermonate.). Die beiden ehemaligen Reichsfeſtungen Philippsburg und Kehl wurden ſonſt ausſchließend von Truppen der Reichsarmee beſetzt.

Reichsdeputation, war eine Auswahl von Reichsſtänden, denen vom Kaiſer und Reich gewiſſe Geſchäfte übertragen waren. Man theilte ſie in ordentliche und außerordentliche ein. Zu den ordentlichen mußten alle Churfürſten, einige Reichsfürſten, ein Prälat, zwei Reichsgrafen und die Deputirten von ſechs Reichsſtädten zuſammenkommen. Die erſte ordentliche hatte 1555, die letzte 1655 bis 1662 Statt. Die außerordentlichen Reichsdeputationen wurden hinſichtlich der Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den 3 Reichscollegien gewählt. Nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wurden bloß aus dieſer die Deputirten ernannt. Dieſe Deputationen fanden auf dem Reichstage nur wegen der Menge und der Schwierigkeit der Angelegenheiten, außer dem Reichstage aber allein in einzelnen wichtigen Fällen Statt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die unterm 24ſten Auguſt 1802 niedergeſetzte, welche die Entſchädigungs- und andere damit verwandten Sachen zu beſorgen hatte. Der von ihr erlaſſene Reichsdeputationshauptſchluß vom 25ſten Februar 1803 wird, da er ſelbſt bei mehrern Beſtimmungen in der deutſchen Bundesacte zum Grunde gelegt iſt, in der Geſchichte denkwürdig bleiben. (S. Reich (deutſches), deutſcher Bund.)

Reichsdörfer waren dem Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfene Dörfer. Beſonders fand man deren mehrere im ſchwäbiſchen Kreiſe.

Reichsfürſt nannte man im engern Sinne zur Zeit des deutſchen Reichs die Mitglieder des zweiten reichsſtändiſchen Collegiums, welche auf den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Fürſtenbank hatten. Die weltlichen Reichsfürſten theilten ſich in alt- und neufürſtliche Häuſer. Die altfürſtlichen waren diejenigen,

welche ſchon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts die fürſtliche Würde erlangt hatten. Die meiſten altfürſtlichen Häuſer führten einen qualificirten fürſtlichen Titel, als Herzoge, Markgrafen, Pfalzgrafen und Landgrafen, welches von den neufürſtlichen Häuſern nur bei den Herzogen von Ahremberg und von Croswarem-Looz der Fall war. Im weitern Sinne hießen auch andere Perſonen, welchen der Kaiſer, ohne daß ſie Reichsſtände waren, oder gar Sitz- und Stimmenrecht auf der Fürſtenbank hatten, die fürſtliche Würde ertheilte, Reichsfürſten. Sie erlangten aber durch dieſen Titel, der auch Ausländern beigelegt werden konnte, keine reichsſtändiſchen Rechte. (S. Reich, deutſches, deutſcher Bund.)

Reichsfuß, der 1690 angenommene leipziger Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. oder 18 Fl. ausgemünzt werden ſoll, wurde im Jahr 1738 zum allgemeinen deutſchen Reichsfuß anerkannt, um darnach den Werth der in den deutſchen Landen geprägten und in Umlauf ſtehenden Münzen zu ſchätzen.

Reichsgeſetze, im Allgemeinen und im Gegenſatz von Provinzialgeſetzen, ſind ſolche geſetzliche Verordnungen, die in dem ganzen Umfange eines Reichs verbindende Kraft haben. Die deutſchen Reichsgeſetze theilte man ein in **Reichsgeſetze** im engern Sinn, welche bloß privatrechtliche Verfügungen enthielten, und in **Reichsgrundgeſetze** oder **Reichsfundamentalgeſetze**, wodurch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Kaiſers, der Reichsſtände, der Reichsglieder und ihrer Unterthanen beſtimmt wurden. (S. auch Reich, deutſches).

Reichsglieder nannte man zur Zeit des deutſchen Reichs diejenigen dem Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfenen Perſonen, Corporationen und Gemeinen, welche nicht Reichsſtände waren, und alſo auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Die unmittelbare Reichsritterſchaft, mehrere Reichsdörfer, Ganerbſchaften, Herrſchaften, die italieniſchen Reichsvaſallen, mit Ausſchluß des Herzogs von Savoyen, gehörten hierher.

Reichshofrath. Den Urſprung dieſes deutſchen, kaiſerlichen Reichsgerichts ſetzen Einige in die erſten Zeiten der Kaiſer, die an ihren Höfen immer ein Gericht hatten, welches unter dem Namen Hofrath Recht ſprach. Nach ſeiner neuern Form ward aber der Reichshofrath erſt 1559 von Ferdinand I. errichtet. Der Kaiſer ernannte dazu den Präſidenten, Vicepräſidenten und die Räthe. Die beiden erſtern mußten aus fürſtlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutſche, und im Reiche mit mittel- oder unmittelbaren Gütern angeſeſſen ſeyn. Die Zahl der Räthe war anfangs auf 18, nachher auf 24 beſtimmt, von denen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden 6 Proteſtanten ſeyn mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsparteien eine gleiche Stimmenzahl erfodert wurde, rechnete man eine proteſtantiſche Stimme gleich drei catholiſchen. Wenn alle evangeliſche Reichshofräthe übereinſtimmten, ſo galt die Mehrheit der catholiſchen Stimmen gegen ſie nicht. Stimmte aber einer von jenen den catholiſchen bei, ſo entſchied die Mehrheit der Stimmen. Dies Gericht theilte ſich in die Bank der Grafen, Freiherren und Ritter, und in die der Gelehrten, auf welcher auch die Neugeadelten ſaßen. Die Räthe hatten alle Rechte und Vorzüge der Reichskammergerichtsaſſeſſoren. Der Reichshofrath übte die Rechtspflege bloß im Namen des Kaiſers aus, bei der Erledigung des Kaiſerthrons hörten ſeine Functionen auf, und begannen wieder, ſobald der neu er-

wählte Kaiſer die Wahlcapitulation beſchworen hatte. Übrigens hatte der Reichshofrath gleiche Jurisdiction mit dem Reichskammergericht. Ausſchließlich gehörten vor ihn alle Sachen, die auf den kaiſerlichen Reſervaten beruhten, z. B. Privilegien und Rangſtreitigkeiten der Stände ꝛc., die Lehns- und Prozeßſachen der italieniſchen Reichsvaſallen, das Petitorium der deutſchen Reichslehenſachen; denn über das Poſſeſſorium konnte auch das Kammergericht entſcheiden. Appellationen von dem Reichshofrath fanden nicht Statt, ſondern nur der Recurs an den Reichstag in ſolchen Dingen, die alle Reichsſtände intereſſirten. Der Churfürſt von Mainz hatte das Viſitationsrecht des Reichshofraths, und mußte alle 3 Jahre Viſitationen vornehmen. Seinen Sitz hatte der Reichshofrath in der Reſidenz des Kaiſers. 1806 bei Auflöſung des deutſchen Reichs wurde auch dies Gericht aufgehoben. (S. Cammer.)

Reichsinſignien, Reichskleinodien, ſind derjenige Schmuck, deſſen man ſich zur Krönung eines Kaiſers oder Königs bedient. (S. Reich, deutſches)

Reichsritterſchaft ſ. Reich (deutſches).

Reichsſtadt war im deutſchen Reiche eine ſolche Stadt, welche unmittelbar unter dem Reiche ſtand, die Landeshoheit in ihrem Gebiet, und Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Im alten Germanien gab es keine Städte. Carl der Große fing an welche zu bauen, und Heinrich I., oder der Vogelſteller, that daſſelbe, um den Landbewohnern Zufluchtsörter gegen die Überfälle der Hunnen zu ſchaffen. Aber keine dieſer Städte genoß irgend einer Reichsunmittelbarkeit, oder gar einer Landeshoheit. Beide erlangten ſie erſt durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiſerliche Verleihung, oder durch Uſurpation, beſonders zu den Zeiten des Interregnums, wo ſie ſich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten, und die Macht der kaiſerlichen Reichsvögte abſchüttelten. Im weſtphäliſchen Frieden wurden ihnen alle erworbenen Rechte, und ſo auch Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugeſichert und beſtätigt (ſ. Reich, deutſches). Die innere Verfaſſung dieſer Städte war übrigens höchſt verſchieden, und näherte ſich mehr oder weniger der demokratiſchen oder ariſtokratiſchen Form, je nachdem ſie ihre Magiſtrate allein aus der Bürgerſchaft, oder aus dieſer und den Adeligen (Patriziern,) oder bloß aus den letztern wählten. Sie konnten übrigens in ihrer Regierungsform alle beliebige Veränderungen vornehmen, nur nicht ſolche, die den Grundgeſetzen des Reichs widerſprachen. Die Anzahl dieſer Reichsſtädte war ſehr groß, und betrug noch im achtzehnten Jahrhundert auf der rheiniſchen Bank 14 und auf der ſchwäbiſchen 37, obgleich ſchon früher viele von ihnen ihre Unmittelbarkeit und Reichſtandſchaft verloren hatten. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25ſten Februar 1803 wurden die Reichsſtädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, welche ihre politiſche Exiſtenz einſtweilen behielten, unter die Landeshoheit mehrerer Reichsſtände vertheilt, und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4ten Mai 1806 Augsburg, und durch die Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Späterhin (den 13ten December 1810) wurden auch Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch unter dem Namen der Hanſeſtädte fortbeſtanden, ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit durch

Bonaparte beraubt. Dieſe aber nebſt Frankfurt am Main ſind aus der Umwälzung wieder als freie Städte hervorgegangen (S. Reich, deutſches.)

Reichstag, } ſ. Reich (deutſches).
Reichsvicarien, }

Reiche der Natur. Die Gegenſtände der Sinnenwelt ſind von den Naturforſchern in zwei große Hauptclaſſen getheilt worden, nämlich in ſolche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organiſche) und in ſolche, die durch bloße äußere Anſetzungsmaterien aller Dinge entſtehen und ſich vergrößern (anorgiſche). Da aber unter den erſtern die bedeutende Verſchiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zum Theil nicht empfindende Dinge ſind, ſo iſt die Claſſe der organiſchen Weſen wieder in zwei Haupttheile zerfallen, und ſo drei große Abtheilungen entſtanden, die man Reiche der Natur nennt. Das Thierreich, unter dem die Geſchöpfe von Menſchen bis zum geringſten Wurm begriffen werden, iſt das erſte; das Pflanzenreich, daß die ganze Pflanzenwelt enthält, das zweite. Dieſe beiden ſind die große Claſſe der organiſchen Weſen. Das dritte Reich, das Stein- oder Mineralreich, umfaßt alle anorgiſchen, und enthält wie bekannt, alle die irdiſchen Körper, die kein inneres Leben haben.

Reichardt (Johann Friedrich), ein berühmter, deutſcher Componiſt und Theoretiker in der Muſik. Er war geboren zu Königsberg am 25ſten November 1752, und zeigte früh eine große Neigung zur Muſik, ſo daß er ſchon in ſeinem zehnten Jahre im nördlichen Deutſchland als Virtuos auf der Violine und dem Pianoforte reiſ'te. Seine Lehrer auf dieſen Inſtrumenten waren aus der bendaiſchen und bachiſchen Schule, deren Spuren ſeine Werke zu tragen ſcheinen. Allein Reichardt wollte nicht bloß Muſiker im gewöhnlichen Sinne des Worts ſeyn, ſondern ſeine Kunſtgenoſſen durch eine umfaſſendere Geiſtesbildung übertreffen. Er ſtudirte daher auf der Univerſität Königsberg unter der Leitung Kants, deſſen kurze Schilderung er in dem Taſchenbuche Urania 1812 mitgetheilt hat, in den Jahren 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 1771 bis 1772. Er reiſ'te durch Deutſchland in den Jahren 1773 und 74, und kehrte dann nach Preußen zurück, wo er zuerſt als Secretär der königlichen Domänenkammer angeſtellt wurde. Hierauf betrat er ſeine größere muſikaliſche Laufbahn, und bekleidete unter den drei Königen von Preußen Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III. die Stelle eines königlichen Capellmeiſters. Friedrich der Große nämlich ließ ihn zu Ende des Jahres 1775 an Grauns Stelle als Capellmeiſter für die italieniſche Oper nach Berlin rufen. Er arbeitete für dieſelbe in der Gattung Grauns und Haſſe's, errichtete in Berlin ein Conzert, um in demſelben die hier noch nicht bekannten Hauptwerke der Italiener, nämlich die Compoſitionen eines Leo, Majo, Jomelli, Sacchini, Piccini, Berton u. A. aufzuführen. In dieſen Concerten ließ er nebſt dem Texte der aufzuführenden Stücke hiſtoriſche und kritiſche Bemerkungen über dieſelben und ihre Verfaſſer unter die Zuhörer vertheilen. Im Jahr 1782 machte er ſeine erſte aber kurze Reiſe nach Italien. 1785 begab er ſich nach London, wo er am Hofe und in öffentlichen Concerten ſeine Compoſitionen einiger Pſalmen und italieniſcher Scenen, ſo wie der Paſſion des Metaſtaſio aufführte. Von da ging er nach Paris, wo er dieſelben Compoſitionen ebenfalls mit vielem Beifall

hören ließ. Die königliche muſikaliſche Akademie daſelbſt legte ihm zwei Opern, Tamerlan von Morel, und Panthée von Berquin zur Compoſition vor. 1786 brachte der Componiſt ſeinen Tamerlan ganz, und die letztere Oper halb vollendet. Indem er ſich aber zu einer Reiſe nach Fontainebleau vorbereitete, (wohin ihn die Königin eingeladen, für welche er mehrere italieniſche Scenen componirt hatte, die dieſe in ihren Concerten zu Verſailles aufführen ließ,) nöthigte ihn der Tod Friedrichs des Großen, ſchleunig nach Berlin zurückzukehren, um eine große Trauercantate, von dem Marcheſe von Luccheſini gedichtet, zu componiren, welche auch bei dem Begräbniſſe des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. Sie gehört zu Reichardts berühmteſten Compoſitionen, und iſt zu Paris 1787 in Partitur erſchienen. Mit Friedrich Wilhelm II. eröffnete ſich für die Muſik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte königliche Orcheſter wurde mit dem herrlichen Orcheſter des Prinzen von Preußen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction deſſelben, und zog die größten Virtuoſen der deutſchen Orcheſter nach Berlin in das Orcheſter ſeines Königs, welches dadurch bald zu einem der erſten in Deutſchland wurde. Die italieniſche Oper war das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dieſelbe die Opern Andromeda, den erſten Act von Protesilao, ferner die großen Opern Brenno und Olimpiade in einem neuen Style, in welchem er den theatraliſchen Effect und die Wahrheit in der Declamation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichthum des italieniſchen Geſanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutſchen für ſein Orcheſter zu vereinigen ſtrebte. Die Ballets ſeiner Opern bildeten ebenfalls große Concerte für alle Virtuoſen, an denen jenes Orcheſter ſo reich war. Auch für das Nationaltheater, welches ebenfalls am Hofe zu Potsdam und Charlottenburg ſpielte, ſchrieb er mehrere komiſche Opern und Melodramen. Im Jahr 1790 machte er ſeine zweite Reiſe nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und in Italien und Neapel Sänger und Sängerinnen aufzuſuchen. Die Strapazen dieſer Reiſe hatten ſeine feſte Conſtitution etwas geſchwächt, ſo daß ihn bei ſeiner Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, ſeine Oper Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals beſtimmt war, zu vollenden. Mißverſtändniſſe und Übelwollen erzeugten ihm bei dieſer Gelegenheit ſo vielen Verdruß, daß er um ſeinen Abſchied anhielt. Der König verweigerte ihm denſelben; da er aber anführte, daß derſelbe zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nöthig ſey, ſo erlaubte ihm jener mit Beibehaltung ſeines Gehaltes, drei Jahre auf einem Landſitze bei Halle (Giebichenſtein) zuzubringen. Deſſen ungeachtet ließ er ihn noch in demſelben Jahre zurückkommen, um bei den Feierlichkeiten der Vermählung ſeiner beiden Prinzeſſinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien die Oper Olympiade aufzuführen. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeiten zog ſich Reichardt wieder auf ſeinen Landſitz zurück, und ſchlug die Compoſition einer andern italieniſchen Oper für das nächſte Carneval aus. Im Jahr 1792 machte er ſeine dritte Reiſe nach Paris, und gab nach ſeiner Zurückkunft die allgemein geleſenen *vertrauten Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Frankreich im Jahr 1792* (in 2 Bänden) heraus. Dieſe Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der franzöſiſchen Revolution zu ſeyn, weßhalb er von dem König ſeine völlige Entlaſſung erhielt. Er zog

ſich 1794 nach Hamburg zurück, wo er ſein Journal Frankreich herausgab, welches mehrere Jahre lang einen guten Fortgang hatte, und kaufte ſich in Holſtein ein Landgut. Allein noch zu Ende deſſelben Jahres wurde er als unſchuldig zurückberufen und durch die Stelle eines königlichen Salinendirectors in Halle entſchädigt, in deſſen Nähe er ſeinen freundlichen Landſitz wieder einnahm. Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm II. ſtarb, blieb er nicht nur in dieſer Stelle, ſondern wurde auch durch ſeinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italieniſche Oper und das Nationaltheater beſchäftigt. Am Krönungstage deſſelben führte er ſeine Compoſition von Gotters Geiſterinſel auf, — eine ſeiner beſten Hervorbringungen. Im folgenden Jahre componirte er ſeine italieniſche Oper Rosmonda, für welche ihm der König ein Geſchenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung ſeiner Einkünfte von 800 Thalern bewilligte. Im Jahr 1799 wurde ſeine Oper Brenno wiederholt. Im folgenden Jahre componirte er die Oden Friedrichs des Großen zur Feier ſeines Geburtstags, ſo wie zum Jubiläum der Akademie der Wiſſenſchaften, und führte ſeinen Tamerlan deutſch auf; im Jahr 1801 Kotzebue's Oper, der bezauberte Wald, für die Eröffnung des neu gebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den Kreuzfahrern deſſelben Dichters; für daſſelbe Theater die Inſtrumental- und Geſangsſtücke zu Göthes Egmont, und deſſelben kleine Schweizeroper Jery und Bätheln. Auch machte er den erſten, nicht nach Verdienſt nachgeahmten Verſuch, die artige Gattung der Vaudevilles auf das deutſche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutſchen an ſatiriſche und epigrammatiſche Geſänge auf dem Theater nicht gewöhnt ſind, ſo wählte er zu ſeinem Verſuche einen ſentimentalen Stoff aus der franzöſiſchen Revolution, um zugleich ſeine beliebteſten Melodien göthiſcher und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das Ganze ein Liederſpiel, dem er den Titel Liebe und Treue gab. Es wurde mit vielem Beifall aufgenommen, um ſo mehr, da hier Reichardt auch das Verdienſt des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von Liedern, welche die Deutſchen beſitzen und lieben, benutzen zu können, nämlich Volkslieder und Trinklieder, ſchrieb er ein anderes Liederſpiel, welchem er den Namen Juchhei gab; ein drittes, der Gattung nach dem erſten ähnlich, nannte er Kunſt und Liebe. Beide gefielen weniger. Im Jahr 1803 machte er ſeine vierte Reiſe nach Frankreich, wo er überall wohl aufgenommen und zum correſpondirenden Mitgliede des Inſtituts ernannt wurde. Nach ſeiner Rückkehr gab er wieder vertraute Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe durch Frankreich in den Jahren 1803 und 1804, in 3 Bänden heraus, welche allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Als im Jahr 1806 die Franzoſen nach Halle vordrangen, verließ auch Reichardt ſeinen Wohnplatz, und hielt ſich ein ganzes Jahr in Danzig, Königsberg und Memel auf. Nach dem Frieden zu Tilſit rufte der neue König von Weſtphalen alle ſeine in den eroberten Provinzen anſäſſigen Unterthanen bei Strafe der Confiscation ihrer Güter zurück; dadurch ſah ſich auch Reichardt, der 30 Jahre lang in dem Dienſte der Könige von Preußen geſtanden, in die Nothwendigkeit verſetzt, nach Halle zurückzukehren. Da er aber ſeine Stelle als Salinendirector eingezogen fand, wendete er ſich an die Regierung nach Caſſel und erhielt das Verſprechen, durch eine andere Stelle von gleichem Werthe entſchä-

digt zu werden. Er ſtellte ſich darauf in Caſſel vor, und in demſelben Augenblicke, da er von zwei Staatsräthen zum Unterpräfecten von Halle, und zum Generalſecretär der Präfectur Magdeburg vorgeſchlagen wurde, ernannte ihn der König von Weſtphalen zum Directeur des franzöſiſchen und deutſchen Theaters in Caſſel, mit 9000 Franken Gehalt. Dieſen Poſten bekleidete er während des Jahres 1808, und ſchrieb in demſelben mehrere Divertiſſements bei Gelegenheit der daſigen Hoffeierlichkeiten, ſo wie eine kleine franzöſiſche Oper L'heureux naufrage. Gegen Ende dieſes Jahres machte er eine Reiſe nach Wien, um dort einige Sänger für die opera buffa zu ſuchen, welche man mit der deutſchen Oper vereinigen wollte. Dort lud ihm die Generaldirection der Theater ein, Colins Oper Bradamante zu componiren. Da ihm aber von ſeinem Hofe eine Verlängerung ſeiner Abweſenheit nicht bewilligt wurde, ſo ließ er ſich in Unterhandlungen in Betreff eines ehrenvollen, und einträglichen Platzes ein, welchen die Theaterdirection ihm antrug. Allein bevor noch ſeine Oper, die man im Hauſe des Fürſten von Lobkowitz (eines der Directoren) aufgeführt hatte, auf das Theater gebracht wurde, brach der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich aus; und er zog ſich abermals auf ſeinen ruhigen Landſitz nach Giebichenſtein zurück. Hier ſchrieb er auch die intereſſanten und vielgeleſenen Briefe über Wien, und ſtarb den 27ſten Juni 1814. Wir ſchließen dieſen von ihm ſelbſt herrührenden Nachrichten über ſein Leben einige Bemerkungen über ſeinen muſikaliſchen Charakter an. Reichardts Muſik iſt nicht das Product des muſikaliſchen Genies, ſondern der Bildung und Reflexion; daher auch das in ſeiner ganzen muſikaliſchen Laufbahn vorherrſchende Streben nach Charaktermuſik und einfacher Größe, wobei ihm Gluck als ſtetes Muſter vorſchwebte, ein Streben, welches ihm manchen Triumph (z. B. in der meiſterhaften Hexenmuſik zu Makbeth, welche nicht genug bekannt geworden iſt, und in der Geiſterinſel), in der muſikaliſchen Declamation die Meiſterſchaft erwarb; ihn aber auch eben ſo oft zu Trockenheit, Steifheit und Leere führte; wie im Brennus, den er für eine ſeiner beſten Compoſitionen hielt. Nicht ſelten gelang ihm jedoch das Schwerſte am beſten; dies zeugen ſeine Compoſitionen zu Göthe's Liedern, an deren andeutungsvoller Naivetät weit genialere Componiſten als Reichardt ſcheiterten, die er aber größtentheils mit eigenthümlicher Leichtigkeit auffaßte und in einfach ſchönen Melodien ausdrückte. Viele derſelben gewinnt man, wie Göthe's Lieder ſelbſt, erſt nach mehrmaligem Wiederholen recht lieb. In der Begleitung iſt er aber nicht immer mannichfaltig und unterhalten genug. Bei Klopſtocks und Herders Liedern zeigt er ſich öfters nur als trocknen Declamator; auch gelangen ihm Schillers Gedichte wenig. Die meiſten ſeiner Liedercompoſitionen und Inſtrumentalſtücke hat er bis 1792, beſonders aber in den achtziger Jahren herausgegeben. Seinem practiſchen Talent in der Muſik ſtand ſein theoretiſches ziemlich gleich, nur daß er hier weniger einſeitig war. Auch war er nicht bloß Theoretiker in dem Mechaniſchen der Tonkunſt, ſondern geiſtvoller Theoretiker und Kritiker in dem hauptſächlich von Muſikern ſo ſelten betretenem Felde des Äſthetiſchen ihrer Kunſt. Dies zeugen ſeine vielen muſikaliſchen Abhandlungen, Charakteriſtiken und Kritiken, welche er ſeit den ſiebenziger Jahren einzeln, und in den von ihm herausgegebenen Schriften und Journalen, ſo wie in öffentlichen Zeitſchriften ins Publicum geſchickt hat (z. B. in ſeiner zu Berlin herausgegebenen muſikaliſchen Zeitung,

3 Theile, 1805 und 1806). Beſonders ſpricht er trefflich über muſikaliſche Behandlung der Texte. Überhaupt war Reichardt ein ſehr geiſtvoller Mann und feiner Beobachter, gewandt und witzig im Umgange, aber eben ſo eitel und ruhmredig. Dies zog ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Seine Familie iſt durch Kunſtbildung ausgezeichnet. Seine Frau, Julie Reichardt, geboren 1752 zu Berlin, war eine Tochter des berühmten Franz Benda, eine der beſten Sängerinnen der damaligen Zeit, und auch Componiſtin. Sie bildete ſeit ihrer Verbindung mit Reichardt (im Jahr 1779) ihr Talent immer vollkommner aus, ſtarb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783. Unter Reichardts Töchtern iſt Luiſe Reichardt (Gattin des Dichters Ludwig Tiek) als Liedercomponiſtin ebenfalls ausgezeichnet. T.

Reichenbach (G. von), unſtreitig der erſte mechaniſche Künſtler unſerer Zeit. Er ward am 24ſten Auguſt 1772 zu Manheim geboren, 1793 als Officier, 1811 als Salinenrath im Königreiche Bayern angeſtellt, auch mit dem bayerſchen Civilverdienſtorden beehrt. Ausgeſtattet mit einem Erfindungsgeiſte, der in dem großen Umkreiſe der Naturforſchung die Hülfsmittel zur Auffaſſung großer Erſcheinungen ſchnell zu ſchaffen und mit einem Umblick, der das Mangelhafte ſchon vorhandener Kunſtwerkzeuge für Beobachtungen und Verſuche leicht zu durchdringen vermag, bildete er ſeine ſeltenen Anlagen durch eine Reiſe nach England noch mehr aus. In den mechaniſch-optiſchen Inſtituten, welche er in Verbindung mit dem Geheimen Rath von Utzſchneider und Frauenhofer zu München und Benedictbeurn ſeit 1803 errichtet hat, werden alle zu den größten aſtronomiſchen und geodätiſchen Operationen nöthigen Inſtrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die, nach dem Urtheile der erſten Kenner, alles andere in dieſer Art zeither Geleiſtete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankreiſe, die 12zolligen Repetitionskreiſe, die Theodoliten u. ſ. w., die aus dieſen bewundernswürdigen Atteliers hervorgehen, ſind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen aſtronomiſchen Fernröhre und Refractoren aus dem frauenhoferſchen optiſchen Inſtitut zu Benedictbeurn bringen durch die Vortrefflichkeit des Flintglaſes und der ganzen Zuſammenſetzung bewundernswürdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von $7\frac{1}{2}$ Zoll Öffnung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallactiſch aufgeſtellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere, die man mit Recht Rieſenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit, und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Öffnung zu bringen. Die großen Äquatoriale Reichenbachs und die Heliometer Frauenhofers befriedigen durch ihre ſinnreiche Conſtruction und Vortrefflichkeit die höchſten Erwartungen der Aſtronomen. Ein ganz eigenthümliches Inſtrument hat Reichenbach im Jahre 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinſtrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebſt einem Repetitionskreiſe, noch drittens mit einem repetirenden Theodoliten zur Meſſung der Azimuthe in ſich vereinigt. — Noch hat ſich Reichenbach durch vortreffliche mechaniſche Einrichtungen in den bayerſchen Salinen, ſo wie durch ſeine Erfindung von eiſernen Brücken nach einer neuen Con-

ſtruction (über die er ein beſonderes Werk geſchrieben) ausgezeichnet — Zum Schluß mögen die Preiſe einiger reichenbachſchen und frauenhoferſchen Inſtrumente angezeigt werden, die verhältnißmäßig ſehr billig, und niedriger als die Preiſe der engliſchen Künſtler ſind. Ein 12zölliger Repetitionskreis, vollſtändig montirt, 1000 Fl. rheiniſch. Ein aſtronomiſcher Repetitionstheodolit 400 Fl. Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Öffnung, mit Stativ, feiner Vertical-Bewegung, 2 irdiſch., 4 aſtron. Ocularen, Sonnenglas, Kaſten 400 Fl. Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Öffnung, mit Stativ, 1 irdiſchen, 2 aſtronomiſchen Ocularen, Sonnenglas, Kaſten 200 Fl. Fernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Öffnung, mit 2 Röhren, 1 irdiſchen Ocular, 74 Fl. Detto von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Öffnung, mit 2 Röhren, 1 irdiſchen Ocular 29 Fl. — Theater-Perſpectiv von Meſſing mit doppeltem Objectiv 6 Fl. 30 Kr. Zuſammengeſetztes Mikroſcop mit 4 achromatiſchen Objectiven, 2 Ocularen, Apparate und Käſtchen 77 Fl. Detto mit 3 Objectiven, 1 Ocular, Apparate und Käſtchen 58 Fl. Für München hat Reichenbach neuerdings mehrere koſtbare mathematiſche Inſtrumente geliefert, welche aber, da ihre Aufſtellung einen neuen Bau erfodert, in zwei Sälen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ihren vorläufigen Platz haben. Der Kronprinz von Bayern hat ſeine Büſte, von Kirchmayr ſchön gearbeitet, in ſeinem Pantheon großer Deutſchen aufgeſtellt. L.

Reichenbacher Convention. Dieſe zu Reichenbach in Schleſien den 27ſten Juli 1790 zwiſchen Öſterreich und Preußen abgeſchloſſene Convention iſt als die Grundlage oder Veranlaſſung des 1791 zu Sziſtova zwiſchen Öſterreich und der Pforte geſchloſſenen Friedens zu betrachten, da durch die genannte Convention Preußen das deutſche Kaiſerhaus nöthigte, den ſeit 1788 mit den Türken glücklich geführten Krieg mit einem Frieden zu enden, der der Pforte alles Verlorne wiedergab.

Reichenhall, eine kleine Stadt von beinahe 2500 Einwohnern, liegt im eigentlichen Herzogthum Bayern in einer ſehr angenehmen Gegend am linken Ufer der Salach, welche ſich nordweſtlich von Salzburg in die Salze ergießt. Ihren Namen hat ſie dem reichen Salzwerke zu danken, welches ſich hier befindet. Das Waſſer dieſes Salzwerks wird theils in Reichenhall ſelbſt geſotten, theils durch ein großes Rad von 36 Schuhen im Durchmeſſer auf ein Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meilen weit nordweſtlich bis Trauenſtein, einem kleinen Städtchen an der Traun, unfern des Thiemſees; hier wird es geſotten, und dadurch nicht nur die weitere Fortbringung ſehr erleichtert, ſondern auch wegen des Überfluſſes an Holz, welchen Trauenſtein hat, die Koſten bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Waſſer über die hohen Berge fließen konnte, daſſelbe immer höher heben, und hat daher auf dieſem Wege mehrere Preßwerke angelegt. In der Nähe dieſes Salzbrunnens fand man eine ſehr ſtark fließende ſüße Quelle; dieſe mußte abgeleitet werden, um dem Salzwerke nicht zu ſchaden, doch ſo, daß man es noch zum Betriebe der Räder und Preßwerke benutzen könne. Da man zugleich des überflüſſigen Salzwaſſers, welches man hier nicht verbrauchen kann, ſich entledigen wollte, ſo wurde ein unterirdiſcher

Canal erbaut, welcher ſowohl jene ſüße Quelle, als auch das überflüſſige Salzwaſſer ableitet. Dieſes Werk wurde vor einigen hundert Jahren aus Kieſesquadraten aufgeführt, hier und da mit ſehr hartem Bergharze überzogen, iſt fünf Schuh breit, gewölbt und geht in einer Tiefe von zwölf Klaftern unter der Stadt, und dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den 4 Schuh tiefen Bach wieder ans Tageslicht bringt. Dieſer Bach läuft ſo ſchnell, daß man in einem kleinen Kahn mit angezündeten Lichtern binnen einer Viertelſtunde durch den Canal ſchiffen kann. Man ſteigt zu dieſem unterirdiſchen Canal durch einen Thurm auf einer Treppe tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüſſiges Waſſer noch 50 Schritte fließt, ehe es ſich mit der ſüßen Quelle vereinigt. Dieſer Canal hat fünf Luftlöcher, welche in der Geſtalt von Thürmen aus der Erde an die freie Luft heraufgeführt ſind, und durch welche man ſich mit denen, welche den Canal beſchiffen, unterhalten kann. In Reichenhall allein werden jährlich gegen 400,000 Ctr. Salz geſotten.

Reif iſt der von der Kälte erſtarrte Thau, der in den früheſten Morgenſtunden beſonders ſich an den Zweigen der Bäume, den Pflanzen und andern Dingen anzuſetzen pflegt. Das Anſetzen des Reifes geſchieht übrigens nach denſelben Geſetzen, wie das der Salzcryſtalle. Girtanner in ſeinen Anfangsgründen der antiphlogiſtiſchen Chemie gibt über die Geſtaltung und Anſetzung des Reifs belehrende Aufſchlüſſe.

Reifenſtein (Joh. Friedrich), zuletzt ruſſiſch-kaiſerlicher und ſachſen-gothaiſcher Hofrath, ward am 22ſten November 1719 von rechtlichen, aber armen Ältern geboren, kam darauf in die löbenichtſche Armenſchule und ging aus derſelben 1735 auf die Univerſität zu Königsberg, auf welcher er zwar die Rechte ſtudirte, ſich aber auch zugleich auf die ſchönen Wiſſenſchaften legte, nebenbei ſich auch im Zeichnen und Mahlen übte. Als Hofmeiſter eines jungen Edelmanns, hielt er ſich darauf ein Jahr in Berlin auf und ging hierauf 1745 auf Gottſcheds Empfehlung als Pagenhofmeiſter nach Caſſel. Hier in ſeinen Erwartungen getäuſcht, begleitete er von 1760 — 1762 einen Grafen Lynar nach Frankreich, der Schweiz und Italien. In Rom, wo er eine vertraute Freundſchaft mit Winkelmann ſchloß, gefiel es ihm ſo wohl, daß er hier einen beſtändigen Aufenthalt zu nehmen beſchloß. Von nun an widmete er ſich in Geſellſchaft ſeines Freundes, der ſeiner als Mitforſchers in den römiſchen und herculaniſchen Arbeiten mehrmals in ſeinen Briefen erwähnt, dem Studium des Alterthums und der ſchönen Künſte faſt ausſchließlich. Seine ökonomiſche Lage in Rom war anfangs nicht die günſtigſte, beſſerte ſich aber nachher, als er nicht nur von der petersburgiſchen Mahler-Akademie eine Penſion erhielt, ſondern auch bei der Anweſenheit Kaiſers Joſeph II. in Rom viele Bekanntſchaften in Wien machte, welche ihm nicht unbedeutenden Gewinn verſchafften. Den Ruf eines Antiquars, den er um dieſe Zeit an die Stelle des Raths Raspe nach Caſſel erhielt, lehnte er ab, weil ihm der damit verknüpfte Gehalt zu gering ſchien. Die vielen Bekanntſchaften, welche er nach und nach mit vornehmen Perſonen aus allen Ländern gemacht hatte, waren Urſach, daß man ihm eine Menge Commiſſionen, den Ankauf von Kunſtſachen betreffend, auftrug, wodurch ſeine auswärtigen ſehr bedeutenden Bekanntſchaften noch vermehrt wurden. Unter andern ſchätzte ihn be-

ſonders der Herzog von Gotha, der ihm eine Penſion nebſt dem Hofrathstitel ertheilte. Wichtiger noch wurde ihm die Protection der Kaiſerin von Rußland, welche ihm, auf des Barons Grimm eifrigſte Fürſprache, ebenfalls eine bedeutende Penſion ausſetzte und ihn zum Hofrath ernannte. Dieſe Monarchin wünſchte die bekannten Logen (loggie) Raphaels im Vatican, die man auch Raphaels Bibel nennt, in genauen Copien von gleicher Größe zu beſitzen, und ertheilte Reifenſtein den Auftrag, ſie unter ſeiner Aufſicht von den vornehmſten Künſtlern in Rom verfertigen zu laſſen, wofür ſie ihm fünfhundert Zechinen ausſetzte, welche er auch bis an ſeinen Tod behalten hat. Unter Reifenſteins unmittelbare Bemühungen und Förderungen der Kunſt gehört, außer ſeiner Wiederauffindung der Art und Weiſe, wie man Glaspaſten von Cameen mit vielfarbigen Lagen verfertigt, auch ſeine Bemühung, die wieder entdeckte enkauſtiſche Mahlerei zu vervollkommnen. Letztere Kunſt iſt eine Art Wachsmahlerei, die darin beſteht, daß man große Gegenſtände und Decorationen auf Wände auftragen kann: dies war eigentlich die Enkauſtik der Alten. Reifenſtein ließ für die Kaiſerin von Rußland ein ganzes Cabinet in dieſer Manier mahlen und bediente ſich dabei Delera's, der die kleinen Figuren auf den Pilaſtern verfertigte, und Angeloni's, der die Arabesken mahlte. Campovecchio lieferte dazu ein Paar ſchöne Landſchaften, und Neſſelthaler drei hiſtoriſche Stücke, nebſt zehn kleinern Gemählden im Geſchmacke der Cameen. Reifenſtein lehrte den berühmten Hackert die Enkauſtik, welcher auch nach des Erſtern Tode häufige und ſehr gelungene Werke in dieſer Gattung verfertigt hat. Reifenſtein unterlag einer langwierigen Krankheit, die durch ein zurückgetretenes Podagra tödtlich wurde, und ſtarb am 6ten October 1793. Der letzte Beſuch, den er erhielt, war von ſeiner berühmten Freundin, Angelica Kaufmann, die kaum ſeine Schwelle verlaſſen hatte, als er verſchied. Außer Arkenholz Memoiren der Königin Chriſtine, welche er noch in Caſſel aus dem franzöſiſchen Originale überſetzte, hat er mehrere kleine Aufſätze und Abhandlungen über die Mahlerei und Farbenmiſchung geſchrieben, von denen mehrere im Journal étranger, Févr. 1757. abgedruckt ſind.

Reiger oder **Reiher**, ein Vogel, der ſich ſeiner Nahrung wegen, welche in Fiſchen, Fröſchen und Muſchelthieren beſteht, an Seen, Teichen und ſumpfigen Orten aufhält. Der aſchgraue Reiher iſt auf dem Kopf mit einem ſchwärzlichen Strauße geziert, deſſen ſaubere, zwei bis drei Fuß lange Federn ſehr geſchätzt werden. Die beſten kommen aus der Türkei, vornehmlich von der Inſel Candia. Doch trifft man den Vogel, der ſie gibt, inſonderheit den gemeinen Reiher, den Butorreiher und den ſilbergrauen Reiher auch in der Provence häufig an. Man gebraucht aber nicht bloß die Federn, welche ſich am Kopfe des Männchens befinden, aus einem Büſchel von drei Federn beſtehend, die bei acht Zoll lang ſind und die der Vogel in der Mauſezeit verliert, ſondern auch noch die Federn, welche man Kupe der Reiher nennt, und an dieſem Vogel hin und wieder zu finden ſind. Aus ſolchen macht man die Spitzen oder das Herz der Federbüſche zum Kopfputze für Frauenzimmer. Durch vorzügliche Länge und eine modige Farbe wird der Werth der Reiherfedern beſtimmt. Man findet ganz ſchwarze, graue, blaulichte, ganz weiße und weiße mit ſchwarzen Spitzen. Die ſchwar-

zen ſind in Europa die koſtbarſten; man findet ſie nur auf der Inſel Candia; die grauen ſammelt man am meiſten in Preußen; ganz weiße kommen aus der Levante über Cairo, auch aus Oſtindien.

Reil (Johann Chriſtian), Doctor der Arzneiwiſſenſchaften, preußiſcher Geheimer-Oberbergrath, Director eines kliniſchen Inſtituts, ordentlicher Profeſſor der Arzneikunde an der Univerſität zu Berlin, und Ritter des rothen Adlerordens 3ter Claſſe, war den 28ſten Februar 1759 zu Rhaude in Oſtfriesland geboren. Sein Vater, welcher Prediger war, hatte ihn gleichfalls zum Geiſtlichen beſtimmt; aber ſchon früh ſprach ſich ſeine Neigung für die Heilkunde, um die er ſich ſo mannichfache Verdienſte erworben hat, aus, und er ging, 20 Jahr alt, von der Schule zu Norden nach Göttingen, um Medicin zu ſtudiren. Zu Halle, wo er nachher ſeine Studien fortſetzte, erwarb er ſich die Achtung **Mekels** und **Goldhagens** Freundſchaft in vorzüglichem Grade, und promovirte dort den 9ten November 1782 als Doctor der Medicin und Chirurgie. Darauf practiſirte er bis 1787, wo er als außerordentlicher Profeſſor nach Halle berufen ward, in Oſtfriesland. 1788 ward er ordent. Profeſſor, im folgenden Jahre Stadtphyſicus zu Halle, und Director des kliniſchen Inſtituts. Als Vorſteher dieſer Anſtalt, und überhaupt als akademiſcher Lehrer erwarb ſich Reil durch ſeine unermüdete Thätigkeit, durch ſeinen großen, Alles umfaſſenden Geiſt und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe unſterbliche Verdienſte. Als Staatsbürger und Menſch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht von Auerſtädt, als Alles vor der franzöſiſchen Zwangherrſchaft erzitterte, ſchickte Reil, keine Folgen ſcheuend, ſeinen älteſten Sohn nach Königsberg, um für ſeinen König zu ſtreiten. Das Unglück der Univerſität, zu deren Glanze er ſo viel beigetragen hatte, und die Unterjochung des deutſchen Vaterlandes machten ihn ernſt und ſtill, aber nicht muthlos. Er fürchtete ſich nicht, die Unterdrücker ſeinen Stolz und ſeine Verachtung fühlen zu laſſen, und gleiche Geſinnungen in Andern zu erregen. Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Vernichtung und nachmalige ſchlechte Wiederherſtellung ihrer Univerſität, und den franzöſiſchen Tyrannendruck zu verarmen anfing, eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, ſtiftete Reil ſeine Badeanſtalt, auf die er einen bedeutenden Theil ſeines beträchtlichen Vermögens verwandte. 1810 ging er nach Berlin als Profeſſor der Arzneikunde. Im Jahr 1813 übertrug ihm der König die oberſte Leitung der Lazarethe. Ehe er Berlin verließ, beſuchte er den als Arzt ſo geſchätzten Profeſſor Grapengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde von demſelben angeſteckt, und ſtarb den 12ten November 1813 in Halle, als Director der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Reil hinterließ eine Gattin, zwei Söhne und drei Töchter. In der Erſcheinung war Reil groß und wohlgebaut, von edler, ſtolzer Haltung, und überaus ſprechender, bedeutungsvoller Geſichtsbildung. Als theoretiſcher, beſonders pſychiſcher Arzt, hat er ſich durch ſeine Unterſuchungen über den Bau des Gehirns, und ſeine ganz neuen phyſiologiſchen Anſichten einen bleibenden Ruhm erworben. Das hohe Ideal eines rationellen Arztes hat er, ſo wie es ihm vorſchwebte, in ſeiner kleinen merkwürdigen Schrift über die Pepinieren dargeſtellt. Aber nicht bloß als Theoretiker und Schriftſteller, auch als practiſcher Arzt hatte Reil einen außerordentlichen Ruhm. Mit ſeltner Geſchicklichkeit ſuchte er die Individualität

eines jeden Kranken zu ergründen, und auch die pſychiſchen Urſachen der phyſiſch-krankhaften Erſcheinungen zu erforſchen. Überaus ſorgſam, theilnehmend und liebevoll am Krankenbette, hielt er doch mit der größten Feſtigkeit auf die Befolgung ſeiner Vorſchriften. Beſonders glücklich war er als practiſcher pſychiſcher und als Augenarzt, und viele an ſcheinbarem Wahnſinn, oder an Erblindung Leidende verdankten ihm ihre Herſtellung. Äußerſt leſenswerth und anziehend iſt die kleine Schrift: Johann Chriſtian Reil, eine Denkſchrift von Heinrich Steffens (Halle 1815).

Reim iſt die gleiche Endigung zweier oder mehrerer Wörter. So reimen *zu* und *du*, *treu* und *neu*, und hier beruht der Reim auf dem bloßen Vocal oder Diphthong; folgen dem Vocal auch Conſonanten, ſo müſſen dieſe nicht nur durchaus gleich, ſondern es muß auch der Vocal von einerlei Beſchaffenheit ſeyn. Es reimen daher *ſtumm* und *krumm* auf einander, nicht aber *ſtumm* und *Ruhm*, denn dort iſt das u kurz und hier lang. Dagegen können *Bad* und *hat* und alle ähnlichen Wörter unbedenklich auf einander gereimt werden, weil auch die ſorgfältigſte Ausſprache dem Ohre keine Verſchiedenheit des d und t, wenn ſie am Schluſſe eines Wortes ſtehen, bemerkbar macht. Ein ſolcher einſylbiger Reim wird ein männlicher Reim genannt; erſtreckt er ſich durch zwei Sylben, ſo heißt er weiblich; erſtreckt er ſich durch drei Sylben, ſo heißt er ein gleitender (verso sdrucciolo). So ſind *flüchtig* und *tüchtig*, *ſchreiten* und *breiten*, weibliche; *reinigen* und *vereinigen*, *ermächtigen* und *berechtigen*, gleitende Reime. Bei dieſen mehrſylbigen Reimen iſt die größte Sorgfalt auf die völlige Uebereinſtimmung der Conſonanten zu wenden, und Reime wie *Beide* und *Seite*, *ſtreichen* und *eigen*, ſind durchaus zu verwerfen. Dagegen haben unſere beſten Dichter kein Bedenken getragen, ei mit eu und äu, i mit ü, e mit ä, z. B. *eignen* und *läugnen*, *Beute* und *Weite*, *Hände* und *Ende* zuſammenzureimen, wiewohl eine richtige Ausſprache, wenigſtens zwiſchen den beiden erſten Reimen, einen deutlichen Unterſchied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Reim anzuführen haben, iſt die, daß nie ein und daſſelbe Wort auf einander gereimt werden darf, es müßte denn ein beſonderer Nachdruck damit beabſichtigt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichklingende Wörter zum Reim wählen, wenn ſie nur von verſchiedener Beſchaffenheit ſind, z. B. die *Blüthe*, und er *blühte*, *rechten* (das Verbum) und den *Rechten* (das Subſt.). Reime, die ſich auf mehr als drei Sylben erſtrecken, ſind bei uns nicht gebräuchlich, wohl aber bei den Arabern und Perſern in ihren kurzen Oden (Gaſeln), wo der durch das ganze Gedicht hindurchgeführte Reim zuweilen vier und mehr Sylben einnimmt. Einige Sprachen, wie die engliſche, haben vermöge ihres Bau's mehr Neigung zum männlichen, andere, wie die italieniſche und ſpaniſche, mehr Neigung zum weiblichen Reim; die deutſche und franzöſiſche Sprache beſitzen einen ungefähr gleichen Vorrath an männlichen und weiblichen Reimen, daher wir ſie hier gewöhnlich in einer regelmäßigen Abwechslung finden; doch gibt es in dieſen Sprachen auch Gedichte genug, die bloß männliche oder bloß weibliche Reime haben. Zum Schluß fügen wir einige Bemerkungen über die Entſtehung, Bedeutung und das Weſen des Reims in der Poeſie hinzu. Die Alten kannten den Reim in der Anwendung wie wir nicht; zwar finden wir namentlich bei

Ovid einzelne gereimte Verſe, und es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Reime abſichtlich ſind; aber es ſoll durch ſie nicht der Vers, ſondern der Sinn hervorgehoben werden; eine Ähnlichkeit in dem Bau der Phraſe giebt den Reim; ſchon durch das Ohr ſoll fühlbar gemacht werden, daß der Dichter durch eine Paar Verſe analoge Ideen verfolgt; nachher reimt er nicht weiter. Die lateiniſchen Poeſien des Mittelalters dagegen ſind häufiger gereimt, ſchon im achten und neunten Jahrhundert. Aber die große Vermiſchung der Araber mit den Römern begann im achten Jahrhundert, und wahrſcheinlich waren die erſten lateiniſchen Reime ſchon von ihnen entlehnt. In die nordiſchen Sprachen aber wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn auch aus dem Morgenlande hatten. Die älteſten Denkmäler der ſcandinaviſchen Poeſie hingegen haben den Reim nicht, ſondern die Alliteration, da in ihnen die Conſonanten vorherrſchen. Dies alles begründet die Meinung, daß der Reim ſich von den Arabern herſchreibt. Von ihnen empfingen ihn die Provençalen, und von dieſen, deren Poeſie einſt die herrſchende war, die übrigen Nationen. Entſtanden aber iſt der Reim urſprünglich aus dem dunkeln Gefühle, das allenthalben nach Symmetrie, Übereinſtimmung, alſo auch im Klange ſtrebt. Daher iſt auch die Diſtichenform oder die Verfolgung eines und deſſelben Reims gewiß ſeine älteſte Form. Erſt die Troubadouren verſuchten allerlei künſtliche Verſchränkungsarten des Reims in dem Sonett, der Canzone u. ſ. w., und die Spanier und Italiener brachten dieſe Form zur Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, wie weit das Ohr im Stande ſey, den Reim feſtzuhalten, und alles wo er ſich verliere, wobei nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß nicht das für unſre Sprache gelten kann, was in ihrer an volltönenden Vocalen reichen Sprache anwendbar und zuläſſig war. M.

Reimarus (Herrmann Samuel), geboren zu Hamburg 1694 den 22ſten December von Nicolaus Reimarus, einem practiſch glücklichen Lehrer am Johanneo; ſeine Mutter war eine geborne Witzen. Außer ſeinem Vater waren es vorzüglich Chriſtoph Wolf und Fabrizius, welche als Lehrer ſeiner Jugend den größten Einfluß auf ihn äußerten. Vom Jahre 1714 an ſtudirte er in Jena unter Buddeus und Danz; alsdann promovirte er in Wittenberg als Magister legens, und wurde bald darauf Adjunctus der philoſophiſchen Facultät. Nachdem er im Jahre 1720 eine Reiſe durch Belgien und einen großen Theil Englands gemacht hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philoſophiſche und philologiſche Vorleſungen daſelbſt zu halten, und ſich wo möglich häuslich niederzulaſſen. Im Jahre 1723 wurde er aber als Rector nach Wismar berufen, wo er innerhalb vier Jahre dieſe Schule in große Aufnahme brachte. 1727 wurde ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache an dem Gymnaſio zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und in der Folge noch mit der Profeſſur der Mathematik vereinigt zum großen Vortheil dieſer Anſtalt bis an ſein Ende bekleidete. Er war ein ſehr gründlich, grammatiſch gebildeter Philolog, was er vorzüglich in der von Fabrizius begonnenen, und von ihm völlig ausgearbeiteten und vollendeten Ausgabe der römiſchen Geſchichte des Dio Caſſius beurkundete. Geßner erklärte ihn wegen dieſer vortrefflich gelungenen Arbeit für einen der erſten Kritiker Deutſchlands; dies hatte denn auch zur Folge, daß der Herr von Münchhauſen ihm nach Geßners Tode deſſen Lehrſtelle an=

trug; welchen Antrag er aber aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt ausſchlug. Er war nicht auf einzelne Fächer beſchränkt, ſondern beſaß einen großen Umfang von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, namentlich in der Philoſophie und Naturgeſchichte, und arbeitete in jeder mit vieler Selbſtſtändigkeit. Der Hauptgrundſatz, den er als Lehrer befolgte, war: das bloße Dociren ſo viel als möglich zu vermeiden, unverzüglich den Selbſtunterricht ſeiner Schüler einzuleiten, zu ordnen und zu befördern. Seine philoſophiſchen und naturhiſtoriſchen Kenntniſſe wandte er dazu an, um in den Zeiten der Frivolität gegen das Göttliche, welche durch einige franzöſiſche Gelehrte in Deutſchland damals Raum gewann, ſeinen Mitbürgern Achtung und Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen einzuflößen, in ihren Augen die Vorſehung zu rechtfertigen, und den Glauben an die höhere Zukunft zu befeſtigen. Sein wichtigſtes Werk: die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754, beurkundete ſein religiöſes Streben auf eine ausgezeichnete Weiſe; dieſes Werk entſprach ſo dem Zeitbedürfniß, daß es ſechs Auflagen nach einander erhielt. Damals wurde vorzüglich der phyſikotheologiſche Beweis als einer der gültigſten in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen bearbeitet und hochgeſchätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hatten große Verdienſte um dieſe Lehre; die Arbeit des Reimarus, als die gründlichſte und ſtreng geordnete, wurde allen andern ähnlichen Verſuchen mit Recht vorgezogen. Damals war es noch Niemanden eingefallen, die natürlichen Erſcheinungen, ohne die Idee der Zweckmäßigkeit, und eines weiſen, alles ordnenden Schöpfers weiter nöthig zu haben, aus einem durch das Ganze verbreiteten, und ſich von innen heraus entwickelnden organiſchen Leben erklären zu wollen. Noch weit weniger hielt man es für möglich, die Natur ſelbſt conſtruiren und von vorn her aus willkürlich angenommenen Principien beſtimmen zu können, was ſie ſey und ſeyn müſſe. Den Verſuch endlich, alles zu identificiren, die Natur und Gott für einerlei zu halten, hielt man damals für einen groben, längſt widerlegten Irrthum. Reimarus dachte damals nicht daran, daß man nach ihm beim Nachdenken über die Natur die Bahn der Teleologie verlaſſen, und zum Spinozismus und dem Syſtem der abſoluten Identität fortſchreiten würde; und doch iſt er, obgleich unſchuldig, der, welcher die Bahn zu dieſen Richtungen brach. Später gab er heraus: Die Vernunftlehre, als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln, der Einſtimmung und des Widerſpruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von den in dieſem Werke aufgeſtellten Regeln machte er gegen das Poſitive des Chriſtenthums; obgleich er ſeine Forſchungen als Fragmente nur ſeinen vertrauteſten Freunden im Manuſcripte mittheilte, und nie die Abſicht hatte, dieſelben öffentlich bekannt zu machen, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß Leſſing davon eine Abſchrift erhielt. Leſſing gab dieſe Fragmente heraus, unter dem Vorgeben, er habe ſie in der wolfenbüttelſchen Bibliothek, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, gefunden, und nannte dieſe antichriſtliche Schrift (welche Döderlein in ſeinen Antifragmenten 1788 am kräftigſten widerlegte): **Wolfenbüttelſche Fragmente ei-**

nes Ungenannten. Geſetzt, es wäre noch nicht völlig ausgemacht (ſo wie es doch iſt), daß er der Verfaſſer davon ſey, ſo war die Einſicht in ſeine Vernunftlehre (welcher Seilers Vernunftlehre in drei Bänden in jeder Hinſicht vorzuziehen iſt) jedem überzeugend, daß von einem bloßen Rationaliſten, wie Reimarus war, ein ſolches Werk müſſe abgefaßt worden ſeyn. Er ſtarb den 1ſten März 1768. Buſch und Klotz haben eine kurze Biographie deſſelben in lateiniſcher Sprache bekannt gemacht. W. L.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), geboren 1729 den 11ten November. Sein Vater war der ſo eben genannte Herrmann Samuel Reimarus, ſeine Mutter die jüngere Tochter des D. Albert Fabrizius. Den erſten Unterricht erhielt er in den untern Claſſen der Johannisſchule. Im Jahr 1745 kam er auf das Gymnaſium, und genoß außer dem öffentlichen Unterricht fortwährend den Privatunterricht ſeines Vaters. Noch kurz vor ſeiner Abreiſe auf die Univerſität Göttingen 1751 änderte er ſeinen Entſchluß, gab das Studium der Jurisprudenz auf, und wählte die mediciniſchen Wiſſenſchaften. In Leyden und Edinburg bearbeitete er in den Jahren 1753 und 1754 vorzüglich die practiſche Arzneilehre, und gab an letzterm Orte Veranlaſſung zu der nachher geſtifteten edinburgiſchen mediciniſchen Geſellſchaft. Im Jahre 1755 beſuchte er unter D. Hunters Leitung die Spitäler zu London. Auf der Rückreiſe von England nach Holland verlor er alle ſeine Schriften, Abhandlungen und Bücher. Er promovirte in Leyden, und ſchrieb: De tumore ligamentorum circa articulos, fungo articulorum dicto 1757. Er war kein großer talentvoller gelehrter Arzt, jedoch ein practiſch glücklicher. Er verbreitete mit vielem Glück die Inoculation der natürlichen Blattern in Hamburg und in den umliegenden Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glückliche Entdeckung. Zufällig wurde durch unverſehens eingeſpritzten Saft von Belladonna die Erweiterung der Pupille herbeigeführt, dies brachte ihn auf den Gedanken, daß es nützlich ſeyn würde, vor der Operation des grauen Staars dieſes Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Umfang der Linſe entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel ſicherer angebracht werden können; viele Augenärzte haben bis auf die neuern Zeiten dieſen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, ſowohl die innere als auch äußere, beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getraideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediciniſche Zwangsordnung, gegen Handelsverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich auch keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Entſcheiderin in der Religion. Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre. — Er wurde 1796 Profeſſor der Naturgeſchichte und Naturlehre, ſuchte früher ſchon die Blitzableiter mehr zu verbreiten, und erörterte Mehreres über den Blitz, deſſen Bahn und Wirkung auf die verſchiednen Körper. Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung in allen Reichen der Natur, Teleologie genannt; ſeiner Selbſtbiographie iſt

er als Anhang beigefügt. In dem unglücklichen Jahre 1813 mußte er Hamburg verlaſſen, ſtarb den 6ten Junt 1814 zu Ranzau, und wurde nach der Befreiung Hamburgs den Seinigen daſelbſt beigeſetzt. W. L.

Reinecke (der Fuchs). Dieſes berühmte epiſch-ſatiriſche Heldengedicht erſchien gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in plattdeutſcher Sprache, und zwar in frieſiſchem Dialecte unter dem Titel: Rynke de Vos, und enthält, wie bekannt, in vier Büchern und zwölf Geſängen, eine witzig ſatiriſche Beſchreibung von Hofränken und menſchlichem Treiben. Alle darin vorkommenden Charaktere ſind unter der Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geſchilderten Scenen machen dies Werk zu einer koſtbaren Urkunde altdeutſcher Laune. Über den wahren Namen des Verfaſſers dieſes Heldengedichts, der in der Vorrede ſich Hinrich von Alkmar nennt (vergl. dieſen Art.), und vorgibt, er habe aus dem Franzöſiſchen überſetzt, iſt vielfach geſtritten worden, ohne zuverläſſig gewiſſes darüber herauszubringen. Nach Rollenhagens, des Verfaſſers des Froſchmäuslers, Angabe, ſoll ein gewiſſer Nicolaus Baumann Verfaſſer des Reinicke Fuchs geweſen ſeyn. Dieſer Baumann, früher in Dienſten des Herzogs von Jülich, trat ſpäter in die des Herzogs Magnus von Meklenburg, wo er 1526 zu Roſtock als Dr. Juris und Secretär ſtarb. Das Unrecht, das er am jülichſchen Hofe erlitten hatte, ſoll ihn zur Verfertigung dieſes ſatiriſchen Gedichts bewogen haben, das zuerſt von ihm 1522 zu Roſtock herausgegeben wurde; der Name Hinrich von Alkmar aber von ihm fingirt worden ſeyn, um allen Verantwortungen zu entgehn. So feſt Rollenhagen dies auch verſichert — in der Vorrede zu ſeinem Froſchmäusler — und ſo ſehr Gottſched in ſeiner Ausgabe des Reinecke Fuchs (1752) dieſe Meinung unterſtützt: ſo ſind dagegen doch wieder durch andre Angaben Zweifel entſtanden, namentlich durch die von Eckart, in der Einleitung zu Leibnitzens Collect. Etymolog. und Büſching in ſeinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. A., ſo daß es ungewiß geblieben iſt, ob Baumann wirklicher Verfaſſer oder bloß Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfaſſer des Reinecke Fuchs in ſeinem Gedichte die gezeichnet hat, gegen die ſeine Satire gerichtet iſt, ſucht der vorher erwähnte Eckart in ſeinem Commentar T. II. p. 797 darzuthun, woſelbſt er auch zum Theil die geſchilderten Perſonen namhaft macht, die unter den verſchiedenen Thiergeſtalten gemeint ſeyn ſollen, und ſagt, daß Iſegrimm der Wolf, einen Herzog von Öſterreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen darſtelle. Von den mancherlei Ausgaben des Reinecke Fuchs war lange Zeit die von Gottſched die beſte, bis Göthe ſeine treffliche Übertragung dieſes Gedichts in hochdeutſcher Sprache und in Hexametern herausgab, der ſpäter eine andre hochdeutſche Ausgabe von Soltau in der Versart des Originals, d. h. in kurzen gereimten Jamben oder Knittelverſen, folgte. Eine lateiniſche Überſetzung dieſes Gedichts in ähnlichen kurzen Jamben iſt von Schoppen beſorgt; eine holländiſche, proſaiſche Hiſtorie von Reynaert de Vos kam ſchon 1483 zu Delft heraus; ſie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von einigen wenigen für das eigentliche Original gehalten. Die neueſte und beſte Ausgabe des Reinecke Fuchs in plattdeutſcher

Mundart iſt die 1797 zu Eutin mit einem Gloſſarium von Bredow herausgegebene. Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, iſt eine von Renner unter dem Namen Sparre, gelieferte Fortſetzung des Reinecke Fuchs, betitelt: Hennynk de Han.

Reinecke (Johann Friedrich), wurde um das Jahr 1745 zu Helmſtädt geboren, wo ſein Vater Advocat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder, mit dem er ſtets von früher Jugend an in Unverträglichkeit lebte, die oft bis zu den heftigſten Zänkereien ausartete, und da unſer Reinecke bei dieſen kindiſchen Streiten meiſt den kürzern zog, dem muntern Knaben das jugendlich frohe Leben ſo verbitterte, daß er, der gegen das Übelwollen des Bruders auch bei dem Vater keinen Schutz fand, den verzweifelten Entſchluß faßte, heimlich der Ältern Haus zu verlaſſen. Vierzehn Jahr war Reinecke, als er dieſen Schritt ausführte, ohne Plan, wie natürlich, ohne Geld, ohne die mindeſte Ausſicht. Seinen Weg richtete er zufällig nach Hamburg. Von Hunger gequält, ſprach auf dieſem Wege der Knabe einen Müller um Brot an; den gutherzigen Mann rührte das offene Weſen des jungen Menſchen, er nahm ihn in ſeine Wohnung, gab ihm zu eſſen, und ließ, von Geſchäften gerufen, Reinecken allein im Zimmer. Da erblickt dieſer ſeines Wirthes Taſchenuhr an der Wand, und eine heftige Begierde nach dem Beſitz eines ſo köſtlichen Geräths ergreift ſeine Bruſt. Seine Ehrlichkeit hat einen harten Kampf, ſie ſiegt aber, und Reinecke, um bei längerm Alleinſeyn nicht noch einmal in Verſuchung zu gerathen, verläßt heimlich, ſchnell, ohne Abſchied zu nehmen, das gaſtliche Haus. Fuhrleute, die er auf ſeinem Wege trifft, helfen ihm vollends bis Hamburg, wo er hungrig und müde ankommt. Das Brot an einem Bäckerladen reizt ſeinen Appetit; er tritt ein, und bittet den Meiſter, ihm eins zu borgen, das er zu bezahlen verſpricht, ſobald er kann. Dem ehrlichen Handwerksmann gefällt des Knaben ehrlich-unſchuldiges Benehmen, er nimmt ihn in ſein Haus, bis eine Ausſicht ſich für ihn eröffnen würde. Mehrere Tage iſt Reinecke ſchon da, als der Einfall des Bäckers, ſeinen Schützling einmal mit ins Theater zu nehmen, deſſen zukünftige Laufbahn beſtimmt. Noch nie hatte Reinecke die bunte, ideale Welt der Bretter geſehen; der Eindruck, den ſie auf ihn machte, war gränzenlos. Ihn floh der Schlaf; und ſeines Lebens höchſter Wunſch, auch in dieſer Zauberwelt aufzutreten, ſtand feſt vor ſeiner Seele. Er eilt den nächſten Morgen nach dem Hauſe, in dem ſo Wunderbares ſich begibt; er bittet den Directeur um Aufnahme, dieſer weiſ't ihn ab; der Jüngling läßt ſich aber nicht abſchrecken; er fährt fort zu bitten und endlich wird er — als Laufburſche angenommen. Mehrere Jahre bleibt Reinecke, glücklich ſchon, daß es ihm vergönnt iſt, täglich die Scene zu ſehen, mitunter einen Aufwärter vorſtellen zu dürfen, trotz der oft harten Behandlung ſeines Herrn, in dieſer Lage; endlich erwacht ſein Selbſtgefühl, das ihm ſagt, er ſey zu etwas Beſſerem beſtimmt. Er verläßt Hamburg, ſpielt bei kleinen herumziehenden Truppen bald hier bald da, und bildet durch eifriges Studium und Nachdenken ſein großes mimiſches Talent. Bei der ſeilerſchen Geſellſchaft lernt er ſeine Gattin kennen; er kommt zum zweiten Mal nach Hamburg, und ſchon fängt ſein Ruhm an, ſich zu heben. Endlich bei der damaligen bondiniſchen Geſellſchaft in Dresden und Leipzig angeſtellt, wird er der Welt als großer Scharſpieler bekannt. Die Freund-

ſchaft des verdienſtvollen Declamators Schocher, den er in der letztgenannten Stadt kennen lernt, wird von dem bedeutendſten und beſten Erfolg für Reinecke's Spiel. Von nun an, befreit von den bisher getragenen Feſſeln eines falſchen Pathos, der ſich damals noch in ſogenannten Helden- und Staatsactionen, in Gang und Ton, oft lächerlich genug und zum Hohn der Natur und eines richtigen Geſchmacks — auf den Bühnen zu zeigen pflegte, wird Reinecke Vorbild ſeiner Collegen in hochtragiſchen Heldenrollen, und der gefeierte Liebling des Publicums, das in ihm faſt zum erſten Mal einen richtig, ohne Übertreibung und Unnatur, dargeſtellten Helden erblickt. Als Regiſſeur des bondiniſchen Theaters ſtarb Reinecke in Dresden den 1ſten October 1787.

Reinhard (Franz Volkmar), wurde geboren den 12ten März 1753 zu Vohrnſtrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, wo ſein Vater, Johann Stephan Matthias Reinhard, Prediger war. Die erſte Erziehung und den erſten Unterricht, beides im wechſelſeitig bildenden Vereine, erhielt er von ſeinem Vater, welcher durch das ausſchließliche Leſen der Bibel in ſeinem Sohne einen tiefen religiöſen Sinn, durch den gründlichſten Sprachunterricht eine genaue Bekanntſchaft mit der Philologie und durch frühzeitiges Gewöhnen an logiſches Denken die bewundernswürdigſte Gewandtheit und Sicherheit im Denken und Handeln begründete. — Auf der Schule zu Regensburg war es namentlich der Conrector Töpfer, welcher durch Hülfe ſeiner echt pädagogiſchen Individualiſirung und ſeines zweckmäßigen Unterrichts den bildendſten Einfluß auf ihn äußerte. — Im Jahr 1773 bezog er die Univerſität Wittenberg, 1777 habilitirte er ſich daſelbſt als magister legens, und wurde 1778 Adjunctus der philoſophiſchen Facultät. Nachdem er von 1780 an als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie vorzüglich durch philologiſche und philoſophiſche Vorleſungen ſeinen Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit ſeinen Zuhörern beurkundet hatte, wurde ihm die ordentliche Profeſſur der Theologie anvertraut. Seine glücklichen Verſuche im Predigen, verbunden mit der ihm eigenthümlichen gründlichen und allſeitigen Kenntniß der Theologie veranlaßten die ſächſiſche Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialaſſeſſor nach Dresden zu berufen, in welchen Ämtern er bis an ſeinen Tod, welcher den 6ten September 1812 erfolgte, mit der größten Anſtrengung des Geiſtes und Körpers, mit ſeltner Uneigennützigkeit, verbunden mit einer echt deutſchen Vaterlandsliebe ſeine Berufspflichten ſo ſtreng und vollkommen als möglich zu erfüllen ſtrebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund ſo wuchern laſſen als Reinhard; um dieſes Urtheil zu beweiſen, iſt es nöthig, die Aufgabe ſeines Strebens zu kennen, und ihm in den verſchiedenen Richtungen ſeiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die harmoniſche Entwicklung und Ausbildung der drei geiſtigen Vermögen, des Vorſtellungs-, Gefühls und Beſtrebungsvermögens zu einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit war die Hauptaufgabe ſeines raſtloſen Strebens, ſeines Geſammtlebens. Das Vorſtellungsvermögen in ſeinen verſchiedenen Formen der Anſchauung des Verſtandes und der Urtheilskraft war bei ihm vorherrſchend; ſein Gedächtniß war ſchwach, mehr Sach- als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des Memorirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein bloß vermittelndes zwiſchen den beiden andern;

daher war ſein Gefühlsvermögen nebſt den übrigen Kräften der Seele ſtets unter der vernünftigen Herrſchaft des vorherrſchenden Vorſtellungsvermögens. — So wie jeder denkende Kopf in den Jahren ſeiner Mündigkeit durch philoſophiſches Forſchen nach Selbſtſtändigkeit ringt, ſo auch Reinhard. Er trat auf als ſcharfſinniger Denker, als ſkeptiſcher Forſcher, und ſchied als gläubig frommer Theolog und Chriſt. Dies iſt der belehrendſte Act des Lebens dieſes ſo einflußreichen Mannes. — Es iſt höchſt belehrend, ſeine Bekenntniſſe über ſein früheres philoſophiſches Streben und deſſen Reſultate von ihm ſelbſt zu vernehmen. Ob er gleich die Philoſophie nicht bloß als Magd der Theologie, ſondern ſelbſtſtändiger betrachtete, ſo geſtand er doch: „das Studium aller Syſteme der philoſophirenden Vernunft läßt ein entſchiedenes Mißtrauen gegen die Speculation derſelben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philoſophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieſer Art, wie ſcheinbar ſie auch vorgetragen ſeyn mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Beſſerung gewendet hatte, war das moraliſche Gefühl in mir zu wirkſam geworden, als daß es unmoraliſche Behauptungen nicht ſogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangeliſche Erziehung gegeben). Bei der Philoſophie fand ich nichts Feſtes, nichts Bleibendes, weder im Wiſſen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts ſicheres hat, worauf man fußen kann, ſo kommt der Wunſch, Gott möchte ſelbſt geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und ſo wird man alles das durchforſchen, was ſich als Offenbarung ankündigt.“ Der Ausgang und die Frucht von Reinhards Forſchung war nach ſeinem eignen Geſtändniß ein feſter beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jeſu, wie es nach den Regeln einer richtig grammatiſchen Auslegung in der Schrift enthalten iſt. Es wurde mir unwiderſprechlich gewiß (ſagt er in der Vorrede zur Moral S. XXXV), daß das Chriſtenthum die nothwendigſten und gemeinnützigſten Wahrheiten auch gerade in der Form enthalte, in welcher ſie am faßlichſten, am anwendbarſten und am wirkſamſten ſind; ich wurde gewahr, daß ohne die Auctorität Gottes bei dem großen, einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukommen iſt, und daß es Augenblicke geben kann, wo ſie auch dem ſcharfſinnigſten Denker willkommen und nützlich ſeyn muß; es wurden mir ſelbſt an den Geheimniſſen des Chriſtenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Zeit lang anſtößig geweſen waren, Seiten ſichtbar, wo ſie ſich an die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, wie ſie wirklich iſt, anſchloſſen, und dadurch eine große practiſche Wichtigkeit für Beſſerung und Beruhigung erhielten. — In dieſer Periode ſeines mehr philoſophiſch-theologiſchen Forſchens entſtanden auch die Hauptwerke Reinhards. Erſtens, pſychologiſcher Verſuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon nur der erſte Theil erſchienen iſt; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Chriſtenthume nachweiſen ſollte, folglich auch ſeine Anſichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu laſſen, mochte wohl ſeine Gewiſſenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er ſelbſt geſteht: es war mir Gewiſſensſache, mich in keinen Streit

mit einem Buche zu verwickeln, das einem ſo großen Theile unſers Geſchlechts ein von Gott ſelbſt herrührender Unterricht iſt; deſſen göttliche Kraft ich ſo oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte (dies war die überzeugendſte Prüfung der Wahrheit des Evangeliums, welche Chriſtus vorzüglich verlangte), und für das ſich mein ganzes Gefühl immer entſcheidender erklärte. — Zweitens, Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchheit entwarf, zuerſt anonym 1781, Wittenberg und Zerbſt, 2te Auflage 1784, 3te Auflage 1789, 4te 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm bloß formelle Verbeſſerungen. Dieſe Schrift erhielt ſehr vielen Beifall, und wurde deßhalb allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchſt vernünftig ſey, Jeſum, um ſeines großen, allumfaſſenden, einzigen Entwurfes wegen, der eben deßhalb einen höhern Einfluß Gottes vorausſetzte, für einen Geſandten Gottes an die Menſchheit zu halten. Abgeſehn davon, daß der Schluß aus den Vorderſätzen nicht nothwendig erfolgen muß, ſo widerſpricht auch die Geſchichte den Anſichten Reinhards, und die heilige Schrift ſchweigt gänzlich davon, daß ſich Jeſus einen ſolchen Plan entworfen habe; denn Jeſus behauptet ſtandhaft bei mehreren Gelegenheiten: es ſey nicht ſein Gedanke, nicht ſein Plan, nicht ſein Wille, den er ausführe; es ſey des Vaters Rathſchluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu ſetzen habe. Eins mit dem Vater, lehrte er nur deſſen Wort und vollbrachte nur deſſen Willen. — Durch dieſe Darſtellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritiſchen Philoſophie den Glauben an die Göttlichkeit Jeſu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen ſtrebte. Es war aber pſychologiſch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jeſu mit der Kraft maß, welche in ihm ſelbſt die ausgebildetſte war; er als allſeitig logiſch gebildeter Kopf im Beſitz einer ſeltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jeſum einen Plan machen laſſen, um in dem Ideal ſeines eignen Strebens das Göttliche zu finden, was er andern nachweiſen wollte. Reinhard, wenn er auch oft den Zweck verfehlte, gebrauchte jede Kraft zur Ehre Gottes und Jeſu Chriſti, dies beurkunden alle ſeine Schriften. — Er entwarf auch in dieſer Zeit die beiden erſten Theile ſeines Syſtems der chriſtlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieſes Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe ſeiner literariſchen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die erſten Theile die 4te Auflage erlebten. Bei der Bearbeitung dieſes Werks war es ihm Hauptaufgabe: 1. zu zeigen, ob die chriſtliche Sittenlehre der alten heidniſchen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen ſey, und worin dieſer Vorzug beſtehe; die chriſtliche Sittenlehre alſo in dem Verhältniſſe zu den übrigen zu beleuchten; 2. nachzuweiſen, in welchem Verhältniſſe die Sittenlehre des Chriſtenthums mit der menſchlichen Natur und den Geſetzen ihrer Wirkſamkeit ſtehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den feſtgegründeten Glauben: die chriſtliche Moral iſt ein Werk Gottes, und konnte nur von deſſen Sohne offenbart werden. Da er die chriſtliche Sittenlehre als das große Veredlungsmittel der menſchlichen Natur vorſtellte, ſo beſchrieb er zuerſt die menſchliche Natur und ihre Fähigkeiten, um dann, nach

ſcharfſinniger Erörterung aller der Hinderniſſe, welche den Einfluß der chriſtlichen Sittenlehre auf die menſchliche Natur hemmen, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menſchen erhalten könne. Hätte er das Princip ſeiner chriſtlichen Moral aus dem Evangelio eben ſo einfach entlehnt, als es Jeſus aufgeſtellt hat, ſo würde er nicht nöthig gehabt haben, der chriſtlichen Moral ſeine Vollkommenheitstheorie als höchſtes Princip aufzudringen, und die gründliche und ſcharfſinnige Widerlegung derſelben als höchſtes Princip in der Moral, welche Stäudlin, damals noch zu ſehr im kritiſchen Formalismus befaßt, in ſeinen Beiträgen zur Philoſophie und Geſchichte der Religion und Sittenlehre im 3ten und 4ten Bande bekannt machte, wäre überflüſſig geweſen. — In der Theologie billigte er nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel ſtritt; daß hierbei (das ſind ſeine eignen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede ſeyn. — Da ich die Bibel ſchon als Kind geleſen, ſie als Wort Gottes an die Menſchen geleſen, und ſie ſo zu gebrauchen nie aufgehört hatte; ſo war ſie mir ſo heilig, ihr Anſehn war mir ſo entſcheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widerſprach, mein Religionsgefühl ſo ſehr empörte, als eine unſittliche Behauptung meinen moraliſchen Sinn. Auffallend iſt in Hinſicht ſeiner theologiſchen Bildung die Steigerung des Inhalts ſeiner Predigten; ſeine frühern Predigten ſind mehr pſychologiſch, die folgenden huldigen der Moral, die ſpätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren ſpricht er ſeine dogmatiſchen Überzeugungen, in ſo fern ſie rein evangeliſch und der Schrift nicht widerſtreitend ſind, am ſtärkſten aus. — In ſeinen Geſtändniſſen (ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 2te Auflage 1811) ſprach er im neunten Briefe ſeine Überzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte ſelbſt in einem vertraulichen Briefe: dieſe Äußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen. Er behauptete darin, der Rationaliſt kann die Schrift gar nicht zulaſſen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede iſt. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, worein man den Inhalt der Offenbarung ſetzt, ſondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Dieſe ſind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein drittes gibt es nicht. Conſequent iſt nur der, der ſich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt; wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconſequenter Syncretiſt. Tzſchirner, Nitzſche und Schott ſuchten den Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schickſal aller Vermittler: ſie verdarben es mit beiden Parteien. Man denke an den Streit über Conſequenz und Inconſequenz, welchen einige ſächſiſche Prediger in den Jahren 1810-1812 hier und da zum Ärgerniß des Volks führten, ohne Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principien an, von welchem man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, gründlich zu widerlegen. — Er war ein offner Feind der Naturphiloſophie, und freute ſich über jeden Verſuch, durch welchen man ihre Herrſchaft zu verdrängen ſuchte; man ſehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegebnen (vom Hofrath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: Pyrrho und Philalethes 1811. — Eben ſo offen legte er in der Vorrede zur Moral ſein Glaubensbekenntniß über die kritiſche

Philoſophie nieder. Obſchon in ſeinem Denken ihrer ſtreng logiſchen und dialektiſchen Form huldigend, ſchenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben; ſondern beſtritt denſelben als ein gewaffneter Chriſt, um ſeinen den Offenbarungsglauben vermindernden Einfluß ſo viel als möglich zu verdrängen. Schon damals ahnete Reinhard, wenn das Streben der kritiſchen Philoſophie conſequent durchgeführt werde, ſo würde man endlich im Stillen die Entbehrlichkeit der Offenbarung beweiſen; hätte er noch zwei Jahre gelebt, ſo würde er dieſes geahnete Mährchen haben laut ankündigen hören. — Am meiſten Aufſehn erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationspredigt. Er ſprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer ſo feſten Überzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodoxie, der Heuchelei und einer charakterloſen Hinneigung zu einer ſtillen herrnhutiſchen Hofpartei beſchuldigten. Dieſen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem auf Befehl des geheimen Conciliums dieſe Predigt im ganzen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekanntmachung war kein andrer, als daß man dadurch der Religionspartei, welcher mehrere Mitglieder des Miniſteriums damals huldigten, einen großen Dienſt zu erweiſen gedachte, wenn man einen der gelehrteſten Theologen und ausgezeichnetſten Prediger der Proteſtanten als Vertheidiger einer ihrer ſehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nennen konnte. Hätte man vorher ſeine Moral eingeſehn, ſo würde dieſes Decret wohl unterblieben ſeyn; denn Reinhard dachte ſich die Menſchheit zur Gnade Gottes nicht bloß paſſiv. In einem Briefe an den Prediger Schatter beſtätigt er die ſo eben gegebene Erörterung. „So gern ich mich zu dem Inhalte dieſer Predigt bekenne, weil ich ſie ſonſt nicht würde gehalten haben, ſo unangenehm iſt es mir, daß ſie auf dieſe Art ins Publicum gebracht worden iſt. — Drucken hätte ich ſie ohnehin laſſen, weil alle dieſe Sächelchen gedruckt werden. Aber daß ſie mit einem Reſcript an der Stirne erſcheinen ſollte, das war mir in mehr als einer Hinſicht unangenehm. Reſcripte, welche nicht Kirchenzucht, ſondern das Dogma betreffen, habe ich nie gebilligt, und kann ſie noch nicht billigen! In jenem bedeutungsvollen Jahre 1812, wo Tauſende ihren Glauben aufgaben, ſchrieb er folgendes merkwürdige Bekenntniß nieder: der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünſchten Ausgang herbeiführt, iſt das Einzige, woran man ſich unter dieſen Umſtänden halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, dieſen Glauben, ſonſt weiß ich nicht, wie es mir gehen würde." Dies ſey hinreichend, ihn als einen echt evangeliſchen Theologen kennen zu lernen. Man hat ihn beſchuldigt, daß er von alle dem, was er öffentlich ſprach, nicht überzeugt geweſen ſey, oder wie viele ſich äußerten, durchaus nicht habe überzeugt ſeyn können, ſondern ſich vielmehr nach den Umſtänden und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein dieſe Beſchuldigungen ſind grundlos, ſein ganzes Leben, ſo wie vorzüglich ſeine Wirkſamkeit und ſein bildender Einfluß als Kanzelredner iſt der ſprechendſte Beweis dagegen. Übrigens hat Reinhard, wie ſo viele andre gelehrte Theologen, gezeigt, daß wer mit aller Anſtrengung von Jugend auf die Bildung des Verſtandes und der Vernunft zu vervollkommnen ſtrebt, früher als jeder andre die Gränzen dieſer Kräfte kennen lernt, und dann

freiwillig die über die Gränzen dieſer Kräfte gewagten Anſichten als ungegründet aufgibt und glaubensvoll im Denken und Handeln ſich dem Gott der Väter in die Arme wirft, ſeinen Willen erfüllt, und Andre dazu im unerſchütterlichen Glauben belehrend auffodert. Es iſt höchſt ungerecht, wenn man den rüſtigen Mann, der von ſeiner wiſſenſchaftlichen Bahn, auf welcher er glücklich arbeitend, die größte Selbſtſtändigkeit zu erringen hoffte, demuthsvoll zur Liebe des Vaters zurückkehrt, und ſich geſtehen darf, daß dieſe Zwiſchenperiode ihn vorzüglich zum freiwilligen Ergreifen ſeines frühern kindlichen Glaubens erzogen habe, der Heuchelei beſchuldigt. Höchſt bemerkenswerth iſt es, zu ſehen, wie das frühere religiöſe echt evangeliſche Leben, welches er an der Hand ſeines Vaters aus der Quelle ſelbſt geſchöpft hatte, ihn ſchützend auf allen Wegen begleitet, und ihn endlich zum freiwilligen Bekenntniß des früher Empfangenen ſteigert; wer in der früheſten Jugend mit Leib und Seele beim Vater war, der wird ihm und ſeinem Worte trotz aller Verſuchungen nie untreu. Noch ehrwürdiger und erhabener ſteht das Bild Reinhards als Theologen vor uns, betrachtet man ſein Leben im Conflicte zu ſeinen Zeitgenoſſen; während der größte Theil ſeiner Collegen in entgegengeſetzter Richtung ihr Leben verloren, und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er ſeinen Glauben conſequent durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als feſtgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — Nachdem wir ihn als Philoſophen und Theologen im Allgemeinen charakteriſirt haben, bleibt uns noch übrig, ſein Handeln und Denken in der beſondern Amtsführung zu beleuchten. Als Homiletiker hat er in ſeinen Geſtändniſſen S. 54 die Aufgabe des Zwecks ſeiner Predigten ſelbſt angegeben. „Könnteſt du," (ſo ſprach Reinhard zu ſich ſelbſt) „auf der Kanzel ſo ſprechen, daß deine Rede allezeit ein ſtreng geordnetes, in allen ſeinen Theilen feſt verknüpftes und in der natürlichſten Ordnung fortſchreitendes Ganzes wäre; könnteſt du allezeit einen intereſſanten, in einem nahen Zuſammenhange mit den wichtigſten Angelegenheiten deiner Zuhörer ſtehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könnteſt du dies ſo thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleideteſt, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigſten und treffendſten bezeichnen; könnteſt du folglich beim Lehren immer den faßlichſten, beim Beſchreiben den anſchaulichſten, beim Ermahnen den kräftigſten, beim Warnen den erſchütterndſten, beim Tröſten den beruhigendſten Ausdruck finden; könnteſt du dich der Sprache ſo bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechſel der Gefühle, jede Steigerung des Affectes durch ſie ſichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden ſoll; könnteſt du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortſchwall, einen Wohlklang ohne erkünſtelten Rhythmus, und einen leichten, ungebinderten, Ohr und Herz gleichſam überſtrömenden Fluß verſchaffen: ſo würde das Beredſamkeit ſeyn, die ſich für die Kanzel ſchickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verſtand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz ſeyn; du würdeſt von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme ſprechen, mit der man von ihr ſprechen ſoll. Dieſer aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demoſthenes und

Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredſamkeit iſt mir ſo eigen geworden, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit demſelben übereinſtimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eignen Predigten leitet." — (Ob die Form der Beredſamkeit, abſtrahirt aus dem griechiſchen und römiſchen Leben, in welchem ſie als natürliches nothwendiges Erzeugniß erſchien, für die Mittheilung und Belebung des evangeliſchen Lebens ſo ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob nicht jedes Leben ſeine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt, dieſe Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Form der Predigten Reinhards ſehr vorbereitend ſeyn. —) Jeder kann nun beim Leſen ſeiner Predigten nachſehen, ob und in welchen Predigten er dieſe Aufgabe ganz oder theilweiſe gelöſ't hat. In ſeinen frühern Predigten war er weniger populär, als in den ſpätern; auch ſeine Dispoſitionen werden in den ſpätern Jahrgängen ſeiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epiſtoliſchen Texte. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußgebete nur ſelten angewendet wiſſen. Die Predigten zur Schärfung des ſittlichen Gefühls, und die, wo er den Conflict der Weltbegebenheiten mit der Vorſehung am ſchärfſten zeichnet, ſind wohl die trefflichſten und gelungenſten; zu den letztern gehören namentlich ſeine Reformationspredigten. Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu ängſtlich beibehaltene ſtreng logiſche Form ſeinen Predigten etwas Einſeitiges gegeben, und dadurch eine allſeitige, das Herz mehr ergreifende Wirkung ſeiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern ſich, wie dieſe Form der Vorträge ſo viele Zuhörer ihm gewonnen! — Allein man mußte Reinharden hören, um zu ſehen, welche Kraft der echtchriſtliche Glaube, er mag ſich in dieſer oder jener Form ausſprechen, auf die Menſchen äußert. Die Form war es nicht, ſondern der Glaube, welcher ſeine Zuhörer zum Glauben erweckte. Kein unbefangner Zuhörer wagte nach dem Vortrage die Vermuthung, ob er auch ſelbſt davon überzeugt ſeyn könnte; denn er hatte ſtets zu wahr und zu glaubensvoll geſprochen, als daß dieſer Zweifel hätte in irgend eines uneingenommenen Zuhörers Bruſt entſtehen ſollen. In dieſer Form verherrlichte er Gott, und bezeugte ſeinen Glauben eben ſo, als in den ſchon oben angedeuteten. — Als Examinator der Candidaten iſt er oft verkannt worden, und mußte verkannt werden. Die Einrichtung auf Univerſitäten iſt ſelten dazu geeignet, das Selbſtdenken überhaupt und das conſequente Durchdenken einer und derſelben Materie zu fördern; das aphoriſtiſche Studiren, das ſtundenweiſe Treiben der Wiſſenſchaften, verbunden mit dem zu viel neben einander zu einer Zeit und noch dazu des heterogenſten, raubt den meiſten Jünglingen die logiſche Kraft und Fertigkeit, ohne welche alle wiſſenſchaftliche Cultur ihrer Baſis ermangelt. Rechnet man nun noch dazu, daß man auf Univerſitäten durch die Form des Vortrags immer von dem Einzelnen abhängig erhalten wird, und ſelten die Kraft und Fähigkeit gewinnt, eine das weitere Forſchen belebende Überſicht des Ganzen zu erlangen, ſo war es nicht zu verwundern, wenn er, der alles in einer ſyſtematiſchen Ordnung ſich zum Eigenthume gemacht, und von jedem ergriffenen Gegenſtande des Wiſſens, den er durchforſcht, disponirend ſich eine Überſicht verſchafft hatte, bei den zu prüfenden Can-

didaten etwas ähnliches vermißte, ärgerlich, verdrießlich, und oft bitter ſpottend ſich ausſprach und freilich dadurch den zu Prüfenden mehr niederbeugte als zu erheben vermochte. Derjenige aber, welcher hie und da in dem Gegebnen eigne Anſichten verrieth, und vorzüglich das Vorhandene ſchärfer geordnet wiedergab, gewann oft auf immer ſeine Zuneigung und Liebe. Daher diejenigen, welche nicht allzu ängſtlich das Empfangene wörtlich ſich eingeprägt hatten, ſondern ſich, auf ihre logiſche Kraft ſtützend, mehr dem freien Denken überließen, mehr bei ihm gewannen, als diejenigen, welche zu ängſtlich das Gelernte aufſagten. Frivol durfte ſich keiner gegen das Poſitive äußern, dies konnte er nicht ertragen; fand er ja eine beſcheidne Skepſis und gewahrte übrigens in dem zu Prüfenden Geiſt, ſo war er der thätigſte Menſchenfreund, der ihm eine andre Richtung gewinnen half, von der Theologie aber ihn entfernte. Da er die Dialectik ausgezeichnet übte, und ſie folglich allen andern Belehrungsformen vorzog, ſo lag ihm die ſokratiſche Ironie näher, als die ruhig belehrende und zurechtweiſende Form, welche ſo oft den Verſchüchterten Beredſamkeit gibt, und den Muthloſen Zutrauen zu ſich ſelbſt einflößt. Da er nie Pädagog in der Ausübung war, ſo konnte man dies nicht von ihm verlangen; übrigens beſchwerten ſich größtentheils nur diejenigen über ſein Examen, welche ſich den Wiſſenſchaften gewidmet hatten, ohne von Natur dazu ausgezeichnet aufgefodert worden zu ſeyn; alle die, welche nicht ſo unglücklich waren, bezeugten ſtets große Zufriedenheit mit Reinhards Art zu prüfen. — Als Aſſeſſor des Kirchenrathes ſorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes auf den Univerſitäten und den drei ſächſiſchen Fürſtenſchulen; auch für die Begründung und beſſere Organiſation der Schullehrerſeminarien nahm er die dazu erfoderliche Einſicht und practiſche Fertigkeit einiger wackren Prediger in Anſpruch, um dadurch nach und nach auch den niedern Volksſchulen eine beſſere Geſtalt zu geben; mit den Reſultaten der Seminarien war er jedoch im Allgemeinen nie zufrieden, wenn auch einzelne gelungene Verſuche in ihm die Hoffnung einer beſſern Zukunft von Zeit zu Zeit von neuem belebten. — Daß er die Pädagogik aus ſeinem Curſus der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ausſchloß, iſt zu bedauern; denn dies ſcheint die Urſache geweſen zu ſeyn, daß er auch in ſeinem ſpätern Wirkungskreiſe dieſe Diſciplin nicht ganz ſo würdigte, wie ſie es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne gänzliche Verabſchiedung des ſchon Erprobten, verlangte. Da er nie practiſcher Pädagog war, ſo fehlte ihm auch eine allſeitige practiſche Einſicht in die Kunſt zu erziehen und zu unterrichten. Daß er während ſeiner Amtsführung es geſchehen ließ und ſelbſt ſeine Zuſtimmung gab, daß in einer der drei Fürſtenſchulen eine völlige Umgeſtaltung des Lehrplans zum Nachtheil des bis dahin gedeihlichen Geſammtlebens der Anſtalt entworfen wurde, den aber die Sehnſucht nach der erprobten Weisheit des ältern Plans, für deſſen Beibehaltung ſelbſt Klopſtock bittend eingekommen war, bald wieder verdrängte, beweiſt hinlänglich, daß er dieſem Theile ſeiner Amtsführung nicht ſo ſelbſtſtändig rathend und helfend vorſtehen konnte als von Herder. In keinem Lande war ihm aber auch dieſer Theil ſeiner Amtsführung ſo erleichtert, als in Sachſen, in welchem Lande von jeher das Schulweſen im Allgemeinen beſſer beſorgt war, als in andern Provinzen

Deutſchlands. Es haben zwar Einige ihn als Pädagogen gerühmt, und namentlich deßwegen, weil er mit Peſtalozzi's Art zu unterrichten nicht zufrieden war; man veranlaßte ſogar akademiſche Jünglinge, welche weder in der alten, noch in der neuen Form zu unterrichten practiſch-glücklich gearbeitet hatten, gegen Peſtalozzi zu ſchreiben und dieſe Schriften Reinharden zu widmen, um durch Benutzung einer Schwäche ſich und ihren Lehrer in der Gunſt dieſes einflußreichen Mannes zu befeſtigen; wie dürftig ſolche temporären Gründe ſind, wollen wir nicht erſt erörtern. Reinhard war gegen Peſtalozzi eingenommen, weil er erſtlich den hie und da öffentlich ausgeſprochenen Urtheilen Glauben beimaß, daß Peſtalozzi die poſitive Religion untergrabe, und den Unterricht in den Claſſikern beeinträchtige: wer dies wagte, hatte Reinhard zum offnen Gegner. Er wurde zweitens in dieſer Meinung noch mehr beſtätigt, weil faſt alle Jünger Peſtalozzi's, wenn ſie anfingen, die Anſichten ihres Meiſters zu verbreiten, nur rechneten, das Buch der Mütter herſagen ließen und maßen, allein auf die wichtigſten Gegenſtände des Unterrichts, auf Religion und Sprachunterricht keine Anwendung zeigten; das rührte namentlich daher, weil die meiſten dieſer Zugvögel nicht wiſſenſchaftliche Bildung genug beſaßen. Ob er gleich im Gebiete der Pädagogik nicht angeben konnte, wie es ſeyn ſollte, ſo entging ihm doch nichts, was gegen eine wahre und geſunde Pädagogik hie und da verſucht wurde; ſo war er z. B. gegen den bloß catechetiſchen Unterricht in der Religion eingenommen, und konnte es nicht gut heißen, Volksſchulen eine Hypercultur zum zeitigen Vortheil der Lehrer und ewigen Nachtheil der Kinder widernatürlich aufzubringen. — Als Kirchenrath machte er ſich auch beſonders um den Cultus verdient, indem er kräftig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Geſangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verſtattet wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielſeitiger zu beleben, beſchloß er mit Zuſtimmung der oberſten Behörden, einen vierjährigen Curſus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzuordnen. Im erſten Jahre ſollten die evangeliſchen, im zweiten die epiſtoliſchen Perikopen gewählt werden; für den dritten Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geſchichte der Entſtehung und Bildung des Chriſtenthums, jedoch mit ſteter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feſte, in einer klaren Überſicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde; dies geſchah im Jahre 1809. Für den 4ten Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verſe aus, in welchen die wichtigſten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, ſo erhielt er 1811 den Auftrag, über Texte des A. T. zu predigen, damit dann vom Jahre 1812 an die Einrichtung des vierjährigen Cyclus im ganzen Lande und in jeder Gemeinde beginnen könnte. Dieſe von ihm in dieſem Umfange zuerſt getroffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes ſchon bewirkt, und wird noch ſegensreicher für die Belebung der Religion werden: obgleich dem Zeitgeiſte entgegenwirkend, war ſie doch nothwendiges Zeitbedürfniß, und deßwegen wurde ſie mit Liebe ergriffen, und mit Kraft theilnehmend befördert. — Es ſind ſehr Viele an Reinhard oft irre geworden, wenn ſie den moraliſchen Charakter derjenigen, die ſich ſeiner be-

ſondern Gunſt und Freundſchaft zu erfreuen hatten, ſchärfer ins Auge faßten. Allſeitig gebildete, in den Claſſikern des Alterthums vorzüglich beleſene Männer, welche ſich in ihren ſchriftlichen und mündlichen Unterhaltungen durch feine Ironie und ausgezeichnete Gewandtheit in der Dialectik ihm bemerkbar machten, gewannen ſeine Gunſt und Freundſchaft, weil ihm die Austauſchung der Ideen namentlich in dieſer Form zum Bedürfniß geworden war. Um dieſer Eigenſchaften willen war er daher nachſichtiger gegen ſolche Männer in Hinſicht auf ihr oft in Zweifel gezogenes moraliſches Handeln, und ſchonend gegen die oft laut genug getadelte Charakterloſigkeit derſelben. Überdies wußten dieſe Männer ſich auf eine eigne Weiſe in ſeiner Gunſt zu befeſtigen. Hatte er etwas geſchrieben und ihnen zur Beurtheilung überſchickt, ſo enthielten ihre Privatrecenſionen $\frac{7}{8}$ Lob nebſt hier und da eingeſtreuten allſeitigen Erörterungen des verhandelten Gegenſtandes, welche ſie ihm aber mehr unterſchoben, und das letzte Achtel enthielt einige Ausſetzungen, welche aber ſelten oder nie als Tadel gegeben wurden, ſondern nur als entgegengeſetzte Anſichten, jedoch mit einer beigefügten großen Beleſenheit beurkundet, dieſe Form der Belehrung und Zurechtweiſung war die ſeinem Charakter entſprechendſte. Es iſt auffallend, wie oft er ſich in den Antworten äußert: *Sie haben mir wieder einmal zu viel Lob ertheilt; Sie haben meine Arbeit wieder viel zu günſtig beurtheilt.* Er konnte das bloße Hofmachen nicht leiden, das beweiſ't, daß die Selbſtſtändigkeit des Mannes, der im Beſitze eines originellen Reichthums war, und wenig auf äußere Convenienz achtete, daher oft eckig im Äußern erſchien, ohne der Wahrheit je etwas zu vergeben, ihn ſehr anzog und feſſelte. Wenn auch im Verkehr mit den oben genannten Freunden ein gewiſſes Hofmachen nicht zu verkennen iſt, ſo war es doch ſo viel als möglich verſteckt und ſehr gelehrt verbrämt. — Außer dieſen ſchätzte Reinhard namentlich diejenigen aus ſeinem Stande, welche im fromm-evangeliſchen Sinne für das Wohl ihrer Gemeinden ſorgten; dieſen erließ er ſogar eine allſeitigere und tief begründete Gelehrſamkeit in der Theologie, weil er ſich an ihrer patriarchaliſchen ſegensreichen Praxis ergötzte. So wie er gegen die oben genannten weniger ſtreng in Hinſicht des moraliſchen Charakters war, ſo war er gegen dieſe weniger ſtreng in Hinſicht ihrer theologiſchen Gelehrſamkeit: aber beide Richtungen gewannen ſeine Gunſt und Freundſchaft, die erſtere, weil er ſich ſelbſt darin mit Glück frei bewegte, die andre, weil ſie ihm mangelte und er ſie doch als nothwendig erfoderlich für einen Seelenſorger betrachtete. Wir haben zwei Biographien von ihm erhalten, die erſte durch den Hofrath *Böttiger*, Dresden, bei Arnold 1813, die zweite vom Profeſſor *Pölitz*, bei Brockhaus in Altenburg 1815 in 2 Theilen; letztere iſt individualiſirender, und daher mehr geeignet, ſich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (N. N.), gegenwärtig franzöſiſcher Geſandter in Frankfurt, iſt der Sohn eines Predigers aus dem Wirtembergiſchen. Er ſtudirte zu Tübingen die Theologie, und kam ſpäter als Erzieher der Kinder eines franzöſiſchen Kaufmanns nach Bordeaux, darauf nach Paris, wo er eine Stelle im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Als eifriger Anhänger der Revolution wurde er bald befördert, war im Jahr 1796 Geſandter bei den Hanſeſtädten, ward 1797 von Hamburg zurückberufen, und als be-

vollmächtigter Miniſter nach Florenz geſandt. Nachdem Sieyes ins Directorium eingetreten war, berief er Reinhard zum Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, und als Talleyrand am 18ten Brumaire dieſe Stelle übernahm, wurde Reinhard bevollmächtigter Miniſter bei der helvetiſchen Republik. 1802 ward er Miniſter bei dem niederſächſiſchen Kreiſe, und ging nach Hamburg, wo er ſich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verheirathete. Er machte in jener Eigenſchaft dem Könige von Dänemark, als Herzoge von Holſtein, in einer Note bekannt: in Folge aller beſtehenden Verträge und deſſen, was bisher geſchehen wäre, ſey die Elbe ein freier Strom, und es ſey daher widerrechtlich, daß die däniſche Flagge von den andern Nationen einen Gruß verlange. Bonaparte, der ihm nicht wohl wollte, ſchickte ihn ſpäterhin nach Jaſſy als bevollmächtigten Miniſter. Er wurde zum franzöſiſchen Baron erhoben, und wurde Geſandter zu Caſſel am weſtphäliſchen Hofe. Nach der Rückkehr der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron erhielt er 14 Tage lang durch Talleyrands Einfluß das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches jedoch bald darauf Talleyrand ſelbſt übernahm, und Reinharden als Director ſeiner Kanzlei behielt. Als Napoleon von Elba zurückkam, flüchtete Reinhard nach Frankfurt am Main, wo er auf kurze Zeit als franzöſiſcher Emiſſär verhaftet wurde, nachdem man aber den Irrthum eingeſehen, und ihn freigelaſſen hatte, auf ſeine Güter bei Cöln ging. Ludwig XVIII. übertrug ihm nach dem zweiten Frieden von Paris den Geſandtſchaftsposten bei der freien Stadt Frankfurt, d. h. bei dem deutſchen Bundestage, da bei dieſem unmittelbar keine Geſandten auswärtiger Mächte angenommen werden ſollten, und ernannte ihn zum Grafen. Seine Kenntniß beider, ſowohl der franzöſiſchen als deutſchen Sprache, in welcher letztern er ſogar glückliche Dichterverſuche gemacht hat, eignen ihn für dieſen Poſten eben ſo ſehr wie ſeine vieljährigen diplomatiſchen Erfahrungen. Man rühmt auch von ihm, daß er die zu Geſchäften dieſer Art erfoderliche Würde und Haltung beſitze.

Reiß (Oryza sativa Linn.), von dieſem bekannten Getraide gibt es nur eine einzige Gattung, und es wird hauptſächlich in Oſtindien, in China, Japan und andern aſiatiſchen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem feſten Lande und den Inſeln von Amerika, und bei uns in Europa, vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen der Türkei gebaut. Selbſt in Mähren beſchäftigt man ſich mit dem Anbau des Reißes. Die Verſuche aber, die man damit in Churſachſen und im Lüneburgiſchen gemacht hat, ſind fehlgeſchlagen. Es gibt zwei Hauptarten vom Reis, den Berg- und den Sumpfreiß, und von dieſem wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreiß wird am meiſten gebauet. Er fodert einen naſſen, moraſtigen Boden. Der Bergreiß hingegen verlangt ein hochliegendes, trocknes Land. Er iſt freilich weit wohlſchmeckender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht ſo ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate nach der Ausſaat fängt der Reiß an zu reifen, und ſeine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federſpule haben, werden mit ſcharfen Meſſern abgeſchnitten, und darauf die Ähren völlig getrocknet. Nachher breitet man ſie über der Erde auf Matten aus, um ſie durch Ochſen oder Sclaven austreten zu laſſen. Da letztere dies Geſchäft mit bloßen Füßen verrich-

ten müſſen, ſo iſt es außerordentlich beſchwerlich, denn ſie verwunden ihre Fußſohlen dabei ſo, daß das Blut danach läuft. Von den Hülſen, worin ſich der ausgetretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfriſt dauern zu können, muß der Reiß in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden; daher ſeine Härte. Unſern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika, wo Südcarolina allein jährlich 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund) verſendet. Auch bekommen wir in Deutſchland viel Reiß aus Italien. Der Arrack wird aus Reiß gebrannt. Die Wurzel dieſes Getraides treibt einen 3-4 Fuß hohen ſtarken, feſten, durch Knoten in mehrere Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen vom gemeinen Rohr gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Ähre, welche ſich nachher, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büſchel ausbreitet. Linné hat dieſe Pflanze in der zweiten Ordnung der ſechsten Claſſe (Hexadria Digynia) ſeines Syſtems aufgeführt.

Reiſach-Sternberg (Carl Auguſt, Graf von), geboren den 15ten October 1777 zu Neuburg an der Donau, genoß der beſten Erziehung und eines ausgezeichneten Unterrichts. Schon in ſeinem 19ten Jahre wurde er in Bayern angeſtellt, und ſtieg bis zu dem wichtigen Poſten eines Generalcommiſſärs des Illerkreiſes. Weder der mit dieſem Poſten verbundene Gehalt, noch ein eignes Vermögen von 300,000 Gulden boten ſeiner Verſchwendung hinlängliche Mittel dar; um ſeinen ſich häufenden Bedürfniſſen abzuhelfen, entnahm er unter andern im J. 1809 als damaliger Generalcommiſſär des Lechkreiſes aus dem Leihhauſe der Stadt Augsburg unbefugter Weiſe die Summe von ungefähr 8000 Gulden. Reiſach war bereits in einen andern Wirkungskreis getreten, als die Sache zur Sprache kam. Er wurde vor Gericht geſtellt, von dem Verbrechen, Gelder unterſchlagen zu haben, zwar freigeſprochen, wegen des auf ihm haftenden nicht geringen Verdachtes aber, jedoch mit Beibehaltung des Titels und eines ſtandesmäßigen Gehalts, ſeines Amtes entſetzt. Jetzt lag ihm ob, von ſeiner Amtsführung Rechenſchaft abzulegen; er verſprach dies auch, entfernte ſich aber noch vor Ankunft ſeines Nachfolgers im J. 1813 heimlich von Kempten, und flüchtete ſich nach Sachſen zu den Verbündeten. Hier erörterte er zuerſt in einem Schreiben an den Freiherrn von Stein ſeine Verhältniſſe zu Bayern, wiederholte daſſelbe in einem Mémoire an die verbündeten Mächte und erklärte ſich bereit, auf alle Beſchwerden der bayriſchen Regierung Rede und Antwort zu geben. Auch ſchrieb er jetzt die bekannte Schrift gegen den Grafen Montgelas, welche dieſer im allgemeinen beantwortete. Inzwiſchen offenbarten ſich die ungeheuern Veruntreuungen, welche Reiſach begangen hatte; ſie beliefen ſich auf 800,000 Gulden, um welche er theils die Staatscaſſe, theils Stiftungen und öffentliche Anſtalten, theils Gemeinden und Privatperſonen betrogen hatte. Reiſach, der bald nach ſeinem Übertritt als Gouvernementscommiſſär in Sachſen angeſtellt worden, war wahrſcheinlich von den Schritten der bayriſchen Regierung, welche ſeine Auslieferung foderte, unterrichtet; er ſchickte, um ihnen entgegenzuwirken, in der Mitte Novembers 1813 den preußiſchen Juſtizcommiſſär von Baſſange als ſeinen Bevollmächtigten nach Memmingen, welcher ſich in einer Vorſtellung an den König von Bayern zur Berichtigung

der Geſchäfte des Grafen Reiſach erbot, ohne jedoch eine Entſchließung abzuwarten, mit Zurücklaſſung eines ſubſtituirten Gevollmächtigten wieder abreiſ'te. Reiſach war damals Generalcommiſſär in der Lauſitz, aus welchem Grunde der Freiherr von Stein die wiederholt von Bayern nachgeſuchte Auslieferung deſſelben ablehnte. Aber auch nach ſeiner Entlaſſung aus dieſem Poſten bemühte ſich die bayriſche Regierung vergebens, in Sachſen ſeine Verhaftung und Auslieferung zu bewirken. Auf die Nachricht, daß Reiſach ſich in Bremen befinde, richtete ſie ihre Requiſition dorthin, und wirklich wurde derſelbe, der inzwiſchen über Münſter nach Osnabrück gereiſ't war, an letzterm Ort auf einen vom Senat von Bremen erlaſſenen Steckbrief arretirt, und am 5ten Mai nach Bremen gebracht. Hier proteſtirte er zwar gegen ſeine Auslieferung an Bayern; da indeß der Miniſter Stein ſich von ihm losſagte, ein Schreiben des Fürſten von Repnin aber, worin derſelbe ſeine Transportirung nach Dresden foderte, um ihm zuvörderſt Rechnung von ſeiner Verwaltung der Lauſitz abzunehmen, vom Senat unbeachtet blieb: ſo würde ſie doch erfolgt ſeyn, wenn Reiſach nicht Mittel gefunden hätte, noch vor Ankunft der zu ſeiner Abholung beſtimmten Gendarmen in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Juni zu entweichen. Reiſach ging nach Minden, und fand bei den preußiſchen Behörden Schutz, welche erklärten, daß zufolge einer frühern Erlaubniß des Staatskanzlers, Fürſten von Hardenberg, dem Grafen Reiſach vorläufig der Aufenthalt im Preußiſchen geſtattet ſey, und die Auslieferung nur auf vorläufige Anfrage erfolgen könne. Dem gemäß wandte ſich der bayriſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an die preußiſche Geſandtſchaft, von welcher endlich eine Erklärung erfolgte, worin die Auslieferung Reiſachs mit Beziehung auf den ihm von dem Fürſten von Hardenberg früher zugeſicherten Schutz verweigert, das Anerbieten aber gemacht wurde, die Anſprüche Bayerns an Reiſach vor einem preußiſchen Gerichtshof zu unterſuchen. Von dieſem Anerbieten glaubte indeß die bayriſche Regierung keinen Gebrauch machen zu dürfen. Dieſen Umſtänden verdankt Reiſach, der ohne Zweifel ſchwer gravirt iſt, bis jetzt ſeine Strafloſigkeit.

Reis-Effendi (ſiehe Effendi).

Reiſen. Auf Reiſen zu gehn, iſt für die eigne Bildung ſowohl als auch für die Beförderung der Wiſſenſchaften, ein höchſt wohlthätiges Unternehmen. Der Zweck der Reiſe iſt demnach doppelt: man will entweder ſich ſelbſt weiter bringen, oder für die größere Ausbildung der Wiſſenſchaften ſorgen. Wer auf jenen erſten Zweck hingerichtet, eine Reiſe unternimmt, muß wieder die beſondern Zwecke berückſichtigen, welche er ſich vorſetzt. Er reiſ't, um ſich eine größere Menſchenkenntniß zu erwerben; um die Staats- oder Gerichtsverfaſſung andrer Länder kennen zu lernen; um durch die Anſicht fremder Merkwürdigkeiten ſeine Kenntniſſe zu vermehren, und ſein Urtheil zu bilden; um als Kaufmann, Gelehrter oder Staatsmann nützliche Verbindungen anzuknüpfen. Er möge nun dieſe oder irgend andre Abſichten mit ſeiner Bildungsreiſe erreichen wollen: ſo muß Niemand glauben, daß man ohne vorhergegangne Vorbereitung dieſe Reiſen unternehmen, dieſe Abſichten erreichen könne. Gebildet durch das mathematiſche Studium, genährt vom Geiſte der Alten, erfahren in der Erdkunde und Geſchichte, ſoll eine ſolche Reiſe im reifern Jünglingsalter unternom-

men, gleichſam den Übergang bilden aus der Studierſtube zum practiſchen Leben, den pedantiſchen Staub, welcher von jener uns oft anhängt, abkehren, und zu einer freiern, lebendigern Anſicht der Welt uns führen. Es iſt, außer jener Vorbereitung und einigen andern Vorſichtsregeln, deren weitere Auseinanderſetzung der beſchränkte Raum nicht erlaubt, hier noch zweierlei zu bemerken: es kommt nicht darauf an, viel, ſondern genau zu bemerken; der Zweck der Reiſe muß vorher feſt beſtimmt, dem Hauptzwecke alle übrige untergeordnet, und auf die nur gelegentlich Rückſicht genommen werden. Durch das Erſtere wird viel Zeit und Geld gewonnen, und die Abſicht der Reiſe beſſer erreicht, die erworbnen Kenntniſſe richtiger geordnet, und das Urtheil dadurch mehr gebildet. Dieſelben wohlthätigen Folgen hat man davon zu erwarten, wenn der Hauptzweck der Reiſe ins Auge gefaßt, und durch Nebenzwecke nicht verloren geht. Die andre Art der Reiſen, welche wir am liebſten Entdeckungsreiſen nennen möchten, hat den Zweck, das Gebiet der Wiſſenſchaften auszubreiten, die Verbindung der Völker des Erdbodens zu befördern. Dieſe Reiſen ſind entweder abſichtlich oder gelegentlich, d. h. der Zweck, Entdeckungen zu machen, iſt entweder Hauptzweck der unternommenen Reiſe, oder nur Nebenzweck; vielleicht war es gar nicht Zweck der Reiſe, ſondern wurde nur erſt ſpäter mit dem Hauptzwecke verbunden, weil man die Vereinigung beider erkannte. Wie oft hat nicht der Zufall auf Entdeckungen geführt! Zu welchen Entdeckungen ſind die Kriege nicht Veranlaſſung geworden! Was hat der Handel uns nicht für neue Länder auffinden laſſen! Wohin hat nicht Religionseifer die Miſſionarien geführt! Wenn wir auch hier dieſe Umſtände hiſtoriſch berückſichtigen müſſen, um die Folgenreihe der Entdeckungen zu zeigen, ſo haben wir es doch vorzüglich mit den abſichtlichen, mit den wirklichen Entdeckungsreiſen zu thun. So wie die Bildungsreiſen eine Vorbereitung erfodern: ſo, und noch in einem höhern Grade die Entdeckungsreiſen. Der wahre Entdecker muß geboren ſeyn, muß einer ausdauernden Geſundheit und Körperkraft genießen, abgehärtet gegen Strapazen und Entbehrungen, die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich überall ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt zu verſchaffen. Muth und Beſonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hinderniſſe und ihrer Wegräumung, ein vorurtheilfreies Auge und Vorbereitung, damit er genau und richtig bemerken, Erfahrungen gehörig würdigen, und treu mittheilen könne. G. Forſter ſchildert im erſten Bande ſeiner kleinen Schriften, unter der Aufſchrift: Cook der Entdecker, auf eine ſehr ausgezeichnete Art die Eigenſchaften eines Entdeckers. Eine Geſchichte der Entdeckungen beſitzen wir noch nicht, ungeachtet bedeutende Vorarbeiten darin geſchehen ſind. Was Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forſter und de Broſſe uns darüber geſchenkt haben, iſt, wenn auch mit Ordnung und Kritik, doch ohne Vollſtändigkeit verfaßt. Man wird daher auch hier nur in kurzen Andeutungen das Wichtigſte finden, und während wir es unſern Leſern überlaſſen müſſen, dies Gerippe mit Fleiſch zu bekleiden, nur unſre Idee einer ſolchen Geſchichte der Entdeckungsreiſen darin erkennen. Das Familienleben der erſten Menſchen ging nicht über den beſchränkten Kreis des Wohnorts hinaus; nur nach und nach fand ſich der Trieb, auch andre Gegenſtände zu erforſchen, denn es mußte erſt die Ahnung

entſtehn, daß es auch noch andre Gegenſtände gäbe. Und als das Wageſtück vollendet war, als der erſte Schiffer des Meers trügeriſche Wogen durchſchnitt, da hinderte die unvollkommne Bauart der Schiffe, weite Reiſen zu unternehmen, oder zu einer andern Zeit, als im Sommer, die Häfen zu verlaſſen; und auch dann nur hielten ſie ängſtlich ſich an die gefährliche Küſtenfahrt. Die Phönizier unternahmen die erſten Entdeckungsreiſen, und wenn gleich der Handel ſie dazu antrieb, ſo waren ſie dennoch abſichtlich. Aus dieſen Reiſen entſtanden Colonien, und dieſe, meiſt von ihren Mutterſtaaten ſich losreißend, beförderten wieder das weitere Reiſen; leider aber ſind die Nachrichten davon entweder ſehr dunkel (wie von der phöniziſchen Umſchiffung Afrika's), oder in Bilder gekleidet (wie die erſte Beſchiffung der Meerenge von Gibraltar), oder abſichtlich verhehlt worden, oder endlich verloren gegangen. Wir wiſſen von den Reſultaten dieſer Entdeckungsreiſen nur wenig: die Inſel Kerne (Arguin) an der Weſtküſte Afrika's, das rothe Meer, Madera, die Zinninſeln, der Bernſtein (wahrſcheinlich nur durch Zwiſchenhandel mit den Jüten ihnen bekannt), und außerdem das Innere des Mittelmeers. Ihre Landreiſen gingen in Aſien und Afrika durch Caravanen, und gaben ihnen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieſelbe nicht mehr beſitzen. Schon weiter kam in ihren Entdeckungen die tyriſche Colonie, das mächtige Carthago; aber dieſe Fortſchritte kennen wir noch weniger, denn ſie waren die Folge kriegeriſcher Unternehmungen, welche blutig alles Gute erſtickten. An dieſe frühern Reiſeverſuche ſchließen ſich nun die Griechen an, deren Unternehmungen dadurch einen wiſſenſchaftlichen Charakter annehmen, daß nicht Blut und Gold der Zweck davon war, ſondern daß man wirklich entdecken und das Gebiet der Wiſſenſchaft erweitern wollte. Außer den frühern Reiſen Herodots, welcher viel geſehn hatte, und in ſeiner Darſtellung dem Wege der Erfahrung treu folgte, außer den faſt gleichzeitigen des Hanno und Himilko aus Carthago, kennen wir noch den Reiſebericht des Skylar aus Caryanda, welcher ungefähr in der Zeit des peloponneſiſchen Kriegs lebte. Hundert Jahre ſpäter lebte Pytheas in Marſeille, welcher zuerſt aſtronomiſche Beobachtungen anwendete, um die Lage der Örter genauer zu beſtimmen, und zwei Reiſen nach Norden hin unternommen hat, woraus gewiß mehrere ſchätzenswerthe Reſultate hervorgegangen ſind; leider beſitzen wir nur einzelne Fragmente davon, welche ſich in andern Schriften zerſtreut finden. Pytheas drang am weiteſten im Norden vor bis Thule (Thual bedeutet im Iriſchen Norden), wahrſcheinlich Island, wo ihm beſonders die Seelunge (Treibeis) auffiel, und nordöſtlich bis an die Düna, von der er glaubt, ſie ſey der Tanais, der, wie ein Canal das Nordmeer mit dem ſchwarzen Meer verbindet. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, und durch die Anſicht der Gegenſtände, welche dieſer große König ſeinem Lehrer ſchickte, als durch eigne Reiſen belehrt, erweiterte Ariſtoteles das Gebiet der Länderkunde. Die nun ſeit Herodot geſammelten Materialien benutzte bald nach Alexanders Tode Eratoſthenes, welche wir freilich nur aus Strabo kennen, der dreihundert Jahre ſpäter (10 nach Chr.) gleichſam eine neue Auflage der Schriften des Eratoſthenes in 17 Büchern beſorgte. Aſien bis an den Indus und Ganges war ſeit Alexanders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr da-

durch, daß dieſe Eroberungen durch die Entſtehung griechiſch-macedoniſcher Reiche ſich befeſtigten. *Roms Heere* erſetzten, was in dieſem Zeitalter an wirklichen Entdeckungsreiſen fehlte, und die Schriftſteller benutzten dieſe militäriſchen Berichte, und erweiterten, auf die frühere Kunde geſtützt, noch mehr die Kenntniß der Länder. Aſien wurde ihnen unmittelbar bekannt, aus Indien erhielten ſie einige Handelsnachrichten über Ägypten, Afrika eröffnete ſich ihnen von Ägypten aus, an der Nordküſte hin bis zum Niger, und in Europa lernten ſie die pyrenäiſche Halbinſel, Gallien, Deutſchland bis an die Elbe, Dazien und Pannonien kennen. Die *Völkerzüge der Germanier* zeigten uns Länder, welche vorher entweder ganz unbekannt, oder nur in dunkeln Sagen verhüllt geweſen waren. *Oſtrom* (Byzanz, Conſtantinopel, Stambul) kam wieder mit ganz andern unbekannten Völkern in Berührung, von welchen wir meiſtentheils gute Nachrichten auf dieſem Wege erhalten haben. An die Byzantiner ſchloſſen ſich die *Araber* an, welche theils durch ihre Heereszüge, theils durch den Handel, theils auf dem Wege der Wiſſenſchaft ſehr viel für die nähere Bekanntſchaft der Erde gethan haben. Einen Theil des nordöſtlichen Aſiens, Mittel- und Vorder-Aſien, Nord-Afrika und Spanien öffnete ihnen das ſiegreiche Schwert, und ihre Handelsreiſen zur See und zu Lande gingen nach den indiſchen Inſeln, nach Tſina und in das Innere von Afrika. Weniger für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Erdkunde, als vielmehr für die eigentliche Länder- und Völkerkunde haben ſie etwas geleiſtet. Was die Araber in Oſten der bekannten Erde durch ihre Eroberungen dafür wirkten, das thaten im Weſten die *germaniſchen Völker*, als ſie aus ihren Wäldern heraustraten, und durch ihren Einfall in die Provinzen des weſtrömiſchen Reichs mit der gebildeten ſich in nähere Berührung ſetzten. An Germanier und Araber ſchließen ſich unmittelbar die *Normänner* an, welche für den hohen Norden das wurden, was jene für den Weſten und Oſten waren. Aber nicht nur machten ſie ſich ſelbſt der gebildeten Welt durch ihre Streifzüge bekannt; auch neue, wenn gleich nur zufällige, Entdeckungen haben wir ihnen zu danken. Sie fanden auf ihren Seezügen die *Faroer*, *Island* (ſchon 861), *Grönland* (982), deſſen Weſtküſte ſogar durch normänniſche Niederlaſſungen angebaut wurde, und zwanzig Jahre ſpäter fand der Normann *Björn*, durch Sturm ſüdweſtlich verſchlagen, *Winland* (Weinland, von den wilden Weintrauben ſo genannt), wahrſcheinlich die öſtlichſten Küſten von Canada, worauf die ganze Schilderung paßt. In derſelben Zeit wurden auch noch weiter nordöſtlich zwei Reiſen unternommen von den beiden Normännern *Other*, der von Norwegen aus um das Nordcap ins weiße Meer nach *Biarmen* (Permien), und *Wulfſtan*, der von Schleswig aus bis an den finniſchen Meerbuſen kam. Sehr viel trug auch zur Beförderung der Reiſen das Chriſtenthum bei; nicht genug, daß Pilgrimme viele Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuzzüge das ſlaviſche Deutſchland und Aſien mehr enthüllten, die Päpſte ſchickten ſelbſt Geſandte an die aſiatiſchen Sultane, und ſpäter an die Khane der Tartarn, um das weitre Vordringen dieſer barbariſchen Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre Miſſionsreiſen *Bonifatius* für die Aufhellung Deutſchlands (775), der heilige *Otto* für den ſlaviſchen Norden (1124), *Ansgarius* für Schweden gethan! Außer jenen Geſandt-

ſchaften, die wir ſpäter noch näher anzeigen wollen, kam dem Ritter Joh. Mandeville aus England 1327 die Luſt zu reiſen an. Joh. Schildberger, ein deutſcher Kriegsknecht, gerieth 1396 bei Nikopolis in türkiſche, und hernach in mongoliſche Gefangenſchaft, und erhielt dadurch auch Gelegenheit, jene Völker näher kennen zu lernen. Hundert Jahre früher, ungefähr 1270 reiſ'te der Venetianer Marco Polo durch ganz Aſien bis nach Khatai (Tſina), und gleichzeitig mit Schildberger unternahmen die Brüder Zeno, zwei venetianiſche Nobili eine Reiſe nach dem Norden. Hier ſchließt ſich das einzelne und beſchränkte Reiſen, und nun beginnt die Periode der abſichtlichen Reiſen, der wahren Entdeckungsreiſen. Bei einem Rückblick auf dieſe Darſtellung werden wir alſo folgende Perioden der Geſchichte der Reiſen aufſtellen können: 1. das früheſte Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 vor Chr.; 2. die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 nach Chr.; 3. die Germanier und Normänner bis 900 nach Chr.; 4. die Araber und Mongolen bis 1400; 5. Columbus bis auf unſre Zeiten. — Nach der Erfindung des Compaſſes (zwiſchen 1250 und 1320 am wahrſcheinlichſten) fing auch die Schifffahrt, und mit ihr die Seereiſen, durch welche die wichtigſten Entdeckungen gemacht wurden, an, mehr in Aufnahme zu kommen. Die Italiener, und vorzüglich Venedig und Genua gaben darin das erſte Beiſpiel; nur leider hat ihre Handelseiferſucht uns viel daran entzogen. Der Gewinn, welchen dieſe blühenden Staaten durch den Handel erwarben, regte andre Völker zu gleichen Entdeckungsreiſen an. Die Portugieſen ſtanden durch ihre Kriege ſchon früher mit Afrika in Verbindung, und vorzüglich belebte der Infant Don Henriquez, Herzog von Viſeo, auf ſeinem Schloſſe an der algarbiſchen Küſte, den Eifer zu weitern Reiſen, ſo viele Hinderniſſe ihm auch in den Weg gelegt wurden. Porto Santo, Madera, die Azoren wurden von 1418-1450 entdeckt; in demſelben Jahre fand man den Senegal, bald darauf Arguin (das Kerne der Alten); 1462 kam man endlich nach Guinea, und 1486 umſegelte Barthol. Diaz wirklich die Südſpitze von Afrika, die er das Vorgebirge der Stürme nannte, und die jetzt das der guten Hoffnung heißt. Während die Portugieſen ſo thätig waren, den Weg um Afrika nach Indien zu ſuchen, und ihr Streben durch einen ſo glücklichen Erfolg belohnt wurde, beharrte man in Genua auf ſeinem alten, ſo beſchwerlichen und koſtſpieligen Handelswege, hatte man in Spanien mit den Mauren von Granada ſo viel zu thun, daß der geniale Colombo nirgends Gehör fand, um ſeinen Plan, einen neuen Weg nach Indien weſtlich zu ſuchen, auszuführen. Endlich unterſtützte ihn die ſpaniſche Königin Iſabella, und er fuhr aus, erblickte am 12ten October 1492 Land, glaubte Indien gefunden zu haben, weil man ſich die Oſtküſte Aſiens ſo weit an die Meerenge von Gibraltar vorgerückt dachte, hatte aber die lukagiſche Inſel Guanahain (San Salvador), und mit ihr Amerika entdeckt. Schon 1498 betrat er auf ſeiner dritten Fahrt wirklich das feſte Land. Um dieſelbe Zeit kam Joh. Cabot aus Venedig, der aber in England lebte, nach Neufoundland und Virginien, 1500 entdeckte Cabral Braſilien, Baſtidas Terra firma, Cortereal Labrador und die nachmalige Hudſonsbay, Ponce de Leon Florida, und endlich drang Balboa über Darien, und erblickte das Südmeer. Dies geſchah Alles in dem kurzen Zeitraume von zwölf Jahren. Nun war der Schleier

plötzlich gefallen, der die neue Welt noch verhüllt hatte; nun wußte man erſt, daß man Amerika und nicht Aſien gefunden habe, daß zwiſchen beiden noch ein ungeheures Weltmeer ſtröme, in welchem man noch eine zweite neue Welt ahnte. Im Jahre 1520 umſchiffte Fernando Magelhaens durch die nach ihm benannte Meerenge die Südſpitze von Amerika, und fand mithin wirklich den weſtlichen Weg nach Indien. Nach und nach trat auch das Innere von Amerika aus ſeinem Dunkel hervor; Cortez und Pizarro, Almagro, Cartier und Orellana ſind Männer, welche durch ihre Reiſen im Innern von Amerika von 1525-1541 die wichtigſten Entdeckungen machten. Vom nördlichen und öſtlichen Amerika gaben uns Franz Drake, Forbiſher, Hemskerk, Hudſon und Baffin die wichtigſten Nachrichten, und zwar in dem kurzen Zeitraume von 1559-1616. Ob nun Aſien mit Amerika zuſammenhänge, wußte man vorher nicht; aber 1648 drang der Koſak Semen Deſchnew vom Fluſſe Kolyma aus um das Vorgebirge der Tſchuktſchen durch eine Straße (Beringſtraße) bis zur Mündung des Anadir. Was durch dieſe Reiſe ziemlich klar geworden war, erhob Capitain Bering 1726 dadurch zur unumſtößlichſten Gewißheit, daß er vom Fluſſe der Kamtſchadalen durch die nach ihm benannte Straße bis zum Serdze Kamen auf der tſchuktſchiſchen Halbinſel gelangte. Mehrere nachfolgende Reiſen, und unter Andern auch Cook auf ſeiner dritten Reiſe beſtätigten dies, und unterſuchten noch genauer die Nordweſtküſte von Amerika. Der bald darauf folgende nordamerikaniſche Freiheitskrieg enthüllte Nordamerika noch mehr, ſo wie die Miſſionarien im ſüdlichen Amerika für eine beſſere Kenntniß des Landes thätig waren; aber am vollſtändigſten und gründlichſten that dies Alexander von Humboldt. So viel Reiſen gemacht worden ſind, um Amerika zu erforſchen, wovon wir freilich nur die berühmteſten und erfolgreichſten hier anführen konnten; ſo groß die Ausbeute derſelben geweſen iſt, ſo wenig iſt bisher für die Erforſchung von Afrika, und beſonders ſeines Innern geſchehn; ſo wenig haben die Reiſen, welche in jene Gegenden unternommen wurden, ihrer Abſicht entſprochen. Die Portugieſen erforſchten nur die Länder, welche der Küſte nahe lagen; denn ihr Zweck war nur Seehandel nach Indien. Vor Vaſco da Gama wurde die Weſtküſte, und nach ihm die Oſtküſte unterſucht (ſeit 1497); erſt im 16ten Jahrhundert befuhren ſie das rothe Meer. Ägypten wurde wohl von Pilgrimmen noch beſucht; aber dennoch blieb die Kenntniß Afrika's nur fragmentariſch, denn ſie bezog ſich bloß auf ſeine Küſten. Die Südſpitze von Afrika, wo ſich die Holländer niedergelaſſen hatten, wurde zwar von ihnen näher unterſucht; aber weiter nördlich drangen erſt die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenſtein. Nach Abyſſinien und Nubien reiſ'te 1768-1773 James Bruce; kam aber wohl nicht bis zu den Quellen des Nils, obgleich er es behauptet. Die Hoffnung auf eine genauere Kenntniß dieſer Länder, welche man von der menſchenfreundlichen Colonie der Engländer, die ſie 1790 zu Sierra Leona ſtifteten, hegte, iſt noch immer unerfüllt geblieben. Aber im J. 1788 trat in England eine Geſellſchaft zuſammen, welche Entdeckungen im Innern von Afrika veranlaſſen wollte. Mit vielen Koſten wurden treffliche Männer zu dieſem eben ſo beſchwerlichen, als gefahrvollen Unternehmen ausgerüſtet; doch blieb der Erfolg dieſer An-

ſtrengungen] weit unter der Erwartung. Ledyard, Lukas, Mungo Park, Hornemann und Andre haben nur, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, den Lauf des Nigers beſtimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforſcht. Aber dennoch läßt die afrikaniſche Geſellſchaft zu London den Muth nicht ſinken, und neue Reiſen werden von ihr veranſtaltet. Aſien, wohin ſchon früher die Portugieſen bedeutende Reiſen unternommen hatten, wurde ſpäter beſonders von Engländern und Ruſſen beſucht. Schon Vasco da Gama fand 1498 die malabariſche Küſte, und bis zum Jahre 1542 war faſt die ganze ſüdliche Küſte mit ihren zahlreichen Inſelgruppen, ja auch Japan von den Portugieſen entdeckt. Aber dennoch war nur die Küſte bekannt. Dies blieb ſo, bis in der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Engländer den Grund zu ihrer Herrſchaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Aſiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Im höhern Aſien unternahmen die Ruſſen bedeutende Reiſen. Im Jahre 1577 ward Sibirien durch den Koſakenhauptmann Jermak Timofejew entdeckt, und der Grund zu ſeiner Eroberung gelegt; 1639 drang Kopilow bis an die öſtlichſte Küſte Aſiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtſchatka. Seit 1745 kamen die Kurilen bis nach Japan hin, die Aleuten und Fuchsinſeln bis an die Küſte von Amerika zum Vorſchein, und im nördlichen Aſien machten auf die Veranſtaltung der ruſſiſchen Regierung Müller, Gmelin, Lepechin, Güldenſtädt, Falk, aber vor allen Pallas die wichtigſten Entdeckungsreiſen. So wie La Peyrouſe den Nordoſten näher beſtimmte, ſo enthüllten die Ruſſen durch Gärber, Reineggs und Klaproth den Kaukaſus und das kaspiſche Meer. Die übrigen Gegenden Aſiens wurden auch nach und nach bekannter, und zwar Arabien durch Carſten Niebuhr, der es im Auftrage der däniſchen Regierung 1761 für die Beförderung einer beſſern Bibelerklärung beſuchte, Perſien beſonders durch J. Chardin von 1664-1677, Syrien und Paläſtina durch Pilgrimme und Alterthumsforſcher. Aber Nordindien, Tibet, und das Innere der größern oſtindiſchen Inſeln iſt noch immer ſo gut wie gar nicht bekannt. Das Südmeer war ſchon den Portugieſen bekannt, welche hier eine neue Welt ahnten, und der franzöſiſche Rechtsgelehrte Bodinus gibt in ſeiner Anleitung zur Geſchichte 1610, ſchon fünf Welttheile — Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien — an. Im J. 1511 kamen die Portugieſen nach Neuguinea, und Magelhaens beſuchte bei ſeiner Erdumſchiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben dieſe Entdeckungen, ſo wie die eines Mendoza, Mindana und Guiros 1568-1605 meiſt unbenutzt, bis die Holländer ſeit 1615 durch Le Maire, Schouten, Hertoge und Tasman Entdeckungsreiſen machen ließen, und Neuholland, Neuſeeland und die Freundſchaftsinſeln fanden. Dampierre berichtigte zwar 1698 dieſe neuen Entdeckungen im Südmeer, aber am genauſten erforſchte Cook ſeit 1768 dieſe neue Welt, ſo daß einem Vancouver, La Peyrouſe und Kruſenſtern nur wenig übrig blieb. — Wir haben eine ſehr gedrängte hiſtoriſche Skizze der bedeutendſten Entdeckungsreiſen hier geliefert; denn wer ſollte die unermeßliche Zahl der verſchiednen Reiſen hier erwarten, welche faſt von allen Völkern Europa's zur Erweiterung der Erdkunde und aus andern Gründen unternommen worden ſind? Bis jetzt fehlt es uns noch an einer kritiſchen Darſtellung derſelben, welche am

Faden der Chronologie fortlaufend uns ein geographiſches Bild der Erde entwerfen würde. Vielleicht möchte dies die beſte Methode des geographiſchen Studiums für den erſten Unterricht ſeyn, wenn das, was ſeit Moſes und Homeros Reiſen uns enthüllt haben, in einer oro- und hydrographiſchen Zeichnung dem jugendlichen Verſtande vorgeführt würde. Zeune hat in ſeinen Anſichten der Erdkunde (Berlin 1815) den wiſſenſchaftlichen Unterricht der Geographie, wenn Jemand zu dieſem beſondern Zwecke dies mit dem neuen Syſteme der Geographie: Göa von Zeune, verbände (wobei jedoch das hiſtoriſche Element immer vorherrſchend ſeyn müßte), ohne ſeine Abſicht dem Ideale genähert, welches wir uns von einem Vortrage der Geographie entworfen haben. — Reiſebeſchreibungen. Eine chronologiſche Darſtellung der Reiſebeſchreibungen mit literariſchen und biographiſchen Nachrichten fehlt uns noch völlig; denn was Stuck, Boucher de la Richarderie und Beckmann geliefert haben, iſt theils zu unvollkommen, theils nur einzelner Beitrag, und ſelbſt die großen Sammlungen von Reiſebeſchreibungen, welche Ehrmann, Sprengel und Andre gemacht haben, ſind oft planlos und unvollſtändig bearbeitet. Eben ſo fehlt uns eine kritiſche Behandlung der Reiſebeſchreibung, wo die Autographa verſchiedner Reiſenden, wenn ſie auch ſchon gedruckt wären, bei der Darſtellung eines und deſſelben Landes von demſelben Geſichtspunkte aus betrachtet und bearbeitet worden wären, wie die verſchiednen Manuſcripte eines und deſſelben alten Claſſikers, um ſeinen Text wieder herzuſtellen. Man wird daher um ſo weniger eine vollſtändige Literatur der Reiſebeſchreibungen erwarten, ſondern nur diejenigen Männer, welche durch eine kritiſche Benutzung der vorhandenen Materialien ſich ausgezeichnet haben. Die moſaiſchen Urkunden enthalten die erſten geographiſchen Nachrichten, an ſie ſchließt ſich Joſua (1400 vor Chriſto) an. Homeros, Heſiodos unter den frühern Griechen (1000 vor Chriſto), Herodot und Ariſtoteles (444 u. 320 vor Chriſto) unter den ſpätern Griechen, Hanno unter den Karthagern (440 vor Chriſto), gehören zu den bekannteſten Reiſebeſchreibern. Polybios, Hipparchos und Artemidoros fügten dreihundert Jahre ſpäter neue Reiſebeſchreibungen hinzu; Juba König von Mauritanien beſchrieb Libyen im Zeitalter des Auguſtus, und Strabo (11 nach Chriſto) ſammelte Alles, was bisher aufgefunden und erforſcht worden war, in einem umfaſſenden Werke. Pomponius Mela (50 J. nach Chr.) und 20 Jahre ſpäter der fleißige Plinius. Arrianus unter dem Kaiſer Hadrian ſchildert Libyen, und Marinus aus Tyrus in Phönizien (150 nach Chr.) an ſeinen Zeitgenoſſen Ptolemäus ſich anſchließend, beſtimmt weit genauer die Lage der Örter. Wenn nach dieſen die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Geographie auch über 1000 Jahre ruhte, ſo gewann deſto mehr die Länderkunde in dieſem langen Zeitraume durch treffliche Reiſebeſchreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen wollen: Pauſanias (170 nach Chr.), Agathemer (200 nach Chr.), Marcianus aus Heraklea (200 nach Chr.), Agathosdämon; in dieſe Zeit fällt wahrſcheinlich auch die peutingerſche Erdtafel. Was germaniſche Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das ſammelten einzeln die Kirchenväter, aus deren oft höchſt mährchenhaften Erzählungen ein egyptiſcher Mönch Kosmas, gewöhnlich Indopleuſtes, Indusfahrer, genannt, obgleich er ſelbſt nur bis Äthiopien kam,

ein Werk verfaßte unter dem Titel: Chriſtliche Ortbeſchreibung in zwölf Büchern (550 nach Chr.). Ungefähr zwei Jahrhundert ſpäter traf der Erdbeſchreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch iſt dies wohl nur eine Verwechſelung mit ſeinem Volksnamen, denn er war ein Gothe), deſſen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachläſſigen Auszuge des Galabro kennen. Von Landkarten kommen jetzt ſchon mehrere Exemplare vor; Carl des Großen Landkarte war eine ſilberne Tafel. — An dieſe chriſtlichen Erdbeſchreiber ſchließen ſich die arabiſchen Reiſebeſchreiber an. Wahab und Abuzeid durchwanderten die öſtlichen Länder Aſiens, und haben die Schilderungen dieſer Reiſe uns hinterlaſſen (851—877 nach Chr.) Abu-Iſchak gab 920 nach Chr. ſeine Reiſe von Choraſan bis Sina heraus. Maſſudi Kothbeddin aus Cairo beſchrieb 947 nach Chr. die bekannteſten Königreiche der drei Erdtheile unter den Titel: die vergoldete Wieſe und die Gruben der Edelſteine. Im Jahr 980 beſchreibt Ibn Haukal vorzüglich die mahomedaniſchen Länder. Ungefähr 1140 erſchien die Reiſe der Almagrurim (Irrenden), und 1153 trat der berühmte nubiſche Erdbeſchreiber, der Scherif Edriſi auf. Nur kurz wollen wir noch des Juden Benjamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Perſers Hamdullah erwähnen, welche von 1160 — 1240 ihre Reiſebeſchreibungen verfertigten. Ruisbroeck (Rubriquis), ein Minorit aus Brabant, durchwanderte, als Geſandter Ludwig des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelaſien, und hat uns ſchriftlich die höchſt intereſſanten Reſultate ſeiner Reiſe hinterlaſſen. Marko Polo aus Venedig reiſ'te faſt 20 Jahre nach Ruisbrock (1270) durch ganz Aſien bis nach Khatai (Tſina). 50 Jahre ſpäter ſchrieb Abulfeda, Fürſt von Hamah in Syrien, ſein geographiſches Werk; Beſchreibung des Bewohnten. Im Jahr 1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reiſe nach den Norden, welche einer ihrer Nachkommen beſchrieben hat. Auch in dieſer Zeit erſchienen mehrere Landkarten vom Perſer Naſſir Eddin, von Picigno, Martino Sanudo, Andrea Bianco, Benincaſa, Roſelli, Brazl, Behaim und Ulug-Beg, einem Enkel Tamerlans in Samarkand. Die erſte Landkarte, auf welcher Amerika ſich befand, verfertigten die Brüder Appiani, und bald darauf folgte ihnen Ribero. Um dieſe Zeit (1526) lebte Leo aus Granada, welcher eine Beſchreibung Afrika's lieferte. 50 Jahre ſpäter gab der berühmte Gerhard Merkator, ein Deutſcher, ſeine Karten heraus, und jetzt geſchahen auch die Gradmeſſungen von Ferrel, Snell, Norwood, Riccioli und Picard von 1550—1669, die erſten in Europa, 700 Jahre ſpäter, als der arabiſche Chalif Al-Mamun in Aſien die erſte Gradmeſſung veranſtaltete. — Am Ende des 17ten Jahrhunderts reiſte Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns ſeine Reiſebeſchreibung, welche heute noch Hauptquelle für manche Gegenden Aſiens iſt. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts ſind die Gradmeſſungen von Condamine und Maupertius und die Landkarten von Sanſon und Homann vorzüglich auszuzeichnen. Als Geographen ſind vorzüglich Büſching und Gatterer, Fabri, Gaſpari ꝛc. zu nennen, und die Zahl der Reiſebeſchreibungen wächſt ſeit dieſer Zeit zu einer unglaublichen Menge an, ſo daß Stucks unvollſtändiges und trocknes Verzeichniß derſelben, welches nur bis 1785 geht, über

40 Bogen füllt. So groß die Fülle der geographiſchen Literatur iſt, ſo nothwendig ſollten wir nun Ordnung und Überſicht in ſie bringen, welches am beſten durch ein kritiſches Verzeichniß des Vorhandnen, und dann durch eine kritiſch bearbeitete Reiſebeſchreibung in alle Theile unſerer Erde erreicht werden würde. Wst.

Reiſige, ein altdeutſches Wort, welches ſo viel als bewaffnete Reiter bedeutet. Daher ehedem die Benennung: reiſiger Knecht, ein gemeiner Krieger zu Pferde.

Reiske (Johann Jacob), ein Philolog von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, ausgezeichnet durch ſeinen Eifer und ſeine raſtloſe Thätigkeit für die griechiſche, und beſonders für die arabiſche Literatur. Er war geb. zu Zörbig in Sachſen im J. 1716 (nicht 1717, wie Einige falſch angegeben haben, und er ſelbſt eine Zeit lang meinte) den 25ſten December, und ſtarb den 14ten Auguſt 1774 zu Leipzig. Sein Vater, ein armer Lohgerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieſer blieb daher bis ins 10te Jahr auf der Stadtſchule zu Zörbig, kam dann nach Zöſchen, wo er mit des dortigen Predigers Söhnen gemeinſchaftlichen Privatunterricht genoß, und dann aufs Waiſenhaus nach Halle, wo er in beinahe fünf Jahren von 1728 bis 1732 ſeine Schulſtudien vollendete. So trefflich die halliſche Anſtalt iſt und war, ſo hatte ſie doch auf Reiske durch die eingezogene faſt klöſterliche Erziehung einen minder guten Einfluß, und machte ihn, der von Natur zur Schwermuth und Melancholie geneigt war, nur noch finſterer. In den Schulwiſſenſchaften legte er hier jedoch einen trefflichen Grund, und ging, mit wackern Kenntniſſen ausgerüſtet, um Oſtern 1733 nach Leipzig auf die Univerſität. Mit Empfehlungen nicht verſehn, war es dem der Welt unkundigen Jüngling unmöglich, in beſſern Cirkeln Zutritt zu erhalten; niedrigen Umgang verſchmähend, zog er ſich daher als Student faſt gänzlich von der Welt zurück, beſuchte ſogar durchaus keine Collegia, ſondern ſtudirte für ſich, und ward ſo im ſtrengſten Sinne des Worts Autodidact. Da aber niemand ſeine Privatſtudien leitete, ſo mußten dieſe natürlich oft unordentlich und ſeltſam werden. Philoſophie, Mathematik und Literatur vernachläſſigte er, und widmete ſeinen ganzen Fleiß den Sprachen. Da er einzig durch eigne Kräfte ſeine Kenntniſſe erlangte, ſo war er auch von den gewöhnlichen Fehlern der Selbſtgelehrten, einem hypochondriſchen Weſen und einem gewiſſen eigenſinnigen Beharren auf einmal gefaßten Meinungen nicht frei, was ihn in ſpätern Jahren häufig in Händel verwickelte, und oft zu ſeinem Schaden gereichte. Während er noch in Leipzig war, bemächtigte ſich ſeiner eine heftige Begierde, die arabiſche Sprache zu ſtudiren. Was Leipzig ihm an Hülfsmitteln dazu darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er beſchloß daher, nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabiſchen Literatur, zu gehn. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von 200 Thalern während der ganzen Zeit) ſtudirt hatte, trat er 1738 ohne alle Hülfsmittel ſeine Reiſe nach Holland an, von der ihn ſeine Freunde vergebens abriethen. Faſt verzweifelte er ſelbſt, dieſelbe vollenden zu können. Allein in Hamburg fand er an zwei edeln Männern, dem Paſtor Wolf und dem Prof. H. S. Reimarus, Gönner, die ihm die Erreichung des lang erſehnten Zieles möglich machten. In Leyden fand ſeine Begierde nach der arabiſchen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens ſtand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte,

und mit dem größten Eifer die arabiſchen Manuſcripte derſelben abſchrieb. Außer Schultens fand er noch an s'Graveſande und d'Orville große Gönner. Letzterer gebrauchte ihn theils zu Überſetzungen, theils, wie Burmann, zur Correction ſeiner Werke. Obgleich er ſich durch dieſe und ähnliche Arbeiten hinlänglichen Unterhalt verſchaffte, und ſie ihm viele Zeit raubten, ſo trieb er dennoch ſeine philologiſchen Studien mit dem größten Eifer. Da er ſich aber, nach der damaligen Einrichtung der Univerſitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, ſo bequemte er ſich zur Medicin; neben ſeinen vielen andern Arbeiten trieb er das theoretiſche Studium der Medicin mit ungemeinem Eifer, ſo daß er bald darauf von der mediciniſchen Facultät gratis zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte ſowohl wegen ſeines Fleißes, als wegen ſeiner Gelehrſamkeit in Leyden den beſten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anſtellungen, die ihm angeboten wurden. Er ſchlug ſie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich ſeyn können, wenn er ſich nicht durch ſeinen Eigenſinn und ſeine ungebändigte Kühnheit und Liebe zur Freiheit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er deſſen Methode, die orientaliſchen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orvillens Freundſchaft, weil er ſich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog ſich ſogar einen ſehr üblen Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihm noch bei ſeinen Lebzeiten die Correctur des von ihm edirten Petronius anvertraut hatte, im Texte dieſes Schriftſtellers die willkürlichſten Änderungen, ganz den Abſichten des Herausgebers zuwider, vornahm. Ohne Freunde und Gönner und aller Ausſichten beraubt, war Holland nun unſerm Reiske verhaßt geworden. Im Sommer des J. 1746 kehrte er daher nach Deutſchland, und zwar nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Ausſichten jedoch noch weniger für ihn. Er reiſ'te nach Zörbig, ſeinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbſt dieſes Jahrs. Auch hier fand ſich keine Gelegenheit zu einer Stelle für ihn. Er kam alſo abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, wollte er anfangen, in Leipzig philologiſche Collegia zu leſen. Da dies nur dem erlaubt iſt, der die leipziger Magiſterwürde hat, ſo hielt er mehrmals um dieſelbe an. Man verweigerte ſie ihm aber ſtets, unter dem Vorwande, man könne dieſelbe keinem ertheilen, der ſchon von einer andern Univerſität in einer höhern Facultät promovirt ſey. Endlich erhielt er zwar im J. 1748 durch die Gnade des Churfürſten den Titel eines Profeſſors der arabiſchen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen dürftigen Unterhalt erwarb er ſich durch Privatunterricht, durch Bücherſchreiben, durch Corrigiren, durch überſetzen und durch Aufſätze in einigen kritiſchen Journalen, vorzüglich den Act. Eruditorum. Von allen dieſen Arbeiten hätte jeder andre Gelehrte vielleicht ſich recht gut nähren können, nur Reisken war dies unmöglich, der faſt ſeinen ganzen Verdienſt zum Ankauf der trefflichſten Bücher, vorzüglich in der griechiſchen und arabiſchen Literatur, verwendete, der die Werke, die er herausgab, alle auf ſeine Koſten drucken ließ, und ſtatt Gewinnſt von ſeinen Schriften zu ziehn, ſtets den größten Verluſt ſich dadurch zuzog. So lebte er alſo immer unter ängſtlichen Nahrungsſorgen. Im

J. 1756 machte er eine Reiſe nach Dresden, wo er ſich durch eine glückliche Erklärung einer arabiſchen Inſchrift den Grafen von Wackerbarth zum Freunde machte, der ihn bald darauf durch ſein Anſehn in eine wenigſtens etwas glücklichere Lage verſetzte. Denn dieſer war es vorzüglich, der Reisken im J. 1758, wo er durch den damals wüthenden Krieg in die äußerſte Dürftigkeit verſetzt war, aus ſeiner Noth riß, und durch ſeinen Einfluß ihm die erledigte Rectorſtelle an der St. Nicolaiſchule zu Leipzig verſchaffte, die ſeine Feinde ihm ſtreitig zu machen ſuchten. Sechzehn Jahre hindurch verwaltete Reiske dies Amt mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit, und ſo, daß weder ſeine zahlreichen literariſchen Arbeiten, die er während ſeines Rectoramtes herausgab, ſeinen Berufsgeſchäften, noch dieſe ſeinen Schriften ſchadeten. Im J. 1763 vermählte er ſich mit Erneſtine Chriſtine Müller, einer Frau von ſeltenen Eigenſchaften, und einer für Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrſamkeit. Sie war es, die ihm ſein mühevolles Leben erheiterte, ja ſogar ihm bei der Herausgabe ſeiner Werke, vorzüglich der griechiſchen Autoren, die ſie ſelbſt las, half, ſelbſt die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach ſeinem Tode fortſetzte, und ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die ſeine letzten Lebensjahre verbitterte, und ſein Leben im J. 1774 endigte, verſüßte. — Von den zahlreichen Schriften Reiske's können hier nur die vorzüglichſten ihren Platz finden. Alle einzelnen arabiſchen Schriften, die er herausgab, anzugeben, würde zu weit führen. Bemerkenswerth iſt vorzüglich die Sammlung einiger arabiſchen Sprichwörter, die von Stecken hergenommen ſind, Leipzig, 1763, 4. u. a. Schriften über die arabiſche Literatur. Seine Kenntniß des Arabiſchen wandte er vorzüglich auch auf die hebräiſche Sprache an, ging aber hierin zu weit, wie die nach ſeinem Tode herausgegebenen Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 1779, 8. beweiſen, in welchem Buche jedoch unter vieler Spreu manche von neuern Philologen nicht genug beachtete und gekannte Goldkörner zu finden ſind. Die griechiſche Literatur verdankt ihm unendlich viel. Trefflich ſind ſeine Ausgaben des Theokrit (Wien und Leipzig 1765, 2 Bände 4.), der griechiſchen Redner (12 Bände, Leipzig 1770-1775, 8.), des Plutarch (12 Bände, Leipzig 1774-1779, 8.), des Dionyſius von Halikarnaß (6 Bände, Leipzig 1774-1777 *), 8.), des Maximus aus Tyrus (2 Bände, Leipzig 1774, 8.). Seine ungemeine Beleſenheit und ſeinen kritiſchen Scharfſinn hat er vorzüglich in den Animadversiones in Graecos auctores bewieſen, die zu Leipzig 1759-1766 in 6 Bänden in 8. herauskamen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den griechiſchen Claſſikern verbeſſert worden. Er hielt dieſe Anmerkungen ſelbſt für ſein beſtes Werk. Manche der ſowohl hierin als in den Anmerkungen zu den von ihm herausgegebenen Autoren aufgeſtellten Conjecturen haben zwar, als Erzeugniſſe des Augenblicks, wenig Haltbarkeit, aber dieſe werden durch eben ſo viele, die den Stempel der Wahrheit und Richtigkeit unverkennbar an ſich tragen, hinlänglich aufgewogen. Weniger glücklich war er als Überſetzer; der

*) Die Ausgaben des Plutarch und Dionyſ. v. Halik. wurden nach ſeinem Tode aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren unter Aufſicht ſeiner Witwe fortgeſetzt.

Überſetzung wenigſtens, die er von des Demoſthenes und Äſchines Reden in den Jahren 1764 u. ff. zu Lemgo in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geſchmack und Eleganz, obgleich man ihr den Vorzug der Treue und Richtigkeit nicht abſprechen kann. — Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabiſchen Manuſcripten, die Reiske während ſeines ganzen Lebens mit dem größten Aufwande von Mühe und Koſten theils ſelbſt abgeſchrieben, theils an ſich gekauft hatte, erſtand nach Reiske's Tode von deſſen Witwe der große Beſchützer der Wiſſenſchaften Suhm (in Copenhagen), und mehrere derſelben ſind ſpäter herausgegeben, wie z. B. Abulfedae Annales Moslemici arabice et latine (wovon die Herausgabe durch Adler beſorgt wurde), Copenhagen 1789-1794, 5 Bände, 4. — Reiske hat ſein Leben ſelbſt beſchrieben, und dies mit einer ſo ſeltnen Unparteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen ſeiner Schwächen und Fehler, daß man ſich unwillkürlich zur Bewunderung des edlen Charakters und der Wahrheitsliebe dieſes Mannes hingezogen fühlt. Frau Reiske hat dieſe Lebensbeſchreibung, die ſie bis zum Sterbetag ihres Mannes fortſetzte, im J. 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieſer Selbſtbiographie verdient die treffliche vita I. I. R. von S. F. N. Morus (Leipzig 1777, 8.) verglichen zu werden. *x. μ. δ.*

Reißblei, eine Gattung des Graphit (ſ. d.). Dieſes Mineral, das einen bleiartigen Strich gibt, und daher zu Bleiſtiften verbraucht wird, findet ſich in England, Deutſchland, Spanien u. ſ. w.

Reiterei, ſ. Cavallerie.

Reitkunſt. Dieſe Kunſt beſteht in dem Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrichtung eines Pferdes zum Reitdienſte erfodert werden. Da auch die ausführlichſte Theorie dieſer Kunſt ohne practiſche Anleitung für den Nichtkenner unverſtändlich bleibt, und da überdies die Methoden der Reitkünſtler ſelbſt von einander gar ſehr abweichen, ſo würde es unzweckmäßig ſeyn, hier die Skizze einer Theorie der Reitkunſt zu liefern. Wir beſchränken uns daher bloß hier in hiſtoriſcher Rückſicht Einiges anzuführen. Schon in den älteſten Zeiten bediente man ſich nicht nur der Pferde, ſondern auch anderer Thiere zum Reiten. Wer das Reiten aber zuerſt erfand, iſt ungewiß. Einige ſchreiben dieſe Erfindung dem Orus, einem Sohne des Oſiris, andre aber dem Seſoſtris zu. Die Reitkunſt, als Kunſt betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. Zu Neapel wurde die erſte Ritterakademie, wo man das Reiten lehrte, errichtet. Federico Griſoni war der erſte, der in Italien von dieſer Kunſt ſchrieb. Durch ſeine Schüler kam ſie unter Heinrich VIII. nach England, wo ſich der Herzog von Newcaſtle durch ein Reitbuch bekannt machte. So ward die Reitkunſt gleichfalls, von Italien aus, durch Pignatelli's Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel und La Broue zuerſt in franzöſiſcher Sprache darüber ſchrieben. Wir Deutſche haben viele vortreffliche Werke, die Reitkunſt betreffend, von Seyfert von Tenneker, Bouwinghauſen von Wallmerode, von Sind u. m. A.

Reizbarkeit iſt die Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechaniſche Weiſe, durch Druck, Stoß, Dehnung ꝛc. erklärt werden können, ſondern durch

Reize, d. h. dynamiſch einwirkende Urſachen erregt werden. Gewöhnlich wird ſie eine Kraft genannt; man verbindet aber mit dieſem Worte jetzt hin und wieder ſo dunkle Begriffe, daß wir den Ausdruck Eigenſchaft vorgezogen haben. — Man hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechaniſche Weiſe durch die Elaſticität, und auf dynamiſche Art durch unmittelbaren Einfluß der Lebensgeiſter (oder Nerventhätigkeit) erklärt. Albrecht von Haller unterſchied von dieſen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, die Reizbarkeit oder Irritabilität; ſtellte eine Menge von Verſuchen an lebendig geöffneten oder friſch getödteten Thieren an, um zu beſtimmen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen die Nervenkraft zukomme; ſuchte die verſchiednen Grade der Reizbarkeit an einzelnen Theilen zu erforſchen und iſt als der Schöpfer dieſer Lehre anzuſehen, die zu und nach ſeiner Zeit eine Menge Ärzte beſchäftigte, eine Menge Anhänger und Gegner fand. Vorzüglich aber beſchäftigte das Verhältniß der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Senſibilität) dieſelben. Wegzuläugnen waren die halleriſchen Erfahrungen gar nicht, ſondern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter zu verfolgen. Einige Ärzte aber ſahen auch die Reizbarkeit, ſo wie alle andern Erſcheinungen des Organismus, als abhängig von der Nerventhätigkeit an, und ſo entſtand die ſogenannte Nerventheorie; andre faßten Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der Lebenskraft zuſammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel mit den Kräften, die den Organen nur inhäriren, keineswegs mit ihnen eins und daſſelbe ſeyn ſollten, verdächtig und müßig werden mußte, ſo faßte Brown beide Begriffe der Senſibilität und Irritabilität unter den der Erregbarkeit zuſammen und ſtellte denſelben als das Princip ſeines ſo berühmt gewordenen Syſtems auf. Doch konnte ſich auf dieſer Höhe der ſo einſeitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur weiter ausgedehnt erſcheint, nicht erhalten und indem in den neueſten Zeiten die Idee des Lebens über alle dieſe Begriffe geſtellt wurde, mußte auch die Reizbarkeit als eine Äußerungsart derſelben Idee erſcheinen und wurde ſo auf die ihr eigenthümlichen Phänomene beſchränkt, ohne weder die anderartigen Lebensäußerungen gezwungen unter dieſelbe ſubſumiren, noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieſer Beſchränkung noch den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Idee des Lebens beſtimmt, durch welche organiſche, lebendige, d. h. freie Bewegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction ſich vorzugsweiſe auf den Raum, den ſie in ſeiner Miſchung zu erhalten ſucht; ſo erſcheint dieſer in den irritablen Functionen nur als Vehikel als conditio sine qua non, er wird in ſeiner Lage zwar verändert durch dieſelben, und es äußert ſich die Irritabilität ſchon mehr in zeitlichen Veränderungen des Raums, des Organs. Dies iſt daher da, wo es irritable Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebildet, als die reproductiven Organe; die längliche Faſernbildung iſt der Irritabilität eigenthümlich; es iſt dieſelbe in den Organen ganz vorzüglich ſichtbar, wo die Irritabilität am kräftigſten ſich äußert, in den Muskeln nämlich, und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in den größern Stämmen derſelben und in den Muskelhäuten der Eingeweide iſt dieſelbe Bildung ſichtbar, und da auch zu vermuthen, wo ſie, wie in den Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nicht ſicht-

bar iſt), vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nicht in die Augen fällt. Nur in einem Organe, das deſſenungeachtet ſehr lebhafte Bewegungen äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man ſie nicht entdeckt, hier treffen aber ganz andere Geſetze zuſammen, die die Bildung dieſes Organs abändern, und ſo eine Ausnahme nöthig machen. — Die Längenausdehnung einer jeden Faſer bringt nothwendig zwei Enden derſelben hervor, die ſich auch bei den kreisrunden nicht berühren. Dieſe beiden Enden ſtehen in Polarität gegeneinander, ſo wie überhaupt das Geſetz der Polarität und die Antitheſen ſich in der Irritabilität ganz beſonders vorfinden. Wird nun durch irgend etwas Äußeres eine Faſer gereizt, d. h. in Thätigkeit geſetzt, ſo tritt eben jene Polarität hervor und äußert ſich durch abwechſelnde Zuſammenziehung und Ausdehnung der Faſer oder der Faſernbündel, die zugleich gereizt wurden. Man iſt gewohnt, die Zuſammenziehung allein als Ausdruck der Thätigkeit anzuſehen; unſere Darſtellung lehrt, daß dieſelbe ſich auch in der Ausdehnung äußere. In den mehreſten Muskeln erſcheint die Zuſammenziehung freilich als Zweck, in einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnlicher Gegenſatz findet ſich auch in der Anordnung der Muskeln, die ſich einander entgegenwirken, und von denen die einen ausgedehnt werden, wenn die andern ſich zuſammenziehen. Durch dieſe abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung werden denn alle Bewegungen hervorgebracht, die nur exiſtiren. Sie gehen ohne Unterlaß von Statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction eingreift, die ſelbſt nie ruhen darf, ſo in den Unterleibseingeweiden, den Gefäßen und in der Reſpiration. In den ſogenannten willkürlichen Bewegungen dagegen, die ſich näher an die Senſibilität anſchließen, bedarf die Irritabilität oder Senſibilität oder beide zugleich der Ruhe und des Schlafes. — Die Reize ſelbſt, die die Äußerungen der Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, ſind ſehr mannichfaltig. Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüſſigkeiten, die ſich in ihnen befinden; die Flüſſigkeiten des Darmcanals ſind Reize für die Muskelhaut deſſelben, die Luft und der Inſtinct für die Muskeln der Reſpiration; der letztre oder der Wille für die gewöhnlich ſogenannte willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manche krankhafte Reize, die bald das Organ ſelbſt unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf daſſelbe einwirken, bringen krankhafte Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen dieſen Bewegungen iſt der Einfluß des Nervenſyſtems eben ſo conditio sine qua non, als die gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ iſt dem Abſoluten (ſ. d. Art.) entgegengeſetzt, da es nur bedingungs-, vergleichsweiſe, nicht wie dieſes ſchlechterdings beſtimmt iſt. Jede Größe oder beſondre Merkmale irdiſcher Dinge ſind für uns relativ. So iſt die Flüſſigkeit des Waſſers nur relativ, da ſie größer als die des Öls z. B., geringer als die der Luft iſt. Die Größe der Erde iſt gegen viele andre Dinge bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnenſyſteme, von deren Einem ſie einen kleinen Punkt bildet.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, beſonders unter den Kaiſern, eingeführte Strafe, und erſtreckte ſich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewiſſe Jahre. Ein erhöhter Grad dieſer Beſtrafungsart iſt das Exilium, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einſchloß (ſ. d.

Art. Exil). Auf unſern Akademien wird mit Relegation der Studiernde beſtraft, der den Geſetzen der Univerſität entgegen handelt; doch iſt dieſe Relegation nicht, wie die bei den Römern, mit dem Verluſt ſtaatsbürgerlicher Rechte verbunden.

Relief. In der Bildhauerkunſt jedes Werk, das rundum ausgehauen iſt, frei ſteht; wie Statuen z. B. — Auch wird mit dem Wort Relief erhabene Arbeit bezeichnet. (Vergl. den Art. Basrelief.)

Religion. Religionsgeſchichte. Es gibt keinen gebildeten Menſchen, dem der heilige Gegenſtand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieſer vielfach gedeutete Name erſt von den Römern ſeinen Urſprung ableitet, ſo iſt die Sache doch, die Religion ſelbſt, ſo alt als der Menſch und ſein Verhältniß zu Gott, den ſie vorausſetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, ſondern ſie muß in uns leben und herrſchen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt ſeyn ſollen. Sie gründet ſich auf eine dem Menſchen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöſe nennen. Indem nämlich der Menſch durch die ihm verliehene Natur nicht bloß in ein Verhältniß zur Gottheit geſtellt iſt, ſondern auch daſſelbe zu ahnen und zu erkennen vermag, iſt ihm die Religion durch ſeine Anlage möglich gemacht. Es iſt ein Göttliches in uns, eine höhere Natur, die ihren Urſprung ahnet, und auf den vollkommenen Schöpfer hinweiſt, eine höhere Natur, die zu der höchſten ſich erhebt und mit ihr ſich zu vereinigen ſtrebt. Und es iſt ein Göttliches über uns, was ſich in der Welt, als dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit, und in der Vernunft dem Menſchen offenbart. Wo nun der Menſch im Gefühl ſeiner in der Sinnenwelt beſchränkten Natur ſich vor der höheren Macht, die über ihn waltet, demüthigt, im Gefühl der Freiheit und des Bewußtſeyns aber, und durch den ihm verliehenen Gedanken ſeines Schöpfers ſich zu demſelben frei erhebt, und in der Ordnung der Dinge ſeinen geoffenbarten Willen anerkennt, da iſt wahrhafte Religion. Religion iſt daher die Richtung des Gemüths auf die Gottheit, und ſie beruht alſo eines Theils auf der Freiheit des Menſchen, der ſich über das bloß Irdiſche erhebt, und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtſeyn aufnimmt, andern Theils auf der durch die verliehene Freiheit und Vernunft ſich offenbarende Gottheit, denn die Idee Gottes — die höchſte unſerer Vernunfterkenntniß, — kann nur als Offenbarung der Gottheit angeſehen werden, und iſt aus keiner andern abzuleiten. Aber die religiöſe Anlage entwickelt ſich verſchieden, und ſo iſt auch die Religion nach der geiſtigen Verſchiedenheit der Menſchen verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit aber zeigt ſich in der Mittheilung und Darſtellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchſten den Menſchen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Anſichten, und in dem Religionscultus (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung ſich ausſpricht). Dieſe Äußerungsmittel der Religion ſind zugleich das Band, welches die Menſchen in größern oder kleinern Maſſen zu gemeinſchaftlicher Befriedigung des religiöſen Bedürfniſſes und zur Erweckung der innern Religion verbindet, ſo wie das Zeichen, an welchem die Bekenner einer Religion ſich erkennen. Und hierauf beruht auch der Begriff einer poſitiven Religion. — Sie iſt eine durch die verſchiedene Entwickelung der religiöſen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Anſichten über das Verhältniß

der Menſchen zu Gott, und ihre Beſtimmung, ſo wie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung modificirte, und unter einer Menſchenmaſſe herrſchende Religion. Sie wird letzteres durch religiöſe Tradition (wie viele heidniſche Religionen), oder durch die überwiegende Geiſteskraft und religiöſe Anſchauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menſchheit zu gleicher Geſinnung und Verehrung mit unſichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beſchützt oder geheiligt wird. Aus dem vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der poſitiven Religion dem der Vernunftreligion nicht widerſpricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöſe Anlage gegründet iſt, und die Religion überhaupt in ihrer Äußerung ſtets poſitiv wird, indem die Anſichten und Handlungsweiſen der Menſchen verſchiedenen Einfluß auf ſie haben. Ja es gibt unter keinem Volke eine natürliche, oder Vernunftreligion, wenn dies eine Religion bedeutet, die ohne alle Mittheilungs- und Darſtellungsformen ſich entwickelte, wohl aber eine natürliche Theologie oder beſſer eine Religionsphiloſophie, welche das Grundweſen aller Religion und die innern und äußern Bedingungen ihrer mannichfaltigen Entwickelung zum Gegenſtande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, ſo vergißt man entweder, daß das Höchſte überhaupt dem Menſchen nur durch Offenbarung zugänglich iſt, oder man verſteht unter der geoffenbarten Religion eine ſolche, deren Urſprung und Verbreitung ein beſonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiöſen Entwickelung ſeine specielle oder außerordentliche Offenbarung vorausſetzt und unter natürlicher Religion nur ſolche (auch poſitive) Religion, deren Urſprung in der bloßen Selbſtthätigkeit des Geiſtes beruht. Die erſtere Anſicht begründet den theologiſchen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (ſ. d. Art. u. d. Art. Offenbarung). Die hiſtoriſche Darſtellung aber, oder die Erzählung von der Entwickelung der religiöſen Anlage unter den Völkern iſt die Religionsgeſchichte. Sie iſt allgemeine Religionsgeſchichte, wenn ſie die religiöſe Entwickelung der Menſchheit überhaupt, und mithin die Entſtehung und Verbreitung der wichtigſten uns bekannten Religionen zum Gegenſtand ihrer Darſtellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daſeyn gerufene und erzogene Menſchheit ſich mit friſchem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet, (Urreligion); darauf aber nach entſtandener Herrſchaft der Sinnlichkeit (Sündenfall), der Blick ſich in die Mannichfaltigkeit der geſchaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrſchenden Polytheismus, Pantheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner auf den Denkmälern jener Urreligion, die ſich in dem beſchränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, ſich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete, (Periode des in der neuen Zeit herrſchenden Monotheismus der chriſtlichen Religion). Sie zeigt insbeſondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verſtand, Phantaſie, und andere hervorſtechende Kräfte, ſo wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich geſtaltet worden. Die specielle Religionsge-

ſchichte bildet die hiſtoriſche Darſtellung einzelner religiöſer Erſcheinungen und Thatſachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die chriſtliche Kirchengeſchichte. Intoleranz und Indifferentismus ſind die Klippen, an welchen die Religionsgeſchichte gewöhnlich ſcheitert, um ſo mehr, da keine Überzeugung ſo tief in das innere Leben des Menſchen eingreift und in demſelben wurzelt, als die religiöſe. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geſchichte überhaupt erfodert, verträgt ſich aber vollkommen, die chriſtliche Religion als den Mittelpunkt der Religionsgeſchichte hervorzuheben, da dieſelbe der aller Religionsgeſchichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinſten Monotheismus, welcher ihr Princip iſt, am nächſten kommt, da hingegen der Moſaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer- und Ceremoniendienſt verehrt. Wer in Hinſicht jener Idee mit dem Verfaſſer dieſes Artikel übereinſtimmt, der kann die weitere Ausführung dieſer Anſicht in ſeiner Schrift: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) finden. Über einzelne Religionen aber ſiehe die beſondern Artikel. T.

Religionseid ſ. Symboliſche Bücher.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutſchlands mehr als je gefährdet, denn den neu erwählten Kaiſer Carl V., den feurigen, ehrgeizigen neunzehnjährigen Jüngling, der außer ſeinen deutſchen Erblanden auch Spanien nebſt Navarra, die Niederlande, Neapel und ſelbſt mehrere Küſtenſtädte der Barbarei, ſo wie weitläuftige Landſtriche in Amerika beherrſchte, beſchäftigten hochfliegende Plane, ſeine Macht und Herrſchaft, wie ſie ſeit der Römer Zeiten kein Fürſt in Europa beſeſſen, noch zu vergrößern, und es mußte wohl auch ſein angelegentlichſter Wunſch ſeyn, über Deutſchlands innere Stärke, wiewohl er durch ſeine Geſandten die Wahlcapitulation in ſeinem Namen hatte beſchwören und unterzeichnen laſſen, uneingeſchränkt gebieten zu können. So lange aber noch ſein mächtiger Mitbewerber um die Kaiſerwürde, der hochgeprieſene König von Frankreich Franz I. nicht gedemüthigt war, hatte Deutſchland wegen ſeiner Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meiſten mußte er in dieſer Zeit den Churfürſten von Sachſen ſchonen, wenn er ſeiner Großmuth auch nicht ſchon die Kaiſerkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weiſe war der mächtigſte Fürſt des Reichs, der auch auf die übrigen Glieder deſſelben einen entſcheidenden Einfluß beſaß: hätte Carl gleich beim Antritt ſeiner Regierung ihn beleidigt und ſeine Rechte gekränkt, ſo würde er das ganze Reich gegen ſich in Bewegung geſetzt haben. Doch durfte Carl, wenn anders ſeine kühnen Entwürfe ihm gelingen ſollten, auch den Papſt nicht vor den Kopf ſtoßen, da deſſen Hülfe ihm in dem bevorſtehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig ſeyn konnte. Aus dieſer Rückſicht erklären ſich die erſten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; warum er ſich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, und doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringendern Maßregeln ergriff. Als aber das franzöſiſche Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (den 24ſten Februar 1525) völlig geſchlagen und Franz ſelbſt gefangen worden war, da konnte der Kaiſer, dem das Glück über alles Erwarten jetzt günſtig geweſen, auch an die Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche in Hinſicht auf Deutſchland denken. Lange

mochten wohl dieſe Entwürfe in ſeiner Seele gelegen haben, aber jetzt traten ſie hervor, weiter entwickelt, gebildet und geordnet, und er ſuchte nun die Ausführung derſelben, mehr als zwanzig Jahre hindurch, wider alle ſich ihm oft unerwartet entgegenſtellenden Hinderniſſe und Schwierigkeiten, mit ſtandhaftem Muthe und feſter Beharrlichkeit zu erreichen. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit ſchienen ihm die Mittel dazu von ſelbſt in die Hände zu geben. Faſt die Hälfte der Reichsſtände war der lutheriſchen Lehre zugethan, als Kaiſer aber ſollte er ja für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm alſo den beſten Vorwand, dieſe Stände zu bekriegen und ſeinem Willen zu unterwerfen. Nahmen nun die catholiſchen Reichsſtände an der Bekämpfung der lutheriſchen Partei Antheil, oder noch beſſer, ließen ſie ſich dazu reizen, ohne daß er ſelbſt darein verwickelt wurde, oder daß er im Nothfall ihre Macht nur wenig zu verſtärken brauchte, und hatten ſie dabei ihre Kräfte geſchwächt, dann konnte es ihm ja eben nicht mehr ſchwer ſeyn, auch ſie ſich unterwürfig zu machen. Die Unterdrückung der lutheriſchen Lehre war alſo jetzt das Hauptziel ſeines Strebens, und er that deßwegen nun auch, ſo weit es ihm nur andre zu berückſichtigende Umſtände zu geſtatten ſchienen, einige gewaltſamere Schritte. Die damalige Lage der Sachen in Deutſchland ſchien ſeine Abſichten zu begünſtigen, denn durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem ſchwärmeriſchen Thomas Münzer erregten Aufſtand des niedern Volks in Thüringen war die Reformation, der man beides zuſchrieb, bei den catholiſchen Fürſten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehrere derſelben ſchienen deßwegen Carln zu ſeinem Unternehmen willig die Hand bieten zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begünſtigende junge Landgraf von Heſſen, Philipp, der die drohende Gefahr wahrnahm, brachte es durch ſeine dringenden Vorſtellungen bei dem neuen Churfürſten von Sachſen, Johann dem Beſtändigen, ſo weit, daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4ten Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß ſchloß, welchem einige Monate darauf auch andre Stände des Reichs beitraten. Dadurch muthiger geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 mit feſter Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, und gab dadurch auch andern lutheriſchen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, ſich freier und unbefangener zu erklären. Auch ſelbſt catholiſche Stände, welche die innere Ruhe Deutſchlands nicht gern geſtört wiſſen wollten, widerſetzten ſich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luther und ſeine Anhänger gegebenen Edicts. Überhaupt vereinigten ſich zu dieſer Zeit noch mehrere Umſtände, vornehmlich ein Einfall der Türken in das für Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, zu hoffende Königreich Ungarn, ein neuer bevorſtehender Krieg mit Frankreich und Mißhelligkeiten mit dem Papſte, daß Carl der lutheriſchen Partei jetzt Ruhe laſſen mußte. Größere Gefahr drohte ihr aber, als er dieſe Angelegenheiten glücklich wieder beendigt hatte; ſie legte aber auf dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungünſtigen Reichsabſchiede eine förmliche Proteſtation ein (wovon ſie den Namen der proteſtantiſchen Partei erhielt) und ſuchte ihr Bündniß noch mehr zu befeſtigen. Nach mehrern fruchtlos deßwegen zu Rothach, Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Verſammlungen kam endlich, als der Reichs-

tag zu Augsburg im folgenden Jahre, auf dem ſie dem Kaiſer ihre Confeſſion übergaben, und was bald darauf geſchah, ihre Beſorgniſſe wegen der Zukunft noch erhöht hatten, im März des Jahres 1531 zu Schmalkalden ein Bündniß auf ſechs Jahre zu Stande, das von neun Fürſten und elf Reichsſtädten unterſchrieben ward, bald aber durch den Zutritt mehrerer andern Stände eine noch größere Ausdehnung erhielt, wiewohl die reformirte Partei, trotz aller Bemühungen des Landgrafen von Heſſen, davon noch ausgeſchloſſen wurde. Der Kaiſer, dem es nun klar geworden war, daß er auf die catholiſchen Reichsfürſten, wenn er ſelbſt nicht an der Bekämpfung der Proteſtanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht ſicher rechnen könne, und jetzt nicht in der Lage war, dieſe anzugreifen, beſonders da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, ſah ſich genöthigt, die Ausführung ſeiner Abſichten noch weiter hinaus zu verſchieben. Er ließ daher mit den Proteſtanten Unterhandlungen anknüpfen, und ſo ward denn 1532 der erſte nürnberger Religionsfriede geſchloſſen, der den 23ſten Juli von den Proteſtanten angenommen und unterzeichnet, und den 2ten Auguſt von dem Kaiſer in Regensburg beſtätigt wurde. Durch dieſen Frieden erhielten die Proteſtanten nichts, als was ſie ſchon beſaßen, und dies nicht gewiſſer, als wie ſie es ſchon hatten; der Kaiſer aber alles, was er wünſchte. Denn man verpflichtete ſich gegenſeitig nur zur Enthaltung von allen Feindſeligkeiten bis zu einem künftigen Concilium, oder, wenn dies nicht zu Stande kommen ſollte, zu einem aufs neue anzuſtellenden Vergleich. Das war für den Kaiſer ungemein wichtig, da er ſo die Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für die Proteſtanten aber mußte es völlig gleichgültig ſeyn, weil der Kaiſer ſich zu jener Zeit in einer Lage befand, wo ihm ein Krieg mit ihnen unmöglich war. Über die Foderungen aber, deren Bewilligung die Proteſtanten verlangt hatten, wie über die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur in ihrem eignen Gebiete, ſondern auch mit gewiſſen Einſchränkungen außer demſelben, über die Kirchengüter und die biſchöfliche Jurisdiction, wobei alles in dem Zuſtande bleiben ſollte, in dem es ſich jetzt bei ihnen befände, über die Suspenſion der Prozeſſe in Glaubensſachen bei den Reichsgerichten, und über die Zulaſſung der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten zum Kammergericht hatten ſich die Friedensvermittler des Kaiſers ziemlich zweideutig und unbeſtimmt geäußert. Zwar konnten die Proteſtanten aus den Erklärungen derſelben über die Kirchengüter und die Jurisdiction der Biſchöfe eine Genehmigung herleiten, und wegen der Suspenſion der Prozeſſe in Religionsangelegenheiten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung faſſen, in Anſehung der übrigen Punkte aber ſollte alles auf die Entſcheidung des Kaiſers ankommen, doch ſo, daß, was auch dieſer darüber verfügen würde, dem geſchloſſenen Frieden kein Abbruch geſchehe. Von Seiten der Proteſtanten ging man dieſen Frieden ein, weil man ſich nicht durch eine Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man ſchon war, und weil man doch dadurch auf einige Zeit wieder Ruhe und Sicherheit erlangte; angreifen wollte man nun einmal den Kaiſer nicht, denn das war von den Theologen als eine Gewiſſensſache vorgeſtellt worden. Indeſſen hatte der Kaiſer ſeinen Plan keinesweges aufgegeben, nur mußte er die Ausführung deſſelben, durch mannichfaltige Umſtände gedrängt, immer noch weiter hinausſchie-

den; daher ward denn der nürnberger Friede in den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, bis alles zu einem völligen Ausbruch des Krieges gehörig vorbereitet war. Die Protestanten hatten während der Zeit ihren Bund, der nur noch ein Jahr dauerte, im Jahr 1535 zu Schmalkalden auf zehn Jahre erneuert und durch die Aufnahme neuer Mitglieder zu verſtärken und zu befeſtigen geſucht, da man endlich darüber einig geworden war, daß man ohne Nachtheil des nürnberger Friedens neue Mitglieder aufnehmen könne. Man zählte jetzt zwei Fürſten und elf Städte mehr in dem Bunde, und 1538 trat ſogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei ſelbſt hatte ſich im Reich ungemein ausgebreitet und vermehrt, und mehrere catholiſche Fürſten, wie der Churfürſt von Cöln, ſchienen ſich bald öffentlich für ſie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch in ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte ſie jetzt ihre innere Einigkeit in der Religionsſache ſelbſt, da nicht nur die oberländiſchen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eigne Confeſſion übergeben hatten, Straßburg, Coſtanz, Lindau und Memmingen, ſich mit ihnen durch die wittenberger Concordia (1536) vereinigt hatten, ſondern derſelben auch 1538 die Schweizer beitraten. Bei dieſer glücklichen Lage der Proteſtanten hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Kaiſers, obgleich dieſer es hernach läugnete, mehrere der mächtigſten catholiſchen Stände Deutſchlands nach mancherlei Bemühungen dahin gebracht, daß ſie den 10ten Juni 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund ſchloſſen, dem man den Namen des heiligen Bundes gab. Durch dieſe ſogenannte heilige Ligue aber und durch die neue Verbindung, in welche der Kaiſer mit dem König von Frankreich trat, ſchienen allerdings die Gefahren für die Proteſtanten ſich zu häufen, beſonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., ſo wie der franzöſiſche König, ſeine Abneigung, ſich mit ihnen weiter einzulaſſen, deutlich zu erkennen gab. Allein auch jetzt kam es zu keinem Kriege mit ihnen, da der kurz zuvor geführte mit Frankreich die kaiſerlichen Caſſen ganz erſchöpft hatte und die Türken ſchon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu dieſen Gründen, die Bekämpfung der Proteſtanten aufzuſchieben, noch mehrere andre hinzukamen, gab der Kaiſer noch mehr nach, und fügte ſogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergiſchen Friedens noch eine beſondere, die Proteſtanten ſehr begünſtigende Declaration oder Auslegung einzelner Friedenspunkte hinzu. Und ſo verzögerten noch mehrmals den völligen Ausbruch des Krieges mannichfaltige ſich ereignende Umſtände, bis endlich der ſchnelle Friede, den der Kaiſer 1544 zu Creſpy ſchloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe, und wie nahe und drohend die Gefahr den Proteſtanten ſey. Das bald darauf erfolgte Ausſchreiben des Conciliums auf den März des folgenden Jahres, wodurch der Papſt dem Kaiſer die nähere Veranlaſſung zum Friedensbruche mit den Proteſtanten gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worms endlich (1545) deckte die Abſichten des Kaiſers immer mehr auf, wiewohl er geſucht hatte, die Täuſchung eine Zeit lang fortzuerhalten, und den Ausbruch des Krieges ſelbſt noch etwas zu verzögern, weil er nicht nur damit umging, ſeine Gewalt und Herrſchaft im Reiche zu vergrößern, ſondern auch, was er früherhin

ſchon durch die Gefangennehmung des Papſtes Clemens VII. (1527) bewieſen, die päpſtliche Macht zu beſchränken, und dazu ſollten ihm denn die Proteſtanten erſt noch dienen. Doch die beharrliche Weigerung derſelben, das Concilium anzuerkennen, und noch mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpſtliche Geſandte in Hinſicht auf thätige Unterſtützung gegen ſie machte, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. Als nun dieſe von den Kriegsrüſtungen und den Religionsverfolgungen in den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiſer ſich auf dem Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewaltſamere Entſcheidung über einzelne Stände, wie über den vor kurzem in ſeinem Lande reformirenden Churfürſten von Cöln: da mußte zuletzt jeder Zweifel bei ihnen über des Kaiſers Abſichten ſchwinden. Und doch zauderten ſie, verſchmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Beiſtande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, blieben noch nach der Beſiegung des Herzogs von Braunſchweig unthätig, gaben dem Kaiſer ihre Furcht vor ihm immer mehr zu erkennen, und erneuerten nur ihr Bündniß. Doch dieſe Zaghaftigkeit, dieſes Mißtrauen auf ihre Kräfte, dieſe geiſtige Lähmung ſchwand, als nach der deutlichen Erklärung des Kaiſers über ſein Vorhaben die Gefahr ſelbſt nun da war, und ſie nahmen nun auch die beſten Maßregeln, die einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Allein die Unentſchloſſenheit und gegenſeitige Eiferſucht der Bundeshäupter (des Churfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Heſſen), verſchiedene Anſichten, Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlich mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die man ſich machte, ließen ſie gleich zu Anfange des Religionskrieges die günſtigſten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange deſſelben verſäumen, führte die Vereinigung der päpſtlichen und niederländiſchen Truppen mit der kaiſerlichen Armee herbei, die nun der proteſtantiſchen überlegen ward, und die Folge war, daß der Kaiſer glückliche Fortſchritte machte, die Proteſtanten aber — ihn um Frieden baten, und bei der harten Antwort deſſelben muthlos zagten. Bald darauf zogen ſich der Churfürſt und der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tauſend Mann in Oberdeutſchland im Winterlager noch beiſammen bleiben ſollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und überließen ſo die oberländiſchen Stände ihrem Schickſale. Doch auf ihre letzten Schritte hatte wohl eine andere, ſich ganz unerwartet ereignende Begebenheit den größten Einfluß. Der Herzog Moriz von Sachſen, ſelbſt Proteſtant, war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiſer im Geheimen ein Bündniß geſchloſſen, in des Churfürſten Länder eingefallen. Der Churfürſt glühte über dieſe vermeinte Treuloſigkeit vor bittrer Rache und ſuchte daher, ſo ſchnell er konnte, ſeinem Lande zu Hülfe zu eilen. Er eroberte es auch wieder, und faſt des Herzogs ganzes Land dazu. Doch der Kaiſer, dem es jetzt nicht ſchwer geworden war, Oberdeutſchland ſich zu unterwerfen, erſchien im Frühling des nächſten Jahres (1547) in Sachſen, und ſchnell war des Churfürſten Schickſal entſchieden, denn den 12ten April trat der Kaiſer den Marſch nach Sachſen von Böhmen aus an, und den 24ſten April ward Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der lochauer Heide, in der Nähe von Mühlberg, gefangen. Damit war denn der ganze Krieg geendigt, denn

auch der Landgraf, der ſich hatte zu einer freiwilligen Ergebung bereden laſſen, ward in Halle den 19ten Juni durch eine unrühmliche Liſt zum Gefangenen gemacht. Nun ſah ſich der Kaiſer am Ziele ſeiner kühnſten Entwürfe, die Macht der Proteſtanten war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende Moritz aber durch das ihm verliehene Churfürſtenthum mit unauflöslichen Banden, wie es ſchien, an ihn geknüpft, und ſo hatte Carl über die übrigen Reichsſtände ein entſcheidendes Übergewicht. Nichts hielt ihn auch mehr zurück, ſeine weitern Plane auf Deutſchlands Freiheit zu enthüllen. Es lag ihm aber jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung eines neuen ſchwäbiſchen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den Stand geſetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach ſeinem Willen zu lenken, und ſomit über Deutſchland eine unumſchränkte, wenigſtens eine minder eingeſchränkte Gewalt und Herrſchaft zu behaupten. Die erſten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren fruchtlos, eben ſo auf dem Reichstage zu Augsburg 1548; man mußte ja ſchon dadurch mißtrauiſch gegen ihn werden, daß er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen beſetzen ließ und ſich gegen die Stände eine höchſt anmaßende Sprache erlaubte. Auf demſelben Reichstag offenbarte es ſich aber, daß es keinesweges ſeine Abſicht ſey, die Proteſtanten jetzt ganz zu unterdrücken, ſondern daß er durch ſie zuvor noch ſeine Abſichten gegen den Papſt erreichen wolle; denn er ſuchte mit ihnen ſelbſt die Unterhandlungen einzuleiten, unter welchen Bedingungen ſie das 1546 ſchon zu Trident eröffnete und das Jahr darauf nach Bologna verlegte Concilium beſchicken könnten. Da aber der Papſt (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaiſers wieder in Trident fortſetzen laſſen wollte, ſo legte dieſer eine förmliche Proteſtation gegen daſſelbe ein, und ließ, um den Papſt noch mehr zu kränken, nun über die Mittel berathſchlagen, wie man auch ohne Concilium die Religionsirrungen beilegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu auserſehenen Männern ein Aufſatz entworfen, wie es in Hinſicht der Hauptpunkte des chriſtlichen Glaubens, des Gottesdienſtes und der Kirchenverbeſſerung bis zu einem künftigen Concilium einſtweilen (interim) gehalten werden ſollte. Dieſer Aufſatz heißt deßwegen das Interim, oder zum Unterſchiede des bei dem Religionsgeſpräch zu Regensburg (1541) zum Grunde liegenden Interims das augsburgiſche Interim. (S. d. Artikel Interim.) In dieſer Schrift war die religiöſe Freiheit der Proteſtanten ſehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren faſt durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiſer genehmigte den Aufſatz, ohne ihn wohl eigentlich geleſen zu haben, weil er ja ſonſt die Proteſtanten nicht hätte gegen den Papſt gebrauchen können; man verſicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geſchehen ſey, und dies mußte er um ſo eher glauben, je mehr der Papſt dagegen eiferte. Der Kaiſer hatte offenbar eine falſche Maßregel ergriffen, denn durch das Interim erbitterte er die Proteſtanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächſte Veranlaſſung, daß die Ausführung ſeines weitern Planes auf Deutſchland ſcheiterte. Nur wenige Stände nahmen es ohne Weigerung an, ſelbſt Moritz, von dem man am wenigſten Widerſtand erwartet hatte, überſchickte es erſt ſeinen Theologen, mit dem Bedeuten, es zu unterſuchen, der Wahrheit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Punk-

ten, wo man allenfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenklichkeiten zu machen. Allein es ward dennoch alles Widerſpruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme deſſelben an mehrern Orten mit Gewalt durchgeſetzt. Selbſt Moriz ſchien, ungeachtet einer eingegebnen Gegenſchrift, dem Beiſpiel der andern Reichsſtände folgen zu wollen, da er, nachdem man nach mehrern Verhandlungen im leipziger Interim (den 22ſten Dec. 1548) darin übereingekommen war, in wie weit man dem Willen des Kaiſers Folge leiſten könne, Anſtalt machte, den äußern Gottesdienſt darnach umzuformen. Allein nicht nur in Sachſen, ob man hier gleich nur in den ſogenannten Mitteldingen oder Adiaphoris dem augsburger Interim folgte, ſondern überhaupt in ganz Deutſchland entſtanden die größten Unruhen, die proteſtantiſchen Prediger verließen größtentheils ihre Ämter, das Volk wurde an mehrern Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, und mehrere proteſtantiſche ſowohl als auch catholiſche Fürſten vermochten, die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die letztern waren überhaupt noch unzufrieden, daß den Proteſtanten noch ſo viel, ſelbſt die Kirchengüter, gelaſſen worden wären. Unter ſolchen Unruhen verging das Jahr 1548 und ein Theil des folgenden. Da ſtarb der Papſt, und der neu erwählte, Julius III., ließ ſich bereitwillig finden, die Synode zu Trident fortzuſetzen. So konnte doch das ärgerliche Interim allmählig in Vergeſſenheit gebracht werden, und der Unwille der catholiſchen Fürſten mußte ſich legen, da ſie den Kaiſer nun wieder mit dem Papſte im Einverſtändniſſe ſahen. Die herrſchſüchtigen Plane des Kaiſers aber wurden von dem klugen Moriz bald durchſchaut, beſonders ſeitdem jener auch damit umging, ſeinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs zu verſchaffen und das Kaiſerthum erblich zu machen. Moriz nahm ſich daher vor, ſeiner Anmaßung Gränzen zu ſetzen und Deutſchlands Freiheit zu ſichern, ſollte er auch das Opfer dafür werden; ohne noch zu erwähnen, daß er ſich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mußte, weil der Kaiſer auf alle ſeine Bitten wegen der Befreiung ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Proteſtanten mußten zu dieſer Zeit ſchon wegen des Conciliums in großer Unruhe ſeyn, da der Papſt in ſeiner Bulle auf ſie gar keine Rückſicht nahm, ſich nach wie vor den Statthalter Chriſti nannte und nur die geiſtlichen Stände zum Concilium berief; und der Kaiſer vermochte weder durch ſein Verſprechen, daß er ſein ganzes Anſehen verwenden wolle, um die Handlungen auf demſelben in einen chriſtlichen, billigen und ordentlichen Gang zu bringen, noch durch die Verſicherung eines freien Geleites und freien Zutritts, ſie zu beruhigen; denn ſie ahneten als nur zu gewiß, daß er von dem Concilium nur einen neuen Vorwand ſuche, ſie und ihre Lehre völlig zu unterdrücken. Der Unwille und die Gährung der Gemüther war daher bei ihnen aufs höchſte geſtiegen, das Äußerſte wollten ſie aber noch abwarten, und dieſes mußte ſie auch zum furchtbarſten Gegenkampf entflammen. Indeß ſie aber träge vor ſich hinſtarrten, war Moriz allein thätig, indem er alles anwendete, ſich dem Kaiſer gefällig zu machen, um auf dieſe Weiſe noch mehrere Mittel in die Hände zu bekommen, ſeine kühnen Abſichten gegen ihn auszuführen. Da ihm die Vollziehung der Reichsacht über das noch widerſpenſtige Magdeburg übertragen worden war, ſo wurde es ihm leicht, eine ſtarke Armee aufzu-

bringen, beſonders da die benachbarten Kreisſtände zu ſeiner Unterſtützung aufgeboten wurden und der größte Theil der Unkoſten aus der Reichscaſſe beſtritten werden ſollte. Nun konnte er, da Magdeburg ſehr feſt war, ohne Verdacht einer anderweitigen Abſicht zu erregen, große Zurüſtungen machen; doch ſuchte er die Ausführung ſeines Planes immer noch hinzuhalten, bis ſich der Kaiſer von Augsburg weg, wo er noch viele Truppen beiſammen hatte, in die Nähe des Conciliums ziehen würde. Da ſich aber die Wiedereröffnung deſſelben noch eine Zeit lang verzog, ſo ſuchte Moriz die wegen der Übergabe der Stadt eingegangenen Vergleichsunterhandlungen noch länger hinzuhalten, ſchloß ganz in der Stille zu Locha den 5ten Oct. 1551 nebſt dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Heſſen, dem Herzog Albrecht von Meklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiſer ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6ten Nov. mit Magdeburg wegen der Übergabe einen Vergleich geſchloſſen, wobei er wohl ſein Geheimniß, wenigſtens den Hauptleuten der Beſatzung entdeckte, denn dieſe traten ſogleich mit allen ihren Truppen in die Dienſte des Herzogs von Meklenburg, ſo wußte er den Kaiſer nicht nur wegen der Nichtentlaſſung ſeines Heeres, ſondern auch wegen der mancherlei von ihm und ſeinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuſchen. Mit Anbruch des nächſten Frühlings (den 20ſten März 1552) brach er mit ſeinen Truppen aus Thüringen, wo ſie Winterquartiere gehalten, auf, den 25ſten erfolgte die allgemeine Vereinigung ſämmtlicher Bundesſoldaten bei Schweinfurt, dann ging es im reißenden Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31ſten Märzes ſtanden ſie ſchon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeſte, das ſie auf dieſem ſchnellen Zuge ausbreiteten, gaben ſie der Welt folgende drei Gründe zu dieſem Kriege an: Tyrannei des Kaiſers wegen der Unterdrückung der evangeliſchen Lehre, Treuloſigkeit deſſelben gegen den Landgrafen und das gewaltſame Verfahren gegen die Reichsverfaſſung. Der Kaiſer, nicht gerüſtet und außerdem von mehrern Seiten ſchon Krieg befürchtend, verſuchte durch ſeinen Bruder Ferdinand mit Moriz zu unterhandeln, und man kam auch endlich den 1ſten Mai darin überein, daß den 26ſten Mai zu Paſſau ein Friedenscongreß eröffnet und von dieſem Tage an ein allgemeiner Waffenſtillſtand angehen ſollte. Bis zu dieſer Zeit hoffte aber Moriz, noch mehr zu erreichen, ſchnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiſer am Fuße der Alpen die Päſſe beſetzt hielt, überfiel ſie den 18ten bei Reuten und ſchlug ſie völlig, den Tag darauf eroberte er die ehrenberger Klauſe mit Sturm, und ſtand den 22ſten nur noch zwei Meilen von Inſpruck. Hätte er gleich nach der Eroberung der ehrenberger Klauſe dahin eilen können, ſo würde er den Kaiſer, der dort am Podagra krank lag, ſelbſt haben gefangen nehmen können. Nach dieſen ſo glücklichen Fortſchritten Morizens konnte man wohl zu Paſſau beſſere Unterhandlungen erwarten. Moriz verlangte nichts weiter, als uneingeſchränkte Religionsfreiheit für die Proteſtanten, Loslaſſung des Landgrafen aus der Gefangenſchaft, und Abſtellung aller Beſchwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Allein der Kaiſer, der im Augenblicke ſeiner Flucht dem gefangenen Churfürſten die Freiheit geſchenkt hatte, damit ſich ſeiner Befreiung Moriz nicht rühmen könne, vornehmlich da auch Johann Friedrich ſelbſt ſie die-

ſem nicht verdanken mochte, konnte unmöglich jetzt, nach einer ſo ſchimpflichen Flucht, ſeiner ſo lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumſchränkte Herrſchaft über Deutſchland entſagen. Allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerſtreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und ſo ward denn den 31ſten Juli der passauer Vertrag geſchloſſen, wodurch nicht nur der Landgraf ſeine Freiheit bekam und die im ſchmalkaldiſchen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, ſondern auch die proteſtantiſche Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich über die beiden Hauptpunkte des Friedens, über die Abſtellung der Beſchwerden wegen der gewaltſamen Eingriffe in die beſtehende Reichsverfaſſung und über die Religionsangelegenheit, man noch auf dem in ſechs Monaten anzuſtellenden Reichstage unterhandeln wollte, ſo ſollte doch ſchon von dieſem Augenblicke an zwiſchen den evangeliſchen und catholiſchen Ständen ein völliger Friede herrſchen, und keiner von beiden Theilen wider ſein Gewiſſen und Willen auf einige Art beſchwert, ſondern ruhig und friedſam bei ſeinem Glauben und ſeiner Religion gelaſſen werden. Die Religionsſtreitigkeiten wollte man nur durch gelinde, gottgefällige und billige Mittel beilegen. In einem beſondern Nebenvertrag ward dann noch feſtgeſetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch künftig bleiben ſolle, wenn es auch auf dem nächſten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht ſprechen, ſondern auch zu demſelben augsburgiſche Confeſſionsverwandte laſſen ſollte. Das alles ward vom Kaiſer, vom römiſchen König, und auch von allen zu dieſen Unterhandlungen gezognen Ständen gebilligt. Von dieſem Zeitpunkte an kann man eigentlich die Bildungsgeſchichte der lutheriſchen Partei als geſchloſſen anſehen, denn der nächſte Reichstag ſollte nur noch einiges näher beſtätigen. Allein dieſer konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht im Reiche noch verurſachten Unruhen, theils auch wegen des franzöſiſchen Kriegs nicht ſo bald gehalten werden. Der Kaiſer benahm ſich während der Zeit höchſt zweideutig, und die Proteſtanten, welche ſchon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Churfürſten Moriz in der Schlacht bei Sievershauſen (1553) beunruhigt worden waren, ſchwebten noch zwiſchen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu Augsburg zu Anfange des Jahres 1555 zu Stande. Die Religion war die erſte Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen ſeines Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium, noch von einem Religionsgeſpräch eben viel erwarte, man ſolle lieber auf Mittel denken, wie der Friede und die Ruhe im Reiche bei aller Verſchiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könnte, und ſo wurde denn auch zur Abfaſſung eines ſolchen Friedens geſchritten. Ein Ausſchuß aus dem fürſtlichen Collegium ſowohl als aus den churfürſtlichen Geſandten arbeitete, jeder für ſich, an einem Entwurf dafür, über den man ſich auch bald verſtändigte. Es ſollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsſtand wegen ſeiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, ſondern bei ſeinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelaſſen werden; Religionsſtreitigkeiten ſollten nur durch chriſtliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die

geiſtliche Jurisdiction ſollte über den Glauben der Proteſtanten und ihre Ceremonien keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andre der Religion wegen ſollte geſtattet ſeyn, und endlich ſollte dieſer Friedſtand ſtet, feſt und unverbrüchlich gehalten werden, auch wann durch kein Mittel ein Religionsvergleich zu Stande kommen ſollte, und alſo ein beſtändiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede aufgerichtet und beſchloſſen ſeyn und bleiben. Nur zwei Punkte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von ſechs Monaten erzeugten. Die Proteſtanten verlangten nämlich, daß es auch den geiſtlichen Ständen freiſtehen ſolle, zur augsburgiſchen Confeſſion zu treten, die Catholiken hingegen erklärten, daß dieſe in ſo weit ausgenommen würden, daß jeder Geiſtliche, der zur proteſtantiſchen Lehre überträte, ſeines Amtes und Standes ipso jure et facto entſetzt erklärt würde. Dieſen Punkt, weil ihn die Catholiken als ein Vorrecht ſich vorbehielten, nannte man den geiſtlichen Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum. In dem Reichsabſchiede wurde bemerkt, daß ſich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erkläre der römiſche König im Namen des Kaiſers, wie es in ſolchen Fällen gehalten werden ſolle. Jeder Erzbiſchof nämlich, Biſchof, Prälat oder Geiſtliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, ſolle auch ſogleich ſein Amt abtreten und auf alle Einkünfte deſſelben, jedoch ohne Nachtheil ſeiner Ehre und Würde, Verzicht thun. Man behielt ſich aber doch von Seiten der Proteſtanten eine Reſervation vor, den Streit hierüber bei günſtiger Gelegenheit erneuern zu können. Ohne dieſen Vorbehalt würden wahrſcheinlich noch vor einem Jahrhundert die meiſten, wo nicht alle geiſtlichen Staaten die Reformation angegeben haben. Der zweite Punkt betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Communen und Unterthanen, ſo der augsburgiſchen Confeſſion verwandt und unter catholiſchen Fürſten und Ständen geſeſſen, die Religionsfreiheit genießen ſollten. Ferdinand mußte auch dieſe Frage entſcheiden, und er entſchied alſo: daß diejenigen von Adel, Städte und Unterthanen unter catholiſcher Obrigkeit, die der augsburgiſchen Confeſſion bisher anhängig geweſen und ſolchem Glauben und Kirchenceremonien noch beipflichteten, davon nicht gedrungen, ſondern bis zur chriſtlichen Vergleichung der ſtreitigen Religion in Ruhe gelaſſen werden ſollten. Mit dieſen Beſtimmungen des römiſchen Königs über dieſe beiden ſtreitigen Punkte ward denn den 26ſten Sept. der völlig geſchloſſene Friede mit dem Reichsabſchiede publicirt. Man ſieht daraus von ſelbſt ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem feſten dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewiſſensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und darnach die übrigen Verhältniſſe der Reichsverfaſſung, der Fürſten und ihrer Unterthanen beſtimmen ſollen. Man ſchloß aber noch von dieſem Frieden die reformirte Partei aus, welche erſt im weſtphäliſchen Frieden mit der lutheriſchen gleiche Rechte erhielt. (S. den Art. davon.) I†n.

Religionsphiloſophie, darunter verſteht man überhaupt die philoſophiſche Nachweiſung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder beſondern Religion zum Grunde liegen müſſen, und die Erörterung der Anlage des menſchlichen Gemüthes dafür. Es iſt eine philoſophiſche Reflexion über Religion, in ſo fern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie un-

terſcheidet ſich von Religionsgeſchichte dadurch, daß letztere es mit der geſchichtlichen Entwicklung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der Anlage dafür zu thun hat, während erſtere die allgemeinen von Gott empfangenen Ideen in jeder beſondern Form der Religion nachweiſ't, und die Natur der Anlage des menſchlichen Gemüths dafür erforſcht. — Um in den Stand geſetzt zu ſeyn, jede Religionsphiloſophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philoſophie nur obenhin gekoſtet, führt ab von Gott, ganz erſchöpft, führt ſie zurück zu Gott. — Die Religion war vor aller Philoſophie über ſie practiſch wirkend vorhanden. — Die Philoſophie hat ſie als Erſcheinung bald erklären, bald begründen wollen. — Die Philoſophie erſchütterte oft die Religion, doch nicht minder oft wurde ſie durch den Glauben beſiegt. — In der Religionsphiloſophie herrſcht oft mehr der grübleriſche Verſtand als die beſonnene Vernunft; daher war es von jeher die Philoſophie oder die Reflexion, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion ſelbſt dem Begriffe nach auf Duldung hinwies; darum hat auch nie die Religion als ſolche Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über ſie oder die Religionsphiloſophie, in der weiteſten Bedeutung genommen. Während der religiöſe Glaube des Volks Gott für die Erlöſung dankte, ließen die Philoſophen den Erlöſer kreuzigen, damit ſeine Auferſtehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Verſuche zur Beförderung der Ehre Gottes leitete. Dieſer Verſuch iſt ſchon öfter ſeit der Gründung des Chriſtenthums wiederholt worden, jedoch ſtets mit gleichem Erfolge. — Im Verhältniſſe zum Chriſtenthum nennt man die Religionsphiloſophie Philoſophie des Chriſtenthums. — Der Zweck der Religionsphiloſophie iſt: in Sachen des Glaubens und zwar des innigſten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menſchlichen Natur und ihre Gränzen zu beſtimmen. Sie ſoll das vom Kopf getrennte Herz in Einſtimmung mit einander ſetzen, und dafür ſorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu ſeyn, und ſich nicht zum bloßen Wiſſen geſtalte. W. L.

Religionsſchwärmerei iſt eine Überſpannung des Gefühls und ein Ausſchweifen der Einbildungskraft bis zu dem Grade, wo man Einbildung und Träume für wirkliche Thatſachen hält und ſich zu Wünſchen und Handlungen verleiten läßt, welche auf Vorausſetzung der Wahrheit jener Thatſachen beruhen und zwar alles dies gedacht in Bezug auf das religiöſe Denken und Handeln eines Menſchen. Wenn ſich der Menſch in dieſem Zuſtande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beſchäftigt, ſo nennt man es phyſiſch-hiſtoriſche, wenn er ſich aber Einbildungen und Ideen hingibt, metaphyſiſch-religiöſe Schwärmerei. — In der Geſchichte der Religionsſchwärmerei findet man, daß die practiſch-religiöſe der theoretiſch anſchaulichen, daß das Ausſchweifen im Thun und Dichten dem Ausſchweifen im Wiſſen und Speculiren voranging. — Unwiſſenheit und Verachtung gegen ſorgfältiges Forſchen und gegen Gelehrſamkeit verbunden mit Entnervung des Körpers, waren ſtets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwiſſenheit und üppiger Verſchwendung und Entnervung die meiſten Schwärmer lebten. — Die Religionsſchwärmer erhielten oft in den finſterſten Jahrhunderten die Rechte des freien und

eignen Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren ſie die größten Feinde des Fortgangs deſſelben. W. L.

Religionsunterricht. Bevor der ſpecielle methodiſche Unterricht in der Religion erörtert werden kann, iſt es nöthig, über Religion und religiöſe Erziehung im allgemeinen zu ſprechen. — Religion iſt Glaube, Liebe, Wahrheit, Hoffnung. Hören wir unſern Luther über Religion als Glaube gedacht. Der Glaube iſt nicht menſchlicher Wahn noch Traum, was viele für Glauben halten, ſondern ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menſchen von Herzen, Muth, Sinn und Kräften, und bringt den heiligen Geiſt mit ſich. O es iſt ein lebendig, ſchäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich iſt, daß er nicht ohne Unterlaß ſollte Gutes wirken. Glaube iſt eine lebendige, erwogene Zuverſicht auf Gottes Gnade, ſo gewiß, daß er tauſendmal darüber ſtürbe. Solche Zuverſicht und Erkenntniß göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und luſtig gegen Gott und alle Creaturen: welches der heilige Geiſt thut im Glauben. Daher der Menſch ohne Zwang willig und luſtig wird, jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lob, der ihm ſolche Gnade erzeigt hat. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, ſonſt bleibeſt du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichteſt und thuſt, was du willſt und kannſt, nicht, was du ſollſt. — So wie das eine und ewige Licht des Glaubens, kraft des Geiſtes Gottes, in dem menſchlichen Gemüthe aufgegangen iſt, wird die Dunkelheit des Bewußtſeyns der Welt und Natur an ſich immer mehr vertrieben und Gott auch in ihnen geſehen und erkannt. — Wie jeder über die höchſten und heiligſten Angelegenheiten denkt, wie er an Gott glaubt, und in dieſem Glauben handelt, kurz nach ſeinem Glauben an die ewigen und überſinnlichen Dinge und je nachdem derſelbe ſchwächer oder ſtärker iſt, darnach beſtimmt ſich ſein Charakter. Was alſo Religion dem Volke und in ihm iſt, das iſt ſein weſentlicher Charakter, wodurch es ſich von andern Völkern unterſcheidet. Dies dient nicht allein zur Vergleichung der Völker des Alterthums und des Chriſtenthums, ſondern auch der Völker des Chriſtenthums unter einander. Die beiden Grundformen des Chriſtenthums, proteſtantiſche und catholiſche Religion, haben den Nationalcharakter der neuern Völker entwickelt. Seit dem Chriſtenthume gibt es außer demſelben kein tüchtiges und wahrhaftiges Volk, alle andere Familien ſind ungeſund. — Ohne den lebendigen Glauben, daß in dem Leben in Jeſu die einzige Seligkeit ſey, kann auch das geſellige Leben nicht entſtehen oder gedeihen; wo dies erloſchen iſt, kann kein kirchliches Leben Statt finden; denn es hat niemand etwas mitzutheilen. Die Liebe zu Chriſto allein iſt auch die Liebe zu unſern Brüdern, und die Seele jedes Vereins mit ihnen. — So wie der Körper auf der Erde als feſtem ſichern Grunde fußt, und das Auge nie fürchtet, von ihr abwärts in den unendlichen leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweis fodert und einen dafür bedarf, daß der Körper ſicher auf dem Boden ſtehe, ſondern wir eben dadurch, daß wir ſo furchtlos und zweifellos auf der Erde ſtehen, erſt fähig und geſchickt werden uns mit Sicherheit aller Orten hinzubewegen, und die Welt anzuſchauen, ſo fußt der Geiſt im Glauben als ewig ſicherm Urgrunde alles Wiſſens und Erkennens, alles Handelns und Stre-

bens, ohne je einen Beweis für denſelben zu fodern, noch eines zu bedürfen. So wie das Geſetz der Schwere den Menſchen unmittelbar, ohne daß er es weiß, noch irgend nie fühlt, an der Erde feſthält, ſo hält der Glaube den Geiſt feſt in einem unmittelbaren Gefühle, in Gemeinſchaft und Zuſammenhang mit Gott, und beruhend in ihm und auf ihm, geht dem Geiſte ſodann erſt durch die mittelbare Verſtandesthätigkeit die ſinnliche Welt in ihrem Leben, Werden und Seyn recht auf, und wird ihm verſtändlich und begreiflich. Im Glauben herrſcht das unſichtbare Geſetz des harmoniſchen Gleichgewichts der Geſammtthätigkeit des Geiſtes. — Ohne Glauben ſteht ſich der Menſch überall im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntniſſe, aus dem momentanen Gefühle, ſelig zu ſeyn in der Wahrheit, ſchreckt der Zweifel, die Angſt des Begreifens, das Gemüth auf, wie das fieberhafte Zucken der Glieder das Gefühl der Geſundheit ſtört. — Der Glaube iſt der erſte unbeweisbare und eben durch ſeine Erhabenheit über alles Beweiſen gerade der ſicherſte Erklärungsgrund alles Lebens und Seyns: er iſt aber nicht etwa ein ſchwärmeriſches Schauen ins Unendliche, Leere, Blaue hinein und hinaus; auch nicht bloß ein ſeliges Gefühl, wo man mit dem Weltall und ſeinem Leben identificirt und um in daſſelbe hineinzuſchwimmen, ſich in Luft, Waſſer, Licht u. ſ. w. auflöſen möchte: ſondern er iſt die Uranſchauung des menſchlichen Geiſtes von Gott, vom Offenbarſeyn Gottes in uns ſelbſt, was, ſo wie es iſt, ganz ohne unſer Zuthun, d. h. Offenbarung iſt; ein feſtes Beſtehen und Beruhen in ihm, als dem Urgrunde, Schöpfer und Erhalter unſers Seyns und Denkens, ſo wie alles übrigen. Im Gemüthe des Gläubigen erhebt ſich daher nie die Frage, warum Gott ſo ſey und ſeyn könne, ſondern der Geiſt weidet ſich nur immer in der Anſchauung ſeiner, des Unbegreiflichen, Unergründlichen und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anſchauung deſſen, der ſo iſt, wie er iſt. Das iſt das ſelige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung ſeines Weſens darin fühlt, wenn er ſich von Gott und ſeinem Weſen nicht wie von einem Rechenexempel logiſch und dialektiſch Rechenſchaft geben kann; daß ihm gerade die Anerkennung und Anſchauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wiſſens wird. Der Gläubige weiß, daß durch die möglichſte Aufhellung der Natur und Geſchichte Gott nicht begreiflicher, ſondern nur anſchaulicher in ſeiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und ſeyn würde. — Der Glaube iſt nicht eine unendliche Öde und Leere, wohin der eine ſeine Indifferenz, der andre eine Weltſeele, oder moraliſche Weltordnung und dergleichen Geſchöpfe ſtecken könne, um ſie zu erfüllen, ſondern der Glaube iſt ein lebendiger und erfüllter, weder von Natur, noch durch Reflexion, ſondern durch göttliche Offenbarung wurde er erfüllt. — So wie das ſinnliche Auge überall vermöge des Horizontes Gränze und Ende ſieht, jedoch mit jedem Schritte die Ausſicht ſich erweitert und die Gränze zurückzieht, im Grunde aber nirgends Gränze und Ende an ſich, ſondern alle Gränze nur Täuſchung iſt, ſo iſt es auch mit dem Verſtande. Er ſieht und begreift und denkt nur immer ein Endliches, ſetzt Anfang und Ende, Urſach und Wirkung, und muß auch ſo verfahren. Da nun aber an ſich betrachtet, nirgends absolute Gränze, Wirkung und Urſache iſt, iſt eben der Glaube die Anerkennung jenes unmittelbaren Gränzloſen,

Ewigen, des lebendigen Gottes, der durch jeden Fortſchritt des Verſtandes nur immer mehr in ſeinem Glauben beſtärkt wird, indem er nur immer jede Gränze wieder zerſtört und aufgehoben ſieht, die die Vernunft ſich ſetzte oder geſetzt glaubte. — Daher iſt es die unerlaßliche Foderung des Glaubens und der Religion, die Vernunft, d. h. die Art und Weiſe und Methode irdiſcher Kenntniſſe, zu verläugnen bei der Kenntniß von Gott und ſeinem Weſen. — Wie kommt der Menſch zum Glauben? Der Menſch iſt beſtimmt, im Glauben an Gott zu leben und zu handeln. In und mit dieſem Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; denn kraft dieſes Glaubens, der nur durch Gott ſelber in ihm iſt, iſt er auch in der lebendigen Gemeinſchaft mit ihm. Die Kirche Chriſti beweiſ't ſo an ihm, dem Einzelnen, ſchon ihre göttliche Kraft und Gewalt, und läßt ihn nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glaubens, der nur ſein Glaube iſt, bedarf der Pflege, der Nahrung, der Bildung und Erziehung. — Durch wen oder was anders, als ſelbſt wieder nur durch den Glauben Anderer kann dies geſchehen? Was immer ſonſt auch dem Menſchen dargeboten werden mag zur Stärkung ſeines Glaubens; er ſelbſt, dieſer heilige Geiſt des Glaubens löſcht gewaltſam Alles aus, was nicht rein allein wieder er ſelber iſt; nur an dem Göttlichen allein kann ſich das Göttliche erwecken und entzünden. Darum wird auch nun und nimmermehr etwas ausgerichtet in dieſer Sache, es ſey denn durch fleißiges Gebet zu Gott, daß er uns ſeinen Geiſt verleihe, d. h. durch eine ſtarke und unüberwindliche Frömmigkeit der Ältern und Lehrer. Es gibt Zeiten, ſo wie auch einzelne Menſchen, denen Gott die Gnade, in ihm zu leben und ſelig zu ſeyn, entzieht, und andere, denen er ſie gewährt, je nachdem ſie darum zu beten verſtehn, d. h. den wahren und allein ſeligmachenden Glauben haben. Stark und mächtig wird der Menſch durch Gott, und unausſprechlich viel vermag er dann auch, ſelbſt die, welche ſchwächern Glaubens ſind, ſich nachzuziehn und zu gleicher Höhe emporzuheben. Dieſem Geiſte, dieſem Glauben können wir nicht widerſtehn, wo er ſo vertrauungsvoll ſich ausſpricht; wo ein ſolcher Glaube lebt im Leben und in der Predigt, da wird ſich das Volk verſammeln. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt durch das Wort Gottes, d. h. wir ſind durch Erziehung und Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren Bewußtſeyn von Gott gebracht worden. Als Kinder hängen wir an den Lippen der Ältern und Lehrer, wenn ſie von Gott und ſeinem wunderbaren Weſen, von den Schickſalen und Thaten großer und frommer Menſchen, überhaupt von der heiligen Geſchichte erzählen; wir glauben und ſind freudig erſtaunt über den wundervollen Gott und ſeiner frühern Offenbarungen an die Menſchheit. So mit der Muttermilch und der Liebe ſelbſt geht Gottes Wort in unſer kindliches Gemüth ein, ja ſchon um unſre Wiege klingen heilige Geſchichten, und das kaum geſchaffene Ohr wird ſchon gewöhnt, von Gott zu hören. Späterhin nun erzählen Ältern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Gottes, von ſeinen wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen ſie dem Kinde ſeinen vorſehungsvollen Rath, und wo Andere nur das Spiel des Zufalls und das Getriebe der Naturgeſetze erblicken, ſehen ſie Gott. So wird das Kind ſchon früh gewöhnt, anfangs nur gewöhnt zu hören und zu

glauben vom Allgegenwärtigen, Allerfüllenden, den es doch nicht ſieht; von dem Allmächtigen und Allweiſen, den es nirgends erblickt. Jedes Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus ſeiner Hand genommen, aus der Hand, die es nicht ſchaut. In den Kirchen ſieht es die Menſchen verſammelt, alle ſind reinlich und feſtlich gekleidet; die gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens und der Werkeltage ruhen; alle ſind vereinigt, Einem zu dienen, den ihre Augen nicht ſchauen, zu Einem zu beten, den ſie nicht ſinnlich wahrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich ſonſt dem Kinde erſcheinen mag, König, Obrigkeit, Ältern, Lehrer, alle beugen ſich hier vor einem noch höhern Könige, der doch immer verborgen vor ihren Augen bleibt und ihm danken ſie hier für alles Gute, auch für das Böſe, ob ſie gleich alles ſelbſt in Mühe und Schweiß gearbeitet und ſo ſich doch alles ſelbſt verdient zu haben ſcheinen. So lernt der menſchliche Geiſt glauben, und ſchon ſo früh ſein Sehen, Denken, Dichten und Meinen verläugnen, lernt nicht zweifeln an dem, was er nicht ſieht, lernt zuverſichtlich wiſſen, was er hofft. So lernt der Geiſt glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches ſchauen kann. Der Geiſt, der alles nur als entſtanden und vergehend begreift, wie er es ſieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entſtanden iſt, an ein Weſen und Daſeyn ohne vorhergehende Urſache. So verläugnet nun von Jugend an der Menſch ſeine Vernunft und lernt das Fürwahrhalten, was ſeinem natürlichen Weſen im Denken und Dichten widerſpricht. Iſt nun irgend eine Wahrheit und Lehre, ſo iſt ſie dem Menſchen erſt wahr, weil ſie mit dem Glauben übereinſtimmt, oder aus ihm hervorgeht, ſo daß der Gläubige weiß, er würde ohne ſeinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geiſt einen Ruhepunkt, wo er einkehrt, ſelig zu ſeyn in der Wahrheit, eine Heimath, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ablegen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine ſelige Anſchauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So iſt denn dem Menſchen das ganze irdiſche Leben gedeutet, und das Räthſel ſeiner Beſtimmung gelöſ't. Er weiß, von wem er iſt, was er hier iſt und ſeyn ſoll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater iſt er ausgegangen, was er hier iſt, iſt er durch den Sohn, und der Geiſt, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einſt dem Vater wieder zu, wo er Alles in Allem iſt. — Das iſt aber nicht das Einzige und Wichtigſte der Erziehung, daß wir uns geiſtig ſo im Denken und Erkennen verläugnen lernen; denn Gottes Wort ſoll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, ſondern als Kraft ſeyn und wirken. Darum gewöhnt man auch das Kind ſchon früh, alles ſein ſelbſtiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen iſt. Alles Unrecht und Böſe wird daher durch den Glauben ſelbſt bekämpft, und man lehrt ſchon das Kind um Vergebung der Sünden bitten, wie man überhaupt daſſelbe beten lehrt. Wie unausſprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion ſind, kann man nur dann lernen, wann man es die Religion als ein Gottes Wort lehrt. Hier kann man ſehen, was es heiße: im Munde der Unmündigen hat er ſich ein Lob zubereitet. Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft, ſo finden wir

dich Natur und Erfahrung beſtätigt, daß die Ahnung der Religion am reinſten und unverdorbenſten da ſich zeigt, wo keine methodiſche Begriffsentwicklung Statt haben konnte, und daß oft das ungebildet einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und unverfälſchter in ſich trage, als der zum Gipfel des Wiſſens erhobene, vielfältig unterrichtete Geiſt des methodiſch Gebildeten. Dieſe Erſcheinung zeigt uns, die Tiefe der menſchlichen Natur und die Schranke des wiſſenſchaftlichen Strebens. — Der Unterricht in der Religion erfolge weder zu früh, noch zu ſpät. Nicht zu früh, d. h. nicht eher förmlich, bevor nicht die Wahrzeichen des Verſtandes eintreten: das frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Kinde die Religion, ſie wird zum Scheine, ſtatt Herzensſache zu ſeyn. Nicht zu ſpät, d. h. nicht erſt dann, wenn ſich in dem Gemüthe Zerſtreutheit und Leichtſinn, Selbſtſucht und Zweifelsgeiſt feſtgeſetzt haben; er darf nicht zu ſpät angefangen werden, weil die religiöſe Idee unter den Sorgen der Erde und die religiöſe Hoffnung unter den Widerſprüchen der Ereigniſſe verloren geht, wenn ſie in keinen guten und tiefen Boden geſenkt iſt. Gehören die religiöſen Vorſtellungen nicht zu den älteſten und herrſchendſten in uns, mit denen wir am längſten vertraut ſind, welche ſich folglich mit unſrer Geſammtbildung innigſt verſchmolzen haben, ſo nimmt ſich der bürgerliche Menſch für die Religion nicht mehr Zeit. — Die erſte religiöſe, d. h. fromme Lehre ziehe ſich das Kind ſelbſt ab — aber aus dem Leben frommer Menſchen, namentlich der Knabe von dem Vater, die Tochter von der Mutter. Ältern müſſen vor ihren Kindern in einem unaffectirt frommen Leben wandeln, und ihren Kindern als Kinder und Prieſter Gottes die Weihe zum Reiche Gottes geben. Die erſte Religionslehre werde den Kindern in der Anſchauung gegeben: eine Religion in lebendigen, ſtets gegenwärtigen Beiſpielen ſey alſo der erſte Unterricht in der Religion. Hierauf gebe man den Kindern die Erzählungen aus der alten fernen orientaliſchen heiligen Welt der Bibel in Auszügen, füge an jede verſtandene Erzählung einen bibliſchen Spruch, in welchem die Reſultate ähnlicher Erfahrungen, welche die vorher erzählte oder geleſene Geſchichte vergegenwärtigte, kurz und deutlich ausgeſprochen ſind, damit in der Zukunft bei der Erinnerung an jene Sprüche zugleich die dafür früher angeſchauten Thatſachen zur Erklärung derſelben dienen können (die bibliſchen Geſchichten von Schmidt dürften dafür am zweckmäßigſten befunden werden, zunächſt dieſen die bibliſchen Geſchichten nach Hübner mit Sprüchen und Liedern in Schwelm herausgekommen). Ehe alſo ein Spruch gelernt wird, müſſen Ältern und Lehrer mehrere wahrhafte Geſchichten zum Verſtändniß des Inhalts des Spruches vorausgeſchickt haben; dabei hüte man ſich ſorgfältig, nie Geſchichten zu erfinden oder zu erdichten, nur mit wirklichen Thatſachen befreunde man die Unſchuld. Um nun auch außer der bibliſchen Geſchichte das religiöſe Leben anderer Familien für den Unterricht in Anſpruch nehmen zu können, ſo wähle man ſolche Bücher, welche wirkliche Thatſachen aus dem religiöſen Leben der Vergangenheit und Gegenwart zu dieſem Behufe enthalten (die Sammlung von Ewald in 3 Bänden unter dem Titel: Beiſpiele des Guten, hat ſich ſehr zweckmäßig für dieſen Zweck gefunden; ſie verdient deßhalb Auszeichnung, weil der

Herausgeber nur wahre Thatſachen aufgenommen hat). — Aus dieſem Gehörten bildet ſich im Kinde eine Reihe religiöſer Vorſtellungen von einer nicht bloß mächtigen, ſondern auch wohlwollenden und ſtrafenden Aufſicht über das Thun der Menſcheh; behaltbar ſind ſie ihm durch die Sprüche geworden, und dieſe ſind nun, da ſie durch die Geſchichte verdeutlicht worden, nicht als etwas dem Kinde Aufgedrungenes, ſondern als mit Hülfe des Lehrers ſelbſt erworbene Weisheit zu betrachten. — Nächſt dieſen Erzählungen, welche aus dem religiöſen Leben einzelner Menſchen entlehnt waren, gebe man den Kindern kräftige, kurze hiſtoriſche Skizzen von den Veranſtaltungen Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; zeige die immer wiederkehrende Liebe des Vaters im Contraſte zu dem Ungehorſam und dem Undanke des größten Theiles ganzer Familien wider Gott, und ſuche auch dieſe Thatſachen durch bibliſche Sprüche behaltbar zu machen. Auf dieſe Belehrungen würde ein Liedercatechismus als zweckmäßige Erweiterung des früher eingeleiteten Spruchcatechismus folgen können. Durch dieſe Übungen iſt nun die Jugend vorbereitet genug, in der vorzuführenden Religionsgeſchichte jeden, immer gewagten Verſuch eine Nation, Gott beſtimmt zu denken und zu ehren, dennoch theilnehmend, alſo ohne Spott, ernſt und andachtsvoll zu beurtheilen; man zeige in dieſer Geſchichte recht deutlich, daß der Menſch weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus eigner Kraft erlangen und begründen konnte, ſondern durch die Liebe des Vaters darin unterſtützt werden mußte; dieſe Geſchichte iſt vorzüglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menſchen zur dankbaren Demuth zu ſtimmen. Mit alle dem, was ich bisher für die religiöſe Bildung als zweckmäßig angedeutet habe, glaube ich, iſt der Hauptgrundſatz der religiöſen Erziehung erreicht; bewirke, daß dein Zögling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er ſchaue den Unſichtbaren, wie er ſich auch an ihm nicht unbezeugt gelaſſen; nicht ferne von ihm iſt, und daß er ſich hüte, in keine Sünde zu willigen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier iſt nun der Übergang zu einer vollſtändigen Lebensgeſchichte Jeſu Chriſti geebnet; dieſe ordne man chronologiſch aus allen vier Evangeliſten, laſſe ſie die Kinder aus der Bibel ſelbſt leſen und füge dazu die practiſch-zweckmäßigſten Erläuterungen: es iſt nöthig zu erinnern, die Geſchichte Jeſu aus den heiligen Urkunden ſelbſt leſen zu laſſen, jede andre Quelle iſt getrübt. Mit der Lebensgeſchichte Jeſu beginnt der eigentliche poſitive Religionsunterricht, deſſen Hauptgrundſatz nur ſeyn kann: Das iſt das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer Gott iſt, und den, den er geſandt hat, Jeſum Chriſtum erkennet. Fragen wir, welche Methode bei dieſem Unterrichte zu wählen ſey, ſo kann nur die als die zweckmäßigſte betrachtet werden, welche Jeſus ſeinen Schülern ſelbſt vorgeſchrieben hat: gehet hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre und verkündiget das Evangelium allen Menſchen. Taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie halten, was ich euch befohlen habe. Jeder ſoll das, was er ſelbſt geworden, wieder an Andern bewirken. Die erſten Schüler ſahen ihn leben, dulden und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Belege zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte

ihnen den Grund ſeiner Handlungsweiſe, ihren Werth und ihren
Zweck, und ſo konnten ſie nicht anders, ſie mußten nach und nach
erkennen, daß er ſey Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes,
der Meiſter von Gott geſandt, der Weg der Wahrheit, die da ſe-
lig macht. Auf dieſelbe Weiſe, die ſich an ihnen ſelbſt bewährt
hatte, wirkten nun auch die Jünger Jeſu auf ihre Schüler. Er
und nur er war der Gegenſtand ihrer Lehren, ihre
Aufgabe war das Gemählde ſeines Lebens und ſeines Charakters.
Sie hatten ihn geſchaut von Angeſicht zu Angeſicht, ihre Schüler
konnten ihn nur mit dem innern Auge ſchauen; war aber nur ihr
Gemählde treu, ſo durften ſie verſichert ſeyn, daß, wer es ge-
ſchaut, ergriffen werde von ſeiner Erhabenheit, daß er ihn lieben,
und in Liebe thätig ſeyn werde. — Nicht die Bruchſtücke von Aus-
ſprüchen und Reden Jeſu, nicht einzelne Scenen aus ſeinem Leben
machen den Leſer und Hörer bekannt und befreundet mit ihm, ſon-
dern nur die vollſtändigſte und treuſte Darſtellung deſſelben. Wie
die erſten Religionslehrer nicht einzelne Sprüche
Jeſu citirten, um ihre religiöſen Anſichten vorzu-
tragen, und damit zu unterſtützen, auch nicht die
einzelnen Evangelien eins nach dem andern leſen
ließen, ſondern das ganze Gemählde ſeines Lebens
vor die Augen ihrer Schüler zu bringen wußten, in
welchem jede Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That,
welche es begleitete; ſo ſoll auch jetzt noch jeder chriſtliche Reli-
gionslehrer die große Aufgabe zu löſen ſuchen, ſeine Schüler be-
kannt und befreundet mit Jeſu ſelbſt zu machen. Den meiſten Kin-
dern, welche von Jeſu nur zu plappern wiſſen, was ſie im Spruch-
büchlein, Catechismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig
gelernt haben, fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die ein-
zige Quelle des Lebens iſt. — Bei dem practiſchen Leſen der Le-
bensgeſchichte Jeſu muß der Lehrer darauf ſehen, a) daß der Schü-
ler das Leben des Göttlichen, als vollendetes Gemählde, als ein
Ganzes an- und überſchaue; b) dann ſoll ihm die Lehre deſſel-
ben, als ein vom Leben getrenntes Ganzes klar werden; c) endlich
ſoll er ſich ſelbſt Rechenſchaft geben von den Gründen der Wahr-
heit deſſen, was er glaubt, darum, weil er ſich von der hohen
Würde Jeſu überzeugt hat, um durch dieſen Glauben das Leben
zu haben in ſeinem Namen: kürzer, er ſoll zuerſt die Lebensge-
ſchichte Jeſu, dann die Glaubens- und Sittenlehre Jeſu erhalten,
und endlich ſein eignes Glaubensbekenntniß ablegen;
letzteres iſt das Werk des Schülers oder die Frucht des Gegebenen,
von ihm ſelbſt aber Verarbeiteten. Dieſes Glaubensbekenntniß
ſetzen die Schüler auf oder ſie wählen den kleinen Catechismus von
Luther zum Dolmetſcher deſſelben, um ſo eher, weil Luther nichts
aufgenommen hat (ſelbſt den Worten nach), als was die Bibel
enthält, von ſeiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzuge-
fügt. Hätten die nach Luthers Catechismus herausgegebenen Cate-
chismen, Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben ſo ehrlich nur
die Schrift ſprechen laſſen, ſo würden wir ſie zu Führern im Reli-
gionsunterricht vorſchlagen; allein da dies nicht der Fall iſt, ſo
ſcheint es durchaus unzweckmäßig, durch ſie die heiligen Urkun-
den zu verdrängen, und ſie für den Unterricht wählen,
ohne deßhalb ſie verdammen oder ihren beſondern Werth mindern
zu wollen. — Um den geſchichtlich-poſitiven Unterricht in Ver-

bindung mit dem kirchlich-poſitiven zu ſetzen, befolge man die durch die Geſchichte angedeutete natürliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geſchichtlichen Religionsunterrichts laſſe man den erſten Artikel memoriren: da, wo Jeſus das Geſetz Gottes, durch Moſes bekannt gemacht, beſtätigt, veranlaſſe man die Kinder, das erſte Hauptſtück nach vorhergegangner Erklärung zu erlernen; da, wo Jeſus die Anleitung zum Gebet gibt, werde das dritte Hauptſtück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeſchichte Jeſu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geiſtes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geſchichte Jeſu ſie als integrirende Theile vorführt. Dieſe Hauptſtücke müſſen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande ſind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlaſſen hat; ſeine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die chriſtliche Moral noch beſonders vorzutragen, iſt in dem eigentlichen Schulunterrichte überflüſſig, da die Lebensgeſchichte Jeſu die lebendigſte und individualiſirteſte Moral ſelbſt iſt. — Beim Confirmandenunterricht kann nach dieſem vorausgeſchickten geſchichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr ſyſtematiſche Form ſowohl in Hinſicht der Religions- als auch Sittenlehre gegeben, und die Hauptſtücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher ſie Luther in ſeinem kleinen Catechismus gegeben hat. — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral oder der Religion beginnen müſſe, ſo dient zur Antwort: während die Jugend hiſtoriſch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man ſie zu einer ſtrengen religiöſen Legalität (wo Gott und die Ältern in ſeinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit ſie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weiſe, und zuletzt durch Jeſus Chriſtus mit Luſt und Liebe zum Vater und ſein Wort erfüllt worden iſt, und ſich gleichſam aus innerer Liebe gedrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, deſto leichter das freie liebevolle (oder das moraliſche) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöſe Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrſchende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) catechetiſche Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht dieſe Unterrichtsform als ſolche an und für ſich betrachtet (denn ſie muß nicht nur beim Catechumenen- und Confirmandenunterrichte vorherrſchend ſeyn, ſondern auch ſchon bei dem vorhergehenden Unterrichte hie und da zur rechten Zeit angewendet werden), ſondern nur die Alleinherrſchaft derſelben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unſrer Zeit, wo man zu Hauſe ſelten oder gar nicht in der Bibel lieſ't, wo man auch in Schulen es verſäumt, der Jugend die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel im Zuſammenhange zu einer evangeliſchen Ein- und Überſicht zu erheben, iſt die Alleinherrſchaft der Catechetik mehr ſchädlich als nützlich; nur da, wo obige Bedingungen erfüllt worden ſind, tritt ſegnend ſie ein und fördernd; denn jede Sache, welche an ſich höchſt nützlich und nothwendig iſt, iſt dies nur unter bedingten Verhältniſſen; außerhalb derſelben gewährt ſie nur Nachtheil. Die Alleinherrſchaft der Catechetik im Religionsunterrichte iſt

nur ein Frohndienſt der Zeit, und gewährt daher keine Rettung aus der Zeit. — Für unſre gelehrten Schulen iſt es höchſt nöthig, mehr Zeit auf den echt evangeliſchen poſitiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geſchieht. Man widme dem Leſen des N. T. zum wenigſten eine gleiche ſorgfältige Aufmerkſamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidniſchen Schriftſtellern. In unſern Tagen darf kein proteſtantiſcher Schüler das Gymnaſium verlaſſen, er mag nun Theolog, Juriſt oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der Urſprache mit ſeinem frommen gläubigen Lehrer ſo geleſen hat, daß ihn eine echt evangeliſche Ein- und Überſicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Proteſtanten gegen jede antievangeliſche Lehre und Handlungsweiſe erheben kann. Den Theologie Studirenden iſt ſie in unſern Tagen um ſo nöthiger, damit ſie ſelbſtſtändiger und proteſtantiſcher geſtimmt und geſinnt in die Hörſäle der Theologen treten, und um ſo richtiger beurtheilen können, wer aus Gott iſt und ſeinen Sohn zum Führer, zum Vater erwählt hat. Faſt alle, welche die Akademie beziehen, um über das Evangelium die verſchiedenſten und oft widerſprechendſten Anſichten zu hören, ermangeln einer hiſtoriſchen Ein- und Überſicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den älteſten hiſtoriſchen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige geſellſchaftliche Leben der Staaten beſſer und dauerhafter zu geſtalten, ſo wird es auch nöthig ſeyn, zu den erſten Urkunden des Chriſtenthums zurückzukehren, wenn das religiöſe und kirchliche Leben unſrer Zeit eine dem Geiſte des Evangeliums entſprechende Geſtalt gewinnen ſoll. W. L.

Religionsvereinigung (ſ. d. Art. Union).

Religioſität bezeichnet den durchgreifenden moraliſchen Charakter, der in allen ſeinen Verhältniſſen gerecht handelt, und zwar aus Liebe zu Gott; ohne dieſe Beziehung aber nennt man daſſelbe Leben Moralität. Die Religioſität verhält ſich zur Religion, wie die Moralität zur Vernunft, wie die Geſinnung der Gewiſſenhaftigkeit zum Gewiſſen, wie die Frucht zur Blüthe; religiöſes Gefühl iſt das moraliſche Gefühl auf das Ewige und Göttliche bezogen. W. L.

Reliquien (Überbleibſel). Man verſteht darunter alles und jedes, was von theuren und wichtigen Perſonen der Vorzeit den Nachkommen übrig geblieben iſt; dahin rechnet man z. B. Theile des Körpers (Knochen, Haare, Nägel) ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücken davon; Hausgeräthe (Becher, Tiſche, Stühle, Bücher u. ſ. w.). Zu jeder Zeit erhielten ſolche Überbleibſel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich verſteht man unter dieſem Namen alle jene theuren Überreſte, welche die Kreuzzügler im 11ten und 12ten Jahrhunderte aus Aſien nach Europa brachten: dahin gehören z. B. die Schweißtücher, worin der Leichnam Chriſti gelegt war; Stücke vom Kreuze Chriſti, von den Umgebungen des Grabes und noch andre Überreſte von Maria, Joſeph und den heiligen Männern der frühern chriſtlichen Kirche. In der erſten Zeit erhielten dieſe Gegenſtände nur einen ausgezeichneten Werth; in der Folge verſprach ſich der Aberglaube heilſame Wirkungen von dergleichen Überreſten, und dadurch ward der Grund zu einem entehrenden Betrug und Gelderwerb von Seiten des catholiſchen Clerus gelegt, und für dieſe Gegenſtände zum Vortheil der Kirchen und Klöſter eine beinahe göttliche Verehrung eingeleitet, ſo daß

man einem Splitter vom Kreuze mehr Kraft zutraute, als dem Erlöſer ſelbſt. Die römiſche Kirche hat dieſen Aberglauben nicht nur ſehr lange genährt, ſondern auch noch auf die Überreſte ihrer canoniſirten Heiligen ausgedehnt. — Geſammelte Fragmente aus dem wiſſenſchaftlichen, kunſtliebenden und practiſchen Leben der Vorzeit empfiehlt man öfters auch unter dem Namen Reliquien oder Denkwürdigkeiten. W. L.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmteſten Mahler und Kupferätzer der niederländiſchen Schule, wurde im J. 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die ſeinem Vater gehörte, geboren. Sein leidenſchaftlicher Hang zur Kunſt vereitelte den Plan ſeines Vaters, der ihn zum Gelehrten bilden wollte, und Paul wurde alſo zu Jacob von Zwanenburg, einem ſonſt unbekannten Mahler, in die Schule gethan. Nach Verlauf dreier Jahre, wo er ſchon große Fortſchritte gemacht hatte, kam er nach Amſterdam zu Peter Laſtmann, auch ſoll er ſpäter des Johann Pinas und Georg Schooten Unterricht genoſſen haben. Allein bald kehrte er nach Hauſe zurück, und arbeitete dort, die Natur als ſeine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Da ſeine Umgebungen keineswegs geeignet waren, ihn zum wahren Schönen, Hohen und Idealen hinzuleiten, da er täglich nur gemeine Natur vor ſich ſah, auch die Mängel ſeiner frühern Erziehung zu verbeſſern ſich nicht angelegentlich ſeyn ließ, ſo war es natürlich, daß Rembrandt ſich nur an Darſtellungen der gemeinen Natur hielt, nur daran Geſchmack fand, jedes andre Studium aber vernachläſſigte und verachtete. Sein ganzes Leben hindurch behielt er auch dieſe Anſicht der Kunſt und ſeine Lebensart bei; er ging immer nur mit gemeinen ungebildeten Leuten aus den niedrigſten Claſſen um, und befand ſich nur in ihrer Geſellſchaft wohl, ungeachtet ſeine zahlreichen Gönner ſich oft genug bemühten, ihn an beſſere Geſellſchaft zu gewöhnen. Um das Jahr 1630 zog Rembrandt nach Amſterdam, und heirathete eine hübſche Bäuerin aus Rarep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemählde wurden bald außerordentlich geſucht, und die Geldbegier bewog ihn nunmehr, ſeine bisherige fleißige und ausgeführte Manier zu verlaſſen, und eine flüchtige, practiſche Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler, deren Unterricht er ſich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm ritoccirt, für ſeine eignen verkaufte. Seine Habſucht hat zu mancherlei Irrthümern über ſein Leben Anlaß gegeben; denn ſo hatte er z. B. mehrere Blätter, ſo er geätzt, aus Venedig datirt, um ſie verkäuflicher zu machen, und dies hat ſeine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt ſey im Jahr 1635 und 1636 wirklich in Venedig geweſen. Allein er hat Amſterdam nie wieder verlaſſen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehn, um die Kunſtliebhaber eilen zu machen, noch etwas von ihm zu beſitzen. Schon ums Jahr 1628 legte er ſich eifrig auf die Ätzkunſt, und brachte es darin bald zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben ſo ſehr geſchätzt als ſeine Gemählde, und ſein niedriger Geiz ſuchte ihre Preiſe immer höher zu treiben. Er bediente ſich dabei mehrerer, auch in den neueſten Zeiten von berühmten Kupferſtechern angewendeten Kunſtgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte ſpäterhin, wenn dieſe abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte ſo dieſelben Arbeiten zum dritten und vier=

ten Mal, kaufte in Verſteigerungen oder ſonſt unter der Hand ſeine Blätter ſelbſt auf, ließ ſie von ſeinem Sohne heimlich, und als wenn er ſie ſeinem Vater entwendet, wieder ausbieten, u. d. m. Auf ſolche Weiſe und durch eine ärmliche Lebensart, hatte ſich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach ſeinem, im J. 1674 erfolgten Ableben ſein Sohn Titus erbte, welcher zwar von ſeinem Vater für die Kunſt erzogen worden war, allein darin nicht weit vorgeſchritten und ganz unbekannt geblieben iſt. Rembrandt war im engſten Sinne des Worts nur Mahler, d. h. er verſtand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinſels betrifft, im höchſten Grade, wogegen er von den übrigen Erfoderniſſen eines wahren Künſtlers, von Compoſition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perſpective, Drapperie, überhaupt auch von Geſchmack, faſt keine Idee gehabt zu haben ſcheint. Zwar zeichnete er ſelbſt nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch ſeine Schüler vom Anfang an dazu an; allein was für Modelle dies geweſen ſeyn mögen, kann man aus ſeinen Werken leicht abnehmen. In ſeiner Compoſition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und ſeiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung ſeinem Modell. Das Nackte ſuchte er in der Regel ſo viel als möglich zu verbergen, ſogar die Extremitäten, Hände und Füße ließ er ſelten ſehen, weil er ſie nicht zu behandeln verſtand, und meiſt unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in ſeinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darſtellungen der Bathſeba im Bad, iſt es immer ohne alle Proportion, meiſt widrig, wenigſtens gemein. Seine Drappirung iſt phantaſtiſch, ganz ohne Wahl, ja meiſt abgeſchmackt und lächerlich. Rembrandt kaufte alle ſeltſamen ausländiſchen Kleider, Waffen und ſonſtige Geräthſchaften zuſammen, und zierte damit ſeine Modelle, nach dieſen aber ſeine Gemählde damit aus. Ungeachtet der großen Fertigkeit ſeines Pinſels ſoll ihm doch die Zeichnung, ſogar bei Porträts, und die Drappirung unendliche Mühe gekoſtet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter ſind zwar ſeinen Arbeiten nicht abzuſprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin zu finden glauben. Seine Köpfe ſind ſprechend, aber meiſt Caricaturen; ſeine Marien ſind gemeine Mägde, ſein Chriſtus ein Menſch aus der niedrigſten Volksclaſſe u. ſ. w. Dahingegen iſt Rembrandts Pinſel ganz meiſterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein andrer Mahler erreicht hat, und hierin hat ſich ſein ausgezeichnetes und originelles Talent bewährt. Seine Färbung iſt eine wahre Magie; er unterſchied am beſten die zuſammenſtimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton ſetzte er ſofort an ſeine Stelle mit ſo viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erſt mit Einbuße ihrer friſchen Blüthe zu miſchen brauchte. Daher iſt alles in ſeinen Bildern voller Wärme, und ſein Helldunkel von Wahrheit ohne Gleichen. Die Lichter trug er meiſt ſo fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch ſo den Effect hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in ſeinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebenſachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deßhalb in ſeinem ſonſt ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein ſein Modell erleuchtet wurde.

Dieſer einförmigen Methode iſt es denn freilich auch zuzuſchreiben, daß Rembrandts Colorit ſich überall ſehr gleicht und etwas einförmig geworden iſt. Seine Gemählde, deren es eine große Anzahl gibt, ſind faſt in allen öffentlichen und Privatſammlungen zerſtreut. Zu den ausgezeichnetſten gehören ſein Tobias und deſſen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philoſophen, Chriſtus zu Emmaus, die Werkſtatt eines Tiſchlers, der Samariter, die Darſtellung im Tempel, ſein eignes und ſeiner Frau Porträts, der drohende Gefangne, und zwei Landſchaften (im pariſer Muſeum), dann Simſon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes, aber faſt noch vortrefflicheres Gemählde, Chriſtus unter den Kindlein (in der gräflich ſchönbornſchen Sammlung zu Wien), ferner ſein Apoſtel Paulus, das Porträt ſeiner Mutter und ſein eignes (in der dortigen kaiſerlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Chriſtus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und ſein Porträt (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Feſt des Ahasverus, Ganymed, ſein eignes und das Porträt ſeiner Mutter und Tochter, ingleichen eine Landſchaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beſchneidung, eine Grablegung, er und ſeine Familie, und eine Landſchaft (in Salzdahlen). Rembrandts geätzte Blätter ſind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft mahleriſch. Sie werden ſo geſchätzt und ſo theuer bezahlt, daß eines derſelben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name beſagt. Faſt eben ſo ſehr ſchätzt man ſeinen Bürgermeiſter Six, den Bitenbogaard, den Coppenel, den Tolling, und ſeine große Kreuzabnahme. Rembrandts beſte Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium. Im Münzweſen bezeichnet Remedium die Beſchaffenheit des zu vermünzenden Metalles, wo es minder fein (Remedium am Korn) und minder ſchwer im Gewicht (Remedium an Schrot) gemacht wird. In der Rechtswiſſenſchaft bedeutet **Remedium** einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Beſcheid, eingereicht und gebraucht wird. Geſchieht dies bei demſelben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, ſo heißt dies Remedium **Läuterung**; geſchieht es aber bei höherer rechtlicher Inſtanz, **Appellation**.

Remeſſe, Rimeſſe, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechſel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dergl. genannt; auch heißt ſo die von dem Acceptanten eines Wechſels ausgezahlte Summe deſſelben.

Remonſtranten (Arminianer). Der Stifter dieſer Religionspartei in der reformirten Kirche war **Jacob Arminius**, daher auch die Mitglieder dieſer Religionsgeſellſchaft Arminianer genannt wurden. **Arminius** hieß anfänglich Herrmann, und war 1560 zu Oudewater geboren. Sein Vater, der ein Meſſerſchmidt war, ſtarb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht ſtudirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph **Snellius** mit ſich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leyden, wo er ſechs Jahre nach einander den Unterricht des Lambertus Donäus genoß. Von Leyden ging er nach Genf, hörte

Beza, und erwarb ſich zu Baſel die beſondre Achtung des Grynäus. Auf ſeiner Reiſe nach Italien fand er zu Rom die Verdorbenheit und geheimnißvolle Bosheit der päpſtlichen Regierung ſo arg, daß er ſelbſt geſtand, ſie habe alle ſeine Vorſtellungen davon übertroffen. Im Jahre 1588 wurde er als Prediger nach Amſterdam berufen; 1603 wurde er Profeſſor der Theologie zu Leyden, und ſtarb den 19ten October 1609. Den Namen Remonſtranten erhielt dieſe Geſellſchaft von der Schrift, in welcher ſie ihre Meinung von der Gnadenwahl in fünf Artikeln abgefaßt, übergeben, und dieſelbe remonstrantiam überſchrieben. Der Inhalt dieſer fünf Artikel iſt folgender. Der Hauptgegenſtand, worüber der Streit und die Trennung der Remonſtranten von der allgemeinen reformirten Kirche entſtanden, war die Lehre von der Prädeſtination. Den Irrthum der Reformirten in dieſer Lehre ſuchten ſie an den genannten fünf Artikeln zu beſtreiten. Sie behaupteten erſtens, daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beſchluß wegen der Menſchen Seligkeit und Verdammniß gefaßt habe; er ſey aber nicht unbedingt gefaßt worden, ſondern Gott habe die Bedingung hinzugefügt: er wolle alle diejenigen ſelig machen, welche an Chriſtum glaubten; die Ungläubigen hingegen verdammen. Zweitens, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben, und allen durch ſeinen Tod die Verſöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieſelbe Niemand erlangen, es ſey denn, daß er an ihn gläube. Drittens, daß kein Menſch den ſeligmachenden Glauben aus ſeignen Kräften haben könne; ſondern er müßte von Gott in Chriſto durch den heiligen Geiſt wiedergeboren werden, wenn er dazu gelangen wollte. Viertens, daß man zwar ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande ſey; denn alle unſre guten Werke hätten ihren Urſprung in derſelben: deßungeachtet, wenn man auf die Beſchaffenheit ihrer Wirkung ſehe, könnte man nicht behaupten, daß man ſich ihr ſtets widerſetzen und ihren Einfluß verhindern könne. Fünftens, daß die Gläubigen ſo viel Kräfte hätten, vermöge deren ſie wider den Satan, Sünde, Welt und ihr eignes Fleiſch ſtreiten und den Sieg erlangen könnten und zwar durch den Beiſtand des heiligen Geiſtes. Dieſes iſt der reine und echte Inhalt der Lehre des Arminius oder der Geſellſchaft der Remonſtranten. Von dieſen frühern Remonſtranten muß man ſorgfältig die ſpätern unterſcheiden, welche bei dieſen fünf Artikeln nicht ſtehen blieben, ſondern noch weiter in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche fortſchritten. Da noch vor den arminianiſchen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus hie und da in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichſten Gelehrten, welche faſt alle Mitglieder der Remonſtranten waren, Eingang gefunden hatten, ſo war es ſehr natürlich, daß die ſpätern Remonſtranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationaliſten übereinſtimmten, und daher des völligen Socinianismus beſchuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher beide Parteien, die Remonſtranten und Gegenremonſtranten ſich mit einander in Liebe und Friede vertragen ſollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines ſolchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen, ſo wurde, um die dadurch entſtandenen gegenſeitigen Unruhen beizulegen, im

Jahre 1618 vom 13ten November bis 1619 den 9ten Mai die berühmte dordrechtiſche Synode in 154 Sitzungen gehalten. Höchſt bemerkenswerth iſt der Ausſpruch dieſer Synode. Sie wies erſtlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der ſich für eine Magd ſchickt; ſie nahm die Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologiſcher Conſequenz: die Prädeſtinationslehre iſt hart, ſehr hart, aber wir können nicht helfen; feſt ſtehe der Ausſpruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerſtrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonſtranten gewannen durch dieſe Synode die Oberhand über die Remonſtranten, weil erſtere auf dieſer Synode Kläger und Richter zugleich waren. Die Remonſtranten haben das willkürliche, grauſame und ungegründete Verfahren dieſer Synode ans Licht geſtellt, und bis jetzt haben die Reformirten dieſen Beſchuldigungen nicht widerſprochen. Obgleich die Arminianer ſich dem ſtrengen Urtheile (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) der Synode unterwerfen mußten, ſo unterließen ſie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieſer Synode ſah es in Hinſicht des Beſtandes dieſer Familie wirklich bedenklich aus; dazu kam noch, daß ſich mehrere der Remonſtranten der Theilnahme an der Verſchwörung gegen den Prinzen Moriz ſchuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeinde reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorſtellung ein, in welcher ſie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeinde zugerechnet werden könnte. Dieſe Vorſtellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz Moriz überwand nicht nur ſelbſt ſeinen gefaßten Zorn, ſondern vermochte auch ſeine Umgebungen durch ſein eignes Beiſpiel, eine mildere Behandlung den Remonſtranten angedeihen zu laſſen. Nachdem dieſer Prinz 1625 geſtorben, erhielten ſie von deſſen Bruder Heinrich durch ein beſondres Decret die Erlaubniß, ſich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen; letzteres geſchah namentlich in Rotterdam und Amſterdam. In Amſterdam ſtifteten ſie ein Gymnaſium, um ſich ihre Lehrer ſelbſt zu bilden; dieſe Anſtalt machte ſich ſehr berühmt. Die Gemeinden zu Rotterdam und Amſterdam waren die ſtärkſten. — Sie bemühten ſich nicht, ihre Glaubensgenoſſenſchaft zu verſtärken, wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er ſich nur erklärte, er ſey dem allgemeinen chriſtlichen Glauben nach dem apoſtoliſchen Symbolo zugethan, und wolle nach Chriſti Gebot ſein Leben führen. Ihr öffentlicher Gottesdienſt war dem der Reformirten faſt durchgehends gleich, nur daß ſie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Ältern des Kindes ein Bekenntniß fodern, daß ihre Lehre wahr ſey, und ſich verſprechen laſſen, das Kind darin zu erziehn, die Ältern bloß ermahnten, daß ſie ihr Kind in der chriſtlichen Religion ſollen unterrichten laſſen, ohne eine beſondre Gemeinde zu nennen. Auffallend iſt es, daß ſo lange ſie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Geſellſchaft ſehr zahlreich war; ſobald ſie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. Die wichtigſten und gründlichſten Nachrichten darüber findet man in Walchs hiſtoriſcher und theologiſcher Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten, welche außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche entſtanden ſind, 1734 in Jena herausgekommen, 3te Theil. W. L.

Remſcheid, ein Dorf und Kirchſpiel im Herzogthum Berg. Das Dorf ſelbſt hat nur ungefähr 100 Häuſer, das Kirchſpiel überhaupt aber, welches 2 · 3 Stunden im Umfange hat, zählt beinahe 6000 Menſchen, hat zwiſchen 50 und 60 ſogenannte Höfe, und in denſelben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuſer. Ein Theil dieſer Kaufleute hat große Fabriken von Senſen, Sägen, Feilen und andern eiſernen und Plantage-Geräthſchaften, die ſelbſt zum Gebrauche der weſtindiſchen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein andrer Theil beſitzt eigene Breit-, Reck- und Stahlraffineriehämmer, mit deren Producten ein- und ausländiſche Eiſen- und Stahlfabriken verſorgt werden. Die remſcheider Waaren gehen nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuſer zu Remſcheid treiben auch einen höchſt bedeutenden Handel mit andern deutſchen und fremden Fabrikwaaren. Remſcheid iſt ein an Naturproducten ſehr armer, unfruchtbarer Diſtrict. Eiſen, Stahl, Holzkohlen und andre, für die Fabriken erfoderliche Gegenſtände müſſen von andern Orten her geliefert und angekauft werden. Die Zahl der Senſen, welche jährlich in Remſcheid verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, Amerika u. ſ. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,000 Stück. In den Pflanzungen der holländiſchen Colonien gibt man den remſcheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und ſie ſind auch faſt allein in Gebrauch.

Remus, der Zwillingsbruder von **Romulus**, dem Stifter Roms, bei deſſen Gründung Remus in einen Streit mit dem Bruder von Bruderhand erſchlagen fiel. (S. d. Art. **Romulus**.)

Renegaten, mit dieſem Wort, das mit **Religionsverläugner** gleichbedeutend iſt, werden beſonders die der chriſtlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Coran übertreten. Häufig iſt bei den Renegaten Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlung, ſeltener — jedoch ehedem mehr noch als jetzt — der Zwang und die Überredung, die man den Bekennern des Islam lange Zeit anſchuldigte, angewendet zu haben bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Chriſten, ſie zum Übertritt zu ihrer Religion zu bewegen.

Reni (Guido), der anmuthigſte und gefälligſte Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna im Jahre 1575 geboren. Sein Vater wollte ihn anfangs der Muſik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er bemerkte bald ein noch größeres in dem Knaben ſchlummerndes Talent zur Mahlerei, und übergab ſeinen Sohn daher dem Unterricht des in Bologna damals in großem Anſehen ſtehenden niederländiſchen Mahlers, Dionyſius Calvart. Dieſer hatte daſelbſt eine Schule für junge Künſtler errichtet, aus welcher die größten Meiſter jener Zeit hervorgegangen ſind. Guido ſoll dort vorzüglich viel nach Albert Dürers Werken ſtudirt haben; dies wird wahrſcheinlich, wenn man manche von ſeinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, beſonders in den Gewändern, dann und wann eine Ähnlichkeit mit den dürerſchen Gewändern, jedoch auf italieniſche Weiſe behandelt, findet. Unterdeſſen hatten die Caracci eine eigne Schule in Bologna gebildet, welche mit Calvarts Schule rivaliſirte, und nicht allein durch ihre Neuheit, ſondern weil ſie wirklich einen beſſern Geſchmack in der Kunſt wieder einzuführen bemüht war, jene zu verdunkeln

anfing. Auch Guido verließ als ein Jüngling von zwanzig Jahren des Calvarts Schule, und ging zu den Caracci über. Dieſen gab er bald Gelegenheit, ſein Talent und ſein Streben nach etwas Außerordentlichem zu bewundern, ja es ſoll ſogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido durch ſeine jugendlichen Arbeiten ſchon einzuernten anfing, eiferſüchtig geworden ſeyn. Die Begierde Guido's, die Kunſtſchätze Roms, von denen er ſo viel gehört hatte, mit eignen Augen zu ſchauen, ließ ihn jedoch nach Verlauf einiger Zeit auch deren Schule wieder verlaſſen, und mit zwei ſeiner Mitſchüler, dem Domenichino, der in ſeinen Werken das Edle und Höhre ſuchte, und dem Albani, welcher Guido's Nebenbuhler in der Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Gemählde wurde, nach Rom eilen. Um dieſe Zeit fing Guido an, nachdem er einige Gemählde des wegen ſeiner kräftigen affectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Maßen bewunderten Caravagio geſehen hatte, deſſen Behandlungsart nachzuahmen. Der Beifall der Menge lockte den Guido wohl hauptſächlich dazu, denn ſeinem Charakter war dieſe Manier eigentlich wenig anpaſſend. Sein Ruf verbreitete ſich binnen kurzem allgemein, und bewog den Cardinal Borgheſe, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus von ihm mahlen zu laſſen (jetzt im pariſer Muſeum). Die kräftige Manier, in der dieſes Bild und mehrere andere aus derſelben Zeit gearbeitet ſind, und welche dem Guido nicht lange eigen blieb, erhöhte ſeinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal Borgheſe die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden laſſen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Papſt Paul V. ertheilte um dieſe Zeit Guido den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuſchmücken. Und da Guido auch dieſen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, überdies von demſelben ihm die Auszierung einer andern Capelle in St. Maria Maggiore anvertraut wurde, ſo bekam er binnen kurzem eine ſo große Menge Beſtellungen, daß er ſie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieſer Periode ſind unter andern wohl auch ſeine Fortuna (jetzt im pariſer Muſeum), die Porträts Sixtus V. und des Cardinals Spada. Man kann drei verſchiedene Manieren für Guido's Mahlereien annehmen. Die erſte iſt die affectvollſte und begreift die Gemählde, welche der Behandlungsweiſe der Caracci und beſonders der des Caravagio ähnlich ſind. Starke Schatten, enggeſchloſſene Lichter, ein kräftiger markiger Pinſel, kurz das Hinarbeiten nach großem Effect zeichnen die in der erſten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegenſatz der erſten, und wurde von Guido auch als Gegenſatz der Arbeiten des Caravagio, mit dem unſer Künſtler in ſteten Zwiſtigkeiten lebte, aufgeſtellt. Sie zeichnet ſich durch helle, ſchattenloſe Färbung, durch einſchmeichelnde, gefällige, doch mitunter auch oberflächliche Behandlung aus, und iſt dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet ſchon den Übergang oder vielmehr Übertritt aus der erſten in die zweite Manier. Eine dritte Periode datirt ſich von der Zeit an, wo Guido anfing, eilfertig und ſchnell zu arbeiten, und mehr auf Geldverdienſt als auf ſeinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet ſich durch grünliche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachläſſige und flache Behandlung aus. Dieſe letzte Manier bemerkt

man ganz vorzüglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologna, mehr oder minder in andern Gemählden, deren eine große Menge dieſer Periode angehören. Wir kehren zur Lebensbeſchreibung unſers Künſtlers zurück und erwähnen zunächſt, daß Guido unter der Regierung des Papſtes Urban VIII. mit deſſen Zahlmeiſter, dem Cardinal Spinola, wegen der Bezahlung für eines ſeiner Gemählde ſich entzweite, ſchnell Rom verließ und nach Bologna ging. Daſelbſt hatte er bereits unter andern Gemählden für das Haus Sampieri ſeinen heil. Petrus und Paulus, für die Dominicanerkirche aber den Kindermord (gegenwärtig in Paris) gemahlt, und war jetzt im Begriff, die Capelle dieſes Heiligen mit Gemählden auszuzieren, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeigungen überhäuft und vom Papſte ſelbſt aufs liebreichſte empfangen wurde. Bald aber erfuhr Guido in Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wohin man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Mahler gegen alle Ausländer von Verdienſt, ſich nicht ſicher glaubte, ſo kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, und verließ dieſe nie wieder. In Bologna vollendete er jene obgedachte Capelle, mahlte zwei ſchöne Bilder für die Kirche de' Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt der Maria, und eine Menge anderer für ſein Vaterland und das Ausland, beſonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden ſein heil. Michael für die Capuciner, ſeine Geſchichte des heil. Benedict für das Kloſter St. Michele in Bosco, Helena und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Hercules, eine Verkündigung, der heil. Sebaſtian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen (die das Muſeum zu Paris beſitzt), ein Chriſtusknabe auf dem Kreuz ſchlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemählde aus ſeiner erſten Manier (in der kaiſerlichen Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der lichtenſteinſchen Sammlung), eine Himmelfahrt, eines ſeiner ſchönſten Bilder, ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangeliſt, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Chriſtus, welcher der Maria erſcheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresner Gallerie). Schon in Rom hatte Guido eine eigne Schule errichtet, in Bologna vergrößerte er dieſelbe ſo weit, daß man die Zahl ſeiner Schüler auf zweihundert ſchätzt. Überhaupt fing er bald an, auf Mittel zu ſinnen, ſich ſo viel Geld als möglich zu erwerben. Er arbeitete eilfertig, gewöhnte ſich an eine ganz practiſche, unausgeführte und manirirte Behandlung, wurde nachläſſig, ließ manches durch ſeine Schüler ausführen, und, von ihm ritoccirt, für ſeine Arbeit verkaufen. Und alles dieſes bloß, um ſeinem leidenſchaftlichen Hange zum Spiel zu fröhnen, welches ihm ungeheure Summen koſtete, ungerechnet die Zeit, die er unnützer Weiſe damit verbrachte. Guido verlor oft mehr in einer Nacht, als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft ſchickte er, um nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verluſten zum Lebensunterhalt zu bekommen, ins geheim Gemählde für geringen Preis zum Verkauf umher, die er ſonſt wohl für beträchtliche Summen nicht abgelaſſen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur ſein Name Käufer verſchaffte. Er fiel deßhalb auch oft in die Hände böſer Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und dieſe ſtete Sorge, ſo wie ſeine Leidenſchaft

ſelbſt nagten an ſeiner Geſundheit. Zuletzt drängten ihn die Gläubiger ſo heftig, daß er in eine Art Melancholie verfiel, die ſein Blut erhitzte und ihn bald durch ein bösartiges Fieber dahin raffte. Er ſtarb im Jahre 1642, und wurde in der Kirche St. Domenico in Bologna begraben. Guido war von ſanftem und liebevollem Charakter, beſcheiden, im Umgang angenehm, nur als Künſtler ſtolz, empfindlich und unfähig, von irgend einem Großen eine übermüthige Handlung zu erdulden. Stets arbeitete er mit einer Art von Würde und Gravität, behielt den Hut dabei ſelbſt in Gegenwart des Papſtes auf dem Kopfe und den Mantel auf der Schulter, umgeben von einem Hof, den ſeine Schüler bildeten, und hielt überhaupt immer auf einen gewiſſen Anſtand. Betrachten wir die einzelnen Erfoderniſſe der Kunſt näher, ſo finden wir zuerſt ſeine Zeichnung nicht immer richtig, ſelten kräftig und grandios, ſeine Stellungen ohne große Wahl, bisweilen nicht einmal natürlich. Dagegen hat ſeine Zeichnung eine ihm eigenthümliche Grazie und Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen als der einzelnen Theile beſteht, ja man muß auch dies eigentlich nur auf ſeine Köpfe einſchränken. Seine Gedanken ſind gewöhnlich, wohl gar gemein, die Anordnung des Ganzen ſelten gut, daher auch ſeine größern Compoſitionen weit weniger Wirkung machen, und weniger geſchätzt werden als ſeine Werke von kleinerm Umfange, beſonders ſeine Halbfiguren, deren man eine große Anzahl findet. Der Wurf ſeiner Gewänder hat viel Schönes und iſt meiſt wahr und leicht; nur fehlt es ihnen oft an Harmonie mit dem Ganzen, und an dem Charakter der Subſtanz, woraus ſie beſtehen. Einen hohen, würdevollen, mannichfaltigen, beſtimmten Ausdruck darf man eigentlich in ſeinen Werken nicht ſuchen; aber eine Zartheit und Sanftheit, Lieblichkeit und Grazie, die der Menge gefällt, eben weil ſie weniger tiefes Gefühl verräth und verlangt, iſt faſt allen ſeinen Werken gleich eigen. Dadurch erklärt ſich denn ſogleich, warum ihm Männergeſtalten, worin Kraft und Feſtigkeit dargeſtellt werden ſollen, ſelten und mehr in ſeiner frühern Periode gelangen. Ganz an ſeinem rechten Platze aber war Guido, wenn er jugendliche, beſonders weibliche Geſtalten bildete. In ihnen zeigt ſich ſein feines Gefühl für alles, was nur anmuthig, hold und zart genannt werden kann, vor allen aber ſpricht ſich dieſes Gefühl in den gen Himmel gerichteten Augen ſeiner Magdalenen und Madonnen aus. Dieſe haben oft mehr Holdes und Reizendes, als Raphaels weibliche Figuren, und ſind meiſt zarter und feiner gebildet, aber ihr Charakter iſt weniger tief, die Dauer des Eindrucks, den ſie machen, daher auch nicht ſo bleibend. Guido entlehnte den Ausdruck ſeiner weiblichen Figuren, vorzüglich der Magdalenen und Madonnen, von den Köpfen der Töchter der Niobe, jener vortrefflichen Gruppe von Statuen des Alterthums, deren Charakter, auf eine geiſtreiche Weiſe verſchiedenartig modificirt, er überall anzubringen wußte. Nach jenen Vorbildern vorzüglich, aber auch nach Raphael, Corregio und andern großen Meiſtern hat Guido fleißig ſtudirt und ſie zum Muſter ſeiner Arbeiten genommen. Sein Colorit iſt, wie ſchon oben gedacht worden, zwar ſelten wahr, ſondern fällt oft ins Gelbliche, noch häufiger aber ins Grünliche und Silbergraue, iſt aber doch meiſt angenehm und zeugt von der großen Leichtigkeit und Meiſterhaftigkeit ſeines Pinſels, von einer breiten, feſten und markigen Behandlung, welche aber freilich in

Manier ausartete. Guido hat nicht allein in Relief, ſondern auch einige Statuen gearbeitet, und eine ziemlich ſtarke Anzahl Blätter eigenhändig radiert, welche mit einer leichten zierlichen Nadel behandelt ſind und ſehr geſchätzt werden. Faſt ließe ſich behaupten, daß ſeine Zeichnung in dieſen Blättern richtiger und edler ſey, als ſelbſt in ſeinen Gemählden. Guido hat eine große Menge Schüler gezogen, welche alle mehr oder minder ſeiner Manier treu blieben; unter ihnen zeichnen ſich vorzüglich aus Guido Congiagi, Simone Cantarini Peſareſe, Franceſco Ricchi, Andrea Sireni, Giovani Sementi, G. Bat. Bolognini. B. C.

Rennell (James). Dieſer berühmte Geograph ward 1742 zu Chudleigh in Devonſhire geboren, wo ſeine Familie in gutem Anſehen ſtand. Er beſuchte eine benachbarte Schule und trat in einem funfzehnjährigen Alter als Midſhipman in den Seedienſt. Während des ſiebenjährigen Krieges zeichnete er ſich durch Unternehmungsgeiſt, beſonders bei der Belagerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der in dem India Houſe von Einfluß war, verließ er im Jahre 1766 den Seedienſt, und trat als Ingenieuroffizier in den Militärdienſt der Compagnie. Die erſte Arbeit, womit er vor dem Publicum erſchien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermeſſer von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er ſeinen Atlas von Bengalen heraus, dem eine Nachricht vom Ganges und Burramputer (in den Philosophical transactions) folgte. Dieſe Schrift erwarb dem Verfaſſer einen ſolchen Ruhm, daß er einſtimmig zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft gewählt wurde. Um das Jahr 1782 kehrte er nach Europa zurück, und gab ſein berühmtes Memoir of a Map of Hindostan heraus. Als die aſiatiſche Geſellſchaft geſtiftet wurde, nahm Rennell den wärmſten Antheil daran, und gab mehrere ſchätzbare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. Im Jahre 1798 half er dem unglücklichen Mungo Park bei der Herausgabe ſeiner Reiſe; für die afrikaniſche Geſellſchaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbeſſerung der Geographie dieſes Welttheils. Das große Werk des Doctor Vincent über die Reiſe des Nearchus ſowohl als deſſen Werk über den Periplus verdanken ihm manchen wichtigen Aufſchluß. Von ſeinen eignen Werken verdienen noch angeführt zu werden The geographical System of Herodotus explained und Observations on the topography of the plain of Troy.

Rennes, vormals die Hauptſtadt von Bretagne, und jetzt die des Departements der Vilaine und Ille. Sie liegt an dem Zuſammenfluß dieſer beiden Flüſſe, und auf dem erſtern können Barken bis an die Stadt ſchiffen. Über die Vilaine ſind auch drei Brücken gebaut, von denen die ſchönſte (le Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Obgleich ein Theil der Stadt neu und ſchön angelegt iſt, ſo ſind doch die Häuſer zu hoch und die Straßen zu eng. Sie hat über 25,000 Einwohner, iſt der Sitz eines unter dem Erzbiſchofe von Tours ſtehenden Biſchofs, eines ſeit 1809 zur großen Univerſität gehörigen Lyceums, und des commandirenden Generals der dreizehnten Militärdiviſion. Die Kathedralkirche und der ehemalige prächtige Parlamentspalaſt ſind ſehenswürdig. Bedeutende Manufacturen von Wollenzeugen, Hüten, Strümpfen, Leder, Segeltuch ꝛc. und der Handel mit Getraide, Flachs, Hanf,

Schlachtvieh u. ſ. w. gewähren den Einwohnern reichliche Nahrung. Die Gegend umher iſt ſehr fruchtbar.

Rens oder **Renſe**, ein im ehemaligen Erzſtift Cöln gelegnes Städtchen am Rhein, berühmt durch den nahe dabei befindlichen ſogenannten **Königsſtuhl**, ein rundes, auf ſieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quadern, zu dem eine ſteinerne Treppe hinanführt und auf dem ſich ſieben Sitze befinden. Hier hielten ehedem die ſieben deutſchen Churfürſten ihre vorläufigen Berathſchlagungen über die Wahl der römiſch = deutſchen Kaiſer und Könige. Der Bürgerſchaft von **Rens** Obliegenheit war, dies Gebäude ſtets in baulichem Stand zu halten; dafür genoſſen ſie des Marktrecht zu Coblenz.

Renten werden alle die Einkünfte genannt, die nicht eine Frucht perſönlicher Induſtrie, nicht eine Belohnung für Amtsarbeiten ſind. Es gehören daher unter die Benennung von Renten die Zinſen ausgeliehener Capitale, die Pacht- und Miethgelder von Grundſtücken, Erbzinſen und dergleichen. Zu dieſen verſchiedenen Arten von Renten gehören auch noch die **Leibrenten**, die der Beſitzer derſelben auf ſeine ganze Lebenszeit zieht für ein dagegen deponirtes Capital, das nach ſeinem Tode dem anheimfällt, der die Leibrenten zahlte. (S. den Art. **Leibrenten.**)

Repnin (Fürſt Nicolai), ruſſiſch-kaiſerlicher Generallieutenant und Generaladjutant, Ritter mehrerer ruſſiſchen und fremden Orden, iſt der älteſte Sohn des Generals Fürſten Wolkonsky, Gouverneurs von Orenburg. Seine Mutter, Tochter des verſtorbenen Feldmarſchalls Fürſten Repnin, bekleidet ſeit mehrern Jahren bei der Großfürſtin Catharine, Gemahlin des Kronprinzen von Wirtemberg, die Stelle einer Oberhofmeiſterin. Ihr Vater, der durch ſeine ruhmvollen Feldzüge gegen die Türken, durch ſeine Ambaſſaden in Conſtantinopel im J. 1775 und Warſchau berühmt gewordne Großvater des Fürſten Repnin, nahm, da er kinderlos war, ſeinen Enkel an Kindes Statt an, und vererbte ihm mit ſeinem Namen ſeine beträchtlichen Güter. Die Brüder des Fürſten führen daher noch ihren väterlichen Namen Wolkonsky. — Fürſt Nicolai Repnin wurde unter den Augen ſeines Großvaters erzogen, er begleitete ihn nach Berlin, wo der Feldmarſchall als Ambaſſadeur extraordinaire im Jahr 1798 auftrat. In einer ſolchen Schule konnte der junge Fürſt, der damals Huſarenoffizier war, ſich nicht anders als vielſeitig vortheilhaft entwickeln. Das Vorbild und die Leitung ſeines erlauchten Großvaters äußerten auch bald den günſtigſten Einfluß auf den jungen Fürſten, der mit großem Ernſt, oft mit Strenge zur Pünktlichkeit in Erfüllung ſeiner Dienſtpflichten angehalten wurde. Im Fache der Mathematik, Algebra, Geſchichte, Geographie und Statiſtik, in den lebenden Sprachen, und allen dem Offiziere und Staatsmanne erfoderlichen Kenntniſſen zeichnete er ſich bald vorzüglich aus. — Schon jung war der Fürſt, wie der größte Theil des ruſſiſchen Adels in den Dienſt der ruſſiſchen Leibgarden eingetreten. Nach dem Tode ſeines Großvaters bewohnte er abwechſelnd Petersburg, Moskau, und bereiſ'te ſeine beträchtlichen Güter. In Moskau vermählte er ſich in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts mit der älteſten Tochter des Geheimen Raths, Grafen Alxei Raſumowsky, jetzt Miniſters der öffentlichen Aufklärung. Seine Gemahlin, geiſtreich, gebildet, von dem liebreichſten, edelſten Charakter, ſchenkte ihm mehrere Kinder, von denen jetzt

noch drei, die älteſte und jüngſte Tochter, das mittelſte ein hoffnungsvoller Sohn, am Leben ſind. — Beim Ausbruche des Kriegs 1805 verließ der Fürſt, der damals Oberſter der Chevaliergarde war, ſeine geliebte Familie und ſein Vaterland, um den Feldzug gegen den allgemeinen Feind mitzumachen. In der Schlacht von Auſterlitz, den 2ten December 1805, ward er bei einem Cavallerieangriff des Garderegiments, das er commandirte, am Kopfe verwundet, er ward vom Feinde umringt und gefangen genommen. Anfangs ſollte er nach Frankreich transportirt werden; da ſeine Wunde ihn aber bis zum Abſchluß des Friedens in Linz zurückhielt, wohin ſeine Gemahlin voll ſorgender Liebe geflogen war, um ihn zu pflegen, ſo erfolgte bald die Auswechslung. Die in dieſem Feldzug bewieſene Tapferkeit ward durch die ehrenvolle Auszeichnung des St. Georgenordens vierter Claſſe belohnt, nachdem der Fürſt ſchon früher ſich bei Organiſirung der Milizen in ſeinem Vaterlande die goldne Ehrenmedaille am Wladimirsbande erworben hatte. Nach hergeſtellter Geſundheit und nach Rückkehr des Friedens lebte der Fürſt meiſt in Moskau in den glücklichſten Familienverhältniſſen unter mannichfaltigen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Eine vortreffliche Bibliothek, die er mit großen Koſten angeſchafft hatte und mit Liebe behandelte, bot ihm Stoff dazu an. Hier in Moskau war es, wo von dieſem eifrigen Vaterlandsfreunde das jetzt zur Ausführung gereiſte Monument für den heldenmüthigen Mirin, den Befreier der Ruſſen von fremder Sclaverei, entworfen und befördert wurde. Um dem Staate auch in friedlichen Verhältniſſen zu dienen, trat der Fürſt, der indeß zum Generalmajor vorgerückt war, im Jahr 1809 in die diplomatiſche Laufbahn. Der Kaiſer Alexander ernannte ihn zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am damaligen königlich weſtphäliſchen Hofe. Von ſeiner Familie begleitet, kam der Fürſt nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Berlin im Sommer 1809 in Caſſel an. Allein ſein Aufenthalt in Caſſel war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre 1810 wies ihm ſein Monarch einen neuen wichtigern Geſandtſchaftsposten an. Er wurde zum Miniſter am königlich ſpaniſchen Hofe ernannt, und erhielt als Beweis der beſondern Zufriedenheit mit den bisher geleiſteten Dienſten den St. Annenorden erſter Claſſe. Die Reiſe ging mit einem zahlreichen Gefolge über Frankfurt nach Paris. Die göttinger Societät der Wiſſenſchaften hatte dem Fürſten kurz vorher das Diplom eines Mitglieds überſandt, und ſomit ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen gehuldigt. In Paris wartete der Fürſt auf ſeine Inſtructionen für den neuen madrider Poſten; ſein Aufenthalt verzögerte ſich aber auch aus mehrern in der eiferſüchtigen Politik des damaligen Beherrſchers Frankreichs liegenden Gründen. Die benöthigten Päſſe nach Spanien wurden ſo lange verweigert, bis an die Stelle des Fürſten nur ein Geſchäftsträger (Baron Mohrenheim) nach Madrid abging. Der Fürſt kehrte alſo 1811, von dem ſich nähernden Gewitter überzeugt, durch Deutſchland und Preußen nach St. Petersburg zurück. Kaum begann der Feldzug von 1812, ſo erhielt der Fürſt, der immer nach nützlicher Thätigkeit ſtrebte, ein Cavalleriecommando im Armeecorps des Grafen Wittgenſtein; auch hier zeichnete er ſich wieder durch Einſicht und Eifer aus; er war mit General Tſchernitſcheff der erſte, der Berlin befreien half. Nach der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig

den 18ten October 1813, welcher der Fürſt gleichfalls beiwohnte, vertrauten ihm die alliirten Souveräne das Generalgouvernement des Königreichs Sachſen mit ſehr ausgedehnten Vollmachten als einen glänzenden Beweis von Achtung und Zutrauen an. Im Herbſte 1814 nahm dieſe Adminiſtration ein Ende, und die königlich preußiſche trat an deren Stelle. Fürſt Repnin verließ Dresden, um ſich nach Wien zu begeben, wo er während der Congreßverhandlungen blieb. Seine häuslichen Angelegenheiten nöthigten ihn im Jahr 1815 zu einer Reiſe nach St. Petersburg; nach wenig Monaten kam er aber zu den Seinigen nach Wien zurück, um an der Seite ſeines Monarchen den Feldzug gegen den aus Elba zurückgekehrten Uſurpator mitzumachen. Er theilte die Ehre, mit als Sieger in Paris einzuziehen, und dort der neuen ehrenvollen Thätigkeit entgegenzuſehen, die ſeiner bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr in ſein Vaterland wartet.

Repräſentation, ſ. Volksrepräſentation.

Repräſentationsrecht iſt das Recht, welches die Kindeskinder eines Erblaſſers berechtigt, wenn ihre Ältern geſtorben ſind, mit den noch lebenden Geſchwiſtern ihrer Ältern in gleichen Theilen zu erben; da ſie an die Stelle des in der Erbſchaftskette ausgefallenen Gliedes (ihres Vaters oder ihrer Mutter) treten, und ſo dieſelben repräſentiren.

Repreſſalien ſind Wiedervergeltungen, Feindſeligkeiten, die für Feindſeligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat gegen die Unterthanen eines andern Staats ſich Gewaltthätigkeiten erlaubt, ſo braucht der in ſeinem Gliede beleidigte Staat Repreſſalien, wenn er an den in ſeiner Gewalt ſich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staates gleiches übt. In Kriegszeiten wird dieſe traurige Maßregel, die freilich mannichmal nothwendig ſeyn mag, immer aber auf der Wagſchale der Moral und Humanität verdientermaßen verworfen werden wird, erfoderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthum der gegenſeitigen Unterthanen, ſeltner jetzt in unſern vorgeſchrittenen Jahrhunderten als ehedem, wo mehr noch rohe Gewalt entſchied, an den Perſonen derſelben geübt. Retorſion iſt gleichbedeutend mit Repreſſalien.

Repriſe. Wenn ein Schiff von einem feindlichen Kaper aufgebracht wird, ſo heißt es eine **Priſe** (es wird für gute Priſe erklärt, für Beute des Kaperſchiffes). **Repriſe** wird es, wenn, genommen bereits von einem feindlichen Schiffe, es dieſem wieder abgejagt wird, gleichviel, ob durch ein andres gleichfalls feindliches, oder durch eins von der eignen Nation.

Reproduction, Wiedererſatz des Verlornen, wurde zuerſt gebraucht von der Erſcheinung am thieriſchen Körper, wobei die zerſtörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch **Regeneration** genannt. Dieſe Art der Reproduction findet ſich vorzüglich in den niedern Thierclaſſen ſehr kräftig; dem Krebſe z. B. wachſen die Scheren und Füße wieder, wenn er ſie verloren hat; in den höhern Thierclaſſen iſt die Regeneration ſo kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gingen, erzeugen ſich nie wieder, ja die nur einigermaßen zuſammengeſetzten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, beſitzen dieſe Eigenſchaft nur in geringem Grade; iſt eins von ihnen ganz verloren gegangen, ſo bemerkt man gar keine Wiedererzeugung deſſelben; ſind aber Theile deſſelben ausgeſchnitten, oder durch Brand,

Eiterung u. ſ. w. zerſtört worden, ſo erzeugt ſich in dem Zwiſchenraume eine neue Maſſe, die der urſprünglichen Structur des Organs zwar ähnlich iſt, auf ähnliche Weiſe wirkt, aber nie gänzlich identiſch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die Narbe genannt wird, wenn ſie auf der äußern Haut ſichtbar iſt. Auf eine ähnliche Art entſteht der Callus an gebrochnen Knochen. Vollkommen reproducirt ſich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (cuticula epidermis), wo man keine Spur einer dageweſenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt iſt. — In neuern Zeiten iſt jedoch der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und es erhielt dies Wort eine ganz andre Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verſchiedne Weiſe fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organiſchen Körper ausgeſondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die dieſe verloren gegangnen Theile wieder erſetzen, und ſo einer ſchnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen ſollen. Die Functionen nun, vermittelſt deren dies letztere geſchieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von Reproduction zuſammen, und das Syſtem von Organen, die auf die angegebne Weiſe wirken, wird Reproductionsſyſtem genannt. Ja man ging noch weiter. Da man nämlich bemerken mußte, daß beinahe alle die Functionen, durch welche Stoffe aus dem Körper herausgeſchafft werden, einen ſehr wichtigen Einfluß auf den Wiedererſatz haben, da dieſe überdies eine große Ähnlichkeit mit jenen zeigen, und da Verluſt und Wiedererſatz erſt ein Ganzes bilden, das nicht gut getrennt werden kann; ſo wurden auch die Organe und Functionen, in denen der Verluſt die Hauptrolle ſpielt, dem Begriffe von Reproduction ſubſumirt, und er faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten, ja auch zum Theil die functiones vitales in ſich, und wurde von den neueſten Phyſiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thieriſchen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction, Irritabilität (Beweglichkeit, ſ. Reizbarkeit), Senſibilität (Empfindlichkeit, ſ. Senſibilität). Wenn die beiden letzten ſich vorzüglich auf die Zeit beziehen, ſo geht die erſte vorzugsweiſe auf den Raum, den ſie bildet, und in ſeiner Miſchung erhält; wenn daher jene dynamiſch zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt dieſe, die Reproduction, mehr chemiſch, denn durch Miſchung nur kann etwas Materielles ſich bilden, und in der Miſchung nur beſtehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Senſibilität, und die einzelnen Functionen, in denen ſie ſich äußern, einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die Reproduction, und es wird derſelbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlicher Muskelfibern in den reproductiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils durch die Nerven, die in jedem Organe ſich befinden, von Seiten der Senſibilität vermittelt, und er iſt ſo bedeutend, daß ohne beide ſchlechterdings keine reproductive Function vor ſich gehen kann, wie die vielfältigſten Erfahrungen beweiſen. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemiſchen Affinitätsgeſetzen die Miſchungen in dem organiſchen Körper vorzugehen ſcheinen; daher die Vermuthung, daß es für dieſen wenigſtens eigenthümliche Verwandtſchaftsgeſetze geben müſſe, die freilich noch nicht bekannt ſind. Aus demſelben Grunde iſt es erklär-

lich, daß wir nicht im Stande ſind, auch nur einen einzigen organiſchen Theil durch chemiſche Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Beſtandtheile unſern Chemikern noch ſo bekannt zu ſeyn ſcheinen. Und endlich muß es aus demſelben Einfluſſe abgeleitet werden, daß die Beſtandtheile der einzelnen Organismen und organiſchen Theile ſo wenig von einander abweichen, und doch eine ſo außerordentliche Verſchiedenheit in Hinſicht auf ihre Geſtalt, ihre Eigenſchaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen iſt. Höchſt unbefriedigend und einſeitig muß deßwegen die Bemühung derer erſcheinen, die aus den allgemeinen chemiſchen Geſetzen das Leben und alle ſeine einzelnen Functionen erklären wollen, wenn auch der mitwirkende Einfluß der Reproduction überhaupt und jeder einzelnen reproductiven Function insbeſondre nicht geläugnet werden kann. Soll aber irgend etwas wieder erſetzt werden, ſo kann dies nicht geſchehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte iſt zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher beſteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speiſe und Getränke in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemiſchte Maſſe vereinigt werden, aus welcher dann durch eine neue Umwandlung ſehr verſchiedne Theile gebildet werden. — Der Apparat von Organen, durch den dies geſchieht, iſt bei verſchiednen Thierclaſſen höchſt verſchieden, bei den niedern ſehr einfach, zuſammengeſetzter bei den höhern, bei dem Menſchen am meiſten complicirt. Da wir hier dieſe Stufenfolge nicht verfolgen können, ſo beſchreiben wir nur den Hergang und das Ineinandergreifen dieſer Functionen, wie ſie am Menſchen beobachtet werden. Durch die Schneide- und Spitzzähne zerriſſen, durch die Backzähne zermalmt, und vermiſcht mit Speichel und einigen andern ſchleimigen Flüſſigkeiten, vorbereitet alſo durch eine Vorverdauung werden die Speiſen durch die unabläſſige Bewegung der Zungen-, der Wangen- und Gaumenmuskeln endlich in einen Biſſen geformt, und dieſer durch den Öſophagus, Speiſeröhre, in den Magen gebracht, wo die Speiſen die eigentliche Verdauung erleiden. Schon auf die Vorverdauung aber äußert die Irritabilität und Senſibilität gar bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erſte vor, und wird doch auch dieſe ſogar durch die letztre vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfniſſes der Speiſe, iſt ja ein Act der Senſibilität, und die Aufnahme iſt bei dem freien Menſchen ſogar der Willkür anheimgeſtellt, eben ſo wie die Auswahl unter den einzelnen Speiſen und Getränken. Je mehr aber bei dieſem Acte die Senſibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung ſich vorherrſchend äußern, deſto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemiſche Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde ſchon eine Vermiſchung der Speiſen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Miſchung oder chemiſche Durchdringung, wie dies der Augenſchein klar genug zeigt. Dieſe Wirkungsweiſe erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale. In dem erſtern verweilt die Maſſe von Speiſen wenigſtens 3-4 Stunden, und erleidet zwar auch den Druck des häufig ſich zuſammenziehenden Magens, deſſen Exiſtenz durch den Augenſchein und das Daſeyn von Muskelfibern, in den Magenhäuten be-

wieſen wird. Wer aber die große Höhle des Magens und die dünnen Faſern mit einander vergleicht, der wird ſchon vermuthen, daß dieſer Einfluß auf die Speiſen nicht ſehr bedeutend ſeyn kann; wer ferner die gleichmäßige Miſchung des Productes der Verdauung (Chymus genannt) betrachtet, der wird nothwendig erwarten, daß hier ein organiſch-chemiſcher Prozeß vor ſich gehe, und wer endlich Spallanzani's berühmte Verſuche kennt, der Stücken Fleiſch, Früchte u. ſ. w. in metallene oder hölzerne Kapſeln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, ſie von Thieren mit häutigem Magen verſchlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speiſen ſehr verändert, zum Theil verdauet fand, wer dieſe, ſage ich, kennt, der wird zugeben müſſen, daß hier durch eine Auflöſung vorzüglich die Verdauung vor ſich gehe. Und eine Flüſſigkeit, die eine ſolche Auflöſung verurſacht, iſt der Magenſaft, der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeſchieden wird, und die zermalmten Speiſen durchdringt und auflöſ't. Ob der Magenſaft durch freie Säure oder Kali wirkt, iſt nicht entſchieden, daß aber auch in ihm eine lebendige Kraft auf eigenthümliche Weiſe ſich äußere, iſt ſehr gewiß; und er iſt es, der den erſten Grad der Verähnlichung (Aſſimilation) des Aufgenommnen hervorbringt. Iſt dies nach Möglichkeit geſchehen, ſo wird der Chymus durch den Pylorus hindurchgelaſſen, und er ſtrömt nun in den Zwölffingerdarm über, um vorzüglich durch Miſchung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. Noch unbeträchtlicher ſcheint die Kraft der Bewegung zu werden, und hier, ſo wie in dem ganzen Gedärmeſchlauche, iſt die ſogenannte periſtaltiſche Bewegung wohl nur zur Fortbewegung der Maſſe beſtimmt. Deſto auffallender muß aber in dem Zwölffingerdarm der chemiſche Einfluß ſeyn, denn hier werden ja dreierlei Flüſſigkeiten hinzugemiſcht! der Darmſchleim und der pankreatiſche Saft, die auf ähnliche Weiſe, wie der Speichel und Magenſaft wirken, und zur weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle, die vorzüglich viel zur Zerſetzung des Chymus beitragen muß. Es geht dieſer nämlich in den Leerdarm, und aus dieſem in den gewundnen Darm über, muß der Länge und vielfachen Windungen dieſer Theile wegen, lange in denſelben verweilen, und auf dieſem langen Wege bildet ſich im Chymus eine beſondre Flüſſigkeit, Chylus genannt, zu deſſen Abſcheidung aus dem Chymus die Galle vorzüglich viel beitragen ſoll. Dieſe Flüſſigkeit wird nun von den zahlloſen Enden der ſogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige Weiſe, nachdem ſie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des Darmcanals hervorragen, aufgeſogen und das Reſiduum bewegt ſich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm gelangt, und ſogleich in dem Anfange deſſelben, in dem Blinddarm, in einen gewiſſen Grad von Fäulniß übergeht. Deſſenungeachtet aber befinden ſich auch hier, ſo wie in dem Grimmdarm (colon) noch eine Menge ähnlicher lymphatiſcher Gefäße, die auch aus dieſer faulenden Maſſe noch manches Gute und Nützliche aufzunehmen wiſſen, bis denn endlich das Überbleibſel in den Maſtdarm fortgetrieben, und durch denſelben ausgeleert wird. Aller aufgeſogne Chylus aber geht in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüſen, und wird in dieſen neuerdings mehr verähnlicht, indem wahrſcheinlich das arterielle Blut mit ſeinem Sauerſtoffüberſchuſſe auf ihn wirkt; er muß mehrere Reihen derſelben hindurch, und ſammelt ſich end-

lich in einen allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum chyli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt. Allein hier ſammelt ſich außer dem Chylus auch die Lymphe aus den untern Theilen des Körpers, und der Chylus macht wohl gewöhnlich den kleinern Beſtandtheil des Productes aus. Mit der Lymphe, einer Flüſſigkeit, die vollkommen verähnlicht iſt, in Verbindung, und durch dieſelbe ſelbſt nun noch mehr verähnlicht, ſteigt der Chylus aus der Ciſterne durch den Bruſtcanal (ductus thoracicus), der vor den Körpern der Rückenwirbel liegt, gerade perpendiculär in die Höhe, gelangt in die Bruſthöhle und ergießt ſich in das Venenblut da, wo die vena subclavia sinistra mit der vena jugularis interna sinistra in einen Winkel zuſammentreffen. Das Blut vereinigt nun die Lymphe mit ſich, aber keineswegs ſo innig, daß man nicht noch bei friſch getödteten Thieren Spuren von Lymphe im Blute der Vena cava superior wahrnehmen könnte. Inniger wird jedoch dieſe Vereinigung, je länger die Lymphe dem Blute beigemiſcht iſt, inniger iſt ſie daher ſchon im rechten Ventrikel des Herzens und in der Arteria pulmonalis, die aus demſelben entſpringt; ganz innig wird ſie jedoch erſt in den Lungen, wohin nämlich die Arteriae pulmonales endlich dieſe Miſchung aus Blut und Lymphe führen. Hier erſt entſteht eine ganz gleichmäßige Flüſſigkeit aus den beiden Theilen, und es ſcheint zu dieſer chemiſchen Durchdringung außer der eigenthümlichen Thätigkeit des Blutes und der Lymphe ſelbſt auch der Durchgang durch ſehr kleine und enge Gefäße das Seinige beizutragen. Es muß denn aber auch noch überdies in den Lungen die Miſchung des Blutes ſehr bedeutend verändert werden, wenn es den Körper zu erhalten geſchickt ſeyn ſoll; und es geſchieht dies dadurch, daß bei jedem Athemzuge eine Menge Kohlenſtoff und Waſſerſtoff ausgeleert, Sauerſtoff dagegen aufgenommen wird. Dadurch wird denn das Blut in den Lungen an den beiden erſten ärmer, am letztern aber reicher; und wenn es ſich aus den Lungen wieder ſammelt, iſt es ſo ſchön hellroth, als wir es in den Arterien bemerken. Durch dieſe aber wird es zuerſt dem Herzen zugeführt und geht in die Aorta über. Die Äſte dieſer Arterie führen es endlich, wie es ſcheint unverändert, den verſchiedenſten, aber allen Theilen des Körpers zu, und hier gehen denn neue chemiſche Veränderungen mit demſelben vor, die ſich in zwei Claſſen vereinigen laſſen, nämlich in die Ernährung und Abſonderung. Durch die erſte werden feſte, durch die andre flüſſige Theile aus dem Blute gebildet; die erſte erhält die ſämmtlichen Organe in ihrer Textur, Structur, in ihrer Miſchung und Form, und vermittelt ſo den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Senſibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüſſigkeiten, die bald auf eine beſtimmte Weiſe in die Kette der organiſchen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Beſtandtheil, der in zu großer Menge ſchädlich ſeyn würde, ausleeren (Excretion); jede von beiden erzeugt daher ſehr verſchiedne Körper (die letztre in Hinſicht auf Miſchung, die erſtre in Hinſicht auf Miſchung und Form); in beiden iſt nicht bloß das Blut und Gefäß, ſondern auch das Organ ſelbſt thätig, in dem die Verrichtung vor ſich geht, und dieſes muß es wohl vorzüglich bewirken, daß das Product an jedem Orte verſchieden iſt. — In beiden wird nicht alles Blut conſumirt, ſondern nur ein Theil deſſelben, und

das übrige ſammelt ſich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zuſammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgeſonderten Flüſſigkeiten unverändert, ſondern auf beide wirken die Enden des lymphatiſchen Gefäßſyſtems auf eine ähnliche Weiſe, wie auf den Chymus, ſie ſaugen ein, bilden daraus die Lymphe, und führen ſie in das Venenblut über. Das iſt der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in ſeiner Miſchung, und alſo geſund erhält, und eine ſehr nothwendige Bedingung des Lebens ausmacht, denn es gibt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erführe; auch die Senſibilität und Irritabilität müſſen es geſtatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Nutrition erhalten, durch Abſorption wieder aufgeſogen werden; ſie bedürfen nicht ſelten auch einzelner Sekretionen, um ſich äußern zu können, ſo z. B. in den Sinnen. Endlich ſtehen alle einzelnen reproductiven Functionen in dynamiſcher Beziehung zur Senſibilität vorzüglich und durch dieſe auch zur Irritabilität, daher leiden dieſe beiden Functionen in Krankheiten der erſtern bald genug. Begreiflich iſt es nun wohl, daß wenn irgend ein Glied in der geſchloſſenen Kette der reproductiven Functionen leidet, die andern und das ganze Syſtem mit leiden müſſen; da ferner, wie erwähnt, die reproductiven Functionen auch ihrerſeits einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Senſibilität, haben; ſo folgt natürlich, daß auch dieſe durch die Krankheiten der erſtern nicht wenig afficirt werden; ja eine Menge von irritablen und ſenſiblen Krankheiten haben ihren offenbaren Urſprung in der Reproduction, und wir führen als Beiſpiele die Convulſionen, Epilepſien von Würmern, ſo viele Fieber von Unterleibsſtörungen herrührend an. Endlich aber wird aus dem geſundheitgemäßen nothwendigen Einfluſſe dieſer beiden Grundfunctionen auf die Reproduction und ihre einzelnen Verrichtungen nothwendig zu folgern ſeyn, daß auch die urſprünglich ſenſiblen und irritablen Krankheiten die Reproduction nicht unberührt laſſen können, ſondern hier wieder mancherlei Störungen hervorbringen müſſen, die als Symptome jener Krankheiten erſcheinen, dies zeigt ſich in der Abmagerung, Appetitloſigkeit, ſchlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar ſind. Aus dieſer vielfach verſchlungnen Wechſelwirkung folgt aber nothwendig, daß eine jede Krankheit, wie ſie beobachtet wird, ſehr zuſammengeſetzt ſey, daß von keiner geſagt werden könne, ſie befalle dieſe oder jene Function allein. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction geſprochen wird, ſo heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, dieſe ſey als die Urſache der Zufälle anzuſehen und man befolgt alſo auch hier die alte aber in der Anwendung ziemlich unſichere Regel: a potiori fit denominatio; und wir befolgen bei der Betrachtung derſelben dieſelbe Ordnung, in der wir die einzelnen Functionen der Reproduction dargelegt haben. Da iſt der Mangel an Speiſe und Getränk das erſte, was uns aufſtößt. Iſt er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, ſo entſteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter nervöſen Zufällen, nicht ſelten auch von Entzündung und Desorganiſation des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach

an Speiſen, ſo entſtehen bectiſche Fieber und auszehrende, auch wohl organiſche Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erſcheint dagegen der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zuſtand nicht paſſender Speiſen als Urſachen von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erſte Sünde in der Art verwahrt ſich die Natur von ſelbſt, indem das unpaſſende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen, unter einigen läſtigen aber bald vorübergehenden Symptomen, wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man dieſe ſyſtematiſch, indem man zu viel zu eſſen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung hinzu, ſo entſteht der Anſatz zu vielen Fettes (Polyſarcia genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, ſo entſtehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störungen in den Secretionen deſſelben und es kann durch dieſe Mittelglieder ſogar ein abgezehrter Zuſtand durch zu vieles Eſſen hervorgebracht werden. Insbeſondere ſind es die vegetabiliſchen Nahrungsmittel, die gern Säure in den erſten Wegen hervorbringen und die Schleimſecretion afficiren; animale Nahrungsmittel begünſtigen dagegen mehr die Fäulniß, ſo wie ſie die Gallenſecretion vorzüglich afficiren; fette Speiſen erzeugen die ranzige Fettſäure, die ſich durch Sodbrennen, Ekel u. ſ. w. zu erkennen gibt. Daß die verſchiednen Qualitäten der Speiſen verſchiedne Miſchungsfehler in dem Unterleibe und in der Säftemaſſe überhaupt hervorbringen müſſen, iſt zu vermuthen; jedoch verlaſſen uns hier die Beobachtungen, die allerdings um ſo ſchwieriger und ungewiſſer ſind, je mehrere urſächliche Momente zuſammenkommen und ſich wechſelsweiſe modificiren. — Sind denn aber auch fehlerhafte Speiſen und Getränke als die eigenthümlichſten Urſachen der Reproductionskrankheiten anzuſehen, ſo ſind ſie keineswegs die einzigen, ſondern alle andern Krankheitsurſachen, die auch irgend allgemein auf den Körper wirken; ja eine Menge andrer Krankheiten ſelbſt ſind als ſolche anzuſehen und vielfach beobachtet worden, wie aus der oben angedeuteten Wechſelwirkung aller Organe des Körpers hervorgeht. — Die Krankheiten der Reproductionsorgane ſind theils ſolche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den erſtern gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachſung, Ausſchwitzung, Brand. Allein auch dieſe äußern ſich deßwegen eigenthümlich, weil ſie die Functionen des Reproductionsſyſtems abändern. In eben dieſen abgeänderten Functionen beruht auch das Weſen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt betrachten wollen. Im Munde aber wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geſchwüre oder Anſchwellungen in irgend einem Theile des Mundes, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachſung oder krampfhafte Verengerung der Speiſeröhre erſchwert und es müſſen daher die angegebnen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entſtehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, in den Aphthen und in der Mundfäule die Secretion in dieſen Theilen krank iſt, ſo muß die Vorverdauung und deßwegen auch die eigentliche Verdauung in Hinſicht auf Miſchung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeſchwerden ſo gewöhnlich ſind. —

Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen Statt haben und ſie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, ſie mögen nun die Senſibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demſelben afficiren. Daher verurſacht der Magenkrampf (cardialgia), die krankhafte Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens zuvörderſt ſchlechte Verdauung und dieſe leicht wieder andre Übel. Iſt die Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Magens groß und kommen nun noch dazu Stoffe in denſelben, die dieſe noch mehr ſteigern, indem ſie für den gegenwärtigen Zuſtand nicht paſſend ſind; ſo entſteht eine lebhafte Bewegung der Muskelhaut. Theilt ſich dieſe der Muskelhaut des ganzen Darmcanals nicht mit, ſo nimmt ſie in ihrer Wirkung eine entgegengeſetzte Richtung und es entſteht das Erbrechen, wodurch alles, was in dem Magen ſich befindet, durch den Mund ausgeworfen wird; aber auch in das Duodenum oder wohl gar bis in die dicken Gedärme ſetzt ſich dieſe antiperiſtaltiſche Bewegung fort, wenn entweder der Reiz ſehr groß war, oder die periſtaltiſche Bewegung an irgend einer Stelle durch eine Verhärtung, Verengerung ꝛc. unterbrochen wurde. Deßwegen werden häufig beim Erbrechen Stoffe aus dem Zwölffingerdarm, Galle z. B., ausgeworfen, und es entſteht auf dieſelbe Weiſe das Kothbrechen (Ileus miserere). Wird dagegen durch einen gelindern Reiz die ganze Muskelhaut des Darmcanals in größere Thätigkeit geſetzt, ſo entſtehen häufige Stühle, die flüſſig ſeyn müſſen, weil bei der ſchnellen Fortbewegung die lymphatiſchen Gefäße nicht Zeit haben, das Flüſſige zu reſorbiren und weil durch die ſchnelle Bewegung die Secretionen im Darmcanale befördert werden. — Sind aber im Gegentheil die Bewegungen der Muskelhaut zu langſam, und wird die Fortbewegung wohl gar durch mechaniſche Hinderniſſe, Verhärtung, Verengerung, Ineinanderſchieben der Gedärme (volvulus), oder durch eingeklemmte Brüche gehindert, ſo müſſen nothwendig Verſtopfungen entſtehen. Die Excremente häufen ſich nun an irgend einem Theile an und verhärten daſelbſt. — Alle dieſe Hergänge müſſen nun aber natürlich eine Menge unangenehmer, ja ſelbſt ſchmerzhafter Empfindungen hervorbringen; dahin gehört der Ekel, Übelkeit, Neigung zum Erbrechen, die dem wirklichen Erbrechen vorherzugehen pflegen; und eben ſo iſt die Diarrhöe und Verſtopfung mit Schmerzen in dieſem und jenem Theile des Darmcanals verbunden, die Kolikſchmerzen genannt werden, wenn ſie den Grimmdarm befallen. — Theils durch dieſe Affectionen der Senſibilität und Irritabilität im Darmcanale, theils urſprünglich durch das Leiden der ſeternirenden Organe müſſen die Secretionen abgeändert werden, und es gehen dieſelben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in abnormer Miſchung von Statten. Der Magenſaft ſcheint bald zu ſauer, bald zu alkaliſch zu werden; vorzüglich aber iſt es die Galle und der Darmſchleim, die häufig krankhafte Erſcheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen, und die bisweilen in hohem Grade entmiſcht erſcheinen. Die Fehler derſelben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, und erregen ſo die vorhin erwähnten Zufälle, ſondern ſie müſſen wohl auch ganz vorzüglich die Miſchung der Stoffe in dem Darmcanale abändern. Und darin kommen am Ende alle möglichen Krankheiten des Darmcanals miteinander überein, daß ſie die Miſchung des Chymus angehen; dieſer muß denn aber

auf vielfache Weiſe krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieſelben dem ganzen Körper auf verſchiednen Wegen mit. Durch Affection des Nerven- und Gefäßſyſtems erregt er die ſogenannten gaſtriſchen Fieber oder auch nur Unbehaglichkeit, übelbefinden, ängſtliches Weſen, das nach den Ausleerungen verſchwindet; durch Sympathie mit einzelnen Organen werden Beſchwerden in denſelben hervorgebracht; ſo entſtehen: der gaſtriſche Kopfſchmerz, unruhiger Schlaf, ängſtliche Träume, Bruſtbeklemmung, ſchlechter Geſchmack, belegte Zunge, Störungen in der Ausleerung des Urins und in andern Excretionen. Wie die Stoffe verſchieden ſind, die ſich in dem Darmcanale anhäufen, ſo ſind auch die dadurch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Symptome; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Galle, Eiter, Blut u. ſ. w. — Iſt denn nun aber der Chymus aus irgend einer Urſache verändert, iſt entweder die Miſchung deſſelben krankhaft, und wird er zu langſam oder zu ſchnell fortbewegt, findet er ſich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; ſo muß dies alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kann unmöglich in einem dieſer Fälle ein guter Chylus abgeſondert werden. Da dieſer denn nun aber ferner in den Lymphgefäßen und vorzüglich in den Drüſen derſelben bearbeitet werden muß, ſo werden die Krankheiten dieſes Syſtems abermals nachtheilig auf denſelben einwirken müſſen. Dies findet vorzüglich in der ſogenannten atrophia infantum Statt, wo die Gekrösdrüſen verhärtet, vergrößert gefunden werden, und in dieſem Zuſtande entweder den Chylus gar nicht durch ſich hindurchgehen laſſen, oder nur nicht gehörig auf denſelben wirken können. — Etwas ähnliches findet auch in den Blutgefäßen und in der Sanguification Statt. Sowohl der in fehlerhafter Qualität in das Blut einſtrömende Chylus, als auch alle Krankheiten des Gefäßſyſtems ſelbſt und aller der Organe, die auf daſſelbe einzuwirken vermögen, alſo vorzüglich die Krankheiten der Bruſt, der Lungen und des Herzens, endlich beinahe alle Krankheiten, die nur nicht ganz örtlich auf ein Organ eingeſchränkt bleiben; alle dieſe verſchiednen Momente werden einen eben ſo großen, als nothwendigen Einfluß auf die Miſchung und Menge des Bluts haben müſſen, der dann natürlich ſehr verſchieden modificirt, und dadurch auch ſeinerſeits als die Quelle von krankhaften Erſcheinungen in unzählbarer Menge erſcheinen muß. Uns beſchäftiget hier nur der Einfluß des kranken Blutes auf Ernährung und Secretion, und auch dieſer iſt groß und verſchiedenartig genug. Jedoch ſind abermals nicht alle Fehler der Ernährung und Secretion von dem Blute allein abzuleiten, ſondern auch hier concurriren mehrere andre Umſtände; nämlich die Herrſchaft, die das Nervenſyſtem auch auf dieſe Function unmittelbar ausübt, der ſympathiſche Einfluß andrer Organe, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Abſonderung geſchehen ſoll, und endlich auch die entgegengeſetzte Thätigkeit des lymphatiſchen und venöſen Gefäßſyſtems. Iſt einer von dieſen Umſtänden krankhaft, ſo muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Secretion nicht nur überhaupt krank werden, ſondern es müſſen daraus gerade die verſchiedenartigſten Krankheiten entſtehen. Dahin gehört denn nun zuerſt die Fettſucht, in der die Ernährung zu lebhaft und kräftig von Statten geht; ihr entgegen ſtehen die Schwindſuchten, wo die

Ernährung nicht nur an ſich ſchon unterdrückt iſt, ſondern auch durch die bisweilen zu bedeutenden Secretionen noch mehr geſtört wird. Iſt das Blut, das zur Ernährung dienen ſoll, entmiſcht, und walten vorzüglich die animaliſirten Beſtandtheile in ihm vor, ſo entſteht Scorbut, fehlt Eiſen oder Cruor in demſelben, Chloroſis (Bleichſucht). Iſt die Abſonderung des ſeröſen Hauches, die in allen Theilen des Körpers Statt findet, vermehrt, die Reſorption deſſelben aber durch die Enden des lymphatiſchen Gefäßſyſtems vermindert, ſo bildet ſich aus dem Hauche wäßrige Flüſſigkeit, die, wenn ſie ſich mehr anhäuft, das Weſen der Waſſerſucht ausmacht. In den Skropheln, der Rhachitis und der venеriſchen Krankheit leidet das lymphatiſche Gefäßſyſtem auf eine eigenthümliche, jedoch noch nicht hinreichend bekannte Art, und iſt als der Sitz dieſer Krankheiten anzuſehen. In der Venerie ſcheint die Lymphe ſelbſt vorzugsweiſe krankhaft gemiſcht zu ſeyn; in den beiden erſten leidet dagegen urſprünglich das Gefäß und die Drüſe und die Affection der Lymphe iſt höchſtens als eine ſecundäre Folge der Krankheit zugegen. — Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirkende Urſachen auf irgend eine Weiſe geſtört, ſo entſtehen daher die örtlichen Fehler, die als Desorganiſationen, Afterorganiſationen bekannt, und ſo häufig und theils nach den verſchiednen leidenden Organen, theils nach den einzelnen Urſachen ſo höchſt mannichfaltig und verſchiedenartig ſind, daß ſich eine beſondre Doctrin, die pathologiſche Anatomie, das Aufſinden derſelben zum eigenthümlichen Zwecke gemacht hat. — Auch die einzelnen Secretionen ſind häufig krank, und ſie kommen darin mit einander überein, daß ſie entweder in zu großer oder zu geringer Menge, oder endlich in krankhafter Miſchung von Statten gehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden ſich wohl auch ſteinige Concremente, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden; ſo z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüſen. — Aber auch dieſe örtlichen Fehler wirken in dem geſchloſſenen Kreiſe der Functionen und Organe nach allen Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzüglich, wenn ſie edlere Organe betreffen, oft genug Urſachen großer Beſchwerden, und endlich des Todes. Jedoch iſt hier nicht der Ort, dies alles weiter auszuführen, und es finden ſich die Nachrichten über die einzelnen Krankheiten, die hier nur in ihrem Zuſammenhange angedeutet werden ſollten, an andern Orten dieſes Werks, wo ſie nachzuſehen ſind. B. P.

Republik. Unter Republik wird ein jeder nicht einem Einzelnen unterworfene Staat verſtanden. Eine Republik iſt alſo der Gegenſatz einer Monarchie; daß aber beide Verfaſſungen ſehr oft in eine verſchmelzen können, daraus ein mit einem Monarchen an der Spitze befindlicher Freiſtaat entſtehen kann, iſt durch die Beiſpiele vom ehemaligen Polen, von England und mehreren andern Ländern bewieſen. Die Regierungsverfaſſung einer Republik, im oben bezeichneten Sinne des Wortes, kann ariſtokratiſch, demokratiſch, oder eine aus beiden gemiſchte ſeyn. Oligarchien und Ochlokratien (ſ. dieſe Art.) ſind Ausartungen der eben erwähnten Verfaſſungsarten. (Über das Weſen einer Ariſtokratie und Demokratie, ſo wie überhaupt über die in beiden den Einwohnern zugeſtandenen Bürger- und Menſchenrechte, ſiehe die Artikel: Monarchie, Ariſtokratie, Demokra-

tie.) Eine demokratiſche Verfaſſung kann nur bei kleinen Staaten, der Natur der Sache nach, Statt finden und Beſtand haben; größere in republikaniſcher Form regierte Länder müſſen entweder rein ariſtokratiſch, oder repräſentativ, oder föderativ ſeyn. Die repräſentative Verfaſſung, die darin beſteht, daß die einzelnen Stände des Volks durch gewählte Deputirte repräſentirt werden, kann auch mit der Monarchie zugleich beſtehen, wie England beweiſ't. Eine föderative republikaniſche Verfaſſung iſt die, wenn ein großes Land in mehrere kleine Republiken getheilt iſt, die zwar jede ihre eigene beſondere Regierungsart haben, durch Verträge aber zu einem Ganzen verbunden ſind und in allen auswärtigen Dingen in Geſammtmaſſe handeln. Das Alterthum ſtellte ſolche föderative Freiſtaaten durch den achäiſchen, ätoliſchen und doriſchen Bund auf; in unſern Zeiten ſind die Schweiz und die vereinigten Staaten von Nordamerika ſolche Vereine.

Republik der ſieben Inſeln, ſ. Sieben Inſelrepublik.

Requetenmeiſter. Requêtes werden in Frankreich die bei dem Parlament eingereichten Bittſchriften genannt, die durchzugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requettenmeiſters (Maitre des Requêtes) iſt.

Requiem wird in der catholiſchen Kirche eine feierliche muſikaliſche Seelenmeſſe genannt, die zu Ehren eines Verſtorbenen gehalten wird und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt.

Requiſition war urſprünglich jede bittende Auffoderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requiſitionen, z. B. zur Aufſuchung und Auslieferung von Verbrechern ꝛc., finden täglich Statt, und geſchehen entweder durch Bekanntmachungen und Auffoderungen in öffentlichen Blättern, oder durch ſchriftliche oder mündliche, an eine beſtimmte Perſon oder Behörde gerichtete Geſuche und Auffoderungen, wobei der Requirirende ſich gewöhnlich zur Gegenleiſtung ähnlicher Hülfe (ad reciproca in subsidium juris) verpflichtet. — Militäriſche Requiſitionen, welche die Leiſtung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutſchland zur Genüge. Sie geſchehen übrigens wohl ſelten in einem bittenden Tone. Daß Waſhington während des amerikaniſchen Freiheitskrieges zuerſt Anfoderungen dieſer Art mit dem Namen Requiſitionen benannte, mag ſeyn. Die Sache ſelbſt war aber von jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle, ſelbſt noch ſo rohen Völker, die ſchwerlich auf ihren weiten Märſchen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh ꝛc. bei ſich führten, werden das Requiſitionsſyſtem in den Ländern, die ſie durchzogen, gewiß eben ſo gut ausgeübt haben, wie Waſhington und Bonaparte, und wie die Deutſchen und Ruſſen. So vortheilhaft übrigens das Requiſitionsſyſtem für das ſchnelle leichtere Fortſchreiten eines Kriegsheers iſt, ſo höchſt nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Genügung der Requiſitionen fehlt. So war die Befolgung jenes Syſtems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der franzöſiſchen Macht, und wurde ſpäterhin in einem unbewohn-

baren und minder fruchtbaren Lande eine Haupturſache des Unglücks der Franzoſen.

Reſcript, Reſcription. Landesherrliche Befehle in Briefform an einen einzelnen Staatsbedienten oder an ein ganzes Collegium erlaſſen, werden Reſcripte genannt. Reſcriptionen bedeutet entweder gleichfalls Befehle, iſt alſo ſynonym mit Reſcript, oder man bezeichnete damit auch ein neueres franzöſiſches Papiergeld (Staatsobligationen), die auch den Namen Inſcriptionen führten.

Reſervat (geiſtliches), ſiehe den Art. Religionsfriede.

Reſervatrechte des Kaiſers wurden in der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung diejenigen Rechte genannt, die dem deutſchen Oberhaupt ohne Zuziehung und Mitwirkung der Reichsſtände nach eigenem Willen auszuüben freiſtanden, und gleichſam als eine an der Kaiſerkrone haftende Machtvollkommenheit betrachtet wurden. Es gehörten darunter die Mündigſprechungen der Reichsvaſallen, Adoptionen und Legitimationen von deren Kindern, Anſtands- oder Freibriefe für die Reichsſtände gegen ihre Gläubiger, ſo wie die Beſtätigungen reichsſtändiſcher Familienverträge; ferner die Ertheilung von Privilegien zu Meſſen, Univerſitäten, Stapelrecht, Bücherdruck u. ſ. w. Auch die Belehnungen mit Reichslehn, die Ernennung der Pfalzgrafen, die Verleihung von Wappen und die Aufnahme unter den höhern und niedern Reichsadel gehörten zu den Reſervatrechten des Kaiſers, die auch Gnadenſachen genannt wurden, weil ihre Ertheilung von der Gnade des Oberhauptes abhing. Alle obige Gegenſtände betreffende Sachen wurden bei dem Reichshofrathe (vergl. d. Art.), als dem ſtets in kaiſerlicher Reſidenz befindlichen Reichsgerichte, nachgeſucht und betrieben.

Reſewitz (Friedrich Gabriel). Er war 1729 geboren und genoß eine glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn wurde er in der Folge Paſtor an der deutſchen Petrikirche zu Copenhagen. Im Jahre 1775 kam er als Abt nach Kloſterbergen, wo er die Direction dieſer Anſtalt von 1775 bis 1797 ununterbrochen führte. Seine Schriften a) über die Erziehung des Bürgers, und b) ſeine Vorſchläge, Gedanken und Wünſche zur Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung (welche Schrift das reichhaltigſte Magazin der gründlichſten Unterſuchungen über die wichtigſten Punkte der Erziehung und zugleich auch ſeine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Kloſterbergen von 1776 bis 1783 enthält) haben ihn als einen der denkendſten Pädagogen bekannt gemacht. Als practiſcher Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogiſchen Schriftſteller zuerkennen muß. Er ſuchte mehr den Abt zu ſpielen, und hatte auch vorzüglich von dieſem Wunſche geleitet, dieſes Amt übernommen. Er kam zur Direction dieſer Anſtalt zu ungeübt als practiſcher Pädagog. Seine wohldurchdachten Plane und Vorſchriften wurden mehr ausgeſprochen, niedergeſchrieben und bekannt gemacht als ausgeführt; er konnte ſeine Grundſätze nicht ſpeciell und individuell genug anwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Disciplin zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbeſſerungen zu ſtürmiſch. Dazu kamen ſeine ökonomiſchen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durch-

dachten, und wohl ausgeſprochenen Plans nicht denken ließen. Er konnte ſich die Liebe weder der Lehrer noch der Zöglinge erwerben, und nicht ſelten verhinderte der Abt das, was der Director beſchloſſen hatte. Dadurch wirkte er nachtheilig auf die Anſtalt, ſo daß nach und nach der Beſuch der Schule ſich verminderte. Dies veranlaßte von Seiten der preußiſchen Regierung zwei ſtrenge Viſitationen: bei der erſten wurde er als Abt überwieſen, zu viel von dem allgemeinen Fond für ſich verwendet zu haben, daher er ſich zu einem Erſatz von 500 Thlrn. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Kloſters. Was ſeit ſeiner Direction in der Anſtalt im Unterrichte Gutes und Treffliches geſchah, war weniger ſein, als ſeiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienſt. Er gab 1779 Jugendpredigten heraus; ſie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage anſtatt der Predigten über die Evangelien und Epiſteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu kalt philoſophiſch. Er ſtarb im 77ſten Jahre ſeines Lebens den 29ſten October 1806 aus Gram über Preußens Unglück. W. L.

Reſident iſt die Benennung deſſen, der, ohne eigentlicher Geſandter zu ſeyn, noch deſſen Würde zu tragen, die Geſchäfte und Angelegenheiten eines Fürſten oder eines Staates an einem fremden Hofe, oder in einem fremden Lande betreibt. Die Reſidenten, Chargé d'affaires, gehören dem Range nach zur dritten Claſſe der Geſandtſchaftsordnung. (S. hierüber den Art. Geſandtſchaftsweſen.)

Reſonanz iſt der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Inſtruments erhält. Der Reſonanzboden an Saiteninſtrumenten, als Clavier, Violine, Guitarre u. dergl., iſt daher von großer Wichtigkeit und Einfluß auf den Klang derſelben, und von ſeiner Güte und richtigen Bauart hängt die Güte dieſer Inſtrumente beſonders mit ab, da er es iſt, der den auf den Saiten angeſchlagenen Ton verſtärkend wiedertönt. Er wird gewöhnlich von Tannenholz, das völlig ausgetrocknet und glatt ſeyn muß, gemacht, und der kleinſte Riß oder Schaden deſſelben verändert oder verdirbt den Ton des Inſtruments. Man hat in neuern Zeiten in England den Verſuch gemacht, den Reſonanzboden bei Forte-Piano's, Flügeln und dergl. ſtatt wie bisher von Holz — da dieſes in gewünſchter Güte zu erhalten, oft ſchwer iſt, und durch die nöthige Dünne leicht ſchadhaft wird — von ſtarkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünſchte Wirkung damit erreicht, und, ſo viel Schreiber dieſes bekannt, iſt es bei dem Verſuch damit geblieben.

Reſponsgelder, werden die Beiträge der verſchiedenen Zungen oder Nationen, in die ſich bekanntlich der Malteſerorden theilte, genannt, welche die Vorſteher dieſer Zungen (Prioren) jährlich nach Malta an den Großmeiſter abzugeben hatten, von den Einkünften ihrer geſammten Comthureien und Balleyen. Noch nennt man Reſponsgelder die Geldabgaben, die als Zeichen der Unterwürfigkeit an einen Oberherrn gezahlt werden.

Reſponſum heißt im Allgemeinen jede ſchriftliche Antwort, welche eine öffentliche Behörde auf Anträge von Privatper-

ſonen als ſolcher ertheilt. Im engern, bloß juriſtiſchen Sinne heißen diejenigen Decrete des Richters Reſponſa, wodurch auf den Antrag einer ſtreitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müſſen ſie der Gegenpartei von Amts wegen in Abſchrift mitgetheilt werden. Ein Reſponſum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferlegt wird, heißt Mandatum per Reſponſum. Durch Reſponſe kann der Richter nur über ſolche Gegenſtände abſprechen, die nicht auf das Weſen der Rechtsſache ſelbſt und deren Entſcheidung Einfluß haben, z. B. er kann durch ein Reſponſum der Partei auferlegen, ſich zum Prozeß oder auch zur Sache zu legitimiren, er kann ſie an den competenten Richter verweiſen, nicht aber kann er durch Reſponſe eine Beweisführung auferlegen, oder gar in der Sache ſelbſt entſcheiden. Letzteres muß durch ein förmliches Urtheil geſchehen. Reſponſe oder Gutachten nennt man auch diejenigen Belehrungen, welche von einer Facultät oder einem Schöppenſtuhl auf geſchehene Anfragen ertheilt werden.

Reſtaurateur. Im Jahre 1765 fing ein Speiſewirth zu Paris an, mit Fleiſchbrühen, friſchen Eiern, Geflügel, Schinken u. ſ. w. zu bewirthen. Über ſeine Thür hatte er, eine bekannte bibliſche Stelle parodirend, die Inſchrift geſetzt: Venite ad me omnes, qui Stomacho laboratis, et ego restaurabo vos. Seitdem iſt der Name Reſtaurateur aufgenommen.

Reſtauration (in ſtaatsrechtlicher Rückſicht), ſ. Revolution.

Restitutio in integrum. Daß gegen das an ſich Ungültige, gegen das Null und Nichtige, der Staat Nullitätsklagen geſtatten müſſe, fällt in die Begriffe; allein dieſe von der ſchlichten Vernunft vorgeſchriebenen Gränzen zu überſchreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeſchäfte, in ſo weit ſie jemanden zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus ſchlüpferigen Gründen der aequitas unter dem Titel der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt reſcindiren zu laſſen, ſcheint höchſt bedenklich. Dem Germanier, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge Parömien in den Mund gelegt hatte, waren urſprünglich ſolche Mittel fremd. Erſt mit der Reception der fremden Rechte, vorzüglich des römiſchen, erhielt Deutſchland eine ganze Gruppe ſolcher Figuren, welchen der römiſche Antiquitätenſtyl ſo anhängt, daß ſie ohne geſchichtliches Studium jenes Rechts ſich nicht im gehörigen Lichte darſtellen. Der Grund zu dieſen Reſtitutionen liegt theils in der Perſon, wie bei Minderjährigen und bei juriſtiſchen Perſonen, theils in der Sache ſelbſt, jedoch nicht mehr ſowohl bei Zwang und Betrug, des bei der Abweſenheit, der Veräußerung zum Nachtheile der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Übrigens ſind von dieſen ordentlichen Wiedereinſetzungen in den vorigen Stand die bei Verſäumniſſen der Prozeßfatalien den Parteien zu Statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterſcheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Reſtitutionen vor. En.

Reſtitutionsedict wurde 1629 von Ferdinand II. nach dem Siege, den der bayriſche und liguiſtiſche General Tilly über König Chriſtian IV. von Dännemark bei Lutter am Baren-

berge (1626) erfocht, und nach dem mit Dänemarks König 1629 zu Lübeck geſchloſſenen Frieden erlaſſen, und befahl den Proteſtanten, die durch dieſe erwähnten Vorgänge damals völlig unterdrückt erſchienen, alle früher eingezogenen geiſtlichen Güter herauszugeben und die von ihnen beſetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiken wieder abzutreten. Die hierauf folgenden Siege Königs Guſtav Adolph von Schweden, Herzogs Bernhard von Weimar, und anderer proteſtantiſchen Anführer änderten aber im Verfolg des dreißigjährigen Krieges die Lage der Dinge in ſo weit, daß beim endlichen Friedensſchluß zu Münſter und Osnabrück 1648 das Reſtitutionsedict, das nie allgemein zur Ausführung kam, erloſch, und den Proteſtanten in dieſem Friedensſchluß auch der Beſitz der vor 1624 innegehabten Kirchengüter verblieb. (Vergl. hiermit die Art. Deutſchland, Dreißigjähriger Krieg, Weſtphäliſcher Friede.)

Retardat. Dieſes Wort bezeichnet verſpätete Geldabgaben, Zinſen, Gefälle u. dergl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher, wenn ein Eigner oder Theilnehmer an einem Kure ſeine Geldzuſchüſſe, um den Bau zu betreiben, nicht zur gehörigen Zeit einſendet und dadurch ſeines Antheils am Betrieb des Ganzen verluſtig geht.

Retardation, die Abnahme der Geſchwindigkeit eines bewegten Körpers, welche darin beſteht, daß dieſer Körper in jedem folgenden gleichen Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als in jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört ſich zu bewegen. Demnach iſt die Retardation der Gegenſatz der Beſchleunigung und kann wie dieſe gleichförmig oder ungleichförmig ſeyn, je nach dem die retardirende Kraft, wozu Schwere, Reibung, Widerſtand der Luft u. ſ. w. gehört, gleichmäßig wirkt oder nicht.

Retentionsrecht, ſ. Beſitz.

Retorſionsrecht, ſ. Repreſſalien.

Retorte, iſt ein Gefäß, deſſen ſich der Chemiker bei Deſtillationen bedient und das nach der verſchiedenen Erforderniß aus Glas, Metall, Thon u. dergl. verfertigt iſt. Die Geſtalt einer Retorte iſt eine bauchige, kugelförmige, die nach oben zu in einen Hals ſich verlängert, der gewöhnlich unter einem Winkel von 60 Grad ſich krümmt.

Retractrecht (Näherrecht, Einſprache, Näherkauf, Einſtand, Abtrieb, Beiſprache, Beiſprüche, Beſprechung, Loſung Auslöſung, Nähergeltung, Anſtand, Zugrecht, Beſchüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vockauf), beſteht in dem Rechte, welches bei dem Kaufcontracte einer dritten Perſon zuſteht, wonach ſie in Gemäßheit eines bei ihr Statt findenden geſetzlichen Grundes befugt iſt, in einen über ein Immobile geſchloſſenen Kauf ſo einzutreten, daß die gekaufte Sache ſelbſt nach erfolgter Übergabe an den Retrahenten gegen Erfüllung der unter dem Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen abgetreten und überlaſſen werden muß. Dieſes zu den Eigenthümlichkeiten der germaniſchen Jurisprudenz gehörige und ehedem zum Nachtheile des Verkehrs begünſtigte Recht iſt durch Herkommen eingeführt, und ſo lange in ſeiner urſprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Stadtgeſetze durch Modificationen dem Geiſte der neuern Zeit angepaßt haben. Was nun die dabei concurrirenden Perſonen betrifft, und zwar den, welcher den Retract ausüben will, den Retrahenten, ſo muß die er

nicht nur überhaupt den Geſetzen des Staats nach, wo retrahirt
werden will, fähig ſeyn, ein ſolches Object käuflich an ſich zu brin-
gen, ſondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein beſondrer in-
dividueller Grund in ſeiner Perſon vorhanden ſeyn, welcher ſtets in
deſſen perſönliches Verhältniß oder den Beſitz ſeiner Güter zu ſetzen iſt.
Und wenn wir wähnten, daß ein ſolches Recht nur bei liegenden
Gütern vorkomme, ſo iſt dies dahin zu erläutern, daß es einerlei
iſt, es mag die Sache wirklich unbeweglich ſeyn, oder nur den
Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirch-
ſtühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinſen und
andre Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich iſt zur nä-
hern Beſtimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken,
daß dieſer nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedin-
gungen (Schlüſſelherde, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache
vom Käufer erkauft werden, ſondern auch den Erſatz des auf die
Sache ſelbſt gemachten nöthigen Aufwands über ſich zu nehmen
hat. — Die einzelnen Retractarten ſind ſo vielfach, daß ſie nicht
leicht vollſtändig im Syſtem aufgeführt werden können. Hier mag
es genügen, diejenigen, worin die Schatten des alten Sammt-
eigenthums, deſſen Einfluß auf die Bildung dieſes Rechts nicht
ganz abgeläugnet werden kann, noch am meiſten hervorſchielen, her-
auszuheben. 1. Retractus ex condominio (Gewerbrecht) iſt dasje-
nige Näherrecht, welches einem Theilhaber an einer gemeinen Sache
in Anſehung des Antheils, welchen bisher ein andrer Theilhaber
daran hatte, und dieſer an einen dritten verkaufte, zuſteht; 2. re-
tractus ex jure congrui (Geſpilde, Spaltungsrecht), iſt dasjenige
Näherrecht, welches dem Beſitzer des einen Theils an der getheil-
ten Sache in Anſehung des in den Händen eines andern Beſitzers
geweſenen, und hierauf von demſelben an einen dritten verkaufte
andern Theils zuſteht; 3. retractus gentilitius (Erbloſung, Erb-
freundrecht) iſt dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandten
des Verkäufers in Anſehung eines von ihren beiderſeitigen Vor-
fahren erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zu-
ſteht; 4. retractus ex jure incolatus (Markloſung), iſt dasjenige
Näherrecht, welches einem einheimiſchen Markungsgenoſſen in An-
ſehung eines Grundſtücks, das aus der Markung an einen Auswär-
tigen veräußert worden iſt, zuſteht. — Die Retractsklage iſt eine
dingliche, und von der auf ein perſönliches Vorkaufsrecht zu rich-
tenden, bloß gegen den Verkäufer anzuſtellenden wohl zu unter-
ſcheiden. Von vorzüglichem Werthe für dieſe Materie iſt folgende
Schrift: Das Näherrecht, ſyſtematiſch entworfen von Carl Friedrich
Walch, 3te Ausgabe, Jena 1795. En.

Rettungskunſt iſt der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, wel-
che die Sicherung und Errettung des menſchlichen Lebens und Ei-
genthums vor möglichen, oder aus wirklich ſchon entſtandenen
Gefahren zum Zwecke haben. Die Rettungskunſt iſt ein wichtiger
Theil der Polizeiwiſſenſchaften, da ſie eben ſo viele Gegenſtände
umfaßt, als es Gefahren gibt, wodurch das Leben und das Eigen-
thum der Staatsbürger bedroht werden. Ein ſehr vortreffliches
Werk in dieſer Rückſicht iſt das Noth- und Hülfslexicon zur Be-
hütung des menſchlichen Lebens vor allen erdenklichen Unglücksfällen
rc. von J. H. M. Poppe, 2 Bände mit Kupfern, Nürnberg 1811.

Retuſchieren. Dieſes Ausdrucks bedienen ſich Mahler, um
damit entweder das Aufputzen alter verblichener Gemählde, oder

das Ausbeſſern und überarbeiten eines neuern, eignen oder fremden Gemähldes zu bezeichnen. Die Franzoſen drücken mit Retoucher auch das Aufſtechen einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte aus. In der Muſik bedeutet dies Wort, ein Tonſtück verzieren, durch Colloraturen ausſchmücken. Gewöhnlich werden die die Verzierung angebenden Noten kleiner gedruckt als die andern.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), wurde zu Montmirel 1614 geboren. Sein Vater war der General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Gegen ſeine Neigung wurde der junge Retz zum geiſtlichen Stande beſtimmt; ſein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt Retz den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris. Obgleich wider Willen Geiſtlicher und mit ganzer Seele den Wunſch hegend, die militäriſche Laufbahn betreten zu dürfen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, da einmal ſein Geſchick dieſe Laufbahn ihm verſagte, ſeine Geiſteskraft und ſein Talent in der ihm aufgedrungenen geltend zu machen, und der junge Mann, der nur mit höchſtem Widerwillen den Chorrock angezogen hatte, und deſſen leichtes, mitunter leichtſinniges Temperament ihn hinriß zu mancher am wenigſten den geiſtlichen Stand zierenden Handlung — wie denn die Zahl ſeiner verliebten Abenteuer eben nicht klein war, und manche ſogenannte Ehrenſache von dem jungen Abbé mit dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pariſer durch ſeine feurige Kanzelberedſamkeit ſich zu gewinnen, und dadurch ſich auch den zuweilen wohl gegen ihn zürnenden Clerus wieder zu verſöhnen. Dieſe Gewandtheit aber, verbunden mit einem ſehr ſichtbaren Streben nach politiſcher Bedeutenheit, das nur zu oft in ein Cabaliren gegen die Hofpartei und den herrſchenden Miniſter ausartete, mußte nothwendig dem Coadjutor die Aufmerkſamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach deſſen Tode den Haß des Nachfolgers im Miniſterium, Mazarins, zuziehen, der freilich um ſo weniger ſich geneigt fühlen konnte, anders als mit bitterm Widerwillen einen Mann zu betrachten, deſſen offenes, freies, lebensluſtiges Benehmen ſo ſchroff abſtach gegen des Italieners finſter verſchloſſenen Charakter. Die Fronde (ſ. d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenſtehende Partei, bemächtigte ſich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch ſeinen überwiegenden und ſcharfen Geiſt, ſo wie durch die Liebe, die er ſich beim Volk durch ſein populäres Betragen erworben hatte, ihnen eine bedeutende Verſtärkung ſeyn mußte, und in der That ergriff auch Retz mit um ſo größerem Eifer die Sache dieſer Menſchen und machte ſie, ſich an ihre Spitze mit ſtellend, zu ſeiner eignen, als ſeine Neigung nur mehr als zu ſehr, wie oben bereits bemerkt, zu politiſchen Verflechtungen und Getrieben ihn hinzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verſchiedenen Aufſtände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kamen, jedoch immer bald wieder beigelegt wurden, und nie eigentlich von Bedeutung waren, dies alles eröffnete dem Gondy eine weite, gewünſchte Bahn zu Ausführung ſeiner von einer romanhaften Phantaſie gebildeten Entwürfe, und als endlich durch einen Parlamentsbeſchluß der Hof ſich gezwungen ſah, den von Mazarin feſtgeſetzten Prinzen Condé loszugeben, Mazarin ſelbſt aus Frankreich entweichen

mußte (vgl. die Art. Condé und Mazarin), da ſchien es, als ſtände Retz am Ziele, und hinge es nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen, in allem vielleicht des Italieners Stelle einzunehmen. Doch geſchah, ſonderbar genug, von dieſem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus ſeinem Exil zurück, mächtiger als je, die Fronde, deren Verbindung nie ſehr feſt, und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, ſchwach und ſchwankend waren, löſ'te ſich auf, und bald nachdem Gondy, durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung ſeines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarins, in das Schloß Vincennes geſetzt, von da aber nach einer fünfvierteljährigen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand Gondy Mittel zu entkommen, und irrte nun, ſtets umgeben und verfolgt von den Dienern der Rache Mazarins, faſt acht Jahre in Spanien, Italien, Deutſchland, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schickſalen umher. An Papſt Innocenz fand er eine mächtige Stütze, die jedoch mit deſſen Tod ihm geraubt wurde, welches Retz um ſo ſchmerzlicher empfand, da der Nachfolger auf St. Peters Stuhl, Alexander VI., der ihm ſeine Erhebung mit verdankte, jetzt dem Verfolgten nicht helfend ſich erwies. Hierzu kam, daß ſein Vermögen durch frühere Verſchwendung und Freigebigkeit nicht allein ſchon verzehrt war, ſondern auch eine ungeheure Schuldenlaſt ihn drückte, die ſtündlich zunahm durch den Bedarf und die Koſten eines fürſtlichen Gefolges, mit dem Retz ſich umgab, theils aus Liebe zur Pracht, theils und mehr aber auch, um dadurch ſich beſſer vor den Verfolgungen ſeines Gegners zu ſchützen. Bis zu fünf Millionen Livres war dieſe Schuld bereits geſtiegen, als Retz Rom verließ, das ihm weder Hülfe, noch Sicherheit mehr gewährte, und über Deutſchland nach Holland ſich begab. Hier entließ er den Troß ſeiner Begleiter, der ihm ſo ungeheure Koſten machte, und fing an, ein weniger großes, aber ausſchweifendes Leben zu führen, in das er ſich ſtürzte aus Verdruß über das ihn verfolgende Mißgeſchick. Die Anerbietungen des ſpaniſchen Hofes, ihm Freiſtatt und Unterſtützung zu gewähren, hatte Retz ausgeſchlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab ſich dahin. Da aber zwiſchen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht ſonderlich geneigt ſchien, die Rathſchläge zu befolgen, die ſein Schützling ihm ertheilte, ſo begab ſich Retz bald darauf wieder auf das feſte Land, wo unterdeß der zwiſchen Spanien und Frankreich geſchloſſene pyrenäiſche Friede auch ihm einige entfernte Hoffnungen aufgehen ließ. Doch war deſſen ungeachtet um dieſe Zeit die Lage des Cardinals ſo bedrängt, daß er auf dem Punkt ſtand, eine Schilderung ſeiner Umſtände und Darſtellung des Haſſes ſeiner Feinde drucken zu laſſen, um ſie an die höhere Geiſtlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von dem ihn nur die Nachricht abhielt, die er gerade in dieſer Zeit empfing, daß ſein Feind Mazarin hart darnieder läge. Dennoch bahnte ihm noch nicht gleich der bald erfolgende Tod des Miniſters den Rückweg nach Frankreich. Ludwig XIV. blieb noch eine Weile unbeweglich gegen die Bitten von Gondy's Freunden, und erſt als er das feierliche Verſprechen gab, nie ſich fürder in politiſche Verbindungen einzulaſſen, durfte der ſo lang Herumirrende den Boden des Vaterlandes wieder be-

treten. Von jetzt an ſchien Gondy ein ganz anderer geworden zu ſeyn. Mit einem demüthigen Verſprechen hatte er die Rückkehr erkauft, mit einer höfiſchen Schmeichelei erſchien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm ſagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen,” erwiederte er: „Sire, man ergraut geſchwind, wenn man die Ungnade Ew. Majeſtät trägt.” Er legte gleich hierauf ſein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtey St. Denys. Die Eingezogenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe ſetzten ihn in den Stand, ſeine ſo ungeheuer aufgelaufene Schuldenlaſt nicht nur nach und nach abzubezahlen, ſondern auch in den letzten Jahren ſeines Lebens noch genug zu haben, ſeinen Freunden Penſionen ertheilen zu können. Von jetzt an, mit allen Parteien verſöhnt, lebte Gondy den Wiſſenſchaften, und der Mann, deſſen großer, umfaſſender, mitunter ins Romantiſche ſtreifender Geiſt ſich gefallen hatte in der erſten Periode ſeines Lebens nur in Unruhe und mannichfachen Verſchlingungen politiſcher Parteien, lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weiſen. Was Rochefoucault über ihn ſagt, wird am beſten dieſen ſonderbaren und merkwürdigen Charakter darſtellen. Der Cardinal Retz hat, ſo äußert ſich der Herzog, einen großen Geiſt, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen ſind ihm eigen. Er ſcheint ehrgeizig, ohne es zu ſeyn, und ſeine Beſtrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, dieſen zu verdrängen, als ſich ihm furchtbar und bedeutend zu machen. In der Zeit ſeiner Gefangenſchaft hat er ſich mit Feſtigkeit und Anſtand benommen, und ſeine Freiheit verdankte er ſeiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hat er, unerſchütterlich durch alle Glückswechſel, ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl behauptet, als ſein Feind nicht mehr war, ſtieg er freiwillig davon herab. Als Cardinal hat ſein Benehmen in den verſchiedenen Conclaven ihm die Achtung ſeiner Mitbrüder erworben. Obgleich ein ziemlich vorherrſchender Hang zu Vergnügen und Müßiggang bei ihm ſichtbar war, ſo war ſeine Thätigkeit doch auch wieder erſtaunend, ſobald durch Umſtände ſie angeregt wurde. Die Geiſtesgegenwart, mit der er die oft unvorhergeſehenſten Umſtände zu erfaſſen und zu wenden verſtand, iſt bewunderungswerth, und ſeine Handlungen mußten um ſo mehr das Gepräge einer gewiſſen Glätte und Abwägung an ſich tragen, da er eigentlich nie weder recht haßte, noch recht liebte, ob er gleich beides ſich mitunter bemühte zu zeigen. Unter den mehrern von ihm nachgelaſſenen Schriften verdienen ſeine Mémoires am meiſten bemerkt zu werden. Eine Geſchichte der Verſchwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als 17jähriger Jüngling mit ſichtbarer Vorliebe für ſeinen Helden ſchrieb, zeigte ſchon damals die Neigung ſeines Gemüths; eine Bemerkung, die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als dieſe Jugendarbeit Gondy's ihm zu Geſichte kam. In den letzten Zeiten ſeines Lebens kam er nur ſelten noch nach Paris. Er ſtarb daſelbſt bei Gelegenheit einer ſolchen kleinen Reiſe den 24ſten Auguſt 1679, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor ſeinem Tode ſchickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, ſich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt ihn aber zurück mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu behalten bis an ſein Ende.

Retzer (Joſeph Friedrich Freiherr von), k. k. Hofſecretär und Büchercenſor zu Wien, geboren zu Krems am 25ſten Junius 1754. Er erhielt in der thereſianiſchen Ritterakademie zu Wien ſeine erſte Bildung, widmete ſich darauf (1774) dem Dienſte des Staats, und zeichnete ſich durch mehrere in Taſchenbüchern u. ſ. w. erſchienene gelungene Gedichte und durch andere Schriften rühmlich aus. Beſonders iſt Retzer wegen ſeiner edeln Freimüthigkeit und ſeines Eifers, mit dem er Aufklärung und Literatur in ſeinem Vaterlande zu befördern ſtrebte, höchſt achtungswerth. In einem Gedichte auf die Kaiſerin Maria Thereſia foderte er (1782) von Joſeph II. die Preßfreiheit, die von dem Letztern auch gleich darauf bewilligt wurde. Um ſeine Vaterſtadt Krems machte er ſich im Jahre 1809 durch ſeine thätige und kraftvolle Verwendung bei den franzöſiſchen Behörden ſo verdient, daß ihm auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde. Außer eignen zahlreichen Schriften gab Retzer eine Auswahl der beſten Stücke engliſcher Dichter (Choice of the best poetical pieces of the most eminent english poets, Vienna 1783—1784, 6 Bände); ferner *Nachträge zu Sineds Liedern* (Wien 1785) und *Denis literariſchen Nachlaß* (Wien 1801, 2 Bde.) heraus.

Reuchlin (Johann). Mit Recht nennt der geiſtreiche Verfaſſer des deutſchen Plutarch *Reuchlin* einen jener Morgenſterne, die am deutſchen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Morgen ankündeten. Reuchlin war zu Pforzheim den 28ſten Dec. 1455 von angeſehenen Ältern geboren. Auf der Schule zu *Schlettſtätt*, der nebſt *Deventer* Deutſchland mit die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften verdankt, genoß Reuchlin des Unterrichts des vortrefflichen *Oringenberg*, und zeichnete bald durch Fleiß und gute Sitten ſich aus. Da dem jungen Reuchlin auch die ſchöne Gabe des Geſanges von Mutter Natur gewährt worden war und er mit Fleiß dieſes Talent ausbildete, ſo hatte der Jüngling das Glück, in die Capelle des Markgrafen Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von dieſem ſeinem Landesherrn zum Geſellſchafter und Reiſegefährten ſeines Sohnes, des nachmaligen Biſchofs *Friedrich von Utrecht*, ernannt zu werden. So kam Reuchlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der größten und berühmteſten hohen Schule damaliger Zeit, zu ſtudiren. Hier genoß Reuchlin des Unterrichts des Spartaners *Gregor Hermonymos* in der griechiſchen, des Franzoſen *Robert Gaguin* in der lateiniſchen, und des Niederländers *Johann Weſſel* in der hebräiſchen Sprache, und erwarb ſeinem Geiſt jene Tiefe der Kenntniſſe, die nachher im Vaterlande ſo ſchöne Früchte tragen ſollte. Zwar mußte er ſchon 1475 Paris wieder verlaſſen, da ſein Prinz von da wegging, doch ließ Reuchlin ſich dies nicht in ſeinen Studien ſtören. Er begab ſich nach Baſel, wo er das Erſtaunen ſeiner deutſchen Landsleute durch ſeine damaliger Zeit unerhörten Sprachkenntniſſe erregte, und das *erſte* lateiniſche Wörterbuch, die *erſte* griechiſche Sprachlehre von ihm verfaßt, in Deutſchland erſchien. Um die Doctorwürde der Rechte zu erhalten, eine Würde, die zu damaliger Zeit dem Inhaber mit den ſtolzen Vorrechten des Adels begabte, ging Reuchlin abermals nach Frankreich (1478) und ſtudirte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen lehrte. 1481 kehrte er nach Deutſch-

land zurück, und lehrte zu Tübingen mit dem allgemeinſten Beifall beides, ſowohl die Rechte als die ſchönen Wiſſenſchaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von Wirtemberg ſich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüſtete, da nahm er Reuchlin, als den beſten Lateiner in ganz Deutſchland, in ſein Gefolge, der ihn nun über die Alpen begleitete. Die wiſſenſchaftlichen Schätze, die Lorenz der Mediceer in Florenz aufgehäuft, ſo wie die von Rom, eröffneten ſich jetzt Reuchlins wißbegierigem Geiſte, der mit den erſten und berühmteſten Gelehrten Italiens in Berührung kam. Bei der Rückkehr nach Deutſchland ließ Eberhard den talentvollen Mann nicht mehr von ſich und nahm ihn ſtets mit auf allen ſeinen Reiſen. Auch der damalige Kaiſer der Deutſchen, Friedrich III., ehrte die Verdienſte Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadel, gab ihm den Titel Pfalzgraf und kaiſerlicher Rath, und ſchenkte ihm eine koſtbare hebräiſche Handſchrift des alten Teſtaments. Als Eberhard ſtarb, ein unwürdiger Nachfolger Wirtemberg beherrſchte, begab ſich Reuchlin an den Hof des Churfürſten Philipp von der Pfalz, wo er mehrere Jahre in Geſellſchaft dieſes die Wiſſenſchaften liebenden Fürſten, ſeines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten Deutſchlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handſchriften und Werke der in jener Zeit erſt erfundenen Buchdruckerkunſt zu bereichern, war hier Reuchlins beſonderes Streben. Zwei in dieſer Zeit von ihm verfaßte lateiniſche Luſtſpiele wurden durch junge Studirende in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Churfürſt durch elende Verleumdung am römiſchen Hofe angeſchwärzt, ja ſogar in Bann gethan wurde, ſo begab ſich Reuchlin noch einmal nach Rom, und vertheidigte hier mit eben ſo viel Klugheit als Anmuth das Recht ſeines Fürſten, der auch die Losſprechung von Alexander VI. erhielt. Reuchlin benutzte ſeinen faſt ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom aufs beſte zur Erweiterung ſeiner griechiſchen und hebräiſchen Sprachkenntniſſe, und kehrte hierauf abermals ins Vaterland zurück, indem er ſich von neuem im Auslande die Bewunderung Aller erworben hatte. Gern hätte ihn der dankbare Churfürſt von der Pfalz auf immer an ſeinem Hofe behalten, aber in Wirtemberg war der rechtmäßige Erbe zur Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, deſſen Ruf nicht ablehnen zu dürfen und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorſitzer des ſchwäbiſchen Bundesgerichts ernannt, das errichtet worden war von den ſchwäbiſchen Fürſten gegen die Anmaßungen des Hauſes Bayern. Außer dieſem weit ausgedehnten Wirkungskreiſe arbeitete Reuchlin noch eine Überſetzung der Bußpſalmen, eine hebräiſche Sprachlehre und ein hebräiſches Wörterbuch in dieſer Zeit aus, auch berichtigte er die Bibelüberſetzung. Dadurch, daß er ſeinen Verwandten Melanchthon auf die Bahn leiten half, wo dieſer in der Folge mit Luther im Verein ſo wohlthätig wirkte, erwarb Reuchlin ſich ein neues Verdienſt um die Menſchheit, und mit Recht kann man ihn als den Vorarbeiter und Wegbahner der Reformation betrachten. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß in einem Zeitalter, in dem Finſterniß und Pfaffenthum noch ſo gewaltige Herrſchaft übten, Reuchlin nicht Anfeindungen hätte ertragen müſſen. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, und ein gewiſſer Jacob Hoogſtraten, waren die Anführer dieſer Zeloten und griffen die hebräiſche Sprachkunde

an. Sie wußten den ſonſt ſo hellen und umſichtigen Kaiſer Maximilian zu bereden, daß alle hebräiſchen Schriften, das alte Teſtament allein ausgenommen, eitel ſchlecht und verwerflich Gut wären, und Max gab den Befehl, in allen ſeinen Landen dieſe Schriften zu verbrennen. Glücklicher Weiſe fügte er hinzu, es möge bei dieſer Execution allemal ein weltlicher Gelehrter mit zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orientaliſche Literatur. Reuchlin trat auf, und ſetzte dem Kaiſer in einer Schrift aus einander, daß dieſe Werke, ſtatt dem Chriſtenthum zu ſchaden, im Gegentheil zu ſeiner Ehre und Verherrlichung dienten, da ihr Studium gelehrte und tapfere Kämpfer erwecke, die für die Ehre der Chriſtuslehre ſtritten, und man den Feinden deſſelben durch Vertilgung dieſer Bücher nur Waffen in die Hände geben würde. Dieſe Darſtellung Reuchlins erbitterte die Gegner noch mehr. Zehn Jahre dauerte der Federkrieg, indem eine Menge Schriften hin und her geſchrieben wurden, auf der einen Seite Hoogſtraten und die Univerſitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz, auf der andern Seite Reuchlin und die gelehrteſten und aufgeklärteſten Männer aller Länder ſtanden. Unerſchüttert gegen die Sophismen, Schmähreden und ſelbſt die Bannſtrahlen ſeiner Gegner verficht Reuchlin muthvoll die gerechte Sache, und bringt endlich ſie, da gar nichts hilft, vor den Richterſtuhl von Rom. Jetzt glauben ſeine Gegner, gewonnen zu haben; ſie eilen nach Rom, beſchwert mit Gold, um ſo die Richter ſich zu gewinnen. Reuchlin hat dies nicht, für ihn ſpricht nur die Wahrheit. Da tritt endlich, als für Reuchlin die Sache am ſchlimmſten ſteht, Maximilian auf, bereuend, daß zu ſo widrigem Streit er Veranlaſſung gegeben, und erklärt, daß Reuchlin ein wackerer, gelehrter und Gott wohlgefälliger Mann ſey, und daß der Papſt wohl thun würde, ſeinen beißigen Gegnern das Maul zu ſtopfen. Neben des Kaiſers Wort ertönen aber auch die der edeln Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, die ſich zugleich bereit erklären, im Fall die Zunge nicht ausreichen könne in dieſem Streit für die Wahrheit, auch ihre Schwerter zu gebrauchen. Dies gab ſchnell der Sache eine andere Wendung; der vom Papſt ernannte Schiedsrichter, der Erzbiſchof von Speier, entſchied für Reuchlin. Die Rotte ſeiner Feinde mußte ſchweigen und die Koſten des Streits bezahlen; und bald zogen die um dieſe Zeit ausbrechenden Streitigkeiten in Sachſen zwiſchen Luther und Tetzel die Aufmerkſamkeit der Machthaber und Gelehrten von dieſem Vorkampfe der Vernunft auf die beginnende Reformation hin. Neue Unruhe ſollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich, ſonſt gut und brav, hatte in übereilter Hitze die Stadt Reutlingen bekriegt; ſie war Mitglied des ſchwäbiſchen Bundes, und dieſer rüſtete ſich, die Unbilde zu beſtrafen. Um nicht gegen ſeinen Landesherrn ſprechen zu müſſen, hatte Reuchlin die Stelle als Bundesrichter niedergelegt, doch wurde er von den Verbündeten gefangen. Herzog Wilhelm von Bayern, Anführer des Bundesheeres, dachte aber edel genug, ihn wieder frei zu laſſen, und ſtellte ihn als Lehrer auf der hohen Schule zu Ingolſtadt an. Den Verluſt ſeiner Habe und Bücher ſuchte ihm ſein reicher und edelmüthiger Freund, Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu erſetzen. Als 1522 die Peſt in Ingolſtadt wüthete, begab ſich Reuchlin nach Tübingen zurück, wo er entfernt von Staatsgeſchäften aufs neue den Wiſſenſchaften lebte. Als aber in

demſelben Jahre er von einer unheilbaren Gelbſucht ergriffen ward, ließ er ſich nach Stuttgart bringen, und endete da den 30ſten Juni 1522 ſein ſchönes, dem Vaterland und der Folgezeit ſo nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vortreffliche Bibliothek ſchenkte er ſeiner Vaterſtadt Pforzheim. Die Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der erſten Gelehrten, Deutſchland einen ſeiner würdigſten Söhne.

Reuß (Fürſten und Grafen). Der Urſprung dieſes fürſtlichen und gräflichen Hauſes, welcher ſich ſchon in das Dunkel der früheſten Jahrhunderte verliert, iſt ſehr ungewiß. Bereits um das Jahr 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiſer Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abſtammten. Heinrichs I. von Glitzberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Geſammthauſes Reuß. Er war Beherrſcher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm fünf Viertelmeilen weit von Gera erbauten Stadt edler Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte ſein Gebiet unter ſeine vier Söhne, von denen der eine Vogt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die Greitziſche Linie erloſch ſchon 1236, die weidaiſche 1535 und die geraiſche 1550, ſo daß nur die plauenſche, welche ſich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafſchaft Meißen, und die mit derſelben verbundene fürſtliche Würde nebſt Sitz und Stimme auf den Reichstagen, ſtarb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1512 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen reuß-plauenſche fortblühende Linie ſtiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reuſſe (Ruſe, Ruzzo), ſo wie ſein älterer, ohne Erben verſtorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geſchlecht der jetzigen Fürſten und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, jüngere und mittlere Linie ſtifteten. Die mittlere erloſch 1616, die andern beiden beſtehen fort. Die ältere hatte ſich wieder in die Linien Ober-Greitz und Unter-Greitz getheilt. Unter Greitz ſtarb aber am 17ten März 1768 in männlichen Erben aus, und die obergreitziſche Linie ſuccedirte in die untergreitziſchen Lande, wurde am 15ten Mai 1778 mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich meißenſche Fürſtenwürde in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabſchied von 1803 im Fürſtenrath eine eigne Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte ſich wieder in die geraiſche, die ſchleitziſche, von welcher die köſtritziſche ein Nebenzweig iſt, und die 1790 in den Fürſtenſtand erhobene lobenſteiniſche, von welcher die beiden Äſte zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraiſche Linie 1802 ausſtarb, theilten ſich Lobenſtein, Ebersdorf und Schleitz in die Erbſchaft, ſo daß Lobenſtein und Ebersdorf die eine, Schleitz hingegen die andere Hälfte erhält. Bis jetzt iſt aber Beſitz und Verwaltung noch gemeinſchaftlich. 1805 ſtarb der Fürſt von Lobenſtein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in den Beſitz ſeiner Lande als Graf von Lobenſtein, ſo daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die ſchleitziſche, ebersdorfiſche und lobenſteiniſche blühen, welche 1806 ſämmtlich in den Fürſtenſtand erhoben wurden. Erſt in der letzten Hälfte des

17ten Jahrhunderts fingen die Grafen von Reuß, nachdem ſie ſich lange Zeit bloß Reuſſen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den ſchon in den früheſten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen ſie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fürſtliche Würde an, obgleich ſie durch das vom Kaiſer Siegmund 1426 dem Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt geweſen wären. Merkwürdig iſt, daß alle männlichen Perſonen des Hauſes Reuß ſchon ſeit dem elften Jahrhundert bloß den Namen Heinrich führen. Früherhin unterſchied man ſie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaft, z. B. der Ältere, der Dicke, der Friedfertige u. ſ. w., 1668 aber wurde beſtimmt, daß man ſich durch Zahlen unterſcheiden, und zwar jede Hauptlinie für ſich zählen wollte. Keine Nebenlinie zählt für ſich, ſondern alle männlichen Perſonen einer Hauptlinie werden ſo gezählt, wie ſie nach einander geboren werden. Im Jahre 1700 ſetzte man feſt, daß man bis hundert zählen wollte. Am 18ten April 1807 traten die vier regierenden Fürſten zum Rheinbunde, und ſind jetzt Mitglieder des deutſchen Bundes (ſ. Reich, deutſches, und deutſcher Bund). Das Geſammthaus Reuß, welches ſich mit ſeinen Unterthanen zur lutheriſchen Kirche bekennt, führt den Titel: Heinrich der . . . älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürſt, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenſtein. Der älteſte regierende Herr des ganzen Hauſes Reuß führt außerdem noch den Titel: des ganzen Stammes Älteſter, und der älteſte regierende Herr der andern Linie iſt ſein Adjunct. Die reußiſchen Lande machen einen Theil des von den Vorfahren der Fürſten und Grafen Reuß beherrſchten Vogtlandes aus, und liegen zwiſchen dem thüringer Walde und dem Erzgebirge. Durch den neuſtädter Kreis des Herzogthums Sachſen werden ſie in zwei Theile getrennt, ſo daß die Herrſchaften Greitz, Burgk, Schleitz und Lobenſtein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Oſten von dem Königreich und dem Herzogthum Sachſen, gegen Süden von den bayerſchen Fürſtenthümern Bayreuth und Bamberg und gegen Weſten von Coburg-Saalfeld und Schwarzburg-Rudolſtadt begränzt werden. Die Herrſchaft Gera aber wird im Süden vom Königreich Sachſen, im Oſten und Weſten vom Fürſtenthum Altenburg und im Norden wieder vom Königreich Sachſen umgeben. Zuſammen halten die reußiſchen Beſitzungen 28½ QM., und im Jahr 1812 wurden 76,531 Einwohner gezählt. Davon gehörten 1. dem Fürſten von Reuß-Greitz 7 QM. mit 21,800 Einwohnern, 2 Städten, 1 Flecken und 95 Dörfern. 2. Der Antheil des Fürſten von Reuß-Schleitz enthielt 6 QM. mit 16,560 Einwohnern, 2 Städten, 1 Marktflecken, 41 Dörfern. 3. Der Fürſt von Lobenſtein-Lobenſtein hatte ein Gebiet von 4½ QM., worin 1 Stadt, 31 Dörfer und 7493 Einwohner enthalten waren. 4. Lobenſtein-Ebersdorf hatte 3½ QM., 1 Stadt, 1 Flecken, 29 Dörfer und 7837 Einwohner. In der den drei letzten Häuſern gemeinſchaftlich gehörigen Herrſchaft Gera mit dem Amte Saalburg (7¾ QM.) ſind 3 Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einwohner. Dieſe Länder ſind bergig, haben aber ſehr fruchtbare Gegenden, vortreffliche Waldungen und Wieſen, daher einen Überfluß an Wildpret und ſtarke Viehzucht. Der Getreidebau iſt für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obſt und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig

gebauet. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Alaun, Vitriol u. ſ. w. Die Einwohner ſind äußerſt fleißig und betriebſam, und ſie beſchäftigen ſich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenſpinnerei für in- und ausländiſche Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabaksfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolſiedereien u. ſ. w. Auch mit Vieh und Holz wird beträchtlicher Handel getrieben. Für den öffentlichen Unterricht iſt gut geſorgt. Zu Greitz und Schleitz ſind lateiniſche Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnaſium. Auch ſind zu Greitz Schulmeiſter und Predigerſeminarien. Obgleich die Fürſten ſouverän ſind, ſo ſind doch Landſtände vorhanden, welche aus der Ritterſchaft, und den Städten und Pflezen der reußiſchen Lande beſtehen. Die Einkünfte von Greitz werden auf 130,000, von Schleitz auf 100,000, von Lobenſtein-Lobenſtein auf 80,000 und von Lobenſtein-Ebersdorf 80,000 Gulden geſchätzt. Von den Einkünften von Gera, welche 130,000 Gulden betragen, erhält Schleitz die Hälfte, und Lobenſtein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greitz hat daſelbſt ein Regierungs- und Juſtizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forſt- und Ökonomiedepartement. Die jüngere Linie hat ſeit 1604 eine gemeinſchaftliche Regierung, als ein erſtes Juſtizcollegium und Conſiſtorium, eine Kammercommiſſion, ein gemeinſchaftliches Amt und ein Landgericht. Dieſe Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verſchiedenen Geſchäftszweige der Verwaltung dieſer Herrſchaft zu beſorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch beſondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, ſo wie auch jeder Fürſt einen verhältnißmäßigen Kriegsſtaat erhält. K. K.

Reuvertrag (pactum displicentiae) iſt derjenige Nebenvertrag, vermöge deſſen ſich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er **Reukauf** genannt. Dadurch behalten ſich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geſchloſſenen Kaufe abzugehen. Gewöhnlich wird dabei ein gewiſſes Quantum feſtgeſetzt, welches der Abgehende dem andern bezahlen muß. Zum Weſen des Reuvertrags gehört es jedoch nicht. Übrigens machen wir den deutſchen Bürger auf folgende Cautelen aufmerkſam. 1. Obſchon die Geſetze ſich darüber deutlich ausſprechen, daß die Reue hier das Geſchäft als Reſolutivbedingung aufhebt, ſo iſt es doch bei dieſer Bedingung noch an ſich controvers, ob die Früchte rückwärts, von der Zeit der erfolgten Übergabe, zu erſetzen ſind. Rathſam iſt es daher, darüber etwas feſtzuſetzen, wie es, wenn etwa die Aufhebung des Vertrags nach erfolgter Übergabe der Sache und zum Theil oder ganz geleiſteter Zahlung erfolgt, rückſichtlich der gegenſeitigen Berechnung der Acceſſionen gehalten werden ſoll. 2. Man ſorge dafür, daß, wenn ein beſtimmter Termin zur Reue nicht feſtgeſetzt worden iſt, dem Reuvertrage die Clauſel **auf ewige Zeiten** inſerirt werde, weil bei einer ganz unbeſtimmt gelaſſenen Zeit nach Manchen das Recht zu pönitiren binnen ſechzig Tagen ausgeübt werden muß. En.

Reval, eine ruſſiſche befeſtigte Seeſtadt am finniſchen Meerbuſen, unter 59 Gr. 26 Min. 29 Sec. der Breite und 42 Gr. 25 Min. 30 Sec. der Länge, mit einem trefflichen Hafen für die Marine und Handlung; ſie hat 1703 Häuſer, 11,800 Einwohner,

7 griechiſche und 8 lutheriſche Kirchen, eine Ritterakademie und ein Gymnaſium. Im Hafen liegt ein Theil der ruſſiſchen Flotte. Die Fabriken für Stärke, Puder, Fayance, Spiegel, Nadeln und Strümpfe ſind anſehnlich. Der Handel mit Getraide, Hanf, Flachs, Branntwein, Bretern und Leder iſt ſehr beträchtlich; ſie iſt der Hauptort des Herzogthums Eſthland, oder der 1783 eröffneten revalſchen Statthalterſchaft. W. L.

Reveille (aus dem Franzöſiſchen von reveiller, aufwecken) nennt man in militäriſchem Sinne den Trommelſchlag, der in Garniſonſtädten und Feſtungen bei Tagesanbruch, vor Eröffnung der Thore, Statt hat.

Reveillere-Lepeaux oder Lepaux (Louis Marie la), geboren zu Montaigue im Departement der Vendée den 25ſten Auguſt 1753, ſtudirte zu Angers die Rechte, wurde Advocat in Paris, gab dieſe Laufbahn aber bald auf, kehrte nach Angers zurück, wo er ſich mit dem Studium der Botanik beſchäftigte, dieſe Wiſſenſchaft lehrte, und einen botaniſchen Garten anlegte. Nachher ward er Deputirter bei der Nationalverſammlung, nahm aber nach dem Fall der Girondiſten ſeine Entlaſſung, und hielt ſich, da ein Verhaftsbefehl vom Sicherheitsausſchuß gegen ihn erlaſſen war, während der ganzen Schreckenszeit verborgen. Am 8ten März 1795 wurde er wieder in den Convent berufen, und zum Mitgliede einer Geſetzcommiſſion ernannt. Er kam hierauf in den Rath der Alten, wurde Präſident deſſelben bis zum 27ſten Oct. jenes Jahres, und am 31ſten deſſelben Monats zum Mitgliede des Directoriums gewählt. Da er bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte hatte, ſo wünſchte er, ſich als Oberhaupt einer Religionsſecte bekannt zu machen, und warf ſich zum Beſchützer der Theophilanthropen, deren Hoherprieſter er zu werden ſuchte, auf. Nach dem 18ten Fructidor, wo er Barras und Rewbels Partei ergriff, überließ er dieſen beiden die ganze Gewalt, und beſchäftigte ſich bloß mit ſeiner Theophilanthropie. Im Junius 1799 ward er, ohne Widerſtand zu leiſten, aus dem Directorium geſtoßen, und lebte nachher bloß ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, beſonders der Kräuterkunde.

Reventlau iſt der Name einer alten, ſehr angeſehenen gräflichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holſtein, die ihrem Vaterlande mehrere ſehr verdiente Staatsmänner und Miniſter gegeben, und ſich in der Geſchichte des däniſchen Staats beſonders ausgezeichnet hat. Johann Ludwig, Graf Reventlau (geboren den 28ſten April 1751, und geſtorben den 1ſten März 1801) verdient in der Geſchichte unter den beſten und edelſten Männern genannt zu werden, da er auf ſeiner Baronie Brahe-Trolleburg die Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienſte, durch andre zweckmäßige Mittel, und durch ſein eignes vortreffliches Beiſpiel zu guten Menſchen und tüchtigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden ſuchte. Die von ihm angelegten Schul- und Armenanſtalten können nicht bloß für Dänemark, ſondern auch für andre Länder zu Muſtern dienen, und werden ſein Andenken noch lange im Segen erhalten. Dieſe gräfliche Familie theilt ſich übrigens in zwei Linien, deren gemeinſchaftlicher Stammvater, Conrad von Reventlau, in Dithmarſen begütert war. Die ältere Linie beſitzt auch die bedeutende Grafſchaft Chriſtiansſäde auf Laland.

Réverbère wird ein polirter Hohlſpiegel genannt, der dazu dient, die hineinfallenden Lichtſtrahlen verſtärkt zurückzuwerfen.

An den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten Laternen zur Straßenbeleuchtung befinden ſich ſolche Hohlſpiegel von glänzendem Metall; daher die Benennung Reverberirlaternen. Zur Reverberation in der Chemie (d. h. zum Verkalken im Flammenfeuer) bedient man ſich eines ſogenannten Reverberirofens, der ſo eingerichtet iſt, daß nicht nur verſtärkt die Hitze des Feuers aus ihm ſtrömt, ſondern auch den Körper, der zum Verkalken gebracht werden ſoll, von allen Seiten rund umgibt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine ſchriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, dieſes oder jenes zu vollführen oder zu unterlaſſen. Reversbriefe, Reverſe, Reverſalien werden die Verſicherungen genannt, in denen ein Fürſt beim Antritt ſeiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder ſonſt vorfallenden Gelegenheiten ſich anheiſchig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. ſ. w. ſeiner Unterthanen nicht anzutaſten. Bei Münzen und Medaillen heißt Revers die Rückſeite derſelben, ſo wie Avers (ſ. d. Art.) die Vorderſeite, auf welcher letztern gewöhnlich das Bruſtbild geprägt iſt.

Revolution. Wenn beſtehende Staatsverfaſſungen durch das Aufſtehen des Volks oder eines Theils deſſelben gewaltſam umgeſtürzt, eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wird, ſo wird dies Revolution genannt, welches Wort mit Empörung beinahe ſynonym iſt. Gewöhnlich wird unter den Ausdrücken Revolution, Empörung, Aufruhr der Unterſchied gemacht, daß man ſich des erſteren bedient, wenn mit dem Willen des Volkes oder ſeiner Repräſentanten die Staatsumwälzung geſchieht; der letzteren, wenn einzelne Stände, Menſchen oder Ortſchaften eines ganzen Landes gegen den Willen der beſtehenden Regierung ſich erklären, ihn zu brechen, die Regierung zu ſtürzen ſuchen. So iſt die Staatsumwälzung in Frankreich eine Revolution, der Bauernaufſtand im 15ten Jahrhundert in Deutſchland ein Aufruhr.

Revolution von Amerika, England, Frankreich, den Niederlanden und Spanien, ſ. Vereinigte Staaten von Nordamerika, England und die übrigen Länder.

Revolutionstribunal. Dieſes ſchreckliche Gericht der Tyrannei und des unerhörteſten Blutdurſtes entſtand, als mitten in der Gährung der franzöſiſchen Revolution im Nationalconvente die Parteien des Berges und der Gironde ſich ſtritten, und die erſtere die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Abſicht gemäß ſollte das Revolutionstribunal alle diejenigen beſtrafen, die gegen den Gang der Revolution waren, ſich als Anhänger des Königshauſes verdächtig machten. Es läßt ſich denken, welcher ungeheure Spielraum der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiſte durch Errichtung eines ſolchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der an keine Formalitäten ſich band, immer nur das Todesurtheil ſprach, nie die wahren Punkte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglücklichen Schlachtopfer unterſuchte, die eine hölliſche Rotte von Angebern (an deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville ſtand) ihm täglich zuführte. Trotz deſſen, daß von ſeinem erſten Entſtehen an das Revolutionstribunal faſt unaufhörlich ſeine Hände in Blut tauchte, ſchien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren dieſes Ge-

richtshofes noch zu umſtändlich und langſam, und als im J. 1794 die Girondiſten völlig geſtürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer präſidirten, da trug der Wohlfahrtsausſchuß, unzufrieden über das langſame Verfahren des Revolutionstribunals, darauf an, daß das Tribunal mit der Hinüberſpedirung der Menſchen in die andre Welt ſich hinführo mehr beeilen ſolle; ein Vorſchlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei dieſem entſetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und ſeine Rotten reichten täglich lange Liſten Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beſchuldigt wurden. Ohne zu unterſuchen, ob, in wie weit, und auf welche Art die Armen dieſe Anklage verdienten, wurden ſie vor den hölliſchen Richterſtuhl geſchleppt, einer ganzen Schar immer auf einmal das angeſchuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgeleſen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja ſelbſt nicht einmal darauf Rückſicht genommen, ob dieſe Elenden wirklich die waren, die die Anklageliſte benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine bloße Namenverwechslung Statt finde, und dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 ſich genöthigt ſah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuſchaffen, da der, auf dem ſie bis dahin ſtand, von dem Blute der Erwürgten ſo naß und ſchlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen ſichern Tritt mehr thun konnten. Außer dieſem zu Paris beſtehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lion, Arras, Straßburg und viele andre Städte ſahen in ihren Mauren das blutige Schauſpiel wiederholen, das Paris täglich gab. Daß aber mit dieſer Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die damals Frankreich beherrſchten, noch nicht zufrieden waren, iſt bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langſam mordete, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Füſilladen, Mitrailladen und ſogenannten revolutionären Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich das Ungeheuer Robespierre und mit ihm die Bergpartei geſtürzt wurde, da befahl der etwas menſchlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des Jahrs 1795 erntete, von demſelben Mordgerichte verdammt, dem er ſo viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.) mit einem Haufen ſeiner Helfershelfer ihren Lohn. Noch in demſelben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an deſſen Stelle eine Militärcommiſſion geſetzt, deren Wirkſamkeit aber auch bald darauf bloß auf militäriſche Verbrechen eingeſchränkt wurde. Früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Joſuah), der berühmteſte Mahler der engliſchen Schule, war zu Plympton in Devonſhire 1723 geboren, wo ſein Vater ein Geiſtlicher und Schullehrer war. Seine Erziehung war höchſt einfach, und er hatte bis zu ſeinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer als ſeinen Vater; aber ſchon in ſeinem achten Jahre las er Werke über Mahlerei, und ſuchte nach den darin enthaltenen Regeln dieſe Kunſt auszuüben. Der Gegenſtand ſeines erſten Verſuchs dieſer Art war die Schulſtube zu Plympton. Durch Ri-

chardſons Abhandlung über die Mahlerei ward nicht bloß die Liebe zur Kunſt, ſondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds geweckt. Obgleich er beſtimmt war, die Arzneikunde zu ſtudiren, ſo erlaubte ſein Vater ihm doch, ſeiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmahler in Devonſhire, mit dem er ſpäterhin nach London zog. Dieſer Künſtler war bloß Geſichtsmahler, und ließ von ſeinen Schülern die Verzierungen und Gewänder mahlen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Schildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und Anderer künſtleriſchen Bildung bei. Reynolds übertraf bald ſeinen Lehrer, und die Eiferſucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem erſtern in Rückſicht eines Gemähldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Als der junge Reynolds einmal bei einer Gemähldeverſteigerung zugegen war, und der Dichter Pope, welcher dahin kam, von den Anweſenden mit lautem Beifallsruf empfangen, und vor ihm zu beiden Seiten, als ob ein Fürſt käme, Platz gemacht wurde, da ward auch in dem jungen Mahler die Liebe zum Ruhm noch heftiger entflammt. Nach ſeiner Trennung von Hudſon hielt er ſich drei Jahre lang im väterlichen Hauſe auf, und mahlte einige Bildniſſe, die freilich mit Beifall aufgenommen wurden, aber für ſeine eigentliche künſtleriſche Bildung gewann er in dieſer Zeit nichts. Er nahm ſich die Gemählde des Porträtmahlers Gandy von Exeter zum Muſter; auch fand er Gelegenheit, ſich Gemählde von Guercino zu borgen, und von ihnen leitet ſich Reynolds Liebe für ein ſtarkes Helldunkel her, da er, ſo wie Rembrandt, ſeine Schatten zu dunkel, ſein Licht zu hell machte. 1746 ſtarb Reynolds Vater, und unſer Künſtler ließ ſich als Porträtmahler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitain, nachmalige Admiral Viscount Kappel, welcher eine Expedition gegen die barbariſchen Corſaren im mittelländiſchen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günſtiger Gelegenheit ans Land zu ſetzen. Von Livorno reiſ'te er, ſobald dies geſchehen war, nach Rom, und ſtudirte und copirte im Vatican beſonders die Werke Raphaels und Michel Angelo's. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien kehrte er über Paris nach England zurück, wo er ſich 1752 in London niederließ. Er hatte einen Italiener, Namens Marchi mitgebracht, der ihm bei ſeinen Arbeiten helfen mußte, und ein Bildniß dieſes jungen Menſchen war Reynolds erſtes claſſiſches Werk. Viele vornehme Perſonen ließen ſich von ihm mahlen, und ſeit Cornelius Janſſen und Vandyck beſaß London keinen Bildnißmahler von Reynolds Verdienſten. Seine Werke zeichnen ſich freilich nicht, wie die jener Künſtler, durch Feſtigkeit und Beſtimmtheit der Umriſſe, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darſtellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, ſo wie Vandyck, wußte er ohne Aufopferung der Ähnlichkeit ſeinen Perſonen einen heroiſchen Charakter zu geben. Sein Pinſel veredelte die, welche er mahlte, und gleich als ob er mit Ithuriels Speer begabt geweſen wäre, wurde jede Kröte durch ſeine Berührung ein Engel. Die Kunſt, den Bildniſſen etwas Heroiſches zu geben, erwarb unſerm Mahler einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1758 auch den Preis für ein bloßes Bruſtbild in Lebensgröße von zwölf zu zwanzig Guineen ſteigen. Er nahm jetzt ſeine Schweſter zu ſich, und fing an einen größern Haushalt zu führen. Johnſon und Garrick waren ſeine täglichen Gäſte,

und Reynolds Einnahme ſtieg nach der Berechnung des erſtern jährlich auf 6000 Pfund Sterl. (42,000 Thlr.). Erſt auf ſeinen Vorſchlag nahmen in den der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte gehörigen Zimmern die artiſtiſchen Kunſtausſtellungen ihren Anfang. Für die 1765 geſtiftete Mahlerakademie wurde Reynolds einſtimmig zum Präſidenten erwählt, und bei dieſer Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geſchlagen. Um 1768 ſtiftete er mit Burc, Nugent, Percy, Goldſmith und andern berühmten Männern einen literariſchen Verein, und ſein Haus ſelbſt wurde der Sammelplatz aller Männer, die ſich in der Hauptſtadt durch Geiſt und Talente auszeichneten. Als er 1773 das Bildniß des Doctors Beattie mahlte, ſtellte er in dieſem Gemählde zugleich den Glauben allegoriſch dar, wie er den Unglauben und Skepticismus in Voltaire's, und Hume's Geſtalt mit Füßen trat. Goldſmith, unwillig darüber, ſagte ihm: In zehn Jahren wird Beattie nicht mehr bekannt ſeyn, aber Voltaire's Ruhm und Ihr Gemählde werden Ihnen zur Unehre ewig leben." Als aber Goldſmith 1774 ſtarb, wurde ſein Tod von Reynolds auf das innigſte beklagt, und er ließ auf ſeine eignen Koſten in der Weſtminſterkirche dem Dichter ein Denkmal errichten. Im Jahr 1778 gab er ſeine Reden (discourses), welche er jährlich als Präſident gehalten hatte, heraus, die ſich durch Eleganz des Styls und durch Reichhaltigkeit an philoſophiſchen und äſthetiſchen Entwickelungen auszeichnen. Burke ſoll dieſe Reden vor ihrer Herausgabe verbeſſert haben. Sie ſind überſetzt ins Deutſche (Reynolds akademiſche Reden, Dresden 1781). Außerdem hat Reynolds noch mehrere ſchriftſtelleriſche Werke herausgegeben, welche geſammelt unter dem Titel: the Works of Sir Joſuah Reynolds etc. to which is prefixed an account of the life of the autor, London 1797. in 2 Vol. 4. erſchienen ſind. Landſchaften hat er nur eine gemahlt, und dieſe ſtellt die Ausſicht von ſeinem Landhauſe nach der Themſe dar. 1785 verfertigte er ſein liebliches Gemählde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gürtel löſt. Weniger Werth hat ſein Hercules als Kind, welcher die Schlangen würgt, und den er für die Kaiſerin Catharina von Rußland mahlte. Der Künſtler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechſelt, und ſein Hercules ſcheint an der Waſſerſucht zu leiden. Der Tod des Cardinals Beaufort iſt unſtreitig das ſchönſte Stück von Reynolds. 1790 ward ſein Geſicht ſchwach, und im folgenden Jahre verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger uneigennütziger Beförderer der Künſte, und ſtarb 1792 an einer Leberkrankheit. Er wurde mit großem Gepränge begraben.

Rhabarber. Dieſe in der Medicin ſo bekannte heilbringende Wurzel wächſt urſprünglich in Aſien (China, Tibet, oer Bucharei) als eine 5 bis 6 Fuß hohe Pflanze mit ſtarken ausgezackten Blättern. Die Wurzel, die oft mehrere Pfund wiegt, iſt braungelb, inwendig rothgeſtreift, und hat einen ſcharfen, ekelhaften Geſchmack. Der beſte Rhabarber wächſt auf den Gebirgen der chineſiſchen Tartarei. Da er durch Caravanen uns zugeführt wird über Rußland, ſo trägt er den Namen: ruſſiſcher. Minder gut iſt der übers Meer aus Oſtindien uns zukommende; die ſchlechteſte Sorte endlich iſt diejenige, die durch Verpflanzung in andre Erdtheile (Europa, Amerika) gewonnen wird, und abendländiſcher heißt. Außer ſeinem mediciniſchen Nutzen kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdologie iſt die Kunſt, mit Stäben zu rechnen, z. B. den napperſchen Stäben.

Rhabdomantie wird die vorgebliche Kunſt und Gabe genannt, vermittelſt der Wünſchelruthe, oder anderer dergleichen Dinge verborgne Sachen, Schätze u. ſ. w. zu entdecken.

Rhachitis, engliſche Krankheit, oder auch Zweiwuchs genannt, iſt eine höchſt langwierige Kinderkrankheit, die den Skropheln ſehr nahe verwandt zu ſeyn, und wie dieſe in dem lymphatiſchen Gefäßſyſteme ihren Sitz zu haben ſcheint. Kinder, die von ſchwächlichen, cachectiſchen, ſchwindſüchtigen, veneriſchen, ſkrophulöſen, ſehr alten und gichtiſchen Ältern abſtammen, bringen eine vorzügliche Anlage zu dieſer Krankheit mit auf die Welt; und es wird dieſelbe ausgebildet durch ſchlechte Speiſen, vorzüglich unverdaulichen Mehlbrei, ſo wie durch ungeſunde, ſumpfige, feuchte und kühle Wohnung. Auch das zu viele Sitzen der Kinder, vorzüglich in Schmutz und Unrath, ſcheint dieſe Krankheit ſehr zu begünſtigen, und ſie tritt endlich auch nach andern Krankheiten, ſchwerem Zahnen, Würmern ꝛc. ein. — Die erſten Zufälle bemerkt man häufig bald nach dem Entwöhnen des Kindes, vorzüglich beim Zahnen wird es träge, verdrießlich, zu ernſthaft, iſt es ſchon älter, ſo findet es am Spielen kein Vergnügen; der Kopf wird ſchwer und hängt auf einer Seite; dann verlernt das Kind das Gehen, will nicht mehr auftreten, ſondern immer ſitzen; das Anſehn wird bleich, aufgedunſen, die Muskeln erſchlaffen, es ſtellen ſich Runzeln zuerſt im Geſicht, dann am übrigen Körper ein, es kommen ermattende Schweiße hinzu, und dabei wird der Blick trübe, die Augen werden von einem blauen Ringe umgeben; das Zahnen iſt ſehr unordentlich und gewöhnlich ſehr verſpätigt; ganz vorzüglich aber leidet die Verdauung, die dem widernatürlichen Appetit, der bisweilen zugegen iſt, nicht entſpricht. Wenn dieſe Zufälle einige Zeit gedauert haben, dann fangen die Stirnknochen an mehr hervorzuragen, und ſie erhalten ein winkliches Anſehn, die Nähte treten aus einander, die Drüſen in der Gegend der Gelenke werden hart, ſchwellen auf, die Schlüſſelbeine krümmen ſich, die Schultern treten hervor, der Kopf ſinkt zwiſchen dieſelben herab; der Hals wird kürzer, der Kopf größer, die ſchwarz gewordnen Zähne fallen aus; die Röhrenknochen werden zuerſt an ihren Enden an den Knöcheln der Hände und Füße dick und wurſtförmig aufgetrieben, ſodann werden ſie nach und nach dünner, weicher und krümmen ſich; ähnlich leiden die Knochen des Bruſtkaſtens, die Rippen krümmen ſich, das Bruſtbein nicht minder, die Knorpelſcheiben zwiſchen den Wirbeln löſen ſich auf, die Wirbel fallen auf einander, der Körper ſinkt daher zuſammen, und es entſtehen ſo die Verkrümmungen, die unter dem Namen des Buckels ꝛc. bekannt ſind. Der Unterleib leidet gleichzeitig, und mehr als im Anfange, er wird hart und aufgetrieben, und man fühlt in demſelben Knollen und verhärtete Stellen. Die Gefräßigkeit bleibt, und doch bringt jede Überladung des Magens, vorzüglich aber der Genuß geiſtiger Getränke, leicht Übelkeiten, Colikſchmerzen, Verſtopfungen hervor. Nur die Seelenkräfte ſind unverletzt, ja nicht ſelten widernatürlich gut und beſſer, als in andern Kindern deſſelben Alters. Solche Zufälle dauern dann nicht ſelten Jahre lang an, und entſcheiden ſich erſt in den Jahren der Pubertät; aber auch im glücklichſten Falle bleiben die beſchriebnen Verkrümmungen zurück, verurſachen durch

Druck der innern Theile und Entſtellung, Verwachſung derſelben mancherlei Beſchwerden, die ein langes Leben nicht hoffen laſſen. Oft aber geht die Krankheit ſelbſt in ein hectiſches, auszehrendes Fieber über, das dem langen Leiden ein Ende macht, und ein elendes, beſchwerliches Leben abkürzt. Es tritt dann der Tod nach vielen Schweißen, Durchfällen, unter Ohnmachten, Krämpfen, Zuckungen und Blutungen ein. Bei Leichenöffnungen findet man außer andern Fehlern die Knochen vorzüglich weich, ſchwammig, leicht zerbrechlich, und es läßt ſich durch einen mäßigen Druck Lymphe aus denſelben herauspreſſen. — In der Cur iſt eine zweckmäßige Diät, Veränderung der äußern Umgebungen ꝛc. ganz vorzüglich nothwendig. Nur wenn die Diät gut iſt, kann man Wiederherſtellung hoffen, nur dann können die Mittel etwas wirken, die dieſelben ſind, die in der Skrophelkrankheit angewendet werden; vorzüglich zeichnen ſich aber die Färberröthe (rub. tinct.), das Eiſen und die Bäder von mancherlei Art als ſehr nützlich aus. Wenn jedoch die Krankheit ſchon einen ſehr hohen Grad erreicht hat, ehe zweckmäßige Mittel angewendet worden, ſo iſt kaum noch Hoffnung zur Geneſung übrig; eben ſo gewiß iſt es, daß die Kunſt manche Rückbleibſel dieſer Krankheit, Verkrümmungen, den großen Kopf ꝛc. nicht heben könne. B. P.

Rhadamanthus. Wir ſehen uns bei dieſem Namen in jene herrliche Zeit zurückgeführt, wo das Leben des griechiſchen Volkes noch zwiſchen Mythologien und Geſchichte ſchwankend, weder für das eine noch das andere entſchieden, recht eigentlich ſein ſchönes, kraftvolles Heroenzeitalter feierte. Was von Rhadamanth als bloß hiſtoriſche oder mythologiſche Relation hier anzuführen wäre, iſt zum Theil ſehr unbedeutend, zum Theil iſt es ſchon bei den Artikeln: Minos, Creta, im Vorbeigehn erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern Minos auf Creta, des erſten Geſetzgebers der griechiſchen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit ſeinem Vater und der Inſel Creta älteſtem und geprieſenſtem Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog und dann die Worte des Gottes ſeinem Volk als heiliges Geſetz vorlegte — griechiſche Anſicht jenes, allen Völkern des höhern Alterthums gemeinſchaftlichen Mythus von göttlichem Urſprung der Geſetze und der bürgerlichen Verfaſſung — daß Rhadamanth nach einer andern Sage ſelbſt den Grund legte zu der cretenſiſchen Geſetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrſcheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von dem Sohne deſſelben Tectamus oder Teutamus abſtammte, welcher mit ſeinem Sohne Aſterius, dem wahrſcheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Creta einwanderte: das iſt das wichtigſte, was wir in der ſchwankenden mythiſchhiſtoriſchen Betrachtung ſeiner Geſchichte zu unterſcheiden vermögen. Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Äakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Geſetz und Recht den Todten gaben und mit ernſtem Scepter, was ſie im Leben trieben, auch im Tode noch fortſetzten. Minos, wenn auch nicht der älteſte, doch der gerühmteſte unter ſeinen Brüdern und wirklich König in Creta, ſpricht auch in der Unterwelt noch

das Endurtheil. — War es denn nicht allgemeine Anſicht der Griechen, daß auch der hingeſchiedene Schatten in dem dunkeln, düſtern Reiche des Tartarus noch ſich müht und ſtrebt, die Geſchäfte des Lebens fortzuſetzen? Achilles freut ſich auch da noch der Waffen und der Künſte des Kriegs — und was können alſo Minos und Rhadamanthus, ins dunkle Reich des Ais eingegangen, anders thun, als Geſetze geben und Recht ſprechen den Todten, ſie, die den Lebenden die Fackel der Geſetze angezündet hatten? Doch darf man wohl nicht vergeſſen, daß unſtreitig der ganze Mythus vom Tartarus in dieſem Sinne mehr Philoſophem, als eigentliche Mythologie war — und ſollte man nicht überhaupt in der griechiſchen Mythologie Philoſophem von eigentlich mythologiſchen Dichtungen, welche letztere bloß dem leichtbeweglichen Gebiete der Phantaſie angehören, ſorgfältiger unterſcheiden, als es gewöhnlich geſchieht?

Rhamnuſia, Beiname der Nemeſis bei den Griechen (ſ. d. Art Nemeſis).

Rhapſodie. Mit dieſem aus dem Griechiſchen ſtammenden Wort bezeichnet man urſprünglich eine Reihe einzelner, unter ſich jedoch wieder in Zuſammenhang ſtehender Geſänge, z. B. die des Homer (ſ. d. Art.). Rhapſoden hießen bei den alten Griechen die herumwandernden Sänger, die theils die homeriſchen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Jetzt verſteht man unter Rhapſodien auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darſtellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geiſt belebt, aber nicht nothwendig unter ſich in Verbindung ſtehen. Rhapſodiſches Wiſſen iſt ein ſolches, das aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken beſteht, fragmentariſch iſt.

Rhätien. Dieſen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Vindelicien. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erſte und zweite Rhätien. Das erſte oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die noriſchen Alpen, und von Italien bis an die Gränzen von Vindelicien, und lag ſüdlich. Es enthält die Flüſſe Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etſch (Athesis) und mehrere kleinere, und umfaßt alſo das heutige Vorarlberg und Tyrol, nebſt einem Theile von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus dieſe Gebirgsgegenden beſetzten, ſpäter aber, durch die wachſende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erſte Bildung Italiens ſo wichtige Rolle ſpielten. Juſtinus Plinius und Stephan, der Byzantiner, nennen daher die Rhätier ein etrusciſches Volk. Unter den ſpätern galliſchen Völkern, welche dieſe Gegenden beſetzten, ſind mehr durch ihren Namen, als durch ihre Wichtigkeit die Brenni ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen (durch die Waffen erworbene Länder — vincere), legten die Römer mehrere Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Bauzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur), die vorzüglichſten waren; jedoch haben mehrere dieſer Städte nur ihre Erweiterung und Verſchönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden ſich oft mit ihren galliſchen Freunden, und verwüſteten das römiſche Gebiet, daher ſchickte Auguſtus ſeinen Stiefſohn Druſus mit einem Heere ab. Dieſer ſchlug ſie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit Trident

in die Flucht. Da dieſer Sieg indeß nicht viel nützte, ſo unternahm Druſus, in Begleitung ſeines Bruders Tiberius, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodenſee angriff, während Druſus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entſchied ſich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römiſche Provinzen. Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken gränzten, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Vielleicht hat ſich davon noch der Name das Rieß erhalten, welchen man dieſen Ländern wohl beizulegen pflegt. Nach der römiſchen Herrſchaft beſetzten Allemannen und Sueven jene römiſchen Provinzen.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechiſchen Mythologie ſelbſt noch in einem gewiſſen Nebelſchleier und Halbdunkel des Daſeyns eingehüllt ſind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewiſſen der Umriſſe ihren eigentlichen Charakter findet, ſo fließen auch wirklich gerade hier mehrere nach Zeit und Volk verſchiedene Dichtungen in eine zuſammen, und es konnte dies nirgends leichter geſchehn, als hier, wo das Unbeſtimmte der Bildung Miſchung und Vereinigung erleichterte, wie im Halbdunkel des Nebels die Geſtalten am leichteſten in einander fließen. Auffallende Beſtätigung findet dies in dem vorliegenden Mythus der Titanide Rhea, da wo er ſo nahe mit dem der Cybele zuſammentrifft. Doch wir müſſen, um uns beſtimmter zu erklären, noch folgende Erläuterung hinzufügen. Mag allerdings die griechiſche, wie alle Mythologie überhaupt, im Ganzen einen aſiatiſch-indiſchen Urſprung haben, was die neuern Unterſuchungen ſehr wahrſcheinlich machen, ſo iſt doch ſo viel zuzugeben, daß dieſe mythiſchen Überlieferungen, wenn ſie wirklich Statt fanden, in griechiſcher Individualität verarbeitet wurden und ſo ein Ganzes der Dichtung bilden, daß mit Recht nun eigenthümlich griechiſch genannt werden kann. Dagegen aber wurden auch unbezweifelt in den Kreis dieſer eigentlich griechiſchen Dichtungen ſpäterhin und zu verſchiedenen Zeiten noch andere mythiſche Sagen aufgenommen, die beſondern, eigenthümlichen mythologiſchen Syſtemen anderer Völker angehörten — etwas, das bei der großen Freiheitsliebe und allſeitigen Unbeſchränktheit des griechiſchen Volks ſehr leicht geſchehen konnte. Dieſe Dichtungen ſchloſſen ſich dann an verwandte in dem eigentlich griechiſchen Mythenkreis an und gingen mit dieſen in Eins zuſammen, indem jedoch, ohne das Beſondere der eigentlich griechiſchen Dichtung zu verwiſchen, auch das Eigenthümliche der neu hinzugekommenen beibehalten wurde, woraus ſich das Schwankende und Mannichfaltige in ſo vielen Dichtungen erklärt, bei welchen es oft unmöglich iſt, die Einheit feſt zu halten, wenn man ſie nicht, was aber bloß von der Phantaſie geleiſtet werden kann, in einem wunderbaren Zuſammengehn der Zwei in Eins, ohne daß gleichwohl das eine mehr hervor- oder zurücktrete als das andere, zu finden weiß. — Dies, ſcheint uns, gibt uns erſt volles Licht über den Doppelmythus: Rhea und Cybele. Rhea iſt urſprünglich und beſonders als Titanide, eigentlich griechiſche Dichtung; — Cybele aber, ſelbſt der Geſchichte nach, phrygiſchen Urſprungs. Beide floſſen, wahrſcheinlich auf Creta, in Eins zuſammen, offenbar ihrer innern Verwandtſchaft wegen, die vielleicht auf eine hö-

here Identität beider in dem allererſten Quelle aller Mythologie hindeutet. Aber gleichwohl ſind ſie doch auch noch immer zwei verſchiedene Dichtungen, die nicht verwechſelt werden dürfen, in welchen die Eigenthümlichkeit jeder erhalten iſt, obſchon wir die Dichtung von der Cybele nur an der von der Rhea kennen lernen, dieſe aber ſelbſt wieder über jener zuletzt ganz verſchwindet. Fühlen wir hier nicht wenigſtens, woher nun jenes Ungewiſſe und Ineinanderfließen der beiden Dichtungen kommt? Sehen wir nicht ein, warum auch wir dieſen Doppelmythus gerade in ſo unbeſtimmten Umriſſen auffaſſen müſſen, wie er gegeben wird, wenn wir dem Geiſt griechiſcher Mythologie nicht Gewalt anthun wollen? Ja ſollte dies nicht überhaupt eine Regel für die Erklärung vieler andren griechiſchen Mythen an die Hand geben, wohin vielleicht der aus ſo verſchiednen Elementen zuſammengeſetzte Mythus vom Bacchus vorzüglich zu rechnen ſeyn möchte, den man gewiß noch in der neuſten Zeit ſehr entſtellt hat, weil man ihn auf eine Einheit für den Verſtand, und nicht auf bloße Einheit der Phantaſie, wie die oben aufgezeigte iſt, zurückzuführen ſuchte? — Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen geben wir noch mit ſteter Beziehung auf den früher erläuterten Artikel: Cybele, einen kurzen Umriß von dem Einzelnen unſers Mythus. Rhea, eine der merkwürdigſten Titaniden (Tochter der Gäa, Erde, und des Uranos, Himmels), iſt Schweſter und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern iſt doch nichts als Kosmogonie, Philoſophie über erſte Entſtehung und Bildung der Welt — Symbol des erſten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Die Geſtalten ringen, aus dem Schooße des Formloſen emporzutauchen. Rhea, die Fließende, vielleicht vom griechiſchen Zeitwort ῥέειν, fließen, das Bildungsreiche und Bildungempfängliche, wie nur am Flüſſigen und Weichen Geſtalt und Form hervorgebracht werden kann, iſt Symbol dieſes Ringens. Aber noch herrſcht zugleich die Macht des Chaos, des Formloſen. Der Rhea zur Seite ſteht Saturnus, mit der düſtern Herzloſigkeit des Abgrundes eiferſüchtig auf die neuen Bildungen und ſie im Augenblick des Entſtehens ſogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verſchlingenden, ſich ſelbſt in jedem Augenblick zerſtörenden Zeit. Doch es ſoll das Univerſum endlich Geſtalt gewinnen, das Schwankende feſt werden. Die Zeit der Entſcheidung iſt gekommen. — Auf Gäa's, ihrer Mutter, Rath, die in dem frühern Götteräon, nur noch unbeſtimmter und ſchwankender, dieſelbe Ordnung und Stelle eingenommen hatte, die jetzt die Tochter beſitzt, die ſelbſt über Uranos, ihres Gatten, Eiferſucht gegen ſeine Kinder in ihren innerſten Tiefen hatte erſeufzen müſſen, auf Gäa's Rath gibt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weiſſagung ſeine Kinder ſogleich nach der Geburt wieder verſchlingt, ſtatt des neugebornen Götterkindes einen Stein in der Windeln. Fortan hat das Lebendige unter der Ägide des Leb- und Bildungsloſen Zeit zur Entwickelung gewonnen. Die Bildung ſiegt über die feindliche Macht des Bildungwiderſtrebenden. Der geheimnißvolle Stein, Bild des erſten Feſten, auf welchem nun das Gebäude des Lebens ſich erheben kann, erſter Hemmungspunkt im Fluſſe der Dinge, im ganzen Alterthum ſo oft erwähnt, wird in der Folge Symbol der großen Göttermutter ſelbſt. — Auf dieſe Weiſe rettet Rhea vor den Ver-

folgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Veſta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in feſter, idealiſcher Bildung ſtrahlenden Olymposbewohner. Nur hat ſie damit auch ihre eigene Herrſchaft untergraben. Wenn an Saturn die alte Weiſſagung der Erde, daß einer ſeiner Söhne ihn entthronen werde, in Erfüllung geht, ſo muß auch Rhea das Schickſal ihres Gatten theilen. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück und iſt nur noch durch Rath und Weiſſagung wirkſam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis ſie in ſpätern Zeiten durch ihre Verſchmelzung mit Cybele ein eignes, aber höchſt ſchwankendes Daſeyn in den Myſterien wieder erhält. — Löſ't ſich nach dieſem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein cosmogoniſches Philoſophem auf, ſo erſcheint die Göttin in ihren Anſtalten zur Erhaltung des künftigen Beherrſchers der Götter und Menſchen auf Creta, im Getöſe, das ihre Prieſter, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkindes zu verbergen, machen müſſen; — vielleicht geheime Hindeutung auf die Harmonie, unter deren Schutz die Sphären ihren erſten Gang beſchreiben, wenigſtens der Urſprung des alten Symbols der phrygiſchen Handpauke in der linken Hand der Göttin; — in allem erſcheint ſie als Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das erhaltende, Leben und Geſtaltung gebende Princip der Welt. Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Bändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geſchmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Dieſe einerlei mit der Verehrung der Cybele, iſt roher Naturdienſt, die tiefſte Entartung der religiöſen Anlage im Menſchen, in ſich eigenthümlich ſchauderhaft und grauſend, weil gerade die traurigſte Unreligion, Wolluſt, zur Religion, ja zum Myſterium gemacht wird. Die wildeſte, frechſte Wolluſt, jener Lingamdienſt der Indier, iſt im Dienſte der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbſtentmannung ihrer Prieſter iſt nicht Selbſtverläugnung, ſondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin, nur das höchſte Maß der ſich ſelbſt übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienſt der unendlichen Zeugungskraft iſt ſelbſt, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia, lebte ungefähr 800 Jahr vor unſerer Zeitrechnung und war eine Tochter **Numitors**, Königs von Albanien. Obgleich Veſtalin, gebar ſie das Zwillingspaar **Romulus** und **Remus**, die Stifter und Erbauer des weltherrſchenden Roms. Vater dieſer Kinder war, der Mythe nach, der Kriegsgott **Mars**.

Rhede, oder auch **Reede** iſt die vor dem Hafen gelegene Gegend des Meers, die einen guten Ankergrund den Schiffen, großen ſowohl als kleinen, gewährt, ſo daß dieſe vor dem Winde ſo lange daſelbſt ſicher liegen, bis ſie in den Hafen einlaufen können. Eine **geſchloſſene Rhede** heißt in der Schiffsſprache eine ſolche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine **offene**, wo alle Schiffe ohne Unterſchied ankern können.

Rheder, **Reeder**, wird der genannt, der ein Schiff ausrüſtet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteiſchiffe zu ſeinem Geſchäft macht. Da ſelten Einer ein ganzes Schiff auf ſeine Koſten beladet, ſo treten mehrere zuſammen, die dann **Schiffsfreunde**, **Mitrheder** genannt werden. Eines jeden Einzelnen

Antheil am Schiff heißt: Schiffsparte. Dieſe Schiffsparten ſteigen öfters bis zu einem Sechzehntheil herab, ſo daß der Beſitzer eines ſolchen den ſechzehnten Theil des Gewinnſtes und Verluſtes erhält und trägt, den das Schiff macht.

Rheims, eine der älteſten Städte Frankreichs, am Fluſſe Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, enthält mit den Vorſtädten über 4000 Häuſer und 30,000 Einwohner. Sie war vor der Revolution der Sitz eines Erzbiſchofs, welcher erſter Herzog und Pair von Frankreich war, und das Recht hatte, die Könige in ſeiner prächtigen Kathedralkirche, vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu ſalben und zu krönen. Es befindet ſich hier ein Lyceum, welches anſtatt der durch die Revolution untergegangenen Univerſität errichtet iſt. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden- und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ꝛc. wird bedeutender Handel getrieben. Der in dem Arrondiſſement von Rheims wachſende champagner Wein iſt der vorzüglichſte.

Rhein, nach der Donau der größte Strom Deutſchlands, und einer der anſehnlichſten von Europa. Die Quellen dieſes berühmten deutſchen Stromes ſind in der Schweiz auf dem St. Gothardsgebirge. Er iſt für den Handel und die Schiffahrt ſehr wichtig, doch iſt letztere nicht ohne Gefahr und Mühe auf ihm, der Waſſerfälle, Strudel und vieler Inſeln wegen, die im Flußbette des Rheins ſich finden. Allbekannt iſt der Rheinfall bei Laufen, unweit Schafhauſen, wo über jähe Klippen der Strom mit furchtbarer Gewalt ſich von einer Höhe von 15 Klaftern herabſtürzt. Außer dieſem ſind noch zwei Waſſerſturze des Rheins, einer bei Lauffenburg, und einer bei Rheinfelden; doch ſind dieſe beiden bei weitem nicht ſo bedeutend wie der erſtgenannte, der überhaupt mit zu den größten Cataracten der Welt gehört. Der bei Bingen im Rhein befindliche Strudel (Bingerloch genannt) iſt bekannt durch die Gefahr, in die daſelbſt oft Schiffe gerathen, wenn ſie ſich ihm nicht mit gehöriger Vorſicht und Geſchicklichkeit nahen. Wie bedeutend in der Geſchichte der älteſten als neuſten Deutſchen ſowohl der Rhein hervortritt, der großen Ereigniſſe wegen, die an ſeinen Ufern ſich begaben, wird keinem unbewußt ſeyn; und von je an war dieſer Strom Zeuge der folgereichſten Schickſale, welche die Stämme germaniſcher Völker trafen. Seine Ufer gehören zu den blühendſten und ſchönſten Gegenden Deutſchlands, die bald in lieblicher Anmuth und Fruchtbarkeit, bald in romantiſcher Wildheit zu beiden Seiten dieſes wahrhaft königlichen Fluſſes hinlaufen. Von ſeinen Quellen, bis da, wo bei Mainz der Main in den Rhein ſich ergießt, heißt letzterer der Ober-Rhein; von da an bis zu ſeinem Ausfluß ins Meer, oder vielmehr bis zu ſeinem Verſchwinden in den Sanddünen der Niederlande, der Nieder-Rhein. (Daher ehemals die Benennung des oberrheiniſchen und niederrheiniſchen Kreiſes, für die umher gelegenen Länder, als auch das alte römiſch-deutſche Reich beſtand.)

Rheinbund. Zu dem kurzen, für Öſterreich ſo unglücklichen Kriege von 1805 hatten ſich ſchon mehrere Fürſten des ſüdlichen Deutſchlandes theils freiwillig, theils gezwungen durch den Drang der Verhältniſſe mit Bonaparte gegen das gemeinſchaftliche deutſche Reichsoberhaupt verbunden. Der Friede von Preßburg (26ſten Dec. 1805), welcher dieſen Krieg endigte, und in welchem die

Königswürde der Churfürſten von Bayern und Wirtemberg und die Souveränität von Baden von dem deutſchen Kaiſer auf eine die deutſche Reichsverfaſſung ganz anders modificirende Weiſe anerkannt wurde, gab zur völligen Auflöſung des deutſchen Reichskörpers die nächſte Veranlaſſung. Ganz im Widerſpruch mit der Verfaſſung des Reichs unternahm es nachher der erſte deutſche Churfürſt, der Reichserzkanzler, den Cardinal Feſch, einen Onkel Bonaparte's, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger zu ernennen, und dies den 27ſten Mai 1806, zum größten Erſtaunen der übrigen Reichsſtände, auf dem Reichstage anzuzeigen. Kaum begann man, die wichtigen Reſultate, welche dieſe Ernennung haben mußte, zu erwägen, als ſchon eine am 12ten Julius 1806 von den Königen von Bayern und Wirtemberg, dem Churfürſten Reichserzkanzler, dem Churfürſten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Heſſen Darmſtadt, den Fürſten von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Fürſten von Iſenburg-Birnſtein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete Bundesacte das übrige Deutſchland und Europa in Staunen ſetzte. Der Fürſt von Lichtenſtein, obgleich ſeine Unterſchrift fehlte, war mit in den Bund aufgenommen. Nach dieſer Acte bekam der Churfürſt-Erzkanzler den Titel eines Fürſt-Primas, der Churfürſt von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt und der Herzog von Berg erhielten den großherzoglichen Titel mit allen königlichen Rechten und Vorzügen, Naſſau-Uſingen die herzogliche und von der Leyen die fürſtliche Würde. Dieſe unter Bonaparte's Auſpicien geſchloſſene Bundesacte wurde am 1ſten Auguſt 1806 dem Reichstage zu Regensburg übergeben, und zugleich ſagten die dem rheiniſchen Bündniſſe beigetretenen Fürſten ſich von fernerer Verbindung mit dem deutſchen Reiche los, begründeten dieſe Losſagung auf die Mängel der deutſchen Reichsverfaſſung, und luden auch die übrigen Reichsſtände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der franzöſiſche Geſandte Bacher fügte an demſelben Tage noch die Erklärung hinzu, daß ſein Kaiſer kein deutſches Reich weiter anerkennen werde. Der Kaiſer Franz II. legte daher am 6ten Auguſt ſeine Würde als Oberhaupt des deutſchen Reichs nieder, wozu, nach ſeiner Erklärung, ihn die Folgerungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheiniſchen Stände, wodurch er ſein Amt als Reichsoberhaupt für erloſchen betrachte, veranlaßten. Durch die Errichtung dieſes rheiniſchen Bundes verloren ihre politiſche Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit die Reichsſtadt Nürnberg, welche an Bayern fiel, Frankfurt, welches dem Fürſten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürſtenthum Heitersheim, welches dem Großherzoge von Baden, und die Burggrafſchaft Friedberg, die dem Großherzoge von Heſſen-Darmſtadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch Mediatiſation die Fürſten von Naſſau und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenſtein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm Reiferſcheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Öttingen, von Fugger, von Metternich, von Truchſeß, von Fürſtenberg, von Solms, der Landgraf von Heſſen-Homburg, die Herzoge von Corswarem-Looz und von Croy, viele reichsgräfliche und alle noch übrigen reichs-

ritterlichen Familien den rheiniſchen Bundesfürſten untergeordnet. Jenen mediatiſirten Reichsſtänden und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erſter und zweiter Inſtanz, die lehnherrlichen und Bergwerksrechte u. ſ. w., aber die weſentlich zur Landeshoheit gehörigen Befugniſſe der Geſetzgebung, der oberſten Gerichtspflege, die Rechte des Krieges, des Friedens und der Bündniſſe, der Polizei und der Beſteurung u. ſ. w. fielen den Bundesfürſten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. Der angebliche Zweck dieſes Bündniſſes ſollte Sicherung des äußern und innern Friedens ſeyn, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes ſollten Einer für Alle und Alle für Einen ſtehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder gar angegriffen wäre, ſo ſollten auf die Einladung des Protectors alle übrigen Mitverbündeten ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedroheten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Rheinbundesacte der damalige Kaiſer Napoleon Beſchützer der Rheinconföderation ſeyn ſollte, ſo ſollte es doch kein Bundesoberhaupt, dem die Regenten der einzelnen Staaten als ſolche unterworfen wären, geben. Für die Berathſchlagungen über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Rheinconföderirten ſollte zu Frankfurt am Main eine Bundesverſammlung in zwei Collegien, dem königlichen, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben ſollten, und dem fürſtlichen, Statt haben. Allgemeiner Präſident der Bundesverſammlung und beſonderer des königlichen Collegiums ſollte der Fürſt Primas ſeyn. In dem fürſtlichen Collegium aber ſollte der Herzog von Naſſau den Vorſitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürſten Primas ſollte deſſen Nachfolger von dem Beſchützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern ſollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenoſſen oder der mit denſelben Verbündeten Dienſte nehmen, und ſo ſollte auch kein Mitglied des Rheinbundes ſeine Souveränität anders als zu Gunſten eines Bundesgenoſſen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürſten ſollten auf den Bundestagen entſchieden, und zur Entſcheidung der Klagen gegen die Mitglieder des Rheinbundes ſollten zwei Gerichtshöfe, einer zu München für die ſüdlichen Gegenden, der andere zu Dresden für die nördlichen, errichtet werden. Aber ſo wenig dies, wie eine Bundesverſammlung hat jemals Statt gefunden. Endlich ſollten Catholiken und Proteſtanten in allen Bundesſtaaten gleicher bürgerlichen Rechte genießen. So ward das deutſche Reich, nachdem es beinahe tauſend Jahre beſtanden hatte, mit einem Male vernichtet, und an die Stelle deſſelben trat ein durch fremde Anmaßung und Herrſchſucht geſtifteter Bund, der, ſo vorübergehend auch ſeine Erſcheinung war, doch in den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen der ehemaligen deutſchen Reichsſtände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon am 25ſten September 1806 trat auch der Churfürſt von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei, und um der durch ferneren Anwachs dieſer Conföderation ſich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu ſetzen, faßte Preußen, leider zu ſpät, die Idee, eben ſolchen Bund unter ſeinem Protectorat aus den nordiſchen deutſchen Fürſten zu bilden. Dieſer Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806-1807 vernichtet, und noch während dieſes Kriegs trat der Churfürſt von Sachſen, nachdem er ſich von ſeiner Allianz mit Preußen losgeſagt und in ſeinem

Separatfrieden mit Frankreich zu Poſen (11ten December 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15ten December 1806 die fünf ſächſiſchen Herzoge erneſtiniſcher Linie, und durch den am 18ten April 1807 zu Warſchau unterzeichneten Tractat wurden auch die beiden Fürſten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürſten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürſten des Geſammthauſes Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preußiſchen und andern geraubten Staaten für Hieronymus Bonaparte errichtete Königreich Weſtphalen ward durch die von dem Kaiſer der Franzoſen am 15ten November 1807 beſtätigte Conſtitution gleichfalls zum Rheinbundesſtaat beſtimmt, und endlich wurden auch die Herzoge von Meklenburg-Strelitz (18ten Februar 1808), von Meklenburg-Schwerin (22ſten März 1808), und der Herzog von Oldenburg, Fürſt von Lübeck (14ten October 1808) als Mitglieder des rheiniſchen Bundes aufgenommen. Der Protector des Rheinbundes ſelbſt, welcher denſelben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenoſſen geſtiftet hatte, dieſer Protector ſelbſt war es, der ſich zuerſt an die Sicherheit und Unabhängigkeit ſeiner rheiniſchen Bundesgenoſſen vergriff, und durch ein Decret vom 10ten December 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weſer- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürſten ihrer politiſchen Exiſtenz und der ihnen durch die Bundesacte zugeſicherten Selbſtſtändigkeit beraubte: 1. den Herzog von Oldenburg, welchem er ſein Herzogthum, 88 Quadratmeilen und 153,480 Einwohner nahm, und bloß das Fürſtenthum Lübeck ließ; 2. den Herzog von Ahremberg, von deſſen Landen 38 Quadratmeilen und 57,558 Einwohner mit Frankreich, das übrige, nämlich 12 Quadratmeilen und 25,000 Einwohner aber mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurden; 3. die Länder der Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, die 30 Quadratmeilen und 60,230 Menſchen enthielten, wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Vom Großherzogthum Berg nahm er außerdem 89 Quadratmeilen und 225,208 Einwohner, und vom Königreiche Weſtphalen 275 Quadratmeilen und 611,581 Menſchen, um ſie mit ſeinem Reiche zu verbinden. Nachdem er den größten Theil jener Länder mit Frankreich vereinigt hatte, behielten die ſämmtlichen Bundesſtaaten noch ein Areal von 5384 Quadratmeilen und 13,475,820 Menſchen. Bonaparte zeigte durch jene Maßregeln den Bundesfürſten deutlich genug, wie wenig er geſonnen war, die bei der Annahme des Titels, Protector des Rheinbundes, nach ſeiner Erklärung von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit der Beſchützung des Bundesgebiets gegen fremde Truppen und der Beſchützung jedes einzelnen Bundesgenoſſen gegen die übrigen zu erfüllen. Noch weit weniger vereinbarlich waren die gedachten Verletzungen des Rheinbündniſſes mit ſeiner, bei Errichtung dieſer ſchmachvollen Conföderation ertheilten Verſicherung, daß er ſich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm für Souveräne erkannten Fürſten des Rheinbundes anmaßen, und ſich eben ſo wenig eine Einmiſchung in ihre innern Verhältniſſe erlauben wolle. Als Föderativſtaat unter dem Schutze eines übermächtigen und übermüthigen Beſchützers, deſſen großer Gewalt, unbegränzter Herrſchſucht und eiſernem Willen der ganze Rheinbund

nichts ihn Sicherndes entgegenſetzen konnte, erſchien dieſer Bund vom Anfang an als ein phantaſtiſch-beſtandloſes Unding. Nur der Drang der Verhältniſſe konnte die beſſern und einſichtsvollern deutſchen Fürſten beſtimmen, ſich dieſem Bunde anzuſchließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon ſie für ſich gewann, ohne daß ſie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein ſolches, von den Bundesgenoſſen theils aus Noth, theils aus andern weniger zu entſchuldigenden Urſachen geſchloſſenes, von den meiſten Einwohnern der Bundesſtaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eiſernen Fauſt eines Weltbedrückers zuſammengehaltenes Bündniß mußte bei dem erſten, nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in ſich ſelbſt zerfallen. Dagegen ſuchten Bonaparte und die Rheinbundesgenoſſen durch die allgemeine Einführung der Conſcription und durch Beſtimmung der Contingente, welche im Fall eines Krieges jeder Staat ſtellen ſollte, ſich zu ſichern. Das ganze Bundescontingent ſollte aus 119,180 Mann beſtehen, dazu gab 1. Bayern 30,000 M., 2. Weſtphalen 25,000 M., 3. Königreich Sachſen 20,000 M., 4. Wirtemberg 12,000 M., 5. Baden 8000 M., 6. Berg 5000 M., 7. Heſſen-Darmſtadt 4000 M., 8. Frankfurt 2800 M., 9. Würzburg 2000 M., 10. Meklenburg-Schwerin 1900 M., 11. Meklenburg-Strelitz 400 M., 12. Naſſau-Uſingen und Weilburg 1680 M., 13. Sachſen-Gotha 1100 M. 14. S. Weimar 800 M. 15. S. Coburg 400 M., 16. S. Meinungen 200 M., 17. S. Hildburghauſen 200 M., 18. Anhalt-Deſſau 350 M., 19. Anhalt-Bernburg 240 M., 20. Anhalt-Köthen 210 M., 21 Lippe-Detmold 500 M., 22 Lippe-Schaumburg 150 M., 23. und 24. Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt zuſammen 650 M., 25. Waldeck 400 M., 26. Iſenburg 291 M., 27. Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., 28. Hohenzollern-Hechingen 93 M., 29. Leyen 29 M., 30. Lichtenſtein 40 M., 31. die Fürſten von Reuß-Greitz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein-Lobenſtein, und Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf 450 M. Den Oberbefehl über dieſe Truppen führte der kriegeriſche Beſchützer des Rheinbundes, der auch im Fall eines Krieges den Bund mit einer Armee von 200,000 Mann zu unterſtützen verſprach. Nie iſt aber die Heeresmacht des Rheinbundes zu den durch die Bundesacte bezeichneten Zwecken, ſondern bloß zu den offenſiven Kriegen des Protectors verwendet worden. Das denkwürdige Jahr 1813 machte dieſer, jedem deutſchen Gemüth ſchmachvollen Conföderation ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Meklenburg-Schwerin und von Meklenburg-Strelitz, welche die letzten geweſen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, ſich dem Rheinbunde angeſchloſſen hatten, waren, gleich als Preußen ſich mit Rußland gegen den corſiſchen Zwingherrn vereinigte, die erſten, welche vom Rheinbunde ſich losſagten, und die Partei des Rechts und der vaterländiſchen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten außer verſchiednen mindermächtigen bald zwei der angeſehenſten Rheinbundsfürſten, die Könige von Bayern und Wirtenberg, durch deren Uebertritt zur guten Sache der ganze Bund als aufgelöſ't zu betrachten war. Andere zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rückſichten und Verhältniſſe eine freie Erklärung hinderte oder doch erſchwerte. Dahin gehörte der König von Sachſen, der im Begriff war, die Sache der Verbündeten zu ergreifen, als die Folgen der Lützner Schlacht

ihn zu einem andern Entſchluß bewogen, und der erſt ſpät in ſeine um die Hälfte verminderten Staaten zurückkehrte, ferner der Großherzog von Frankfurt, der Mitſtifter und Präſident des Bundes, welcher Land und Primát verlor. Mit Recht hatten gleiches Schickſal der König von Weſtphalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Exkönigs von Holland). Durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes wurden gleichfalls die Länder des Fürſten von Iſenburg und des Fürſten von der Leyen, die als Rheinbundesfürſten Souveräne waren, mediatiſirt. Die ſämmtlichen übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausſchluß des Herzogs von Ahremberg, und der Fürſten von Salm, ſind als Souveräne dem neuen deutſchen Bunde wieder beigetreten. So endigte jene Conföderation, die ein Werk franzöſiſcher Intrigue und Herrſchſucht war, und ein Flecken in unſerer vaterländiſchen Geſchichte bleiben wird. N. P.

Rheinfall iſt 1. bei Lauffen und Schafhauſen in der Schweiz, wo der Rhein in ein ſehr enges Bette zuſammengedrängt wird, der Herabſturz dieſes Stroms von einem 75 Fuß hohen Berge. Das unaufhörliche Toſen und Brauſen der herabſtürzenden großen Waſſermaſſe, und das beſtändige Zittern des Felſens, auf dem man ſteht, iſt durch kein Bild darzuſtellen. Kein Schiff kann beladen oder leer dieſen Waſſerfall paſſiren, ſondern man muß die Ladung zur Achſe durch Schafhauſen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2) Der **Rheinfall** bei Laufenburg beſteht nicht, wie der vorige, in einem Waſſerfall, ſondern in einer Stromſchnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menſchen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelaſſen werden. 4) Der **Rheinfall** bei Rheinfelden, einer der vormaligen öſterreichiſchen 4 Waldſtädte in Schwaben, iſt der am wenigſten merkwürdige und gefährliche, da der Rhein hier zwiſchen Felſen einen kurzen Durchgang und eine Tiefe hat, daß man zur Noth mit beladenen Schiffen durchfahren kann.

Rheingau wird ein Strich Landes genannt zu beiden Seiten des Rheines zwiſchen Mainz und Bacharach, ungefähr 6 Meilen lang. In dieſer Gegend wachſen die beſten Rheinweine, als der ſogenannte **nierenſteiner**, **johannisberger**, Kloſter **Beberacher** u. ſ. w. Auch der von **Hochheim** wird gewöhnlich noch zu dieſen Rheingau-Weinen gerechnet, obgleich der Ort Hochheim ſchon außerhalb des obengenannten Gebietes liegt.

Rheingrafen, eine ehemals beſtehende Würde und Titel, die mehrere gräfliche Familien trugen, die ihre Beſitzungen am Rhein hatten. (S. d. A. Raugrafen).

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Städtchen am Urſprunge eines kleinen Flüßchens **Rhin** im rupinſchen Kreiſe in der **Mittelmark**. Es hat 190 Häuſer mit 1500 Einwohnern, eine Fayencefabrik und Glashütte, und ein ſchönes königliches Schloß, in deſſen reizendem Garten Denkmale preußiſcher Helden ſich befinden. Anfangs nur ein Schloß gehörte Rheinsberg zu den drei Stammhäuſern der Herren von **Bredow**, von ihnen kam es an das Haus **Beville**. Der König von Preußen, **Friedrich Wilhelm I.**, kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, der nachmalige König **Friedrich II.**, reſidiren ſollte. Verherrlicht durch Werke der Kunſt, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige für ſich widmete, wird dieſes Städtchen ſtets merkwürdig in den Annalen der preußiſchen Geſchichte

bleiben. Aber es war noch nicht genug an dieſen Glanze, als Reſidenz des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, ſollte Reinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen, und ſchenkte es 1744 ſeinem als Menſchen, Weiſen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder. Wer ſollte nicht mit Achtung auf einen Ort blicken, in dem zwei Helden im Schooße der Muſen und Grazien ſich vorbereiteten und ausruhten zu und von den Mühen eines ruhmbeglänzten Lebens?

Rheinſchiffahrts Octroy. Im Jahr 1804 ſchloß Bonaparte als Kaiſer von Frankreich mit dem Churerzkanzler, nachherigem Fürſten Primas, Dalberg, einen Vertrag über die Rheinſchifffahrt, durch den die bis dahin üblichen mannichfachen Zölle, die die den Rhein befahrenden Fahrzeuge zu entrichten hatten, mehr vereinfacht und zuſammengezogen wurden. Dieſes Übereinkommen, das in 132 Artikeln das Rheinzollweſen behandelt, wurde Rheinſchifffahrts-Octroy genannt, und durch die dadurch einkommenden Gelder die Summen gedeckt, die dem Churerzkanzler in früher entworfenen Entſchädigungsplanen zugeſichert worden waren für Abtretung mehrerer Landſtriche.

Rheinweine ſ. Weine.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechiſchen Kunſtausdrücken die Redekunſtverſtändigen und Sprachkundigen genannt. Von Beiden ſoll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Grammatikern mit Übergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft gibt. — I. Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine ſehr vielumfaſſende Wiſſenſchaft; denn ihr Gebiet umſchließt die Geheimniſſe faſt aller Wiſſenſchaften, verbreitet ſich über alle Felder der Gelehrſamkeit, und läßt ſich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenſtand iſt der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geiſteswerke jeder Gattung. Nichts, was zu deren vollſtändigem Verſtändniß und ihrer allſeitigen Verdeutlichung dienen kann, iſt von ihrem Gebiet ausgeſchloſſen. Hauptſächlich aber beſchäftigten ſich die älteſten Grammatiker mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter, die zum Unterricht der freigebornen Jugend in den atheniſchen Schulen gehörte. Anfangs hießen diejenigen, welche ſich mit Erklärung der Schriftſteller und mit Sprachkunde abgaben, Kritiker, nachmals Grammatiker. Bei den Römern hießen die Ausleger der Dichter anfänglich auch Literatoren. Ferner unterſchied man Grammatiker oder Literatoren von Grammatiſten oder Literaten, welchen keine ſo gründliche Gelehrſamkeit zugeſchrieben wurde. Grammatiſtik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntniſſen, Grammatik aber mit Verſtändniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die erſten ſprachwiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen treffen wir unter den Sophiſten an, die mehr als andere Unwiſſenſchaftlicher ſeit Perikles Zeitalter in ihren Schulen ſich mit auf Geſchmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeiſtes abzielender Erklärung der Dichter und vor allen des Homeros abgaben, und ihren Scharfſinn am größten Theils ſelbſtgeſchuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten ſie die Sprachgeſetze ſelbſt genauer beſtimmen und ſorgfältiger beobachten. Indeß erwarben ſich auch des Sokrates Jün-

ger, beſonders Platon, Verdienſte um die Erklärung der Dichter. Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Ariſtoteles genannt, welcher (oder, nach Strabon's Angabe, Kalliſthenes und Anaxarchos) Hand an eine Überarbeitung der homeriſchen Gedichte für Alexander den Großen legte und ſie von fremden Zuſätzen zu reinigen ſuchte. Doch vor ihm ſoll nicht nur ſchon Piſiſtratos Homers Geſänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung ſtanden, in die Ordnung gebracht haben, in welcher ſie jetzt ſtehen, ſondern auch Kynäthos aus Chios, Antimachos aus Kolophon, Theagenes aus Rhegion, Steſimbrotos und Hippaſos aus Thaſos, Glaukon und einige Andere der Erläuterung des Homeros ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich ſchon bisher Einige theils auf Erklärung, theils auf Entfehlerung beſonders der Dichter erſprießliche Bemühungen verwendet hatten, ſo wurde doch die Sprachwiſſenſchaft und Kritik vornehmlich durch die alexandriniſchen Sprachforſcher ausgebildet. Seitdem nämlich Alexandrien die Heimath der Wiſſenſchaften geworden, beſchäftigte man ſich auch mit Darſtellung der Geſetze der griechiſchen Sprache, ingleichen mit Beſtimmung gewiſſer Vorſchriften für die Auslegung der Schriftſteller und für die Erklärung altheiliger Sagen (Mythen) und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. Als das erſte Zeitalter daher wird angenommen das der alexandriniſchen Grammatiker (ſ. Alexandriniſches Zeitalter), welche nicht nur über die Zünftigung der alten Schriftſteller, die als Geſchmacksmuſter gelten ſollten, entſchieden, ſondern auch einige Schriften derſelben durchſahen, durch mannichfaltige Bearbeitungen erläuterten, die heilige Sagenlehre (Mythologie) auseinander ſetzten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftſteller verfertigten, die Lehrſätze der Sprachlehre zuſammenſtellten, und endlich, was das Geſchäft der höhern Kritik iſt, die Schriften ſelbſt und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verſchiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verſchiedene kritiſche Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verſchiedenen Dichtern verſchiedene Zeichen beigeſetzt. Über dieſe Zeichen handelten Diogenes aus Kyzikos und Suetonius. — Unter den Grammatikern dieſes Zeitalters zeichnete ſich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge ſeiner Schriften aus Didymos von Alexandrien zu Auguſts Zeiten. Er ſoll 4000 Bücher geſchrieben haben (woher er den Zunamen ὁ χαλκέντερος, d. i. der mit dem Sitzefleiſch bekam), und er verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homeros beurtheilen. Auch werden verſchiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenodotos aus Epheſos zu den Zeiten Ptolemäos I. (280 v. Chr.), Ariſtophanes aus Byzanz unter Ptolemäos II. (200), Ariſtarchos aus Samothrake (170 v. Chr.) Krates aus Mallos (blühend zu Pergamon unter Ptolemäos Philometor), Kallimachos Battiades aus Kyrene (270) u. A.; ingleichen ihre Lehrfolgen. So folgte dem Ariſtarchos im Lehramte Ammonios, der nicht zu verwechſeln iſt mit einem gleichnamigen Alexandriniſchen Grammatiker, dem Verfaſſer eines Werkchens über ſinnverwandte Worte, der um das Jahr 389 n. Chr. aus Alexandrien geflüchtet ſeyn ſoll. Zur auszeichnenden Standestracht der Grammatiker ge-

hörte ein Mantel. — Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neu-platoniſchen Philoſophen, welche dieſe Gegenſtände des Forſchens für wichtig genug hielten, um denſelben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieſes Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftſteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgeſetzen beſchäftigt. Zwar gaben ſich die ältern Grammatiker (wie die Erläuterungen des Herakli des aus Pontos über Heraklitos und Demokritos zu beweiſen ſcheinen) ebenfalls mit Sacherklärung ab; doch ſcheinen ſich ihre Sacherklärungen bloß geſchichtlich auf die Ausſprüche der Schriftſteller ſelbſt bezogen zu haben, und bloße Erläuterungen geweſen zu ſeyn, keine Erörterungen; wie der Fall mit dem jungen Epikuros vermuthen läßt, welcher, da ihm im 12ten oder 14ten Jahre ſeines Alters ein Sprachlehrer Heſiods Götterentſtammung erklärte, auf die Frage nach dem Urſprung des Chaos (des Wüſten und Leeren vor der Weltſchöpfung), von dieſem mit dem Rath abgefertigt wurde, ſich an die Philoſophen zu wenden. Dagegen ſahen die Grammatiker dieſes zweiten Zeitraums weit mehr auf Sacherklärung. In Allem ſchimmerte der Geiſt ihres auf Religion gegründeten urwiſſenſchaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meiſten die Eigenthümlichkeit und das Weſen des griechiſchen Altthums nicht durchſchaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarchos von Chäronea (100 n. Chr.), dem jedoch verſchiedentliche kritiſche und grammatiſche Schriften beigelegt werden, die ſeiner unwürdig ſind. — Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die faſt alle Mönche waren und die beſonders fleißig ältere Verfaſſer ausplünderten, indem ſie entweder Wörterbücher aus verſchiedenen ältern dergleichen Schriften ſammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen wenigen Schriftſtellern Regeln über die Reinheit des attiſchen Ausdrucks gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handſchriften ſetzten. Aus dieſem Zeitalter ſind ſehr viele grammatiſche Werke übrig, bei deren Würdigung in Anſehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit nicht einzig das Talent ihrer Verfaſſer, deren Angaben überhaupt nicht viel zu trauen iſt, ſondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus denen ſie ſchöpften, in Anſchlag kommt. — An dieſe ſchloſſen ſich an die Griechen, welche, aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerſt in Italien den Eifer zu den griechiſchen Wiſſenſchaften weckten und nährten, zu Ende des 14ten und beſonders im 15ten Jahrhundert. S. hierüber C. F. Jagemanns Geſchichte der freien Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, 3. Thl. 3. B. Es gibt einige im 15ten und 16ten Jahrhundert gemachte Sammlungen der griechiſchen Grammatiker. Vorzüglich zu bemerken ſind Fruchthorn und Luſtgarten (bei Aldo zu Venedig 1496 fol.) und Alexanders Helladios Ährenleſe der griechiſchen Sprache. — Von den Römern war früherhin, wie griechiſche Gelehrſamkeit überhaupt, ſo auch die Sprachkunde nicht gehegt und nicht gepflegt; vielmehr ſchien ſie den Meiſten nur ein überflüſſiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunden ſogar ſittenverderblich, ſo lange nämlich der Staat immer noch roh und kriegeriſch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geiſtesbildung empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntſchaft mit den Griechen bald bei Mehrern, und es ließen ſelbſt die vornehmſten Männer des Staats, ein Scipio Afrikanus und Caj. Lälius, die Beförderung griechiſcher Gelehrſamkeit als deren Beſchirmer eifrigſt

ſich angelegen ſeyn. Die erſten lateiniſchen Sprachmeiſter, Livius Andronicus und Ennius (236 — 166 v. Chr.) Halb-Griechen, die ſowohl der dichteriſchen als ungebundnen Rede ſich bedienten und in beiden Sprachen Unterricht ertheilt haben ſollen, begnügten ſich mit Dolmetſchung griechiſcher Werke und mit Vorleſung eigner lateiniſchen Aufſätze. Eifer zur wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfskenntniſſen wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griechiſche Kritiker und Grammatiker Krates, aus Mallos, Zeitgenoſſe Ariſtarchs und Lehrer des berühmten Stoikers Panätios, bald nach dem Tode des Ennius († im 584ſten Jahr der Stadt) als Geſandter des Königs Attalos Philadelphos an den Senat nach Rom kam, und als ſich ſein Aufenthalt daſelbſt verzögerte, von Zeit zu Zeit ſehr viele Vorträge hielt, und durch ſeinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Luſt zur Nachahmung erweckte. Übrigens behielten, da griechiſche Wiſſenſchaft herrſchendes Muſter der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach ſeinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwiſſenſchaft aufgebracht hatten; und ſo bildete ſich dann auch die römiſche Mundart der lateiniſchen Sprache unter dem Einfluſſe der griechiſchen zur Bücher- und Hochſprache. Hierauf wurde die Sprachkunde immer belebter und kam zu größerem Anſehen, ſo daß ſelbſt die angeſehnſten Männer als Schriftſteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber ſo gut bezahlt wurden, und ein ſo hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Skaurus für 23 333 Thlr. als Sclav gekauft und in kurzem freigelaſſen wurde, Luc. Appulejus aber, von einem ſehr reichen römiſchen Ritter um einen Jahrgehalt von 13,333 Thlr. gedungen, Vielen Unterricht gab. Ja auch bis in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im einverleibten Gallien, einige der bekannteſten Lehrer, unter denen Octavius Teucer, Jachus und Oppius Chares genannt werden. Der Letztere lehrte noch, als er bereits alterlahm und erblindet war. Mit dem Zuwachs an Geiſteswerken in lateiniſcher Sprache ward auch die Mutterſprache, römiſche Büchergelehrſamkeit und römiſches Alterthum immer mehr ein Gegenſtand gelehrten Forſchens. Suetonius hat die älteſten lateiniſchen Grammatiker aufgeführt in einer beſondern Schrift de illustribus Grammaticis, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derſelben findet. Die noch vorhandenen Schriften der ſpätern lateiniſchen Grammatiker ſtehen in der Sammlung des Elias Putſch (Hanau 1605.4). Veſpaſianus und Hadrianus beſtätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von perſönlichen Staatsbürgerpflichten und andern Laſten frei zu ſeyn. Auch nahmen ſich nicht nur die Herrſcher, ſondern auch Bürger, der Schulen an und unterſtützten ſie aus ihren Mitteln. So foderte Plinius der Jüngere ſeine Landsleute auf, eine Schule zu errichten und erbot ſich, den dritten Theil der Koſten zu tragen. So wie in den früheſten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunſt gemeiniglich von einem und demſelben Lehrmeiſter ertheilt wurde, ſo lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunſt, und Viele haben ſich in beiden Fächern als Schriftſteller bekannt gemacht. Auch als ſich ſchon beide Wiſſenſchaften geſchieden, behielten ſich doch noch die

Grammatiker den Unterricht in gewiſſen Vorkenntniſſen zur Redekunſt vor, wie in der Beantwortung vorgelegter Fragen, in Umſchreibungen, Anreden, Charakter-Schilderungen und mehr dergleichen, was jedoch zu Suetons Zeiten ſchon abgekommen war; aber in deſſen Jugend hatte noch ein gewiſſer Princeps einen Tag um den andern grammatiſche Lehrvorträge oder Schulreden gehalten, jene früh, dieſe Nachmittags. In frühern Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule eines Grammatikers vortrefflich gebildete Redner hervorgegangen, die gleich gerichtliche Händel zu führen unternahmen — II. Rhetoren hießen die Redekunſtlehrer, und eben ſo oder Profeſſoren bei den Römern der Vorzeit. So wie die Sprache an und für ſich auf Naturanlage beruht, ſo muß auch die Redekunſt ihren Natururſprung haben. Dieſer Natururſprung iſt zu ſuchen im Bedürfniß, welches, ſo wie ſich die Sprachfähigkeit immer mehr entwickelte, zu abſichtlicher Übung die Menſchen anregte und dadurch den erſten Antrieb zur Redekunſt gab, die anfangs freilich roh und unbehülflich ſeyn mußte, indem man nur nothdürftig einige kurze Gedanken zu verbinden verſuchte. Als er mit fortſchreitender Vernunftentwickelung die Menſchen durch Übung der Rede mächtiger wurden, verlor ſich immer mehr das Schwankende in der Rede, und es vermochte eine durch beſtimmte Grundſätze bedingte Redekunſt zum Daſeyn zu gelangen, die einer Seits das Geſchäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtniſſes erleichterte, andrer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war. Es begann aber eine Kunſt der Rede mit Beobachtung. Da man nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zweck derſelben, der Überredung, förderlich, bald, daß etwas derſelben hinderlich ſey: ſo achtete man darauf, auf jenes, um es nachzuahmen, auf dieſes, um es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeiſt von einer Bemerkung auf die andere geführt wurde. Aus den Bemerkungen deſſen, was am meiſten gefiel und den beabſichtigten Eindruck zu machen ſchien, deren immer mehrere durch Beobachtung des Gebrauchs und der Gewohnheit geſammelt und durch die Anwendung geprüft und bewährt wurden, bildeten ſich ſpäter allgemeinere und umfaſſendere Kunſtgeſetze, bis man endlich das, was man wußte, zu lehren anfing. Zwar gering war, wie aller, ſo auch dieſer Lehre Anfang, indeß gewann ſie durch die Beiträge Vieler nach und nach an Umfang und an Ausbildung. Die Erfindung der Redekunſt wird, weil man im zartſinnigen Altthum in allen Seelenvermögen und deren Äußerungen die Offenbarung von etwas Göttlichem ahnte, von den Ägyptern und Dichtern dem Thoth, Hermes oder Mercurius beigelegt; daher ihm auch die Zunge als das Mittel der Beredſamkeit geheiligt war. — Pittheus, des Theſeus Oheim, ſoll der erſte geweſen ſeyn, welcher dieſe Kunſt zu Trözene im Muſentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer ſo frühen Zeit unglaublich iſt. Von denen, die einen ſpätern Urſprung annehmen, geben Einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den erſten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derſelben an, Andere den Korax und Tiſias aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entſtandenen Staatsumwälzung ſich viele Rechtsſtreitigkeiten um vormaligen Beſitz erhuben und man da das Bedürfniß eines zweckmäßigen Redevortrags vor Gericht fühlte, zuerſt die Vorſchriften dieſer Kunſt ſchriftlich abfaßten. Ferner ſchreiben Einige dem Gorgias, des Empedokles

Schüler, aus Leontini in Sicilien, die Erfindung der Redekunſt zu, weil er zuerſt ſich der mancherlei künſtlichen Figuren und Redebilder bediente, welche den Vortrag gleichſam mit Flitterprunk ausſchmücken und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredſamkeit den hohen Schwung hinzuſetzte. Noch Andre endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Ariſtoteles an, der, wenn man auf ihr Weſen ſieht, dieſelbe zuerſt wiſſenſchaftlich ausbildete. Auch werden zwei rhetoriſche Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger Apollodoreer und Theodoreer hießen nach Apollodoros aus Pergamon, welcher zu Appollonia Lehrer des Kaiſers Auguſtus war, und Theodoros, welchen der Kaiſer Tiberius zu Rhodos fleißig gehört haben ſoll. Beide lehrten abweichende Anſichten. Das Ziel der griechiſchen und römiſchen Rhetorik war, daß ſie dazu verhelfen ſollte, alles und jedes ſo darzuſtellen, daß man den etwa möglichen Schein der Wahrheit für ſich gewann. Obgleich die Rhetoriker die Theile ihrer Wiſſenſchaft ſehr verſchiedentlich angaben, ſo handelten ſie doch insgemein von den Erfoderniſſen eines Redners, von der Erfindung der Überredungsgründe, ihrer Anordnung und Einkleidung. Die Kunſt des Redevortrags war zur Zeit des Ariſtoteles noch nicht wiſſenſchaftlich behandelt. Es gab alſo erſt eine Anweiſung nur zur Redekunſt, aber noch nicht zur Rednerkunſt. Vor Ariſtoteles traten als Lehrer der Beredſamkeit Zenons aus Elea Nachfolger in der Dialektik (Überführungskunſt), die Sophiſten (Scheinweiſe oder Prunkgelehrte) auf, die von Anmaßung und Gefallſucht, ſo wie von Gewinnſucht und eigennützigen Abſichten beſeelt, durch die Gewandtheit über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf ſich zu ziehen und durch Überredungskünſte ſich Einfluß auf die Gemüther zu verſchaffen ſuchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Üppigkeit und Sittenverderben und der Glanz öffentlicher Beredſamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrſchaft begünſtigt, zu ſchöner Blüthe emporſtrebte, zu einer ſolchen Kunſtbefliſſenheit einluden; ſeit dem 84. olympiſchen Schaltjahr (Olympiade) oder 440 vor der chriſtlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Kunſt, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wiſſenſchaft vorangeht; ſo iſt auch die Beredſamkeit in der Ausübung frühern Urſprungs als die Lehre der Redekunſt. Denn aus den Muſterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich ſelbſt Rhetoren (ῥήτορες) hießen, zogen die Lehrer der Beredſamkeit, die ſpäter ſogenannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrſätze und Vorſchriften ab und erläuterten ſie durch aus denſelben gewählte Beiſpiele. Und zwar pflegten die älteſten Rhetoren die Erzeugniſſe aller bemerkenswerthen Redner durchzugehen und dasjenige auszuzeichnen, was ſie in einem jeden Gelungenes und Schönes gefunden hatten, was ſie aber Fehlerhaftes aufgefunden hatten, aufzuſtechen, und zu erinnern, daß man ſo etwas nicht nachahmen dürfe. Ein Beleg hierzu iſt Ariſtoteles, welcher eben ſo wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterſchied, was ihn das Vortrefflichſte dünkte, auserleſen hat, ohne ſich auf eine abgeſchloſſene Zahl derſelben zu beſchränken. Allein dieſe Verfahrungsart wandelte ſich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da ſtanden nämlich zu Alexandrien zwei geiſtreiche und vorzüglich gelehrte Kunſtrichter auf, die alexandriniſchen Grammatiker Ariſtophanes und Ariſtarchos. Dieſe ſtellten aus der

ſehr großen Menge Redner nur zehn attiſche Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarchos beſchrieben iſt, als auserleſene Muſter der Nachahmung auf, die dann auch die ſpätern Rhetoren einzig anprieſen, zergliederten und aus denen ſie ihre Lehrbegriffe ſchöpften. So wie die Rednerkunſt älter iſt als die Rednerwiſſenſchaft, ſo wurde dagegen jene von dieſer überlebt; denn längſt war jene im Leben untergegangen, als dieſe noch immer — bis zu den Zeiten des Kaiſers Theodoſios des Großen — in ihren Anweiſungen geläuterte Vorſchriften aufſtellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredſamkeit in der Ausübung, und ſenkte, wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge ſie, auch wieder jene ſchirmend, geweſen, welkend das Haupt. Sodann richtete ſie ihren Gang durch Kleinaſien, Rhodos, wohin Äſchines landesvertrieben die Beredſamkeit brachte, und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen ſie aber ihre urſprüngliche Anmuth einbüßte und durch die Sitten des Auslandes verfälſcht wurde. So entſtand der Unterſchied der attiſchen, aſiatiſchen und rhodiſchen Redner. Dem attiſchen Styl war eigen die harmoniſche Geſtaltung des Ganzen durch ſparſame Vertheilung des Schmuckes mit einſichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu ſehr abſtechender Stellen. Der aſiatiſchen Beredſamkeit war eigen Fülle in der Ausführung und Überladung mit Redeblumen in der Ausſchmückung. Auch pflegte bei den aſiatiſchen Rednern, beſonders bei denen aus Lykien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede faſt geſangsmäßig zu werden; welche ſingende Ausſprache Iſäos an ſeinem Schüler Dionyſios aus Miletos als eine Landesangewohnheit tadelte. Zwiſchen beiden Gattungen ſoll die rhodiſche Beredſamkeit das Mittel gehalten haben. Endlich wurde die Beredſamkeit durch griechiſche Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging. Aber auch hier trat, nachdem ſie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunkt ein, wo ſie von ihrer Höhe merklich herabzuſinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verſtummen mußte, ſo ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberſtab, wodurch einſt Städtegründer und Geſetzgeber unſtäte und rohe Völkerhorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menſchheit gewonnen und entwildert hatten; durch deſſen Allgewalt einſt Kriegswuth erſtickt, Empörungen gedämpft, wodurch Unſchuldige auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine Wohl gefördert worden war. Es würde zu weit führen, wenn wir den geſchichtlichen Faden länger abwinden und ſämmtliche Rhetoren der Reihe nach muſtern wollten. Wir verweiſen daher der Kürze wegen auf von Blankenburgs literariſche Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte. 2. Bd. S. 535 bis 559. Art. Redekunſt, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geſchichte der Beredſamkeit und Redekunſt gehörige Literatur auf Ch. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in deſſen Journal zur Kunſt und Literatur, 10r Thl. S. 93 ff. Unſere Abſicht iſt hier nur, noch einige Hauptzüge zuſammenzudrängen zu einem Bilde vom Weſen und Wirken eines Rhetors oder Sophiſten, in ſo fern ſich ein ſolcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophiſten erwarben ſich um die kunſtmäßige Bearbeitung der Beredſamkeit unverkennbare Verdienſte

durch Errichtung von Rednerſchulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophiſten öffentlich die Beredſamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Übungen, theils auch als Redekünſtler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch redneriſche Vorträge und eignes Beiſpiel die Jugend zur Wetteiferung nach dem Ruhm der Beredſamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophiſten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewiſſermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehedem Niemand, zumal kein Fremder, ſich dieſen Mantel zulegen, ohne Zuerkennung der Sophiſteninnung und ohne die Weihe nach ſophiſtiſchem Gebrauch erhalten zu haben; und in der Folge erließen auch römiſche Kaiſer einſchränkende Geſetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbefugte Ausübung der Prunkredekunſt. Es hat jene Weihe Ähnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieſer Feierlichkeit gehörte außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad geführt wurde, wie heut zu Tage, obgleich in einem andern Sinne, ein Prüfling ins Schwitzbad. Nach dem Bade nahm der ſo Getaufte den Mantel an, Kraft des Anſehens der damaligen Vorſteher der Beredſamkeit zu Athen, welchen er für dieſe Erlaubniß beträchtliche Promotionsgebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennamen eines Sophiſten; nämlich zu den Zeiten, wo dieſes kein Schimpfname war. Die, welche auf dieſe Weiſe den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben ſich dafür aus die Redekunſt zu lehren, und ſtellten zu dieſem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Übungen im mündlichen Vortrag an; und zwar zuvörderſt in der Abwechſelung und Reichhaltigkeit des Ausdrucks, in bald gedrängter, bald ausführlicher Erzählung, (die lateiniſchen auch im überſetzen aus dem Griechiſchen), hauptſächlich in Preisreden, die in Übertreibung des Lobes beſtanden, wo dann Gefallſucht leicht zu überſchreitung des Schicklichen und zu überladung mit Redeſchwulſt verleitete, oder auch in Reden zu Herabwürdigung berühmter Männer, in Verſuchen, das Nützliche und Nothwendige oder auch das Nachtheilige und Entbehrliche gewiſſer Einrichtungen fürs gemeine Leben zu zeigen, mährchenhafte Sagen zu bewahrheiten oder geſchichtliche Thatſachen als unglaubhaft darzuſtellen. Seiner Hauptabſicht nach beſtand aber der rhetoriſche Unterricht in Anweiſung zu Führung von Rechtshändeln, weil bei dieſen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. Man ſann ſich daher bedenkliche Rechtsfälle aus, für und wider welche ſich dann gleichſamm ein Spiegelgefecht erhob. Dabei kam es hauptſächlich auf folgende Fragen an: was für eine Gattung der Behandlung die ſchicklichſte ſey, worauf als Hauptentſcheidungsgrund man zu ſehen habe und was etwa für Angriffe und Einwürfe des Gegners zu erwarten ſeyen. — Diejenigen ſowohl, welche in Rednerſchulen dergleichen Übungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer hießen Scholaſtiker. Endlich kam dieſer Name in Verachtung. Die rhetoriſche Kunſtanweiſung der Sophiſten beſtand meiſtens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewiſſe Blendwerke eines geſchminkten und einnehmenden Vortrags, theils durch argliſtige Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten bethören und berücken könne. Dafür bedungen ſie ſich einen gar anſehnlichen Ehrenſold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Wir beſtätigen dies durch ein charakteriſtiſches Beiſpiel.

Protagoras aus Abdera (nach Andern von Tejos), der an vielen Orten herumziehend, beſonders aber zu Athen, mit vielem Beifall und Gewinn lehrte, war der erſte, welcher ausdrücklich zu lehren verſprach, durch Redekunſt gewinnen Unrecht gleich dem Recht, wiewohl er in dieſer Geſchicklichkeit noch von ſeinem Schüler Euathlos übertroffen wurde, welcher dieſelbe um 10,000 Drachmen (gegen 2139 Thlr.) von ihm erlernt haben ſoll. Doch bezahlte er nur die Hälfte des bedungenen Lohns im voraus; die andere Hälfte aber wollte er vertragsmäßig an dem Tage bezahlen, wo er den erſten Prozeß gewinnen würde. Nachdem derſelbe ziemlich lange den Unterricht des Protagoras benutzt und auch in der Beredſamkeit es weit genug gebracht hatte, und als er deſſen ungeachtet die Führung keines Rechtshandels unternahm, ſo daß es den Anſchein gewann, als wolle er ſeinen Lehrer um den rückſtändigen Lohn kürzen, faßte dieſer den vermeintlich ſchlauen Plan, ſeinen Schüler um den bedungnen Lohn zu verklagen. Als er, um den Prozeß einzuleiten, ſich mit ihm vor Gericht geſtellt hatte, hub er alſo an: „Wiſſe, thörichter Jüngling! daß du mir in beiden Fällen das, was ich verlange, zu geben verbindlich biſt, das Urtel mag fur oder wider dich ausfallen; denn im erſtern Falle biſt du mir es kraft des Urtelsſpruches ſchuldig, weil ich gewonnen habe; im andern Falle aber vertragsmäßig, weil du gewonnen haſt." Hierauf entgegnete Euathlos: „Deinem doppelgehörnten Angriff hätt' ich ausweichen können, wenn ich die Führung meiner Sache nicht ſelbſt übernommen hätte; aber es macht mir mehr Spaß, wenn ich dich auch in der Beweisführung abtrumpfen kann. Wiſſe daher auch du, altkluger Lehrer! daß in keinem von beiden Fällen du, was du verlangſt, von mir erhalten wirſt; denn entweder wird die richterliche Entſcheidung zu meinen Gunſten ausfallen und dann bin ich dir nichts ſchuldig, weil das Recht mir zuerkannt iſt: oder es wird die Entſcheidung wider mich ausfallen und dann bin ich dir wieder nichts ſchuldig, weil ich nicht vertraggemäß gewonnen habe." Die Richter verſchoben in der Verlegenheit die Entſcheidung auf ewige Zeiten. Noch beſſer verſtand ſich auf die Beutelſchneiderei des Protagoras Schüler Prodikos. Dieſer nahm von jedem ſeiner Jünger 2250 Thlr. und für eine Prunkrede von jedem ſeiner Zuhörer 11 Thlr. 6 Gr. Ingleichen ſoll, wie Ariſtophanes in den Wolken anführt, Hyperbolos für den Unterricht in des Rechts Ausflüchten ſammt der hohlen Beſchwatzungskunſt 1350 Thlr. in Golde bezahlt haben. Doch wie änderten ſich die Zeiten auch hierin! Die lateiniſchen und griechiſchen Rhetoren erhielten zuerſt einen 3333 Thlr. betragenden Jahrgehalt vom Kaiſer Veſpaſianus; und nachher ertheilte Antoninus der Fromme in allen Landen ſeines Reiches den Rhetoren Ämter und einen Gehalt von 2000 Thlr. Die Rhetoren wurden nämlich von jener Zeit an wahrſcheinlich deßhalb beſoldet, weil ſchon ſeit einiger Zeit die filzigen Ältern der Schuljugend ihnen den ſauerverdienten Lohn ſchmälerten. Denn vertrauten jene, im beſſern Falle, ja einem der angeſehenſten Rhetoren, z. B. dem Quintilianus (ſ. d. Art.), ihre Lieblinge an; ſo glaubten ſie, die in andern Fällen Verſchwender waren, daß dieſer mit einem Schulgelde von höchſtens hundert Gulden für das ganze Jahr überflüſſig bezahlt ſey, wovon der überbringende Sclav noch etwas abzwackte. Die Rhetoren hatten entweder irgend

wo eine bleibende Stätte, oder ſie waren unſtät. Man hielt es nämlich für einträglich und rühmlich, nach dem Vorgang der alten Barden auf ſeine Kunſt zu reiſen und ſie in vielen Städten und Gegenden zur Schau auszuſtellen. So trieben es die erſten Sophiſten, von denen die Kunſt der neuerfundnen Beredſamkeit zum größten Anſehen bei den Leuten gebracht wurde, Protagoras, Gorgias, Prodikos, Hippias aus Elis, Thraſymachos u. A., die, wo ſie ihre Ankunft ankündigten, daſelbſt die Jünglinge den einheimiſchen Lehrern, deren Unterricht jene unentgeltlich haben konnten, abſpenſtig machten, daß ſie um vieles Geld den ihrigen ſuchten. Zuerſt durchzog Prodikos von Julis auf dem Eiland Keos, blühend um das 86ſte olympiſche Schaltjahr, mit zur Bewunderung ausgearbeiteten Prunkreden die Städte und ſetzte Aller Gemüther durch den Zauber der Rede in Erſtaunen. Viele wurden zur Nachahmung durch Ruhmſucht angetrieben, um durch die Kunſt übertriebener Beredſamkeit die Bewunderung auf ſich zu ziehen. Sie beeiferten ſich, ihre Reden mit den ausgeſuchteſten Bildern zu verzieren und überall die feinſten Wendungen anzubringen. Mit dergleichen Prunkreden durchzog Theopompos alle Städte Griechenlands und Dio der Goldmund (Χρυσόστομος) wetteiferte an vielen Orten in Italien und Aſien als Prunkredner um den Vorrang. Auch Apollinios von Tyana ſammelte in allen Städten, die er durchzog, Zuhörer um ſich. Dagegen wurden minder kunſtfertige Redekünſtler bloß von Gewinnſucht von Ort zu Ort gelockt, wo ſie durch die unverſchämteſte Marktſchreierei und Großſprecherei mit Kunſtgeſchicklichkeit, dergleichen noch unerhört ſey, leichtgläubige Thoren um ſich ſammelten. (Mehr über die Prunkredner ſ. im Art. v. den Sophiſten.) Bisweilen trugen auch die, welche öffentlich Rednerverſuche anſtellten, fremde Reden vor, z. B. Äſchines zu Rhodos eine Rede des Demoſthenes. Noch ein Geſchäft der Rhetoren finde hier Erwähnung, nämlich, daß ſie auch Reden für Andere ſchrieben, wie die Profeſſoren auf einigen Univerſitäten die Streitſchriften für die Ärzte, die in ihrer Kunſt die Meiſterſchaft erlangen wollen. Antiphon war der Erſte, der zu Anderer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Mit einer Rede des Lyſias errang Iphikrates ſehr oft über ſeine Gegner den Vortheil. Anytos bewirkte, durch eine für Lohn beſtellte Rede des Sophiſten Polykrates zur Anklage ausgerüſtet, die Verurtheilung des Sokrates, der es verſchmäht hatte, eine ihm von Lyſias angebotene Rede zu gebrauchen. Dinarchos bereicherte ſich durch Verfertigung beſtellter Reden; denn man trieb damit einen einträglichen Erwerb, und Manche ſtanden damit ſo in Ruf, daß ſie vollauf zu thun hatten. Endlich verfiel dies Büchergewerbe in verdiente Verachtung und viele großen Männer ſcheuten ſich, Reden ſchriftlich zu hinterlaſſen, weil ſie ſich des Schimpfnamens Sophiſt ſchämten. B—r.

Rhetorik, (ſ. die Art. Redekunſt und Redekünſte.)

Rheumatismus iſt eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, die ſo große Ähnlichkeit mit der Gicht hat, daß ſie von mehreren Ärzten für gar nicht verſchieden von ihr gehalten worden iſt. Indeſſen läßt ſich ein Unterſchied zwiſchen beiden wohl erweiſen. Sind nämlich die Gichtſchmerzen in den Gelenken und wie in den Knochen

zu fühlen, ſo ſind die rheumatiſchen mehr in den Muskeln, ſie verurſachen gewöhnlich keine Auftreibung, Anſchwellung, Abſetzung irgend einer Materie, wie man dies in der Gicht bemerkt; die Entzündung, die durch den Rheumatismus bisweilen hervorgebracht wird, iſt zwar ſehr ſchmerzhaft, dabei aber ſehr geneigt, ſich wieder zu zertheilen, ohne andre Folgen zurückzulaſſen, als eine Schwäche, größere Reizbarkeit, bisweilen wohl auch lähmungsartigen Zuſtand des leidenden Theiles. Wenn die Gicht und ihre Anfälle von innern Urſachen vorzüglich, und zwar einer eigenthümlichen Conſtitution entſtand, ſo wird der Rheumatismus durch äußere Urſachen, unter denen die Erkältung oben anſteht, vorzüglich erregt. Bei allen dieſen Verſchiedenheiten bleibt aber die Ähnlichkeit immer noch groß genug, beſonders die des chroniſchen Rheumatismus. Denn eben ſo wie in der Gicht unterſcheidet man einen acuten und chroniſchen Rheumatismus. Jener dauert eine kurze Zeit, wird bald in dieſem, bald in jenem Theile, dem Kopfe, der Hand, den Füßen ꝛc. empfunden und wird von dem gemeinen Mann der Fluß genannt; oder er ſetzt ſich in einem Theile feſt und kann dann leicht in den chroniſchen übergehen, wenn nicht bei Zeiten dienliche Mittel angewendet werden; bisweilen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder er findet ſich in dem Gefolge andrer Fieber vorzüglich im Anfange ein. Dieſe Zuſammenſetzung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatiſches Fieber genannt und von einigen Ärzten als eigenthümliche Fieberart aufgeſtellt. Es wird daſſelbe zu den leichtern, wenigſtens gefahrloſen Fiebern gerechnet, ſo lange es nicht in ein ſchlimmeres übergeht; bisweilen aber ſcheint es auch nur den Anfang oder das erſte Stadium eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbſte, oder auch im kühlen, naſſen, ſehr veränderlichen Sommer und Winter, wo die Gelegenheit zur Erkältung beſonders leicht und häufig iſt, miſchen ſich ſolche rheumatiſche Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei und man ſagt ſodann in der ärztlichen Kunſtſprache, man habe es mit einer rheumatiſchen Conſtitution zu thun. Finden ſich zu einer und derſelben Zeit ſehr viele, die an rheumatiſchen Übeln leiden; ſo ſagt man wohl auch, dieſe Krankheit herrſche epidemiſch. — Alles dies ſind Umſtände, in welchen ſich der Rheumatismus nur noch mehr von der Gicht unterſcheidet, die immer ſporadiſch, und nur auf einzelne Familien und Individuen ſich verbreitet. Dagegen nähert ſich der chroniſche Rheumatismus, der aus dem acuten bei Vernachläſſigung deſſelben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Urſachen zu entſtehen pflegt, der Gicht viel mehr, und man kann ſogar zugeben, daß derſelbe bisweilen in ſie übergehe. Anhaltender, heftiger, bald ein wenig nachlaſſender, aber bald wieder in derſelben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verrichtung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick geſtört, ſondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber und ohne ſonſtige Zufälle, auch ohne die in der Gicht ſo gewöhnlichen Verdauungsbeſchwerden, — dies iſt das Auszeichnende dieſes Übels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Gicht, habituell wird und ſchwer wieder ganz gehoben werden kann. — Zwar ſetzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulöſen Organe; indeſſen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denſelben auch einige innere Theile, insbeſondre die

ſeröſen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute er griffen wurden; und es kommen ſolche Beobachtungen beim epidemiſchen Rheumatismus und der rheumatiſchen Conſtitution nicht ſelten vor; es werden dieſe Krankheiten gewöhnlich falſche Entzündungen genannt, weil ſie ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Entzündungen der ergriffenen Theile, äußern und auch wohl in der That bisweilen in dieſelben übergehen. — Auch rechnen einige Schriftſteller manche andre Schmerzen und überhaupt einen jeden, deſſen anderweitige Urſachen unbekannt ſind, zu den rheumatiſchen; eine nie zu billigende Erweiterung dieſes Begriffs! — Nicht eben ſchwierig iſt die Behandlung des akuten Rheumatism. Ein wärmeres Verhalten überhaupt und insbeſondre des leidenden Theiles, die Anwendung von ſchweißtreibenden und die Hautausdünſtung befördernden Mitteln (Hollunderblüthen und andre theeartige Aufgüſſe, liquor Mindereri, vinum antimonii Huxhami, mixtura simplex etc.) und ein dadurch erregter bedeutender und allgemeiner Schweiß ſind gewöhnlich hülfreich und hinreichend. Nur iſt es nothwendig, daß der Kranke nach dem Schweiße vorzüglich ſich ſehr ſorgfältig vor einer neuen Erkältung hüte. — Sind die rheumatiſchen Schmerzen an einem Theil nur bemerklich, ſo erſetzt ein Veſicatorium alle dieſe Mittel. Bei ſehr heftigen Schmerzen, Neigung zur Entzündung, oder wirklich eingetretener, ſo wie, wenn innere Theile ergriffen ſind, müſſen Blutigel ſo nahe als möglich an den leidenden Theil gelegt und auch wohl bisweilen andere antiphlogiſtiſche Mittel in Gebrauch gezogen werden. — Einreibungen, vorzüglich ſehr flüſſige; naſſe vermehren häufig die Schmerzen und ſind aus dieſem und andern Gründen zu widerrathen. — So leicht iſt denn aber die Cur des chroniſchen Rheumatismus keineswegs. Die wirkſamſten Mittel und ein anhaltender Gebrauch derſelben iſt hier nothwendig, und doch widerſteht die Krankheit auch dieſen nicht ſelten. Wie viele antimonialia, mercurialia ſind verſucht worden, und doch erweiſen ſie ſich nur in einzelnen Fällen nützlich. Daſſelbe gilt von dem Guajak, der Cicuta, der ſiberiſchen Schneeroſe und einer großen Menge andrer. Warme Bäder, vorzüglich die mineraliſchen zu Töplitz, Aachen ꝛc., ſind ganz vorzüglich zu empfehlen. Auch iſt ein großes Heer der verſchiedenartigſten Einreibungen zwar verſucht, im Allgemeinen nicht ſchädlich, aber auch nicht auffallend nützlich gefunden worden. Viel Vertrauen verdienen aber die künſtlichen Geſchwüre, als die Fontanellen, die durch Seidelbaſt oder ein Haarſeil unterhaltenen. B. P.

Rhodus, heutiges Tages **Rhodis**, eine Inſel zwiſchen Candia und Cypern, zwei Meilen von der ſüdlichen Küſte Kleinaſiens, im mittelländiſchen Meere, iſt 40 engliſche Meilen lang und 15 breit. Die Luft iſt gut, der Boden ſehr fruchtbar, aber unbebauet. 1309, nach dem Verluſt von Paläſtina, wählten die Johanniterritter dieſe Inſel zu ihrem Wohnſitz, und wurden deßhalb Rhodiſerritter genannt. Obgleich ſie 1480 einen Angriff der Türken glücklich abwehrten, ſo wurde doch 1522 ihr Großmeiſter Villiers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Inſel zu übergeben, und die Ritter ließen ſich hierauf auf der Inſel Malta nieder. Rhodus gehört noch jetzt den Türken. Sie ſteht unter

dem Kapudan Paſcha, oder dem Gouverneur der Inſeln des weiſſen Meers, und wird von einem Paſcha regiert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 37,000 Menſchen. Die Einkünfte des Sultans von der ganzen Inſel werden auf 90,000 Piaſter geſchätzt. Die Hauptſtadt, und überhaupt die einzige Stadt der Inſel heißt gleichfalls Rhodus oder Rhodis. Die Türken betrachten ſie als eine unüberwindliche Feſtung, da ſie mit einem dreifachen Wall und einem doppelten Graben umgeben iſt. Sie wird von Türken und Juden bewohnt, denn die in den Vorſtädten wohnenden Chriſten werden nur bis Sonnenuntergang in der Stadt geduldet. Noch ſieht man übrigens die Wappen und Namen der ehemaligen Rhodiſerritter über den Thüren vieler Häuſer und eine Straße heißt noch die Ritterſtraße. Die Stadt hat einen guten Hafen, und hier ſtand wahrſcheinlich der berühmte Coloß, eine Bildſäule von Erz, 70 Ellen hoch. Man rechnete ihn zu den ſieben Wundern der Welt. Er war am Eingange des Hafens ſo aufgerichtet, daß ein Schiff mit vollen Segeln zwiſchen ſeinen Beinen durchfahren konnte. Durch ein Erdbeben ſtürzte er nieder, und als die Sarazenen 665 die Stadt einnahmen, ſchlugen ſie ihn in Stücke und beluden 900 Kameele damit. Übrigens iſt der größte Theil der Stadt öde und verlaſſen, und ſie wird täglich mehr durch die Bedrückungen der Türken entvölkert.

Rhombus heißt in der Mathematik ein geſchobenes Viereck, das zwei ſtumpfe und zwei ſpitze Winkel hat. Durch die Diagonale wird ein Rhombus ſtets in zwei gleiche Theile getheilt, ſein Inhalt aber wie beim regelmäßigen Viereck durch Multiplicirung der Höhe und der Grundlinie gefunden.

Rhone, ein Hauptfluß von Frankreich. Sie entſpringt im Lande Wallis am Furkaberge, durchläuft den Genferſee und bildet eine Strecke lang die Gränze zwiſchen Frankreich und Savoyen. Unterhalb La Cluſe verſchwindet der ſchon ſehr mächtige Strom faſt gänzlich dem Auge, indem er ſich mit furchtbarem Getöſe in einem Felſentrichter ergießt, der ſo eng iſt, daß die einander gegenüberſtehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tauſend Schritt unterhalb dieſes Trichters läuft die Rhone faſt 60 Schritt weit völlig unter dem Felſen weg. Bei Lion wird ſie, nachdem ſich die Saone in ſie ergoſſen, für größere Fahrzeuge ſchiffbar. Durch ihren äußerſt ſchnellen Lauf zeichnet ſich die Rhone, nächſt der Donau, unter den europäiſchen Flüſſen aus. Sie ergießt ſich in zwei großen und mehreren kleinern Armen in das mittelländiſche Meer.

Rhoneweine, ſ. Weine.

Rhöngebirge liegt auf den rechtem Mainufer, hängt mit dem Weſterwalde im Norden und mit dem Fichtelgebirge im Oſten zuſammen, erſtreckt ſich von Merpers an der Ulſter bis über Biſchoffsheim hinaus, und hat mehrere Quellen, unter welchen Ulſter und Fulda die bedeutendſten ſind. Der höchſte Punkt dieſes Gebirges, der Kreuzberg, iſt nach dem gothaiſchen Hofcalender 2574, nach Andern 4227 Fuß hoch. Die Rhöne nennt man auch einen Strich Landes in Franken, welcher ſehr rauh und zum Ackerbau nicht geſchickt, ſich bis an die Werra hin erſtreckt.

Rhythmus iſt ein aus dem Griechiſchen (ῥυθμος, rhythmos) angenommenes Wort, deſſen Bedeutung durch den etwas unbeſtimmten Gebrauch unſicher und ſchwankend geworden iſt. Wollte man vermuthen, in jenen alten Zeiten des erſten Gebrauches ſey der eigenthümliche Sinn des Wortes am ſicherſten zu finden, ſo würde man irren. Die erſte Bezeichnung einer Sache begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, die man nicht mit bezeichnen wollte, neben dem weſentlichen, dem die Bezeichnung gilt. Die ſpätere Zeit, welche das Wort nicht erfand, ſondern empfing, iſt in dem üblichen Gebrauch befangen, und es gehört faſt ein neuer Erfinder dazu, um einem üblichen Wort ſeine wahre Bedeutung anzueignen, die nämlich, welche der Erfinder bezeichnen wollte, aber, weil er das Zufällige nicht hinlänglich ſonderte, nur unvollkommen wirklich bezeichnete. Wenn man zwei verſchiedene Verſe hört, z. B.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,

und:

Mahadöh; der Herr der Erde,

und man fragt, worin, abgeſehn vom Inhalt, ihr Unterſchied beſtehe, ſo hört man richtig antworten: im **Rhythmus**. Einige, das fremde Wort vermeidend, ſagen wohl: im Sylbenmaß, allein mit einer ſehr unrichtigen Übertragung. Denn **Sylbenmaß** iſt die Vergleichung des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem einer andern. Iſt im Vers das Maß einer Sylbe unrichtig, ſo widerſtreitet das Sylbenmaß dem Rhythmus, von welchem es alſo ganz verſchieden iſt. Eben ſo wenig iſt **Versmaß** eine hinlängliche Verdeutſchung von Rhythmus, denn Maß iſt die beſtimmte Ausdehnung oder Länge, wonach andre Längen geſchätzt und beſtimmt werden. Man könnte alſo vielmehr den Fuß (z. B. Daktylus) ein Versmaß nennen, denn nach deſſen öfterer Wiederkehr werden manche Versarten ihrer Länge nach gemeſſen und benannt, z. B. der Hexameter. Die Gelehrten haben mancherlei ſehr gründliche Definitionen von **Rhythmus** gegeben. So ſagt z. B. der berühmte Philolog **Hermann**: der Rhythmus ſey die, durch bloße Zeit dargeſtellte Form der durch Wechſelwirkung beſtimmten Cauſalität, was ohne Zweifel ſehr deutlich ſeyn mag, wenn man ſchon weiß, was man bei Rhythmus zu denken hat. Iſt es mehr um Erläuterung der Sache, als um eine ſchulgerechte Definition zu thun, ſo findet man vielleicht am beſten den wahren Sinn des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit vergleicht, von welchen man ſchon deutliche Vorſtellungen hat. Wer etwas Kenntniß von Muſik beſitzt, der weiß, was man einen **muſikaliſchen Gedanken** nennt. Man behält eine ſolche kurze Melodie leicht, und erkennt ſie im Tonſtück wieder, der Tonſetzer mag ſie in derſelben Harmonie oder in einer andern, in der erſten Bewegung oder in der Gegenbewegung, ja ſogar auf einem eintönigen Inſtrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen laſſen. Was in einem ſolchen muſikaliſchen Gedanken nicht der Harmonie angehört, ſondern ſogar in eintönigen Klängen noch den Gedanken darſtellt, ſo daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das iſt der **Rhythmus**. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des wallenſteinſchen Reiterliedes, ſo iſt ihr bloßer Rhythmus, abgeſehen von dem harmoniſchen Verhältniß der Töne:

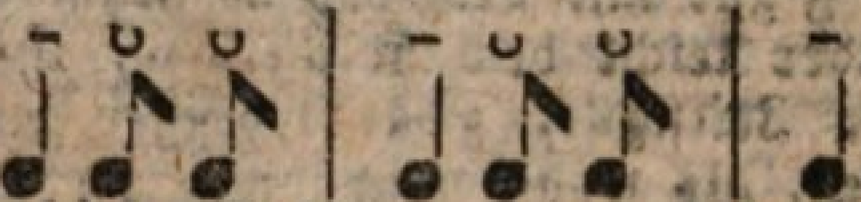
der ſich durch die üblichen Notenzeichen außer dem Linienſyſtem ſehr bequem anſchaulich machen läßt. Auf dieſelbe Art verſinnlicht ſich leicht der abgeſonderte Rhythmus aus jeder Melodie und daß man einen Rhythmus vernehmen und aufzeichnen kann, wenn er auch nicht zuvor aus einer muſikaliſchen Melodie abgeſondert wird, zeigen die Trommelmelodien, welche bloße Rhythmen ohne Tonverhältniß ſind, und die man dennoch vernimmt und unterſcheidet. Hiermit wäre für die Verſtändlichkeit des Wortes hinlänglich geſorgt. Wer etwas tiefer in die Sache eingehen will, der kann ſich den **Rhythmus** recht ſchicklich als eine Figur in der Zeit, oder eine **Zeitfigur**, denken. Wie man nämlich zuſammengehörige, zu einem Ganzen verbundene Theile räumlicher Anſchauungen eine **Figur** nennt, ſo nennt man die zu einem Ganzen verbundnen Theile, welche nicht im Raum, ſondern in der Zeit (in der Succeſſion) aufgefaßt und vernommen werden, einen **Rhythmus**. Vergleicht man das Auffaſſen der Figur mit dem des Rhythmus, ſo wird man ſich der Ähnlichkeit beider leicht bewußt werden, und zugeben daß der bildliche Ausdruck: Zeitfigur, zwar weniger gewöhnlich, aber nicht weniger ſchicklich ſey, als wenn man von Tiefe und Höhe des Tones, von Ton der Farbe, von Tonfiguren, oder andern verſchiedenen und dennoch verglichenen Dingen ſpricht. Wer die Sache noch gründlicher erörtert wünſcht, der verſteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntniſſe vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir ſagen: Rhythmus ſey ſinnliche Anſchauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit weniger Worten: Rhythmus iſt Form der Evolution, oder im Gegenſatz von Harmonie: Rhythmus iſt ſinnliche Erſcheinung der Einheit in der Succeſſion, Harmonie daſſelbe im Simultanen. Jede Erlärung ſagt daſſelbe, nur für einen verſchiedenen Geſichtspunkt, aus. Am anſchaulichſten ohne Zweifel wird die Vorſtellung vom Rhythmus, durch die oben erwähnte Bezeichnung deſſelben in Noten. Man denkt das Linienſyſtem von den Noten weg und der reine Rhythmus ſteht jedermann vernehmlich und unzweideutig vor Augen. Es iſt ein Glück für uns, daß wir eine ſo leicht faßliche und brauchbare Vorzeichnungsweiſe der Tonrhythmen in unſerer Notirung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir ſelbſt beſitzen dieſe Vortheile kaum ſeit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehört nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, ſo gänzlich in Begriff aufzulöſen und auf den Verſtand überzutragen, daß es dieſer durch vollſtändige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Vermittlung des Verſtandes, an den Sinn eines Andern bringen kann; und gewöhnlich führen erſt viel unvollkommene Verſuche und eben ſo viel Verirrungen zum Ziel. Kaiſer Karl d. Gr. ließ die geſchickteſten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienſt berufen, gleichwohl war es unmöglich, was bei uns leicht iſt, ihnen die Melodien der römiſchen Kirche durch Verzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten ſelbſt nach Rom, um dort zu hören. Was man allenfalls in alten Zeiten von rhythmiſchen Verhältniſſen bezeichnete, war das, was ſich freilich zunächſt darbietet: der allgemeine Unterſchied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man ſich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (◡), das weniger lang und mehr lang (z. B. und) fühlte

man wohl dunkel, allein man erhob dieſes Gefühl nicht zur Deutlichkeit und deßwegen gelangte man nicht dahin, dieſen Unterſchied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, ſo wie wir jetzt in einem ähnlichen Falle die feinern Unterſchiede der Farben nicht mit Beſtimmtheit bezeichnen, weil uns eine feſtſtehende ſichere Skale dafür fehlt. Wie wir dieſe Farbenunterſchiede bloß durch den Augenſchein auffaſſen, ſo mußten die Sänger damals die Unterſchiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eignes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und dieſe bezeichneten ſich am leichteſten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Geſang am wenigſten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

– ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ –

Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauſcht.

gehört zu dieſer Gattung. Man fand in ſolchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, daſſelbe Verhältniß ließ ſich auf den Rhythmus:



anwenden und, da dieſe Gattungen der Rhythmen die üblichſten waren, ſo ſetzte ſich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundſatz feſt: Jede Länge ſey gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man ſie mit dem üblichen Zeichen (–) und ſchrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben ſo rechnete man von allen Kürzen ohne Unterſchied zwei auf eine Länge. Die Muſiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Tonfigur ganz andern Gehalt hatten als in dieſer wiewohl beide metriſch auf dieſelbe Art (– – ◡ ◡ | –) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen, man müſſe zwiſchen Lang und Lang unterſcheiden, und zwiſchen Kürzen ſey auch ein Unterſchied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, ſondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verſe ſchließen mußte, ſo glaubten ſie ihren Satz ſo zu erweiſen, daß ſie auf den verſchiedenen Zeitgehalt der Sylben aufmerkſam machten, die wenig Conſonannten haben, z. B. Kuh, und in welchen deren viel ſich vereinigen, z. B. Strumpf. So verſahen ſie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Verſicherung, ſtritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge ſey gleich zweien Kürzen. Man darf ſich über dieſe Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn wiewohl wir jetzt, ſeit länger als einem Jahrhundert, in unſrer Notirung eine ſehr paſſende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, ſo beharren dennoch unſre neuen Metriker ſo unverrückt auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweizeitigen Länge, als ob eine Erfindung wie unſre Muſiknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweizeitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verſe nach dem Satz von der bloß zweizeitigen

Länge, ſo bekommt man Rhythmen zu ſehn, gegen welche unſer Gehör ſich etwas empört, z. B.

∪ – – ∪ | ∪ – ∪

d. i. in Muſikzeichen überſetzt:

und ähnliche, noch unglaublichere. Die Metriker verwerfen aber das Gehör der Neuern als verwöhnt durch die moderne Erfindung des Tactes, welcher die ganze Muſik verderbt habe, indem er ſie eintönig und langweilig mache. Ganz anders — meinen ſie — ſey es mit der alten Muſik beſtellt geweſen. Durch ihre Tactloſigkeit habe ſie ſich in ſchöner Freiheit bewegt, und dadurch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftſteller mit Entzücken von ihr berichten. Der gelehrte Meibom hoffte, dieſe Wunder der Tactloſigkeit wiederholen, und der neuen Welt den Effect alter Muſik zeigen zu können. Sein griechiſches Concert, das er der Königin Chriſtina gab, that auch wirklich ungewöhnlichen Effect, wiewohl von anderer Art, als der gelehrte und übrigens ſehr verdiente Unternehmer gehofft hatte. Sieht ein Unbefangener einen ſolchen, angeblich tactloſen Vers, z. B. den eben erwähnten

∪ – – ∪ | ∪ – ∪
Im grünlaubigen Buchhain,

ſo fällt es ihm ſogleich auf, daß der Vers ſelbſt ganz unverkennbaren Tact habe:

und daß er nur durch die wunderliche Bezeichnung und durch das unvollkommene Hören der verſchiedenartigen Längen und Kürzen das krauſe Anſehn erhalte. Allein die Metriker glauben dieſes noch nicht, denn die Länge iſt nun einmal bei ihnen zweien Kürzen gleich, und ſo ſtreiten ſie dem Eripides ſeine Perſönlichkeit ab, weil er der Büſte nicht ähnlich ſieht, die einer aus ihrem Mittel von ihm verfertigt hat. Wenn einem unſerer Muſiker eine Stelle vorgelegt würde:

ſo würde er den Schreiber ausſchelten und die Stelle ſogleich auf dieſe Weiſe:

berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin beiſtimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verſes findet

– – ∪ ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ ∪ | – –

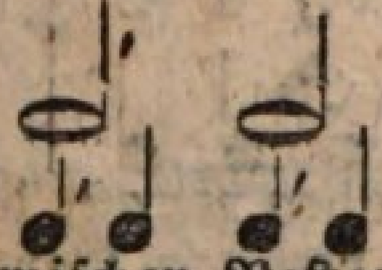
iſt es nicht natürlich, ihn eben ſo zu verſtehen, wie der Muſiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, beſonders wenn der Vers z. B.

Schön waren die goldnen Träume, freudenlos das Erwachen,

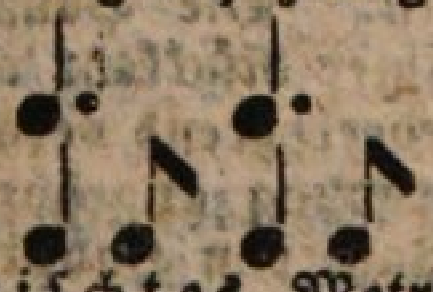
die Meinung des Muſikers rechtfertigt? Wir werden uns mithin an die beſſere Einſicht halten müſſen, welche durch die genauere Muſikbezeichnung befördert worden iſt, wenn wir über Rhythmus, ſowohl der neuern als der alten Zeit, urtheilen wollen. Die alten Verſe zeigen uns, was die Alten hörten, ihre Zeichen müſſen wir verſtehen, wie ſie von ihnen gehört, nicht, wie ſie von den Metrikern gedeutet wurden. Oder wollten wir auch den ruſſiſchen Neſtor,

Hektor leſen, weil ſeine Zeichen einen lateiniſchen Schriftkundigen auf die Vermuthung einer ſolchen Ausſprache leiten würden? Daß unſere Zeitmeſſung übrigens nicht neuere Einrichtung ſey, ſondern in der Natur ſelbſt beruhe, begreift ſich leicht, wenn man auf die Natur des rhythmiſchen Zeitmaßes, was man **Metrum** nennt, achtet. **Metrum** verwechſelt ſich allerdings leicht mit Rhythmus, und faſt alle Theorien verwechſeln es, indem ſie ſich bemühen, einen Unterſchied anzugeben, den ihre Verfaſſer nicht deutlich fühlen. Der berühmte Metriker und Philolog **Herman** lehrt: Metrum iſt das Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander, ohne allen Rhythmus. So iſt es allerdings vom Rhythmus geſondert, und nicht allein vom Rhythmus, ſondern ſogar von ſeinem eignen Begriff, denn ein **Verhältniß** der Zeitabtheilungen **gegen einander** iſt nur **im** Rhythmus denkbar; wie es alſo außer der Bedingung ſeiner Möglichkeit zum Metrum werden könne, gehört unter die Geimniſſe der Wiſſenſchaft, und unter die vielen Räthſel der hermannſchen Theorie. Wenn ein Architekt lehrte: Symmetrie beſtehe in dem Verhältniſſe der Theile (z. B. eines Gebäudes) ohne alle Figur, ſo hätte er die Parallelſtelle zu jener Erklärung das Metrum geliefert. Kunſtverſtändige würden ſich darüber eben ſo verwundern, wie Männer von Gelehrſamkeit jene Erklärung des Metrum bewundern und hier hört die Parallele auf. Nimmt man die Anſicht des Rhythmus als Zeitfigur auf, ſo charakteriſirt ſich jeder Rhythmus, wie jede Figur überhaupt, durch den Umriß und durch das Verhältniß der Theile unter einander. Umriß iſt bei der Raumfigur die Gränze, welche ſie vom übrigen Raum abſondert, bei dem Rhythmus die Gränze, welche ihn von der Zeitreihe abſondert, alſo ſein Anfang und Ende. Verhältniß der Theile in der Raumfigur wird durch ein innres, aus der Figur ſelbſt entlehntes Maß (z. B. Model) beſtimmt, eben ſo bei der Zeitfigur, und dieſes innere, aus dem Rhythmus ſelbſt entlehnte Maß ſeiner Theile iſt das **Metrum**, welches alſo nicht, wie jene Grunddefinition der wiſſenſchaftlichen Metrik will, ohne allen Rhythmus, ſongern gerade umgekehrt, bloß im Rhythmus ſtatt findet. Ein einzelner Klang gibt noch keinen Rhythmus, ſo wenig als ein Punkt eine Figur ausmacht. Zwei Klänge können einen Rhythmus geben, wenn ſie ſo vernommen werden, daß ſie zuſammenzugehören ſcheinen, als ob der eine den andern hervorgebracht hätte. Die Muſik erläutert dieſes beſſer und geſchwinder als eine ausführliche Ableitung. Den hervorbringenden Theil nämlich nennen die Muſiker den **guten** Tacttheil und den hervorgebrachten den **ſchlechten**. Jenen nennen die Metriker (der Muſikſprache entgegen) **Arſis** und dieſen **Theſis**. Die Arſis bezeichnet man mit einem Accent (′) wo es nöthig iſt. Das Zeitverhältniß der Arſis zu der Theſis wird nun durch das Metrum beſtimmt. Iſt die Theſis der Arſis an Zeitgehalt gleich , ſo entſteht ein **gleiches** Metrum (gerader Tact); iſt hingegen die Theſis der Arſis ungleich, und alſo kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen ſcheinen), z. B. ſo entſteht das **ungleiche** Metrum (ungerader Tact). Wer die Anſichten tiefer aufzufaſſen liebt, der denke ſich das Hervorgehen der Theſis aus der Arſis als das

Setzen eines Gegenſatzes. Der Charakter der Theſis gegen die Arſis iſt auch in der That antithetiſch, und man nennt ſie richtiger Antitheſis und die Arſis Theſis, welches letztere die Muſiker thun. Die Antitheſis iſt aber der Theſis gleich, und nur durch den Charakter der Abhängigkeit von ihr verſchieden. So entſteht die Gleichheit des Metrums. Läßt aber die thetiſche Kraft außer der Antitheſe noch eine neue Theſis ohne weitere Antitheſe aus ſich hervorgehen, ſo vereinigt ſich in dieſem dritten Erzeugniß thetiſcher und antithetiſcher Charakter. Es iſt antithetiſch in Beziehung auf die erſte Theſis (Arſis) und thetiſch (arſiſch) in Beziehung auf die ihm unmittelbar vorhergehende Antitheſe. Anſchaulicher wird vielleicht die Sache hierdurch: man denke ſich die gewöhnliche Anſicht eines ungeraden Tactes: Die Viertelsnote iſt hier die Antitheſis der halben; nun löſe man aber dieſe in Viertel auf, ( ): ſo iſt die zweite Note Antitheſis der erſten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieſes Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl drei den ungeraden Tact ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entſtehen laſſen, ſo würden ſich dieſe fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, alſo die beiden erſten Verhältniſſe, wiederkehrten. Im geraden Metrum iſt Arſis und Theſis ſich gleich. Man kann dieſe beiden rhythmiſchen Beſtandtheile Hauptmomente nennen. Jedes dieſer Hauptmomente kann ſich nun nochmals in Satz und Gegenſatz zerlegen:

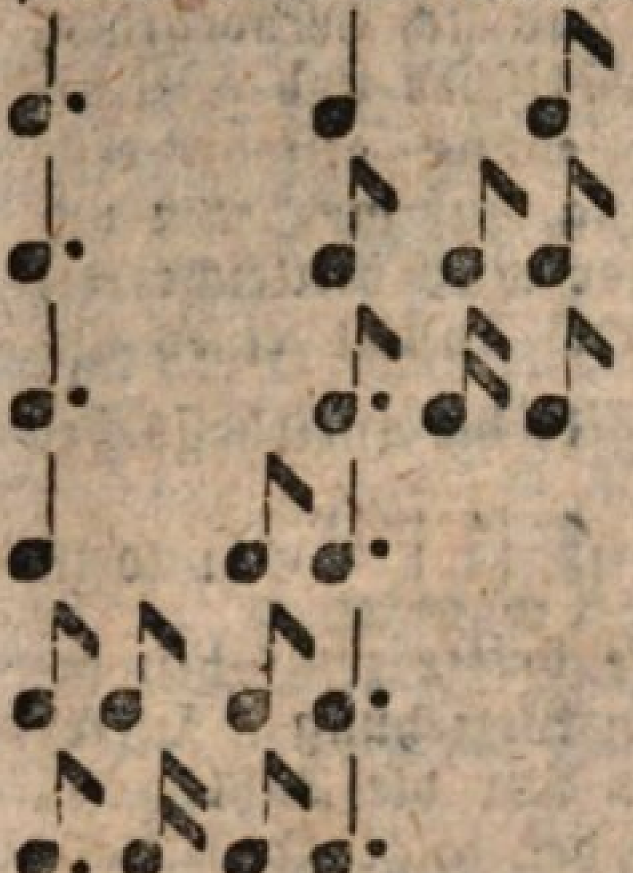


und wir nennen dieſe rhythmiſchen Beſtandtheile Momente zweiter Ordnung. Da die Hauptmomente ſich gleich ſind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter ſich, ſo findet unter Momenten derſelben Ordnung kein Unterſchied der Länge und Kürze Statt. Erſt, wenn Momente beider Ordnungen vermiſcht werden ( ), bemerkt man dieſen Unterſchied. Rhythmen, welche ſich in Momenten derſelben Ordnung bewegen, unterſcheiden alſo ihre Arſis und Theſis nicht nach Länge und Kürze, ſondern bloß durch den Accent, der auf das gute Tacttheil (Arſis) fällt. Man nennt ſie daher accentirte Rhythmen, dahin gehören z. B. unſre Kirchenchoräle. Rhythmen hingegen, welche ſich in Momenten verſchiedener Ordnung bewegen, unterſcheiden ihre Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach Quantität). Dieſe heißen deßwegen quantitirende Rhythmen, und zu dieſen gehört der größte Theil der alten Verſe. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können ſich auch ungleich zerlegen:



und ſo entſteht ein gemiſchtes Metrum (der Sechsachteltact). Daß dieſe Zerlegung auch in lauter Achtel geſchehen könne, begreift

ſich leicht, und eben ſo, daß das erſte Achtel durch ſtärkere Markirung leicht in ein punktirtes ( ) übergeht. Miſchen ſich nun beide Ordnungen der Momente, ſo entſtehn mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken ſind, wegen ihrer ſonderbaren Verkennung von den Metrikern:



die bacchiſche Form, bei den Metrikern – – ◡

die erſte päoniſche Form .... – ◡ ◡ ◡

die ioniſche Form .... – – ◡ ◡

die kretiſche Form ... – ◡ –

die vierte päoniſche Form .... ◡ ◡ ◡ –

die choriambiſche Form .... – ◡ ◡ –

Kam z. B. der aus ſolchen Formen beſtehende Vers vor:

Hell ſchimmert im Mondesſtrahl ſanft wal-len-de Meerfluth,

ſo bezeichnen die Metriker ſie nach ihrer zweizeitigen Länge ſo:

– – ◡ ◡ | – ◡ – – | – ◡ ◡ – ◡

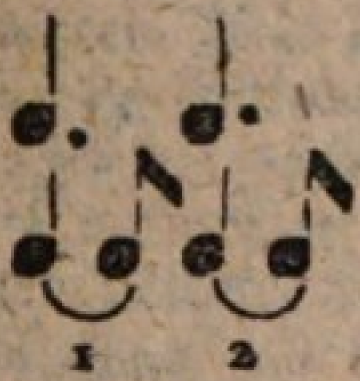
und behaupten, die Alten haben ſie auf dieſe Art vernommen, denn die Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. Dieſer gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, daß die Formen, nach welchen wir Rhythmen meſſen, nicht der neuen Muſik angehören, ſondern im Weſen alles Rhythmus gegründet ſeyen, daß mithin — um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben — Großmutter und Enkelin dieſelbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade Metrum hat drei Hauptmomente: ( ) welche in zwei Untermomente zerlegt, das moloſſiſche Metrum geben, in der Muſik den Dreiviertelstact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt bildet es ein Metrum, welches wir das tripodiſche nennen, und das dem Neunachteltact gleich iſt. Zieht man die beiden erſten Momente zuſammen, ( ), ſo entſteht das trochäiſche Metrum, oder der Dreiachteltact. Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich ſey, kann natürlich nicht eher beſtimmt vernommen werden, als bis in ſeinem Verlauf die Hauptarſis zurückgekehrt iſt. Die Hauptarſis aber kann ſich erſt nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Hauptarſis bewähren, denn die Arſis, welche wiederkehrend vernommen wird, könnte auch den Momenten ſpäterer Ordnung angehören. Die Hauptarſis kehrt erſt nach einer gewiſſen Zahl von Hauptmomenten zurück, und die Regel, nach welcher ſie wiederkehrt, heißt in der Muſik der Tact. Es zeigt ſich alſo, daß der Tact ebenfalls in dem Weſen des Metrums gegründet, und keinesweges, wie die gelehrten Metriker mei-

ren, eine Erfindung neuerer Zeit iſt, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören laſſen zu können. Vermuthlich iſt der abwechſelnde Gebrauch beider Füße beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, um ohne Verwirrung mehrere Soldaten neben einander marſchieren laſſen zu können. Die Abtheilung von einer Hauptarſis zu der andern, nennt man in der Muſik bekanntlich einen Tact, wir nennen ſie im Allgemeinen eine metriſche Periode. Wie eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, ſo kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehn, z. B.

–́ ◡ – ◡ | –́ ◡ – ◡ | –́ ◡ – ◡ | –́ ◡ –

Ar-mes Herz, von na-men-lo-ſer Küm-mer-niß ge-pei-ni-get,

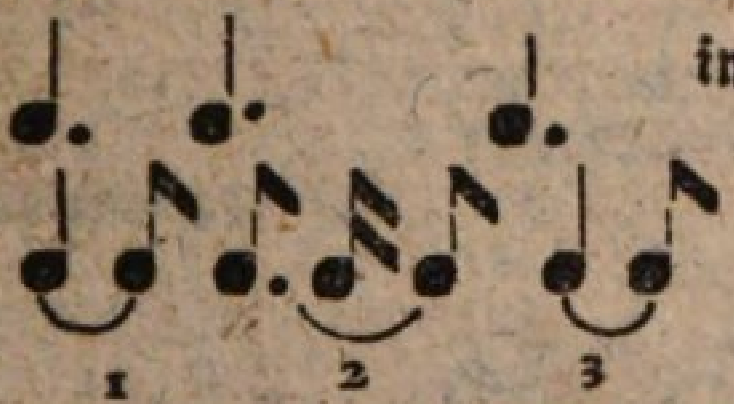
und ſo wird alſo die metriſche Periode zum Versmaß (ſ. d. Art.). Die Abtheilung von einer Unterarſis bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigſtens iſt dieſes der urſprüngliche reine Begriff davon. Anſchaulicher erklärt man ſich den metriſchen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, ſondern eines einzelnen Hauptmomentes derſelben. So hat die Periode des gemiſchten Metrums in der trochäiſchen Form zwei Füße:



in metriſcher Bezeichnung –́, –

. . . . –◡, –◡

und heißt deßwegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodiſchen Metrums hat oft drei Füße:



in metriſcher Bezeichnung –, –, –,

. . . . . –◡, –◡◡ | –◡

und heißt deßwegen Tripodie. Urſprünglich, wie geſagt, war dieſes die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in dieſem Sinne gibt es nur folgende Füße:

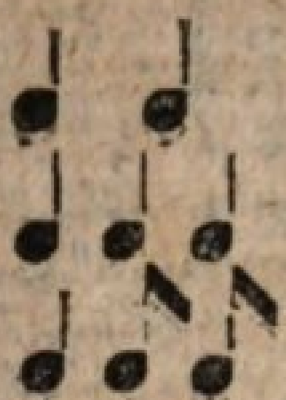
Pyrrhichius, metriſch bezeichnet ◡́◡

Tribrachys . . . . ◡́◡◡

Daktylus . . . . –◡◡

Trochäus . . . . . –◡

welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieſes Maßes gelten können. Das unaufgelöſ'te Moment ( ) kann man nur uneigentlich zu den Füßen rechnen und eben ſo folgende:



Spondeus, metriſch bezeichnen – –
Moloſſus . . . . – – –
Daktylus (der ſchwere) . . – ⏑ ⏑

welche die ganze Periode in Hauptmomenten erfüllen. Allein dieſe wahre eigenthümliche Bedeutung des metriſchen Fußes, wiewohl ſie noch jetzt die eigentlich metriſch anwendbare iſt, ward ſchon ſeit langen Zeiten durch eine Nebenanſicht des Fußes verdunkelt und hierdurch Verwirrung in eine, an ſich ganz klare Sache gebracht. Man beachtete nämlich die Zuſammenſetzung der Füße aus kurzen und langen Sylben mehr, als den Gebrauch des Fußes zum Maß, und erweiterte nun die Zahl der Füße faſt in das Unbeſtimmte, indem man alle möglichen Zuſammenſetzungen verzeichnete und nach beſondern Namen unterſchied. Man ſetzte dieſe Verzeichnungen bis zu ſechs und noch mehr Sylben fort, und wer nur einigermaßen ſelbſt die gemeinfaßlichen Schriften von Klopſtock, Voß und Andern über dieſe Gegenſtände beurtheilen will, muß ſich wenigſtens bis zu den vierſylbigen Füßen mit dieſen Zuſammenſetzungen bekannt machen. Zweiſylbige Füße ſind vier:

⏑ ⏑ Pyrrhichius.
– – Spondeus.
– ⏑ Trochäus.
⏑ – Jambus.

Dreiſylbige Füße ſind acht:

⏑ ⏑ ⏑ Tribrachys.
– – – Moloß.
– – ⏑ Bacchius.
⏑ – – Antibacchius.
– ⏑ – Kretikus.
⏑ ⏑ – Anopäſt.
⏑ – ⏑ Amphibrachys.
– ⏑ ⏑ Daktylus.

Vierſylbige Füße ſind ſechzehn:

– – – – Diſpondeus.
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ Procelausmatikus.
⏑ – – – erſter } Epitritus.
– ⏑ – – zweiter } Epitritus.
– – ⏑ – dritter } Epitritus.
– – – ⏑ vierter } Epitritus.
– ⏑ ⏑ ⏑ erſter } Päon.
⏑ – ⏑ ⏑ zweiter } Päon.
⏑ ⏑ – ⏑ dritter } Päon.
⏑ ⏑ ⏑ – vierter } Päon.
– – ⏑ ⏑ ſinkender } Joniker.
⏑ ⏑ – – ſteigender } Joniker.
– ⏑ ⏑ – Choriamb.
⏑ – – ⏑ Antiſpaſt.
– ⏑ – ⏑ Ditrochäus.
⏑ – ⏑ – Dijambus.

Die größte Verwirrung entſtand nun daher, daß man dieſe, nach einer ganz verſchiedenen Anſicht zuſammengeſetzten Füße, der ur-

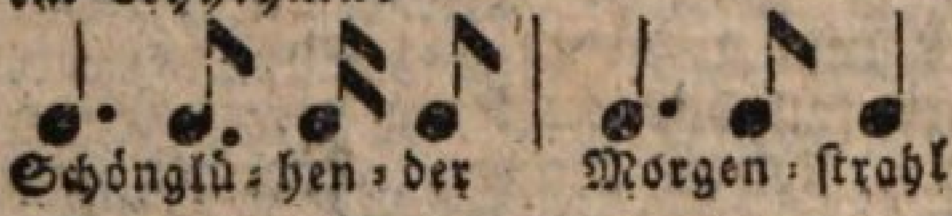
ſprünglichen Bedeutung nach, auch als Versmaße brauchen wollte. So zerriß man die Rhythmen zur Unkennbarkeit durch Abtheilung und falſchen Sylbengehalt. Der Rhythmus z. B.

über deſſen Geſang kein Zweifel entſtehen kann, theilen die gelehrten Metriker ſo:

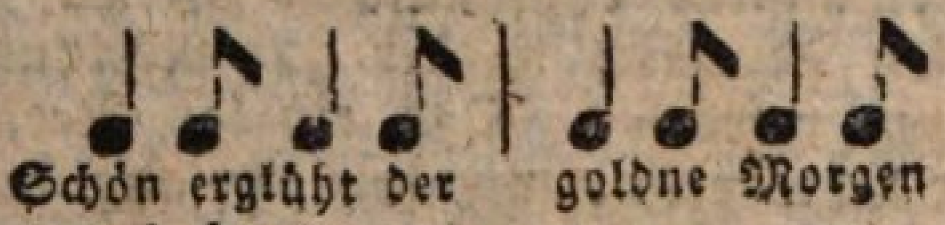
∪ – – ∪ | ∪ – ∪ –

und jede Länge iſt ihnen zweizeitig, wodurch ſie die Wundermelodie

erhalten, von welcher das Alterthum ſich entzückt gefühlt haben ſoll. Überhaupt iſt es merkwürdig, daß die Gelehrten einſtimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gehört habe, gleichwohl ſind eben dieſe Gelehrten über nichts uneiniger, als über dieſe Rhythmen ſelbſt, die jeder anders aufſtellt, alle aber ſo, daß, wie ſie ſelbſt bekennen, unſer verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Unterſuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Geſang der einen Claſſe der Hörer unvernehmlich, und von der andern unvernommen iſt. Dieſe zuſammengeſetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber dieſe Beziehung ganz weg, und betrachtet dieſe Art Füße als **proſodiſche** Compoſitionen, ſo bekommen ſie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der proſodiſche Gehalt einer Sylbe nämlich iſt von dem metriſchen durchaus zu unterſcheiden. Der metriſche Gehalt einer Sylbe iſt genau beſtimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe **Schön** z. B. iſt im Rhythmus



dreizeitig; bei



iſt ſie zweizeitig, und in

iſt ſie unvollkommen. Anders iſt es mit dem proſodiſchen Gehalt. Dieſer zeigt kein beſtimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So beſtimmt er bloß Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe **Schön** z. B. iſt proſodiſch nur lang überhaupt; wie lang, beſtimmt nicht die Proſodie, ſondern das Metrum. Dieſe zuſammengeſetzten Füße kann man alſo als proſodiſche Wortformen (**Wortfüße**) betrachten, welche durch die rhythmiſche Bedeutung ihrer Sylben zu **Wortrhythmen** werden. Dabei geſchieht es nicht ſelten, daß die proſodiſche Form eines Wortes einen andern Namen haben kann als deſſen metriſche; ſo iſt z. B. die proſodiſche Form des Wortes: fortwanderten, ioniſch (– – ∪ ∪), am Schluß des iambiſchen Verſes hingegen:

◡ − ◡ − | ◡ − ◡ − | ◡ − ◡ −
Aus theurer Heimath Vaterhaus fortwanderten,

iſt die metriſche Form die iambiſche (◡ − ◡ −). Die geſchickte Stellung der Wortfüße in einem Vers iſt eine der Hauptbedingungen zu deſſen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht unſchicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componiſt in einem Bogenſtrich verbunden haben will (ſ. d. Art. Wortfuß). Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmiſche Verſe von metriſchen unterſcheiden wollen. Indeſſen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall iſt, wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenſtand entſpricht. Es iſt unmöglich, einige zuſammenhängende Sylben zu ſprechen, ohne einen Rhythmus hören zu laſſen, jedes mehrſylbige Wort iſt ein Rhythmus, jede Proſa beſteht alſo aus rhythmiſchen Sätzen, deren jeder ſein Metrum hat. Der Unterſchied des Verſes iſt nur dieſer, daß die rhythmiſchen Sätze im Verſe durch ein und daſſelbe Metrum verbunden ſind. z. B. im Vers:

Mit dem Zwillington des Waldhorns wechſelte fröhlicher Doppelgeſang,

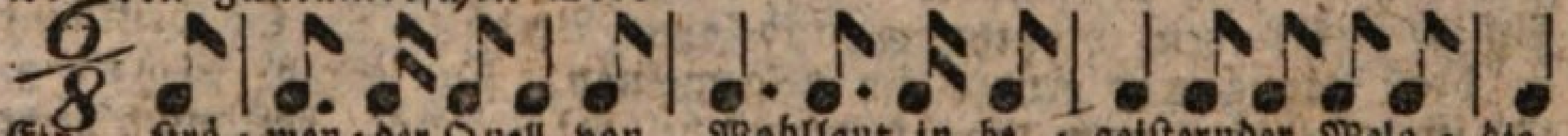
ſind die Rhythmen durch das fortgehende gemiſchte Metrum verbunden; im proſaiſchen Satz:

Zwei Waldhörner wurden abwechſelnd von zwei Singſtimmen unterbrochen,

ſind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches ſie verbindet, und darum iſt der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchſt wohllautend ſeyn, aber ſo lang ſie, nach Gebühr, nicht aus der declamatoriſchen Scale in die harmoniſche Scale tritt, iſt ſie kein Geſang. Wenn im Verſe das Metrum wechſelt, ſo kann es wenigſtens nicht eher geſchehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte, im proſaiſchen Styl hingegen ſoll das Metrum nie ſo lange gleichförmig fortgehen, daß es ſich fixiren könnte. Welcher reeller Begriff kann nun wohl jenen ſogenannten rhythmiſchen Verſen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeſchworen werden? Das einzige Reelle dabei iſt die Unbekanntſchaft der Theoretiker mit dem Geſang der von ihnen als rhythmiſch proclamirten Verſe. So ſollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen geſetzloſe Rhythmen ſeyn, weil aus ihrer krauſen metriſchen Bezeichnung:

− − ◡ | ◡ − | ◡ − | − ◡ ◡ | − ◡ ◡ | ◡ ◡ −

kein Metrum und kein Geſang zu vernehmen war, wovon indeſſen, wer den galliambiſchen Vers



Ein ſtrö - men - der Quell von Wohllaut in be - geiſternder Melo - die,

hört, keins von beiden vermißt. Auf ähnliche Art werden ſich alle ſogenannten rhythmiſchen Verſe entweder in ein bekanntes Metrum, oder in Proſa auflöſen. Will man accentirte Verſe unter rhythmiſchen verſtehn, ſo hat die Sache Sinn, allein der accentirte Vers hat Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, ſondern durch Accent beſtimmt. Hat man ſich von dem wahren Weſen des Rhythmus überzeugt, ſo ſieht man leicht, daß die alten Metriker, oder wie man ſie auch nennt, Grammatiker, einen falſchen Weg ein-

ſchlugen, indem ſie Rhythmen und Verſe durch Füße meſſen wollten, welche nicht durch Zerfällung rhythmiſcher Momente, ſondern durch Sylbenzuſammenſetzungen entſtanden waren. Unter dieſen Grammatikern waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephäſtion, und unter den Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priſcian, andrer Schriftſteller, wie Dionyſius, Ariſtides, Quintilianus, nicht zu erwähnen, welche durch andere Schriften ebenfalls bekannt ſind. Nach manchen Vorarbeiten, beſonders der Engländer Bentley und Dawes, erwarb ſich der ſchon erwähnte leipziger Philolog Hermann das Verdienſt, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wiſſenſchaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichſten Werke ſind: De Metris, Leipzig 1796 und Handbuch der Metrik, Leipzig 1799. Er wollte ein Grundgeſetz des Rhythmus aufſtellen und in den Verſen der alten Dichter nachweiſen, dieſe aber noch jenem Geſetz aus ihrer Verderbtheit wieder herſtellen. Allein ſo rühmenswerth auch ſein Fleiß hierbei iſt, ſo wenig gelang es ihm, in das wahre Weſen des Rhythmus einzudringen, weil er durch das Vorurtheil, die neue Muſik ſey von der alten weſentlich verſchieden und durch die Einführung des Tactes verderbt, von dem wahren Weg abgeleitet wurde. Seine Bücher zeigen, zu welchen unbegreiflichen Irrthümern man ſich verirrt, wenn man Dinge, die vor Allem mit dem Sinn ergriffen ſeyn wollen, durch hergebrachte unverſtandene Formeln aufzufaſſen unternimmt. Zu dieſen hergebrachten Formeln gehört vorzüglich der Satz von der bloß zweizeitigen Länge. Seit einigen Jahren iſt die, oben im Weſentlichen auszugsweis gegebene Theorie des Rhythmus bekannt worden, nach welcher der Tact, wie in der neuen Muſik, ſo auch in den alten Versrhythmen, als nothwendig und unzweifelhaft vorhanden nachgewieſen wird. Die Hauptſchriften darüber ſind: über Rhythmus und Metrum, von A. Apel (in der Allgemeinen Muſik. Zeitung 1807 und 1808) und: Metrik von demſelben Verfaſſer, Leipzig 1814. Dem hier aufgeſtellten Begriff des Rhythmus als einer Zeitfigur widerſpricht es nicht, daß man die Worte: Rhythmus und Eurhythmie auch von Eigenſchaften der Dinge braucht, welche im Raume ſich zeigen. Einige, z. B. Hermann in ſeiner Metrik, meint, man verſtehe dann unter Rhythmus ein regelmäßiges Verhältniß überhaupt, allein wer auf den Ausdruck ſeiner Gedanken aufmerkſam iſt, wird Symmetrie mit Eurhythmie nicht verwechſeln, beiden liegt zwar Regelmäßigkeit zum Grunde, jedoch in verſchiedner Beziehung. In einer ſchönen Pflanzengeſtalt kann man Eurhythmie bewundern, ohne eben Symmetrie zu bemerken, eben ſo können Verzierungen ſymmetriſch angebracht ſeyn, ohne daß man verſucht wird, von Eurhythmie zu ſprechen. Wer die Natur zu beobachten, und auf die Bedeutung ihrer Erſcheinung zu merken gewohnt iſt, der findet oft den Charakter einer zeitlichen Erſcheinung durch eine Gattung von Geſtalten ausgedrückt, ſo daß in der Zeit gleichſam das Wort, und im Raum der körperliche Gegenſtand dazu ſich zu finden ſcheint. Es iſt unmöglich, hier dieſen Satz anders auszuführen, als in ſeiner unmittelbaren Beziehung auf Rhythmus. Der Charakter des Rhythmus iſt das Entſtehen der Theſis aus der Arſis, überhaupt alſo das Werden, die Evolution, welche im Rhythmus als beſchloſſen vom Anfang bis zum Ende ſinnlich erſcheint. Ein ſinnliches Bild der Evolution im Raume kann alſo ein räumlicher Rhythmus ge-

nannt werden, das, was man auch Eurythmie nennt. In der Natur iſt es beſonders die Pflanze, welche dieſes räumliche Bild der Evolution zeigt, wie denn überhaupt die Zeit in der ganzen Vegetation ihr räumliches Gegenbild, und in der Cauſalität ihren entſprechenden Begriff findet. Den ſinnlichen Ausdruck der Geſetzlichkeit im Raum, auf Rhythmus oder Evolution bezogen, nennen wir daher Eurhythmie, ſo wie wir unter Symmetrie den ſinnlichen Ausdruck er Geſetzlichkeit in Beziehung auf Harmonie verſtehn. Im ſymmetriſchen Verhältniſſe werden die Gegenſätze als von einander unabhängig, und nur von einer gemeinſchaftlichen Theſis (Einheit) abhängig gedacht, daher ſtehn ſie unter ſich nicht in dem einſeitigen Abhängigkeitsverhältniß der Cauſſalität, ſondern in dem, die Abhängigkeit durch Gegenſeitigkeit derſelben compenſirenden Verhältniß der Wechſelwirkung.¹ Im Verhältniß der Eurhythmie hingegen wird der Gegenſatz von ſeiner Theſis als abhängig gedacht, und ſteht alſo unter ihm in dem Abhängigkeitsverhältniſſ der Cauſſalität ohne poſitive Zurückwirkung. Hermann, der den Begriff des Rhythmus durch das Geſetz der Wechſelwirkung beſtimmen wollte, zeigte, daß ihm Kants Lehre von den Categorien, durch welche er ſeine Theorie zu begründen ſuchte, ihrem Geiſt nach unbekannt war, und ſchon dieſer Mißgriff in den erſten Elementen hätte ſeine Theorie umgeſtoßen, wenn überhaupt die philoſophiſchen und mathematiſchen Propyläen vor ſeinem Gebäude mehr zum Eingang, als zur Verzierung gedient hätten. Was in der Muſik Harmonie und Rhythmus iſt, das zeigt ſich alſo im Raum als Symmetrie und Eurhythmie. Erinnert man ſich, daß die erſte Dimenſion des Raumes (Länge: Linie) ebenfalls der Zeit und der Succeſſion angehört; die zweite hingegen (Breite: Fläche), dem Raume, alſo dem Zugleichſeyn (die dritte gehört nicht dem Sinne, ſondern der Reflexion), ſo begreift ſich, daß bei Längenverhältniſſen (z. B. Höhen, Säulen) von Eurhythmie, bei Breitenverhältniſſen hingegen von Symmetrie die Rede iſt. Will man nun ſagen: Eurhythmie ſey der im Raume fixirte Rhythmus, Symmetrie die zur Geſtalt gewerdene Harmonie; ſo ſagt man etwas noch weniger fremdartiges, als wenn man von Aufklärung eines dunkeln Gegenſtandes ſpricht, wo nicht bloß die Zeit in den Raum, ſondern gar ein ſinnlicher Gegenſtand: Licht, in einen intellectuellen eingreift, und wer ſich an den Ausdruck ſtößt, Architektur ſey die Muſik des Raumes (weil ſie die Harmonie und die Rhythmen des Raumes ordnet), der hüte ſich wenigſtens, wenn er conſequent bleiben will, jenen Ausdruck eine froſtige Metapher zu nennen, ſonſt vereinigt er in ſeinem Tadel zwei in noch entfernteren Sphären liegende Begriffe. Al.

Rialto, eine berühmte Brücke in Venedig (ſ. d. Art. Venedig).

Riccoboni (Lodovico), zu Modena aus gutem Geſchlecht 1677 geboren, hatte früh ſchon eine beſondere Neigung und Vorliebe für das Theater. Was er damals vorfand, war freilich urſprünglich und volksthümlich, wenn auch ein mehrſeitig gebildeter Geſchmack es roh und geſchmacklos zu nennen verſucht ward. Es hatte ſich aber mit all ſeinem Unflath doch als das möglichſt Erreichbare und den Grundzügen des Volks, wie es nun eben war, Verwandte durchgeſetzt und behauptet gegen die Verſuche mehrerer Gebildeter, ein fremdes ausgeſtorbenes Leben und ſeine Anſichten wieder zu erwecken und zu verjüngen. Ja die künſtliche Poeſie vermochte

auch hier, wie überall, nichts, als das eigene, volksthümliche Leben, wie es durch ſeine Verhältniſſe nach innen und außen ſich entwickelt und geſtaltet hatte, rückzuſpiegeln, wie verhältnißmäßig zu andern beſchränkt es auch immer in ſeiner Eigenthümlichkeit ausfallen mochte. Jene Eigenthümlichkeit nun des italiſchen Theaters beſtand damals aus Entwürfen, wie die zu unſern echten Marionettenſpielen bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus improviſirten Poſſen, ſtereotypiſchen Lazzi, d. i. mimiſchen Epiſoden, welche die Haupthandlung heben und gleichſam durch Widerſpruch reizen ſollten, aus robe generiche, d. i. mimiſch-rhetoriſchen Gemeinplätzen, und dies alles früher ſchon von geiſtreichen und witzigen Schauſpielern, um der Schauluſt des Volks zu entſprechen, um eine mangelnde dramatiſche Literatur einigermaßen zu erſetzen, erfunden und überlieferungsmäßig fortgepflanzt, je mehr es der Unbildung und Rohheit ſpäterer Schauſpieler Vorſchub that. Da es nun noch dazu mit den atellaniſchen Fabeln der Römer vermuthlich ſehr verwandt war, ſo konnten nur allmählig, ſo wie die Nation vielſeitiger wurde und eine beſtimmter ausgeſprochene Richtung nahm, Verſuche der künſtlichen Poeſie Platz gewinnen. Geſelligkeit, die Aufgabe der modernen Zeit, nachdem das antike öffentliche und Staatsleben untergegangen war, nach der Anſicht der als Meiſter ſich brüſtenden und ausrufenden Franzoſen, blieb auch hier der Mittelpunkt, von welchem alles ausging, und um welchen alles ſpielte. Das Theater wurde eine Schicklichkeits- und Anſtandsbühne und Schule, das Widerſpiel derſelben ſeine komiſche Seite. Die Arioſtos, Taſſos, Ruccellais, Alamannis, Cintios, Machiavellis und Andere hatten lange bereits griechiſche und römiſche Lebensform, oder doch ihre eigenen Anſichten davon dramatiſch ſich entwickeln laſſen, oder auch das Leben ihrer Zeit unter jenen Maßſtab geſtellt; Andre hatten ein arkadiſches Idyllenleben vorgeführt — aber ſie waren zurückgeſtellt und wie vergeſſen. Das Derbſinnliche, Unreine, Unzüchtige, was zum Theil auch noch in jenen ziemlich laut wurde, ſtach gar ſehr ab gegen die höfiſche Feinheit und geregelte Zierlichkeit der benachbarten Franzoſen. Es klang auch wohl noch zuweilen etwas Idylliſches, oder auch Heldiſches aus der früheren Mythenzeit hinein; aber auch dies mußte immer mehr und mehr weichen. Geſelligkeit, Sitte, Schicklichkeit, Ton wurde und blieb die nähere Aufgabe des Drama, welche Mitglieder es auch hatte durchgehen müſſen. So war denn auch zu Riccobonis Zeit die Geſellſchaft eines gewiſſen Francesco Calderoni, der ſich nach damaligem Brauch den Namen Silvio beilegte, die Bewahrerin jener Anſtands- und Schicklichkeitsbühne, auf welcher ſich auch ein junger Römer, Pietro Cotta, zubenamt Celio, ausbildete. Dieſer übernahm, als Calderoni in Dienſten des Churfürſten von Bayern mit ſeiner Geſellſchaft beſſer zu gedeihen, Italien verließ, eine Geſellſchaft, und brachte, obwohl mit manchem Widerſpruch, Guarinis treuen Schäfer, Taſſos Aminta und franzöſiſche Tragödien auf ſein Repertoir. Als aber auch er endlich ſich zur Ruhe begab, gingen mehrere Schauſpieler den damals zweiundzwanzigjährigen talentvollen Riccoboni an, die Geſellſchaft zu übernehmen. Er that es, und ging mit beharrlichem Eifer, ja noch kühner, wie es ſcheint, auf dem von Celio betretenem Wege fort. Dabei ging ihm der gelehrte Alterthumsforſcher Scipione Maffei mit gutem Rath zur Hand, und ſo wurden die nach dem Vorbild

der Alten ſausgearbeiteten Tragödien italiſcher Dramatiker auf die Bühne gebracht, z. B. Triſſino's Sophonisbe, Manfredi's Semiramis, der ſophokleiſche Ödipus von Orſato Giuſtiniano, die Iphigenia auf Tauris von Rucellai, Torismondo von Taſſo, Cleopatra von Delfino und andre der frühern Zeit. Aber auch bis auf die hierdurch entſtandenen Erzeugniſſe ſeiner Zeit ging er herauf, und gab die Iphigenia auf Tauris und die Rahel, beide von Martelli, die Merope von Maffei, alles mit ungemeinem Beifall. Kurz, in zehn Jahren hatte er in der Lombardei und in Venedig das Theater auf eine ſeltne Höhe erhoben, zumal da er die Klugheit hatte, auch dem eigenthümlichen verwilderten, oder roheren Volksgeſchmack durch Aufführung damals gangbarer Poſſen nicht alle Nahrung zu entziehen, noch ihn gegen ſich aufzureizen. Hatten aber jene Strebungen hauptſächlich der Tragödie gegolten, ſo verſuchte er nun auch mit mählichen Umbildungen der beibehaltenen vier komiſchen Nationalmasken die geſunkene, oder vielmehr noch nicht erhobene Komödie hinaufzuläutern. Natürlich, nach dem oben angegebnen Gange, diente ihm auch hier das franzöſiſche Theater zum Vorbild, da ja eben das italiſche noch nichts dieſer Art, wenn auch anderes hatte. Er arbeitete die franzöſiſchen Stücke mit Rückſicht auf die Foderungen des volksthümlichen Geſchmacks um, machte aus mehreren Komödien Eine, ließ einzelne Auftritte wörtlich beibehalten, andere improviſiren, gab auch manche Komödien vollſtändig überſetzt und hatte, ſchon weil er die Neugier in Anſpruch nahm, ſtets volle Häuſer. Dieſe Beſchäftigung reizte ihn denn nach und nach, mit eignen Erzeugniſſen, wie der eiferſüchtigen Frau, aufzutreten. Ja er wurde ſo kühn, den Arlecchino zu verbannen, zu welchem Ende er die Scolaſtica des Arioſt mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieſer Verſuch ſchien doch, dem Erfolg nach, übereilt; denn unter lautem Murren des Publicums konnten nur vier Acte aufgeführt werden, zu nicht geringem Verdruß des redlichen, eifrigen Mannes. Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die ſich ihm durch einen italiſchen Fürſten bot, eine Schauſpielergeſellſchaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten, und ſein minder empfängliches Vaterland zu verlaſſen. Am 18ten Mai 1716 trat er mit ſeiner Geſellſchaft auf dem Theater Hotel de Bourgogne auf. Er und ſeine Familie, von ſeinen beiden Frauen beſonders die zweite Elena Baletti, und ſpäter ſein Sohn Franz, genoſſen durch die Feinheit, Gewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darſtellungen allgemeinen Beifall. Sein erſter Aufenthalt in Paris dauerte zwölf Jahre bis zum Monat März 1729. Am 10ten Januar 1726 trat ſein Sohn zum erſten Mal in Marivaux Liebesüberraſchung auf, den Zuſchauern vom Vater herzlich und verbindlich empfohlen, bei welcher Gelegenheit folgendes Madrigal erſchien:

Pour ton fils, Lélio, ne sois point allarmé!
    Il n'a pas besoin d'indulgence;
D'un heureux coup d'essai le parterre charmé
N'a pû lui refuser toute sa bienveillance.
Pour ses succès futurs cesse donc de trembler,
    Que nulle crainte ne t'agite,
    Si ce n'est d'avoir dans la suite
    Un généreux rival, qui pourra t'égaler.

In dieſen zwölf Jahren war Riccoboni unermüdet. In Geſellſchaft mit Dominique und Romagneſi, auch ſeinem Sohne, bearbeitete er ſelbſt ſeinen Anſichten und Zwecken gemäße Komödien. Es waren meiſt bloße erſte Entwürfe, die auch deßhalb canevas hießen, dem Stoffe nach zum Theil altitaliſche dramatiſche Überlieferungen, deren weitere Ausführung und eigentlich mimiſche Behandlung und Belebung den Schauſpielern, wie in der ſogenannten commedia dell' arte vorbehalten geweſen zu ſeyn ſcheint. Sie ſind nicht eigens gedruckt, aber durch den Mercure bekannt gemacht. Außer dem immer unter mancherlei Geſtalten mit mancherlei Schickſalen wiederkehrenden und durchleuchtenden Arlecchino, der ſich doch nicht ganz bannen ließ, waren es auch meiſt in das Burleske gezogene Charakterſchilderungen, wie: die eiferſüchtige Frau, der Freigebige wider Willen, der franzöſirte Italiener, der Betrüger wider Willen, der unzeitig Aufrichtige, der parteiiſche Vater, der Spieler, der Argwöhniſche, der Nachläſſige u. ſ. w. Leſſing hat in ſeiner theatraliſchen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Dazu ſchrieb Riccoboni auch eine Geſchichte des italiſchen Theaters vom Verfall der lateiniſchen Komödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italiſchen Tragödien und Komödien. Seine hiſtoriſch-kritiſchen Bemerkungen über die verſchiedenen Theater Europa's enthalten, wie es von einem ſo fleißigen und gebildeten Schauſpieler zu erwarten war, viel eingeſtreute gute Bemerkungen und theoretiſche Winke über ſeine Kunſt. Auch ſechs Kapitel über die Darſtellungskunſt gab er in ſeiner Mutterſprache heraus, ſo wie ſein Sohn ſpäter l'art du théâtre. Er machte ſich alſo gewiß um die Bühne ſehr verdient. Im Jahre 1729 bat er um ſeine Entlaſſung, die er mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres erhielt, und lebte hierauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht die dieſem Geſchäft eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt hatten, ſo zog ihn ſeine Liebe dazu doch noch ſtärker zurück, und ſo ging er nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Paris, mit allgemeinem Beifall, wie er ihn früher genoſſen, empfangen. Im Jahre 1736 machte er mit ſeiner Familie wieder einen kleinen Ausflug in die Provinz, wir wiſſen nicht, ob um etwa Gaſtrollen zu geben, oder zur Erholung und zum Vergnügen. Im März 1737 kam er aber wieder nach Paris. Wie lange ſie dort geblieben, iſt nicht ganz auszumitteln. Der Sohn verließ im Jahre 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien im Schooße ſeiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und ſpätern Strebungen bis auf unſere Zeiten herauf im Verhältniß zu der Theilnahme des Publicums, ſo ſieht man wohl, daß Riccoboni nach manchen Schwankungen, welche aus ſeiner Eigenthümlichkeit in größerm oder kleinerm Streit mit der Volksthümlichkeit hervorgingen, durch den Gang der Zeit doch eine Richtung einſchlug, welche wieder durch manches Auf- und Ab hindurch die herrſchende geblieben iſt. Freilich aber zeigt der durchgängige Geſchmack an dieſen flachen Sittengemählden, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerſpiele, daß auch hier, wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poeſie ganz vorüber iſt, und nur noch in einzelnen Gemüthern abklingt, und abdämmert. Italiener, Franzoſen, Spanier und Engländer theilen dies mit uns Deutſchen, nur daß der gründlichere deutſche Geiſt vielleicht nach ſeinen Schwankungen, in welchen er begriffen iſt, eher einen Mittelpunkt zu finden geeignet ſeyn möchte, wenn nicht

überhaupt der Weltgeiſt eine andre Richtung und eine andre Sphäre, als die der Kunſt, ihm angewieſen hat, worauf manche Zeichen wohl hinführen möchten. Wa.

Richard I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II. und Eleonorens von Poitou. Wegen ſeiner Tapferkeit und Kühnheit erhielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung (1189) vereinigte er ſich mit König Philipp von Frankreich zu einem Kreuzzuge gegen Saln-Heddin. Ehe Richard noch das gelobte Land erreichte, führte er noch manche That aus; er befreite ſeine Schweſter Mathilde aus der Gefangenſchaft des Königs Tancred von Sicilien, und eroberte die Inſel Cypern, deren König, Iſaac Comnenes, in ſilberne Feſſeln geſchlagen wurde. Hierauf in Paläſtina angelangt, bewährte er ſeinen Heldenmuth durch die Eroberung von Ptolemaïs, und manche ritterliche That. Da aber bald Uneinigkeit zwiſchen ihm und Philipp ausbrach, auch hier, wie immer, die Nationaleiferſucht der Engländer und Franzoſen ſich zeigte, ſo begab Richard ſich auf den Heimweg (1192). Durch Sturm an die Küſte von Dalmatien verſchlagen, wurde er hier von ſeinem perſönlichen Feinde, dem Herzog Leopold von Öſterreich, gefangen genommen, und an Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert, der Richard ſo lange feſt hielt, bis er ſich mit 100,000 Mark Silbers löſ'te. Bei ſeiner Zurückkehr nach England fand er ſeinen Bruder Johann auf dem Thron, den er jedoch wieder verdrängte, worauf er gegen Frankreich ſich rüſtete, das die Normandie angegriffen hatte. In der Schlacht bei Giſons beſiegte er die Franzoſen, wurde aber bald darauf bei der Belagerung von Limoſin durch einen Pfeilſchuß getödtet (1199). Die ritterlichen Thaten und Abenteuer dieſes Königs haben Dichtern und Romanziers reichen Stoff zu vielen Erzählungen und Liedern gegeben. Sein in Deutſchland ihm wiederfahrendes Mißgeſchick hatte er ſich durch Stolz und Übermuth gegen die Deutſchen in Paläſtina und durch die Unterſtützung der Unruhen in Sicilien gegen Heinrich VI. zugezogen. Seiner Verordnung nach wurde ſein Leichnam zu Fontevraut, zu Füßen des Sarges ſeines Vaters, beigeſetzt, um dadurch ſeine Reue anzuzeigen über das pflichtwidrige Betragen, das er bei Lebzeiten gegen ihn ſich erlaubt hatte; jedoch wurden ſeine Eingeweide gleichfalls auf ſeinen Befehl, zu Charonne, ſein Herz zu Rouen beerdigt, weil, wie er ſagte: die Bewohner des erſten Orts durch ihre Treuloſigkeit nichts beſſers von ihm verdienten, die des Letztern aber durch ihre Anhänglichkeit ſein Herz ſich auf immer erworben hätten.

Richard II., König von England, Sohn des ſchwarzen Prinzen und Enkel Eduards III., geboren 1366, beſtieg (1377) in ſeinem 11ten Jahr bei dem Tode ſeines Großvaters den Thron deſſelben mit allgemeiner Zufriedenheit des engliſchen Volks, welches das Andenken des heldenmüthigen Vaters dieſes Königs verehrte, und von ihm ſelbſt Tugenden erwartete, die ſeiner äußern Erſcheinung entſprechen würden. Die oberſte Staatsgewalt war zu dieſer Zeit in den Händen der drei Oheime des jungen Königs, nämlich Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaſter, Edmunds, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzogs von York, und des Thomas von Woodſtock, nachherigen Herzogs von Glouceſter. Von dem verſtorbenen Könige war nicht ausdrücklich eine Regentſchaft

beſtimmt worden, aber auf Verlangen des Hauſes der Gemeinen wurde ein Conſeil von neun ausgezeichneten Perſonen zur Verwaltung der höchſten Gewalt angeordnet. Die frühern Jahre der Minderjährigkeit Richards II. verfloſſen unter Kriegen mit Frankreich und Schottland, deren Folgen ein fürchterlicher innerer Aufruhr war, welcher durch die zum öffentlichen Dienſt erfoderlichen Auflagen veranlaßt wurde. Durch das unanſtändige Verfahren eines Einnehmers der Kopfſteuer entrüſtet, erſchlug ein Ziegler, Namens Walter, jenen mit einem Hammer; augenblicklich verbreitete ſich dadurch die Flamme des Aufruhrs über die Grafſchaft Kent, und von dort in alle benachbarten Landſchaften, ſo daß ein Corps von 100,000 Mann auf Blackheath ſich ſammelte. Der Zweck dieſer Aufrührer war nicht bloß, die Abſchaffung einer drückenden Auflage zu bewirken, ſondern auch ihr Land von der perſönlichen Knechtſchaft, in welcher die niedrigen Claſſen gehalten wurden, zu befreien, ſo wie auch Ideen von natürlicher Gleichheit, welche gegen jeden Unterſchied der Stände anſtießen, und eine allgemeine Gleichmachung des Eigenthums heiſchten, ſich unter den Inſurgenten verbreitet hatten. Als ſie ſich London näherten, ſandten ſie eine Botſchaft an den König, die eine Unterredung mit ihm foderte. Sein Staatsrath rieth ihm deßhalb, mit ihnen am Geſtade der Themſe zuſammenzukommen. Als er ſich aber in ſeinem Boote ihnen näherte, erhoben ſie ein ſo wildes Geſchrei, daß er mit ſeiner dadurch in Furcht geſetzten Begleitung zurückkehrte, ohne ihren Wünſchen zu genügen. In der Wuth hierüber fielen ſie in London ein, verbrannten mehrere öffentliche Gebäude, begingen viele Mordthaten und andere Ausſchweifungen, und verbreiteten allgemeines Entſetzen. Am folgenden Tage, als ſie den Kanzler der Schatzmeiſter und andre vornehme Perſonen umgebracht hatten, gingen ſie nach Milefad, wo der König ſich befand, und hier wurden ihnen, um ſie zu beſänftigen, ausgedehnte Freiheitsbriefe, und eine völlige Verzeihung für alles Begangene zugeſtanden. Nach dieſen Bewilligungen zerſtreuten viele der Aufrührer ſich wieder in ihre Wohnungen, nur ihr Hauptanführer Wat Tyler blieb an der Spitze der kentiſchen Inſurgenten zu London zurück. Dieſe begegneten dem Könige, als er am Tage nachher mit einem kleinen Gefolge ritt, noch 20,000 Mann ſtark, in Laithfield. Hier redete Wat Tyler den jungen Richard mit der größten Unverſchämtheit an, und machte die übertriebenſten Foderungen, aber der Lordmayor Walworth von London zog ſein Schwert und durchbohrte ihn. Als die Meuter beſtürzt über den Fall ihres Anführers da ſtanden, ritt der König mit einer, bei einem 15jährigen Jünglinge bemerkenswerthen Geiſtesgegenwart allein auf ſie zu, ſagte ihnen, daß er ihr Anführer ſeyn wollte, und führte ſie wider ihren Willen in die benachbarten Gegenden. Nicht lange nachher erſchienen der Lordmayor und andre Königlichgeſinnte an der Spitze einer ſtarken Armee gegen andre Inſurgenten, welche ſo beſtürzt wurden, daß ſie auf ihren Knieen um Gnade baten. Richard bewilligte ihnen dieſelbe unter der Bedingung, daß ſie augenblicklich aus einander gehen ſollten, und entließ ſie mit denſelben Freiheitsbriefen, die er den vorigen ertheilt hatte. Inzwiſchen hatte ſich die Fackel der Empörung auch über andre Theile des Königreichs, beſonders über Norfolk und Suffolk verbreitet, wo manche Grauſamkeiten vollbracht wurden; aber die Aufrührer wurden ſogleich durch Gewalt

unterdrückt. Als alles ruhig war, zog Richard an der Spitze von 40,000 Mann, die durch ein von den Anhängern der Krone veranlaßtes Aufgebot zuſammengerufen waren, zu Felde, und ſandte, nachdem er alle von ihm ertheilten Freiheitsbriefe als erzwungen und geſetzwidrig widerrufen hatte, Commiſſionen in die verſchiednen Landſchaften, um die Aufrührer zu verhören, von denen eine große Anzahl hingerichtet wurde. So wurden, als gewöhnliche Folge von Empörungen, die begangenen Gewaltthaten ein Entſchuldigungsgrund für die Aufhebung gerechter und vernünftiger Bewilligungen, und der Zuſtand des Volks wurde durch die gegen daſſelbe verhängten Strafen noch ſchlimmer als vorher. So ſehr das Verfahren des Königs bei dieſen Ereigniſſen von Klugheit zeugen mochte, ſo wenig entſprach er im reifern Alter den erregten Erwartungen. Eine vernachläſſigte Erziehung und ausſchweifende Geſellſchaften zu einer verwerflichen Milde und Nachſicht, die bei jungen Königen ſo gewöhnlich ſind, wirkten ſehr nachtheilig, zumal da ein ſchwacher Verſtand und ein lenkſames Gemüth ihn den Verführungen ſeiner Lieblinge Preis gaben. In ſeinem ſechzehnten Jahre verheirathete er ſich mit Anna, Tochter Kaiſer Carls IV. Bald nachher ließ er ſich verleiten, dem Großſiegelbewahrer Scrooz das große Siegel abnehmen zu laſſen, weil er ſich geweigert hatte, es einigen Länderſchenkungen, die Richard an Höflinge gemacht hatte, unterzudrücken. Ein Krieg mit Frankreich und Schottland, und die ehrgeizigen Entwürfe des Herzogs von Lancaſter beunruhigten mehrere nachfolgende Jahre von Richards Regierung. Schon waren die Miniſter gewilligt, jenen mächtigen Onkel des Königs wegen Hochverraths vor Gericht zu ſtellen, als die Gefahr eines bürgerlichen Krieges eine Ausſöhnung veranlaßte. Als der Waffenſtillſtand mit den beiden feindlichen Königreichen verfloſſen war, ging Richard mit einer großen Armee nach Schottland, und verwüſtete ohne Widerſtand die Gegenden um Edinburg und Perth. Unterdeſſen machte eine ſchottiſche Armee einen verheerenden Einfall in England, und wechſelſeitige Verwüſtungen waren die einzige Frucht dieſer Feldzüge. Richards vorzüglichſte Lieblinge waren Michael de la Pole, Graf von Suffolk und Kanzler, und Robert de Vere, Graf von Oxford, und ſeine Verſchwendung gegen ſie in Gütern und Würden, die er ihnen gab, war ohne Gränzen. Den letztern machte er zum Herzoge von Irland mit voller Souveränität auf Lebenszeit. Als der Herzog von Lancaſter in Spanien abweſend war, ſtellte ſich des Königs jüngerer Onkel, der Herzog von Glouceſter, ein Mann von leutſeligen Sitten und gefährlichem Ehrgeiz, an die Spitze einer gegen die Lieblinge Richards gerichteten Partei, und verwickelte einige große Lords und das Haus der Gemeinen in ſeine Plane. Auf ſein Anſtiften wurde eine Anklage wider den Kanzler dem Oberhauſe übergeben. Obgleich der König ſich mit ſeinem Hofe nach Eltham begab, ſo ward er doch genöthigt, ſeinen Miniſter zu entlaſſen, der darauf ſeiner Güter für verluſtig erklärt, und zur Gefangenſchaft verurtheilt wurde. Das Parlament beraubte ſogar den König ſeines ganzen Anſehens, und zwang ihn, einen Regentſchaftsrath aus vierzehn Perſonen beſtehend, und auf ein Jahr mit der höchſten Staatsgewalt verſehen, anzuordnen. Natürlich mußte der 21jährige Richard, der nun ganz in einen Zuſtand der Unbedeutendheit geſetzt war, hierüber ſehr erbittert ſeyn. Nach häufigen Berathſchlagungen mit ſeinen Vertrauten, verſammelte er 1387 zu

Nottingham ein Conſeil ſeiner Freunde, in Form eines Gerichts, welches die Frage über die Rechtmäßigkeit der Regentſchaftscommiſſion, die er gezwungen hätte genehmigen müſſen, entſcheiden ſollte. Man erklärte die Commiſſion für eine Verletzung der königlichen Rechte, und alle bei derſelben Angeſtellte eines Todesverbrechens ſchuldig. Kaum war der Herzog von Glouceſter und ſeine Partei hievon benachrichtigt, als ſie ſich bereit machten, ihre Sache durch Gewalt zu ſchützen. Sobald alſo der König nach London zurückgekehrt war, erſchienen ſie in Haringay Park an der Spitze einer großen Armee, ſandten eine Botſchaft an Richard, und verlangten die Auslieferung von fünf Perſonen, welche ſie für Verräther angaben. Da man der Macht nichts entgegenſetzen konnte, ſo nahmen die Angeſchuldigten die Flucht, und der König mußte verſprechen, ſie vor ein Verhör zu ſtellen. Der Herzog von Irland ſammelte indeſſen einige dem Könige ergebene Mannſchaft, und eilte auf London zu, ward aber ſchon in Oxfordſhire geſchlagen. Die ſiegreiche Partei ſetzte jetzt alle, die ihr verdächtig waren, gefangen, und bei dem folgenden Parlament wurden die fünf Vorzüglichſten aus dem Conſeil des Königs angeklagt und verurtheilt. Zwei, deren man ſich bemächtigt hatte, wurden hingerichtet, und mit gleicher Strenge verfuhr man nachher gegen andre Freunde des Königs. Die Richter, welche zu Gunſten Richards in dem von ihm niedergeſetzten Gerichte geſprochen hatten, wurden alle des Hochverraths für ſchuldig erklärt, und zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt. Wahrſcheinlich machte die glouceſterſche Partei ſich durch dieſe Strenge und dieſen Mißbrauch ihrer Gewalt ſelbſt verhaßt, denn als (1389) Richard in den Regentſchaftsſaal eintrat, und mit entſchloſſenem Tone verlangte, die Regierung ſelbſt zu führen, da widerſetzte ſich Niemand, und er vertrieb den Herzog von Glouceſter mit ſeinen Anhängern, und beſetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Perſonen. Zugleich machte er eine allgemeine Amneſtie, und die Erlaſſung aller, durch das letzte Parlament gemachten Auflagen bekannt. Einige Jahre ſpäter bildete ſich unter dem Herzog von Lancaſter eine der glouceſterſchen entgegengeſetzte Partei, mit welcher Richard ſehr klüglich auf dem beſten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachläſſig und von häufigen Waffenſtillſtänden unterbrochen geführt; dagegen beſuchte der König an der Spitze eines Kriegsheers 1394 Irland, um die Angelegenheiten dieſes Landes auf einen feſten Stand zu ſetzen. Er ließ ſich von den erſten Großen jener Inſel huldigen, und kehrte darauf nach England, wo ſein Onkel, der Herzog von York, die Regentſchaft führte, zurück. Da ſeine Gemahlin geſtorben war, heirathete er die Tochter Carls VI. von Frankreich, Iſabelle, und ſchloß mit dieſem Reiche einen 25jährigen Waffenſtillſtand. Obgleich kein bekannter Fehler in der Regierung von ihm begangen ward, ſo machte er ſich doch durch ſeinen Privatcharakter und ſeine Lebensart bei dem Volke verächtlich, denn er war nachläſſig, verbrachte ſeine Zeit bei Gaſtmählern und Vergnügungen, ſchenkte Leuten gemeinen Standes ſeiner Vertraulichkeit und vergaß ganz ſeines königlichen Ranges. Seine Lieblinge ſpendeten Ämter und Würden aus, und er war Nichts. Der unruhige Herzog von Glouceſter machte dies ſich zu Nutze, entflammte durch lauten Tadel, beſonders der franzöſiſchen Heirath und des langen Waffenſtillſtands, die Gemüther des Volks. Die Entwürfe des Herzogs fürchtend,

ließ der König auf den Rath ſeiner Vertrauten, den Herzog und zwei ſeiner Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gefangen nehmen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverraths ſchuldig erkannt, und 1397 hingerichtet, der Graf von Warwick und ſein Bruder, der Erzbiſchof von Canterbury, wurden gleichfalls ſchuldig befunden, zu ewiger Verbannung verurtheilt, und der Herzog von Glouceſter ward nach Calais ins Gefängniß geſchickt, von woher aber der Gouverneur berichtete, daß er am Schlagfluſſe geſtorben ſey. Gleich entſtand Verdacht, daß er ermordet worden, und wirklich iſt es bewieſen, daß er erſtickt ward. Ein Streit zwiſchen den Herzogen von Hereford und Norfolk wegen verächtlicher Reden, die der letztere von Richard geführt haben ſollte, war die Urſache des Endes dieſer Regierung. Die beiden Herzoge foderten ſich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweikampfe, aber Richard nahm ſeine Erlaubniß hiezu zurück, verbannte die beiden Streitenden, und zwar Norfolk auf Lebenszeit, und Hereford auf zehn Jahr, die nachher auf ſechs herabgeſetzt wurden. Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter, deſſen Sohn und Erbe der Herzog von Hereford war, ſtarb 1399. Richards Begierde, die großen Güter einzuziehn, veranlaßte den Herzog von Hereford, während der König gerade einen Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Yorkſhire zu landen. Es verbanden ſich mit ihm die Grafen von Northumberland, Weſtmoreland und Andere, und er foderte nun an der Spitze von 60,000 Mann, das Herzogthum Lancaſter, welches Richard ſchon vor Herefords Landung hatte einziehen wollen. Der Regent des Königreichs, der Herzog von York, ſchlug ſich, ſtatt Widerſtand zu leiſten, zu Herefords Partei. Der König, hievon benachrichtigt, landete zu Milford Haven, und faſt von Allen verlaſſen, ging er nach Nord-Wallis, um von da ſich nach Frankreich zu begeben. Zu einer Zuſammenkunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege dahin von bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint-Caſtle gebracht. Von dort führte ihn ſein Nebenbuhler (denn dafür bekannte ſich Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, jetzt öffentlich) nach London. Heinrich wurde mit den lauteſten Freudensbezeugungen empfangen, aber dem unglücklichen Richard

— rief niemand zu: Gott ſegne ihn!
Kein frohes Wort hieß ihn: Willkommen hier!
Nur Staub ward auf ſein heilig Haupt geſtreut! *)

Seine Entthronung war beſchloſſen, und ihr voraus ging die erzwungene Entſagung ſeiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgeſetzt, von denen viele übertrieben, falſch und läppiſch waren, obgleich andre wirkliche Beſchuldigungen von Grauſamkeit und übler Regierung enthielten. Der Einzige, der für Richard ſprach, war der Biſchof von Carlisle; doch der edle Mann mußte mit eigner Gefängnißſtrafe büßen, und Richard wurde (30ſten September 1399) feierlich entſetzt. Heinrich trat ſodann auf, verlangte die Krone, die ihm zugeſtanden ward, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürſten, den er des Thrones beraubt hatte, zu ſchonen. Hierauf ward Richard nach Pamfort in Schott-

*) No man cried: God save him!
No joyfull tongue gave him welcome home!
But dust was thrown upon his sacred head.

land zu ſicherer Verwahrung geſchickt; allein das gewöhnliche Schickſal der in ältern Zeiten entſetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewiſſe Kunde von der Art ſeines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er von ſeinen Wächtern mit Hellebarden erſtochen. Wahrſcheinlicher iſt es jedoch, daß man ihn hatte verhungern laſſen, denn als man ſeine Leiche zur Schau ausgeſtellt hatte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar geweſen. Er ſtarb ohne Nachkommen im 34ſten Jahr ſeines Alters, und im 13ten ſeiner Regierung. N. P.

Richard III., König von England, geboren 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York. Bei der Thronbeſteigung ſeines Bruders Eduard IV. wurde er zum Herzoge von Glouceſter ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er feſt an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart ſeines Geſchlechts, und man beſchuldigt ihn, Theil an dem nach dem Treffen von Tewksbury geſchehenen Morde des Prinzen Eduard von Wales gehabt zu haben, auch der Anſtifter, wo nicht gar der Vollbringer der Ermordung Heinrichs IV. im Tower geweſen zu ſeyn. Mit dieſer Blutgier vereinte er die feinſte Politik und Verſtellung. 1473 heirathete er Anna, Witwe des erwähnten Prinzen von Wales, und Tochter Nevile's, Grafen von Warwick. Sein älterer Bruder, Clarence, hatte die andre Tochter geheirathet, und darüber entſtand wegen der Theilung des Vermögens zwiſchen ihnen ein ſchrecklicher Streit. Richard, welchem Clarence hinderlich in ſeinen Vergrößerungsentwürfen ſchien, verſtand ſich mit den Feinden ſeines unglücklichen Bruders zu Anklagen, welche das Verderben des letztern zur Folge hatten. Nach mehreren ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode, 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ ſogleich ſeinen Neffen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären, und ſchwur ihm den Eid der Treue. Die Nation wurde gerade jetzt durch zwei große Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Königin Mutter, unter Leitung ihres Bruders, des Grafen Rivers, und ihrer Söhne erſter Ehe, des Marquis von Dorſet und des Lords Richard Grey, beſtand. An der Spitze der andern befanden ſich der Herzog von Buckingham und Lord Haſtings. Beiden ſchmeichelte der Herzog von Glouceſter, ſo lange er die geheimen Plane ſeiner Ehrſucht verfolgte. Sein Vorſatz war, ſich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deßhalb ließ er, nachdem er Abends zuvor, begleitet von dem Herzoge von Buckingham, einem Gaſtmahle bei Rivers mit dem Lord Grey und Sir Thomas Vaughan beigewohnt hatte, am andern Morgen die drei letztern verhaften, ſchickte ſie nach dem Schloſſe Pomfret, und verabſchiedete alle Hofleute und Diener des Königs. Bei der Kunde hievon ſuchte die Königin Mutter mit ihrem und Eduards zweitem Sohn, Herzoge von York, eine Zuflucht in der Weſtminſterkirche. Da es aber zu des Protectors Zweck nöthig war, beide Prinzen in ſeiner Gewalt zu haben, ſo beredete er zwei Prälaten, die Königin zu vermögen, den Herzog von York gegen die heiligſten Verſprechungen ſeiner Sicherheit herauszugeben. Mit Buckinghams und Haſtings Zuſtimmung ließ er die Gefangenen zu Pomfret ohne weiteres Verhör hinrichten, und an dem Tage, wo dies geſchah, hielt er im Tower eine Berath-

ſchlagung, ließ während derſelben ein Aufruhrgeſchrei erheben, worauf eine Menge Bewaffneter hereinſtürzten, ſich des Erzbiſchofs von York, des Biſchofs von Ely, des Lords Stanley und des Lords Haſtings, welchem die Bewachung der drei Erſtern übertragen war, bemächtigten. Haſtings wurde ſogleich hingerichtet, weil er, obgleich unverſöhnlicher Feind der Königin und ihrer Partei, doch dem jungen Könige und ſeinem Bruder mit ganzer Seele ergeben war. Nach dieſem kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele ſeiner Wünſche nahe. Der nächſte Schritt hiezu war die Erklärung, daß Eduards Kinder unehelich wären, und dies geſchah, indem er eine früher vollzogene heimliche Heirath jenes Königs mit Eleonore Talbot, Tochter des Grafen von Shrewsbury, und Witwe eines Lords Buttler, vorgab. Da nun hiedurch, wenn es auch bewieſen war, die Kinder von Richards älterm Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichern Rechte zum Thron nicht beraubt werden konnten, ſo machte er einen Angriff auf die Ehre ſeiner eignen Mutter, gab vor, daß ſie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit Andern gezeugt hätte, und ihrem Gemahl bloß bei Richards Erzeugung treu geweſen wäre. Durch einen Doctor Shaw, den Bruder des Lordmayors von London, wurden dieſe Beſchuldigungen ſogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Anſprüche und Tugenden des Protectors, und fragte ſie: ob ſie den Herzog von Glouceſter zum Könige wählen wollten? Niemand antwortete, und Buckingham wiederholte voll Verdruß ſeine Frage nochmal. Da riefen zuletzt einige beſtochene Stimmen: Gott ſegne den König Richard. Dies wurde als allgemeine Volksſtimme angenommen. Buckingham und der Lordmayor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erſt ſtellte er ſich erſchrocken und beſorgt, dann ſchützte er ſeine Anhänglichkeit an ſeinen Neffen, und ſeine Abneigung, eine ſolche Laſt auf ſich zu nehmen, vor, ſchloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27ſten Juni 1483, als Richard III. zum Könige erklärt. Von dem jungen abgeſetzten Könige und ſeinem Bruder hörte man nachher nichts weiter, und wahrſcheinlich wurden ſie auf Befehl ihres Onkels im Tower umgebracht. Das gänzliche Verſchwinden eines Jünglings, der als König anerkannt war, iſt eine Thatſache, die keiner weitern Auslegung bedarf; und wenn ſein jüngerer Bruder auch wirklich wunderbarer Weiſe entflohen, und, was nicht glaublich iſt, der unter der nächſten Regierung bekannt gewordene Perkin Warbeck war, ſo bleibt doch Richards verbrecheriſches Verfahren immer daſſelbe. Seine Regierung fing er mit Belohnungen derer, die er zu ſeinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen an, ſich die Volksgunſt zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge beſuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ ſich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier ſeinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abſcheu gegen ſeine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, deſſen er ſich angemaßt hatte, zu ſtürzen. Weil man die beiden Prinzen im Tower todt glaubte, und nach einem Kronerben umherblickte, richteten ſich alle Augen auf Heinrich, Grafen von Richmond, der von Seiten ſeiner Mutter von der ſommerſetſchen Linie des Hauſes Lancaſter ſtammte, und aus England entflohen war.

Richards erſte Gefahr aber entſpann ſich aus der Unzufriedenheit ſeines großen Mitverbrechers, des Herzogs von Buckingham, der, entweder weil er ſich nicht genug belohnt glaubte, oder weil er fürchtete, ein Opfer der Eiferſucht des Königs zu werden, ſich gegen dieſen mit mehreren Mißvergnügten im ſüdlichen und weſtlichen England in eine Verſchwörung einließ. Richard, von dem Complott benachrichtigt, bot Truppen auf, um es zu dämpfen. Die Verſchworenen beſchleunigten, auf die Kunde hievon, ihre Maßregeln, und erhoben am nämlichen Tage im October 1483 in verſchiedenen Gegenden die Fahne des Aufruhrs. Eine ungewöhnliche Fluth verhinderte den Herzog von Buckingham, über die Severn zu gehen, und ſich mit ſeinen Bundesgenoſſen zu vereinigen. Plötzlich von ſeinem Gefolge verlaſſen, mußte er die Flucht ergreifen, und verbarg ſich in dem Hauſe eines alten Bedienten. Er ward verrätheriſcher Weiſe ausgeliefert, und zu Salisbury ohne Verhör hingerichtet. Die andern Verſchwornen zerſtreuten ſich, und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Zur nämlichen Zeit kam der Graf von Richmond, welcher mit einer Flotte von St. Malo ausgelaufen war, um ſich mit ſeinen Freunden in England zu vereinigen, und von einem heftigen Sturm überfallen wurde, an der Küſte an, kehrte aber, da ihm nur ein Schiff übrig geblieben war, ohne zu landen zurück. Hiedurch ſchien nun Richard mehr auf dem Throne befeſtigt, und er benutzte ſeinen Vortheil, indem er ein Parlament zuſammenrief, in welchem mehrere heilſame Geſetze gegeben, beſonders aber die Nachkommenſchaft Eduards IV. für unehelich erklärt, und Richarden nebſt ſeinen Nachkommen die Krone beſtätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieſer entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des franzöſiſchen Königs. Der Tod ſeines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in ſeinem Glück ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard ſchrieb dieſen Todesfall einer Vergiftung zu, ohne daß jedoch ein Merkmal ſolches Verbrechens da war. Um die Heirath zwiſchen Eliſabeth, der älteſten Tochter ſeines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entſchloß er ſich, ſelbſt dieſe Prinzeſſin zu heirathen, und die Königin Mutter ward in ihrer einſamen Lage vermocht, dazu ihre Zuſtimmung zu geben. Da dieſe Verbindung für das Intereſſe des Grafen höchſt nachtheilig war, ſo eilte derſelbe zu einer neuen Unternehmung gegen England, und landete im Auguſt 1485 mit einer kleinen Armee zu Milfordhaven. Richard, welcher nicht wußte, in welcher Gegend er ſeinen Feind erwarten ſollte, war in der äußerſten Beſtürzung, welche durch den Argwohn gegen die Treue der Edeln, die ſeinem Aufgebot folgten, vergrößert wurde. Unter den letztern war Lord Stanley, welcher Margaretha, die Mutter Richmonds, zur Gemahlin hatte. Als Richard nun von der Annäherung ſeines Nebenbuhlers Kunde erhielt, zog er mit einem beinahe 15,000 Mann ſtarken Heere zu Felde, und traf zu Bosworth in Lincolnſhire den Grafen von Richmond, der nur 6000 Mann hatte, aber insgeheim des Beiſtandes von Stanley, der ein beſondres Corps von 7000 Mann befehligte, verſichert worden war. Die Schlacht ward am 23ſten Auguſt geliefert, und mitten im Treffen fiel Stanley mit ſeinen Truppen über die Flanke der königlichen Armee her, und ſicherte Richmonden den

Sieg. Richard ſtürzte voll Verzweiflung ſich gegen ſeinen Mitbewerber, erſchlug den Fähndrich deſſelben, und wollte Richmonden ſelbſt anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heerführers waren ſeine Truppen gänzlich geſchlagen. Sein Leichnam wurde auf dem Felde gefunden, ganz entkleidet und nach Leiceſter gebracht, wo er begraben wurde. So fiel dieſer gehaßte Fürſt im 35ſten Jahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, der ihm ſo viele Verbrechen und ſo viele Sorgen koſtete, behauptet hatte. Er beſaß Muth, Beredſamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber dieſe Eigenſchaften wurden durch Grauſamkeit, Verſtellung, Treuloſigkeit, und durch eine verderbliche, unbegränzte Ehrſucht befleckt. In der Erſcheinung war er klein, mißgeſtaltet, von abſchreckendem Äußern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen ſeine Gemüthsart ſeine körperlichen Fehler vergrößert. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volks als dasjenige des abſcheulichſten Tyrannen, der je auf dem engliſchen Throne ſaß. N. P.

Richardſon (Samuel), war der Sohn eines Pächters in der Grafſchaft Derby, und wurde 1689 geboren. Da ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ihm nicht erlaubten zu ſtudiren, ſo widmete er ſich, nachdem er die Schule verlaſſen, der Buchdruckerkunſt, um dadurch ſich eine literariſche Bahn zu brechen, und ſeinen Hang zur Lectüre zu befriedigen. Er iſt der Schöpfer einer Art moraliſcher Romane, die in ſeinem Vaterlande ſowohl als im Auslande bald großes Aufſehn erregten, und ihrem Verfaſſer das Andenken der Folgezeit und ein bedeutendes Einkommen einbrachten. Durch letzteres ſah ſich Richardſon in Stand geſetzt, ſelbſt eine anſehnliche Druckerei zu errichten, und durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodiſchen Schriften ſich nach und nach ein anſehnliches Vermögen zu erwerben. Die vorzüglichſten ſeiner Werke: *Pamela*, *Clariſſa* und *Grandiſon*, ſind mehrfach ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt, und wenn die Kritik an dieſen Romanen mit Recht eine zu große Gedehntheit tadelt, die gar oft in ununterhaltende Breite ausartet, ſo darf ſie doch auch nicht unterlaſſen, mit wohlverdientem und rühmlichem Lobe der darin enthaltenen Menſchenkenntniß und höchſt richtigen Charakter- und Situationszeichnung zu gedenken. Neuere haben Richardſon für einen Shakſpeare im Fache der Romandichtung, Andre für einen Rouſſeau der Engländer ausgegeben. Ohne Richardſons wohlverdientem Ruhm zu nahe zu treten, glauben wir doch, daß beides eine unrichtige Parallele iſt, wovon jeder ſich überzeugen wird, der die Schriften der drei Genannten mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wie wir denn überhaupt das eine Zeit lang förmlich Mode gewordene in Parallelſtellen verſchiedner Männer, nicht billigen, ſondern dafür halten, daß jedes Individuum für ſich als ein abgeſchloſſenes Ganzes begriffen und erfaßt werden muß, wenn man zu einem klaren Reſultate darüber gelangen will. Unter den mehrern deutſchen Überſetzungen, die Richardſons Werke erlebt haben, gehört die des in ſich vollendetſten von allen, der *Clariſſa* von Koſegarten in acht Bänden, zu den beſten; unter dem Heer von Nachahmungen, die gewöhnlich nach dem Erſcheinen irgend eines bedeutenden Werks in der ſchönen Literatur ans Licht zu treten pflegen, verdient die von Muſäus unter dem Titel: *Grandiſon der Zweite*, gelieferte, am meiſten Erwähnung. Richard-

ſon ſtarb 1761 am Schlage, und hinterließ den Ruhm eines recht- ſchaffenen, wohlthätigen und arbeitſamen Mannes.

Richelieu (Armand du Pleſſis, Cardinal, Herzog von). Unter die größten Staatsmänner, die Frankreich, ja vielleicht jedes andre Land gehabt hat, gehört dieſer in die Geſchichte ſeines Landes und ſeiner Zeit ſo mächtig eingreifende Mann. Er wurde 1585 zu Paris geboren, und erhielt ſchon im 22ſten Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch den vortrefflichen Heinrich IV. und deſſen nicht minder trefflichen Miniſter Sully aus langer Anarchie und Verwirrung endlich wieder zur Ruh, Wohlſtand und Ordnung gekommen. Zu früh für die Welt endete Heinrich, ſein noch unmündiger Sohn Ludwig XIII. ward König, und deſ- ſen Mutter, Maria von Medicis, Vormünderin. Bei dieſer wußte Richelieu ſich bald ſo in Gunſt zu ſetzen, daß ſie ihn zum Großal- moſenier und Staatsſecretär erhob. Die Verwirrungen, die ſich Maria zu Schulden kommen ließ, ihr ſtetes Anneigen an das öſter- reichiſche Haus, ſowohl deutſcher als ſpaniſcher Linie, der Ein- fluß Galigais (Marſchall d'Ancre), erbitterte aber die Großen und das Volk gegen dieſe Fürſtin, und das kaum durch die Weisheit Heinrichs und Sullys beruhigte Land entbrannte aufs neue in Anarchie. Die Ermordung des Marſchalls d'Ancre und die Verban- nung der Königin iſt aus der Geſchichte Frankreichs bekannt, eben ſo, daß Richelieu endlich 1619 eine Verſöhnung zwiſchen Maria Me- dicis und ihrem Sohn Ludwig XIII. ſtiftete, die aber leider nicht lange dauerte, da Marie aufs neue ſich in Cabalen einließ. Dem Aufmerkſamen, der Richelieu's Benehmen in dieſem Zeitpunkte be- obachtet, wird nicht entgehn, das dieſer zwiſchen zwei ſtreitende Parteien hingeſtellt, von keiner eigentlich geliebt, von beiden aber als wichtig und höchſt brauchbar betrachtet, allerdings einen ſchwe- ren Stand hatte, und die ganze gewandte Klugheit eines Kopfes, wie des ſeinigen, erfoderlich war, um in ſo mißlicher Lage nicht al- lein ſich halten, ſondern auch ſteigen zu können. Als durch ſeine Vermittelung die Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn erfolgt war, führte Marie Richelieu in den Staatsrath ein, an die Stelle des geſtürzten Günſtlings des Königs, des Connetabels de Lugnes, und bald ſtand Richelieu an der Spitze der erſten Verwaltungszweige des Reichs. Jetzt glaubte der Premierminiſter, die bisher getragene Maske gegen die Königin, die er gleichſam nur als das Mittel zu ſeiner Erhaltung betrachtete, abnehmen zu können, und zu ſpät bereute Marie von Medicis den Schutz, den ſie zu ihrem Verderben ihm hatte angedeihen laſſen. Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß die Handlungsart der Königin ſich gänz- lich für das Anneigen an die öſterreichiſch-ſpaniſchen Monarchien ent- ſchied, eine Geſinnung, die der des geſammten Frankreichs entge- gen lief, das gewohnt war, die Häuſer Habsburg ſich nur in feind- lichen Verhältniſſen zu denken. Faſt alle Könige von Frankreich, auch Heinrich IV., hatten den Grundſatz eines ſteten Entgegenſtre- bens wider jenen mächtigen Herrſcherſtamm befolgt, und Richelieu machte ihn ſich nicht minder zu eigen. Er war daher kaum zu ſei- nem hohen Poſten gelangt, als er unverholen die Tendenz ſeiner Verwaltung blicken ließ, die in nichts weniger beſtand, als die Macht der franzöſiſchen Könige durch völlige Unterdrückung der Vorrechte und Freiheiten der Vaſallen und Unterthanen im In- nern, durch Untergrabung der Macht des Hauſes Habsburg, jen-

ſeit der Pyrenäen ſowohl als in Deutſchland, zu unumſchränkter, furchtbarer Höhe zu erheben. Ludwig XIII., erkennend die Kraft ſeines Miniſters, begünſtigte dieſen für ſeine Krone ſo lockenden Plan, während er im Innern ſelbſt mit durchs ganze Leben dauerndem, Widerwillen den Mann betrachtete und ihn gern vernichtet hätte, hätte er nicht eingeſehn, daß ohne ihn er ſelbſt nichts wäre. Der erſte Schritt, den Richelieu, der unterdeſſen Cardinal geworden war, that, war, die Königin vom Hofe wieder zu entfernen. Er brachte es dahin, daß ſie 1631 nach Compiegne verwieſen, ihre Anhänger theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Baſtille geſetzt wurden. Dieſes und die Unterdrückung, und faſt gänzliche Beraubung der Vorrechte des Parlaments und der Geiſtlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedre gegen die despotiſche Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach, geſteigert durch Factionärs, in mannichfache Empörungen und Verſchwörungen aus, die aber, durch die energiſchen und klugberechneten Maßregeln des Cardinals nicht nur immer wieder gedämpft wurden, ſondern ſelbſt zur Beförderung ſeines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeſchränkten machten. Die Partei der Reformirten (Hugenotten) war ſeit lange in Frankreich ein der königlichen Gewalt mächtig widerſtrebender Körper, und die blutigen Auftritte, die Frankreich unter mehreren vorhergehenden Regierungen erlebt hatte, waren ſämmtlich aus dem Kampf dieſer für bürgerliche und Gewiſſensfreiheit ſtreitenden Menge gegen die herrſchende weltliche und kirchliche Macht entſtanden. Zwar hatte Heinrichs IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, zu Ungeheueres war aber geſchehen, und zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Aſche fortglimmenden Funken ganz zu erſticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und ſelbſt für die Prinzen des königlichen Hauſes das Schiboleth ehrgeiziger oder anderer politiſcher Abſichten geweſen, und die eine oder andre Partei des Reichs, Catholiken ſowohl als Reformirte, waren immer, je nach dem ſie ergriffen wurden, eine mächtige Gegenſtrebe gegen den Despotismus der Herrſcher. Dies ſah Richelieu wohl ein, und ſuchte daher die minder mächtige, nur geduldete, durch die größere Partei völlig zu unterdrücken, und dadurch denen, die ſeinen Abſichten ſich widerſetzen konnten, die Hauptſtütze zu rauben. Durch das Edict von Nantes war den Hugenotten eine faſt gleiche Freiheit mit den andern Unterthanen des Königreichs geſichert worden; es gab ganze Diſtricte, in denen ſie faſt ausſchließend herrſchten, und die Waffenmacht, die ſie beſaßen, war hinreichend, den Thron zu erſchütiern, wenn ſie gegen ihn erhoben wurde. Dieſe Waffenmacht der Reformirten hatte ihren Mittelpunkt in Rochelle; mit dem Verluſt dieſer Stadt war auch der Nerv der Reformirten durchſchnitten, und Richelieu ſäumte nicht, jedes Mittel anzuwenden, dieſe Stadt ihnen zu entreißen. Die in den Annalen Frankreichs ſo berühmte Belagerung von Rochelle nahm daher ihren Anfang. Richelieu commandirte ſelbſt die gegen die Stadt geſendete Armee, und Angriff ſowohl als Vertheidigung dieſes ſo wichtigen Platzes werden als ein Muſter von Kriegskunſt, Tapferkeit und Beharrlichkeit mit Recht in der Geſchichte betrachtet. Von England unterſtützt, das der belagerten Seeſtadt immer neue Hülfsquellen eröffnete, widerſtand Rochelle lange Zeit den Bemühungen

des Cardinals, und die Hoffnung, es zu erobern, verſchwand allmählig aus dem Herzen der Catholiken, da ſie nicht im Stande waren, die Unterſtützung von der Seeſeite ihr abzuſchneiden, als Richelieu durch einen ins Meer hinausgebauten Damm den Bewohnern der Stadt die Hülfe von der Seeſeite abſchnitt, und endlich durch Hunger ſie zwang, ſich zu ergeben (1629). Bald nach dem Fall von Rochelle unterdrückten die Waffen der königlichen Partei, geleitet durch Richelieu, den Aufſtand, den die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, erregten; Montmorency endete auf dem Schaffot, obgleich alle Großen des Reichs, und ſelbſt die königliche Familie ſich für ihn verwendeten. Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guiſe, Bouillon und mehrerer anderen, und ſelbſt die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er ſogar unterſtützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Miniſters ſich beugen, und mitunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, ſich ihm widerſetzt zu haben, wie das Beiſpiel von **Cinqmars** zeigt, der kurz vor Richelieu's Tode (1642) eine Verſchwörung anzettelte, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. ſie begünſtigt habe. Indem der Miniſter auf ſolche Art die Macht ſeines Königs, der, ſonderbar genug, ihn inniglich haßte, und doch nicht entbehren konnte, ja gleichſam vor ſeinem Diener in ſteter Furcht lebte — im Innern des Reichs aufs Höchſte hob, war er auch bemüht, ſie außerhalb auszubreiten. Sein Benehmen während des 30jährigen Kriegs iſt aus der Geſchichte Deutſchlands bekannt. Der Mann, der in dem ſeiner Verwaltung anvertrauten Lande die Proteſtanten aufs bitterſte verfolgte, gebrauchte alle Künſte der Politik und ſelbſt die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutſchland, bloß um das ſo gefürchtete Haus Öſterreich zu demüthigen. Von ihm empfing der ſchwediſche König, der edelmüthig ſich der bedrohten Gewiſſensfreiheit in Deutſchland annahm, jede Art von Unterſtützung ſo lange, als er ſelbſt nicht gefährlich für Frankreich daſtand; als aber die glänzenden Siege Guſtav Adolphs den ſchlauen Cardinal befürchten ließen, in ihm eine noch gefährlichere Macht als die des Hauſes Habsburg bald zu erblicken, da entzog er dem nordiſchen König mitten im Lauf ſeiner Siege die Unterſtützung; denn einzig war des herrſchſüchtigen Miniſters Abſicht auf dem Ruin aller andern die Größe Frankreichs zu bauen. Der von ihm unternommene Krieg gegen Spanien, der zwar erſt nach ſeinem Tode geendet wurde, ſetzte Frankreich in den Beſitz von Catalonien und Rouſſillon, und die Losreißung Portugals von Spanien war mit ſein Werk. Aber nicht allein in Deutſchland und der pyrenäiſchen Halbinſel, auch in Italien ſuchte er die Macht des Hauſes Öſterreich zu ſchwächen, und das Herzogthum Mantua kam durch ihn an den Herzog von Nevers. Faſſen wir den Charakter Richelieu's ins Auge, ſo wird daraus hervorgehn, daß er eben ſo verwerflich als Menſch war, wie er als Staatsmann für **ſein** Land groß da ſteht, und, während man ihm den Ruhm nicht verſagen kann, die monarchiſche Macht Frankreichs auf den höchſten Gipfel gebracht zu haben, ſieht man ſich genöthigt, den eiteln, ſtolzen, unverſöhnlich rachſüchtigen, und ſehr oft ohne alles moraliſche Gefühl handelnden Mann zu verabſcheuen, und nicht vermag der Schutz und die Aufmunterung, die er den Künſten und Wiſſenſchaften mitunter angedeihen ließ, ſo wie die Ter-

ritorial- und Machtvergrößerung ſeines Landes und Königs, das aufzuwiegen, was als Menſch er verſchuldete. Richelieu ſtarb am 4ten December 1642, nachdem er vorher noch die Freude gehabt hatte, den Tod der Königin Marie, ſeiner Hauptgegnerin, zu erfahren, die wenige Monate vor ihm zu Cöln in unwürdiger Dürftigkeit ſtarb. Sein Nachfolger im Miniſterium war Mazarin, ihm ähnlich in vielen Dingen, und von ihm ſelbſt zu dieſem Poſten vorgeſchlagen. Kaum ein halb Jahr nach ſeines Miniſters Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter ſeines Nachfolgers langer, glänzender, geprieſener, aber weder für Frankreich, noch ein ander Land wohlthätiger Regierung entwickelten ſich erſt alle Keime, die Richelieu geſät hatte.

Richelieu (Louis François Armand du Pleſſis, Herzog von), Marſchall von Frankreich, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſo wie auch der Akademie der Wiſſenſchaften, wurde zu Paris den 13ten März 1696 geboren. Durch ſeine ſchöne Geſtalt, durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und durch ſeine witzigen Einfälle wußte er ſich bei Hofe, beſonders bei der Herzogin von Bourgogne, wo er 1711 zuerſt eingeführt wurde, ſehr einzuſchmeicheln. Indeſſen wurden doch ſeine Kindereien, wie man ſeine Thorheiten und vielleicht auch die der Herzogin nannte, von boshaften Leuten übel gedeutet, und das liebenswürdige Kind, ſo hieß der Herzog von Richelieu bei ſeinem Hofnamen, ward in die Baſtille geſetzt. Als er hieraus erlöſ't war, wurde er Adjutant des Marſchalls von Villars. Dieſer bemerkte Richelieu's einnehmende Lebhaftigkeit, ſeine freien, kecken Manieren, und eine gewiſſe großſprecheriſche Kühnheit, welche dem Feldherrn ſehr wohl gefielen, weil er ſelbſt dieſe Eigenſchaften beſaß. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam Richelieu an den Hof des Herzog-Regenten, wo er an den Vergnügungen deſſelben Theil nahm. Wegen eines Duells mit einem Grafen von Gacé, worin er noch dazu verwundet ward, wurde er nach der Baſtille gebracht. Kaum war er wieder frei, ſo mußte er abermals dahin zurück, weil er beſchuldigt ward, an den Planen des ſpaniſchen Geſandten Dellamare gegen den Regenten Theil genommen zu haben. Um ihn aus dieſer dritten Gefangenſchaft zu befreien, vereinigten ſich zwei Prinzeſſinnen, die ſonſt Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiſelle de Charolois und Mademoiſelle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indeſſen hinterließ dieſe letzte Gefangenſchaft einen tiefen Eindruck auf Richelieu's Gemüth: er gab ſeine Vergnügungen und kleinen Intriguen zwar nicht auf, aber er bemühte ſich doch von jetzt an, auch in größern Verhältniſſen ſich zu zeigen. In ſeinem 24ſten Jahre ernannte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede. Er hatte damals noch nichts weiter als Liebesbriefchen geſchrieben, und verſtand keine Sylbe von der Orthographie. Fontenelle, Campiſtron und Destouches machten ihm jeder eine Antrittsrede, woraus er ſich das Beſte ausſuchte, und ſich damit hören ließ. Dagegen zeichnete er ſich bei der Belagerung von Philippsburg (1734), und in den Schlachten von Ettlingen, von Fotenoy ꝛc. durch Muth und Tapferkeit deſto mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzeſſin von Sachſen wurde er 1746 zum Ambaſſadeur an dem dresdener Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts glich aber wohl der verſchwenderiſchen Pracht ſeines Einzugs als Geſandten in Wien, wo er ſogar nicht bloß ſeine, ſondern auch

die Pferde ſeines Gefolges mit Silber ſo beſchlagen ließ, daß dieſe Hufeiſen während des Zuges in der Kaiſerſtadt abfallen mußten, um dem Volke zu Theil zu werden. Eben ſo prachtliebend und verſchwenderiſch betrug er ſich zu Bourdeaux, wovon er nachmals zum Gouverneur ernannt wurde. Als Bevollmächtigter und General zu Genua erwarb er ſich bei der Regierung dieſes Staats eine ſo hohe Achtung, daß ihm ſogar eine Bildſäule in dem Saal des Senats errichtet wurde. — 1756 befehligte er, zum Marſchall erhoben, die Belagerung von Mahon, welches von den Engländern beſetzt war. Er zeigte hier viel Muth, kriegeriſche Einſicht, ein feines abgeſchliffenes Betragen gegen die feindlichen Befehlshaber, und große Sorgfalt für das Wohl ſeiner Gefangenen. Nachdem Mahon den 28ſten Juni 1756 genommen war, erhielt Richelieu den Oberbefehl über die Franzoſen in Deutſchland. Er hatte ſich aber den Unwillen der Marquiſe von Pompadour zugezogen; denn als dieſe ihm ihre Tochter zur Gemahlin für ſeinen Sohn vorſchlug, antwortete ihr der Herzog, dieſe Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber ſein Sohn mit dem kaiſerlichen Hofe verwandt wäre, ſo glaubte er, nicht darein willigen zu dürfen. Der Abſchluß einer anſcheinend vortheilhaften, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den combinirten Hülfstruppen des Königs von Preußen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland (Kloſter Seven den 8ten September 1757), gab den Hauptvorwand zu ſeiner Zurückberufung. Durch ſeinen Pavillon von Hannover, den er nachher bauen ließ, ſuchte er die Bedrückungen und Gelderpreſſungen, die er ſich in jenem Lande erlaubt hatte, zu verewigen. Auch ſeinen Soldaten, denen er mit gutem Beiſpiel vorging, erlaubte er nach echtfranzöſiſcher Sitte, in Deutſchland Plünderungen und Untugenden aller Art. Eines der größten Verdienſte Richelieu's um die Menſchheit mag es immer ſeyn, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Proteſtanten, die der Miniſter Saint Florentin angerathen hatte, widerrieth. Übrigens war das ganze Leben dieſes Höflings, wie der Anfang deſſelben, eine Kinderei, ohne ein feſtes Streben nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Durch ſein Beiſpiel wurde die Sittenloſigkeit in Paris und ganz Frankreich befördert, da er zu ſeiner Zeit der Tonangeber war. Bis in ſein höchſtes Alter verſtand und übte er die Kunſt, Weiber zu verführen, und ſie liebten ihn dennoch, wenn ſie ſich auch von ihm betrogen ſahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. ſtand er freilich in keinem bedeutenden Anſehn, aber ſein hohes Alter und ſein Witz ſchützten ihn doch immer vor der Verachtung. Er verheirathete ſich drei Mal, zuerſt 1713 mit einer Herzogin von Noailles, das zweite Mal (1734) mit einer Prinzeſſin von Lothringen-Guiſe, und zuletzt in ſeinem 84ſten Jahre mit einer Frau von Roth. Die Mémoires du Maréchal de Richelieu ſind unter ſeiner Aufſicht und Leitung von Soularie zuſammengetragen. Mit Voltaire ſtand er in einem vertrauten Briefwechſel. Er beſaß die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines großen Generals, den Geiſt, die Gewandtheit und Menſchenkenntniß eines großen Staatsmannes, aber mit allen dieſen und manchen andern liebenswürdigen Eigenſchaften konnte und wollte Richelieu nichts weiter als ein gewöhnlicher Höfling ſeyn. Bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens beſtrebte er ſich, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen. Als eine Dame zwei Tage vor ſeinem Tode

ihm ſagte: ſein Geſicht wäre noch recht hübſch, antwortete er ihr: daß ſie ſein Geſicht für ihren Spiegel hielte. Er ſtarb den 8ten Auguſt 1788, im 93ſten Jahre ſeines Alters. N. P.

Richelieu (N. N. Herzog von), gegenwärtig (1816) erſter Miniſter Ludwigs XVIII. Er wanderte in den erſten Jahren der Revolution mit den Prinzen aus, und wendete ſich ſpäterhin nach Rußland, wo er von Catharina II. und ihren Nachfolgern Paul I. und dem jetzt regierenden Kaiſer die ehrenvollſte Aufnahme fand, und von ihnen zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht wurde. Er nahm endlich ruſſiſche Staatsdienſte an, und wurde zum Gouverneur von Odeſſa ernannt, in welchem bedeutenden Poſten er ſich durch Einſicht und Thätigkeit auf das ruhmvollſte ausgezeichnet und ſich die größten Verdienſte um den immer geſtiegenen Flor dieſes für den ruſſiſchen Handel ſo außerordentlich wichtigen Handelsplatzes erworben hat. — Nach der Rückkehr der Bourbons in Frankreich kehrte er ebenfalls dahin zurück. Er wurde zum Pair ernannt, und nach der zweiten Rückkehr Ludwigs und der Entfernung Talleyrands und Fouché's zum Prinzipalminiſter ernannt, in welcher Eigenſchaft er auch den zweiten Frieden mit den Miniſtern der vier großen Mächte unterhandelte und abſchloß.

Richter (Jean Paul Friedrich). Wir wünſchten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über dieſem wahrhaft genialen Dichter von dem erſten Blitz ſeiner geiſtigen Fulgurationen an geſchwebt hat, indem wir von ihm zu ſprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am beſten vom Gleichen erkannt. Aber wie uns dieſe Gabe, die man (im Vorbeigehn geſagt) ſo wenig kennt, daß man ſie an unſerm Dichter ſelbſt hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, ſo wird es uns eben ſo wenig helfen, ein Jahr lang, in der noch lange nicht gezeitigten Puppenhülle des akademiſchen Raupenſtandes, über dem Haupte des Trefflichen, dem Leibe nach dem Himmel um ſechzehn Treppenſtufen näher als er, in Leipzig, das gerade ſeine ärmſten Bewohner dem Himmel am nächſten placirt, gewohnt zu haben. Wir glauben darum, den beſten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoriſten nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieſer Abſicht ausgeſprochenen Worte von ſeinem Dreifuß ſelbſt den Standpunkt zu beſtimmen, von welchem wir ſein Bild in dem richtigſten Lichte erblicken. So geben wir alſo zuerſt von dem Unſrigen mit kurzen, dürren Worten ſeine äußere Lebensgeſchichte, und dann möge als Deſertwein, oder lieber als Confect, mit den von uns darum gewickelten eben ſo kurzen Deviſen in ſeinen eignen Worten ſein inneres Leben folgen. — Wir ſind in Verlegenheit (um wenigſtens mit echt diplomatiſcher Genauigkeit zu Werke zu gehn), die richtige Chronologie für ſeine Namen zu finden, aber ſehr ungeſucht können wir füglich in dieſer Hinſicht die beiden Stände, den der Erniedrigung und Erhöhung, unterſcheiden. Denn nachdem er zuerſt zu der Abbreviatur des Jean Paul, die nur einmal hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren in J. P. F. Hasus (ein Beweis, daß hier nur κρυψις, nicht κενωσις Statt fand) verlängert worden war, ſich erniedrigt hatte, iſt er zuerſt im Quintus Fixlein zum völligen Gebrauch ſeines Tauf- und Familiennamens wieder erhöht worden. Mit dieſem vollſtändigen Namen war er unſtreitig bald nach dem 21ſten März, ſeinem Geburtstag, im Jahr 1763 in dem freundlichen Wunſiedel, am Fuß der herrlichen Luxburg, der Krone

des Fichtelgebirges, getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daſelbſt, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzebach an der Saale. Das Gymnaſium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in ſeiner oberſten Claſſe, und 1780 zog er ſchon, unter der Flagge der beſten Zeugniſſe nach Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Sein Sinn für die glückſeligen Inſeln der Poeſie wurde indeß ſehr bald reif; er entſagte der ernſten Theologie, und lebte eine Zeit lang, ſeinem ſüßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichſam brütend über den ſchönen Früchten ſeiner Zukunft. Von da wandte er ſich bald genug nach Hof, und ſandte hier ſeine zündenden Blitze in ganz Deutſchland aus, ſo daß er ſchon von Oſtern 1798 an als ein ſehr gefeierter Name unter den privatiſirenden Gelehrten Leipzigs glänzen, und wohl alle überglänzen konnte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. ſ. w., wie der Paradiesvogel im Fliegen ſo auf den Fittichen ſeiner pitoresken Wanderungen ſeine Jungen ziehend — und fixirte ſich endlich in Bayreuth, vom Herzog von Sachſen-Hildburghauſen aus eigner Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürſten Primas mit einer anſehnlichen jährlichen Beſoldung ausgeſtattet, welche letztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Bayern zu gewähren ſich anheiſchig gemacht hat. Hier in Bayreuth, der von ihm in ſeinen Schriften nicht ſelten verherrlichten Hauptſtadt ſeines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Roſenketten umſponnenen Eheſtande mit einer Gattin, die mehr iſt als alle Lianen und Thienetten, die beſte Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in ſeiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt oder nicht. Mehr wiſſen wir nicht über ſein äußeres Leben zu ſagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche akademiſche Lehrer unſer Autor in Leipzig gehört habe, ſo müſſen wir auch dieſe intereſſante Notiz vorenthalten, können auch, weil wir überhaupt gar nichts von ſeinem akademiſchen Leben weiter vernommen haben, nicht beſtimmen, welchen hymettiſchen Honig dieſe Biene des herrlichen Fichtelgebirges von der Heide der leipziger Ebne eingeſammelt habe *). Vielleicht iſt jedoch gerade hier ein paſſendes Plätzchen, um wenigſtens die wichtigſten ſeiner Schriften zu nennen, wobei wir ſeiner zahlloſen Aufſätze in den fliegenden Blättern unſrer Zeitſchriften gar nicht gedenken wollen. Sein erſter humoriſtiſcher Ausflug waren die grönländiſchen Prozeſſe (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unſichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796 und 1800), biographiſche Beluſtigungen unter der Gehirnſchale einer Rieſin, Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke (1796), der Jubelſenior, das treffliche Campanerthal mit ſeinem ſatiriſchen Anhang (1797), Palingeneſien (1798), ſeine Briefe und bevorſtehender Lebenslauf (1799), Titan (1800-1805), ſeine Flegeljahre (1803-1805) u. ſ. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem erſten bedeutenden Werke von philoſophiſcher Tendenz, der Vorſchule der Äſthetik, auf. Zu ihm geſellte ſich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er ſich aufs neue an dem ſchönen Still-

*) Bekanntlich gibt es eine Heidebienenzucht, d. h. Bienenſtöcke, die, wenn die Heide (erica) blüht, in die breiten Flächen der Heidegegenden transportirt werden, um von da angefüllt wieder zurückzukehren.

leben ſeines Fibels erquickt, hat er, außer ſeiner Friedenspredigt, noch in Mars und Phöbus Thronwechſel im Jahr 1814, im Felde der politiſchen Zeitgeſchichte mit dem gewohnten Glücke ſich verſucht. — Über unſern trefflichen Jean Paul iſt viel geſprochen und geſchrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Muſeum deutſcher Künſtler und Gelehrten anfangen, wo er im V. Stück, wenigſtens in dem vorgeſetzten Portrait, nicht getroffen iſt, wie wir aus eigner Anſicht verſichern können, ſo möchten wir eine hübſche Gallerie Schriften und Aufſätze über ihn namhaft zu machen im Stande ſeyn, wenn wir auch die mannichfaltigen Recenſionen ſeiner Schriften in unſern Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenſchein und Regen (Lob und Tadel) nicht erwähnen wollten. In ſeiner freilich ziemlich beſchränkten Manier hat am ausführlichſten Franz Horn über ihn lobpreiſend ſich ergoſſen, und wie es ſcheint, in ſeiner Latona, ſo wie früher in ſeiner Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit ſich ſo erſchöpft, daß er in ſeinem neuſten Werke (die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts) nur noch in das letzte allgemeine Stoßgebet und Herzensſeufzen: „Richter iſt der reichſte und gemüthlichſte aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts," ausbrechen kann. — Auf dieſe Vorgänger können wir unſre Leſer verweiſen, wenn ſie alles Gute und Böſe, was von unſerm Autor geſagt werden mag, vollſtändig haben wollen. Aber etwas müſſen wir doch auch noch hinzu thun, um unſern Artikel nicht allzudürftig unter ſeine ältern und jüngern Brüder einzuſchieben, wobei wir übrigens freilich glauben, unſre Armuth und Blöße mit dem angeführten Reichthum und Schmuck dieſer Vorgänger hinlänglich bedeckt zu haben. Wir haben verſprochen, den trefflichen Autor ſich ſelbſt Recht und Urtheil ſprechen zu laſſen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und ſo wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde ſtatt der Vorrede," vor dem Zettelkäſten des Quintus Fixlein S. 7, die wir mit einer andern gleichen Inhalts in Titan vertauſchen würden, wenn wir dieſen gerade bei der Hand hätten. Zu Nutz und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, ſetzen wir ſie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe geht, iſt: ſo weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. — Der zweite iſt: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. — Der dritte endlich, den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln." In dieſer Stufenleiter oder den drei gradibus comparationis der Geiſter und Charaktere weiſ't ſich unſer Schriftſteller nicht undeutlich ſeine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das ſetzen, was er S. 15 ſagt, ſo iſt es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt beſtimmte ſey. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen ſeiner ſonſtigen ſelbſt biographiſchen Scherze thun laſſen.

„Kann er (der ſiegende Dictator) ſo ſchön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, ſo iſt er wenig verſchieden von mir ſelbſt, der ich jetzt (wiewohl mir die Beſcheidenheit verbieten ſollte, es merken zu laſſen), der ich jetzt, ſag' ich, mitten unter der Schöpfung dieſes Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig iſt, die gebacknen Roſen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfaſſer dieſes in Butter ſiedet" — Wir halten es für einen großen Fehler unſrer gelehrten Deutſchlande, unſrer Charakteriſtiken noch lebender Gelehrten u. ſ. w., daß man das aufgeſpannte Charakterbild, wie der Mahler das vom Liebenden beſtellte Porträt der Geliebten, mit gewiſſen gangbaren und gleichſam ſtehenden Schönheitszügen zu verſchönern gewohnt iſt, und darüber die Treue verſäumt. Wir wollen uns vor dieſer Charybdis hüten, ſollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und ſo wünſchen wir uns für unſre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerkſame Leſer. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor deutſcher Kunſt und Art erſt im Jean Paul vollſtändig erſchienen ſey, und daß ſelbſt Hippel nur Vorſpiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoriſtiſchen Gewitter war, das mit unſerm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen iſt. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwiſchen den beiden Äußerſten wäre, das unſer Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gäſten," ſchreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meiſter, „ſoll ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn," und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species iſt, ſo gilt dies doch auch von dem herrlichen Humor unſers Autors. Man hat Humor als die mittelſte Drillingsſchweſter des Komiſchen und Satiriſchen (ſ. d. Art. Humor) bezeichnet. Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß etwas Wahres darin ſey. Allein ganz trifft die Erklärung den Nagel nicht, und wir möchten überhaupt Humor lieber für den rechten Vater der Satire und des Komiſchen halten und denken, in den beiden letztern kündige ſich die Abhängigkeit vom Object, vom Einzelnen zu deutlich an, als daß wir ſie zu Gattungsbegriffen erheben könnten, was der Humor gewiß iſt. Der Humor (wir wollen hier ein Mal den Ariſtoteles nach dem Homer machen, und es iſt ja ohnehin ſchon eingeſtanden, daß wir unſre Theorie von unſerm Autor ſelbſt erſt abſtrahirt haben), der Humor iſt uns eine von den mannichfaltigen Weltanſichten, die wir aber ſehr gern zum Range jener höchſten und vornehmſten erheben möchten, deren es nach unſerm Helden vornehmlich drei gibt. Wir fahren, obiges Bruchſtück des Billets für unſern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, ſonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher wie auf den Eisgipfeln der höchſten Gletſcher um die Zeit des längſten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen iſt, ſchon das Morgengold des neuen Tags wieder anfliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther ſchwimmt, ſo gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geſchiedenen Maſſen einander gegenüber ſtehn, und ſich an einander nur ein deſto grelleres Daſeyn erſchaffen, bis in der unterſten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühſame Werkeltag mit ſeinen Schatten ſelbſt in den lichteſten Tag herein-

fällt, und die Sonne, wo ſie erſcheint, faſt beſtändig nur im Aufgehn und Untergehn begriffen iſt. Die mittlere Region iſt uns der Humor, und wir verſtehn, dünkt uns, die Erklärung der Vorſchule der Äſthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verſtandes auf die Idee ſey, hier am beſten. Der Humor ſchwebt wie ein ſingender Vogel zwiſchen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, ſo ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüſternheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre ſchmelzendſten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauſcht, zu haſchen). Unter ſeinem Hohlglaſe wird alles zu ſolchen beidlebigen Geſtalten und der Heitere ſteigt nach jeder Sproſſe, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben ſo weit zur Erde herunter. Der Himmel iſt der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde ſtreckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfaſſen, und ſein Bild in dem Waſſer ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinſten, und erhebt wieder das Kleinſte zum Größten und aus dieſem ſcharfen Lichte und Schattengegenſatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt ſich Inneres und Äußeres, Form und Inhalt des Humoriſtiſchen (ſeine Schlaglichter und Schlagſchatten) all ſeine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen, unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde ſelbſt am Ende die allerwunderlichſte iſt) die Neigung deſſelben zum Satiriſchen wie zum Komiſchen u. ſ. w. — Dieſer Geiſt des Humors, unverkennbar iſt er der herrſchende Planet, unter deſſen Einfluß jede jean-pauliſche wiſſenſchaftliche Pflanze emporgewachſen iſt, und der Form und Inhalt, vom himmelanſtrebenden Titan bis zum „warmen Lerchenneſt" des Fixlein oder ſeines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel beſtimmt. Unſer Autor ſtellt ſich, wie angeführt, ſelbſt dem ſiegenden Dictator an die Seite, der ſein Kriegstheater zum Haustheater umzuſtellen weiß, worauf ſeine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Ich wüßte hiernach gar nicht, wie nur die „Hundsposttage" und „Extrablätter" und „Haubenmuſter" und „Appendix" — ſo manchem Orthodoxen ein großes Ärgerniß, mit der ganzen utopiſchen Geographie von Haarhaar und Flachſenfingen u. ſ. w. fehlen konnten, und wie man dieſe Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichſte Einfaſſung des Humoriſtiſchen anſehen möchte. — Eben ſo iſt es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieſes freundlichen Vogels oft aus der höchſten Höhe der Empfindſamkeit, wo in Ätherduft und Sehnen alles zu verrinnen ſchien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komiſchen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der ſchmutzigen Scholle endet, wo ſie ſich niederläßt. — Die Anekdotenſammlungen kennen wohl kaum eine echt humoriſtiſchere als jene von Thales, der die Augen zu den Sternen gerichtet, immitten in die Grube fällt, die ſchon längſt ſeinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unſer Autor, eben als er ſein Billet ſchrieb, an ſeine Roſen und Hollundertrauben denken und (was noch wichtiger iſt) es nicht einmal für ſich behalten konnte, ſo iſt dies das Eigenthümliche aller jean-pauliſchen Schriften, daß ſie im höchſten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren, und ſich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wolluſt der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, ſo an ihren Dornen mit nicht weniger Empfind-

lichkeit zu ſtecken wiſſen. Daher (jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigſten Dingen des gemeinen Lebens) jener berechnende uns bis ins Innerſte ſcheidende Verſtand in der Nähe eines oft gar ſehr überſchwenglichen Gefühl's (jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorſchule der Äſthetik), jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinſten, kindlichſten Unſchuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländiſcher Genauigkeit ins kleinſte Detail auszuſpinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Anſprüche machenden Titan, nicht ohne geſtraft zu werden, verletzt wurde. — Ein humoriſtiſcher Genius kann ſeine Fittiche über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menſchlichen Wiſſens und Schauens gehört, und ſo möchten wir dem Humor beinahe eben ſo viel Prädicate geben, als die Natur in den orphiſchen Hymnen hat, und wenigſtens ein gut Theil mehr, als ihm unſer Autor ſelbſt in ſeiner Äſthetik gegeben hat. Dieſer letztere hat wirklich auch zum Beweis unſrer Behauptung mit wahrer Polyhiſtorie in unendlichen Formen ſich verſucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verſchwendung machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Überfüllung an allem Ekel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenſchnur ſeiner Männer und Frauen in verſchiedenen Gewändern vorrücken. Es iſt merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft ſeinen humoriſtiſchen Einſtand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von ſeiner Friedenspredigt bis zu ſeiner philoſophiſchen Levana und der Vorſchule der Äſthetik und ſeinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorſchaft hat er nicht ſchon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunſt, und das männliche Alter ſah ihn im Gebiete der Wiſſenſchaft, ſelbſt der Politik ſeine ſchimmernden Flügel ſchlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunſt zurückkehren. Seine Levana iſt ein Strauß der herrlichſten Erziehungsblumen, und (wenn wir auch zugeben, daß in dieſes Bouquet ſich da und dort manche Wieſen-, wohl auch ſchädliche Blumen eingemiſcht haben) wenn uns überhaupt jedes philoſophiſche Werk unſers Jean Paul mehr ein muſſiviſches Stück Arbeit als ein von einer Idee getragenes und gebornes Ganzes iſt, ſo wird der Billige darin nichts weiter ſehn, als die natürliche Schranke des Humoriſtiſchen, und es eben nie vergeſſen, daß gerade hier der Erdgeiſt ſich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Pſyche mit ſeinem laſtenden Staube niederzieht. — Die Natur verſucht jedesmal verſchiedne Würfe, ehe ſie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß ſie uns in J. P. einen Humoriſten gab, um den uns ſelbſt die Ausländer beneiden müſſen. Wenn wir bedenken, wie ſein glücklicher, immer neuer Witz ſelbſt unter der Laſt der vielſeitigſten Gelehrſamkeit nicht erlahmt, ſondern gerade aus allen Fächern des menſchlichen Wiſſens ſich Honig für ſeine Zellen zu ſammeln weiß, auch zugegeben, daß manches auf dieſem Weg gefunden, nur Futterbrei iſt, und nie zum hellen, durchſichtigen Honig ſich aufklären kann, ſo müſſen wir einen Genius bewundern, der nun ſchon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerkſamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit

dem echt humoriſtiſchen Wunſche ſchließen, daß ihm der Himmel noch lange ſeinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus dieſem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmliſchen Lichts hinüberruft? M–i–r.

Richteramt. Der Inbegriff derjenigen Perſonen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit niedergeſetzt ſind, bildet das Gericht: die das Gericht bildenden Individuen heißen Gerichtsperſonen. Man kann dieſe ſchicklich in Haupt- und Nebenperſonen eintheilen, je nach dem ihr Daſeyn entweder als weſentlich zur richterlichen Thätigkeit gedacht werden muß (Richter) oder durch daſſelbe nur die ordentliche und zweckmäßige Leitung der Geſchäfte erleichtert und befördert wird (Secretarien, Actuarien, Regiſtratoren, Copiſten, Boten u. ſ. w.). Iſt der Richter eine juriſtiſche Perſon, ſo iſt das Gericht ein Collegium, in welchem unter dem Vorſitze eines Directors die Geſchäfte des Richters nach vorheriger gemeinſchaftlichen Überlegung, und nach der Stimmenmehrheit gefaßten Beſchlüſſen, vorgenommen werden. — Da der, welcher das Richteramt ausüben will, nur in ſo fern dazu befugt iſt, als er innerhalb der Grenzen einer erhaltenen Gerichtsbarkeit waltet, und zur Ausübung des Richteramts fähig iſt, ſo müſſen im Syſtem die zwei Fragen: wie entſteht, wie weit erſtreckt ſich, wie erliſcht die Gerichtsbarkeit? und wer kann Richter ſeyn? unmittelbar nach einander beantwortet werden. Allein in einer lexicographiſchen Darſtellung bildet die Beantwortung der erſtern den beſondern Artikel **Gerichtsbarkeit**; daher hieher bloß Eigenſchaften des Richters, abgeſehen von deſſen Competenz, gezogen werden können. — Das Richteramt iſt ein hoher Beruf im Staate. Auf guter ſchleuniger Rechtspflege beruht der ganze Credit, ſie iſt die erſte Bedingung aller Staatsoperationen. Eben deßwegen iſt es aber auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu ſorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Subject das Richteramt nicht ausübe, ſondern, daß auch jegliches ſtets dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältniſſen deſſelben zu den Parteien oder aus andern Thatſachen ein beſtimmtes Intereſſe dieſes zu einer ungleichen Juſtizverwaltung erhellen muß. Dadurch entſteht der Unterſchied zwiſchen einem unfähigen und bloß verdächtigen Richter. Die Handlungen des erſtern ſind ſchlechthin ungültig. Dahin gehören nach der Natur der Sache und den für ganz Deutſchland geltenden Geſetzen: 1. Verſtandsloſe, Taube und Stumme; 2. Blinde, aber nur, wenn ſie es bei der Übertragung des Amts ſchon waren; 3. infamirte Perſonen; 4. Weiber und 5. alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennt ihn der Regent ſpeciell, ſo kommt auf das Alter nichts an. Sonſt aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zuſtimmen, wenigſtens 18 Jahre alt ſeyn. Endlich 6. jeder in ſo fern, als er über ſeine eigne oder eine von ihm als Anwald vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus dieſem Grunde ſollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Juſtitiars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für incompetent halten. Allein faſt überall iſt das Gegentheil angenommen. Iſt ein Richter nicht unfähig, aber doch der Partei verdächtig, ſo ſind ſeine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn recuſiren. Selbſt ein Collegium kann recuſirt werden, wenn es ſich als ſolches verdächtig gemacht hat. Übrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig ſeyn. Ein Fall dieſer Art iſt, wenn

der Richter in Sachen ſeiner Angehörigen erkennen will. — Faßt man nun die Gründe, aus welchen ſo eben unter gewiſſen Umſtänden Perſonen für zum Richteramte unfähig oder doch wenigſtens als verdächtige Richter erklärt worden ſind, zuſammen, ſo beſtehen ſie darin, daß von ihnen der Staat annimmt, ſie könnten und wollten nicht Recht ſprechen. Hieraus folgt als erſte Pflicht für den Richter, daß er ſich von allen Vorurtheilen, die ihn etwa in Hinſicht der einen oder andern Partei eingenommen haben, frei macht, jedem ohne Menſchenfurcht, ohne falſches Mitleid, gleiche Gerechtigkeit wiederfahren läßt, zugleich aber auch durch fortgeſetztes Studium ſich die beſte Überzeugung von der Sache zu verſchaffen ſtrebt. Unbeſtechbarkeit, Fleiß und Gelehrſamkeit ſind die Cardinaltugenden des Richters. Seine Gelehrſamkeit erſtrecke ſich über das Feld theoretiſcher und practiſcher Kenntniſſe. Ohne jene ſind ſeine Entſcheidungen leer, ohne dieſe ſchief. Vorzüglich ſtudire er den Geiſt des Prozeſſes, den er im Leben befolgen ſoll. Denn wie verſchieden iſt nicht die Function des Richteramts nach der preußiſchen Gerichtsordnung, von der nach dem gemeinen deutſchen Prozeß und auch der ſächſiſche Prozeß hat in dieſer Hinſicht ſeine Eigenthümlichkeiten. Dies führt zu den beſondern Pflichten eines Richters, die ſich ſtets nur aus den Gerichtsordnungen ergeben. Eben ſo verhält es ſich aber auch mit den Rechten eines Richters. Dieſe laſſen ſich nicht weniger in die allgemeinen und beſondern eintheilen. Zu den allgemeinen gehört, daß, was der Richter innerhalb der Gränzen ſeines Amts und mit Beobachtung der geſetzlichen Form unternimmt, öffentlichen Glauben hat; daß die Parteien ſeinen Verfügungen gehorchen müſſen, und er nöthigenfalls ſich deßwegen Zwangsmittel bedienen kann; daß jeder, welcher ſeiner Gerichtsbarkeit untergeben iſt, ihm Achtung zolle. Und zwar entſcheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter iſt, als Partei iſt jeglicher immer Privatperſon, die hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im Subordinationsverhältniß ſteht, und die Achtung nie vergeſſen darf, welche ſie jeder Staatsbehörde ſchuldig iſt. Beleidigungen, welche dem Richter in ſeinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er ſelbſt beſtrafen, ſobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend ſey, nicht aus höhern Gründen bloß von der Entſcheidung des obern Richters abhängt. En.

Richtpfennig iſt ein Gewicht, das beim Münzweſen und Probieren der Metalle gebraucht wird. Er wird aus capellirtem Silber in viereckiger Form gegoſſen. Eine Mark Silber von 8 Unzen oder 16 Loth enthält 65,536 Richtpfennigtheile oder 256 Richtpfennige.

Richtſteig. So heißt eine der älteſten Anweiſungen zum Prozeß, die im vierzehnten Jahrhundert ausgefertigt wurde. Es gibt deren zwei, nämlich: den Richtſteig des Landrechts und den Richtſteig des Lehnrechts. Als Verfaſſer dieſes Richtſteigs (deſſen Benennung wohl von richten, weiſen, zeigen herkommt) wird bald ein gewiſſer Garken, bald Hermann von Oesfeld genannt. Der Richtſteig des Lehnrechts, der eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen Carls des Großen und Friedrichs I. über dieſe Sache enthält, hat ſich länger bei den Richterſtühlen in Gebrauch erhalten, als der Richtſteig des Landrechts.

Riedel (Friedrich Juſt), ein zu ſeiner Zeit auf die deutſche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftſteller, war 1742 zu Wiſſelbach im Erfurtiſchen geboren. Nachdem er das Gymnaſium zu Weimar beſucht hatte, ſtudirte er zu Jena Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft. Er ging ſodann nach Leipzig und Halle. Meyer und Klotz, deren Bekanntſchaft er machte, gewannen ihn für die ſchönen Wiſſenſchaften und deren Theorie. Bei ſeiner Zurückkunft nach Jena wurde er Magiſter, und las und ſchrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherſtellung der erfurter Univerſität im J. 1768, wurde er dahin berufen, und bewies viel Thätigkeit. Da aber der Erfolg ſeinen Erwartungen nicht entſprach, und ſein lebhafter Geiſt ſich nach einem weitern Wirkungskreis ſehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach Wien erhielt, als Lehrer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften an der kaiſerlichen Kunſtakademie. Er nährte die glänzendſten Hoffnungen. Aber nur zu bald ſah er auch dieſe untergehn. Schon ſeine Sitten und ſein Betragen ſtachen zu ſehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. Überdies aber ſtellte man ihn der Kaiſerin als einen vollkommenen Atheiſten vor. Er wurde daher abgeſetzt, und verſank allmählig in Noth und Dürftigkeit. Seine Kraft war gebrochen; was er ſchrieb, verminderte nur ſeinen Ruhm, ſtatt ihn zu vermehren. Wenige Edle unterſtützten ihn, namentlich Glück. Später zwar bewilligte ihm Maria Thereſia eine kleine Penſion, und nach der Kaiſerin Tode nahm der Fürſt Kaunitz ihn als Vorleſer in ſeine Dienſte, aber ſeine durch früheres Studiren, nachherige Leiden, und ein wüſtes Leben zerrüttete Geſundheit ließ ihn nur kurze Zeit dieſes Glücks genießen. Seine Hypochondrie artete nach und nach in völligen Wahnſinn aus, an welchem er im St. Marcusſpital 1785 ſtarb. Von ſeinen Werken (5 Bände, Wien 1786, 87), die keinen bleibenden Werth haben, iſt ſeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften das wichtigſte.

Riedinger (Johann Elias), geboren zu Ulm 1698, einer der berühmteſten Thiermahler und zugleich Kupferſtecher. Er hatte die Jagd gelernt, bekam einigen Unterricht im Zeichnen von ſeinem Vater, der ein Schreiber war, und ſpäterhin auch im Mahlen von einem Mahler Namens Raſch. Seine Thiergemählde, beſonders ſeine Jagdſtücke, ſind vortrefflich. Die Charaktere der Thiere, vorzüglich der wilden und reißenden, ſtellte er mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit. Seine Landſchaften waren wild und romantiſch, aber ſeine menſchlichen Figuren nur ſelten geſchmackvoll. Riedinger ſtarb 1767. Auch ſeine beiden Söhne, Johann Jacob und Martin Elias, haben ſich als Mahler und Kupferſtecher bekannt gemacht.

Rienzi, eigentlich Nicolaus Gabrini, verdient durch ſein faſt romantiſches Unternehmen, das ausgeartete Rom wieder zu ſeiner altrepublikaniſchen Verfaſſung und Sitte zurückzuführen, Erwähnung. Von geringen Ältern geboren (ſein Vater ſoll der Inhaber eines Wirthshauſes, die Mutter eine Wäſcherin geweſen ſeyn), wußte Gabrini im Anfang des 14ten Jahrhunderts ſich bald zu einem Mann des Volks zu machen, und auf kurze Zeit ſich ſo bedeutenden Anhang und Einfluß zu verſchaffen, daß nicht allein Rom ſeine Dictatur anerkannte, ſondern auch mehrere Fürſten ſich um ſeine Freundſchaft und Bündniß bewarben. Mit lebhaftem und um-

faſſendem Geiſt ausgeſtattet, erwarb Rienzi ſich Wiſſenſchaften, beſonders Geſchicht- und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem ſein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem feurigen jungen Mann die Idee, einen Umſchwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angeſtellt, erwarb ſich Rienzi durch Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und faſt ſchwärmeriſche Beredſamkeit bald die Liebe der geringern Volksclaſſen ſo ſehr, daß man ihn auserkor zum Sprecher der Geſandtſchaft, die Roms Einwohner damals an Papſt Clemens VI. nach Avignon ſchickten, ihn zu bitten: ſeinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der ſelbſt nichts mehr wünſchte, als die ſeinem eignen Anſehn läſtig fallende Anmaßung des römiſchen Adels zu beſchränken, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzi's, und ſchenkte ihm ſeine Bewunderung und Zuneigung. Mit Verſprechungen des päpſtlichen Hofes reichlich ausgeſtattet, kehrte die Geſandtſchaft zurück, da aber Clemens keine derſelben erfüllte, der Druck des Adels immer läſtiger wurde, ſo äußerte ſich die Volksſtimme mehr und mehr unverholen. Rienzi wußte dieſen günſtigen Moment aufs trefflichſte zu benutzen; nicht allein durch myſtiſche Reden, ſondern auch durch eben ſolche Bilder, die er öffentlich an das Volk hielt und vorzeigte, erhitzte er die Gemüther immer mehr, wobei er ſich jedoch ſehr in Acht nahm, unmittelbar den Adel anzugreifen, der in ſorgloſer Ruhe das Treiben Gabrini's als das eines närriſchen Menſchen betrachtete. Endlich glaubte dieſer, daß der Zeitpunkt gekommen ſey, der zur Ausführung ſeines Unternehmens am ſchicklichſten wäre. Das Volk hing mit ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus an ihm, die Vornehmſten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerſchaft außerhalb Rom auf ihren Gütern; da verſammelte (1346) er das ganze Volk, exaltirte es durch eine gewaltige Anrede, ließ ſich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die erſchrockenen Adeligen, die ſeine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerſtand gefaßt waren, aus Rom. Herr jetzt der neuen Republik, die er unter Oberherrſchaft des Papſtes zu verwalten vorgab, beſchäftigte ſich Rienzi, Geſetze zu geben, ſeine Verwaltung einzurichten, und alles ſo wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerſte zufrieden waren, ſondern auch Clemens VI., und ſelbſt mehrere auswärtige Fürſten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundſchaft verſicherten, einige ſogar Bündniſſe mit ihm ſchloſſen. Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande ſolchen Ruf, daß wichtige Streitſachen von mehreren entfernren Orten ihm zur Entſcheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit lang ſchien, als wolle die alte Siebenhügelſtadt durch die Leitung eines einzigen Mannes wieder zu ihrem alten Glanz ſich emporſchwingen. Doch nur zu bald ſchwand dieſer vorübergehende Schimmer. Rienzi, berauſcht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu ſolcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß die Mäßigung und Klugheit, mit der er ſein Werk begonnen, und überließ ſich bald den Eingebungen eines lächerlichen Stolzes. Statt wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papſtes mit ſchonender Rückſicht zu beachten, fing er an, ihn zurückzuſetzen; mancherlei Bedrückun-

gen, die er ſich gegen das Volk erlaubte, entzogen ihm deſſen Liebe, am mehrſten trug hierzu bei einer Trabantenſchaar, mit der er anfing ſich zu umgeben. Sein ſteigender Übermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, ſein Stolz wiegte ihn in Sicherheit. So geſchah es, daß nach kurzer Herrſchaft die vertriebenen Adeligen, von dem erſten Schreck ſich erholend, ihre Kräfte ſammelten, und eine Gegenrevolution bewerkſtelligten, die damit endigte, daß Rienzi aus Rom verjagt wurde. Bei Kaiſer Carl IV. in Deutſchland ſuchte Rienzi Schutz, obgleich dieſer Fürſt ſtets ſich ihm entgegen bewieſen hatte. Durch die Vorſpiegelung, den Streit beizulegen, der zwiſchen dem Kaiſer und Papſt damals herrſchte, trachtete Rienzi, ſich die Gunſt des erſtern zu erwerben; Carl ließ ſich jedoch auf nichts ein, ſondern ſchickte ihn unter Bedeckung an Clemens. Wahrſcheinlich dürfte ein ewiges Gefängniß hier ſeiner gewartet haben, hätten nicht die erneuerten Anmaßungen des Adels in Rom ſein Geſchick gewendet. Clemens VI. war geſtorben, ſein Nachfolger Innocenz VI. glaubte am beſten die Großen in Rom zu demüthigen, wenn er Rienzi gegen ſie ſchicke. Von dem Papſt unterſtützt, von einer noch immer großen Anzahl der römiſchen Einwohner willig aufgenommen, vertrieb Rienzi noch einmal die Adeligen, und wurde zum römiſchen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahrne Mißgeſchick nicht weiſer geworden war, und durch übertriebenen Aufwand und Druck ſich die Gemüther des Volks immer mehr entfremdete, ſo dauerte dieſe neue Herrſchaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrſchaft des Papſtes wieder unterworfen hatte, entſtand auf Anſtiften des noch immer mächtigen Adels eine neue Empörung, an die ſich diesmal das Volk anſchloß. Aus mehreren Quartieren der Stadt vertrieben, verfolgt von dem wüthenden Pöbel, der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker ſah, floh Rienzi in Bettlertracht, wurde aber endlich eingeholt, und von der bewaffneten Menge umgeben. Da ſchien es, als wolle noch einmal ſein Geſtirn ihn beſchützen. Faſt eine Stunde lang ſprach er zu dem Haufen, der, ſtaunend zwiſchen Haß und Bewunderung, ihn umſtand, nicht wiſſend, ſolle aufs neue er ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber auf einmal trat ein Diener des Hauſes Colonna, der mächtigſten unter den römiſchen Patriziern und der gefährlichſten Gegner des Senators hervor, und durchſtach den Unglücklichen, deſſen Leichnam nun ein Spiel der aufgebrachten Menge wurde, die ihn auf das ſchrecklichſte zerfleiſchte und an den Galgen hing. Dies war das Ende eines Mannes (1353), den das Geſchick ſo wunderbar gehoben und begünſtigt hatte, und der, bei größerer Behutſamkeit, einen glänzendern Abgang würde genommen haben von einer Bühne, auf der, gleich einem vorübergehenden Meteor, er kurze Zeit leuchtete.

Rieſen nennt man ſolche Menſchen, die ſich durch ihre ungewöhnliche Größe auszeichnen, im Gegenſatz der Zwerge, die wegen ihrer Kleinheit zu den Abnormitäten des Menſchengeſchlechts gehören. — Daß wegen mancherlei Abweichungen von einer einfachen natürlichen Lebensart die Menſchen jetzt nicht mehr die Größe erreichen, wie ehedem, iſt zu glauben. Daß es aber vormals ganze Nationen von Rieſen und Giganten, die alle übrigen Menſchen an Größe und Stärke übertroffen haben, gegeben hätte, wie in der heiligen Schrift und den Mythen der Griechen und Römer gelehrt wird, iſt ſehr zu bezweifeln.

Rieſenbetten werden mitunter die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutſchland, beſonders an den Oſtſeeküſten und auf der Inſel Rügen findet. Sie ſind gemeiniglich mit Fels- und Steinſtücken ringsum eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, ſteinernen Opfermeſſern, Streitbeilen und dergleichen Dingen. Schreiber dieſes war an den pommerſchen Küſten und auf Rügen mehrmals gegenwärtig bei Aufgrabung ſolcher Rieſenbetten, die dort richtiger Hünengräber heißen, und erſtaunte über die Nettigkeit und ſelbſt Zierlichkeit der Arbeit der aus Feuerſtein gemachten Opfermeſſer und Streitbeile, die in manchen dieſer alten Grabhügel ſich fanden. Nicht immer finden ſich jedoch ſolche irdene Töpfe oder Urnen in den Rieſenbetten, häufig ſind ſie ganz leer, und, ſo viel mir bekannt, hat man niemals eiſerne Waffen darin gefunden; ein Umſtand, der auf das hohe Alter dieſer Grabmäler ſchließen läßt.

Rieſendamm und Rieſenweg auf der Inſel Staffa. Die merkwürdigſten Säulen ſind auf der Südweſtſeite; das ganze Ende der Inſel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch ſind, und in natürlichen Säulengängen ſtehen, die ſich nach dem Laufe der Buchten oder Landſpitzen richten. Sie ruhen auf einem feſten Grunde von unförmlichen Felſen. Über ſie iſt die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Inſel reicht, von ungleicher Dicke, ſo wie das Land in Hügel aufſteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, macht einen großen Fronton. Verſchiedene davon ſind über ſechzig Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Seiten faſt die völlige Geſtalt der Frontons, die in der Baukunſt üblich ſind. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Rieſenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewiſſen Anzahl von Seiten und Winkeln beſtand, bis man auf die Öffnung einer Höhle zukommt, die vermuthlich die prächtigſte iſt, die je von einem Reiſenden beſchrieben ward. Man kann ſich kaum einen größern Anblick vorſtellen, als einen ſolchen Raum, der an jeder Seite von Säulengängen unterſtützt wird. Sein Dach beſteht aus den untern Theilen von abgebrochenen Säulen, aus deren Winkeln eine gelbe tropfſteinartige Materie ausgeſchwitzt iſt, die die Winkel genau beſtimmt. Ihre Farbe zeigt eine ungemein ſchöne Mannichfaltigkeit. Die ganze Höhle erhält Licht von außen, ſo daß man bis an ihr tiefſtes Ende hineinſehen kann. Die Luft, die durch die beſtändige Ebbe und Fluth in Bewegung geſetzt wird, iſt rein und völlig frei von den feuchten Dämpfen, die ſonſt gewöhnlich die natürlichen Höhlen erfüllen. Die Wegweiſer nennen ſie die Höhle des Fhinn oder Fhinn-mac-coul, den der Überſetzer des Oſſians Fingal nennt. Wie freut man ſich, hier das Andenken des Helden erhalten zu finden, an deſſen Daſeyn wie an der Echtheit des ganzen Gedichtes man in England ſelbſt zweifeln wollte. Doch genug von den Schönheiten von Staffa, deren genauere Beſchreibung jetzt folgen ſoll. Die kleine Inſel Staffa liegt auf der Weſtküſte von Mull, ungefähr drei Seemeilen Nordoſt von Jona oder der Columbcill. Ihre größte Länge beträgt ungefähr eine engliſche Meile, und ihre Breite eine halbe Meile. Auf der Weſtſeite der Inſel iſt ein kleiner Buſen, wo Boote gewöhnlich landen. Nicht

weit davon gegen Süden zeigen ſich die erſten Säulen, die nur klein ſind, und anſtatt aufrecht zu ſtehen, auf der Seite liegen, und jede für ſich einen Zirkelſchnitt ausmachen. Weiter hin kommt man bei einer kleinen Höhle vorbei, über der die Pfeiler, die hier etwas größer werden, in allerhand Richtungen liegen. An einer Stelle vorzüglich iſt ein kleiner Haufen, der den Rippen eines Schiffes ſehr ähnlich iſt. Wenn man an der Höhle vorbeigekommen iſt, welches man nur zur Ebbzeit ohne ein Boot thun kann, ſo ſieht man die erſte Reihe von Pfeilern vor ſich, die aber nur halb ſo groß ſind als die folgenden. Dieſer Stelle gegenüber liegt eine kleine Inſel, die auf hochländiſch Boe-Shala, oder vielmehr Buachaille oder der Hirte genannt wird, und von Staffa bloß durch eine einige Faden breite Durchfahrt getrennt wird. Die ganze Inſel beſteht aus Pfeilern, über denen keine andere Lage befindlich iſt. Sie ſind noch immer klein, allein ſie haben die ſchönſte Geſtalt von allen auf der ganzen Inſel. Die erſte Abtheilung der Inſel, denn zur Fluthzeit beſteht ſie aus zwei Theilen, macht eine Art von Kegel, indem die Säulen ſich gegen den Mittelpunkt zu ſenken. Auf der andern liegen ſie überhaupt flach auf einander, und an der Vorderſeite nahe an der See ſieht man, wie prächtig ſie mit einander verbunden ſind. Ihre Enden, die ſich mit dem Ufer, das von ihnen gebildet wird, erheben, ſind alle viereckig. Ihr Querdurchſchnitt iſt regelmäßig und ihre Oberfläche glatt, da hingegen die großen in allerhand Richtungen geſpalten ſind. Man zweifelt aber ſehr, ob irgend eine von den Säulen auf Buachaille zwei Fuß im Durchmeſſer hat. Die große Inſel, die Boeſhala gegenüber etwas weiter nordweſtlich liegt, wird von Reihen ziemlich aufrecht ſtehender Pfeiler unterſtützt, die einen großen Durchmeſſer haben, ungeachtet ſie nicht hoch ſind, da ihr unterer Theil nicht frei ſteht. An ihrem Fuße iſt ein unregelmäßiges Pflaſter, welches von den obern Theilen von abgebrochenen Pfeilern gemacht wird, und ſich unter dem Waſſer ſo weit, als das Auge reichen kann, erſtreckt. Hier iſt die Geſtalt der Pfeiler ſehr deutlich. Sie beſtehen aus drei, vier, fünf, ſechs, ſieben Seiten. Allein die gewöhnlichſten ſind fünf- und ſechseckig. Die größten, die man gemeſſen hat, halten ſieben Seiten und vier Fuß fünf Zoll im Durchmeſſer. Die Oberflächen dieſer Pfeiler ſind überhaupt rauh und uneben und voller Spalten in allen Richtungen. Die Querfiguren in den aufrechtſtehenden behalten immer ihre Richtung. Die Oberflächen, auf denen man geht, waren oft flach, und weder erhaben, noch ausgehöhlt. Doch waren die meiſten ausgetieft und einige augenſcheinlich erhaben. An verſchiedenen Stellen waren die Zwiſchenräume in den ſenkrechten Figuren mit einem gelben Spath angefüllt, und an einer Stelle lief eine Ader zwiſchen den Haufen von Pfeilern hinein, und dehnte ſich hin und wieder in kleine Zweige von Spath aus. Ungeachtet ſie nach allen Richtungen zerbrochen waren, ſo konnte man ihre ſenkrechte Figur dennoch leicht ausfündig machen, und daher kann man ſicher ſchließen, daß der Zufall, der ſie in Unordnung brachte, ſich nach der Bildung der Säulen ereignete. Wenn man von hier aus längs des Ufers fortgeht, ſo kommt man an Fingalshöhle. Wir wollen die verſchiedenen Ausmeſſungen in Form einer Tafel anführen. Weiter nach Nordweſten kommt man an die höchſte Reihe von Pfeilern, deren prächtiger Anblick alle Beſchreibung übertrifft. Sie ſtehen

hier bis auf ihre Grundfläche völlig frei, und ſelbſt die Lage unter ihnen iſt ſichtbar. Bald darauf erhebt ſie ſich ſogar verſchiedene Fuß hoch aus dem Waſſer, und verſchafft einem die Gelegenheit, ihre Beſchaffenheit zu unterſuchen. Ihre Oberfläche iſt rauh, und in ihr ſtecken oft große Klumpen von Steinen halb eingeſenkt. Wenn man ein Stück davon zerbricht, ſo beſteht es aus tauſend fremdartigen Theilen, die überhaupt ziemlich das Anſehen von Lava haben, vorzüglich da viele von den Klumpen aus eben der Steinart zu beſtehen ſcheinen, aus der die Pfeiler zuſammengeſetzt ſind. Dieſe ganze Lage liegt abhängig und ſenkt ſich gegen Südoſten. Die Lage über den Pfeilern, deren hier erwähnt wird, iſt ſich überall gleich, und beſteht aus unzähligen kleinern Pfeilern, die ſich nach allen Richtungen biegen und ſenken, und dies oft ſo unordentlich, daß die Steine ſich bloß zu ſenken ſcheinen, um eine ſäulenförmige Geſtalt anzunehmen. An andern Stellen ſtehen ſie regelmäßig, jedoch immer, ohne die Lage von großen Pfeilern zu unterbrechen, deren Gipfel durchgehends eine gleichförmige und unregelmäßige Linie ausmachen. Wenn man von hier weiter längs der Küſte fortgeht, ſo kommt man um das nördliche Ende der Inſel Oua na ſkarve, oder die Waſſerrabenhöhle (cormorant seave). Hier hebt ſich die Lage unter den Pfeilern ſehr hoch. Die Pfeiler über denſelben ſind viel niedriger, als an dem nordweſtlichen Ende der Inſel, aber noch immer von einer anſehnlichen Höhe. Weiter hin geht ein Buſen tief in die Inſel hinein, die hier nur eine Viertelmeile breit iſt. An den Seiten dieſes Buſens, vorzüglich jenſeit eines kleinen Thales, welches die Inſel faſt durchſchneidet, ſind zwei kleine Abſätze von Pfeilern, zwiſchen denen ſich eine Lage befindet, die der Lage über ihnen völlig gleich iſt, und aus unzähligen kleinen Pfeilern beſteht, die aus ihren Stellen verrückt ſind, und ſich nach allen Richtungen überbiegen. Wenn man dieſem Buſen vorbeikommt, ſo hören die Säulen völlig auf; der Felſen beſteht aus einem dunkelbraunen Steine, und es zeigen ſich keine Spuren von Regelmäßigkeit, bis man um das Südoſtende der Inſel herumkommt, ſein Raum, der faſt eben ſo groß iſt, als der, welchen die Säulen einnehmen, den man auf der Weſtſeite wieder antrifft, wo ſie ſich unordentlich wieder zu bilden anfangen, und ſich bald mit den gebogenen Pfeilern vereinigen, mit deren Beſchreibung wir den Anfang machten. Der Stein, aus dem die Pfeiler beſtehen, iſt eine grobe Art von Baſalt, der dem Baſalt vom Rieſenwege in Irland ſehr gleich kommt; doch iſt keiner von ihnen ſo ſchön, als die Probe von dieſem, die man im brittiſchen Muſeum ſieht. Ihre Farbe iſt ſchmutzig braun, da der irländiſche hingegen ſchön ſchwarz iſt.

Rieſengebirge. Dieſe Gebirge gehören in Deutſchland zu den höchſten und anſehnlichſten. Sie fangen an der lauſitziſchen Gränze bei Friedberg am Queiß an, und machen drei Striche aus. Der erſte iſt in Niederſchleſien, geht durch die Fürſtenthümer Jauer und Schweidnitz bis in das Fürſtenthum Münſterberg und die Grafſchaft Glaz, trennt Schleſien von Böhmen, und heißt überhaupt das **böhmiſche Gebirge**. Derjenige Theil im Fürſtenthum Jauer wird eigentlich das **Rieſengebirge** genannt. Es fängt bei der Lauſitz an, und zieht ſich in einem Bogen bis Kupferberg am Boberfluß. Es hat eine faſt gleiche Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche. Oben auf dem Rücken dieſes Gebirges erheben

ſich die beiden **Sturmhauben** und die **Schneekoppe**. Der dritte Strich des Rieſengebirges beginnt im Fürſtenthum Münſterberg, und geht durch die Fürſtenthümer Neiße, Jägerndorf, Troppau und Teſchen bis an die Jablunka. Dieſer Strich wird auch das **mähriſche Gebirge** genannt. Hier iſt der ſogenannte **Keſſel**, der **Teufelsgrund**, **Teufelswieſe** und **Johannisbrunnen** zu bemerken. Nach letzterm geſchehen zum Johannistage viele Wallfahrten, weil man ſeinem Waſſer heilende Wunderkräfte zuſchreibt.

Riga, die Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums Liefland, an der **Riga**, einem Nebenarm der **Düna**. Die Stadt hatte mancherlei Schickſale. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts gehörte ſie dem deutſchen Orden; gegen das Ende deſſelben Jahrhunderts kam ſie unter polniſche Oberherrſchaft, 1621 eroberte ſie Schwedens großer König **Guſtav Adolph**; endlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts kam ſie nach des zwölften Carls unglücklichem Kriege unter ruſſiſchen Scepter, wo ſie auch ſeitdem geblieben. Sie hat über 30,000 Einwohner, iſt der Sitz mehrerer Landesdicaſterien und eine bedeutende Handelsſtadt, da von hier aus die meiſten Erzeugniſſe von Litthauen, Curland, Weißrußland u. ſ. w. zur See verfahren werden.

Rigaudon iſt ein kleines Tanzſtück in ganzem oder vier Vierteltact, von lebhafter Bewegung, das gewöhnlich aus zwei Theilen beſteht. Ein Tanzmeiſter **Rigaud** ſoll Erfinder dieſes Tanzes geweſen ſeyn, der bei Balletten häufig angewendet wird. Bekannt iſt, daß in den gewöhnlichen franzöſiſchen Contretänzen das Pas de Rigaudon auch vorkommt.

Righini (Vincenzo), einer der erſten unter den neuern italieniſchen Componiſten. Er war zu Bologna im Jahre 1760 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Die ausgezeichnete Stimme, welche der Knabe beſaß, bewog ſeine Ältern, ihn in das Conversatorium ſeiner Vaterſtadt, welches damals, beſonders im Geſange, vortreffliche Lehrer beſaß, aufnehmen zu laſſen. Hier wuchs ſeine Luſt an der Geſangsmuſik, ſo wie ſein Talent für dieſelbe frühzeitig ausgebildet wurde. Weil man ihn aber zu lange Sopran ſingen ließ, ſo verlor ſeine Stimme ihre Schönheit, und der Tenor, in welchen ſie überſprang, erhielt etwas Heiſeres und Dumpfes, ſo daß er als Sänger in Wien, wohin er ſich einige Zeit darauf begab, ungeachtet ſeiner vortrefflichen Schule, nur mäßigen Beifall fand. Deſto größern Beifall erhielt ſeine Geſangsmethode, ſo daß er bald einer der geſuchteſten Singmeiſter in der muſikliebenden Kaiſerſtadt war. Zum Lehrer in der Compoſition ſoll er den berühmten Pater Martini gehabt haben, wovon ſich jedoch in ſeinen Werken keine beſondere Spur zeigt. Als Componiſt hatte er außer einigen kleinen Geſängen und Concertarien nur zwei komiſche Opern bekannt werden laſſen, als ihn der letzte Churfürſt von Mainz zu ſeinem Capellmeiſter berief. Jene wurden ſehr beliebt, in dieſen (il convito di Pietra und la vedova scaltra, beide gegen 1782 geſchrieben) erkannte man zwar den geiſtreichen Meiſter, und beſonders den trefflichen Sänger; das Ganze gefiel jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komiſche nie ſein Fach war, und er dafür weder Erfindung noch die gehörige Laune, Kürze und Raſchheit beſaß. Seine opera semiseria, die er zwar noch in Wien geſchrieben, aber erſt in Mainz vollendet zu haben ſcheint, il

demorgone, overo il filoſofo confuſo, zeigt ſchon die erſte Richtung, die ſein Geiſt genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur beſtimmt war, und in welcher er einem großen deutſchen Vorbild (Mozart, deſſen Werke in Wien den tiefſten Eindruck auf ihn machten), mit eigenthümlichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgſamkeit nachſtrebte. Dieſem folgte ſeine Armida (1788), und ſeine Compoſition zu Metaſtaſio's Alcide al bivio (1789), welche von ihm damals und ſpäter in Coblenz, Wien, Leipzig ꝛc. mit vielem und verdientem Beifall aufgeführt wurde, der ihn in Deutſchland bekannter machte. Hier zeigt er ſich in der Gattung und Weiſe, welcher er von nun an immer treu blieb, mit größerer Meiſterſchaft. Wir laſſen einen Kunſtkenner über dieſe Art und Gattung ſprechen: „Righini's Opern, wie er ſie von der Zeit ſeiner Reife an ſchrieb, mithin Armida, Alcide, Arianna, Atalanta, ſein Enea nel Lazio, Tigranes, la ſelva incantata, und Geruſalemme liberata ſind eigentlich keine Opern, ſondern Conzertmuſik. Die größern und ausgeführtern Stücke deſſelben gehören zu dem Herrlichſten, was jemals von Geſang für Concerte geſchrieben worden iſt. Vor allem iſt das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen; die recht eigentliche Baßarie aber von keinem einzigen Componiſten trefflicher bearbeitet worden als von ihm. (Er ſetzte letztere für den berühmten und damals blühenden erſten Baſſiſten des königlichen Theaters zu Berlin, Fiſcher.) Für die Bühne haben ſeine Charaktere zu wenig Beſtimmtheit, Begränzung und Individualität, ſeine ganze Schreibart geht zu ſehr in die Breite, er mußte ſich überall, wo er etwas Gutes zu ſagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an ſich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verſchiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was ſie einander unterordnen und erſt als Hauptgruppen Eines theatraliſchen Ganzen vereinigen ſollte. Aber als Concertmuſik betrachtet, und von Orcheſtern und Sängern gut ausgeführt, gewähren ſeine Operncompoſitionen einen unbeſchreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunſtfreunde und als Fundgruben für Concertdirectoren und vorzügliche Sänger noch lange beſtehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptſtücke alles in ſich, was man von dieſer Gattung nur wünſchen kann: einen fließenden, und doch kunſtreichen, glänzenden und doch natürlichen, ſchön verflochtenen und doch ſtets klaren Geſang; meiſterhafte Behandlung der Inſtrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerſtreut oder die Hauptſache verdunkelnd, immer effectvoll und nie den Geſang überbietend; dabei überall Ordnung, ſchönes Verhältniß der Ideen gegen einander, und eine ſtets anſtändige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das ſichere Fundament bedeutender und energiſcher Bäſſe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichſten Reize ſowohl jeder gebildeten Menſchenſtimme, als jedes gut behandelten Inſtruments." Dem Charakter nach gehören ſeine Compoſitionen mehr der deutſchen als der italieniſchen Muſik an; kein Italiener hat, wie er, den gediegenen Ernſt und die Harmonienfülle der Deutſchen, mit dem Fluſſe der italieniſchen Melodie vermählt; keiner ſteht Mozart ſo nahe als er, keiner beſitzt dieſe Solidität und Gründlichkeit der Ausführung. Nächſtdem, hat er ſich das größte Verdienſt um den Geſang in

Deutſchland erworben, nicht nur durch ſeinen bis zum Ende ſeines Lebens ertheilten trefflichen Geſangsunterricht, ſondern auch durch ſeine Übungsſtücke für den Geſang, und ſeine herrlichen Liedercompoſitionen. Von der ausgezeichneten Schule Righini's zeigt ſeine berühmteſte Schülerin, die ehemalige Demoiſelle Fiſcher, Tochter des vorhin genannten Baſſiſten, jetzt Madame Vernier in Wien, ungeachtet dieſe in ihrer Stimme neulich ſehr verloren hat. Seine Solfeggien (1803) dürfen keinem unbekannt ſeyn, welcher ſich zu einem guten Sänger ausbilden will; ſie ſind gründlich, lehrreich und doch ſehr geſchmackvoll, ſie vereinigen das Solide der alten Meiſter mit der Anmuth und dem guten Geſchmacke unſers Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten ꝛc. mit Begleitung des Pianoforte ſind durch eine ſtets ausdrucksvolle, anmuthige und geſangreiche Melodie, welche durch fließende Harmonie getragen wird, ausgezeichnet, einfach und ungeſucht, ohne trocken und flach zu ſeyn, und für eine von der Natur begünſtigte und gebildete Stimme ungemein anziehend. Auch in ihnen erblickt man die innigſte Verſchmelzung des deutſchen und italieniſchen Charakters, und man kann ſagen, Righini habe in ihnen die italieniſche Anmuth auf den Boden deutſcher Gemüthlichkeit, die im deutſchen Liedergeſang vorzüglich herrſcht, mit großem Glück verpflanzt; und ſey in dieſer Hinſicht unübertroffen. In den deutſchen Liedern, ſagt jener Kunſtkenner, wird man es ihm, der die Converſationsſprache ſeines zweiten Vaterlandes zwar verſtand und allenfalls ſprach, in der poetiſchen aber nie heimiſch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in ſeinen Texten oft fallen ließ, und ſich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrſchende Empfindung hielt, zumal da er dieſe faſt nirgends verfehlte, und nicht ſelten meiſterlich auszudrücken wußte. Für die Kirche hat Righini nur zwei Werke geliefert: die Miſſa, welche er bei der letzten deutſchen Kaiſerkrönung als mainziſcher Capellmeiſter in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te deum zum Geburtstage der Königin Luiſe von Preußen. Jene iſt kurz, glänzend und populär, wie es der Zweck erfoderte. Letzteres iſt mit allgemeinem Beifall und mit der überreichen Beſetzung (von mehr als 500 Perſonen), die der Meiſter allerdings zu glänzenden Effecten zu benutzen wußte, auf dem Schloſſe in Berlin aufgeführt worden. Doch behauptet man, daß er ſchwerlich im eigentlichen Kirchenſtyl etwas Eminentes würde geleiſtet, und ihm ſeinen Ruhm verdankt haben. Seine Direction muſikaliſcher Aufführungen war muſterhaft, ſie war ruhig, ohne kalt, präcis und ſcharf, ohne pedantiſch, kleinlich und affectirt zu ſeyn. Von ſeinen Lebensumſtänden bemerken wir noch, daß Righini im J. 1793 Capellmeiſter des Königs von Preußen wurde, in welchem Poſten er die ſchönſten ſeiner angeführten Werke ſchrieb. Er führte übrigens in Berlin ein ſtilles, eingezogenes Leben, und hat wiſſentlich wohl niemals jemanden wehgethan. Im J. 1812 machte er eine Reiſe, um ſein Vaterland noch einmal wieder zu ſehn. Hier wurde er, und zwar in ſeiner Vaterſtadt am 19ten Auguſt durch die Folgen einer Operation der Tonwelt entriſſen. Mit dankbarer Trauer feierte die Capelle zu Berlin im October des genannten Jahres durch ein feierliches Requiem in der catholiſchen Kirche ſeinen Tod.

T.

Rigiberg, einer der höchſten Berge in der Schweiz. Er liegt im Canton Schweiz am zuger See. Seine höchſte Spitze iſt 5676 Fuß, alſo 2148 Fuß höher als der Brocken, und 7024 niedriger als der Montblanc über der Meeresfläche erhaben. An ſeinem Fuße liegen 10 bis 11 Dörfer umher, und auf ſeinen Höhen ſind über 150 Sennenhütten verſtreut, wohin die Einwohner der Flecken und Dörfer am Fuße des Berges ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den zuger See hin ſind kalt, öde und ſteil; die ſüdlichen Anhöhen hingegen ſind nicht ſo ſteil, und man trifft auf dieſer Seite zahme Kaſtanien, und ſogar Mandeln und Feigenbäume. Rigikulm iſt der berühmteſte Gipfel des Berges, und gewährt eine der herrlichſten Ausſichten. Wenn man bis zur Mitte des Rigi hinauf kommt, findet man nur kahle Weiden, kurzes ſtruppichtes Gebüſch, und viel Farrenkraut. Der Name dieſes Berges ſoll von Regina montium (Königin der Berge) herkommen.

Rikoſchettſchuß iſt ein Bogenſchuß, da die Kugel nach dem erſten Aufprall auf die Erde ſich wieder hebt, und ſo in immer kleinern und längern Bogen ihr Ziel durchläuft. Dieſe Art zu ſchießen wird bei der Artillerie ſehr häufig gebraucht, um eine große Fläche zu beſtreichen. Das Rikoſchettiren ſelbſt iſt und geſchieht nach den Regeln der Mechanik, der zu Folge ein elaſtiſcher Körper, wenn er auf eine harte Fläche trifft, unter eben dem Winkel, und mit eben der Schnelle zurückgeworfen wird, mit der er fiel, abgerechnet natürlich hierbei den Widerſtand der Luft und den Einfluß der Schwere des geworfenen Körpers. Die Pulverladung iſt bei einem ſolchen Bogen- oder Rikoſchettſchuß bedeutend ſchwächer als bei dem gewöhnlichen Kernſchuß der Kanonen, die niederſchmetternde Gewalt der Kugel daher aber auch nicht ſo groß als bei dieſem.

Rimini, eine alte Stadt an der Mündung der Marecchia im Kirchenſtaate, zählt 15,000 Einwohner, und iſt in der neuern und ältern Geſchichte merkwürdig geworden. Sie hieß im Zeitalter der Römer Ariminum, von der Marecchia, ehemals Ariminus genannt, und lag nahe am Meere, wie der alte Hafendamm bezeugt, den man heute noch an der Stadtmauer ſieht. Das Meer hat indeß ſeit einigen hundert Jahren ſchon ſo viel Erde, welche zum Feld- und Gartenbau dient, angeſpült, daß die Stadt jetzt 1300 Schritt vom Meer entfernt liegt, und ihr Hafen ſo ſehr verſchüttet worden iſt, daß nur kleine Fahrzeuge einlaufen können. Ehemals eine ſehr anſehnliche Stadt, hat ſie durch die Verſandung ihres Hafens ſowohl als auch durch die Kriege in Oberitalien ihren Wohlſtand verloren; vorzüglich aber durch das Erdbeben vom Jahr 1671; der hieſige Biſchof ſteht unter dem Erzbiſchofe von Ravenna. Unter den Kirchen Rimini's iſt die Franziscanerkirche die ſchönſte. Auf dem großen Platze vor dem Rathhauſe ſteht ein ſehr ſchöner Springbrunnen, und zwei Bildſäulen von Bronce, wovon die eine den Apoſtel Paulus, und die andre einen Papſt vorſtellt. Von neuen Gebäuden iſt noch das ſchöne Haus zu bemerken, in welchem der Graf Gambalonga ſeine ſehr anſehnliche Bibliothek zum öffentlichen Gebrauch hat aufſtellen laſſen. Zu den Alterthümern Rimini's gehört eine römiſche Brücke, ein Triumphbogen, ein Amphitheater, ein Suggeſtum, und einige Steine mit Inſchriften, die Brücke iſt von den Kaiſern Auguſtus und Tiberius, wie

die Inſchrift meldet, erbaut, und hat ſich ſo gut erhalten, daß der Baumeiſter Palladio noch das ſchöne Verhältniß ihrer einzelnen Theile bewundern konnte. Der Triumphbogen wurde dem Auguſtus zu Ehren erbaut, weil er die alte Straße von Rom nach Rimini, welche ſehr verfallen war, wieder herſtellen ließ. Von dem Suggeſtum herab ſoll Julius Cäſar ſeine Soldaten angeredet haben, als er über den Rubicon ging. Man hält nämlich dafür, daß das kleine Flüßchen Luſo der Rubicon der Alten ſey. Es entſtand im J. 1750 zwiſchen Rimini und Ceſena ein Streit darüber, der bis Rom zur Entſcheidung ging; das päpſtliche Urtheil entſchied erſt 1756 für Rimini, worauf man an der Luſo folgende Inſchrift ſetzte: Hic Italiae finis quondam Rubicon.

Rinde, ſ. Baum.

Rindviehzucht, findet man unter allen cultivirten Nationen auf der ganzen Erde verbreitet, da das Rindvieh zu den nützlichſten Hausthieren gehört, und in jedem Clima ausdauert, wo noch Gras, ſeine gewöhnliche Nahrung, wächſt. Die Rindviehzucht iſt eine der erſten Stufen der Cultur, wenn der rohe Naturmenſch von der Fiſcherei und Jagd, den rohen Früchten, Kräutern und Wurzeln zu dem Nomadenleben in den Hirtenſtand übergeht, die erſte Stufe der Geſelligkeit, auf welcher heut zu Tage noch viele Völker ſtehn. Wäre auf dem großen Continent des fünften Welttheils, in Neuſeeland z. B., eine dergleichen Thiergattung vorhanden, ſo iſt kein Zweifel, daß, da aus gleichen Urſachen gleiche Wirkung erfolgt, die Neuſeeländer längſt in das Nomadenleben übergegangen, die erſte Stufe der Cultur erſtiegen haben würden, anſtatt daß ſie jetzt noch wirklich bedauernswürdige rohe Naturmenſchen ſind. Daß dieſe zahmen Hausthiere von den wilden Arten abſtammen, iſt eben ſo gewiß, als ſie ſo leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zuſtand zurücktreten, wie die großen Sennen (Steppen, große Landſtriche mit Gras bewachſen) in Südamerika beweiſen, wo ſich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das bloß von dem zahmen Vieh abſtammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, da ſich in dieſem ganzen Welttheil vorher kein einziges Stück befand, und die ſich jetzt in der Wildheit bei günſtigem Clima und überflüſſigen Futter ſo erſtaunlich vermehrt haben, daß ſie größtentheils bloß um der Häute willen gejagt und getödtet werden, das Fleiſch in ſo großer Menge nicht benutzt werden kann. Unter den wilden Racen unterſcheiden ſich beſonders der Auerochſe und der Büffel als die beiden Extreme, zwiſchen denen die andern Racen mitten inne ſtehn. Unſer zahmes Rindvieh gleicht mehr der erſten Gattung, denn ob es ſchon auch zahmes Büffel-Rindvieh gibt, ſo iſt doch dieſes von unſerm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh ſehr verſchieden, beſonders verlangt dieſe Büffelart durchaus ein warmes Clima, wie in Ungarn und Italien iſt. So ließ der verſtorbne ſächſiſche Miniſter, Graf Einſiedel, vor 20 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf ſein Gut Wolkenburg kommen, wo viele Verſuche daſſelbe einheimiſch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermiſchung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht entſprechend geweſen iſt. Die zahme Rindviehzucht, durch ſo viele Länder unter alle Himmelsſtriche verbreitet, mußte natürlich eine große mannichfaltige Verſchiedenheit der Racen erzeugen, je nach dem Futter, Clima und Lebensart der urſprünglichen Natur dieſer

Thiere zuträglich war oder nicht, ſo iſt beinahe in jedem Lande eine beſondre Race entſtanden. In Europa beſonders hat man polniſches, ungariſches, ukrainer, moldauer, ſchweizer, tyroler, holſteiner, frieſiſches, vogtländiſches und eine Menge andrer verſchiedner Racen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimiſche Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn alſo von Landvieh geſprochen wird, ſo fragt ſich's, von welcher Provinz die Rede iſt, denn eine jede Race iſt in ihrer Provinz Landvieh. Da natürlich immer eine Race Vorzüge vor der andern hat, ſo ſuchen die nach Verbeſſerung ſtrebenden Landwirthe Zuchtvieh von dieſen vorzüglichern Racen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Urſachen nicht vorhanden ſind, die dieſe Racen nach und nach erzeugt haben, ſo ſind dieſe Verſuche im Anfange von keinem günſtigen Erfolge. So z. B. war das ſchweizer Vieh vor vierzig Jahren diejenige Race, nach welcher ſo viele Landwirthe in Deutſchland ſtrebten; da dieſes Rindvieh aber ſeine gewohnten fetten Alpenweiden hier nicht vorfand, ſo war der Nutzen dieſes ſchweizer Viehes Anfangs geringer und ſchlechter als der vom Landvieh, und viele Landwirthe gingen ſo gleich wieder davon ab. Es wurde zum Sprichwort: „Wer ſchweizer Vieh halten will, muß auch ſchweizer Futter haben." Da aber doch mehrere den Verſuch nicht ſogleich aufgaben, ſo gewöhnte ſich nach und nach das von der erſten und den folgenden Generationen gezogene Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und ſo iſt die davon abſtammende Race jetzt viel vorzüglicher und geſchätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon iſt, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen dieſe beſſere Rindviehrace antrifft, was ſonſt der Fall nicht ſeyn würde. Beſonders hat ſich aus der Erfahrung gezeigt, daß das dadurch entſtandene Baſtard-Rindvieh der dritten und vierten Generation die vorzüglich nutzbarſte Rindviehrace dieſer Gegenden geworden iſt. Dieſe Baſtardrace iſt dadurch entſtanden, daß Landkühe mit ſchweizer Ochſen begattet worden ſind. Indem nicht jeder Landwirth im Stande war, ſchweizer Kühe kommen zu laſſen, ſo konnte er doch von denjenigen, die dergleichen angeſchafft, Ochſenkälber erhalten, und damit das Landvieh veredeln. Neuerlich hat man in mehreren Gegenden die frieſiſche Rindviehrace dem ſchweizer Vieh vorgezogen, weil dieſes von noch anſehnlicherer Größe und Schönheit iſt; bis jetzt iſt aber die Acclimatiſirung damit noch nicht ſo weit vorgeſchritten, daß man einen höhern Ertrag gegen Landvieh behaupten könnte; was ſich aber ſchon mit Gewißheit ſagen läßt, iſt, daß nach einigen Generationen, und beſonders Baſtardzeugungen es derſelbe Fall wie bei dem eingeführten ſchweizer Vieh ſeyn wird. So findet man jetzt in mehrern deutſchen Provinzen nur noch wenige Überbleibſel von dem alten Landviehſtamm, als etwa im Vogtlande, und alles iſt eine durchkreuzte gemiſchte Race von ſchweizer, frieſiſchem und Landvieh, daher die ſo vielfältigen Farben dieſer Viehheerden, die aber unſtreitig einen höhern Ertrag als das ehemalige Landvieh gewähren, ſo daß die neuere Landesökonomie auch in dieſem Zweige beträchtliche Fortſchritte gemacht hat. — Die Rindviehzucht iſt in der deutſchen Landwirthſchaft Mittel und Zweck zugleich. Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, um das Gras und übrige Futter in Düngung zu verwandeln, ohne welche der Ackerbau nicht beſtehen könnte, und das ſonſt auf keine andre Weiſe in ſolche kraftäußernde Düngung

verwandelt werden kann, als wenn es durch die Leiber der Thiere gegangen, einen chemiſchen Prozeß erlitten, den keine Kunſt nachzuahmen im Stande iſt, ſo wünſchenswerth das auch wäre. So pflügt man jetzt noch Klee, Wicken und andre Futterkräuter unter, und rechnet dieſe verfaulenden Futterkräuter dem Acker als Dünguug an. Das ſind ſie zwar auch, aber lange nicht in dem Maße, als wenn ſie durch den Verdauungsprozeß in Düngung verwandelt werden. Ungeachtet das Thier einen großen Theil des Futters als Nahrung in ſich aufgenommen, ſo gibt doch der übrige als Excremente abgehende, dem Anſchein nach ſchlechteſte Theil noch eine größere und beſſere Menge Düngung, als wenn dieſes Futter durch den Gährungs- und Fäulungsprozeß in Düngung verwandelt werden. Um den ſo nöthigen Dünger zu gewinnen, iſt die Stallfütterung des Rindviehes entſtanden, eine Erfindung der Deutſchen, die nach und nach von allen Nationen angenommen werden wird, die nach Verbeſſerung des Ackerbaues ſtreben. Nur da, wo der Ackerbau mit zu vielen natürlichen Hinderniſſen zu kämpfen hat, und deßhalb kaum die Koſten trägt, als in allen hoch liegenden gebirgigen Gegenden, wo nur eine ſehr geringe fruchtbare Oberfläche vorhanden iſt, deſſenungeachtet aber noch Gras zu guter Viehweide wächſt, in dieſen Gegenden wäre es zweckwidrig, das Vieh nicht auf die Weide zu treiben, da dieſes Gras, worunter vorzüglich viele aromatiſche Kräuter ſind, die nur auf Bergen wachſen, ſonſt weiter nicht benutzt werden kann. Hier wird die Rindviehzucht Zweck, wie in der Schweiz und dergleichen gebirgigen Ländern. In flachen ebenen Ländern aber, wo der größte Theil der Oberfläche zum Ackerbau benutzt werden kann, und wegen der Bevölkerung benutzt werden muß, kann die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues ſeyn; ſie iſt dieſem untergeordnet. Man ſieht leicht ein, daß wenn der Acker bloß als Rindviehweide benutzt würde, dieſes die ſchlechteſte Benutzung deſſelben wäre, ſo wie überhaupt Weide die ſchlechteſte Benutzung der Oberfläche iſt, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil alle Pflanzen, die unaufhörlich im Wachsthume geſtört, täglich abgebiſſen und beſchädigt werden, nur einen geringen Ertrag geben können. Eben aus dem Grunde erhält man viel mehr Futter, und kann den Viehſtamm beträchtlich vermehren, wenn die Viehweiden in Ackerland verwandelt, mit Futterkräutern bebaut oder als Wieſen benutzt werden und das Vieh im Stalle gefüttert wird. Die Stallfütterung gewährt alſo nicht nur mehrere Düngung, weil alle Excremente des Viehes zur Düngung erhalten und nicht auf der Weide verloren gehn, ſondern auch noch beſonders, weil bei derſelben eine größere Anzahl Vieh gehalten und ausgefüttert werden kann. Die Stallfütterung unterſcheidet man in ganze und halbe. Wenn das Getraide eingeerntet iſt, bleibt noch eine Menge Gras auf dem Stoppelfelde, das ſonſt nicht benutzt werden kann; eben ſo wenn die Wieſen das letzte Mal gemäht ſind, bleibt noch ein großer Theil Grasſtoppeln, ſo wie junger Nachwuchs des Graſes, dieſes läßt man abweiden, und das Vieh vom Monat Auguſt bis Eintritt des Winters dahin treiben; dieſes nennt man die halbe Stallfütterung, die ganze aber, wenn das Vieh das ganze Jahr nicht auf die Weide getrieben wird. Die halbe Stallfütterung hat überall den Vorzug vor der ganzen, es geht zwar einige Düngung dabei verloren, allein man benutzt eine Menge Weidefutter, die ſonſt ganz verloren ginge, man kann alſo

mehr Vieh halten, wenn man dieſe Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Düngung als bei der ganzen Stallfütterung; auch iſt die Düngung nicht ganz verloren, die auf den Acker und die Wieſe fällt, ſondern kommt dieſen doch einigermaßen zu gute. Hierzu noch den größern Nutzen von mehrerm Rindvieh genommen, das man bei der halben Stallfütterung halten kann, ſo kann es wohl nur wenige Ausnahmen geben, wo die ganze Stallfütterung der halben vorzuziehen wäre. Thaer, in den „Grundſätzen des rationellen Ackerbaues" im 4ten Theil, S. 224 ſagt: „Die halbe Stallfütterung ſey, wobei das Vieh einen Theil des Tages zugleich weidet." Dieſes iſt irrig, denn dadurch wäre aller Unterſchied zwiſchen Weidegang und Stallfütterung aufgehoben; ehe die Stallfütterung erfunden wurde, trieb man das Vieh ebenfalls auf die Weide, und fütterte es hernach, wenn es nach Hauſe kam, im Stalle; und ſo iſt es noch überall, wo noch keine Stallfütterung eingeführt iſt. Stallfütterung iſt der Weide entgegengeſetzt; wo Stallfütterung iſt, wird das Vieh ſchlechterdings nicht auf die Weide getrieben. Ganze und halbe Stallfütterung unterſcheidet ſich aber in Anſehung der Zeit. Bei dem Weidegange wird das Vieh vom Monat April bis Eintritt des Winters ausgetrieben; bei der halben Stallfütterung wird es nur dieſe halbe Zeit, vom Monat April bis zur Ernte, wo das Stoppelgras die erſte Weide wird, nicht ausgetrieben, ſondern dieſe halbe Zeit ganz im Stalle gefüttert; bei der ganzen Stallfütterung wird das Vieh aber das ganze Jahr nicht ausgetrieben. Dieſes iſt der Unterſchied und der Begriff, den jeder Ökonom mit ganzer und halber Stallfütterung verbindet. — Bei der Rindviehzucht wird entweder das Vieh ſelbſt zugezogen, oder es werden gleich melkende Kühe gekauft. Wo man die Melkkühe ſehr hoch benutzen kann, wie in der Nähe volkreicher Städte, da iſt Verluſt bei der Zuzucht des jungen Viehes; denn wenn daſſelbe Futter, das für das junge Vieh erfoderlich iſt, in Melkkühe verfüttert wird, ſo gibt es einen viel höhern Ertrag, und ſo iſt es wieder umgekehrt auf dem Lande der entgegengeſetzte Fall. Wenn man ſtatt eines ſchlechten Viehſtammes einen beſſern anſchaffen will, ſo iſt es viel vorzüglicher, ſogleich gute veredelte Kühe zu kaufen, die, weil die Rindviehzucht überall ſo verbreitet iſt, leicht zu haben ſind. Will man hingegen den ſchlechten Viehſtamm durch gute Zuchtochſen ſelbſt veredeln, ſo ſind dazu eine Reihe von Jahren erfoderlich, indem dieſe Veredlung doch nur erſt in der zweiten, dritten Generation völlig zu Stande kommt. Im Durchſchnitt gilt eine veredelte Kuh ſo viel als zwei ſchlechte Landkühe. Die veredelte Kuh gibt eben ſo viel Nutzung und auch Düngung, als jene beiden. In der Fütterung aber liegt der Unterſchied, die veredelte Kuh verlangt etwas mehr, und beſonders beſſeres Futter; Stroh, womit man zur Noth Landkühe füttert, kann man hier nur als zum Überfluß gegeben anrechnen, ſonſt fällt der Nutzen von den veredelten Kühen ganz weg, und bleibt noch hinter dem der Landkühe zurück. Veredeltes Vieh ſetzt alſo beſſeres Futter voraus, ſonſt iſt es nachtheilig, wie wohl manche Landwirthe dieſe Erfahrung mit Schaden gemacht haben. Dieſes beſſere Futter erlangt man aber bei der Stallfütterung, und wer den Gang der Veredlung beobachtet hat, wird gefunden haben, daß man nur ſeit Einführung der Stallfütterung erſt eifrig nach der Veredlung geſtrebt hat. Bei der Stallfütterung iſt das erſte, eine Menge Futterkräuter anzu-

bauen, die man ſonſt nicht gebaut hat, und alle dieſe Futterkräuter ſind das beſſere Futter, das zur Veredlung des Viehes unumgänglich nothwendig iſt. Unter allen iſt vorzüglich der Klee, deſſen Anbau ſich überall verbreitet hat, und der in ſo großer Menge gebaut wird, daß man füglich auf drei bis vier Monate vollauf Futter für die ganze Wirthſchaft erhält. Der Anbau des Klees im Felde verdient um deßwillen den Vorzug vor andern Futterkräutern, weil derſelbe den nachfolgenden Getraidefrüchten am wenigſten nachtheilig iſt, und ſein Ertrag einen reinen Gewinn des Brachfeldes gibt. Iſt man nun hiedurch zu mehrerm und beſſerm Futter gelangt, ſo kann die Anzahl des Viehes vermehrt und daſſelbe veredelt werden. So gibt mehr Futter mehr Vieh, mehr Vieh mehrere Düngung, mehrere Düngung mehr Ertrag des Ackerbaues. Dieſes ſind die neuern Grundſätze der Landwirthſchaft, von denen der Futterbau und die Viehzucht die Grundlage ſind, und dieſe Grundſätze ſind von großem Erfolge in der Ausführung geweſen. Man hat berechnet, daß nur allein in dem ehemaligen Churſachſen, vor den Verwüſtungen des franzöſiſchen Krieges, 70,000 Stück Rindvieh mehr gehalten worden ſind, als vor der ausgebreiteten Einführung des Kleebaues, um welchen ſich beſonders Schubart von Kleefeld ſo ungemein verdient gemacht hat. Das ſchönſte Rindvieh findet man übrigens, wo Flüſſe und Auen, und daher eine große Menge der ſchönſten Wieſen ſind, wo alſo vorzügliches Futter aller Art in größtem Überfluß vorhanden iſt. Daher ſagt man auch von vorzüglichem Vieh: Es iſt Elbvieh, Oderviech, Weichſelvieh u. ſ. w. — Aus dem Angeführten erhellet, daß eine genaue Beſtimmung der Benutzung der Rindviehzucht nicht möglich iſt, ſo verſchieden das Futter, ſo verſchieden die Viehracen ſind, ſo verſchieden iſt auch die Benutzung; ja zwei Kühe von einerlei Race und Größe, an demſelben Orte gezogen, mit gleichem Futter gefüttert, geben nicht gleichen Ertrag; die eine Kuh legt mehr auf das Fleiſch, die andre mehr auf die Milch, die fetteſten Kühe unter der Heerde ſind daher nicht diejenigen, die den größten Nutzen geben. Den größten Unterſchied in dem Geldertrage gibt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace iſt, und hinlängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen gibt dieſelbe Kuh im Durchſchnitt wöchentlich einen Thaler, jährlich alſo 40 bis 45 Thaler Ertrag, und dieſer Unterſchied liegt bloß in dem verſchiedenen Preiſe und Verkaufe der Milch. In Thaers „Grundſätzen des rationellen Ackerbaues" 4ter Theil, Seite 227, wird der Geldertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preiſe der Butter beſtimmt. Es wird angenommen, die Kuh wäre 40 Wochen im Jahre melkend, gäbe im Durchſchnitt täglich 14 Seidel Milch, betrüge 3808 Seidel, 40 Seidel Milch gäben ein Pfund Butter, folglich wären 84 Pfund Butter der jährliche Ertrag. (Hier iſt ein beträchtlicher Rechnungsfehler, denn nach dieſen Vorderſätzen ſind 98 Pfund Butter das Reſultat des Ertrags.) Dann werden noch 22 Fl. für Käſe und Molkenwerk gerechnet, hingegen 20 Fl. 24 Xr. für ſämmtliche Wartungskoſten abgezogen, und hieraus der Satz aufgeſtellt: daß 67 Fl. 16 Xr. der Pachtpreis einer Kuh ſey. Ferner heißt es daſelbſt: „In Wirthſchaften jedoch, welche ſich durch ihre Weide und Kuhhaltung auszeichnen, kann der Bruttoertrag

einer Kuh, ſelbſt nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkoſten, wohl auf 98 Fl. 25 Xr. bei oben angenommenem Butterpreiſe (das Pfund 21½ Xr.) getrieben werden" Man findet hierbei weiter nichts zu erinnern, als wenn dieſes zum Maßſtabe bei Rindviehverpachtungen genommen würde, man zuverläſſig keinen Pachter finden wird. Der höchſte Ertrag einer Kuh iſt in großen volkreichen Städten beim Verkaufe der Milch, ſo daß in dieſen Wirthſchaften die benöthigte Butter nicht ſelbſt geſchlagen, ſondern zugekauft wird. Wo der Milchverkauf wegfällt, und Butter geſchlagen wird, kann der Ertrag nie ſo hoch ſeyn, und da iſt keine Wirthſchaft auf dem Lande bekannt, wo der Pacht einer mittlern Kuh (denn von dieſem iſt hier bloß die Rede) jemals über 15 Thaler geweſen wäre, das iſt aber doch in der That ein ſehr großer Abſtand von 98 Fl. 25 Xr. — Die Fütterung einer Kuh wird allemal viel höher kommen, als der Nutzen, ſelbſt beim höchſten Ertrage, beim Milchverkauf in Städten, ſonſt würden ſich mehrere Perſonen Kühe halten, die kein Landeigenthum beſitzen, und das benöthigte Futter kaufen. Wie kommt es alſo, daß man nicht lieber das Futter verkauft? Wo die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues iſt, da iſt ſie zur Gewinnung der benöthigten Düngung unentbehrlich, wenn dieſelbe alſo auch lange nicht den Ertrag gibt, den das Futter koſtet, ſo muß man das Fehlende auf den Ertrag des Ackerbaues rechnen. Iſt aber die Rindviehzucht der Zweck, wie in gebirgigen Gegenden, ſo wird das Vieh die ganze Zeit auf die Weide getrieben, und bedarf nur des Winterfutters, das Futter auf der Weide kann man aber nicht wie andres Futter zu Markte bringen und verkaufen, auch ſonſt weiter nicht benutzen. So gibt es auch außer der Weide in jeder Landwirthſchaft noch eine Menge Abgänge, als überkehr und Spreu von Getreide u. d. m., die ebenfalls keine verkäufliche Waare ſind, die man aber zur Fütterung des Rindviehes ſehr gut anwenden kann. Aus dieſen Gründen iſt der Preis der Rindviehproducte viel geringer als der Preis des Futters, was ſonſt, wie in andern Dingen, im Gleichgewichte mit einander ſtehen müßte. Mehrere Landwirthe, auch Thaer, haben dieſen Widerſpruch dadurch löſen wollen, daß ſie zwei verſchiedne Preiſe des Futters angenommen haben, den Marktpreis und den Productionspreis, was aber im Grunde nichts geſagt iſt, denn der Marktpreis und Productionspreis eines jeden Dinges ſetzen ſich ſtets ins Gleichgewicht, ſind alſo ein und derſelbe; der Marktpreis wird jederzeit nach dem Productionspreis ſteigen oder fallen, bis ſie im Gleichgewichte ſind. (Von außerordentlichen Fällen, Mißwachs und dergl. iſt nicht die Rede, die ſind nur vorübergehend.) Um nun das ſonderbare Problem zu löſen, daß der Productionspreis bei der Rindviehzucht ſtets höher iſt als der Marktpreis, daß nämlich Milch und Butter vom Rindvieh zu produciren mehr koſtet, als wofür man ſie auf dem Markte kaufen kann, ſoll der Grund darin liegen, daß man das Futter nach dem Marktpreiſe anrechnet, man ſolle es nur nach dem Productionspreis anrechnen. So fragt ſich's wieder: Warum denn der Marktpreis und der Productionspreis des Futters verſchieden ſeyn ſolle, was doch nirgends der Fall iſt? — Dieſe werden ſich überall ins Gleichgewicht ſetzen. So ſucht man eine ſchwierige Aufgabe zu löſen, indem man dafür eine neue größere aufſtellt. Der eigentliche wahre Grund liegt bloß darin, daß die Rindviehzucht ein unentbehrliches Mittel zum Ackerbau iſt. Wenn

ſie auch an und für ſich nichts einträgt, das Futter höher verkauft werden könnte als Milch und Butter eintragen, ſo iſt ſie doch zu Gewinnung der Düngung unentbehrlich, und eben weil man dieſes Mittel ſo hoch als möglich treibt, ſo viel Rindvieh als möglich hält, ſo wird dadurch die Concurrenz der als nebenbei gewonnenen Rindviehproducte ſo groß, daß ihr Productionspreis über den Marktpreis zu ſtehen kommt. Wst.

Ringelgedicht, auch Rondeau, iſt eine Art lyriſchen Gedichts, das dem Sonett verwandt iſt, aber gewöhnlich aus dreizehn Zeilen beſteht, deren neunte und dreizehnte das erſte Wort, oder die Hälfte des erſten Verſes, das ſogenannte Refrain, wiederholen. Fünf männliche und acht weibliche Reime, oder umgekehrt, kommen darin vor. Ms.

Ringelrennen (Carrouſſel). Die ſtrengen Verbote gegen das Fauſtrecht und die öftere Verkündigung des allgemeinen Landfriedens entwöhnten die Ritter von der Luſt des Lanzenbrechens. Das feine, welſche Weſen aus Italien und Frankreich verdrängte die ſtrenge heimiſche Sitte, und die Frauen vornehmlich achteten fremden Flitterſtaat höher, als den einfachen vaterländiſchen Schmuck. Frauenliebe hatte zu aller Zeit eine hohe Gewalt über das Leben der Männer, da die Männer aber ſahen, daß ſie nur auf dem Tanzſaal oder bei feſtlichen Gelagen von ihren Schönen erhört wurden, und den Minneſold nicht mehr in den Schranken noch in den Wagniſſen und Gefahren der Fehden verdienen konnten, ließen ſie in den Hallen die Waffen raſten und roſten, und die geſtrengen feſten Ritter ſind endlich elendlich verwandelt worden in ſüße, milde Schäfer. — Die Thurniere *) gehörten zu den ſchönſten Feſten des Mittelalters, ſie verſammelten die Ritter aus allen Gauen, ein jeder war geladen, der ebenbürtig und guten Rufes war; ſo wurden ſie Schule der Tugend und Tapferkeit, und Hans Sachs ſingt davon alſo:

„Der Thurnier war des Adels Schul,
„Der ſie behielt in ſtrenger Zucht.
„Ganz Deutſchland bekam daraus Frucht,
„Wann es ſtund über all deſto baß,
„Weil der Adel ſo redlich was!"

Doch hörte auf den Burgen und an den fürſtlichen Höfen mit der Kampfluſt die Schauluſt nicht auf. Weil aber ſelbſt die Päpſte, die an ritterlicher Tugend keine Freude hatten, und ihr Wort gern überall geltend machen wollten, dem, der im Thurnier fiel, kein Grab in geweihter Erde geſtatteten, führte man Spiele ein, wo man nicht fürchten durfte, daß es blutig enden würde; und ſo entſtanden die Ringelrennen. — Wie man ſonſt Mann gegen Mann eine Lanze brach, ſo übte man jetzt ſeine Kraft an Bäumen und Säulen. Um dieſem Spiel noch mehr Unterhaltung zu geben, ſtellte man einen hölzernen Ritter auf, nach dieſem wurde im vollen Lauf des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Bruſt getroffen, ſo brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite geſtreift, ſo wendete er ſich, und gab dem ungeſchickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen

*) In allen Schriften aus jener Zeit finden wir geſchrieben: „Der Thurnier," nicht das Turnier. Auch Schmidt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen ſchreibt der Thurnier.

Säbel. — Ein anderes Spiel des Carrouſſel war das Ringſtechen. Über der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe loſe befeſtigt; hier galt es, dieſe Ringe mit der Lanze behend herunterzuholen, doch ſo, daß ſie nicht auf die Erde fallen durften. — Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufſtellte. Dieſe Beluſtigung verdankt ihre Entſtehung den Türkenkriegen: man wollte ſich an den furchtbaren Anblick der Muſelmänner gewöhnen, oder durch dies entehrende Spiel ſich an dem armen Feind der Chriſtenheit rächen, und freute ſich, ſie verderben zu können, ohne ſie fürchten zu müſſen. — In den Blättern, die uns von den Feſten am kaiſerlichen Hoflager zu Wien erzählen, finden wir, daß die gehaltenen Carrouſſels mit vielem Beifall aufgenommen worden ſind, und um zu ſehen, wie es damit in alter Zeit gehalten wurde, theilen wir unſern Leſern die Geſchichte eines ſolchen Feſtes mit, welches bei der Hochzeitfeier des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg mit der Prinzeſſin Jacobine von Baaden zu Düſſeldorf im Jahr 1585 gegeben ward. Die Beſchreibung aller Feſtlichkeiten jener Vermählung erzählt Diedrich Graminäus, wir erwähnen nur das Ringelrennen. — Tages zuvor war ein Aufruf an die anweſenden Ritter und Herren ergangen, worin einem jeden die Geſetze des Ringelrennens bedeutet wurden. Die Kampfluſtigen traten vor, und gaben dadurch, daß ſie einen weißen Federbuſch, den Fräulein Anna von Hall, die Preisvertheilerin, an der linken Bruſt trug, berührten, das Zeichen, daß ſie bei dem morgenden Spiel Mitkämpfer ſeyn wollten. — Die Bahn war eine Ebne vor Düſſeldorf, 480 Schritte lang und 240 Schritte breit. An den Seiten waren erhöhte Sitze für die Richter und Edelfrauen, behangen mit Schilden und Rüſtungen. Ein Siegesbogen ſtand in der Mitte, geſchmückt mit den Bildern der Klugheit, der Hoffnung und des Glücks, und mit den Wappen des Brautpaars; in der Mitte des Bogens war ein Ring befeſtigt; wer am öfterſten mit der Lanze ihn herunterſtach, gewann den Preis. Die Ritter erſchienen verkleidet, und führten beſondre Namen und Zeichen. Der Herzog nannte ſich „Adlerherz;" er trug auf ſeinem Helm einen Adler, dem um den Hals ein ſilbernes Herz hing, und der eine Schlange feſthielt. Ihm zur Seite waren ſeine Kampfgenoſſen, wovon ſich einer Weiſenrath, der andre Treuesblut nannte. Das Sinnbild des letztern waren zwei Hände, die einander ſo feſt hielten, daß das Blut heruntertropfte. Sie meldeten ſich als die Platzhalter (manutenatores), und gelobten gegen jeden Abenteurer, der ſich in die Schranken wagen würde, den Kampf zu beſtehen. Ihr Einzug wurde beſonders prachtvoll dadurch, daß hinter ihnen und den Marſchällen und Schildträgern ſich ein künſtlicher Berg von Brettern, die mit Raſen belegt waren, nach und nach erhob. Zwei Jünglinge, Amphion und Orpheus, ſaßen auf dem Gipfel des Berges, und ſangen unter Begleitung einer lieblichen Muſik dem Brautpaar ein lateiniſches Ehrenlied. Jetzt ſprengten mehrere Abenteurer, die um den Kampfpreis ſich bewerben wollten, herein in die Bahn. Sie waren theils in welſche Kleidung, theils als Mohren vermummt; mehrere kamen als Bauern und Mädchen und zwei als Syrenen. Nach manchem luſtigen Wortwechſel bei der gegenſeitigen Ausfoderung begann das Stechen, und am Abend empfingen die Sieger den Preis von ſchöner Hand. Mehrere Wochen

hindurch dauerte der Hochzeitjubel auf der Hofburg zu Düſſeldorf, und der Hausvater hatte keine Sorge um die Kurzweil ſeiner Gäſte, da ſie nicht bloß als ſtille Zuſchauer zu dem Feſte kamen, ſondern ſelbſt eine Lanze in die rüſtige Hand nahmen, um an dem gemeinſamen Spiel ſich zu vergnügen. Wie prachtvoll aber und glänzend ein ſolch Ringelrennen gehalten ward, ſo bleibt es doch immer weit hinter der Feſtlichkeit eines Thurniers nach altem Brauch zurück. Das fühlte man auch in jener Zeit recht wohl, und ſchon unſer vaterländiſcher Sänger Hans Sachs thut in einem Gedicht, in welchem er mit einem Ritter, der nach Regensburg zum Reichstage reitet, ſich beſpricht, darüber fromme Wünſche. — Manchem Ritter unſrer Zeit, der nach dem hohen Reichstage gen Wien gezogen, möchten wir die Worte des ehrlichen Dichters zurufen:

„Gott aber geb' uns Ruh und Fried,
„Im römſchen Reiche Einigkeit,
„Daß wiedernmb auch mit der Zeit
„Durch kaiſerliche Majeſtat
„Und Fürſten mit zeitlichem Rath
„Werd' aufgerichtet der Thurnier,
„Daß bei Fürſten und Adels Zier
„Frömmbkeit und Tugend blüh' und wachs,
„Das wünſch' ich, von Nürnberg, Hans Sachs." ff.

Rinteln, eine ziemlich feſte Stadt an der Weſer, in dem heſſen-caſſelſchen Antheil der Grafſchaft Schauenburg. Sie hat beinahe 2500 Einwohner, die theils lutheriſch, theils reformirt ſind, und von dem durch die ſchiffbare Weſer ſehr erleichterten Handel große Vortheile ziehen. Die von dem Fürſten Ernſt III., Grafen zu Holſtein und Schauenburg 1619, zu Stadthagen geſtiftete und 1621 hieher verlegte Univerſität, bei welcher bloß lutheriſche Profeſſoren der Theologie angeſtellt wurden, iſt den 10ten December 1809 vom vormaligen Könige von Weſtphalen aufgehoben worden. Die Stadt iſt der Sitz eines Conſiſtoriums und einer Regierung des heſſen-caſſelſchen Landesantheils von Schauenburg. Über die Weſer führt vom März bis zum Anfange des Decembers eine Schiffbrücke zur Bequemlichkeit der Reiſenden.

Rio Janeiro. Mit dieſem Namen bezeichnet man jetzt die Haupt- und Reſidenzſtadt **Braſiliens.** **St. Sebaſtian** war Hauptort der Provinz (Lupitania), **Rio Janeiro** (Enero oder Genero), welche nach dem Hauptfluſſe **Rio Janeiro** (Fluß des heiligen Januarius), der ſie durchſtrömte, dieſen Namen erhalten hatte. Der Name dieſes Fluſſes ging auf ſeinen Hafen, und zuletzt auch auf das Ganze dieſer portugieſiſchen Niederlaſſung über. Wenn man von der See aus nach dieſer Hauptſtadt kommt, ſo gelangt man durch einen ſchmalen Eingang, welchen zwei Felſen von 6 bis 700 Fuß lothrechter Höhe einfaſſen, in einen Waſſerſpiegel, der ſechs deutſche Meilen breit und über funfzehn deutſche Meilen lang iſt. Herrlich iſt der Anblick dieſes ſo wichtigen Hafens! Ringsum ſind ſeine Ufer mit den ſchönſten Pflanzungen, mit Gärten und Landhäuſern umgeben, und auf ihm ſelbſt erblickt man zahlloſe Inſeln, welche durch ſtarke Forts vertheidigt werden, oder mit prachtvollen Kirchen geziert ſind, oder den Vornehmen der Hauptſtadt zu einem erfriſchenden Aufenthalte in den heißen Jahreszeiten dienen. Ergreifend iſt der Contraſt, welchen dieſe üppige Vegetation, dieſes rege Leben, mit den beiden antiken Granitfelſen bildet,

die den Eingang des Hafens umgeben. Die Hauptcitadelle heißt jetzt St. Sebaſtian; ſie ward 1555 erbaut, und war früher der Stapelplatz aller Schätze, welche aus Braſilien nach Portugal gingen. Daher machte auch die franzöſiſche Flotte, welche 1711 unter Admiral Guey-Trouin ſich ihrer bemächtigte, eine ſehr reiche Beute. Die heutige Hauptſtadt liegt äußerſt mahleriſch auf einer viereckigen hervorſpringenden Bergſpitze am Fluſſe Janeiro. Sie hat ſehr breite, nach der Schnur gebaute Straßen, und ihre anſehnlichen Gebäude ſind meiſt von Backſteinen und Granitſtücken aufgeführt. Faſt alle Häuſer haben Balkons, welche mit einem Gitterwerke umgeben ſind, und die Straßen gehen meiſt in einen offenen Platz aus, wo die Bildſäule eines Heiligen in einer prachtvoll vergoldeten, hell erleuchteten Niſche hinter einem klaren Spiegelglaſe ſteht, und alle Abende vom Volke durch geiſtliche Lieder verehrt wird. Vorzüglich bemerkenswerth iſt die große Waſſerleitung, welche die Hauptſtadt mit dem ſchönſten Waſſer verſorgt. Sie beſteht aus zuſammenhängenden ſteinernen Rinnen, welche auf gemauerten Bogen ruhen, und leitet das klarſte Quellwaſſer aus den Bergen über ein angenehmes Thal bis zu jenem nahe an der Stadt liegenden Hügel, wo ſich eine große ſteinerne Ciſterne befindet, und von wo aus daſſelbe weiter in die Stadt geführt wird. Rio Janeiro, vorher ſchon als Handelsſtadt ſehr wichtig, erhielt in der neuern Zeit dadurch einen größern Glanz und politiſchen Werth, daß die königliche Familie von Portugal ſich dahin begab. Es war nämlich dem ehemaligen Kaiſer von Frankreich darum zu thun, den Engländern alle diejenigen Länder des Continents zu entreißen, welche unter ihrem Einfluſſe ſtanden. Nach den Principien des dadurch entſtandenen Continentalſyſtems unterlag auch Portugal dieſem Schickſal. Obgleich der Prinz-Regent Johann ſich früher dieſem Syſteme angeſchloſſen hatte, ſo ſah Napoleon dennoch ein, daß Portugal, ſo lange es unabhängig wäre, dem Handel mit England nie ganz würde entſagen können. Seine bekannte Conſequenz ließ ihn daher, ohne Rückſicht auf ſeine Tractate zu nehmen, Portugal erobern, indem Junot am 30ſten November 1807 Liſſabon beſetzte. Drei Tage vorher, am 27ſten November Vormittags um 11 Uhr, ſchiffte ſich die königliche Familie von Portugal im Hafen von Liſſabon ein, und fuhr mit allen Schätzen, vom Hofe und von vielen Privatperſonen, beſonders Braſilianern, welche in Liſſabon gewohnt hatten, begleitet, auf acht Linienſchiffen (598 Kanonen) drei Fregatten und vier Briggs (178 Kanonen) nach Braſilien, um für die Folge ihre Reſidenz in Rio Janeiro zu nehmen. Die Vortheile, welche daraus für Braſilien überhaupt, ſonſt nur eine Colonie von Portugal, jetzt das Hauptland der Monarchie, und für Rio Janeiro insbeſondre entſtehn mußten, konnten kaum berechnet werden. Abgeſehn von der größern Volksmenge (Rio Janeiro hatte vorher nur 40,000 Einwohner) von dem lebendigen Verkehr, welchen die Anweſenheit des Hofes dort erzeugen mußte, ſo mußte der Wohlſtand und die Bildung bedeutend gewinnen. Zölle und Monopole, ſo drückend für die Colonien der Europäer, und doch ſo allgemein eingeführt, hören nun auf, da der Regierung an der Beſchränkung des Handels von Braſilien jetzt nicht mehr gelegen ſeyn kann. Die Regierung braucht nun nicht mehr zu fürchten, daß ihre Colonie durch größere Handelsfreiheit reicher und mächtiger werden, und dadurch einſt auf den Gedanken

der Unabhängigkeit kommen könnte; denn Braſilien iſt jetzt Hauptland und Sitz der Regierung, und ſein wachſender Reichthum muß dem Intereſſe derſelben jetzt völlig entſprechen. Wie ganz anders werden ſich jetzt nicht die politiſchen Verhältniſſe in Amerika geſtalten. Es muß Braſilien angenehm ſeyn, wenn Spanien, ſein gefürchteter Nachbar, ſeine Colonien hier verliert, und dieſelben in einzelne, kleinere und größere Freiſtaaten verwandelt ſieht. Mit der nordamerikaniſchen Republik tritt nun eine Monarchie, welche alle ihre Vorurtheile und frühere Mißgriffe abzulegen hier lernen wird, in die Schranken des politiſchen Wettkampfs. Und wenn auch vor der Hand Braſilien ſich feſt an England anſchließen möchte, ſo wird dieſe Macht, welche noch ſehr übermächtig in Amerika iſt, einſt vielleicht Gefahren für ihre Colonien daraus entſtehen ſehn; wenigſtens wird Nordamerika in Braſilien einen neuen Stützpunkt gegen England finden. Auch die Bildung wird zunehmen; denn die Hinderniſſe derſelben fallen weg, die Beiſpiele, und noch mehr die Erfahrungen, welche das Haus Braganza in Portugal gemacht hat, werden dieſelbe gewiß befördern. Man wird wohl, wo man ſich aus Portugal nicht mehr rekrutiren kann, dem würdigen Biſchof von Fernambuck, Cotinho, folgen, und die Urbewohner Braſiliens nicht nur freier machen, ſondern ihnen auch bei ihren vielſeitigen Talenten Gelegenheit zu höherer Bildung geben, um ſo aus Coloniſten und Braſilianern nach und nach eine Nation werden zu laſſen. Selbſt Europa wird dadurch gewinnen, und hat es ſchon, indem Braſilien, ſonſt mißtrauiſch verſchloſſen, jetzt ſchon reiſenden Engländern willig geöffnet worden iſt, wodurch wir bedeutende Fortſchritte in der Kenntniß dieſes Landes gethan haben. Freilich haben ſich die Zeitumſtände ſehr verändert; Napoleons Reich iſt geſtürzt, das Continentalſyſtem zerſtört, Portugal wieder befreit, und das Haus Braganza kann ſeine alte Reſidenz wieder beziehn; armes Braſilien, du ſaheſt erſt die Morgenröthe deines Glücks, und ſchon wieder ſoll dir die Nacht einer gedrückten Colonie hereinbrechen? — Jedoch ſcheint dieſer Zeitpunkt noch nicht ſo nahe zu ſeyn, als man wohl glauben könnte, indem nach den öffentlichen Blättern das Haus Braganza es gewiß vorziehen wird, in Rio Janeiro unabhängig zu ſeyn, da es in Europa nur abhängig ſeyn könnte; überdies wird der Streit mit Spanien über die Feſtung Olivenza, der Tadel der braſilianiſchen Regierung über die Einrichtungen der portugieſiſchen Cortes, und ſo manches andre, neu entſtandene Verhältniß jenen für Rio Janeiro und Braſilien unglücklichen Zeitpunkt wohl noch länger verzögern. Wst.

Ripienſtimme und Ripieniſt kommt von dem italieniſchen ripieno, die Ausfüllung. Die Ripienſtimme wird der Soloſtimme oder Prinzipalſtimme entgegengeſetzt, in wie fern ſie bloß untergeordnet und begleitend iſt. Ripieniſt heißt der Muſikus im Orcheſter, welcher bei keinem Inſtrument die erſte Stelle einnimmt, ſondern bloß zur Verſtärkung der Stimme oder zur Ausfüllung der Zahl mitſpielt. Der Ripieniſt nimmt alſo immer eine untergeordnete Stelle ein, und muß ſich ganz nach dem Anführer oder Vorſpieler richten, ohne im Spiel ſich willkürliche Verzierungen u. dergl. zu erlauben. Ms.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein merkwürdiger politiſcher Abenteurer, wurde in der Provinz Gröningen 1680 von adeligen Ältern geboren. Er wurde als Catholik von den Jeſuiten in Cöln erzogen, aber da er eine Proteſtantin geheirathet hatte, ſo

bekannte er ſich zu dieſer Religion. Einige Zeit ſtand er im Dienſte der Generalſtaaten als Oberſter bei der Infnaterie, dieſe Stelle erhielt er, da er 1715 von den Staaten zur Abſchließung eines Handlungstractats nach Spanien geſchickt worden war. Als er ſich aber bei dem Könige Philipp V. in Gunſt geſetzt hatte, trat er wieder zur catholiſchen Religion zurück, und blieb zu Madrid. Er ließ aus Holland Weber kommen, und legte auf königliche Koſten, jedoch mit großem Verluſte, eine Tuchmanufactur an. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich 1721 mit einer caſtiliſchen Dame von hoher Geburt, mit welcher er zwei Söhne zeugte. Er ſtieg ſchnell im Vertrauen des Königs, und wurde 1725 nach Wien geſandt, um eine Ausgleichung mit dem kaiſerlichen Hofe zu vermitteln. In eben dieſem Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaiſers den Tractat von Laxenburg, und wurde bei ſeiner Rückkehr nach Madrid für ſeine Dienſte dadurch belohnt, daß er zum Herzog von Ripperda und zum Grand der dritten Claſſe ernannt ward. Er wurde auch zum Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzweſen anvertraut, ſo daß er alle Macht eines Premierminiſters, nur nicht den Titel, hatte. Doch ſchon im Mai 1716 ward er von allen ſeinen hohen Würden entſetzt, und in das Schloß Segovia eingeſperrt. Dort blieb er über zwei Jahre, fand Mittel zu entkommen, und ging nach Portugal, und von da nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er nach dem Haag, nahm die proteſtantiſche Religion wieder an, und ſchien ſeine übrigen Tage in Ruhe verleben zu wollen. Sein unruhiges, ehrſüchtiges Gemüth aber veranlaßte ihn mit dem maroccaniſchen Geſandten in Verbindung zu treten, zu Folge deren er ſich wirklich zu Ende des J. 1731 nach Marocco, wo dazumal Muley Abdallah herrſchte, begab. Er wurde günſtig aufgenommen, und that dieſem Fürſten den Vorſchlag, ein Bündniß der barbariſchen Staaten gegen Spanien zu errichten, erſtlich die Feſtungen dieſer Krone in Afrika wegzunehmen, und dann ſogleich Spanien ſelbſt anzufallen. Er hatte Einfluß genug, die Barbaren zur Belagerung von Ceuta zu bewegen, nahm, nachdem er zum mahomedaniſchen Glauben übergetreten war, den Namen Osman an, und wurde zum Befehlshaber der zu dieſem Kriege beſtimmten Armee ernannt. Der König von Spanien, von ſeinen Unternehmungen benachrichtigt, widerrief das Patent, wodurch er Ripperda zum Grand und Herzog ernannt hatte. Dieſer flößte jedoch durch ſeine kriegeriſchen Talente den Mauren die Hoffnung eines glücklichen Ausganges ein, aber die Ankunft einer ſpaniſchen Armee in Afrika, welche Oran belagerte, zerſtörte ſeine Entwürfe. Freilich beharrte er bei der Belagerung von Ceuta, und brachte auch der Beſatzung, welche, nachdem ſie verſtärkt war, einen Ausfall gewagt hatte, eine bedeutende Niederlage bei; allein ein bald nachher von ſpaniſcher Seite erfolgter Überfall der Mauren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzugeben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Tetuan, und wurde vom Hofe ſo kalt empfangen, daß er ſchon darauf bedacht war, nach einem andern Lande hinzufliehen, als ſein Vorſatz entdeckt, und er vor den Kaiſer gebracht wurde. Von der grauſamen Gemüthsart des fürſtlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den Tod erwarten. Er vertheidigte ſich indeſſen ſo gewandt und klug, daß er nach einer kurzen Gefängnißſtrafe wieder in Freiheit geſetzt wurde. Jetzt lebte er ruhig

in ſeinem Hauſe und in ſeinem Harem zu Marocco, und zeigte einen großen Eifer für ſeine neue Religion; er machte jedoch einen Plan, um ſich wieder in Anſehn zu bringen, und dieſer hatte nichts weniger, als eine Vereinigung der jüdiſchen und mahomedaniſchen Religion zum Zweck, die er dadurch, daß er auf einer Seite den Mahomed für den größten Propheten gelten ließ, auf der andern Seite aber den Glauben an einen künftigen Meſſias geſtattete, zu bewirken hoffte. Er ſoll zu ſeinen wirklichen oder vorgeblichen Meinungen Viele bekehrt, und der Kaiſer von Marocco ſelbſt ſoll ſich das Vergnügen gemacht haben, dies Bekehrungsgeſchäft gemeinſchaftlich mit ihm zu betreiben. Endlich muß er aber doch in Ungnade gefallen ſeyn, denn er zog ſich nach Tetuan zurück, wo er von den Zinſen der Gelder lebte, die er in verſchiedenen Banken von Europa untergebracht, und wahrſcheinlich nicht durch die ehrenvollſten Mittel erworben hatte. Beſonders ſoll er durch eine falſche Münze, die er zur Zeit ſeines Anſehens zu Marocco anlegte, große Reichthümer erworben haben. Bis ans Ende ſeines Lebens behielt er den unternehmenden Geiſt, der ihn auf ſo manche Abwege geleitet hatte, und ſtarb (1737) zu Tetuan, nachdem er noch vorher den König Theodor von Neuhof zur Erlangung der Krone von Corſica mit bedeutenden Geldſummen unterſtützt hatte.

Riſalit wird in der Baukunſt der Theil eines Gebäudes genannt, der durch alle Stockwerke hindurch vor dem übrigen etwas hervortritt, und gewöhnlich mit einem Fronton bedeckt iſt. Man findet ſolche Riſalite nicht allein in der Mitte der Gebäude, ſondern auch an den Ecken oder Enden; treten ſie daſelbſt aber ſo weit hervor, daß zu Wohnungen ſie wieder benutzt werden, ſo heißen ſie alsdann Flügel.

Riß, ſ. Zeichenkunſt.

Ritornell (Ritornello). Hiermit bezeichnet man in der Muſik die Perioden, die, während die Hauptſtimme pauſirt, von den andern Inſtrumenten geſpielt und wiederholt werden; öfter aber verſteht man darunter noch den Eingang einer Arie oder ſonſt eines Tonſtücks, der von den begleitenden Inſtrumenten geſpielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der die Hauptgedanken und Sätze des nachfolgenden Stücks enthält. Dieſes Ritornell wird dann, nachdem die Singſtimme ihre Partie geendet, wiederholt. Bei Opern, beſonders denen im italieniſchen Styl, ſind die Ritornello's ſehr häufig, oft bis zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch allerdings zwiſchen dem der Arie vorgehenden Recitativ und der Arie ſelbſt ein zu großer Zwiſchenraum entſteht, der oft höchſt ſtörend iſt; doch ſie ganz wegzulaſſen, thut dagegen auch ſelten gute Wirkung, wie dies z. B. bei mehreren Arien in der von Himmel geſetzten Oper Fanchon der Fall iſt. Die Anwendung oder Weglaſſung des Ritornells muß jedoch ganz dem Genius des Tonſetzers überlaſſen bleiben, da ſich keine Regel hierüber geben läßt, und dieſer Eingang öfters an einem Ort von großer Wirkung iſt, wo er dagegen an andern ſchaden würde. Ein allzulanges Ritornell aber macht ſelten einen guten Effect.

Rittenhouſe (David), Aſtronom, Präſident der nordamerikaniſchen philoſophiſchen Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe. Wie der treffliche Franklin (ſein Landsmann), ein Zögling der Natur, aufgewachſen unter demſelben Himmel, gehoben durch das eigne Talent zu nicht geringer Vollendung in Kunſt

und Wiſſenſchaft. Seine Vorfahren waren Holländer. Sie ließen ſich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in Nordamerika nieder, und trieben meiſt geringes Gewerbe. Er ſelbſt war geboren am 8ten April 1732 in der Provinz Penſylvanien, dreizehn deutſche Meilen nordwärts von Philadelphia, in der kleinen Stadt Germantown, die ihren Namen und Urſprung einer ſchwäbiſch-deutſchen Colonie verdankt, welche der Rechtsgelehrte Paſtorius aus Weinsheim im J. 1684 über den Ocean führte. Rittenhouſe ward von ſeinen Ältern zum Landbau beſtimmt, und genoß daher auch nur nothdürftigen Unterricht. Aber ſchon als Knabe verrieth er einen denkenden Geiſt und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematiſche Figuren auf ſeinen Pflug, und verfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künſtliches Schnitzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechaniſchen Wiſſenſchaften und die Rückſicht auf ſeinen ſchwächlichen, dem Ackerbau nicht gewachſenen Körper vermochte endlich die Ältern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu thun. Auf den rechten Boden verpflanzt, entwickelte ſich ſein Talent bewundernswürdig ſchnell. Bald hatte er das handwerksmäßige ſeines Gewerbes begriffen, und dürſtete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematiſche Schriften (namentlich Newtons Principien) und drang, ohne Beihülfe, in die höhere Meßkunſt und Analyſis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden ſeine Lehrer in der Aſtronomie, die für den ernſten Jüngling einen unwiderſtehlichen Reiz hatte. Ganz nach eigner Erfindung verfertigte er ein Orrery*), das die Bewunderung der Kenner erregte. Ein zweites, von ihm erbaut, wird noch jetzt in dem mathematiſch-phyſikaliſchen Cabinet der Univerſität von Penſylvanien aufbewahrt. So ward allmählig der Werth des jungen Künſtlers bekannt, und Männer, wie Dr. Smith, der Naturhiſtoriker Barton, der Generallandmeſſer von Penſylvanien, John Lukens, ſelbſt Dr. Benjamin Franklin wurden ſeine Freunde. Sie würdigten ihn ihres belehrenden Umgangs, und trugen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung nicht wenig bei. Dabei bewahrte er, durch keine Regel der gewöhnlichen Schullaufbahn gebunden, die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, und ſchritt auf den ſelbſterprobten Wegen des Denkens und Forſchens vorwärts, auf welchen er ſich, außer ſeinem Hauptfache, gründliche Kenntniſſe in der Philoſophie, Theologie, Phyſik, in der franzöſiſchen, holländiſchen und deutſchen Sprache erwarb. Auch ſeine dichteriſchen Anlagen und Talente für Muſik blieben nicht ganz unausgebildet. Nur nach oft wiederholten Vorſtellungen ließ er ſich endlich von ſeinen vornehmen Gönnern und Freun-

*) Orrery (gewöhnlich Planetarium genannt) iſt eine Maſchine, welche durch Räderwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erſcheinungen unſers Sonnenſyſtems darſtellt. Der engliſche Phyſiker Deſaguliers gab dieſen Maſchinen zuerſt jenen Namen, weil Lord Orrery die erſten in England fertigen ließ und ſie in Aufnahme brachte. Man hat Orreries von 18 bis zu 1000 Pf. Sterl an Werth. Die reichen Engländer treiben damit große Pracht, und ſtellen ſie in ihren eleganten Bibliotheken als vorzügliche Schauſtücke auf. Zum anſchaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Aſtronomie ſind ſie ein treffliches Hülfsmittel.

den überreden, aus der ländlichen Stille heraus, und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Er zog im J. 1770 nach Philadelphia, wo er ſein Gewerbe als Uhrmacher und Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente fortſetzte, und bald die Mitgliedſchaft der amerikaniſchen Societät der Wiſſenſchaften erhielt. Er ward im J. 1769 von der philoſophiſchen Geſellſchaft in Philadelphia, deren Präſident damals Franklin war, nach Norriton in der Grafſchaft Montgomery geſandt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Reſultate davon, und andre aſtronomiſche Beſtimmungen, die er auf der ſelbſterbauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, leiſteten volle Genüge, und wurden vom Dr. Smith (in den amerikaniſchen philoſophiſchen Transactionen Bd. 1) umſtändlich und mit ungemeinem Beifall beſchrieben. Auch in ſeinen ferneren Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauſes zu Philadelphia zeigte er ſich als einen gewandten practiſchen Aſtronomen. Mehrmals wurde er in den nordamerikaniſchen Provinzen zur Berichtigung der politiſchen Gränzen gebraucht, die da, wo man keine natürlichen annehmen kann, meiſt durch gerade mathematiſche Linien, faſt mit der Schärfe der Gradmeſſungen beſtimmt werden. Beſonders ſetzte er die Gränzen von Penſylvanien feſt, und endete dadurch manchen langen heftigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landeigenthümern, wobei er eben ſo viel Uneigennützigkeit als Friedensliebe bewies. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeiſters von Penſylvanien, die er zwölf Jahre hindurch mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und mathematiſcher Ordnung verwaltete. Selbſt die höchſte Direction des Münzweſens in den vereinigten Staaten wurde ihm 1792 übertragen; allein ſeine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, dies Amt nach drei Jahren niederzulegen. Im J. 1791 wiederfuhr ihm die hohe Auszeichnung, an des verſtorbenen Franklins Stelle zum Präſidenten der nordamerikaniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber heftige Krankheit endete zu allgemeiner Trauer ſein verdienſtvolles Leben am 20ſten Juni 1796, in einem Alter von 64 Jahren. — Des Freiherrn von Zach monatliche Correſpondenz ꝛc. Band 7, enthält Rittenhouſe's Biographie mit dem Bildniſſe des ehrwürdigen Alten. Sein Geſicht iſt ein treuer Spiegel des ruhig betrachtenden Geiſtes und der edlen Herzenseinfalt.

Ritter (Joh. Wilh.), war der geiſtreichſte und thatvollſte Phyſiker des neunzehnten Jahrhunderts. Schade, daß er ſein Leben nicht auf eine längere Dauer eingerichtet hat. Ihm verdanken wir zunächſt die eigentliche Einſicht in das Weſen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, ſonderbare Erſcheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerſt in die organiſche Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beſtändiger Galvanismus begleite," wodurch dem Phyſiologen mit einem Schlage das Thor einer neuen Welt weit aufgeriſſen worden. Wir halten dieſen Ausſpruch für eine Entdeckung, zu der ſich unſer Jahrhundert Glück wünſchen kann. Zu ſolch tiefer Einſicht in den Geiſt der Natur kam Ritter aber nur durch raſtloſes Unterſuchen ihres Leibes. Es hat wohl niemand mehr voltaiſche Säulen erbaut, niemand mehr Fröſche getödtet, niemand mehr Stoffe und organiſche Theile in die Säule gebracht, als er. Zu ſeinen Ver-

ſuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eines beſtimmt aufzuopfern. So ein Auge für Lichtverſuche, ein Ohr, eine Naſenhälfte, die Zungenſpitze für galvaniſche Verſuche. Nur er konnte ein Syſtem der electriſchen Körper entwerfen. Wenn ſein Buch hierüber nicht die gewünſchte Abrundung hat, ſo muß man bedenken, daß deſſen Druck einige Jahre dauerte, während deß er unaufhaltſam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Verſuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In Gilberts Annalen der Phyſik, in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Electricität, Waſſerzerſetzung, Magnetismus verſchiedener Metalle, über Meteore, Meteorſteine u. ſ. w. niedergelegt. Endlich ſtieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm ſogenannten Siderismus, oder das Vermögen, entfernte Gegenſtände, beſonders Metalle und Waſſer unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmaſſen ſelbſt geiſtig zu wirken, wiſſenſchaftlich mit dem bekannten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns ſeine Verſuche und Theorien über dieſen Gegenſtand, der ſo weſentlich mit dem Mesmerismus verſchwiſtert (oder vielmehr mit ihm eins) iſt, mitzutheilen, hörte ſein durch phyſikaliſche und chemikaliſche Verſuche halb zerſtörter Leib auf, weiter einer nichts berückſichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geboren den 16ten December 1776 zu Samitz bei Hainau in Schleſien. Er ſtudirte Medicin, lebte gegen das Ende der Neunziger in Jena, wo er ſich vorzüglich mit ſeinen galvaniſchen Arbeiten beſchäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umſtänden, wie ſolche Gelehrte pflegen. Es war doch eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterſtützung erhielt. Daſelbſt blieb er bis 1805, wo er einen Ruf als Mitglied der Akademie zu München erhielt, und nun erſt hätte anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein vorher aus Noth regellos geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Perſon kommt, iſt nicht wieder ins Geleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verſcheucher, der Übertäubung mit geiſtigen Getränken einer Seits, und andrer Seits nagten Verſuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverſtand, dem Neid und der Verfolgungsſucht, ſchwächten das Nervenſyſtem ſo, daß kein Organ mehr für das andre arbeitete, und ſie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das kräftigſte iſt. Er ſtarb am 23ſten Januar 1810 zu München. Unter den münchner Akademikern war er der fleißigſte, unter den Phyſikern von ganz Europa der tüchtigſte, unter den Lebensmenſchen der unnachahmungswürdigſte. — Möge ſeinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleiſtet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben! On.

Rittergüter ſind diejenigen Landgrundſtücke, welche als Lehn von dem Adel beſeſſen werden, und die vermöge der Lehnsverfaſſung nur unter das Beſitzthum eines Adeligen kommen können. In manchen Gegenden Deutſchlands, z. B. in Sachſen, gibt es unter den Rittergütern noch die Verſchiedenheit der ſchrift- und amtsſäſſigen; letztere ſtehen in Rechtsſachen unter dem Amte als erſter Inſtanz, erſtere unmittelbar unter der Landesregierung. Die Vorrechte der Rittergüter in den verſchiedenen Landen Europa's

und ſelbſt Deutſchlands, iſt ſehr von einander abweichend, und über die Entſtehung ihrer Freiheiten und beſondern Rechte vergleiche den Art. Ritterweſen und Lehnsweſen.

Ritterorden, ſ. d. Art. Orden.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterſchaft des Reichs und die freien Vaſallen, vermöge der Lehnsverfaſſung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn ſie Lehnleute eines Reichsvaſallen waren, dieſem Heerfolge zu leiſten, wurde die Anzahl der von ihnen zu ſtellenden Kriegsmannſchaft beſtimmt, und ſolches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Dieſe Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnsherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegsweſens ſich änderte; die ſonſt aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde geſtellte Kriegshülfe wurde in eine Geldabgabe verwandelt, die den einmal eingeführten Namen behielt, da ſie für die erſt perſönliche Leiſtung der Kriegsdienſte erhoben wurde.

Ritterſchaft (ſ. d. Art. Ritterweſen, ingleichen Reich (deutſches), über die Reichsritterſchaft).

Ritterſchlag iſt diejenige feierliche Handlung, durch welche vermittelſt eines kreuzweis geführten Schlages auf den Rücken ein Individuum zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher ſolches verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet ſeyn, ſo wie der, an dem es vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahr haben, von edler Abkunft ſeyn, und durch Kriegsthaten ſich ausgezeichnet haben mußte. Die deutſchen Kaiſer pflegten bei feierlichen Gelegenheiten eine Anzahl junger Ritter zu ſchlagen, beſonders bei ihrer Thronbeſteigung. Die Familie Dalberg, die durch wichtige Dienſte ſich um das Reich verdient gemacht hatte, genoß das Recht und die Ehre, daß wenn bei einer Thronbeſteigung der Kaiſer zum Ritterſchlag ſchreiten wollte, der Reichsherold vorher mit lauter Stimme ausrief: iſt kein Dalberg da? damit dieſer zuerſt vortreten, und die Ehre des Ritterſchlags empfangen könnte.

Ritterſpiele, Thurniere. Dieſe Kampfſpiele verdanken ihre Entſtehung und Einrichtung dem Mittelalter, und dem dieſes Zeitalter belebenden Geiſt der Chevallerie, deſſen romantiſch-heroiſcher Charakter ſich gefiel, auch durch Thaten der Tapferkeit ſich in Friedenszeiten vor den Augen ſeiner Zeitgenoſſen auszuzeichnen. In Frankreich, wo zuerſt ſich der Geiſt des Ritterthums entwickelte, und von da über die andern Länder ſich verbreitete, wo zuerſt nach dem Umſturz der römiſchen Welt unter den neuern Völkern eine Nationalpoeſie ſich bildete, und die jugendlich kräftigen Gemüther des Volks begeiſterte, entſtanden auch die Ritterſpiele, die bald allgemein, und von den andern Völkern gleichfalls angenommen wurden. Es war natürlich, das der jugendlich lebendige Sinn des Zeitalters, der an wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung damals noch keinen ſonderlichen Geſchmack finden konnte, ſich ſehr hingezogen fühlen mußte zu einer Ergötzung, die ſo ganz ihm gemäß war, und nichts konnte der Krieger anmuthiger und ergötzender finden, als Proben ſeiner Tapferkeit und kriegeriſchen Gewandtheit, die im ernſten Kampfe gegen den Feind ſo oft er bewieſen hatte, auch vor den Augen ſeiner Freunde, vor allen vor den Augen der Dame darzulegen, der es gelungen war, ſeinen ſtolzen und rauhen Sinn unter ihr ſanftes Joch zu beugen. Der Charakter jener Jahrhunderte, die mit Recht als das Heroenalter der chriſt-

lichen Völker betrachtet werden, war ein intereſſantes Gemiſch von Religioſität, Kampfluſt und Liebe, und in allen Unternehmungen und Einrichtungen jener Zeit ſchimmern dieſe ſchönen Grundzüge durch die freilich oft auch vorherrſchende Wildheit hervor, und mit Vergnügen bemerkt der Forſcher jener Zeiten in dem oft blutigen und finſtern Chaos der Geſchichte eine Biederkeit und ein hohes Ehrgefühl hervorleuchten, die ihn mit Ereigniſſen wieder verſöhnt, denen er ſeinen Beifall nicht gewähren kann. Im 12ten Jahrhundert erhielten die Thurniere in Frankreich ſowohl als in Deutſchland eine mehr feſte und geſetzliche Verfaſſung, und es wurde nun die Art dieſer Spiele, ſo wie das Recht, daran Theil zu nehmen, beſtimmt. Könige und Fürſten ſowohl als jeder freie Mann, d. h. jeder Adelige — denn in jener Zeit der Einführung der Ritterſpiele gab es noch keinen dritten Stand, und als dieſer ſich in Italien und Deutſchland endlich zu bilden anfing, war er noch nicht bedeutend und angeſehn genug mit unter die Vergünſtigungen der erſten beiden Stände aufgenommen zu werden — konnten an dieſen Spielen Theil nehmen, und der Herr eines großen Landes trug kein Bedenken, vor den Augen einer großen Volksmenge und einer glänzenden Verſammlung von Herren und Frauen, ſich in ritterlicher Geſchicklichkeit mit dem ärmſten Ritter zu meſſen und dieſem den Dank oder Lohn ſtreitig zu machen, den der Anordner des Thurniers für den Sieger in dieſem Kampfſpiele ausgeſetzt hatte, und der gewöhnlich von den Fürſtentöchtern oder ſonſt andern durch Schönheit oder Anſehn ausgezeichneten Frauen ausgetheilt wurde. Ein ſolcher Dank oder Lohn beſtand mehrentheils in koſtbaren oder ſeltenen Waffenſtücken, mitunter auch in von der Hand der Dankaustheilerin verfertigtem kriegeriſchen Schmuck, als Feldbinden und dergleichen. Veranlaſſung zu dieſen Ritterſpielen, die nicht allein von Königen und Fürſten, ſondern auch von Grafen, Rittern und Städten gegeben wurden, und die ſehr koſtbar und prachtvoll waren, gab irgend eine für das Land oder für den, der es veranſtaltete, freudige Begebenheit. Es wurde dann gewöhnlich eine Zeit lang vorher bekannt gemacht, damit Entferntere ſich gleichfalls einfinden konnten, und der Zuſammenfluß von Menſchen aller Art, Alters und Geſchlechts war oft ſehr groß. Gewöhnlich dauerte ein ſolches Thurnier mehrere Tage, und Tanz und Schmauſereien wechſelten mit dieſen kriegeriſchen Ergötzungen ab. Nach den Geſetzen der Ritterſchaft mußte ein Theilnehmer am Thurnier vorher ſeine edle und freie Geburt (Ahnenprobe) darthun, auch unbeſcholtener und reiner Sitten ſeyn. (In mehrern alten Statutenbüchern, beſonders in Rüxners Thurnierbuch finden ſich die Geſetze der Ritterſpiele aufgezeichnet.) Der Kampf ſelbſt wurde zu Roß mit Lanze und Schwert in voller Rüſtung geführt, und endete ſehr oft blutig. Dies ſowohl als der Mißbrauch, der in der Folgezeit mit den Ritterſpielen getrieben wurde, bewog mehrere Päpſte, ſich dagegen zu erklären, und ſie endlich zu verbieten. Dennoch dauerte ihr Gebrauch noch eine Zeit lang fort, bis endlich wiederholte Befehle des päpſtlichen Hofes, die ſogar die Übertreter mit Kirchenſtrafen belegten, das häufige Entſtehn des Briefadels, vor allem aber die ſeit Maximilian I. und ſeit Anwendung des Pulvers im Kriege veränderte Kriegsverfaſſung und der dadurch ſich ſo ſehr ändernde Zeitgeiſt dem Ritterthume und dieſen Spielen ein Ende machte. In Frankreich, Deutſchland, England und

Spanien waren die Ritterſpiele am meiſten im Gange; in dem erſtern Lande, dem ſie wie oben bemerkt, ihre Entſtehung danken, endeten ſie auch zuletzt, und noch Heinrich II. fand ſeinen Tod 1559 durch die Hand des Grafen Montgomery in einem Thurniere. Minder ſtreng in Anſehung der Geburt war man übrigens bei Gelegenheit der Zulaſſung zu den Thurnieren in Frankreich als in Deutſchland.

Ritterſprung (Vorritt). Unter die beſondern Rechte und Freiheiten der Oberlauſitz gehört das Recht des Vorritts, das dieſer Provinz vom Kaiſer Ferdinand I. im Jahr 1544 zugetheilt wurde, und das darin beſtand, daß ein Vaſall dieſes Landes ſein auf dem Fall ſtehendes Lehn und Rittergut ohne weitere Anfrage beim Lehnsherrn und ohne deſſen Genehmigung veräußern dürfe. Nach dem Geſetz durfte dies aber nur geſchehen zu einer Zeit, wo der Vaſall noch ſo bei Leibeskräften war, daß er in voller ritterlicher Rüſtung einen Streithengſt beſteigen, und vor den von dem Lehnsherrn abgeſchickten Commiſſarien herumreiten konnte. Wenn ein ſolcher Fall eintrat, ſo wurden zu dieſem Ritterſprung oder Vorritt mancherlei Veranſtaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüſtung wurde angefertigt, dieſe ſowohl als das zu beſteigende Pferd vorher von den Commiſſarien gehörig geprüft und unterſucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probeſtück von dem Vaſallen abgelegt. Noch in den Jahren 1777 und 1778 wurde zu Bautzen dieſe Ceremonie vollzogen.

Ritterweſen, Ritterorden, Ritterpoeſie, Ritterepopöe, Ritterromane. Ritterweſen, oder wie wohl würdiger geſagt werden ſollte, Ritterthum ſchränken wir hier auf ſeine alterthümliche Bedeutung ein, und unterſcheiden es von dem, was allerdings wohl als Fortſetzung jenes anzuſehen iſt, aber vielleicht zu ihm ſich auch nur verhält, wie ſo manches Spätere zu ſeinem Frühern. Wir haben auch jetzt noch eine Ritterſchaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form und Geſtalt. Nicht nur über das Theater ſehen wir von Zeit zu Zeit den Geiſt des alten Ritterthums in mancherlei Miniaturbildern, zürnend ſeiner Erniedrigung, ſchreiten. Auch außerdem noch hören wir von Ritterpferden, die aber ſchon längſt zu todtem Metall erſtarrt ſind; von einer Ritterſchaft, die ſtatt dem fahrenden Kaufmann am Wege aufzulauern, friedlicher geſinnt und policirter, ſelbſt bürgerliche Nahrung und Handthierung treibt; von Burgen und Schlöſſern, die auf nichts weniger eingerichtet ſind, als vor dem Feind zu verbergen und zu verſchließen. Allein dieſe Ritterſchaft, in ihrem wunderlichen Aufzuge mit mancher Maſche des alten Harniſches auf ihrem modernen Gewande, und ihre beſtäubten, halbzerfreſſenen Pergamente in die ſentimentale Brieftaſche eines zeitgemäßen Stutzers gepackt, näher zu bezeichnen und zu charakteriſiren, das überlaſſen wir dem Diplomatiker, dem geiſtreichen neuen Staatsrechtsgelehrten und — kommen vielleicht hin und wieder nur des Contraſts wegen darauf zurück, doch — uns verwahrend gegen die Beſchuldigung, als hätten wir hierbei die Vergleichung, die Hamlet zwiſchen dem alten und dem neuen König anſtellt, vor Augen gehabt. Wir gehen in jene ſchöne, alterthümliche Zeit, die wunderreiche Blüthenzeit der chriſtlichen Ära, zurück, wo das Leben noch nicht hinter der Kunſt zurückblieb, und die Kunſt bloß die Natu

zu copiren brauchte, um ihre Ideale ſchön und vollendet hinzuſtellen. — Wie die Zeiten und Länder im Geiſt und Charakter der Kunſt und Poeſie ſich abdrücken, ſo ſpiegeln ſie ſich nicht weniger im Leben, im Thun und Beſtreben der Menſchen ab, und um die edeln Geiſter einer Zeit und ihr Leben und ihre Individualität zu begreifen, muß man die geheimnißvoll bildenden Kräfte der äußern Zeitverhältniſſe kennen, und genau in Rechnung bringen. Den Schlüſſel, um den lieblichen Zauber, der das Ritterthum ſo verherrlichend umgibt, ganz vor uns aufzuſchließen, gibt darum jene merkwürdige Zeit, die vielleicht faſt zwei Jahrhunderte nach der völligen Auflöſung der weſtrömiſchen Weltherrſchaft im 5ten Jahrhundert — dem eigentlichen Schlußpunkt der alten Zeit — ſich entfaltend, bis zu dem Licht, aber Kälte bringenden 16ten Jahrhunderte dauerte, und unter dem Namen des Mittelalters hinlänglich bekannt iſt, verbunden mit der Rückſicht auf Charakter und Art der dabei intereſſirten Länder, um darnach die einzelnen Schattirungen im Ritterthume beſtimmen zu können. Ritterthum iſt die Blüthe, die der Baum der Menſchheit im Thun und Wirken in dieſer Zeit getragen hat, und darum die ſchönſte, bezeichnendſte Eigenthümlichkeit des Mittelalters. Denn der Geiſt eines Zeitalters wird doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Geſtellten und Vornehmern in ihm geſchätzt, und jede Periode hat ihren repräſentirenden Adel. — In den Zeiten des Heidenthums, deſſen Tendenz zum ſinnlichen Genuß und zur irdiſchen Liebe unverkennbar iſt, konnte die Menſchheit in ihren erſten Repräſentanten keine höhere Helden aufſtellen, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Gewandtheit des Geiſtes, nicht ohne eine gewiſſe natürliche Unſchuld, die jener Jugend der Welt eigenthümlich ſeyn mußte, ſich zu Herrſchern emporſchwangen, um von der Mitwelt genannt und geehrt, von Überfluß und Pracht umgeben, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der ſchönſte Kampf des Ritterthums das Grab des Heilands galt, ſo opferten ſich die edelſten und gefeiertſten Helden Griechenlands für das Brautbett des ſchönſten Weibes auf. Daher jene Rückſichtsloſigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenſtand ſeiner Lüſte betrachtete, und die Helden Homers die ſchönſte Gefangene für beſtimmt hielten, das Bett des Mächtigſten zu ſchmücken. Daher jene Ausartung des alten Geiſtes in der ſpätern abgeblühten Zeit in ſinnliche Wolluſt und Ausſchweifung. Daher, daß alles geiſtige Leben, wo es öffentlich erſchien, nur in Kunſt und Poeſie ſich ausſprechen konnte, ſonſt aber in Myſterien und in den Geheimniſſen der Philoſophie ſich verbergen mußte. Wir geben es gern zu, daß das Heidenthum ein nothwendiges Product jener Jugend der Welt war, und daß ſelbſt in dieſer Sinnlichkeit der alten Welt jene Kindlichkeit, die in der ſchönſten Periode damit ſich zu verbinden wußte, ein köſtlicher, reizender Zug iſt. Aber eben ſo nothwendig war es auch, daß das Heidenthum ſolche Früchte im Leben bringen mußte, die unter dem griechiſchen Himmel am ſchönſten reiften, aber unter den nachbetenden Römern, ſelbſt da, wo ſie als Patriotismus und Selbſtaufopferung für die weltbeherrſchende Stadt erſchienen, nicht zu jener heitern Ausbildung gelangen konnten. Die faſt in Caricatur ausgeartete Weichlichkeit und Herrſchergröße Perſiens und des übrigen Morgenlands können wir nur als Rahmen oder Arabeskenverzierung dieſes großen

Zeitgemählde▪ gelten laſſen. — Mit der neuen Ära, die durch das wunderbare Zuſammentreffen der durchs Chriſtenthum in geiſtiger Hinſicht ſo geheimnißvoll bewirkten Revolution und jenes völligen Umſturzes der alten Thronen und Herrſchaften durch das Einſtrömen germaniſcher Völker ſtark und unverkennbar bezeichnet iſt, entwickelte ſich ein völlig neuer Charakter der Menſchheit, ein neues, völlig verſchiednes Leben, im reinen Gegenſatze zu jenem der alten Zeit, und wir wiſſen nicht, ob wir ſagen ſollen, dieſer Geiſt ſey bereits in unſern Tagen von dem ſtaatsklugen, halb innerlichen, halb äußerlichen, höchſt verſtändigen Menſchen- und Zeitgeiſt unſrer Mitwelt, der für die Sinnlichkeit des griechiſchen Heidenthums zu unnatürlich, und für den heiligen Enthuſiasmus des Mittelalters viel zu kalt und gemein iſt, abgelöſ't worden oder nicht. So viel iſt gewiß, daß wir im Bejahungsfalle eben nicht Urſache haben würden, uns des Tauſches zu erfreuen, indem hier augenſcheinlich alles auf Erſtorbenheit und Reife mit allen Gebrechen des hohen, ſich ſelbſt vergeſſenden Alters hindeutet. Im andern Falle müſſen wir wenigſtens bekennen, jener Geiſt der alten chriſtlichen Ära ſey für uns nicht viel beſſer als ein verlornes Paradies, und das ritterliche Thun und Weſen unſrer Zeit nur ein leeres Spiel, wo nicht gar ein castrum doloris des ſchon längſt zu den Seligen übergegangenen. — Das Chriſtenthum hatte die Myſterien aufgeſchloſſen, der Tempel der Mythologie ſtürzte zuſammen, der delphiſche Dreifuß verſtummte, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, wurde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entſchied über Sinnes- und Denkart der Menſchheit in der folgenden Periode, und gab ihr eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben ſo oft in Überſpannung und Schwärmerei ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wolluſt und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geſchichte ſtellte in einer Reihe der idealſten Bilder das innere Leben der Welt und Gottes, ſo zu ſagen, ſinnlich dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in ſo manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erſchienen; und der Sohn Gottes hatte ſelbſt auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit, nur ſymboliſch und ſinnbildlich, ſondern in wunderbarer, eigentlicher, weſentlicher Vereinigung mit einer menſchlichen Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu ſeyn als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen, ſeligen Zuſtand des Menſchen, aus welchem er nur durch eine höchſt traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gemeinen irdiſchen Wirklichkeit geſucht, oft künſtlich nachgebildet, und ſo ſich immer weiter von ihrem Urſprunge entfernt hatte, das ſuchte man nun da, wo es doch allein zu finden iſt, in der Zukunft und im Idealen; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, ſo war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die ſchönſte Offenbarung des zur Seele der Menſchheit gewordenen Glaubens; und die Kirche ſtand da als der eigentliche Vorhof des Himmels; durch den allein der Weg in die Heimath möglich war, das ſchönſte Kleinod der Zeit und das wahre Palladium

des Lebens, nicht Vorbild, ſondern wirkliche Vorhalle, durch die ſchon das Licht des Paradieſes hereinleuchtete. Dieſe neue, ideale Anſicht, die als eigentliche Erfüllung eben ſo nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenſtand ſeiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts iſt, konnte ſich nur langſam durch die Finſterniſſe der entfliehenden Geiſter der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römiſche Reich, dieſe größte und kühnſte Ausgeburt des alten Geiſtes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekehrung ſeines größten Kaiſers; und nun zu einem univerſellen Daſeyn gelangt, wuchs ſie groß und herrlich, bis ſie in den Kreuzzügen ihren Culminationspunkt erreicht hatte, und von da allmählig wieder ſank, vielleicht zur Vollendung und als Schlußſtein des Ganzen nichts weiter fodernd, als daß eine verſtändige, proſaiſche Ära lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geiſter-Gleichgewicht herzuſtellen, wozu in unſern Tagen Anſtalt gemacht zu werden ſcheint. — Sehen wir nun Ritterthum, wie wir oben bemerkten, als die Blüthe an, die die That und Kraft der Menſchheit in dem Zeitalter deſſelben getrieben hat, ſo darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, *Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unſichtbaren Welt, ein ſchöner, idealiſcher Schwung*, der erſte Charakterzug des Ritterthums war. Fürſt und Unterthan, Hohe und Niedrige, ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenſchliche in dieſer Zeit, und ſo konnte auch der Rittergeiſt in nichts anderm ſich vorzüglicher und bezeichnender ausſprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor dieſem wunderbaren Heiligthum, dem vom Himmel gefallenen Bilde der peſſinuntiſchen Göttin, in Schutz und treuem Dienſte, der Kirche in allen Nöthen, Gefahren und Anliegen geleiſtet. Wir ſehen dies als den erſten, hervorſtechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geiſtliche überall das ganze Inſtitut leiteten, und Schwert und Roß des Ritters erſt weihen mußten, ſo war dies der natürlichſte Zoll, der der Kirche entrichtet werden mußte. Daß die Kirche, als ſie ausartete, nicht mehr das belebende Princip für das Ritterthum ſeyn konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur ſchönſten harmoniſchen Vereinigung beſtimmt waren, aus einander gingen, und ſich feindlich theilten, iſt bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Beſtimmung vergaß, ſo ſetzten die Ritter nicht weniger *ihre* Pflichten aus den Augen, und ſo kams zuletzt, daß Kirche und Ritterthum, durch tauſend Beziehungen geſchwiſterlich vereinigt, jetzt in dem unſeligſten Zwiſte befangen ſind, und gerade niemand die Kirche weniger ſchätzt und ehrt als unſer Adel. — Indeß geſtaltete ſich nun auch das Ritterthum nach der Individualität ſeiner Zeit, ſeiner Länder und anderer zufälligen Umſtände auf eine eigenthümliche Weiſe, und der Einfluß dieſer Urſachen verdient hier vorzüglich bemerkt zu werden. Wir meinen dieſes, wenn die Geiſtlichkeit und die Sänger im Mittelalter das Höchſte im Gebiet des Wiſſens und der Speculation erreichten, und dem Geiſt ihrer Zeit gemäß, durch Errichtung jenes künſtlichen theologiſchen Lehrgebäudes, das unſern unglaubigen Zeiten bis dieſe Stunde ein unerklärliches Räthſel iſt, ihren höchſten Triumph feierten; ſo meinen wir, was die Menſchheit in

jener Periode Großes und Herrliches in That und äußerer Kraftäußerung, und da dieſe eben auch nur, wie Speculation jener Zeit, auf die ideale Lebensanſicht gerichtet war, was die Menſchheit damals für den Glauben und das Chriſtenthum durch That und Handlung habe leiſten können, das ſey durch das Ritterthum geleiſtet worden. Aber um nun dem Ritterthum gerade die eigenthümliche Geſtalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Geſtalt erſcheinen zu laſſen, in welcher es erſchien, dazu wirkten ſo viele beſondre Umſtände mit, und ſelbſt dieſe Geſtalt war nach den verſchiedenen Himmelsſtrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchſt verſchieden und mannichfaltig. — Das Ritterweſen, als dieſes beſondere, individuelle Zeitproduct, verdankte ſeinen Urſprung der eigenthümlichen Bildung und Weiſe germaniſcher Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der chriſtlichen Zeit ausgegangen iſt. Vielleicht iſt der Urſprung davon ſchon in der Eigenthümlichkeit der alten germaniſchen Kriege zu ſuchen, von welcher auch das Lehnsweſen und der Erbadel ſich ableitet. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter- als eigentliche Kriegszüge. Wen Geiſt und fröhlicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm ſchloß ſich eine Schaar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutſcher Biederkeit und Treue mochte es nicht über ſich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, ſich ſo bald loszuſagen; ſo wie es eben aus dieſer Weiſe des deutſchen Geiſtes folgt, daß jene Freien, die ſolche Ritterzüge führten, bei aller Verſchiedenheit der Abſtufung, ſich unter einander als ebenbürtig anſahen und den Dienenden entgegenſetzten. So entſtanden bei dem tiefen Gefühl für Freundſchaft und Bundestreue, das dem Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältniſſe und Verbindungen mit engern und weitern Abſtufungen und, wie die Funken des freien Geiſtes da und dort aufleuchteten, ſo bildeten ſie auch ſogleich einen Kreis um ſich, den ſie erhellten. Das alte homeriſche Wort: Einer ſey Herr! bewährte ſich vom Anfang an in der deutſchen Nation auf eine ſehr beſtimmte Weiſe, und der Gegenſatz des herrſchenden Geiſtes und der dienenden Beſchränktheit trat wohl in keinem andern Volke ſchärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Geſtalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an Erblichkeit des Geiſtes, und dieſer Glaube rechtfertigte ſich wieder in dem edeln Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden eines berühmten Vaters nachſtrebte, ſo daß ſich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit ſeinen Leuten herab, theilte, und ſchon Carls des Großen Kaiſerwürde war nichts anders als der größte Ring, der die zahlloſen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. ſ. w. zuſammenfaßte, alles eins in dem ehrenden Namen der Ritter. Wie dieſer eigenthümliche Geiſt germaniſchen Volksthums ſich überallhin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung ſich ergoß, ſo wiederholte ſich auch in Spanien, im ſüdlichen Frankreich, in Italien das nämliche und mit dem Lehnsweſen und dem Vaſallenverhältniß fand auch der Gattungsbegriff davon, das Ritterweſen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter vom Reiten herkomme, und daß man, wie pünktliche

Chronikenſchreiber angemerkt, in Deutſchland erſt in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn, Avaren, beſſer mit dem Pferde bekannt worden ſey, daß die, welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Caballarie, Chevaliers, Cavaliers und zu deutſch Ritter genannt worden ſeyen, daher auch der Urſprung des Ritterpferdes, das möge der Vollſtändigkeit wegen noch hier ſtehn. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterſtand, wie die Natur ſelbſt ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das ſich in allen ſeinen Theilen, ſo verſchieden an Größe und Bedeutung und Rang ſie ſeyn mochten, in dem Begriff des Herrſchens gleich war, nun auch ſich ſelbſt äußerlich als ein Ganzes conſtituirte, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigern Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und, früh vorbereitet, als abgeſchloſſenes Inſtitut erſt ſeit dem 11ten Jahrhundert beſtand, und bis zu ſeiner Vollendung fortdauerte. Jede Seite des Menſchengeiſtes arbeitet ſich durch die herrlichen Epochen eines freien Erguſſes zu beſtimmten Formen hinan, und ſo nothwendig und unvermeidlich ihm dies iſt, ſo gewiß bereitet er ſich auch allemal in dieſen Formeln ſein Grab, und über dem Abgeſchloſſenen und Fertigen wölbt ſich die Puppenhülle des Todes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Echtheit und Unechtheit, der Unbeſcholtenheit und der Befleckung, die den Stand ſchändete, im Ritterthum nach und nach auf beſtimmte Formen und Geſetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hof eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Lebensjahre wurde der Bube zum Knappen, und wartete der Pferde und Waffen ſeines Meiſters, ihn ſelbſt zu Pferde begleitend, und im 21ſten Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geſchlagen. — Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollſte und ritterlichſte ſchien, entſchied über ihre Streitigkeiten; Wappen kamen auf, die Ahnenprobe wurde auf ſehr genau beſtimmte Geſetze zurückgeführt u. ſ. w. — Hier aber müſſen wir noch einmal auf eine frühere, damals mehr im Vorbeigehn gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterſtand war der herrſchende, und darum repräſentirende Stand. Ihm gebührte alſo auch das Beſte, das die Länder trugen, und in ſeinen Schlöſſern, die mit ihren Pflegen und Beſitzungen der Ahnherr als ſeinen Antheil an der Beute, ſtatt des entehrenden Soldes, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die ſchönſten Blumen der Kunſt und Liebe zu finden ſeyn. So war der Ritter auf ſeinem Schloſſe unumſchränkter Herr; ſo führte er, ein Kaiſer im Kleinen, mit ſeinen Nachbarn blutige Fehden; ſo artete, vom Bewußtſeyn der Unbeſchränktheit zu weit verführt, mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Wege auflauerte und manches wehrloſe Kloſter ängſtigte, bis es mit großen Summen ſich löſ'te — beſonders in Deutſchland, wo, der Natur der genialen Reichsverfaſſung gemäß, die Freiheit des Einzelnen noch unbeſchränkter war als in andern Ländern, und oft unter ſchwachen Kaiſern zu wahrer Zügelloſigkeit wurde. — Aber eben, weil er der Herrſchende war, ſo zog nun freilich auch der Ritter alles das in ſeinen Kreis, was ihn als den Herrn bezeichnen und

ſchmücken konnte. Nicht nur die glänzendſten Waffenrüſtungen bedeckten ihn, wenn er auszog. Fern von der Arbeit der Knechte, ergötzte ihn, wenn er auf ſeiner Burg hauſ'te, die ritterliche Luſt der Jagd; oder die genußreiche Betrachtung ſeiner blühenden, üppigen Fluren; oder ein heiteres Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß, und der Geſang des Minneſängers fröhlich hindurchklang. — Dann aber zog er wieder aus mit ſeinen Reiſigen, jetzt in den Kampf mit den Feinden ſeines Lehnsherrn oder den eigenen, jetzt zum feſtlichen Thurniere, wo alles, was Pracht der Erde geben kann, vereinigt war, Feſte auf Feſte ſich drängten, und der Dank, aus den Händen der ſchönſten Dame empfangen, die zarteſte aber eben deßwegen köſtlichſte Belohnung des Siegers war. — So erſcheint uns der Ritterſtand als der natürliche Verweſer der irdiſchen Herrlichkeit, als der Repräſentant des glänzenden Lebensgenuſſes, der feinen Lebensart ſeiner Zeit; und wenn überall nur der Freie beſitzen und genießen ſoll, und Genuß und Heiterkeit nicht in gemeiner Weiſe, ſondern mit zartem Sinn und echt menſchlicher Bedeutung, der natürliche und unentbehrliche Schmuck des Beſitzes iſt, ſo ſehen wir im Ritter die Blume der irdiſchen Macht und Schönheit ſeiner Zeit, die ja im Kreiſe eines Volks eben ſo nothwendig iſt, wie im Reichthum der Wieſe der bunte Farbenſchmelz der Blumen — Nehmen wir nun aber dieſe Eigenthümlichkeit des Ritterthums zu jenem Einfluß, den die durchs Chriſtenthum völlig umgekehrte Lebensanſicht auf daſſelbe äußern mußte, ſo ſehen wir ganz natürlich jene herrlichen, bedeutungsvollen Züge des Ritterthums hervorgehn, die ihm einen unwiderſtehlichen Reiz ertheilen. Hieraus erklärt ſich jene ſogenannte Chevalerie, die vielleicht aus Courtoiſie (curialis facetia, Höflichkeit) und Galanterie beſtand. Die irdiſche Liebe durfte im Kreiſe eines ſolchen Lebens nicht fehlen, denn ſie iſt ja das Höchſte, was die Erde bringen mag. Aber nun war es nicht mehr jene gemeine, ſinnliche Liebe des Heidenthums; nun war ſie durch die chriſtliche Anſicht ſublimirt, und ſo entſtand jene zarte Minne, wo der Ritter nur durch Treue und ſeiner Thaten gefeierte Größe des Wohlgefallens ſeiner Dame ſich zu verſichern ſtrebte; wo er Gott und ſeiner Dame ſich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit züchtiger Sitte und kindlicher Scheu von jedem unreinen Beginnen ſich zurückhielt. — Dieß der eigenthümliche Geiſt der ſo weit verbreiteten Chevalerie. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgeſetz alles Ritterthums zuſammen: Schützer des ſchwächern Geſchlechts zu ſeyn, und die Frauen, ſelbſt unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe zu jeder Zeit finden zu laſſen, Galanterie. — Ebendaher erklärt ſich auch der eigenthümliche Geiſt der Ritterabenteuer. Abenteuer ſucht überall der Held, der Mächtige, der Herrſchende. So zogen die Helden der Argo dem goldnen Vließe nach, und die des Homers kämpften vor Ilium. Aber der chriſtliche Ritter zog für das Kreuz oder für die züchtige Liebe ſeiner Dame, oder für den lieblichen Weihrauch des Ruhms, immer mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es zog ſich durch ſeine erbittertſten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er befleckte ſein Schwert, wenn er von dieſer Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen ſeinen Feind, er zu Pferd, dieſer zu Fuß war u. ſ. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Thurniere mit

ihrer unendlichen Pracht und ihren feinen zarten Beſtimmungen die eigentlichen Ritterfeſte ſeyn mußten, und wie die einzelnen Geſetze derſelben, die eben ſo ſinnreich als unverletzlich waren, meiſtens nur aus dieſem Geiſte des Inſtituts erklärt werden können. — Alles dies wurde durch den romantiſchen Geiſt des Zeitalters (ſiehe den Art. Romantiſch) in den Ländern der Romantik noch beſtimmter ausgebildet, und bekam dadurch unſtreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterweſens nicht verkannt werden mag, ſo wie gerade dieſe bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik iſt. Indeß gilt dies doch zunächſt und hauptſächlich von den romantiſchen Ländern bloß, und z. B. in dem nordiſchen Ritterthum ſtört uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Erblicken wir hiernach im Inſtitut des Ritterthums ein großes, bedeutendes Glied in der Kette des menſchlichen Seyns und Thuns in der chriſtlichen Ära, ſo glauben wir wenigſtens keinen Hauptpunkt in unſrer Deduction ganz unberührt gelaſſen zu haben. Es iſt uns nur noch übrig, einiges über die Geſchichte des Ritterweſens im Allgemeinen zu bemerken, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenſtände mitzutheilen, die nicht zum Weſen des Ritterthums gehören, aber doch aus demſelben hervorgegangen, und durch daſſelbe vielfältig beſtimmt worden ſind, Einfluß des Ritterthums auf die angränzenden Sphären der Poeſie und Kunſt. — Wie alle Keime nicht ſogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht ſogleich zu Früchten werden, ſondern der Kreis des Jahrs in beſtimmten Abſtufungen vom jungen Grün des Frühlings bis zum fahlen Gelb des Herbſtes die mannichfaltigſten Zuſtände durchläuft; wie dieſelbe Pflanze im Süden anders gedeiht als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche üppiger emporwächſt als unter Dornen und auf Felſen; ſo ſehen wir auch das Ritterthum, von einer ſchönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung ſpäterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder ſeine Endſchaft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Geſtaltung annehmen von den verſchiedenen Ländern und Verfaſſungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, ſondern die Geſchichte ſelbſt führt uns in die Zeiten Carls des Großen zurück, um die erſten blühenden Zeiten des Ritterthums, vielleicht ſein fabelhaftes Heldenzeitalter zu ſehen. In allen alten Ritterepopöien erſcheint Carl der Große mit ſeinen zwölf Pairs als das Haupt des Ritterweſens, und an ihn ſchließt ſich die Geſchichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, ſo wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadiſſe an. Allein überall iſt es offenbar, daß man ſich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit, da die Geſchichte noch ungewiß iſt, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechiſcher Geſchichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die Rolande, die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. ſ. w. für durchaus unhiſtoriſche Perſonen halten? oder den armen Erzbiſchof Turpin, ſey er oder ein anderer der Verfaſſer der Chronik, die ſeinen Namen trägt und die einzige Quelle für dieſen Kreis ritterlicher Poeſie aus Carls des Großen Geſchichte iſt, beſchuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben habe? — Daſſelbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und dem König Arthus; daſſelbe von den Amadiſſen, die, ohne an Carl den Großen oder Arthus ſich anzuſchließen, mehr die Ritter einzelner

Abenteuer als großer Zeitbegebenheiten geweſen zu ſeyn ſcheinen. In der Dämmerung des Morgenroths wollen wir nicht verlangen, die Geſtalten genau unterſcheiden zu können, und ſo ſind wir zufrieden, in den Sagen von Carl dem Großen die erſte jugendliche Regung des Rittergeiſtes im Kampf gegen die einbrechenden Araber, ein Vorſpiel des viel höhern Kampfes gegen die Sarazenen im heiligen Lande, in den Sagen von Arthus dieſelbe im Kampf gegen die einbrechende Übermacht des nordiſchen Heldengeiſtes, durch welchen dieſem ſeine Gränze angewieſen wurde; in den Dichtungen des Nibelungenlieds dieſelben im großen, ernſten Gemüthe des Nordländers, dem der deutſche Ritter ſich anſchließt; und in den Amadiſſen die erſten Spuren abenteuerlichen Ritterlebens in einzelnen Unternehmungen zu erblicken. — Lange mochte der Übergang von der fabelhaften Zeit, dieſem Ausdruck der Kindheit des Ritterweſens, bis zur ebnen, ſichern, beſtimmten Geſchichte der ſchönen, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen Alters dauern. Da mochten manche Großthaten geſchehen, und die Ritterkämpfe in Deutſchland, in den Kriegen der Kaiſer, in Frankreich unter den Großen des Reichs; die bürgerlichen Kriege in Spanien mit den Mauren waren herrliche Vorübungen des viel Größern, das da kommen ſollte. Da that ſich (vom Jahre 1095 bis gegen 1270) ein Lichtquell im Oſten auf, und der Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus Süd und Weſt und Nord zu einem würdigen Schauplatz ſeiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, das war ja für Ritterweſen und Beſtimmung ein herrliches Ziel; und mag es immerhin ſcheinen, als ſey alle dieſe koſtbare Kraft an eine Chimäre verſchwendet worden, ſo war doch die Idee, welcher gehuldigt ward, die höchſte und ſchönſte. Sehen wir ja doch auch nach dem wunderbaren Willen des Verhängniſſes alle Helden, die Troja erobern halfen, die Früchte ihrer Anſtrengungen in darauf folgenden Abenteuern wieder verlieren (einer ernſten Nemeſis den unverweigerlichen Tribut bezahlend), und ſo ſcheint überall die Menſchheit hier nur beſtimmt zu ſeyn, die höchſte Sproſſe wohl zu erſteigen, ohne ſie jedoch behaupten zu können. Idee ſoll und muß Idee bleiben, aber nichts deſto weniger ſoll der Menſch ſein Alles an ſie wagen. — Hier in den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einem kleinen geweihten Plan zuſammen beſchworen, hier nahmen ſich Kaiſer und Könige das Kreuz, und ſchmachteten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in Jahre langer, ſchimpflicher Gefangenſchaft; hier geſchahen Thaten, wie ſie ein Taſſo nur treu nachzubilden brauchte, um das Höchſte zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorſam, Selbſtbeherrſchung, reine Minne ꝛc. in ihrem höchſten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Feerei verſchloſſen und verſchwunden war, ſo ſtand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der ganzen chriſtlichen Ritterwelt für Glauben und das Grab des Herrn, ſo nahe dem Reiche des Wunderbaren und Unglaublichen, daß es unſrer gemeinen Zeit nicht zu verdenken war, wenn ſie das Schlechteſte und Erbärmlichſte zuſammenſcharrte, um den Glanz dieſer wunderreichen Periode für ihre blöden Augen in die nöthige Dämmerung zu hüllen, und die Bedeutung der Kreuzzüge ihrem Unglauben begreiflich zu machen. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns

als die ſchönſte, ritterlichſte Blüthe, in welche unter ſo vielen andern die Kreuzzüge aufgingen, die Ritterorden erſcheinen, gleichſam das Allerheiligſte des Ritterthums, in welchem ſich der Geiſt des Ritterweſens recht idealiſch offenbarte. Ihrer entſtanden theils vor, theils während der Kreuzzüge vier in dem heiligen Lande, unter welchen die drei frühſten, der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutſche Orden (ſiehe d. Art.) am berühmteſten waren. Pilgernde Ritter, ſich unter feſten, ſtrengen, idealiſchreinen Geſetzen verbindend zur Pflege kranker Glaubensbrüder, und zum Schutz der vom Sarazenenübermuth Gedrückten; mit den Dienern der Kirche zugleich in Bruderbündniß getreten, und nun nur Schritt vor Schritt der wachſenden Übermacht des Islams weichend, und noch im Weichen mit ungebeugtem Muthe Wunder der Tapferkeit thuend — der hohe Muth des kühnen, zum Herrſchen beſtimmten Ritters gemildert durch das ſanfte Licht des Glaubens, der chriſtlichen Demuth, des alles verläugnenden Gehorſams gegen des Ordens Geſetze, und nun von Kaiſern und Königen mit Liebe gepflegt, beliehen mit weiten Herrſchaften und Ländern; ja als im Oſten das Feuer des heiligen Kampfes ſchier verlöſcht war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu verkündigen, gewiß, dies iſt die Krone des Ritterthums, und noch jetzt ehrt die Mitwelt dieſe hohe Stiftung, indem ſie nicht beſſer ihre Helden belohnen zu können glaubt, als wenn ſie, dieſen Inſtituten nachgebildet, Orden ſtiftet und die Kreuze derſelben ihren Kämpfern als Ehrenzeichen ertheilt, ob auch die Sache vergangen iſt, doch im Namen noch das Untergegangene ehrend. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geiſt des Ritterweſens in den verſchiedenen Ländern höchſt einſeitig geweſen. Anders der franzöſiſche Ritter, in ſeiner Leichtigkeit und Gewandtheit, in echt romantiſches Gewand ſich kleidend, oft ſo des Halts und der rechten Kraft entbehrend. Anders der ſpaniſche Ritter mit ſeinem heißen Blut und ſeiner ernſten Beharrlichkeit, oft in der Glut der Eiferſucht und Rache das Ziel überſchreitend. — Der deutſche Ritter mit ſeiner Rohheit und Ungeſchliffenheit, aber im Beſitz der ſchönſten Rittertugenden, einer feſten, unerſchütterlichen Treue, einer hohen Tapferkeit und Glaubensinnigkeit, konnte leicht ſeinen Nachbarn mehr mittheilen, als von ihnen annehmen. Wie lieblich ſchmolzen nun nicht in den Kreuzzügen dieſe einzelnen Elemente in einander, und wie theilten ſich nicht im Wechſeltauſch die Nationen gegenſeitig mit, ſo daß jeder bereichert mit den Vorzügen aller überallhin nur das Vortreffliche und Höchſte brachte. Selbſt die hohe Cultur des Morgenlandes und die ſinnliche Verfeinerung der Sarazenen theilte den chriſtlichen Rittern ſich mit, und glättete manche rauhe Seite an ihnen ab, und geſellte zum Guten auch die gefällige Form, ſo daß die feine Sitte und Lebensart im Ritterſtand, und die ausgebildetſte Chevalerie erſt von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Nur freilich, die ſchönſte Knoſpe trägt nicht nur oft ſchon den Wurm in ſich, der das Herzblatt zernagt hat, ehe ſie ſich noch ganz aufſchließen konnte, ſondern die brennendſte Farbe der Roſe ſteht doch ſchon der bleichen Todtenfarbe des Verwelkens näher, als das ſchöne friſche Grün des jungen Blattes. Und ſo ſehen wir bald nach den Kreuzzügen das Ritterweſen ſinken, und vielleicht durch jene Verſchmelzung der Individualitäten zu einem ſchönen harmoniſchen Bild in der erſten Zeit

den Grund gelegt zu jener allmählig wachſenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterweſen, die ſchon in dem barocken Treiben der fahrenden, d. i. Abenteuer ſuchenden, Ritter ſich ausſprach und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Mitwirkung des unlängſt erſt erfundenen, Muth und Tapferkeit des Arms leicht erſetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der Geiſt aber längſt entflohen iſt. Hehr und im Geiſt der alten Zeit, gleichſam ein trauernder Rieſenſchatten über dem Grabe des eingeſunkenen Ritterweſens, ſteht der edle Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand im 16ten Jahrhundert da, und dieſe Erinnerung an ihn ſey ein würdiger Schlußſtein unſers redlich gemeinten Worts über Ritterthum, nicht ohne nächſte Veranlaſſung des herrlichen Denkmals, das der Dichter der Deutſchen dem großen, unbeſiegten Ritter für alle Zeiten in ſeinem herrlichen Trauerſpiele geſetzt hat. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Geſagten Anwendung, um Ritterpoeſie, und zwar in ihren beiden Hauptarmen, der Ritterepopöie und dem Ritterromane zu beſtimmen. Wo das Ganze und der Geiſt der Zeiten ſo viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Köſtlichſten der Erde, gleich als das geliebte Schoßkind und den Erſtgebornen auszuſtatten, da darf auch die holde Gabe der Poeſie nicht zurückbleiben, und ein Achilles ſoll auch ſeinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Geſangs auf die Nachwelt trägt. Daß nun der Geiſt der Poeſie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantiſch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geiſt aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantiſch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadouren im ſüdlichen, die Trouveren im nördlichen Frankreich, und die Minſtrels (Ministriers, ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigern Gegenſtand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlöſſern ſie immer willkommen waren, und die gaſtlichſte Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Künſten des Lebens die Palme zu erſiegen wußten, ſo nahmen ſie ſelbſt Harfe und Guitarre, und ſangen dazu von ihrer Minne und von ihren Thaten. In der Provence entſtand ein Cour d'amour, der bei den poetiſchen Wettkämpfen der Ritter entſchied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampf mit gewaltiger Rechte das Schwert zu ſchwingen wußte, die zarten Saiten der Liebe unter dem Fenſter der Geliebten ertönen. Hier erging ſich die Poeſie in echtromantiſchem Gewande, und liebliche Wechſelgeſänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetiſche Geſpräche (sirventes), Sonette und dergleichen, waren nur Variationen der, Liebe und Ritterlichkeit athmenden, Romanzen, flatternde Blüthen und Blumenſträuße am herrlichen Baume der Romantik. Ernſter und größer war die Ritterpoeſie Englands, Deutſchlands und beſonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyſſee des Nordens, weht ein Geiſt, geheimnißvoll, heroiſch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Nordens ſelbſt mit ihrem unendlichen Schnee und gefahrvollen Wildbahnen. Aber immer iſt es nur Ritterthum, beſonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin beſungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoeſie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritter-

weſens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poeſie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geſchichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Rieſen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoeſie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlaſſung zu den Feenmährchen von den Arabern kam, aber wir behaupten deſſen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht geweſen wäre, die Ritterpoeſie ſich ſelbſt dieſe Dichtungen geſchaffen haben würde. Ja mögen auch Provenzalen und Spanier, und die ſüdlichen Deutſchen ihre morgenländiſchen Feenpaläſte von den Arabern entlehnt haben, ſo dünkt uns, ſind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Rieſen und Zauberinnen des Nordens ꝛc. gewiß, unabhängig von dieſer Quelle, aus dem eigenen Boden hervorgetrieben. Der Geiſt des Chriſtenthums zu dem Wunderbaren der Zeiten konnte wohl kaum für Poeſie ein andres Reſultat geben, und gewiß, dieſe Mythologie war die einzig mögliche in einer chriſtlichen Ritterpoeſie, offenbar anders unter den nordiſchen und anders unter den ſüdlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet ſich zugleich auch ein auffallender Unterſchied zwiſchen der Ritterpoeſie von den frühern Jahrhunderten, und der von den Kreuzzügen, wobei jedoch nicht zu überſehen iſt, daß dem ſinnvollen Dichtergemüth auch der reingeſchichtliche Grund dieſer letztern nicht genügte und darum, dem Geiſt einer ſehr gläubigen Zeit angemeſſen, auch in die poetiſchen Darſtellungen der Kreuzzüge das ſchöne Farbenſpiel jener Mythologie herübergenommen wurde, wenn, wie ſich von ſelbſt verſteht, in die Epopöie der Kreuzzüge, ſo auch ſogar in den ſeiner Natur nach nie über eine idealiſirte Wirklichkeit ſich erhebenden Roman. — Wir unterſcheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoeſie, Epopöie und Roman, und wir werden unter dem Artikel Roman zeigen, daß wir Epopöie überhaupt als ſchönen, phantaſiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealiſirte Abſpiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweiſe als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, das, wie das Kindesalter nach Göthe, immer mehr verſpricht als es hält, dieſen aber zunächſt als das dichteriſche Bild von dem Fertiggewordenen, in ſeiner Art Vollendeten anzuſehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, ſo ſtehe hier in Beziehung auf die vorhin gemachte Bemerkung die ziemlich baroke aber ernſtlich gemeinte Behauptung, daß alle eigentlichen Ritterromane wohl nur a potiori dieſe Benennung erhalten haben, und ſie in der That nichts weiter ſind, als früherhin in poetiſchem und ſpäter in proſaiſchem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyſſee und die damit zuſammenhängenden cykliſchen Dichter erinnernd. Die Ritterromane ſämmtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die feſtern Grund und Boden haben, aber dafür auch der poetiſchen Bedeutung ermangeln, ſchweben auf der ſchmalen Gränze zwiſchen Fabel und Dichtung, zwiſchen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen cykliſchen Charakter an, ſo daß in der That nur die Form entſcheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was ſonſt Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerweltspoeſie in Epopöie verwandelt (man

denke an Alxingers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13ten Jahrhunderte als Roman gab), und das Merkwürdigſte dabei bleibt immer, daß noch kein Äſthetiker, von Blankenburgs Verſuch über den Roman an bis auf unſre Zeiten, im Stande geweſen iſt, dem Ritterroman ſeine rechte Stelle anzuweiſen. Dies rechtfertigt unſre Behauptung, und zerhauen wir alſo nur den Knoten und ſagen: über die jugendliche Periode des Ritterweſens floß Roman und Epopöie in Eins zuſammen; allein über die Blüthenzeit deſſelben in den Kreuzzügen ſchied ſich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Taſſo's unſterblichem Werke die Palme erſiegte, ſo konnte der Roman, ein dichteriſches Bild der ſelbſt höchſt wundervollen Geſchichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein ſelbſtſtändiges Seyn erringen, und mußte durch Fabel und Mährchen ſehr nahe an die Sphäre wie des Epos ſo der alten Romane rühren. Schwerlich haben uns die neuern, zum Glück nun vergeſſenen, Ritterromane mit ihren gefüllten Humpen und klirrenden Sporen und dröhnenden Fußtritten und ſchauerlichen Vehmgerichten eine Idee von einem Ritterromane aus der Wirklichkeit gegeben, wenn wir das dem Roman Angehörige in Göthe's Götz von Berlichingen, und die wohl zu früh vergeſſenen Ritterſtücke von F. A. Müller („Richard Löwenherz, Alfonſo, Adelbert der Wilde," Heldengedicht in 12 Geſängen) ausnehmen wollen. — Wir kennen, wie geſagt, nur eine Epopöie über das herrliche Ritterthum der Kreuzzüge, die alle andern Verſuche in dieſem Felde weit hinter ſich zurückgelaſſen hat; wir meinen das ſchon gedachte befreite Jeruſalem von Torquato Taſſo, dies Meiſterſtück, das den Namen ſeines Verfaſſers ſelbſt in dem Munde des italiſchen Volks unſterblich gemacht hat. Was es aber ſonſt von Ritterepopöien gibt, deren Zahl Legion iſt, das gehört denn alſo, mit ſammt den Oberons und Bliomberis und Doolins der Neuern, dem zwiſchen Roman und Epopöie ſchwebenden Gefilde der Dichtung von den alten, jugendlichen Zeiten des Ritterthums an, und alle dieſe Dichtungen waren wirklich urſprünglich in poetiſchem Gewande gegeben, aber bildeten nachher, in Proſa überſetzt, die zahlloſen Schaaren der Ritterromane. Hier iſt alſo die Geſchichte der Epopöie zugleich die Geſchichte des Romans, und wir bemerken, ehe wir dieſelbe berühren, daß auch in dieſer Sphäre der italiſche Geſang in dem Meiſterſtück ſeines Arioſto, dem weitgefeierten „raſenden Roland," allen andern Völkern den Rang abgewonnen habe. Daß wir indeß hier die nordiſche Poeſie, die freilich auch Ritterpoeſie war, ausſchließen und übergehn, darüber wird uns manche Bemerkung in den Artikeln Romantiſch und Romanze rechtfertigen. Wir bemerkten oben, daß die Dichtungen über die früheſte Periode des Ritterweſens ſämmtlich einen cykliſchen Charakter hätten. — Der Beweis dafür wird wohl am beſten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der alten Ritterromane ungefähr geſchichtlich zu beſtimmen ſuchen. — Nach Abzug der nordiſchen Sagen bleibt uns für den Ritterroman ein dreifacher Mythenkreis übrig, der vom König Arthus, von Carl dem Großen, und von den Amadiſſen. Wir können nicht mit Sicherheit beſtimmen, welchen wir als den erſten anzuſehen haben. Vielleicht waren ſie ſo ziemlich gleichzeitig. Aber das iſt gewiß, daß ſie drei wirklich von einander verſchiedne Fabelkreiſe darſtellen, und wohl auch jeder einem andern Volke angehört, obgleich ſie in der Folge noch wunderlicher

als die Bahnen der neuentdeckten Planeten in einander verſchlungen wurden. Wir können mit Recht behaupten, daß wenigſtens die erſten beiden Cyklen ſich an etwas Hiſtoriſches anſchließen; und in dieſer Hinſicht gebührt der Dichtung vom König Arthus, der Tafelrunde und dem Seher Merlin der Vorzug des Alters. Sie verherrlicht die Thaten Arthus, eines Sohns Uterpenbragons, und die ſeiner Ritter, des Lanzelot vom See, des königlichen Neffen Gawein u. A., die ſämmtlich wieder durch ihre Abenteuer beſondern Romanen den Stoff gegeben haben. Das, was vielleicht das einzige Hiſtoriſche in dieſem ganzen Mythenkreiſe iſt, kommt ungefähr darauf zurück, daß in jenem Kampf zwiſchen den Britanniern und Angelſachſen (von 455 bis 582) um den Beſitz Englands Arthus der Befehlshaber der Britannier und der letzte war, der ſiegreich das Land ſeiner Väter, das bald nach ihm den Sachſen zu Theil wurde, behauptete. Merkwürdig bleiben in dieſem Fabelcyklus die völlig eigenthümlichen Dichtungen vom Zauberer Merlin, dem Stammvater der Feen und Zauberer von einer andern Bedeutung, als der bei den ſüdlichern Ländern, einem Sohne des Teufels von einer ſchuldloſen, chriſtlichfrommen Jungfrau, und vom heiligen Graal, eigentlich dem Becher, aus welchem der Erlöſer vor ſeiner Kreuzigung trank, nachher aber, weil er in den Beſitz der Ritter von der Tafelrunde gekommen war, mit dieſer gleichbedeutend, wodurch ſich dieſe Dichtung an die bibliſche Geſchichte anknüpfte. Die älteſte Chronik von dieſem Fabelkreis datirt ſich vom Jahre 1155 in dem Roman des Brut von Meiſter Gaſſe; und ſehen wir auf den Schauplatz, auf welchem er ſpielt, und nehmen dazu die nordiſchen Farben, die dem Ganzen bei weitem den ſüdlichromantiſchen Anſtrich nicht geben, den Dichtungen aus der Provence haben, ſo werden wir nicht anſtehn, ihn als das Eigenthum der Normandie und Englands, und als den nächſten Ring nach den nordiſchen und deutſchen Sagen zu betrachten. — Der zweite Cyklus faßt die Ritterromane von Carl dem Großen und ſeinen Paladinen, ſeinen zwölf Pairs; und wenn er ſich an hiſtoriſche Data wirklich anſchließt, nämlich an Carls des Großen Geſchichte, dieſen Lichtpunkt in der Geſchichte des Mittelalters, ſo hat die Dichtung nichts geſpart, was Feerei, ritterlicher Heldenmuth und Abenteuer zur Verherrlichung dieſer Zeit beitragen konnten, und durchhin leuchten einzelne hiſtoriſche Sterne, z. B. die Schlacht von Ronceval, in welcher Roland blieb, durch den lieblichen Zauber einer ſüdlichen, beſonders nach den Kreuzzügen mit des Morgenlands üppigen, ſchwellenden Bildern bereicherten Phantaſie gehoben. Die älteſte Quelle dieſer Dichtungen iſt Turpins fabelhafte Chronik, als deren Verfaſſer der Zeitgenoſſe Carls des Großen, der Erzbiſchof zu Rheims, Turpin, angegeben wird, die aber höchſt wahrſcheinlich noch ſpäter als im 10ten Jahrhundert, wohin ſie von vielen verlegt worden iſt, zuſammengeſtoppelt wurde. Allein aus dieſer Quelle ſchöpfte man erſt ſeine Ritterromane, als die Kreuzzüge ſchon beendigt worden waren, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, und nun folgten die ſinnreichen Romane von Bertha mit dem großen Fuß; von Ogier dem Dänen; der Rinald von Montalban; die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Mainz, Morgante der Rieſe u. ſ. w., in welchen allen der üppige Geiſt des Orients und die mildere Feerei der Ara-

der eine bedeutende Rolle ſpielt. Kaum darf bemerkt werden, daß Frankreich der Schauplatz dieſes Romanenkreiſes iſt, und die provenzaliſche Dichtung gerade in ihm den würdigſten Stoff fand, da Meiſter Arioſto in ſeinem raſenden Roland ihn ſo glänzend verherrlicht hat. — Noch viel fabelhafter und hiſtoriſch wohl völlig unbeſtimmbar iſt der Fabelkreis der Amadiſſe, der vielleicht den Spaniern ausſchließend gehört, und wenn ja die franzöſiſche Einbildung ſich die erſte Bearbeitung des Amadis von Gallien im 13ten Jahrhundert nicht nehmen laſſen will, ſo ſind doch die folgenden Nachahmungen, der Amadis von Griechenland, der Florismart von Hirkanien, der Galaor, der Floreſtan, der Eſplandian, wohl jedem aus Cervantes Don Quixote und dem hochnothpeinlichen Halsgerichte darin erinnerlich, rein ſpaniſchen Urſprungs. In dieſem Fabelkreis iſt, wie geſagt, alles unhiſtoriſch, fabelhafte Könige in Frankreich, Schottland, Bretagne u. ſ. w. Man kann kein großes Ereigniß in der Geſchichte finden, an welches dieſe Dichtungen ſich anſchlöſſen, und faſt ſcheint hier die Romanendichtung mehr ins Individuelle, in Familiengeſchichten und Privatabenteuer herabgeſtiegen zu ſeyn, wo eine erdichtete politiſche Geſchichte und Verfaſſung nur als Hintergrund oder Einfaſſung diente. — Wir wollen nicht vergeſſen, daß außer dieſen Romanen die Ritterpoeſie der Spanier ihre herrlichen Romanzen vom großen Cid, ihre guerras civiles u. ſ. w., daß Deutſchland ſeine den nordiſchen Sagen verwandten: Chriemhildens Rache, Parcival, Theuerdank u. ſ. w. hatte, die gleichſam die verbindenden Zwiſchenblüthen zwiſchen jenen großen Blumengewinden bilden. Aber wir müſſen hier ſchließen, um nicht zu weitläuftig zu werden, den gerechten Wunſch nur noch beifügend: möge in unſern Zeiten, wo ein ernſtes Streben die Bedeutung des Nordens uns aufgeſchloſſen hat, auch die herrliche Blume des Ritterthums uns zurückgegeben werden, die in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, wo die ſpieß- und cramer- und ſchlenkertſchen Ritterſtücke florirten, entſtellt, und darum verachtet wurde, und ſeitdem noch immer unter dem Banne dieſer gewiß unverdienten Schmach beſchloſſen liegt. Msr.

Ritterzeiten nennt man diejenige Periode des Mittelalters, wo das Ritterthum ſeine Ausbreitung erhielt, und der Geiſt, der auf den Umſturz der Römerherrſchaft nun ſich gründenden Staaten und Völkerſchaften, jenen romantiſch-heroiſchen Schwung annahm, der beſonders in den Kreuzzügen ſich offenbarte, daher denn die Periode dieſer für das Menſchengeſchlecht ſo bedeutend gewordenen europäiſchen Kriegszüge nach dem Orient als die eigentliche Blüthe der Ritterzeit betrachtet werden kann, die, ſo wie ſie durch die Kreuzzüge zu ihrem höchſten Ziel, gleichſam Wendepunkt, gelangt war, von da an auch wieder abnahm, und in ihrem eignen Feuer ſich aufzehrte. Durch Religion und Liebe war das Ritterthum in der Zeit hervorgegangen, und offenbarte ſich bei allen geſitteten Völkern Europa's. Die Religion Chriſti hatte an die Stelle des in der frühern Welt bloß waltenden Sinnlichen ein geiſtig höheres Princip geſetzt, und die Bruſt des rauhen Kriegers erfüllt. Dieſe ſchöne Blüthe, der ſo manche hohe That entſproß, ward zwar durch die den Völkern deutſcher Abkunft eigne Feudalverfaſſung nur auf die Edlen und Freien im Volke beſchränkt, doch entwickelte ſich aus ihr der Geiſt des Ritterthums, der für

die Ehre Gottes und für den Dienſt der Schönen ſich in ſo mancher, faſt ans Wunderbare grenzenden That ausſprach. Wenn wir die Ritterzeit als das Jünglingsalter der neuern Völker betrachten, ſo erfaſſen wir es unter dem richtigſten Bilde; Durſt nach Thaten, lebendige Phantaſie, offne Ehrlichkeit, jugendliche Rohheit ſind die Zeichen dieſer Zeit, ſo wie dieſes Alters. Zwar war von höherer Cultur da nicht die Rede, deſto mehr aber von Poeſie und poetiſcher Anſicht der Dinge. Daß in den ſüdlichen Ländern, Spanien, Frankreich, dieſer Geiſt ſich eher erſchloß als in den nördlichern, Deutſchland, England, Schweden, iſt begreiflich, überall offenbarte er ſich aber auf gleiche Art. Schon in den Kreuzzügen lag aber auch wieder der Keim ſeines Unterganges. Nicht mehr daſſelbe Princip, das die erſten Kreuzfahrer nach dem Orient trieb, führte die nachfolgenden Scharen dahin, und der reine Geiſt des Ritterthums war ſchon ziemlich verſetzt mit andern Motiven, als der heilige Ludwig ſeine Streiter gegen die Ungläubigen führte; doch iſt es begreiflich, daß dieſe Abſtufung auch wieder nur nach und nach bemerkbar wurde, ſo wie ſtets im Gang der Geſchichte ein allmähliges Verſchmelzen Statt findet, und nicht eher können wir das Aufhören der Zeit des Ritterthums annehmen, als bis durch Einführung ſtehender Heere und des Schießpulvers eine neue Ordnung der Dinge gegründet wurde, obgleich ſchon früher der eigentlich belebende Geiſt dieſer Zeit gewichen war. Zuletzt, bei ſeinem völligen Scheiden, bei dem völligen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit, flammte der Geiſt der Ritterzeit und des Ritterthums noch einmal in einem echt deutſchen, echt ritterlichen Manne auf, ſo wie eine verlöſchende Lampe zuletzt noch einmal hell aufzuleuchten pflegt; wir meinen Götz von Berlichingen. Er war der letzte Ritter aus der Ritterzeit; um ihn her eilte ſchon alles mit gewaltigem Schwunge zu neuer Geſtaltung, Götz aber ſtand feſt wie ein altes Steinbild mit männlicher Kraft, und ſuchte die Vergangenheit zu halten, ſo lange bis der Andrang der Zeiten auch ihn zertrümmerte, ſein Grab gleichſam die Gränzmark der romantiſch poetiſchen Heroenwelt unſrer Vorfahren bezeichnete an deren äußerſtem Ende er gleich einem erhabenen Scheidepfeiler ſteht, und die dadurch, daß ſie einen ſolchen Charakter noch in ihrem letzten Aufblitz hervorbrachte, doppelt ſchön und ehrenwerth uns erſcheint. F. G.

Rituale iſt die römiſche Kirchenagende, die die vorgeſchriebenen Ceremonien enthält, die beim catholiſchen Gottesdienſt beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eignes Rituale.

Rivarol (Antoine), wurde 1757 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo ſein Vater Gaſtwirth war. Anfänglich Soldat, änderte Rivarol jedoch bald Stand ſowohl als Namen, und trat unter der Benennung: Abbé Parcieux, als Hofmeiſter auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang Rivarol, dieſen angenommenen Namen wieder fahren zu laſſen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen verſifizirten, gegen des Abts de Lille Gedicht die Gärten, gerichteten Dialog heraus, der Kohl und die Rübe betitelt. Dieſes, nebſt noch mehrern andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 ſein Vaterland, und ging erſt nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bru-

der Friedrichs II.) ihn mit beſonderer Güte aufnahmen. Nichts deſto weniger bedauerte Rivarol doch oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere ſeiner an ſeine Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnſucht, die er darnach empfand, die aber ungeſtillt blieb, indem er 1801 zu Berlin ſtarb. Rivarols Charakter gehörte übrigens nicht zu den ſehr lobenswerthen; Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorſtechende Züge deſſelben, und ſeine Satire artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte Parodie von Athaliens Traum bezeugt, ein Werk, in welchem er mehr hämiſch als witzig die bekannteſten und berühmteſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen ſeiner Nation angreift. Ein Beweis ſeiner Eitelkeit iſt, daß er ſich nicht ſelten ſeiner Geburt ſchämte, und häufig ſich für den Abkömmling und Verwandten irgend einer alten Familie ausgab. Die wichtigſten ſeiner Werke ſind: 1. eine Überſetzung von Dante's Hölle, die jedoch nur in ſehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergibt; 2. Brief an Necker, über die Wichtigkeit religiöſer Meinungen und Moral, und 3. ſein Almanach großer Männer, worin er gleichfalls mehrmals ſeiner giftig beißenden Satire freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'Universalité de la langue Française, welche einem franzöſiſchen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen ſollte, wurde 1784 von der berliner Akademie gekrönt. F. G.

Rivaz (Pierre Joſeph von), geboren zu Saint-Gingoux im walliſer Land der ſchweizer Republik den 29ſten März 1711, Sohn von Etienne de Rivaz, zeigte von Jugend an viel Neigung zur Mathematik und Mechanik, aber ganz den Wünſchen des Vaters entgegen, welcher eine obrigkeitliche Stelle im walliſer Land bekleidete, und ihn zu demſelben Poſten beſtimmte. Allein ſein mathematiſches Genie erlaubte ihm nicht, dieſem Wunſche des Vaters zu folgen. Als er ſein eigner Herr geworden war, widmete er ſich dem Studium der Mathematik und Geſchichte. Seine erſten Proben enthielten neue Ideen über die Theorie der Uhrmacherkunſt. Seit 1740 hatte er dem berühmten Phyſiker Daniel Bernoulli eine Uhr übergeben, die ſich ohne fremde Beihülfe jeden Tag von ſelbſt aufzog. Dieſer Gelehrte beobachtete ſie drei Monate hindurch, fand den Mechanismus eben ſo ſinnreich als einfach und gründlich, und ſtellte ihm darüber ein Zeugniß vom 13ten December deſſelben Jahrs aus. Acht Jahr darauf kam Rivaz nach Paris, und legte der Akademie der Wiſſenſchaften nach ſeinen Grundſätzen gearbeitete Uhren vor. Der darüber erſtattete Bericht vom 16ten Auguſt 1749 meldet, daß Rivaz in ſeinen Pendeluhren Alles vereinigt habe, was zur Genauigkeit der Zeiteintheilung beitragen könne. Dieſe höchſte Genauigkeit kam vorzüglich von einer Erfindung Rivaz, wodurch der Pendul mit der möglichſt geringſten Reibung geführt wurde. In einem Mémoire machte er ſeine ganze Theorie ſyſtematiſch bekannt. Im J. 1752 ging er auf Bitten der Madame Danican, Eigenthümerin der Bergwerke von Pontpean, nach Bretagne. Das Waſſer hinderte deren Benutzung, und mehrere Ingenieurs hatten die Austrocknung vergebens verſucht. Rivaz erfand eine ſehr einfache Maſchine, die dem Wunſch völlig entſprach. Als er nach Paris zurückgekommen war, beſchäftigte er ſich mit einem Werkzeug, die Kunſt des Gravirens (des Grabens und Schneidens in harte Maſſen) zu vereinfachen und abzukürzen. Dieſe Erfindung

machte im J. 1758 zu Paris großes Aufſehn. Durch ſie wurde die Arbeit des Steinſchneidens ſehr verkürzt, und man kann mittelſt dieſes Werkzeugs die ſchönſten Modelle in den treueſten Umriſſen, vertieft oder im Basrelief u. ſ. f. auf dem härteſten Stoffe nachbilden. Er vereinigte ſich zu ſolchen Darſtellungen, deren Mechanismus er geheim hielt, mit dem königlichen Bildhauer Baſſé, welcher in einem Werke den Triumph Ludwigs XV. nach der Schlacht bei Fontenoy vorſtellte, und führte dies Modell vollkommen in einem Griesſteine aus, einer olivengrünlichen Steinart, welche von Türken und Polen ſehr geſchätzt und zu Säbelgriffen verarbeitet wird, viel härter als Porphyr, Agat und Jaſpis iſt, und nur mit dem Diamant geſchnitten werden kann. Zu Anfange des J. 1760 ging er in die Schweiz zurück. In Bern wurde er über die Mittel, die Salinen von Bex zu verbeſſern, die damals unter dem berühmten Haller ſtanden, um Rath befragt. Bei der Unterſuchung derſelben kam Rivaz auf Ideen, die gewöhnliche Art der Salzbereitung zu vervollkommnen, und der Hof von Turin machte von ſeinen Einſichten bei den Salinen von Moutiers in Tarantaiſe Gebrauch. Hier brachte er die letzten Lebensjahre zu, und endete ſeine Laufbahn am 6ten Auguſt 1772. Neben ſeinen mathematiſchen Studien hatte er ſich auch andern Wiſſenſchaften, und beſonders der Geſchichte gewidmet. Seit ſeiner Jugend nahm er Theil an dem Streit über die Glaubwürdigkeit der vom Kaiſer Maximilian befohlenen Niedermetzelung der thebaniſchen Legion, einer Begebenheit, welche im walliſer Lande im J. 1302 vorgegangen ſeyn ſollte. Mehrere Gelehrte, wie Spanheim, Hottinger u. A., hatten ſie beſtritten. Rivaz hat ſie in einer nach ſeinem Tode im J. 1779 zu Paris von ſeinem Sohne herausgegebenen Schrift (Eclairciſſemens ſur le martyre de la légion thébéenne etc.) mit dem Beifall einiger Gelehrten und der Benedictiner in ihrer Gallia Christiana, vertheidigt. Im Manuſcript hinterließ er eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über den Urſprung des Hauſes Savoyen. An derſelben befindet ſich auch ein Recueil des faſtes vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert, als Beitrag zur Geſchichte des Mittelalters der Länder, welche damals das Königreich Burgund ausmachten. Rivaz ward auch von J. J. Rouſſeau geſchätzt, und ehrenvoll in einem Briefe an d'Alembert erwähnt. Im Jahr 1741 verheirathete er ſich mit einer Tochter Antons du Fag, Herrn von Tanay, und hatte mehrere Kinder aus dieſer Ehe. Ms.

Rive, La, ſ. La Rive.

Rizzio (David). Dieſer berühmte Vertraute der ſchottiſchen Königin Maria Stuart war der Sohn eines armen Tonkünſtlers in Turin. Von ſeinem Vater zu der Muſik erzogen, zeichnete Rizzio ſich bald vortheilhaft in dieſer Kunſt aus, und begab ſich bei erwachſenern Jahren nach Nizza, um dort, der damaligen Reſidenz des Herzogs von Savoyen, ein Unterkommen zu ſuchen. Es ging ihm hier aber bald ſo ſchlecht, daß Rizzio genöthigt war, getrieben von der äußerſten Dürftigkeit, als Bedienter bei dem Grafen Moretto, der damals vom Hofe zu Nizza als Geſandter nach Schottland geſendet wurde, Dienſte zu nehmen. So kam Rizzio in dies Land, das Zeuge ſeyn ſollte ſeiner ſchnellen Größe und ſeines traurigen Endes. Anfänglich ſchien auch in Schottland nicht des Italieners Glück zu blühn; ſein Herr, durch manche Umſtände bewogen, ſich einzuſchränken, verabſchiedete ihn, empfahl

ihn aber als geſchickten Tonkünſtler der die Muſik ſehr liebenden Königin Maria, die ihn auch in ihre Dienſte nahm und bei ihrer Capelle anſtellte. Rizzio war nicht lange in dieſer Lage, als es ihm, dem von Natur ſchlauen und gewandten Italiener, bald gelang, die beſondre Gewogenheit ſeiner Monarchin ſich zu erwerben, die, wie die Feinde Mariens behaupteten, ſich bis auf die höchſte Gunſt erſtreckt haben ſoll, woran aber um ſo mehr zu zweifeln iſt, da Rizzio's Äußeres nichts weniger als liebenswerth, im Gegentheil faſt abſchreckend geweſen ſeyn ſoll. Doch ſey dem wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, täglich ſtieg der Italiener in dem Vertrauen der Monarchin, und die Reichthümer, mit denen ſie ihn überhäufte, gaben den mißvergnügten Schotten einen überzeugenden Beweis von der Denkart ihrer Königin gegen den Fremdling, worüber um ſo mehr die Großen ſich gekränkt und entrüſtet fühlten, da Rizzio ſeines Glücks mit Übermuth ſich überhob, und zuletzt ſo weit ging, daß er in ſeiner Verblendung ſogar des äußern Anſtandes gegen die Monarchin vergaß, ſelbſt in den Verſammlungen des Hofes. Maria hatte damals ihre Hand dem Grafen Darnley, vielleicht ſelbſt nicht ohne Zuthun Rizzio's, geſchenkt, der durch dieſe Wahl der Königin hoffen durfte, ſeines Einfluſſes nicht gefährdet zu werden. Da er aber auch gegen dieſen ſonſt ſchwachen und gutmüthigen Monarchen ſeinen Anmaßungen keine Gränzen zu ſetzen wußte, ſo erwachte doch endlich Darnley's Stolz und Eiferſucht, wozu die gegen Rizzio aufgebrachten ſchottiſchen Großen nicht wenig beitrugen und nichts unterließen, dem jungen König alles im gehäſſigſten Lichte darzuſtellen, der nun beſchloß, den Gehaßten aus der Welt zu ſchaffen. Mit ſchonungsloſer Barbarei war der Augenblick zur Ausführung der That gewählt, da Rizzio in Geſellſchaft einer Hofdame mit der Königin in ihrem Zimmer ſpeiſ'te. König Darnley, umgeben von einigen bewaffneten Vertrauten, unter denen ein gewiſſer Rethmin ſich befand, der für ſeine Perſon die Ausführung übernommen hatte, trat in das Zimmer; Rizzio wurde, trotz dem, daß die Königin ihn zu beſchützen bemüht war, herausgeriſſen und im Vorſaal niedergeſtoßen, während Darnley die vor Schreck und Zorn außer ſich geſetzte Marie in ſeinen Armen feſthielt, damit ſie dem Unglücklichen nicht beiſpringen konnte. So endete dieſer im Sonnenſchein des Glücks ſchnell emporgekommene Günſtling, deſſen vor ihren Augen verübter Ermordung Marien in der Folge mit antrieb, dem ihrer unwürdigen Gemahl ein gleiches Schickſal zu bereiten. F. G.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den vormaligen Regenten dieſes Landes als tapferer Wiederherſteller der Unabhängigkeit deſſelben bemerkt zu werden. Er ſtammte aus dem alten, berühmten Geſchlechte Bruce, und ſchon ſein Großvater, Robert Bruce, hatte, jedoch ohne Glück, nach Schottlands Königskrone geſtrebt. Unſer Robert wurde 1275 geboren, und wahrſcheinlich diente er in ſeiner Jugend unter dem Heere Eduards I. von England, dem ſein Vater, gleichfalls Robert Bruce genannt, und Graf von Carrick und Annandale ergeben war. Aber der Tod ſeines Vaters, wodurch er Erbe der Güter und Anſprüche deſſelben wurde, beſeelte ihn mit kühnen Entwürfen für ſein eignes und ſeines Vaterlandes Wohl. Er verließ den Hof Eduards I., dem Schottland unterworfen, und ſeine Entwürfe ſchon verrathen waren, und kam 1305 mit dem Entſchluſſe, hier ſeine Abſichten zu erklären, nach

Schottland. Mehrere Schriftſteller nennen den Grafen Comyn oder Cumming von Badenoch als denjenigen, der dem Könige Eduard von Roberts Planen Nachricht gab. Mag nun dies oder ſonſt etwas die Veranlaſſung zum Streit gegeben haben, kurz Robert durchbohrte mit ſeinem Dolch bei einer Zuſammenkunft zu Dumfries im Februar 1306 den Grafen von Badenoch, der von einem Begleiter Bruce's noch völlig umgebracht wurde. Dieſe Gewaltthat konnte nur durch größere Wagſtücke gerechtfertigt werden, und Bruce belagerte ſogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die engliſchen Gerichtsperſonen, die dort verſammelt waren, behauptete ſeine Anſprüche an Schottlands Krone, und foderte alle Freunde ſeines Hauſes zu ſeinem Beiſtande auf. Er ſtand bald an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang, denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March wurde er feierlich in Gegenwart mehrerer Biſchöfe, Edeln und Standesperſonen gekrönt. Der König von England, höchlich über dieſe Begebenheiten entrüſtet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafſchaften Englands, in Schottland einzufallen, und ſich mit den Anhängern Cummings von Badenoch zu verbinden, um dieſen an dem Rebellen (ſo nannte er Robert) zu rächen. Deßhalb ging der General Aymar von Valence, Graf von Pembroke, nach Perthſhire, wo er im Junius bei Methren Bruce's Truppen überfiel und ſo gänzlich ſchlug, daß kaum der Anführer ſelbſt entkommen konnte. Die überbleibſel ſeines Heeres wurden völlig von Lord Lorn, dem Neffen Cummings, geworfen, und Bruce mußte ſein geringes Gefolge entlaſſen, und nach einer unbewohnten hebridiſchen Inſel flüchten. Seine Familie theilte ſein unglückliches Loos. Drei ſeiner Brüder und mehrere ſeiner vornehmſten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, ſeine Tochter und zwei Schweſtern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Weder Freunde noch Feinde wußten von Roberts weiterm Schickſale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerſt entſchloſſenen Mannſchaft auf ſeinem Gute Carrick erſchien. Hier nahm er einen engliſchen Großen gefangen, der mit dieſer Beſitzung beſchenkt worden war, aber bei der Annäherung eines Commando's engliſcher Truppen zog er ſich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete ſich Eduard zu einem Heereszuge nach Schottland, um dies Land ſich völlig zu unterwerfen, und der Cardinal-Legat an ſeinem Hofe that Robert und ſeine Anhänger feierlich in den Bann. Aber ſchon im Frühling 1307 kam der unerſchrockne Robert mit verſtärkter Macht aus ſeinen Gebirgen hervor, ſchlug den General Aymar von Valence und belagerte den Grafen von Glouceſter in der Feſtung Ayr. Bald darauf wurde er von ſeinem gefährlichſten Feinde durch den Tod Eduards I. befreiet, der ſchon an der Spitze einer großen Heeresmacht im Begriff ſtand, in Schottland einzurücken. Freilich befolgte ſein ſchwacher Sohn Eduard II. den Befehl des ſterbenden Vaters, dieſen Krieg gegen Schottland fortzuſetzen, aber mit wenig Nachdruck, und bald kehrte er wieder zu ſeinen Lieblingen nach England zurück. Robert hatte ſich die weſtlichen Landſchaften unterworfen; er vertraute ſie der Obhut ſeines tapfern Freundes James Douglas, und drang weiter im Norden gegen ſeine Feinde vor; aber eine lange Krankheit hinderte ſeine Fortſchritte, und er wurde von den Cummings in einer ſeiner Feſtungen belagert. Sein Bruder Eduard erhielt indeſſen mehrere

Vortheile gegen den Feind, und endlich als Robert wieder in Thätigkeit kam, ſchlug er ſeine Widerſacher bei Old Meldrum, bemächtigte ſich der Feſtung Inverneß und der nördlichen Gegenden, und als er endlich auch die Stadt Perth und die Feſtung Forfar eingenommen hatte, mußte ganz Schottland, mit Ausſchluß weniger Feſtungen, ſeine Oberherrſchaft anerkennen. Im Herbſte 1310 hielt Eduard II. es für ſeinen Kriegsruhm nöthig, einen Feldzug nach Schottland zu machen, und drang, da Robert weislich eine Schlacht vermied, ohne Widerſtand bis Linlinthgow vor. Aber die Unmöglichkeit, für ſeine Armee Lebensmittel zu ſchaffen, zwang den König von England, nach Berwick zurückzugehen, wo er den Winter blieb, und im folgenden Frühling ſeinem unwürdigen Lieblinge Gaveſton den Oberbefehl übergab, um ſich in Schottland Lorbeeren zu pflücken. Aber Gaveſton kehrte zurück, ohne größere Thaten vollbracht zu haben, als ſein Gebieter. Die Unruhen in England nöthigten den letztern, mit Schottland einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, und Robert benutzte dieſe Unterbrechung der Feindſeligkeiten, um ſeine Macht zu befeſtigen und ſeine innern Angelegenheiten zu ordnen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Feſtungen Dunbar, Stirling und Berwick in den Händen der Engländer. Eduard hatte ſich nach Gaveſtons Tode mit ſeinen Reichsbaronen verſöhnt, und jetzt ward beſchloſſen, daß er an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerſtand möglich ſeyn würde, einen Angriff auf Schottland machen ſollte, um dieſes Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einer ſo großen Armee, wie noch niemals eine von England aus Schottlands Gränzen überſchritten hatte. Er ging zuerſt nach Stirling, welches Robert belagerte, um es zu entſetzen. Das ſchottiſche Heer, viel geringer an Zahl, aber aus alten geübten Truppen beſtehend, erwartete den Feind an den Ufern des Bannock auf der Straße von Stirling. In einem Reitereigefechte, welches der Schlacht vorausging, zeigte Robert ſeine Stärke, da er einem feindlichen Anführer aus dem Hauſe der Bohuns den Kopf bis auf das Kinn mit der Streitaxt ſpaltete. Dies diente den Seinigen zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlacht von Bannockburn, in welcher durch Roberts weiſe Leitung die Schotten den entſcheidendſten Sieg über die Engländer erfochten, und ihre Unabhängigkeit befeſtigten. Eduard ſelbſt entkam nur mit Mühe. Die Zahl der vornehmen Gefangenen war ſo groß, daß Robert ſeine Gemahlin, ſeine Tochter, ſeine Schweſter nebſt andern hohen Perſonen, die in Eduards I. Gefangenſchaft gerathen waren, auswechſeln konnte. Der König von Schottland verfolgte ſeine Vortheile durch einen Einfall in England, wodurch er die nördlichen Grafſchaften ohne Widerſtand verwüſtete. 1315 ſandte er auch ſeinen Bruder Eduard mit einer Armee nach Irland den Einwohnern zu Hülfe, um ſich von Englands Herrſchaft zu befreien. Robert folgte ihm, aber er ward durch eine Hungersnoth gezwungen, ſich zurückzuziehen, und ſein Bruder mußte, nachdem er geſchlagen war, gleichfalls wieder nach Schottland gehen. Englands innere Zwiſtigkeiten verhinderten einen kräftigen Verſuch, ſich wegen des Verluſtes bei Bannockburn zu rächen, und jetzt wollte der Papſt ſelbſt einen Frieden zwiſchen den beiden Königreichen vermitteln. Weil aber die päpſtlichen Legaten Roberten nicht den königlichen Titel geben wollten, ſo verwarf er mit Unwillen ihre Vermittelung, bewilligte nicht einmal

einen Waffenſtillſtand, ſondern belagerte (1318) Berwick, und machte einen verheerenden Einfall bis nach Yorkſhire in England. 1323 wurde freilich ein dreizehnjähriger Waffenſtillſtand mit dieſem Reiche geſchloſſen, Robert ward aber nicht als rechtmäßiger König anerkannt, und nach Eduards II. Tode brach er (1327) ſelbſt den Waffenſtillſtand, und fiel in England ein, richtete große Verwüſtungen, welche mit den damaligen Kriegen immer verbunden waren, an, und ſchloß in dem nämlichen Jahr mit Eduard III. einen Frieden, wodurch der König von England allen Anſprüchen und Rechten auf Schottland entſagte, und die Unabhängigkeit dieſes Reichs und ſeiner Könige anerkannte. Zugleich wurde Roberts Sohn, David, mit Eduards Schweſter verlobt; aber ſchon zwei Jahre nachher, (1329) ſtarb Robert 54 Jahre alt, nachdem er 24 Jahre regiert hatte. Er hinterließ einen unſterblichen Namen in der Geſchichte ſeines Vaterlandes, welches er durch Weisheit und Tapferkeit von fremdem Joche befreiet, und wieder zu einem Range unter den Nationen erhoben hatte. N. P.

Robertſon (William), wurde zu Berwick 1721 geboren, und widmete ſich anfangs der Theologie. Sein Hang zu den Wiſſenſchaften war ſo groß, daß er ſehr bald die Aufmerkſamkeit Anderer auf ſich zog, und ſchon der von ihm als Jüngling gewählte Wahlſpruch: Vita sine litteris mors est, den er in alle ſeine Hefte ſchrieb, bewies ſeinen treuen Eifer für die Studien. Noch ſehr jung erwarb er ſich durch ſeine nachher in Druck erſchienenen Predigten vielen Beifall; das Feld der Geſchichte war es aber beſonders, auf dem Robertſon ſich auszeichnete, und die Unparteilichkeit und Umſicht, die in ſeinen Werken herrſcht, weiſen ihm einen der ehrenvollſten Plätze unter den Hiſtorikern neuerer Zeit an. Seine Geſchichte Carls V. iſt ein Werk, das die Kenntniſſe ſeines Verfaſſers ſehr ehrenvoll darthut, und den damaligen politiſchen Zuſtand von Europa mit kritiſcher Scharfſicht ſchildert. Ein gleiches Lob verdient mit Recht ſeine Geſchichte von Schottland unter der Regierung der unglücklichen Marie Stuart und ihres Sohns Jacob. Noch hat man von ihm eine Geſchichte von Amerika und Unterſuchungen über die Geſchichte von Indien, die ſo wie ſeine andern Werke den ausgezeichnetſten und verdienteſten Beifall fanden. Robertſon ſtarb am 11ten Juni 1793 als Doctor der Theologie und Principal der Univerſität Edinburg, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. 1806 erſchien eine aus dem Engliſchen überſetzte Biographie Robertſons in Frankreich von Ymbert.

Robespierre (Maximilian Joſeph), geboren zu Arras im Jahr 1759, war der Sohn eines Advocaten, der ein unordentliches Leben führte, ſein Vermögen durchbrachte, und dann in der Welt herumwanderte. Man hat erfahren, daß er ſich in Amerika niedergelaſſen hat. Sonſt ſcheint man nichts mehr von ihm gehört zu haben. Da der junge Robespierre auch ſeine Mutter verloren hatte, ſo nahm ſich der Biſchof von Arras, von Gonzié, ſeiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis-le-grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterſtützte er ihn ferner, indem er ihm durch den Abbé Proyart Gelder zukommen ließ; und der Canonicus Aimé gab ihm die Tafel. Eben dieſen Geiſtlichen verfolgte Robespierre während der Revolution. Damals ſchon zeigte Robespierre einen verſchloſſenen Charakter, ſtudirte

aber gut, und einer ſeiner Lehrer, der ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer der Römergröße war, lobte ſeinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit, wodurch der in ihm liegende Keim des republikaniſchen Geiſtes nicht wenig entwickelt wurde. Robespierre ſtudirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ ſich in ſeiner Vaterſtadt nieder, um zu practiciren. Hier bekam er einen ſonderbaren Prozeß unter Händen. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für ſchädlich, und wollten ſie nicht dulden. Robespierre ergriff die Partei dieſer Erfindung, und gewann ſeinen Prozeß (1783). Merkwürdig iſt in ſeiner Vertheidigungsſchrift das große Lob Ludwigs XVI. Im folgenden Jahre trug er zu Amiens den Preis für die beſte Schrift über die Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf ſeine Familie zurückfällt. Allmählig wurde ſeine Sprache entſchiedener, er griff verſchiedne Mißbräuche an, ſein Charakter ſprach ſich aus, und ſein Republikanismus wurde eifriger. Er wurde daher zum Deputirten der Amtmannſchaft Arras bei den Generalſtaaten ernannt (1789). Während der erſten Seſſion des geſetzgebenden Corps gelang es Robespierre nicht, der Nation eine günſtige Meinung von ſich beizubringen. Zwar zog er die Aufmerkſamkeit durch mehrere Reden auf ſich; z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verſchwörungen (ein Thema, über welches er beſtändig ſprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu ſchließen, u. ſ. w. Auch widerſetzte er ſich dem Grundſatze der Unverletzlichkeit der Perſon des Monarchen; dennoch behauptete er damals, die monarchiſche Regierung ſey die einzige, die einem ſo großen Staate als Frankreich zukomme. In einem kritiſchen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour erſchien, wird er geſchildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, alſo als ein bloß kleinlicher Menſch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas auffallendes ſagte, andern nachredete. So wenig Selbſtändiges und Gefährliches erkannte man noch in ihm. Sogar Mirabeau, dem er ſich gern anſchloß, ſoll ihn damals noch verkannt und wenig auf ihn gehalten haben. Zu bemerken iſt es auch noch, daß er in jener Seſſion auf die Abſchaffung der Todesſtrafe drang, alſo als ein Philanthropiſt erſchien. Er betrug ſich noch ſehr mäßig im J. 1791, und zum Theil auch noch im J. 1792. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgerichte ernennen. Robespierre ſchlug dieſe wichtige Stelle aus. Aber damals ſchon hatte er ſich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergeſellſchaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchiſchen Conſtitution, heraus. Er ward nun zum Mitgliede des Convents ernannt, und hier fing ſein fürchterliches Leben eigentlich an. Sobald er im Convente ſaß, brauchte er keine Mäßigung mehr, äußerte ſich als der ärgſte Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendſte Art, drang auf ſeine Hinrichtung, und verwarf allen Aufſchub. Es ſey, ſchrie er, ein großes Beiſpiel für die Welt, eine Handlung der Vorſehung! Nach der Hinrichtung des Königs ſchlug er vor, man ſolle die ſämmtliche königliche Familie und die Girondiſten vor das Revolutionsgericht brin-

gen. Die Girondiſten hatten ſeine Herrſchſucht ſchon geahnet, und ihn im Convente des Anſchlages der Alleinherrſchaft beſchuldigt. Daher ruhte Robeſpierre auch nicht, bis er ſie, wie die unglückliche Monarchenfamilie, aufs Blutgerüſt gebracht hatte. Von nun an beherrſchte er wirklich den Nationalconvent. Die pariſer Gemeinde war ihm ergeben. Es wurde unter ſeiner Leitung ein Ausſchuß für die öffentliche Wohlfahrt, und ſtatt des Miniſteriums zwölf Commiſſionen errichtet, und ſomit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden allgemein in Frankreich. Robeſpierre's Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausſchuß in Paris, die unerhörteſten Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertiſten uud Dantoniſten, die ihm anfangs ſehr behülflich geweſen waren, wurden ihm ſpäterhin verdächtig, und auch ſie wurden die Schlachtopfer ſeiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht ſeine Decretsmaſchine nennen. Er herrſchte ganz unbeſchränkt, er ſprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ ſich als ſolchen ehren. Indeſſen merkte er, daß er allein ſtände, und um ſich dem Volke wieder zu nähern, beſchloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, worauf dann das berüchtigte Decret erſchien, worin die Republik ein höheres Weſen anerkannte. Dieſer kluge Einfall that große Wirkung, und das Feſt des höhern Weſens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robeſpierre eine Rede hielt, die ſeine eben nicht ſehr religiöſen Abſichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, ſich zuweilen zu Pferde zu zeigen, beſonders der Truppen wegen. Er verſuchte deßhalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er ſich vor den Pferden ſcheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück ſeine Tirannei nicht lange dauerte. Da ſich ſeine Grauſamkeit über alle Parteien erſtreckte, und er ohne Unterſchied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidiſch auf ſie war, und dieſe, weil er ſie fürchtete; ſo hatte er auch bald alle Parteien gegen ſich, und ſo groß auch der Schrecken war, den ſein Name und ſeine Macht einflößten, ſo war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden ſollen. Bald ward das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geſchwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beſchloß laut zu werden. Am 27ſten Juli 1796 entſpann ſich zufolge eines geheimen Einverſtändniſſes zwiſchen mehreren Mitgliedern der Verſammlung eine unerwartete Abhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausſchuſſes heftig gerügt wurde. Robeſpierre und ſeine beiden Collegen, Couthon und St. Juſt, waren überraſcht. Sie wollten zwar ſprechen, allein man überſchrie ſie. Robeſpierre wollte die Bühne beſteigen. Sogleich erſcholl im Saale das fürchterliche Geſchrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er ſtieß einige Drohungen aus, allein ſie wurden nicht mehr gefürchtet. Es wurde gleich ein Anklagedecret gegen ihn angefertigt, und von der Bühne mußte er ſich mit ſeinen beiden Gefährten, Couthon und St. Juſt, mit ſeinem jüngern Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage ſoll etwas von dieſer heimlichen Verabredung im Convente laut geworden ſeyn, und Couthon ſeinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der verdäch-

tigen zu ſchreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies ſcheint ſeinen Untergang beſchleunigt zu haben. Übrigens konnten Verſchwörungen unter ſolch einer unausſtehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cicilia Regnault, in Robespierre's Wohnung ergriffen, die, wie man vorgab, ihn ermorden wollte, und zwei Meſſer bei ſich hatte. Robespierre hatte die Grauſamkeit, ſie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu laſſen. Indeſſen iſt dieſe Verſchwörung ſehr zweifelhaft, und verſtändige Leute vermuthen, Robespierre habe den Umſtand, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn aufſuchte, in ſeiner Wohnung ergriffen hatte, dazu benutzt, um ſich das Anſehn eines von den Böſen verfolgten Staatsmannes zu geben, und ſich dadurch zur Dictatur emporzuſchwingen. — Das Gerücht von Robespierre's Anklage im Nationalconvent verbreitete ſich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihm ergeben war, verſammelte ſich im Rathhauſe, ließ die Sturmglocke läuten, und verſammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze vor dem Rathhauſe. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derſelben gegen den Convent an. Allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte ſich ſo laut, daß er nichts that, um denſelben zu retten. Robespierre wurde alſo im Conventsſaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik iſt verlohren! Man führte ihn zum luxemburger Gefängniſſe; allein hier weigerte ſich der Aufſeher aus Angſt oder Vorſicht, ihn aufzunehmen. Nun wurde er von ſeinem Anhange weggenommen und zum Rathhauſe geführt. Da die Gemeinde daſelbſt ihren Sitz hatte, ſo wurde geſchworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdeſſen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Baras bekam Befehl, ihn zu arretiren. Hier ſoll ſich Robespierre mit einem Piſtolenſchuß eine Kinnlade zerſchmettert haben. Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, ein Gendarme, Namens Meda, habe ſich in dem Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denſelben geſchoſſen. Von da wurde der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausſchuß im Conventshauſe gebracht, und wurde hier auf einen Tiſch gelegt, wo er in der peinlichſten Lage, die ſich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen blieb. Zu den Schmerzen ſeiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber geſellten ſich, um ihn zu quälen, die Schmähungen der Umſtehenden und die Verhöre ſeiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28ſten Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 ſeiner Mitſchuldigen zum Blutgerüſte geführt. Sein Geſicht war ganz entſtellt und ſeine Augen faſt zugeſchloſſen. Da der Zug vor ſeinem Hauſe vorbeiging, ſo ließ das Volk den Karren daſelbſt ſtille halten. Ein Weib tanzte vor demſelben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht biſt! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die ſeine Wunde bedeckte, wodurch das ſcheußliche Geſicht Robespierre's ganz ſichtbar wurde. Dieſer ſtieß einen Schrei aus. Darauf fiel ſein Haupt unter dem Beile der ſchrecklichen Maſchine, die während ſeiner Tyrannei ſo entſetzlich in Frankreich gewüthet hatte. Er war 35 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll hoch, und hatte immer eine bleiche

Geſichtsfarbe und verloſchne Augen. In ſeinem Anzuge war er ſtets ſehr ſauber und ſogar geputzt, ein merkwürdiger Umſtand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachläſſigkeit im Anzuge zur Charakteriſtik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit ſeiner Nerven war ſo groß, daß ſich dieſelben oft von den Fingerſpitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zuſammenzogen. Er hatte von Natur eine kreiſchende Stimme, allein durch ſein Bemühen hatte er das Rauhe derſelben ſehr gemildert. Er declamirte gut, beſaß aber übrigens keine Beredſamkeit. Was er über Tugend, Laſter und Verſchwörungen oft vorbrachte, war eitles Geſchwätz. Überhaupt war er ein mittelmäßiger Redner, wenn er Zeit hatte, ſich vorzubereiten. Extemporiren konnte er faſt gar nicht. Die Ironie war ſeine Lieblingsfigur, auch widerlegte er oft mit vieler Geſchicklichkeit die Gründe ſeiner Gegner, übrigens war ſein Ideenkreis ſehr beſchränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geſchickter Uſurpator angeſehen werden. Er war keins von beiden. Daß er kein ſtumpfſinniger Wütherich war, beweiſ't ſein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichſten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewiſſen Grade gelang. „Niemand," ſagt ein Geſchichtſchreiber, „der ihn gekannt hat, hat beſſer die Kunſt verſtanden, die Geſinnung des Volks zu lenken, und ſich eine ſo außerordentliche Popularität zu erwerben. Mit der Hülfe dieſer Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten ſeiner despotiſchen Regierung, lenkte die Schritte des Municipalraths, zog den unbeſtändigen und aufrühreriſchen Pöbel an ſich, machte das Geſetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weiſen laut zu werden, indem er ihnen die Geſinnung der Böſen zeigte. Schon als bloßer Municipalrath ſpricht er vor den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht ſey. Sobald er im Convente ſitzt, wird er gleich der Brennpunkt der Demagogie, und zerſtört, was zum Königthum gehört. Die Royaliſten ſchickt er mit den Republikanern, deren Energie ihm Furcht einjagt, aufs nämliche Blutgerüſte. Hier zündet er den Fanatismus des gröbſten Pöbels an, dort ſchmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Ausſicht auf die Güterthеilung. Er braucht die Heberte, die Clootſe, die Chaumette, um alles zu deorganiſiren, um alles zu zerſtören, Sitten, Geſetze und Religion, und ihr Lohn iſt — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und faſt ihr Henker, erklärt ſich für den Vertheidiger des Gottesdienſtes und der Moral. Er verſammelt um ſich her die zerſtreuten Reſte der von ihm zerſtörten Parteien, und beſtimmt die gefälligen Diener ſeiner Tyrannei zur Todesſtrafe!" Man erzählt, zwei genfer Bürger hätten Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierre's mit England gehabt, und den franzöſiſchen Reſidenten zu Genf beſchworen, dieſe Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelſt jener Unterhandlung ſollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. ſ. w. wieder herſtellte. Was an dieſer Ausſage wahr iſt, läßt ſich ſchwerlich entſcheiden. Robespierre's jüngerer Bruder hatte zwar ſeine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm ſeine Grauſamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, ſprang aus einem Fenſter des

Rathhauſes hinaus, brach ein Bein, und wurde verletzt, wie ſein Bruder zum Richtplatz geſchleppt. D-q.

Robinſon, Robinſonaden. Vor ungefähr drei Decennien machte die Erſcheinung einer Menge Schriften, deren Inhalt die wunderbaren und ſeltſamen Abenteuer einzelner, auf wüſten Inſeln einſam lebender Menſchen war, großes Aufſehn in der Leſewelt, und es kam bald dahin, daß in Deutſchland, wo, wie bekannt, eine größere Leſeluſt herrſcht als irgendwo, ein ſolcher Überfluß von dieſer Art Romane exiſtirte, daß er nur von der Menge der nach ihm Mode werdenden empfindſamen und Ritterromane überwogen wurde. Die Veranlaſſung zu dem Entſtehn dieſer ſogenannten Robinſonaden haben die ſeltſamen Schickſale eines engliſchen Matroſen, Selkirk, gegeben, der durch Schiffbruch im 17ten Jahrhundert auf eine Inſel (angeblich Juan Fernandez) im ſüdamerikaniſchen Meere verſchlagen wurde, und dort als unfreiwilliger Einſiedler viele Jahre lebte, bis endlich ſein günſtiges Geſchick ein Schiff ihm zuführte, auf dem er in ſein Vaterland zurückkehrte, wo dann bald darauf eine ſehr ins Romantiſche gezogne Schilderung ſeines Lebenslaufs im Druck erſchien, die ihn unter dem Namen: Robinſon Cruſoe, aufführt. Auf welche Art Campe die Abenteuer dieſes Menſchen zu einem belehrenden und unterhaltenden Leſebuch für Kinder bearbeitet hat, iſt unter dem Artikel dieſes verdienſtvollen Schriftſtellers erzählt worden. Es erlebte nicht allein in Deutſchland verſchiedne Auflagen, ſondern wurde auch in mehrere fremde Sprachen überſetzt. Nur vorübergehend dagegen war die Wirkung der vielen nach dieſer Geſchichte gebildeten Romane, die zum Theil die lächerlichſten Übertreibungen enthalten.

Rochambeau (Jean Baptiſte Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen Familie, geb. den 1ſten Juli 1725, trat im ſechzehnten Jahr als Cornet in das Cavalerieregiment St. Simon, und machte die Feldzüge von Böhmen und Bayern mit, unter Anführung des Marſchalls de Broglio, und die von Elſaß an der Spitze einer Compagnie. Sehr jung ward er ſchon Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand ſich mit dem letztern in der Schlacht von Raucoux. Als Oberſter eines Infanterieregiments, in ſeinem 22ſten Jahre, commandirte er es in der Schlacht von Laufeld, und erhielt zwei ſchwere Wunden. Bei der Belagerung von Maſtricht wurde ihm die Berennung dieſes Orts am linken Ufer der Maas mit 14 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie und Ritter des heil. Ludwig belagerte er Mahon unter dem Marſchall de Richelieu, und ſtieg, trotz des engliſchen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins Halberſtädtiſche beordert, nahm er die Feſtung Regenſtein mit 14 Kanonen ein, und die preußiſche Garniſon gefangen. In der Schlacht von Crevelt führte er eine Brigade an, welche nebſt zwei andern der franzöſiſchen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerſtand leiſtete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und tactiſchen Klugheit dieſes Feldherrn. Als Oberſter des Regiments d'Auvergne, zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, ſich in die engen Päſſe von Saalmünſter zurückzuziehen. Mit denſelben Grenadieren drängte er den Nachtrab des Prinzen Ferdinand, bei dem Rückzuge deſſelben von Sachſenhauſen nach Caſſel. Er vereinigte ſich mit dem Corps

von Stainville, und umringte und ſchlug durch einen vereinten Angriff eine Diviſion von 10,000 Mann, wo der Graf Ferſen, ihr General, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht von Kloſtercamp unterſtützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entſchieden. Rochambeau war Feldmarſchall und Generalinſpector der Infanterie, als er noch den Ruhm hatte, den Prinzen Ferdinand in Furcht zu halten. Bei der Schlacht von Filinghauſen befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte ſeinen Rückzug in Ordnung und ohne Verluſt, und wußte ſich während des ganzen Feldzugs einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 ſchiffte er als Generallieutenant der Hülfstruppen, die man nach Nordamerika ſchickte, ſich mit 5000 Mann bei Rhode-Island aus, nahm eine furchtgebietende Stellung, rettete des Königs Marine, und zwang den engliſchen General Clinton, ſeine Poſition zu reſpectiren. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verſtärkung erhalten, ſtieß er vor Neuyork zum General Waſhington, beförderte die Übergabe dieſer und der Stadt Gloceſter, und nöthigte mit der Armee der Alliirten 8200 Engländer, das Gewehr zu ſtrecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieſer Sieg entſchied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter ſeiner Orden und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elſaß, ſtellte die Ruhe wieder her, und ſchützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee ſtellte er im J. 1790 alle Befeſtigungen dieſer Gränzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verſchanzte Lager, die vom Feinde reſpectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marſchall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalverſammlung dem deutſchen Kaiſer den Krieg, ohne auf eine ſolche Unternehmung vorbereitet zu ſeyn. Rochambeau fand in allen ſeinen Planen Widerſpruch; man machte ihm andere, die er als völlig abgeſchmackt erkannte, aber doch anzunehmen ſich genöthigt ſah. Dumouriez, der ins Miniſterium gekommen war, fand in ſeinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu laſſen, während er alle andre Generale in Thätigkeit ſetzte. Durchdrungen von Mißmuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiſer Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienſtjahren zog er ſich in ſeine Heimath zurück, wo er 1804 geſtorben iſt. Ms.

Roche (Sophie la), geborne von Gutermann, eine der geiſtreichſten Schriftſtellerinnen der Deutſchen, die unſerer Literatur und unſerer Nation ſtets zur Zierde gereichen wird. Sie war am 6ten Dec. 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Gutershofen *), ein ſehr gelehrter Arzt, der ſich durch große Reiſen Menſchenkenntniß und feine Bildung erworben hatte, erzog ſein erſtes und liebſtes Kind, Sophie, mit zärtlicher Sorgfalt, und legte es ſchon früh darauf an, den Sinn für Wiſſen-

*) Sie war alſo nicht erſt durch ihre nachherige Vermählung mit la Roche adelig geworden, ſondern auch von angebornem Adel. Sie hatte übrigens noch elf Schweſtern, die alle früher als ſie ſtarben, und einen Bruder, Jacob Immanuel (geb. 1744), der wenigſtens im J. 1805 noch zu Bieberach lebte.

ſchaft und Kunſt in ihr zu wecken. Als Kind von zwei Jahren trug er ſie in ſeine Bibliothek, wo er ſie durch die ſchönen Verzierungen der Einbände und Titelblätter zu beluſtigen ſuchte, und es dadurch auch ſo weit brachte, daß ſie ſchon im dritten Jahr vollkommen leſen konnte. Ihre frühe Leſekunſt benutzte der fromme Vater nur für die Bibel, welche Sophie ſchon als fünfjähriges Kind zum erſten Mal durchgeleſen hatte. Im zwölften Jahr hatte ſie ſich in des Vaters Bibliothek eine ſo genaue Localkenntniß erworben, daß ſie jedes Buch, das derſelbe verlangte, ſogleich zu finden wußte, und der Vater ſie im Scherz zu ſeinem Bibliothekar machte, welchem Poſten Sophie mit Ehren vorſtand. Während der Vater ſo den Sinn für Wiſſenſchaft bei dem Kinde erregte, gab die zärtliche Mutter dem Gefühl und dem Schönheitsſinne der Tochter Nahrung. Sie nahm dieſelbe auf ihren Spaziergängen ins Feld oder in Gärten mit ſich, ſetzte ſie dort auf blumichte Raſen, ſchmückte ſie mit Blumen und ließ ſie Sträuße pflücken, welche ſie dann unter die Kinder der Nachbarſchaft austheilte. Sophiens Vater war von Kaufbeuern nach **Augsburg** als Stadtphyſikus und Decan der mediciniſchen Facultät verſetzt worden, und hier fand ſie im ſiebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer wiſſenſchaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo ſie den Dr. **Bianconi** aus Bologna, den damaligen Leibarzt des Fürſt-Biſchofs von Augsburg aus dem Hauſe Heſſen-Darmſtadt, kennen lernte. Dieſer, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophie zur Gattin. Dem Geiſt ſeiner Vaterſtadt gemäß, wollte er ſie zu großen Kenntniſſen leiten und eine andere Laura Baſſi aus ihr machen; er war daher nicht nur bei allen ihren Lectionen zugegen, ſondern nahm auch ſelbſt den thätigſten Antheil an dem Geſchäfte ihrer Bildung, indem er ſie mit den beſten Dichtern ſeiner Nation und mit den Denkwürdigkeiten Griechenlands und des alten und neuen Roms durch die beſten Kupferſtiche bekannt machte. Er fand eine ſo gelehrige und thätige Schülerin, daß er oft mit Entzücken zu Sophiens Mutter ſprach: O, Sophie iſt ein Engel! Die liebevolle Mutter freute ſich dann mit ihm über die ſchnellen Fortſchritte ihres geliebten Kindes. Aber nicht lange war es ihr vergönnt, ſich darüber zu freuen; denn im Auguſt des Jahres 1748 betrauerte Sophie den Tod ihrer Mutter, die im 33ſten Jahr ihres Alters verſtarb, viel zu früh für die Tochter, der ſie zärtliche Mutter und gefühlvolle Freundin geweſen war. Nach dieſem Unglücksfall wünſchte der Vater die Verbindung ſeiner Tochter mit Bianconi im nächſten Jahre vollzogen zu ſehen. Er reiſ'te daher mit demſelben auf ein ganzes Jahr nach Italien, um ſelbſt die Familie kennen zu lernen, in welche die Tochter gleich nach ſeiner Zurückkunft eintreten ſollte. Nachdem dieſe Zurückkunft erfolgt war, arbeitete man nun an den Artikeln des Ehevertrags, der aber leider nie zu Stande kam, da Bianconi, als Italiener ein eifriger Catholik, in Dresden, wo er unterdeſſen Leibarzt des churſächſiſchen Königs von Polen geworden war, zwar ſeiner künftigen Gattin ſelbſt Religionsfreiheit zuſicherte, aber feſt darauf beſtand, daß **alle** Kinder catholiſch werden ſollten, Sophiens Vater hingegen die Töchter durchaus lutheriſch haben wollte. So ward durch dieſen Religionszwiſt, in welchem keiner von beiden nachgeben wollte, die Verbindung mit einem Manne zerriſſen, den Sophie liebte und verehrte, und um deſſen Verluſt ſie viele Thränen vergoß. **Bian-**

coni reiſ'te ab, und den Tag nach ſeiner Abreiſe mußte Sophie in Gegenwart des Vaters alle Briefe und Gedichte, die ſie von B. hatte, verbrennen, ſein Bildniß in viele Stücke zerſchneiden, ſeinen Ring zerbrechen und die Brillianten an demſelben zertreten. Dazu konnte ſie der hier wenigſtens ſehr harte Vater zwingen, aber das Andenken an den Geliebten konnte er dadurch aus Sophiens Seele nicht vertilgen; ihr nicht wehren, daß ſie, wenn auch nicht öffentlich, doch einſam in ihrem Zimmer ihm Thränen weinte. Ziemlich offen gab ſie den Schmerz, den ſie wegen der Trennung von dem Manne, dem ſie ſo viel verdankte, empfand, durch den Entſchluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einſamkeit eines Kloſters zu verleben. Dieſer Entſchluß ward aber für désespoir d'amour erklärt und konnte, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. Da man ihr auch dies verſagte, ſo that ſie noch in dem Zimmer ihres Vaters in ihrem Innern das Gelübde, nie mehr die Künſte und Wiſſenſchaften, die Bianconi ſie gelehrt, zu zeigen, und dieß Gelübde hat ſie, auch nach Wielands Zeugniß, treu gehalten, ein ſchöner Beweis, daß Eigenliebe und Eitelkeit ihrer Seele fremd waren. — Ein ſtilles, zurückgezogenes, nur den Wiſſenſchaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schweſtern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nunmehr nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hoſpitalmeiſters daſelbſt. Nach dem Tode deſſelben führte ſie mit den genannten Geſchwiſtern ihre eigne Ökonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daſelbſt war, ſpäter aber Senior des dortigen Miniſteriums wurde. Auf welche Veranlaſſung ſie in dieſes Haus kam, iſt nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtſchaft des gutermannſchen und wielandſchen Hauſes als hinreichenden Grund annehmen, da nämlich Wielands Gattin und Sophiens Vater Geſchwiſterkinder waren. In dieſem Hauſe nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo ſie den jungen Wieland kennen lernte. Dieſer machte ſie mit den beſten Erzeugniſſen der deutſchen Literatur bekannt, noch ſorgſamer vielleicht, als Bianconi ſie die der Italiener hatte kennen gelehrt. Natürlich war es, daß bei dieſen gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen beider Herzen ſich finden mußten; ſie ſchloſſen ein ſchönes Freundſchaftsbündniß, das um ſo dauerhafter ſeyn mußte, da es auf gegenſeitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie ſollte Wielands Gattin werden. Mit dieſem Entſchluſſe verließ Wieland ſie im Herbſte des Jahres 1750; Sehnſucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Aber hier zeigte ſich kein Nahrungszweig für ihn. Er war alſo gezwungen, ſeine Geliebte abermals zu verlaſſen und reiſ'te im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieſer Zeit trennten Mißverſtändniſſe aus den edelſten Beweggründen dieſe Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal ſeiner platoniſirenden Phantaſie als die Gattin eines andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht ſo ihr Freundſchaftsbund, der, in der Jugend geſchloſſen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Wie viel ſie Wieland verdanke, hat ſie ſelbſt oft genug laut ge-

ſagt; durch ihn ward auch *Julie von Bondeli* ihre Freundin; ein Glück, das ſie oft geprieſen hat. Das Schickſal hatte Sophiens Hand dem Herrn *von la Roche* beſtimmt, den ſie während Wielands Abweſenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorſam und Verehrung heirathete. La Roche's eigentlicher Name war einſt *Frank von Lichtenfels*. Dieſen deutſchen Namen hatte der berühmte churmainziſche Miniſter, Graf *Stadion*, ſein vorzüglicher Gönner, nach damaliger Sucht, zu franzöſiren, in *la Roche* umgeändert. (Man vergl. J. J. Gernings Reiſe durch Öſterreich und Italien 1. Th. S. 61.) Als er Sophien ehelichte, war la Roche mainziſcher Hofrath und führte die Oberdirection über alle Beſitzungen der gräflich ſtadionſchen Familie in Schwaben, Böhmen und Wirtemberg. Sein Aufenthaltsort war das gräfliche Reſidenzſchloß Warthauſen in Schwaben. Er war ein edel und frei denkender Mann, der, fern von Vorurtheilen, ſich nicht ſcheute, die Wahrheit offen zu ſagen, wenn auch damit Gefahr verknüpft war. Dem Pfaffenthum hatte er einen unverſöhnlichen Haß geſchworen, und dieſen ſcheute er ſich nicht, in ſeinen *Briefen über das Mönchsweſen*, die viel Aufſehen erregten, und von vielen Proteſtanten, ja ſelbſt von einigen Catholiken mit Beifall aufgenommen wurden, laut zu bekennen. Wenn ihn daher Winckelmann in ſeinen Briefen an Berendis als einen ehrſüchtigen Treiber ſchildert, ſo liegen die Gründe dieſes Tadels zu klar vor Augen, als daß ſie einer nähern Erörterung bedürften. La Roche war bei andern Vorzügen ein ganz ausgezeichneter Geſchäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeſchäfte Werth legte, und ſich dabei, wenigſtens dem Schein nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entſtand dadurch zwiſchen ihm und ſeiner zart fühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, ſondern ſtets herrſchte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jeder ſeinen eignen Gang wählte. Sophie, die bisher faſt nur in gelehrten Cirkeln gelebt hatte, kam durch la Roche in die Familien des deutſchen Adels; durch den bedeutenden Wirkungskreis ihres Mannes bekam ſie Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen, und dadurch ihre auf dem Wege der Lectüre erlangte Menſchenkenntniß durch ſelbſt gemachte Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei ſetzte ſie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. La Roche beſaß eine treffliche Bibliothek, vorzüglich reich an Werken der Engländer. Sophie ſetzte ſich durch dreimonatlichen Fleiß in den Stand, dieſelben in der Urſprache leſen zu können. Noch mehr benutzte ſie die ausgezeichnete Bibliothek des Grafen Stadion. Nach dem Tode Stadions, ſeines großen und edlen Beſchützers, wurde *la Roche* in churtrierſche Dienſte als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam ſie Gelegenheit, auch den Fürſtenſtand, ſeine Tugenden, ſeine Fehler, ſeine Freuden und ſeine Leiden näher zu betrachten; hier knüpfte ſie Freundſchaftsbündniſſe mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menſchen. Aber das Schickſal wollte, daß ihre Familie ſich von dem hohen Standpunkte, auf dem ſie bisher geweſen war, zurückziehen mußte. Noch liegen die eigentlichen Gründe hiervon im Dunkel; ſo viel iſt aber gewiß, daß die oben erwähnten Briefe über das Mönchsweſen, welche *la Roche* geſchrieben, ſeinen Sturz be-

förderten. Von nun an lebte Sophie, die ſich wegen dieſes Unfalls durch den Genuß der Freundſchaft, der Wiſſenſchaften und Natur leicht tröſtete, mit ihrem Gatten ein ſtilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hauſe, von dem Böttiger (T. M. 1807, 5) ſagt, es ſey ein Tempel der Euphroſyne und Sophroſyne geweſen, wo täglich die kleine, aber fromme Opferflamme gradeauf loderte. Hier ſtarb ihr Gatte im Jahre 1789, der ſie geliebt und verehrt hatte, und um den ſie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand ſie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines liebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin ſtarb. Seit dem Tode ihres Gatten und ihres Sohnes war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von l. R. (Geheimer Bergrath zu Berlin), zu beſitzen, nur ſeine Briefe und der Gedanke an ihn, die freudige Hoffnung, ihn und ſeine Familie noch vor ihrem Tode bei ſich in Offenbach zu ſehen, erheiterten ſie zuweilen einige Augenblicke. Die Erfüllung dieſer letzten Hoffnung gewährte die Vorſehung ihr nicht; denn am 18ten Februar des Jahres 1807 ging ſie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Sie wurde (wie ſie es in ihrer Reiſe von Offenbach nach Schönebeck gewünſcht hatte) auf dem Kirchhof zu Bürgel, einem eine halbe Stunde von Offenbach am Main gelegenen Dorfe, an der Seite ihres Gemahls und Sohnes, beerdigt. — Über Sophiens Charakter und Lebenswandel iſt bei allen denen, die ſie ſahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die ſeltenſten körperlichen und geiſtigen Vorzüge fanden ſich bei ihr vereinigt, und erhoben ſie gleichſam zu einem Ideal edler Menſchheit. Sie war die zärtlichſte Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollſte Gattin; dabei eine warme Menſchenfreundin, die ſich ſelbſt gern vergaß, um andern zu helfen und zu dienen. Gegen Höhere beſcheiden, aber nie kriechend; gegen Niedere leutſelig, gütig und gefällig, flößte ſie jenen Achtung und Bewunderung, dieſen mit der Bewunderung zugleich Liebe und Verehrung ein. In ihrem ganzen Weſen und Benehmen war ein gewiſſer Adel, der ſich bis auf die geringſte Bewegung und Geberde erſtreckte; bei jedem, auch dem kleinſten Geſchäfte zeigte ſie Anſtand, Haltung und Grazie. Die höchſte Reinlichkeit und die ſeltenſte Ordnung und Pünktlichkeit in ihren Geſchäften war ihr eigen. Selten oder nie machte ſie von der Eintheilung ihrer Zeit eine Ausnahme. Ihre Unterhaltung war angenehm und um deſto belehrender und intereſſanter, da es ihr eigen war, in derſelben viele Gegenſtände zu berühren und ſo durch Abwechſelung zu ergötzen und durch heitern Witz zu beleben. Der Verluſt eines großen Theils ihres Vermögens konnte ſie nicht niederbeugen; ſelten äußerte ſie ihren Schmerz darüber, ſo wie ſie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verluſt ihrer Lieben beugte ſie heftig darnieder. Gaſtfreundſchaft übte ſie im hohen Grade und ermüdete nicht darin, obgleich ſie ſehr häufig in Anſpruch genommen wurde; denn Reiſende von hohem und Mittelſtande, aus Vaterland und Ausland beſuchten ſie und machten gern Umwege von mehreren Meilen, um die berühmte Sophie von la Roche zu ſehen und zu ſprechen. — Wir fügen dieſer kurzen Biographie noch einige Bemerkungen über Sophie la Roche als Schriftſtellerin bei. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geſchrieben, und einer Frau von ihrem Geiſte, die in ihrem merk-

würdigen Leben ſo viel erfahren, ſo viele Lagen und Verhältniſſe kennen gelernt hatte, konnte es an Stoff zu zahlreichen Arbeiten nicht fehlen; einer Frau ferner, die die meiſten menſchlichen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe nicht nur oberflächlich, ſondern gründlich kannte, konnte es nicht ſchwer werden, ihre Werke durch Einmiſchung dieſer Kenntniſſe eben ſo angenehm als belehrend zu machen. Ihre Lieblingsſtudien waren Naturgeſchichte und Naturlehre, Geſchichte der Künſte, Völker- und Staatengeſchichte; alles, was zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehört, liebte ſie enthuſiaſtiſch; die Moral gehörte ebenfalls zu ihren liebſten Beſchäftigungen, wenn ſie dieſelbe gleich nicht in ihrem ganzen Umfange, ſondern mehr in einzelnen Sätzen und Sentenzen, die ihr Gemüth vorzüglich anſprachen, kannte. Hiezu kam noch die Erziehungswiſſenſchaft, die ſie ſorgfältig ſtudirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun dieſe Wiſſenſchaften zur Ausſchmückung ihrer Werke dienten, ſo waren auch die in denſelben gezeichneten Charaktere meiſt aus den Lebensverhältniſſen, in denen ſie ſelbſt geweſen, entlehnt; ſie zeichnet in denſelben meiſtentheils die, mit denen ſie in nähere Berührung gekommen war, läßt die Leute handeln und reden, wie ſie zu handeln und zu reden gewohnt war, d. h. mit ſteter Rückſicht auf die edelſte Tugend. Daher herrſcht in allen ihren Werken ein durchaus reiner, frommer weiblicher Sinn. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeſchichten in Briefform, oder in der durch Joh. Timoth. Hermes in Deutſchland mit Glück eingeführten richardſonſchen Manier. Faſt in allen ſind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menſchlichen Herzens gehalten. Poetiſche Kraft und Fülle der Phantaſie wird man nur ſelten in ihren Schriften vermiſſen und ſich gern in die idealiſche Welt der Schriftſtellerin hineinverſetzen. Ton und Styl ſind edel, einfach und lebhaft, aber dabei nur ihr eigen, und unterſcheiden ſich Himmel weit von den aller andern Schriftſteller und Schriftſtellerinnen; ſie ſind eine unmittelbare Folge ihrer durch Natur, Erziehung und Lebensumſtände beſtimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. — Ihre erſte Arbeit war: die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entſtand durch einen Zufall, wie viele ihrer Werke, indem Sophie ſich durch dieſe ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu tröſten ſuchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigſten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie ſich nachher bei der Schilderung von wackern Geiſtlichen oft zum Muſter nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede. Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichſten folgende ſind: Roſaliens Briefe, mein Schreibetiſch, Pomona, Roſalie und Cleeberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geſchichte der Miß Loni, Erſcheinungen am See Oneida, moraliſche Erzählungen, neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei ſehr verſchiedenen Jahrhunderten und die Badebekanntſchaft, das ſchöne Bild der Reſignation, Liebehütten, Herbſttage, mehrere Reiſebeſchreibungen u. a. Das letzte, was ſie herausgab, führt den Titel: Meluſinens Sommerabende (1806). Richtig ahnend, ſchloß ſie mit dieſer Schrift ihr Schreibepult und überlebte ſich alſo als Schriftſtellerin nicht. Merkwürdig iſt Wielands Vorrede zu

dieſem Werke. Er, der ſie vor 35 Jahren in die Schranken der literariſchen Laufbahn durch Herausgabe ihrer Sternheim geführt hatte, begleitete ſie im Jahr 1806 auch wieder hinweg vom literariſchen Schauplatz. — An einer vollſtändigen Biographie dieſer merkwürdigen Frau fehlt es bis jetzt noch; die beſten Materialien dazu gibt ſie ſelbſt in den Briefen über Mannheim und vorzüglich in dem als Einleitung zu Meluſinens Sommerabenden vorangedruckten Brief. Wenig mehr von der Geſchichte ihrer Jugend gibt **Buri** im Neuen teutſchen Mercur v. J. 1808, St. 10, S. 114 — 137. Länger verweilt er bei der Geſchichte ihrer letzten Lebensjahre, da er ſie erſt zu Offenbach kennen lernte, ihr genauer Freund ward und dann bis zu ihrem Tode in ihrer Nähe war. Bruchſtücke aus einer Lebensbeſchreibung, die Sophie im Jahr 1800 einem Freunde in die Feder dictirt haben ſoll, ſtehen im Morgenblatt vom Jahre 1808, Nr. 149, und Berichtigungen dazu ebendaſ. Nr. 314. — Ein getreues Bildniß Sophiens, in deſſen Zügen zarte Weiblichkeit mit mütterlich ſanftem Ernſt gepaart erſcheint, findet man vor dem 5ten Stück des Neuen teutſchen Mercurs vom Jahre 1807, in welchem Stück **Böttiger** S. 3 ff. ihr ein Andenken geſtiftet hat, und vor Meluſinens Sommerabenden. κ. μ. δ.

Rochechouart (Françoiſe Athenais de), Schweſter der Äbtiſſin von Fontevrault und des Duc de **Mortemart** und **Vivonne** und Prinzen von **Tonnay Charente**, war anfangs bekannt unter dem Namen **Madame de Tonnay-Charente**. Ihre Schönheit zeichnete ſie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie wurde an den Marquis de Monteſpan verheirathet, welcher ihr anſehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt wurde. Die Ducheſſe de la Vallière, Geliebte Ludwigs XIV., nahm ſie in ihre Geſellſchaft auf, und der König betrachtete ſie ſogleich als eine liebenswürdige Unbeſonnene. Sie ſuchte unaufhörlich dieſen Monarchen zu locken, welcher ſpöttiſch zu Madame de la Vallière ſagte: Sie möchte gern, daß ich ſie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuſchte ſich, und wurde bald von ihren Reizen gefeſſelt. Die Marquiſe de Monteſpan herrſchte gebieteriſch. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantaſien veranlaßten ihn zu großen und unnützen Ausgaben. Sie herrſchte lange über ſein Herz; aber allmählig entfernten ihre herrſchſüchtigen und eigenſinnigen Launen ſie von ihm. „Sie hatte," ſagt Madame de Genlis, „Falſchheit im Charakter und Natürlichkeit im Verſtande. Frei von Empfindſamkeit, aber der Begeiſterung unterworfen, liebte ſie mit Leidenſchaft, oder ſie liebte gar nicht: Alles, was glänzte, ſchien ihr groß; Ehrenbezeugungen nahm ſie für Ruhm; ſie hatte tiefe Entwürfe und kindiſche Beweggründe; zugleich unerſättlich und leichtſinnig in ihren Wünſchen, wollte ſie herrſchen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, ſondern nur um ſich ſehen zu laſſen." Mad. de Monteſpan hatte die La Vallière verdrängt, und erfuhr erſt von der Ducheſſe de Fontanges und dann von der Marquiſe de Maintenon daſſelbe Schickſal. Ludwig XIV. befahl ihr 1680, den Hof zu verlaſſen; ſie ſtarb 1707, 66 Jahr alt, zu Bourbon, wo ſie die Bäder gebrauchen wollte. Ob ſie gleich von Natur viel Stolz hatte, war ihr Charakter doch eben ſo verſchlagen, als ihr Verſtand ſcharf blickte. Als ſie Ludwig XIV. in ihre Netze zu locken ſtrebte, ſuchte die Königin, deren Ehrendame ſie war,

ſie auf andre Gedanken zu bringen. Um ihr eine hohe Meinung von ihrer Tugend einzuflößen, communicirte ſie alle acht Tage in ihrer Gegenwart, und beſuchte die Hoſpitäler. Sie genoß in dieſer Zeit ſolches Vertrauen, daß ſie, bei der Beförderung der Marſchälle von Frankreich um 1679 in die Taſchen des Königs griff, um die Liſte zu holen, und als ſie den Namen des Duc de Vivonne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach, und nicht abließ, bis der König ihm den Marſchallſtab verlieh. In den letzten Jahren ihres Lebens ſah ſie auf den Verluſt ihrer Gunſt ſtandhaft hin. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und ſelbſt der Demuth ein. Als ihre niedrigſten Dienſtboten ihr die ſchuldige Ehrerbietung verſagten, bezeigte ſie eine Art Freude, und empfing dieſe kleinen Demüthigungen als eine Abbüßung für ihre vergangne Größe mit Vergnügen. Der Pater de la Tour aus dem Ordenshauſe, ihr Beichtvater, verlangte, ſie möchte an ihren Gemahl ſchreiben, daß er mit ihm zurückkomme, oder ſich an einem Orte, den er ihm anweiſen wolle, verborgen halte. Wer Madame de Monteſpan gekannt, ſagt der Duc de Saint-Simon, wird dies wohl für das heldenmüthigſte Opfer halten. Und ſie brachte es, ohne zur Vollbringung genöthigt zu ſeyn. Der Marquis de Monteſpan ließ ihr ſagen, daß er ſie weder empfangen, noch ihr Etwas vorſchreiben, noch von ihr reden hören möge. Indeß trauerte ſie um ſeinen Tod, wie eine gewöhnliche Witwe. Nach und nach widmete ſie ſich ganz den Armen; arbeitete für ſie mehrere Stunden des Tags an groben Stücken, und ließ die ſie umgebenden Weiber für ſie arbeiten. Ihre ehemals mit Delicateſſen und Überfluß verſehene Tafel ward einfacher; ſie vermehrte ihre Faſten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhaltend. Ihre Hemden und Betttücher waren von grober, ungebleichter Leinwand, aber unter gewöhnlichen Hemden und Tüchern verborgen. Sie trug beſtändig Armbänder, Kniebänder, und einen Gürtel mit eiſernen Stacheln, und ihre Sprache war gleichfalls die einer Büßenden. Die Schrecken des Todes quälten ſie ſo, daß mehrere Frauen des Nachts bei ihr wachten. Sie legte ſich bei offnen Vorhängen und vielen brennenden Wachskerzen nieder, und hieß ihre Wächterinnen plaudern, eſſen oder ſpielen, um ſich wach zu erhalten. Mitten unter ihren Büßungen und Beängſtigungen konnte ſie doch nicht das Äußere einer Königin verleugnen, deſſen ſie ſich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armſtuhl, wo ſie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzeſſinnen empfing, ohne ſich ſtören zu laſſen, und ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, und welche eine feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes erhöhten, milderten, was ihr Hochmuth hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Geſundheit bis zu den letzten Tagen; indeß hielt ſie ſich immer für krank, und einige Mal bis zum Sterben. Dieſe Unruhe unterhielt in ihr den Geſchmack am Reiſen; und auf dieſe Reiſen nahm ſie ſieben bis acht Perſonen mit ſich, um ihr die Zeit zu vertreiben. Das letzte Mal, als ſie nach Bourbon ging, bezahlte ſie auf zwei Jahre die Penſionen der Mildthätigkeit, die ſie zu geben pflegte, weil ſie überzeugt war, daß ſie nicht zurückkommen würde, und ſie hatte ſich nicht getäuſcht. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Antin bekannt iſt, deſſen Nachkommenſchaft 1757 in ſeinem

Enkel endigte. Sie hielt ſehr wenig auf den Pater de la Chaiſe, den ſie eine chaise de commodité nannte. Es war vielleicht Vorurtheil in dieſer Geringſchätzung; denn dieſer Jeſuit ſprach zu Ludwig XIV. mit männlicher Freimüthigkeit. Ms.

Rochefaucould. Die ſchon im 11ten Jahrhundert in der Geſchichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefaucoulds hat mehrere ſich im Gelehrten-, im Kriegs- und im geiſtlichen Stande auszeichnende Mitglieder aufzuweiſen. Wir bemerken hier nur ein Paar davon, die in der neuern Geſchichte Frankreichs mit auftraten. 1. Louis Alexandre, Herzog von Rochefaucould, Pair des Reichs, war Mitglied der Verſammlung der 1787 zuerſt zuſammenkommenden Notabeln, und einer der erſten von ihnen, die ſich zu Gunſten des dritten Standes erklärten; er brachte die Abſchaffung des Sclavenhandels in Vorſchlag. Er war zugleich ein eifriger Verfechter der Preßfreiheit, und betrieb mit die Ausfertigung des Decrets über die geiſtlichen Güter. 1797 wurde er Präſident und Mitglied des Departements von Paris, und hatte als ſolcher großen Antheil an den Entſcheidungen über das Veto des Königs, ſo wie im Juli 1792 an der Abſetzung von Petion und Manuel, die im Juni deſſelben Jahrs ſich ſo freche Eingriffe in die königliche Würde zu Schulden kommen ließen. Aber bald gelang es den wüthenden Gegnern einer gemäßigten Staatsverfaſſung, den Herzog von Rochefaucould zu ſtürzen. Seine Vorſicht, ſich dem Volksunwillen dadurch zu entziehn, daß er ſeine Stelle niederlegte, half ihm nichts, er wurde von dem wüthenden, durch die Jacobiner aufgehetzten Pöbel zu Giſoes den 14ten September 1792 im 83ſten Jahre ſeines Alters geſteinigt. Seine Gattin würde daſſelbe Schickſal gehabt haben, wäre der Herzog nicht auf dem Wege, wo die Mörder ihn überfielen, ihr eine Viertelſtunde zuvorgeeilt. Rechtſchaffenheit, Freimüthigkeit und Vaterlandsliebe, waren die hervorſtechenden Charakterzüge des unglücklichen Herzogs. 2. Der Cardinal von Rochefaucould, ein Bruder des Vorigen, war Erzbiſchof von Rouen, und gleichfalls 1789 Mitglied der Generalſtaaten. Bis im Anfang des Jahrs 1792 blieb er in ſeinem Vaterlande, und verfocht mündlich und ſchriftlich die Rechte ſeines Standes und der geſetzmäßigen Verfaſſung. Als in dem genannten Jahr aber die Anarchie völlig überhand nahm, und auf dem geſtürzten Throne das Schreckensſyſtem errichtet ward, verließ er Frankreich und ging nach Deutſchland, wo er 1799 zu Münſter ſtarb.

Rochelle, eine berühmte Handels- und Seeſtadt im Departement der untern Charente in Frankreich, am atlantiſchen Meere gelegen. Durch die Revolution hat Rochelle ſehr an Volksmenge, ſo wie an Wohlſtand verloren. In der Geſchichte der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, herbeigeführt durch Religionsſtreitigkeiten, zu den Zeiten der Könige aus dem Hauſe der Valois, ſo wie unter den nachfolgenden Bourbons, ſpielte dieſe Stadt als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten, eine bedeutende Rolle, bis endlich unter der Verwaltung Richelieu's (ſ. d. Art.) ſie nach langwieriger Belagerung in die Hände der Catholiken kam, wodurch der Untergang der reformirten Partei in Frankreich entſchieden ward. Ein großer Theil der damaligen Bewohner von Rochelle flüchtete nach Einnahme der Stadt übers Meer nach Amerika, dort vor der Verfolgung ihrer unduldſamen Brüder ſich ein neues Va-

terland zu ſuchen, das ihnen erlaubte, Gott zu verehren nach ihrer Anſicht. Die Wildniſſe von Canada und Florida boten dieſen Unglücklichen die geſuchte Freiſtatt, deren Nachkommen mit im Freiheitskrieg der vereinigten Staaten von Nord-Amerika fechtend, ihren übers Meer zu ihrer Unterſtützung geſendeten urſprünglichen Landsleuten, die Ideen von Menſchenrechten wieder mittheilten, die nachher im Mutterlande (Frankreich) ſo furchtbar blutig zum Ausbruch kamen, und dem Beobachter die ewig vergeltende Nemeſis auch hier erkennen ließen.

Rocheſter, eine weitläuftige Stadt, auf beiden Seiten des für die größten Kriegsſchiffe hier ſchiffbaren Medway in der Landſchaft Kent in England. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, ſendet zwei Deputirte zum Parlament, hat 6000 Einwohner, welche eine ſtarke Auſterfiſcherei treiben. Über den Fluß führt eine ſchöne, ſtarke ſteinerne Brücke, die längſte nach der londoner in ganz England. Dicht an der Stadt liegt gleichſam als Vorſtadt Chatam, einer der wichtigſten Plätze für die Marine mit großen Werften, allen Fabrikanſtalten für Schiffsrüſtung und wichtigen Magazinen. W. L.

Rocheſter (John Wilmot, Graf von), geb. 1638 und geſtorben 1680, war ein Mann, der ſich durch ſeinen Verſtand und durch einige geiſtreiche Schriften hervorgethan hat; er war einer von denjenigen Gottesläugnern, welche nach ihren Grundſätzen leben; denn er ſtürzte ſich frühzeitig in die allerabſcheulichſte Völlerei. Sein Lehrer war ſo glücklich, die Fähigkeiten deſſelben ſchnell zu Tage zu fördern, ſo daß er ſchon als 12jähriger Knabe die Thronbeſteigung Carls II. feierte. Er verließ England, durchreiſ'te Frankreich und Italien, kam zurück und nahm Dienſte bei der Armee; er führte die Waffen nicht ohne Auszeichnung. Er überließ ſich nun der entehrendſten Lebensweiſe, und ſchwächte dadurch ſeine Geſundheit ſo ſehr, daß er in der Blüthe ſeines Lebens dahin ſank. Das beſte, was er geſchrieben hat, ſind ſeine Satiren, welche 1714 in London herauskamen; ſeine Gedichte ſind zu voll von Obſcönitäten, als daß ſie des Leſens dürften gewürdigt werden. Kurz vor ſeinem Tode ließ er den Biſchof von Salisbury kommen, um als reuiger Sünder erſterben zu können; ſeine Bekehrung wurde in der Folge durch eine Schrift von demſelben Biſchofe öffentlich bekannt gemacht. W. L.

Rochlitz (Friedrich), herzoglich ſachſen-weimarſcher Hofrath und privatiſirender Gelehrter zu Leipzig, daſelbſt geboren 1770. Er zeigte, wie er ſelbſt behauptet, ſchon in ſeinen Kinderjahren viel Talent für Muſik, und der entſchiedene Hang zu dieſer Kunſt gab auch ſeinen Blicken in das Gebiet der Künſte und der practiſchen Philoſophie, ihr Daſeyn. Thätigen Antheil nahm er gleichfalls an der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung, die bei Breitkopf in Leipzig erſcheint. Mehr, als durch ſeine tonkünſtleriſchen Arbeiten hat Rochlitz durch eine bedeutende Anzahl von Schriften im Gebiete der ſchönen Literatur, beſonders als Romandichter ſich bekannt gemacht. Seinen Werken fehlt es nicht an einer anſprechenden Gemüthlichkeit, aber wohl an Genialität und neuer, ſelbſtſchaffender Erfindungskraft. Faſt alle Romane und Schilderungen dieſes Dichters leiden mehr oder weniger an einer gewiſſen ermüdenden Breite und Redſeligkeit, und ergießen ſich nicht ſelten in einen Strom von Sentenzen. Obgleich keines ſeiner größern Werke auf Originalität und Vollendung Anſpruch machen darf,

ſo möchten doch wohl ſeine Charakterſchilderungen intereſſanter Menſchen zu den vorzüglichern gehören.

Rochow (Friedrich Eberhard), auf Rekahn. Dieſer um die Jugendbildung ſo verdiente Mann war 1734 den 11ten October zu Berlin geboren, und genoß einen Theil ſeiner Erziehung auf der Ritterakademie zu Brandenburg. Schon im 15ten Jahr trat er in Kriegsdienſte, und folgte, bei der Garde angeſtellt, ſeinem König in den 7jährigen Krieg. Mit der preußiſchen Armee kam er 1754 in die Winterquartiere nach Leipzig. Ein Schuß hatte in dieſem Feldzuge ſeinen einen Arm gelähmt. In Leipzig lernte er Gellert kennen, und wurde von dieſem, der die Wißbegierde des jungen Kriegers ſchätzte, mit mehrern der daſigen Gelehrten bekannt gemacht. Das folgende Jahr rief Rochow wieder ins Feld; da aber eine zweite Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand völlig beraubte, ſo mußte er die Kriegsdienſte verlaſſen, und begab ſich nun auf ſeine Güter, wo er fortan dem Landleben und der Verbeſſerung des ländlichen Schulunterrichts lebte, der damals noch ſehr vernachläſſigt wurde. Er ſchrieb ſelbſt ein Werk: Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, in dem er ſuchte, eine beſſere Methode zum Unterricht anzugeben. Da das Werkchen vielen Beifall fand, ſo ſuchte Rochow nunmehr ſeine Vorſchläge auch practiſch anzuwenden, und ließ ſich die Verbeſſerungen der Schulen auf ſeinen Gütern aufs äußerſte angelegen ſeyn, welches ruhmwürdige Beginnen auch von dem beſten Erfolge gekrönt wurde; denn nicht allein offenbarte ſich gar bald der wohlthätige Einfluß ſeines Wirkens auf die Jugend ſeiner Güter, ſondern die Nachahmung deſſelben trug auch außerhalb Früchte, ſo daß die erfolgende Landſchulenverbeſſerung in den preußiſchen und andern Staaten größtentheils mit als ſein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderſchriftſteller zeichnet er ſich gleichfalls aus und ſein 1776 erſchienener Kinderfreund fand verdienten Beifall. Überhaupt war Rochow in allen ſeinen Verhältniſſen ein ſehr braver Mann und ſeine Beſtrebungen für die Aufnahme des Landbau's in den Marken ſind gleichfalls höchſt lobenswerth. Mit Gellert blieb er ſtets in der freundſchaftlichſten Beziehung und auch ſeine würdige Gattin, eine geborne von Boſe, ſtand mit Gellert, von dem ſie ſehr geſchätzt wurde, in Briefwechſel. Als warmer Anhänger ſeines Königshauſes und Bewunderer der Heldenthaten der Brandenburger, ließ Rochow bei Hakenberg unweit Fehrbellin ein Monument errichten, zum Andenken der einſt auf dieſen Feldern geſchlagenen Schlacht zwiſchen dem großen Churfürſten und den Schweden. Rochow ſtarb am 16ten Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und hinterließ den Ruhm eines nützlichen und rechtſchaffenen Mannes, der ſein Leben dem Wohl der Menſchheit gewidmet hatte.

Rode (Bernhard), welcher am 14ten Junius 1797 als Director der berliner Akademie der bildenden Künſte ſtarb, war 1725 zu Berlin geboren, und verrieth früh eine lebhafte Neigung zu den Wiſſenſchaften, welche aber in der Folge durch die Liebe zur Mahlerkunſt noch überwogen wurde. Anfangs war Müller aus Siebenbürgen, dann faſt vier Jahre hindurch der berühmte Anton Pesne ſein Lehrer. Im J. 1750 beſuchte er Paris, nutzte anderthalb Jahre Carl Vanlo's Unterricht, kam nach Berlin zurück, und trat von da ſeine Reiſe nach Italien an. Hier verlebte er zwei Jahre

theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemählde, den Alexander vorſtellend, welcher weinend den Leichnam des Darius mit ſeinem Purpurmantel bedeckt. Nach ſeiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod ſeines Vaters im Jahr 1756 zu zwei großen allegoriſchen Gemählden, welche er nebſt einem großen Altarblatte der Marienkirche zu Berlin ſchenkte. Ähnliche Geſchenke erhielten auch andre Kirchen, namentlich die Garniſonkirche vier allegoriſche Gemählde von vier im ſiebenjährigen Kriege gebliebnen Helden. Dieſe Arbeiten machten ſeinen Namen auch im Auslande bekannt, woher ihm häufige Aufträge zukamen; ſo mahlte Rode vier Bilder für eine griechiſche Kirche in der Ukraine. Sein raſtloſer Fleiß und ſeine Manier, welche die mühſame Vollendung aller Details verſchmähte, machten es ihm möglich, eine ſehr große Menge von Gemählden zu fertigen; die meiſten derſelben ſind von ihm ſelbſt in Kupfer radirt worden. Von dieſen Blättern gibt es ein Verzeichniß nebſt drei Beilagen, worin jedes Stück ausführlich beſchrieben iſt. Mit beſondrer Liebe mahlte er als ein wahrer Patriot die merkwürdigſten Epochen aus der brandenburgiſchen Geſchichte. Auch aus ſeines Freundes Geßner Idyllen hat er einige ſchöne Stücke gemahlt, und zu allen Fabeln Gellerts Blätter radirt. Bibliſche Gegenſtände waren ihm jedoch unter allen die liebſten. Er ſelbſt legte einen beſondern Werth auf einen Chriſtuskopf, der noch 1799 in ſeinem Hauſe war, und ihm zum Muſter für alle ſeine Chriſtusköpfe gedient hatte; eben ſo wenig war er zu bewegen geweſen, eine Auferweckung der Todten zu veräußern, ein treffliches Werk, das Rode's Meiſterſchaft als Geſchichtsmahlers vollgültig beweiſ't. Unter den auferſtehenden Frommen hatte er eine Gruppe ſeiner eignen Verwandten angebracht. In den Schlöſſern zu Potsdam u. ſ. w. ſieht man mehrere von Rode ausgeführte Deckengemählde.

Röderer (Pierre Louis), ehemals ein ausgezeichnetes Mitglied der conſtituirenden Nationalverſammlung, nachher bei der Adminiſtration des pariſer Departements angeſtellt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre beobachtete Röderer über politiſche Gegenſtände in ſeinen Schriften ein tiefes Stillſchweigen; als der Tyrann aber geſtürzt war, ſprach er deſto lauter im Journal de Paris. Als Anhänger der Conſtitution von 1791 wurde er von den Royaliſten ſowohl als Jacobinern gleich gehaßt. Nach der Revolution vom 18ten Brumaire trat er in den Erhaltungsſenat, dann in den Staatsrath. Darauf wurde ihm der öffentliche Unterricht übertragen, bis er 1803 die Senatorie Caen erhielt. Er war ſtets ein Anhänger Napoleons, der ihn als ſolchen kannte und bei ſeiner Rückkehr zum Pair ernannte. Jetzt lebt er wieder als Privatmann.

Röding (Aloys), ſ. Schweiz.

Rodney (George Brydges), ein berühmter Seeheld, wurde 1718 geboren, und widmete ſchon früh ſich dem Seedienſte. Rodney zeichnete ſich durch Muth und Eifer bald ſehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1759 Admiral. In dieſem Jahre commandirte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angeſicht der franzöſiſchen Flotte bombardirte. 1761 wurde er nach Martinique geſandt, das er im folgenden Jahre einnahm. Zwar hatte die Regierung in Betreff ſeiner Dienſte ihn mit dem Bathorden geſchmückt, dennoch wurde er nach Abſchluß des Friedens 1763 weiter eben nicht ſonderlich belohnt, und erhielt bloß die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhoſpitals zu Greenwich.

In dieſem Poſten gerieth Rodney bald in große Verlegenheit. Sein leidenſchaftlicher Hang zum Spiel hatte ſein kleines Vermögen verzehrt, und ihn in Schulden geſtürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er ſich den Verfolgungen ſeiner Gläubiger dadurch, daß er nach Frankreich ging. Die traurige Lage, in der er ſich hier befand, wurde durch die Unterſtützung des Marſchalls Biron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbietungen, in die Dienſte der Krone Frankreich zu treten, verwarf, ſeine Schulden zu bezahlen, und ihm ſo den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Er wurde jetzt dem König von England durch den Herzog von Chatois empfohlen, und erhielt das Obercommando der weſtindiſchen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülfe eilen ſollte. Im Januar 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl ſpaniſcher Transportſchiffe, acht Tage hernach ſchlug er die ſpaniſche Flotte, befehligt von Don Langara, der ſelbſt gefangen wurde. Das edelmüthige Betragen, das Rodney gegen die gefangenen Spanier bewies, hatte zur Folge, daß ſeitdem auch die gefangnen Engländer ſich eines beſſern Looſes in Spanien zu erfreuen hatten; der Sieg über Don Langara verſchaffte aber dem bedrängten Gibraltar reichen Zufluß an Proviant und Kriegsbedürfniſſen. Noch in demſelben Jahre (im Mai) lieferte Rodney der franzöſiſchen Flotte unter dem Befehl des Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique drei Gefechte, die zwar den Ruhm der beiderſeitigen Anführer erhöhten, durch keinen Sieg aber entſcheidend waren. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die franzöſiſche Flotte, griff ſie aber nicht an, da ſie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im December 1780 gegen die Inſel St. Vincent mißlang zwar, deſto glänzender fiel der Angriff auf die Inſeln St. Euſtach, Martin und Saba aus, die er im Februar 1781 eroberte, wobei 159 Kauffahrteiſchiffe, eine Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf dieſen Sieg folgte die Übergabe der holländiſchen Colonien Eſſequebo, Demerary und Barbice, ſo wie im März der Inſel St. Barthelemie. Sein glänzendſter Sieg war jedoch der im folgenden Jahr (1782) am 12ten April über die franzöſiſche Flotte unter Commando des Grafen von Graſſe erfochtene auf der Höhe zwiſchen St. Domingo und den heiligen Inſeln. Die Franzoſen verloren fünf Linienſchiffe erſter Größe, darunter das Admiralſchiff Ville de Paris, und Graſſe ſelbſt wurde gefangen. Für dieſen Sieg ernannte ihn ſein König zum Pair und Baron des Reichs mit dem Titel: Rodney von Rodney-Stokke, das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Penſion von 2000 Pfund Sterl. Von da an lebte Rodney in Ruhe, und ſtarb gerade als der Krieg zwiſchen England und Frankreich aufs neue ausbrach (1792).

Rohan-Guémené (Louis René Eduard), Cardinal, geb. den 23ſten September 1734, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Biſchof von Canople und Straßburg, Großalmoſenier von Frankreich, und Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Sein Hang zum Vergnügen hielt ihn weder von den Studien noch vom Streben des Ehrgeizes zurück. Als Ambaſſadeur zu Wien zeichnete er ſich durch ſein gefälliges Benehmen und ſeine Pracht aus. Mit einer ſchönen Geſtalt und einem behenden Verſtande wurde er weniger berühmt durch ſeine Talente,

als durch die berüchtigte Halsbandgeſchichte. Am 15ten Auguſt 1785 als dem Geburtstage der Königin, ſah dieſe zwei Juweliere bei ihr eintreten, welche für ein demantenes Halsband ſechzehnhunderttauſend Livres als Preis ſich von ihr ausbaten. Sie erklärte ſogleich, daß ſie dies Halsband nie geſehen, noch zu haben gewünſcht hätte. Die Juweliere erwiederten, daß ſie es dem Cardinal übergeben hätten, der darum für ſie zu handeln beauftragt geweſen. Aufgebracht über den Mißbrauch ihres Namens beklagte ſich die Königin bei ihrem Gemahl, und foderte Gerechtigkeit. Der Monarch fragte die Siegelbewahrer und von Breteuil um Rath, welche der Meinung waren, man ſollte den Cardinal verhaften; aber die Königin verlangte, daß er vorher verhört werde. Geſtehen Sie, ſagte ſie zu ihm, daß es ſeit vier Jahren das erſte Mal iſt, daß ich Sie ſpreche. Der Cardinal bejahte es, und erklärte, daß er durch die Ränke einer gewiſſen La Mothe hintergangen ſey. Als er aus des Königs Cabinet kam, ward er verhaftet, und in die Baſtille geſetzt. Auf das erſte Gerücht von dieſer Verhaftung glaubte das Publicum, der Cardinal habe dem Kaiſer Mittel zu einem plötzlichen Einfall in Lothringen an die Hand gegeben; allein es wurde bald beſſer belehrt. Der König ließ dem Gefangnen ſagen, er möchte ſelbſt über ſein Loos entſcheiden. Dieſer erklärte den Wunſch, vom Parlament gerichtet zu werden. Die Frau La Mothe, die ſich den Beinamen Valois beilegte, und von einem natürlichen Sohn Heinrichs II. abzuſtammen vorgab, bekannte in ihren Verhören, niemals der Königin vorgeſtellt worden zu ſeyn. Es wurde bewieſen, daß ſie ſeit dem Empfang des Halsbandes aus dem Stande der Dürftigkeit zum höchſten Luxus übergegangen war; daß ihr Mann zu London Diamanten für beträchtliche Summen verkauft habe; und endlich, daß auf ihren Antrieb eine Frau, Namens d'Oliva, die Rolle der Königin bei dem mitternächtlichen Erſcheinen im Park von Verſailles geſpielt, wo ſie den Cardinal habe rufen laſſen. Das Parlament ſprach den Prälaten von aller Anklage frei, wies d'Oliva vor Gericht ab, und verurtheilte die La Mothe zu ſteter Gefangenſchaft in der Salpetriere, und ihren Mann auf die Galeeren. Trotz dieſes Ausſpruchs konnten Ludwig und ſeine Gemahlin denjenigen nicht mit freundlichem Blick bei ſich ſehen, der ihre Namen in einer ſo verdrießlichen Sache Preis gegeben hatte. Der Cardinal wurde der Großalmoſenierswürde beraubt und in die Abtei La Chaiſe-Dieu in Auvergne, und nachher in ſein Bisthum zu Straßburg verwieſen. Im J. 1789 ward er zum Deputirten der Geiſtlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalſtaaten ernannt, wo er im September ſeinen Sitz nahm. Die Anführer der Volkspartei hofften, daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geiſtlichkeit begünſtigen würde; aber der Cardinal entfernte ſich von ihnen, und verließ die Verſammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber der in dem Rheindepartement entſtandenen Unruhen gerichtlich angeklagt war, zog er ſich in den in Deutſchland gelegenen Theil ſeiner Beſitzungen zurück. Er zeigte ſich da frei von Bitterkeit, und wohlthätig gegen Unglückliche, die er unterſtützte. Er ſtarb zu Ettenheim den 17ten Februar 1802. Als aufgeklärter Beſchützer von Gelehrten hatte er den Abbé Le Batteux an ſich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt; er ſprach über Alles mit Anmuth, und wenn ſeine Jugend durch einige Verirrungen bezeichnet war, ſo

hatte das Unglück und das Alter ſeinen Geiſt zur Reife gebracht, und ſein Herz ſanft, wohlwollend und edelmüthig geſtimmt. Ms.

Rohr (ſpaniſches), iſt urſprünglich aus Indien, Spanien und Italien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern, vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und treibt dicke, hohle und gleiche Stengel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfeiſen u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher, Weber und andre Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stockröhre werden ſtück oder bundweiſe verkauft. Die von der erſten Größe, welche vollkommen wohl proportionirt ſind, koſten ſelbſt in Holland 50, 100 und mehr Gulden das Stück.

Roland (Jean Baptiſte de la Platière), geb. zu Villefranche bei Lion, verließ im 19ten Jahr das väterliche Haus, und begab ſich nach Nantes, dort die Handlung zu erlernen, und einmal nach Indien zu gehen, welches Vorhaben ein Lieblingswunſch ſeiner Seele war, weßwegen er ſich auch dem Willen ſeiner Ältern entzogen hatte, die ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmten. Seine ſchwächliche Geſundheit erlaubte ihm jedoch nicht ſeinen Plan auszuführen. Bei dem Manufacturweſen in Rouen angeſtellt, bereiſ'te er in kaufmänniſchen Geſchäften mehrere auswärtige Länder, und wurde bei ſeiner Zurückkunft als Aufſeher des Handels und der Fabriken zu Lion angeſtellt. Als beim Anfang der Staatsumwälzung in Frankreich die verſchiedenen Städte Deputirte zu der Nationalverſammlung ſendeten, ging er für Lion als ſolcher nach Paris. Hier begann er bald eine größere Laufbahn. Seine Kenntniß des Handels und Verkehrs, ſo wie die Liebe, in der er beim Volk ſtand, empfahlen ihm Ludwig XVI., der damals die Stellen im Miniſterio mit talentvollen Männern zu beſetzen ſuchte. So ward Roland dem Miniſterium der innern Angelegenheiten vorgeſetzt, welchem Poſten er rühmlich vorſtand, ſich aber dabei eines ſchmählichen Undanks gegen ſeinen König und Wohlthäter ſchuldig machte, indem er ſich nicht ſcheute, Ludwig XVI. manche zu nichts fruchtende Bitterkeit zu ſagen, und dadurch die Stimmung gegen den unglücklichen König noch mehr zu verſchlimmern. Dies hatte zur Folge, daß der König ihn bald darauf wieder aus dem Miniſterio entließ, in das er jedoch wieder aufgenommen wurde, als Ludwig entthront ward. Sein Bemühen, die durch die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, ſo wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machten ihn aber bald ſehr verhaßt, und er wurde mit den Girondiſten zugleich geächtet. Vorher ſchon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er ſeine Miniſterſtelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehn, entfloh Roland nach Rouen, wo er den Schmerz hatte zu erfahren, daß ſeine Gattin, die ruhig in Paris geblieben war, das Schaffot beſtiegen habe (vergl. den folgenden Art.). Unſchlüſſig, ob er ſich nach Paris begeben ſolle, um auf der Stelle, wo das Blut ſeiner Gattin gefloſſen war, ihren Mördern entgegenzutreten, und ſie aufzufordern, auch ſein Blut zu vergießen, oder ſich ſelbſt den Tod zu geben, wählte er endlich das letztere, und erſtach ſich den 15ten November 1793 mit einem Stockdegen auf der Landſtraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er ſich als einen Mann ſchildert, der ſein Leben dem allgemeinen Be-

ſten gewidmet habe, und der geſtorben ſey, tugendhaft, wie er gelebt. Der bekannte Briſſot hat Roland als einen neuern Cato geſchildert, doch dürfte dieſe Parallele eben nicht paſſend ſeyn. Mehrere von ihm verfaßte Schriften, in das Fabrik- und Handelsweſen einſchlagend, zeugen von den Kenntniſſen ihres Verfaſſers.

Roland (Marie Johanne Philippon), die Gattin des Vorigen, war die Tochter eines Kupferſtechers zu Paris, der zwar als Künſtler ſich auszeichnete, durch Verſchwendung aber ſeine Vermögensumſtände zerrüttete. Sie war im Jahr 1754 geboren, und erhielt eine ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Erziehung. Das Studium der griechiſchen und römiſchen Geſchichte hatte ihr eine große Neigung zum Republikanismus beigebracht, und ſie fühlte ſich mächtig ergriffen, als die Staatsveränderung in ihrem Vaterlande ausbrach. Ungeachtet ſie ſchon mehrere Heirathsanträge abgelehnt hatte, ſo entſchloß ſie ſich doch endlich, den Bewerbungen Rolands nachzugeben, der durch die an ſie gerichtete Dedication ſeiner Briefe über Italien ihre Hochachtung gewonnen hatte. Sie gab ihm ihre Hand, und fuhr nun gemeinſchaftlich mit ihrem Gatten fort, verſchiedne Gegenſtände des gelehrten Wiſſens zu bearbeiten. Als Roland nach Paris kam, und die Stelle eines Miniſters erhielt, eröffnete ſich für ſeine Gemahlin eine lang gewünſchte politiſche Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer ſtand ſie ihrem Gatten in den Geſchäften ſeines Departements bei, fertigte Aufſätze, ſchrieb Adreſſen und verſammelte wöchentlich um ſich einen Cirkel von Gelehrten und Staatsmännern, von denen die wichtigſten Vorfälle der Zeit discutirt wurden. In dieſem Treiben ſcheint ſie einigermaßen die ihrem Geſchlecht gebührende Zurückhaltung vergeſſen zu haben, denn ihre Anmaßung ging bald ſo weit, daß mehrere Staatsmänner und Generale ſich darüber zu beſchweren Urſache zu haben glaubten, und deßwegen mit ihrem Gatten zerfielen, z. B. Dumouriez. Als endlich Roland geſtürzt wurde, fiel auch ſie als ein Opfer der Gegenpartei am 18ten November 1793 unter der Guillotine im 39ſten Jahre ihres Alters. Der königlichen Familie, am meiſten der unglücklichen Marie Antoinette, hatte ſich Madame Roland immer ſehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den ſie im Namen des Convents an den Papſt ſchrieb, beweiſ't, mit wie weniger Zurückhaltung ſie ihre Anmaßungen geltend machte. Übrigens bleibt dieſer geiſtreichen Frau der Ruhm umfaſſender wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, von denen ihre vielfachen Schriften und Aufſätze ein rühmliches Zeugniß geben. Sie würde ſich, hätte ſie vor gelehrtem Stolz und Eitelkeit ſich zu bewahren gewußt, durch ihren gebildeten Geiſt und ihre ſchöne Geſtalt Anſpruch erworben haben, in die Reihe der liebenswürdigſten und achtungswertheſten Frauen aufgenommen zu werden. Von der Anhänglichkeit ihres Gatten war ſie ſo feſt überzeugt, daß, als ſie das Schaffot beſtieg, ſie den Umſtehenden verſicherte: „ihr Gatte würde ſie nicht überleben." Der Erfolg bewies die Gerechtigkeit ihres Vertrauens. Noch im Kerker, wenig Tage vor ihrem Tode, ſchrieb ſie ihr Leben nieder, ſo wie mehrere die Revolution betreffende Aufſätze. Die Standhaftigkeit, mit der ſie das Blutgerüſt beſtieg, machte ſie ſelbſt ihren Gegnern achtungswerth.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Geſängen eine große Rolle ſpielender fabelhafter Held und angeblicher Verwandter Kaiſer Carls des Großen. So wie König Arthur

mit ſeinen Rittern von der Tafelrunde (ſ. d. Art. Arthur), ſo ſpielt auch Carl mit den zwölf Palladinen in den alten Romanzen und der Ritterpoeſie eine Hauptrolle. Roland gehörte zu jenen Palladinen, und ſoll bei einem Rückzug Carls aus Spanien in den Pyrenäen, in Ronceval, von den Basken erſchlagen werden ſeyn. Die berühmteſten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausſchließend, ſelbſt nicht hauptſächlich) beſingen, ſind Bojardo's Orlando innamorato und Arioſts Orlando furioso.

Rolandsſäulen, Rutlandsbilder, ſind ſteinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildſäulen, die man hin und wieder in deutſchen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dergl. aufgerichtet antrifft, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorſtellen. Der Sage nach ſollen dieſe Säulen ihren Namen von dem im vorigen Artikel erwähnten Helden Roland tragen, dem zu Ehren ſie errichtet worden wären; doch iſt dies nur Sage, denn abgerechnet, daß die Deutſchen, beſonders die Sachſen, wohl eben nicht werden geſonnen geweſen ſeyn, einem Feldherrn ihres großen Drängers Carl Säulen zu errichten, ſo trieb auch Roland, wenn er je exiſtirte, der Kunde nach nie ſein Weſen in Deutſchland, ſondern verrichtete ſeine Thaten in Frankreich und Spanien. Gewiſſer iſt, daß dieſe Bildſäule, deren Entſtehung über dem noch aus ſpäterer als des großen Carl Zeit, ſich herſchreibt, mit den Weichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Gränzmarken verſchiedner Städte findet. Ein ſolches Weichbild (von Weich, Wyk, d. h. Stadt oder Ort und Bild) iſt nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit ſich ſolche örtlich erſtrecke. Hieraus erklärt ſich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinſignien an ſich tragen. Der Name Roland- oder Rutlandsſäulen, rührt aber wohl von dem im Zeitenlauf mißverſtandenen Wort: Ruge, Rüge her, welches ſo viel als Gericht ehedem bedeutete, daher der Name wohl Rügelandsſäulen ſeyn muß, d. h. eine Säule, die einen beſondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Johann Heinrich), war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung ſeines Vaters, der in der Folge Muſikdirector zu Magdeburg war, lernte Rolle ſehr früh die Anfangsgründe der Muſik. Schon in ſeinem 13ten Jahr componirte er, im 14ten erhielt er die Stelle eines Organiſten in der Peterskirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu ſtudiren, da aber ſich bei ſeinem nachherigen Aufenthalt in Berlin ſein Geſchmack ausſchließend auf die Muſik wandte, ſo widmete er ſich ganz dieſem Fach, und trat als Kammermuſikus in königliche Dienſte. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in dieſe Stadt, wo er in der Folge die Stelle ſeines Vaters als Muſikdirector erhielt, und im December 1785 ſtarb. Die von ihm geſchriebenen Oratorien, beſonders ſein Tod Abels, ſein Abraham auf Moria, und andre Stücke, erwarben Rolle einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponiſt, und er kann mit Recht zu den beſſern Meiſtern in dieſem Fache gezählt werden.

Rolle, Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauſpielkunſt überhaupt den Antheil einer beſtimmten Perſon an der mi-

miſch darzuſtellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimiſchen Künſtler zur Ausführung übertragen wird, namentlich in ſo fern er dem Künſtler *ſchriftlich* aufgezeichnet mitgetheilt, und ſeinem Studium überlaſſen wird; auch dieſe ſchriftliche Verzeichnung der einem Schauſpieler zur Darſtellung der Perſon eines Stücks übertragenen Reden oder Handlungen ſelbſt. Nicht leicht aber wird man von der Rolle eines Statiſten ſprechen, wie nöthig es auch iſt, ſelbſt Statiſten auf die Mitwirkung zum Ganzen vorzubereiten. Aus dem Begriffe der Rolle ergibt ſich, daß der mimiſche Künſtler, dem eine ſolche übertragen wird, ſich nie als Ganzes, wenn auch in vielen Fällen als Hauptperſon, anſehen darf, ſondern ſich ſtets dem Ganzen unterordnen und mit demſelben in Harmonie treten muß. Dazu aber wird erfodert, daß er nicht bloß *ſeine Rolle* im buchſtäblichen Sinne ſtudire, ſondern erſt das Ganze aufzufaſſen und ſich die Frage zu beantworten ſuche, welche Beziehung der ihm übertragene Antheil zum Ganzen habe. Die gewöhnlichen Leſe- und Theaterproben möchten dazu nicht hinreichen, oft auch ſchon zu ſpät ſeyn. Jeder Schauſpieler ſollte daher zuerſt das Schauſpiel überleſen, in welchem er auftritt, und ſich ſeine Rolle nach allen ihren Beziehungen vorſtellen, um hiernach das Einzelne bilden zu können. — Mehrere nicht zuſammentreffende Rollen in einem mimiſchen Werke können nur von einem ſehr gewandten Mimen, oder wenn ſie ſehr unbedeutend ſind, von einer Perſon übernommen werden. — Übrigens iſt jeder mimiſche Künſtler durch ſein Äußeres, ſein beſtimmtes Lebensalter ꝛc. für eine beſondre Gattung darzuſtellender Charaktere beſonders geeignet, und zwar ſo, daß ihm eine andre durch dieſelben Umſtände von Natur verſagt iſt: dies iſt ſein *Rollenfach*, auf welches er ſelbſt und die Direction ſeiner Bühne achten möge. Unzweckmäßig, und das Talent beſchränkend iſt es aber, wenn theatraliſche Directionen im *Allgemeinen* gewiſſe Rollenfächer feſtſetzen, und für dieſelben einzelne Schauſpieler engagiren. Beim Ausſchreiben der Rollen, in dem oben zuletzt angegebenen Sinne, gibt man die letztern Worte des Vorherſprechenden (Stichworte) zur Unterſtützung des Gedächtniſſes, gewöhnlich mit farbiger Dinte unterſtrichen, und alles was ſich auf mimiſches Spiel und Scene bezieht, im Schreiben beſonders ausgezeichnet, und von den Reden abgeſondert an. Die übrigen Erforderniſſe einer Rolle: Reinlichkeit, Leſerlichkeit u. ſ. w. verſtehen ſich von ſelbſt. T.

Rollenhagen (Georg), wurde 1542 zu Bernau in der Churmark Brandenburg geboren, widmete ſich der Theologie, und lebte nachher als Rector der Schule zu Magdeburg, woſelbſt er auch 1609 ſtarb. Rollenhagen iſt berühmt wegen eines von ihm verfaßten komiſch-ſatiriſchen Heldengedichts, das den Titel führt: *Der Froſchmäuſeler oder der Fröſche und Mäuſe wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit vnd Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen, aber ſehr nützlichen Leer* (Magdeburg 1595); in dem allegoriſirend über den Zuſtand der Politik und Philoſophie, der Theologie und Moralität jener Zeit geſpottet wird. Dieſes Gedicht iſt eine Nachbildung der *Batrachomyomachie* (ſ. d. Art.), und nähert ſich in ſeiner Anlage einem andern bekannten ſatiriſchen Heldengedicht altdeutſcher Zeit, dem *Reinicke Fuchs* (ſ. d. Art.). Die neueſte Ausgabe des Originalwerks iſt von 1730.

In der erſten, deren Titel oben angegeben iſt, führt ſich der Verfaſſer unter folgendem ſonderbaren Namen auf: Max Hupfinsholz von Mäuſeloch, der jungen Frösche Vorſinger und Calmäuſer. Eine Nachbildung dieſes Werks iſt von Stengel geliefert worden, unter dem Namen: Der neue Froſchmäusler, Cöln bei Peter Hammer 1796. Ein mit Rollenhagens Froſchmäusler verwandtes, gleichzeitiges Gedicht iſt: Der Mücken- und Ameiſenkrieg, beſchrieben durch Balthaſar Schnurrn von Landſidel. Straßburg 1612. Neu herausgegeben 1805 von Büſching. F. G.

Rollin (Charles), wurde 1661 zu Paris geboren, wo ſein Vater ein Handwerksmann war, zu welchem Stande auch der junge Rollin anfangs erzogen wurde. Ein Benedictinermönch entdeckte aber in dem heranwachſenden Knaben Anlage zu etwas Höherem, und verſchaffte durch ſeine Fürſprache dem jungen Rollin Unterſtützung, ſo daß er ſtudiren konnte. Nachdem Rollin auf dem Collegium du Pleſſis unter dem damaligen Rector Gobinot ſeinen Curſus vollendet hatte, ſtudirte er drei Jahre Theologie in der Sorbonne, und erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit, und im Jahr 1694 das Rectorat der Univerſität zu Paris. In dieſem Platz, den man ihm zwei Jahre nach einander ließ, bewies ſich Rollin ſehr thätig für die Aufnahme der griechiſchen Sprachkunde und des Bibelſtudiums. Als hierauf der Abt Vittement ſeine Stelle als Vorſteher des Collegiums zu Beauvais niederlegte, wurde dieſelbe Rollin übertragen, der ſie bis 1712 verwaltete, in welchem Jahr er aber gezwungen war, ſie niederzulegen, da die Jeſuiten ihn der Anhänglichkeit an die Lehre des Janſenius beſchuldigten. Von jetzt an widmete ſich Rollin der Ausarbeitung ſeiner geſchichtlichen Werke, die ſeinen Ruf hauptſächlich gegründet haben. Rollin ſtarb zu Paris den 14ten September 1741. In welcher Achtung er nicht allein bei ſeinen Landsleuten, ſondern auch im Auslande und bei den vornehmſten Perſonen ſeiner Zeit ſtand, beweiſ't ſein vertrauter Briefwechſel mit Friedrich II. von Preußen. Die Werke, die ihn als hiſtoriſchen Schriftſteller berühmt machten, ſind eine Geſchichte der alten Ägypter, Carthager, Aſſyrier und Babylonier, und ſeine römiſche Geſchichte von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht bei Actium. Letzteres Werk iſt durch ſeinen Schüler Crevier, und ſpäter durch de Beau fortgeſetzt worden. Auch von Rollins alter Geſchichte iſt eine Fortſetzung unter dem Titel: Neuere Geſchichte, in Frankreich erſchienen, welche die Begebenheiten der neuern Völker mit Ausſchluß des größten Theils der europäiſchen enthält. Außer dieſen genannten beiden Werken verdient noch eine Abhandlung von Rollin Erwähnung, die er unter dem Titel: Anweiſung zum Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, in 4 Bänden 12. ſchrieb, und die auch in der Folge mit ſeiner alten und römiſchen Geſchichte wieder neu aufgelegt wurde. Baſtien gab zuletzt eine vollſtändige Sammlung aller Schriften von Rollin mit ihren Fortſetzungen von Crevier und de Beau in 60 Bänden 8. heraus. Wenn auch Rollin nicht alle Forderungen befriedigt, die an einen claſſiſchen Geſchichtſchreiber gemacht werden können, ſo verdient er doch durch ſein mehrentheils richtiges Quellenſtudium und durch die An-

muth ſeines Vortrags, zu den beſten Hiſtorikern ſeiner Zeit und ſeines Volks gezählt zu werden.

Rom, römiſches Reich, Römer. Rom, dieſe ewige Stadt, wie ſie ſo oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die faſt alles Große und Denkwürdige, das ſeit drittehalb Jahrtauſenden geſchehen, ſich knüpft, und die erſt mit dem Schwerte, dann mit den mächtigern Waffen des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrſchte, und vor ihrer Majeſtät die Völker aller Zonen ſich beugen ſah — iſt jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwiſchen den Rieſentrümmern des alten Roms weht uns mehr als irgendwo der Gedanke an die Vergänglichkeit irdiſcher Hoheit an. — Das alte Rom lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, in Latium, am Tiberfluſſe, unfern dem Einfluß deſſelben ins mittelländiſche Meer. Sie thronte auf mehrern Hügeln, zu beiden Seiten des Fluſſes, doch lag der Haupttheil der Stadt auf der Oſtſeite deſſelben. Hier befanden ſich zuoberſt der pinciſche Berg, und am Strome hin das Marsfeld, der capitoliniſche Berg, das Forum Romanum und der aventiniſche Berg. Eine zweite Bergreihe öſtlich von der vorigen, bildeten von Norden gegen Süden die Berge Quirinalis, Palatinus und Cölius; eine dritte endlich der vimigaliſche und eſquiliniſche Berg. Jenſeit der Tiber lagen die Berge Vaticanus und Janiculus. Schon vor Roms Gründung war dieſe Gegend angebaut. Die auf dem capitoliniſchen Berge von griechiſchen Coloniſten erbaute Stadt Pallantium ſtand vielleicht noch, als Romulus und Remus eine Colonie aus Alba longa dahin führten, ſo daß ſie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht gänzlich neu angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt den Namen Roma, wahrſcheinlich nicht von ihrem Erbauer, der wohl erſt nach ihr Romulus benannt wurde, ſondern nach dem Fluſſe, der, wie Servius anführt, vormals Rumon hieß. Die Ableitung von dem griechiſchen ρωμη (die Starke, Mächtige) iſt eine ſpätere Spielerei. Zwei Zeitrechnungen geben uns das Erbauungsjahr Roms an; nach der catoniſchen fällt es in das 752ſte, nach der varroniſchen in das 754ſte Jahr vor Chr. Geb. Letztere iſt die allgemein angenommene. Die Gründung der Stadt geſchah nach etruſciſcher Sitte dadurch, daß Romulus mit einem von zwei weißen Rindern gezognen Pflug um den palatiniſchen Berg im Viereck eine Furche zog, und nach dieſer Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Armſelige Hütten füllten den innern Raum. Wie aber die Stadt ſich erweiterte, die Einwohnerzahl zunahm, und Macht und Anſehn, und mit ihnen Reichthum und Luxus wuchſen, verſchönerte ſich die Bauart. Tempel, öffentliche Gebäude aller Art, Paläſte und koſtbare Privatwohnungen erhoben ſich, und verliehen Rom einen Glanz und eine Pracht, von denen es nach und nach wieder herabſank, wie allmählig die Quellen ſeiner Größe verſiegten. — Wir ſetzen die erſte Periode der Stadt bis zu ihrer gänzlichen Zerſtörung durch die Gallier, oder bis zum J. 365, die zweite bis zum Ende des zweiten puniſchen Kriegs oder dem J. 553, die dritte bis zur Schlacht von Actium oder dem J. 723, die vierte bis zur theilweiſen Abbrennung der Stadt durch Nero und ihrem regelmäßigern Wiederaufbau oder dem J. 818, die fünfte, von allen die glänzendſte, bis zum Tode Marc Aurels oder dem J. 933 der Stadt, die ſechste

bis zum Regierungsantritt Conſtantins des Großen oder dem Jahr der Stadt 1059, endlich die ſiebente bis zur Wiederauflebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa. — Nach dieſer flüchtigen Andeutung eilen wir zur Geſchichte Roms fort, bei der wir uns jedoch ebenfalls nur auf einen kurzen Abriß beſchränken müſſen. Ihrer Natur nach zerfällt Roms Geſchichte in drei große Zeiträume; in dem erſten iſt Rom Königthum, in dem zweiten Republik, im dritten Kaiſerthum; die Unterabtheilungen werden wir in der Folge angeben. Erſter Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt; Rom als Königthum unter ſieben Königen. Romulus ward erſter König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruſciſche Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Beilen bewaffnete Ruthenbündel trugen. Aber ſeine und ſeiner Nachfolger Gewalt war ſo beſchränkt, daß Rom ſchon damals eigentlich ein Freiſtaat war. Es bildete ſich eine Art von Municipalverfaſſung, wahrſcheinlich nach der Verfaſſung der Mutterſtadt. Die Hauptmomente dieſer Verfaſſung ſind: die Entſtehung und innere Einrichtung des Senats; die Entſtehung und Fortbildung des Patriciats oder Erbadels; die Organiſation des Volks und die darauf gegründeten Arten der Volksverſammlungen; die religiöſen Inſtitute; endlich die geſetzlichen Verhältniſſe des Privatlebens, der Clientel, der Ehe, und beſonders der väterlichen Gewalt. Die Reihe der römiſchen Könige iſt: Romulus, von 1-37, der die Colonie gründete und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines Aſyls und die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte; Numa Pompilius (39-82), der Stifter der römiſchen Staatsreligion; Tullus Hoſtilius (82-114), der Alba beſiegte, und den Grund zu Roms Herrſchaft über Latium legte; Ancus Martius (114-138), welcher die Colonie und den Hafen von Oſtia anlegte; Tarquinius Priſcus (138-176), der ſich bereits mit den verbündeten Etruskern maß; Servius Tullius (176-220), der merkwürdigſte von allen, der Rom an die Spitze des lateiniſchen Bundes ſtellte, und das Volk nach dem Vermögen eintheilte, worauf die wichtigen Inſtitute, der Cenſus und die Comitia centuriata, gebaut wurden; endlich Tarquinius Superbus (220-245), der nach Unumſchränktheit ſtrebend durch ſeine Tyrannei Volk und Patricier erbitterte und vertrieben wurde, worauf man die Verfaſſung umgeſtaltete. Schon in dieſer Periode erkennt man in den Römern ein männlich, frei und kühn emporſtrebendes Volk. Ackerbau und Krieg waren ihre Hauptbeſchäftigungen. Einfalt der Sitte und Frugalität herrſchten im Privatleben. Zweiter Zeitraum, Rom als Freiſtaat, von 245 bis 727 der Stadt. Erſter Abſchnitt. Die königliche Gewalt wurde zunächſt in eben der Unbeſtimmtheit, wie die Könige ſie ausgeübt hatten, zwei jährlich gewählten Conſuln übertragen. Gleich im Anfang der neuen Regierung hatte Rom einen Kampf für ſeine Freiheit mit Etruskern und Lateinern zu beſtehen. Die harten Bedrückungen der Patricier, welche alle Gewalt an ſich riſſen, empörten das Volk und hatten die Einführung von Volkstribunen (im J. Roms 261) zur Folge, welche ſeine Rechte und Freiheiten gegen den Adel ſchützen ſollten. Seit dem entſpann ſich ein langwieriger Streit zwiſchen den Volksvorſtehern und den Patriciern, deſſen Hauptmomente folgende waren: 1. die Tribunen uſurpiren bei dem Prozeſſe des Coriolan das Recht, einzelne Patricier vor das

Gericht des Volks zu ziehen, wodurch die dem Adel ſo nachtheiligen Comitia tributa entſtehen; 2. ſie verlangen, daß die den Nachbarn entriſſenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden, wodurch die Ackergeſetze in Anregung kommen; 3. der Tribun Publius Volero erweitert die Comitia tributa, und ſetzt die Wahl der Tribunen in denſelben durch; 4. der Tribun C. Terentius Arſa ſucht die conſulariſche Gewalt dadurch zu beſchränken, daß er auf die Abfaſſung eines beſtimmten Geſetzbuches dringt. Nach langem Widerſtande der Patricier werden im J. der Stadt 352 wirklich Geſandte nach Griechenland geſchickt, um die dortigen Geſetze zu copiren; und zehn Männer (Decemviri), aus den Patriciern gewählt, und mit dictatoriſcher Gewalt bekleidet, erhielten die Vollmacht, daraus eine allgemeine Geſetzgebung für Rom zuſammenzutragen, welche unter dem Namen der Geſetze der zwölf Tafeln bekannt ſind. Wiewohl die neuen Geſetze die rechtlichen Verhältniſſe aller Bürger gleich beſtimmten, ſo blieb doch die Staatsverwaltung in den Händen der Ariſtokraten, die von den Plebejern durch das Verbot der Heirathen ſtreng geſchieden blieben. Daraus erhoben ſich neue Kämpfe, die zunächſt die Abſchaffung jenes Heirathsverbots zur Folge hatten; erſt nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer auch Antheil am Conſulate. Während dieſer Unruhen entſtand das Cenſoramt. Inzwiſchen befand ſich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen mit den Nachbarvölkern. Um die Bevölkerung nicht herabſinken zu laſſen, nahm man die Freigelaſſenen und oft auch die Beſiegten in die Zahl der Bürger auf. Der Staat ward völlig kriegeriſch; man führte den Sold bei der römiſchen Miliz ein, wodurch höhere Abgaben nöthig wurden. Durch die ſennoniſchen Gallier gerieth Rom an den Abgrund des Verderbens. Es ward erobert und eingeäſchert, im J. der Stadt 365. Camillus ward Roms Retter, und ſetzte den Wiederaufbau der Stadt durch. Im Jahr 388 wurde endlich der erſte plebejiſche Conſul gewählt, und bald nahm das Volk an allen Magiſtraturen Theil, nämlich an der Dictatur 398, an der Cenſur 403, an der Prätur 417, und an dem Prieſterthume 454. So fand am Ende dieſes Zeitraums eine völlige politiſche Gleichheit des Adels und des Bürgerſtandes Statt, die innern Unruhen ließen nach, und in gleichem Maße wuchſen die Kräfte des Staats nach außen, der jetzt die glänzende Periode ſeiner Eroberungen begann. In dieſer ganzen Zeit hatten die Sitten der Römer noch ganz die alte Einfachheit und Rohheit; eigentliche Cultur, ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften waren ihnen noch fremd, ob ſie gleich ſchon bürgerliche Künſte und Geſchicklichkeiten, Handlung, Schifffahrt und Handwerke beſaßen. Der Ackerbau war noch die Hauptquelle des Volksreichthums. Zweiter Abſchnitt. Die erſten Jahre dieſes Abſchnitts waren noch mit Unruhen zwiſchen den Plebejern und Patriciern bezeichnet. Auch ward Rom von der Peſt heimgeſucht, welches die Einführung der ſceniſchen Spiele aus Etrurien veranlaßte. Über die Gallier erfochten die Römer mehrere Siege, wobei T. Manlius Torquatus ſich hervorthat. Zwei Geſetze beſtimmten die Zinſen zum Vortheil der Schuldner. Im J. 409 wurde ein zweiter Handelsvertrag mit Carthago geſchloſſen. Aus dem einige Jahre früher mit den Samnitern geſchloſſenen Bündniß entſtand bald ein fürchterlicher Krieg zwiſchen beiden Nationen, welcher von 411 bis 464 dauerte, Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte, und

dadurch den erſten Hauptgrundſtein zu ſeiner künftigen Macht legte. Dieſer Krieg war die wahre Heldenperiode der Römer. Er lehrte die Römer zuerſt die eigentliche Tactik, beſtimmte ihre Verhältniſſe mit den Nachbarn, den Lateinern und Etruskern, indem jene gänzlich beſiegt, dieſe aber wiederholt gedemüthigt wurden, und brachte die Römer auch mit den entferntern Lucanern, Apuliern und Umbrern in bald freundſchaftliche, bald feindſelige Berührung. In dieſer Periode bildeten ſich die Hauptideen über die politiſchen Verhältniſſe, in welche ſie beſiegte Völker mit ſich ſetzten, weiter aus. Als nach Unterjochung der Samniter die Römer ihre Macht in Unteritalien befeſtigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epiriſchen König Pyrrhus gegen ſie zu Hülfe, welcher troz ſeiner macedoniſchen Kriegskunſt zuletzt unterlag, und im J. Roms 479 Italien räumen mußte. Rom beherrſchte jetzt ganz Italien, da 482 auch Tarent in ſeine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang ſchon bis nach Ägypten, deſſen König (481) eine Geſandtſchaft dahin ſchickte, und um ſeine Freundſchaft anſuchte. Das Hauptmittel, wodurch Rom ſeine Herrſchaft über die beſiegten Völker gründete und befeſtigte, war die Anlegung von Colonien römiſcher Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Beſatzung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigne, der römiſchen ähnliche Verfaſſung. Dies Colonialſyſtem umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbindung wurden große Heerſtraßen angelegt. Die Verhältniſſe der Völker Italiens zu Rom waren mannichfach; einige hatten das volle römiſche Bürgerrecht (Municipia), andre hatten das Recht der Colonien (jus coloniarum); die übrigen waren entweder Verbündete (socii) oder Unterthanen (dedititii). Letztere wurden durch abgeſchickte Präfecten regiert. Schon hielt Rom auf dem Meere eine Kriegsflotte, und errichtete das Amt der Duumviri navales, welche die Aufſicht über das Seeweſen führten. Die Gerichtsverwaltung gewann ſehr durch die Einſetzung der Prätoren, ſo wie die Polizei durch die curuliſchen Ädilen und die Triumviri capitales. Die Geiſtescultur begann allmählig. Fabius Pictor führte die Mahlerkunſt in Rom ein, L. Papirius Curſor brachte (461) den erſten Sonnenzeiger dahin, und Sp. Carvilius ließ eine Bildſäule Jupiters gießen. Mit dem Äſculapdienſt kam die Arzneikunde nach Rom; die Werke des Appius und der Concordientempel des Camillus beweiſen die Fortſchritte der Baukunſt. Neben den ſchönſten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Vaterlandsliebe kommen auch ſchon einzelne Beiſpiele von Luxus, Weichlichkeit und Entartung vor. Dritter Abſchnitt. In dieſem Zeitraum thut Rom den erſten Schritt zur Weltherrſchaft; es beſteht in drei Kriegen den furchtbaren Kampf mit Carthago, und vertilgt ſeine Nebenbuhlerin. Das Weſentliche davon iſt unter den Artikeln Carthago, Hannibal, Fabius, Scipio, Maſiniſſa u. ſ. w. berührt, worauf wir verweiſen. Der erſte Krieg mit Carthago wurde um den Beſitz Siciliens und die Herrſchaft des Meeres geführt, währte 23 Jahre (von 490 bis 513 der Stadt) und endigte mit der Vertreibung der Carthaginienſer aus Sicilien. Rom, durch den Sieg übermüthig gemacht, entriß ihnen 517 mitten im Frieden Sardinien. Durch ſeine Übermacht im adriatiſchen Meere demüthigte es den illyriſchen Seeräuberſtaat, und erſchien dadurch den Griechen rettend und hülfreich. Corcyra, Apollonia und andre griechiſche Städte begaben ſich förm-

lich unter römiſchen Schutz, und die Achäer, Ätolier und Athener wetteiferten in Bezeigung ihrer Dankbarkeit. Während Carthago in Spanien ſich zu entſchädigen ſuchte, und von Rom zu dem Verſprechen genöthigt wurde, den Iberus nicht zu überſchreiten, führte dieſes einen neuen blutigen Krieg mit den Galliern, der mit der Gründung ſeiner Herrſchaft in Norditalien ſich endigte. Kaum war dieſer ſechsjährige Kampf beendigt, als der zweite puniſche Krieg ſeinen Anfang nahm. Carthago, deſſen Heere der große Hannibal anführte, griff an, und verſetzte den Schauplatz des Krieges nach Italien. Er dauerte von 536 bis 543. Nach großen Siegen unterlag endlich Carthago; Rom aber ſtand, ungeachtet ſeines Menſchenverluſtes und der Verwüſtung Italiens, zu Ende des Krieges viel mächtiger da als zu Anfang; ſeine Macht in Italien war befeſtigt, große auswärtige Länder waren erobert, und die Herrſchaft auf dem Meere geſichert. Ohne daß die Form der innern Verfaſſung geändert worden, hatte der Senat eine faſt unumſchränkte Gewalt erlangt. Der Geiſt der Regierung hatte Rom zu einem nach der Weltherrſchaft ſtrebenden Staate gemacht. Sie erreichte dieſes Ziel durch die Vortrefflichkeit ihrer Heere und Feldherren, und durch die Feſtigkeit und Schlauheit ihrer Staatskunſt. Am Ende des zweiten puniſchen Krieges waren Sicilien, Sardinien, Corſica und Spanien, wenigſtens das diesſeitige, wie auch das diesſeitige Gallien römiſche Provinzen; Carthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Oſten die macedoniſchen Reiche nebſt den griechiſchen Republiken ein Staatenſyſtem, deſſen Verhältniſſe in ſich ſelbſt ſehr verwickelt, mit Rom aber erſt ſeit dem illyriſchen Kriege und Philipps Verbindung mit Hannibal entſtanden waren. Von drei Mächten vom erſten Range, Macedonien, Syrien und Ägypten, waren die beiden erſten gegen die letztere verbunden, welche aber mit Rom in gutem Vernehmen ſtand. Die Mächte vom zweiten Rang, der ätoliſche Bund, die Könige von Pergamus, die Republik Rhodus und andre kleinere, wie Athen, waren bereits ſeit dem Bündniſſe gegen Philipp (543) Verbündete Roms; der achäiſche Bund hingegen hing dem macedoniſchen Intereſſe an. Kaum war mit Carthago Frieden geſchloſſen, als ſchon der Krieg mit Philipp von Macedonien anfing. Anfangs waren die Römer unglücklich, bis T. Quinctius Flaminius durch Staatskunſt und Feldherrntalent Roms Macht im Oſten begründete. Nach der letzten entſcheidenden Schlacht bei Cynoskephalä (557) verlor Philipp ſeine Seemacht und ſeinen Einfluß auf Griechenland, deſſen Abhängigkeit von Rom gerade durch das Geſchenk der Freiheit, welches Quinctius den Griechen machte, am meiſten geſichert ward. Römiſche Geſandtſchaften, dergleichen Carthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhielten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Aufſicht, und miſchten ſich in die innern Angelegenheiten. Den Griechen, beſonders den trotzigen Ätoliern, wurde dies um ſo läſtiger, da das römiſche Heer noch drei Jahre bei ihnen verweilte. Der Friede mit Philipp enthielt den Keim zu einem größern Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechiſchen Städte zurückfoderte, welche Philipp in Aſien beſeſſen und Antiochus beſetzt hatte. Der Streit begann bereits 558, als Antiochus ſich des thraziſchen Cherſones bemächtigte; er ward lebhafter durch Hannibals Flucht zu dieſem Fürſten im J. 559, und brach bald in einen förmlichen Krieg aus, da Antiochus und Hannibal

ſich nicht verſtanden, und erſtrer nur halbe Maßregeln ergriff. Antiochus wurde zur See und zu Lande beſiegt, und ſah ſich nach der Schlacht bei Magneſia (564) zu einem Frieden genöthigt, der ihn aus Vorderaſien drängte, und gänzlich von Rom abhängig machte. Zu gleicher Zeit dauerten die blutigen Kriege in Spanien und Oberitalien fort. Im J. 569 fingen die Händel mit Philipp wieder an, weil er einige kleine Eroberungen gemacht hatte; aber der Plan, den man mit ſeinem Sohne Demetrius hatte, und Philipps Tod 575 verzögerten den Ausbruch des Krieges bis 582. Der Krieg mit Perſeus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Roms ganze Thätigkeit an, und endigte durch den Sieg des Paulus Ämilius bei Pydna mit dem gänzlichen Untergang des Reichs. Die Eroberung Ägyptens durch Antiochus Epiphanes hatte Rom durch ein Machtwort ſeines Geſandten Popilius gehemmt. Nach Maceboniens Eroberung verfolgte es offen ſeinen Plan zur Weltbeherrſchung, und verſchmähte dazu keine Mittel. Durch Intriguen bewirkte es, daß Ägypten getheilt wurde; es bemächtigte ſich der Vormundſchaft von Syrien, und machte es wehrlos. Jetzt ſollte nach beiſpielloſen Mißhandlungen auch Carthago vernichtet werden. Dies geſchah in dem dritten puniſchen Krieg, welcher von 604 bis 608 dauerte. Gleichzeitig mit dieſem wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Andriſcus geführt, der ſich an die Spitze der Mißvergnügten geſtellt hatte, aber ſchon 606 dem Metellus unterlag. Gleich darauf nahm der achäiſche Krieg ſeinen Anfang, deſſen Zweck die Auflöſung des achäiſchen Bundes war. Mummius endigte ihn mit der Zerſtörung Corinths im J. 608, und Griechenland und Macedonien wurden römiſche Provinzen. — So hatte ſich Rom in dem kurzen Zeitraum von 118 Jahren zur Beherrſcherin der Welt emporgeſchwungen. Seine Kriegskunſt war jetzt ſo ausgebildet, daß es ſich darin mit jedem meſſen konnte. Den Seekrieg aber verſtanden die Römer nur unvollkommen, und die Belagerungskunſt brachte erſt der jüngere Africanus zu einiger Höhe. Außer Italien beſaß Rom unter dem Namen Provinzen: das dieſſeitige und jenſeitige Spanien (beides aber noch beſtritten), Afrika (das Gebiet von Carthago), Sicilien, Sardinien, Corſica, Ligurien, das ciſalpiniſche Gallien, Macedonien und Achaja. Nicht nur der Privatreichthum, ſondern auch die Staatseinkünfte ſtiegen anſehnlich. Überhaupt herrſchte in Roms Finanzſyſtem der Geiſt der ſtrengſten Ordnung. Mit dem Reichthum nahm auch die Bildung und Verfeinerung der Bürger zu. Man ſah unter ihnen die erſten Dichter auftreten, und die erſten regelmäßigen Schauſpiele geben. Noch mehr erhoben ſich die Wiſſenſchaften nach den Kriegen in Griechenland und Aſien. Lucilius ſchrieb Satiren, Fabius Pictor und Cato Annalen der römiſchen Geſchichte. Die Sprache ward ausgebildet. Man lernte Sonnen- und Mondſinſterniſſe berechnen, und führte Waſſeruhren und vollkommnere Sonnenuhren ein. In den Künſten waren die Römer noch Barbaren, wie das Beiſpiel des Mummius zeigt. Die Sitten verloren nach dem zweiten puniſchen Kriege immer mehr die alte Reinheit und Einfachheit. Man gab bei Leichenbegängniſſen grauſame Fechterſpiele, wandte ungeheure Summen auf die öffentlichen Spiele, und ſchweifte auf mancherlei Weiſe aus. Schon mußten Geſetze gegen den Aufwand gegeben werden. Die ſchändlichen Bacchanalien mußten 568 durch ein Verbot verhindert werden. — **Vierter Abſchnitt.** Die Kriege in Spanien wur-

den mit Wuth und Heftigkeit fortgeſetzt. In dem Landmann Viriathus erhielt das mächtige Rom einen Gegner, deſſen es ſich erſt nach einem vieljährigen Kampfe durch Meuchelmord entledigen konnte. Die Celtiberer und Luſitaner waren die mächtigſten Gegner Roms. Sie waren abwechſelnd beſiegt und ſiegend. Der Geiz des Proconſuls Licinius Lucullus (603) und des Prätors Sulpicius Galba (604) war Urſach, daß unter Viriathus Anführung der Krieg mit erneuerter Wuth losbrach. Nach der Ermordung dieſes berühmten Mannes (614) wurde zwar Luſitanien unterjocht, dagegen aber nöthigten die Numantiner den Conſul Mancinus zu einem nachtheiligen Vergleich. Zwar beendigte 621 Scipio dieſen Krieg, aber das nördliche Spanien blieb noch ununterworfen. In dem nämlichen Jahre ererbten die Römer vom Attalus das ſchöne Königreich Pergamus in Aſien, und behaupteten ſich im Beſitz gegen den Ariſtonicus. Mit dieſer Beſitznahme endigten auf einige Zeit die auswärtigen Kriege; dagegen litt Rom an innern Unruhen, die ſich mit gewiſſen Unterbrechungen äußerten, und endlich in heftige Bürgerkriege übergingen. Die unbegränzte Macht des Senats hatte eine höchſt gehäſſige Familienariſtokratie zur Folge, welche die Volkstribunen bekämpften, und woraus ein verderblicherer Streit zwiſchen den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Factionen hervorging, als jener frühere zwiſchen Patriciern und Plebejern. Der Streit begann unter Sempronius Gracchus (ſ. d. Art.), der zur Erleichterung der niedrigern Volksclaſſen auf eine beſſere Vertheilung der Staatsländereien drang. Er fiel in einem Volksaufſtand, aber das durchgegangne Ackergeſetz blieb in ſeiner Kraft, und die Unruhen dauerten fort. Obgleich durch die Rückkehr des Scipio Ämilianus die Ariſtocraten eine neue Stütze erhielten, ſo kam doch den Demokraten der große Sclavenaufſtand in Sicilien (620-23) ſo wohl zu Statten, daß ſie nicht unterdrückt werden konnten. Die Volkstribunen ſuchten ihre Macht noch zu erweitern; ſie erlangten Sitz und Stimme im Senat, und wollten auch ihre Erneuerung geſetzmäßig machen. Es gelang, den Unruhen auf einige Zeit vorzubeugen, indem man die Häupter der Volkspartei ehrenvoll entfernte. Während deſſen wurde 626 durch M. Fulvius Flaccus die römiſche Macht im transalpiniſchen Gallien begründet, und ſchon 632 war der ſüdliche Theil deſſelben römiſche Provinz. Im J. 631 trat Cajus Gracchus als Volkstribun auf, erneuerte das Ackergeſetz noch geſchärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen als ſein Bruder. Er wollte den Richterſtand zum Gegengewicht des Senats machen, und ſuchte ſeine Partei dadurch zu vergrößern, daß er vorſchlug, den italieniſchen Völkern das römiſche Bürgerrecht zu ertheilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunſt des Volks zu bringen, und ſeinen Fall zu bewirken. Im J. 633 ward auch er in einem großen Volksaufſtande ermordet, und die Ariſtokraten benutzten ihren Sieg zu einer gänzlichen Aufhebung des Ackergeſetzes. Dagegen begannen von jetzt an Unruhen mit den italieniſchen Bundesgenoſſen, welche Antheil am Bürgerrecht foderten, und nur zufällig wurde noch der Ausbruch des Krieges verhindert. Auf die Sitten hatte der Factionsgeiſt einen ſehr nachtheiligen Einfluß, dem weder die Strenge der Cenſur, noch die Aufwandsgeſetze, noch die jetzt ſchon nöthigen Geſetze gegen das Cölibat ſteuern konnten. Bei den Großen herrſchte Habſucht, im großen Haufen Zügelloſigkeit. Durch die übermäßige Bereicherung des öf-

fentlichen Schatzes entſtand zunächſt ein öffentlicher Luxus, welchem bald auch Privatluxus folgte, der reichliche Mittel zu ſeiner Befriedigung in den Erpreſſungen der Statthalter und in den Geſchenken auswärtiger Fürſten fand. Die Beſtechlichkeit zeigte ſich auffallend in dem Kriege mit Jugurtha (636-648), der ebendadurch ſo verlängert wurde. Das Ende dieſes Krieges bahnte einem Plebejer, dem C. Marius, den Weg zu den höchſten Staatswürden, wodurch die Ariſtokratie einen empfindlichen Stoß erlitt. Ihm gelang, die Verfaſſung zu ſtürzen, da die Kriege mit den Cimbern, während in Sicilien ein neuer furchtbarerer Sclavenkrieg wüthete, ihn unentbehrlich machten. Vier Jahre hinter einander verwaltete er das Conſulat. Endlich im J. 654 brach der Sturm gegen ihn los, und nach vielen Kämpfen entfernte er ſich nach Aſien. (Vergl. Marius.) Von 656 bis 663 herrſchte Ruhe; die Provinzen athmeten ein wenig auf. Aber die Macht des Ritterſtandes ward eine neue Quelle von Mißbräuchen; er hielt den Senat in Abhängigkeit, und konnte ſich leicht den nöthigen Reformen in den Provinzen widerſetzen, da er nicht nur im Beſitz der Judicia, ſondern auch der Pachtungen der Staatseinkünfte war. Der Streit, welcher ſich zwiſchen ihm und dem Senat über die Judicia erhob, war ſehr verderblich für den Staat. Zwar verloren die Ritter durch den Tribunen Livius Druſus die Judicia zur Hälfte, aber durch die Art, wie dies geſchah, wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenoſſenkrieges angeſchürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenoſſen das Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch ſo großes Mißvergnügen, daß er verrätheriſcher Weiſe ermordet wurde. Jetzt griffen alle Völker Italiens vom Liris bis zum adriatiſchen Meerbuſen zu den Waffen, um ſich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Faſces wurden dem L. Julius Cäſar und P. Rutilius Lupus anvertraut, und unter dieſen Conſuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompejus, C. Marius, Q. Cäpio, C. Perpenna, Valerius, Meſſala, Corn. Sylla, T. Didius, P. Lentulus, P. Lucinius Craſſus und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenſeite ſtanden Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von 653 bis 656 mit abwechſelndem Glück und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Foderungen der Bundesgenoſſen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausſchließend Oberhaupt des Staats zu ſeyn. Zu dieſer Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Rüſtungen und die Zwiſtigkeiten zwiſchen Sulla und Marius. Dieſe brachen zu Anfang des erſten pontiſchen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Artikel Marius, Mithridates und Sylla.) Der Senat hatte dem Sylla das Commando übertragen, Marius verband ſich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sylla aber vertrieb ihn an der Spitze ſeines Heers aus Rom, ſtellte das Anſehn des Senats wieder her, und eilte ſeiner Beſtimmung zu, nachdem er, um populär zu ſcheinen, ſeinen Gegner Cinna zum Conſulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieſes Kriegs, der von 656-659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. Im J. 671 kehrte der geächtete Sylla nach Rom zurück; ein ſchrecklicher Bürgerkrieg entſtand, der erſt 673 durch Sylla's Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sylla ſuchte die demokratiſche Partei zu erdrücken,

und gab in dieſer Abſicht die corneliſchen Geſetze. Des Ämilius Lepidus Verſuch, ihm entgegenzuwirken, wurde vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefachte Krieg, welcher 682 mit deſſen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien ſelbſt der furchtbare Krieg der Gladiatoren und Sclaven, und in Aſien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere beunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. Pompejus (ſ. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat beſiegte. Kleinaſien, Syrien und Creta wurden römiſche Provinzen, Armenien, Cappadocien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thraziſchen Völker war gebrochen. Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom gefährlich werden, aber im Innern waren wieder neue Veränderungen vorgegangen. Einige Verſuche, die Conſtitution des Sylla umzuſtoßen, waren zwar mißlungen, aber ſchon 679 ſetzte Opimius durch, daß das Tribunat nicht von höhern Ehrenſtellen ausſchloß, und daß den Rittern die Judicia wiedergegeben wurden; und Pompejus und Craſſus vernichteten ſie während ihres Conſulats 684 faſt ganz, indem ſie die tribuniciſche Gewalt völlig wieder herſtellten. Durch dieſen Sieg der demokratiſchen Partei wurde eine Art von Oligarchie eingeführt; einzelne übermächtige Männer traten an die Spitze des Staats. Die catilinariſche Verſchwörung (ſ. Catilina) wollte die damaligen Gewalthaber ſtürzen, und eine aus der Hefe des Volks beſtehende Faction erheben. Cicero ſchlug ſie nieder und ſtellte die innere Ruhe dadurch her. Dennoch ging der Staat unaufhaltſam ſeinem Untergange entgegen. Luxus, durch die aus Aſien gezognen ungeheuern Reichthümer erzeugt, hatte die alte Tugend verderbt. Eigennutz und Ehrſucht waren die herrſchenden Leidenſchaften der Großen. Pompejus, der jetzt aus Aſien zurückkehrte, fand in dem ſtrengen Cato einen überlegnen Gegner; er ſchlug ſich daher zur Volkspartei, um mit ihrer Hülfe ſeine Plane durchzuſetzen. Cäſars Rückkehr aus Luſitanien aber (694) gab der Sache eine andre Wendung. Dieſer bildete mit Pompejus und Craſſus das ſogenannte erſte Triumvirat, und gelangte dadurch 695 zum Conſulat, welches ihm den Weg zur Dictatur bahnte. Er ließ ſich die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Eroberungen zu machen, und ein Heer zu bilden. Noch vor ſeiner Abreiſe wurden durch den Tribun Clodius die Häupter des Senats, Cato und Cicero, entfernt; aber die Triumvirn ließen, durch den Tribun Milo, Cicero zurückberufen, ohne dadurch die Macht des Clodius brechen zu können. Cäſar vollendete während ſeiner Verwaltung Galliens die Eroberung dieſer Provinz (von 696-704). Die Streitigkeiten, welche während ſeiner Abweſenheit zwiſchen ihm und Pompejus und Craſſus entſtanden waren, wurden 698 durch den Vergleich zu Lucca dahin beigelegt, daß Cäſar ſeine Provinz auf neue fünf Jahre behalten, Pompejus und Craſſus das folgende Conſulat, und demnächſt jener Spanien und Afrika, dieſer Syrien als Provinz bekommen ſolle. Trotz Cato's Widerſtand ging dieſer Plan durch. Als aber Craſſus gegen die Parther geblieben war, und Pompejus, ſtatt in ſeine Provinz abzugehn, als alleiniger Conſul mit faſt dictatoriſcher Gewalt an die Spitze der Republik trat, war der Bürgerkrieg unvermeidlich. (S. Cäſar und Pompejus.) Statt dem Decret des Se-

nats zu gehorchen, ging Cäſar über den Rubicon, und nöthigte Pompejus zur Flucht aus Rom. Der Bürgerkrieg begann, und wurde 706 bei Pharſalus entſchieden. Jetzt ward Cäſar Dictator mit den ausgedehnteſten Vorrechten. Sein nächſtes Beſtreben war, die Partei des Pompejus gänzlich zu beſiegen, und die Ordnung in dem zerrütteten Italien wiederherzuſtellen. Er fand 710 ſeinen Tod, aber ſeine Gegner konnten die Republik nicht retten. Schon 711 bildete ſich ein neues Triumvirat zwiſchen Octavius, Antonius und Lepidus, deſſen Zweck die Vertilgung der republikaniſchen Partei war. Wie ſie dieſen Zweck durch Proſcriptionen und Willkürlichkeiten aller Art verfolgten, ſich dann unter einander ſelbſt entzweiten, und aufs neue Bürgerblut floß, bis endlich die Schlacht von Actium den Octavius zum Oberhaupte des römiſchen Reichs machte, iſt unter den Artikeln Antonius und Auguſtus erzählt worden. Rom hörte auf, eine Republik zu ſeyn. Die Hauptveränderungen, welche in dieſem Zeitabſchnitt die römiſche Verfaſſung erfuhr, ſind ſchon in der Geſchichte deſſelben mit angeführt worden. Beſtechung und Privatintereſſe leiteten die Volksverſammlungen, in denen ſeit 622 in allen Fällen mit Täfelchen votirt wurde; Eigennutz und Ehrſucht riſſen die Staatsämter an ſich. Der Ritterſtand bildete ſich und gewann große Macht und ungeheure Reichthümer. Das Kriegsweſen erweiterte Marius, aber die Kriegszucht verfiel. Die Heere fochten mehr für den Feldherrn als für den Staat. Sie ſtanden dem zu Gebote, der ſie bezahlte. Große Fortſchritte aber machten die Wiſſenſchaften. In dieſen Zeitraum gehören die Dichter M. Pacuvius, C. Lucilius, Lucretius und Catullus, die Hiſtoriker Calpurnius Piſo, Rutilius Rufus, Claudius Quadrigarius, vornehmlich Cäſar, Salluſtius, Cornelius Nepos, Hirtius Panſa u. A., als Redner und Philoſoph Cicero, als Grammatiker Terentius Varro, der auch über den Landbau ſchrieb. Mit dem Ende dieſer Periode begann das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur und Kunſt. Man ahmte die Griechen mit Geſchmack und Glück nach. Nicht nur gingen die vornehmen römiſchen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, ſondern auch zahlreiche griechiſche Gelehrte ſtrömten nach Rom, und beſorgten dort die Erziehung und den Unterricht. Die Sprache erreichte ihre höchſte Ausbildung, die Bühne erhielt Meiſterſtücke. Von den philoſophiſchen Secten der Griechen fanden die Schulen des Epicur und des Zeno den meiſten Beifall. Griechiſche Künſtler brachten die Künſte empor. Durch ſie wurde Rom mit prächtigen Gebäuden und Meiſterſtücken der Bildhauerkunſt angefüllt. Zur Zeit des Cäſar und Pompejus lebten zu Rom die griechiſchen Künſtler, Arceſilaus, Paſiteles, Zopyrus, Kriton, Nicolaus Strongylion und der große Steinſchneider Dioſcorides. Aber das Sittenverderbniß ſtieg mit dem Luxus bald ins Ungeheure; der größte Theil des Volks, beſonders der Vornehmern, war in Weichlichkeit, Wollüſte und Laſter aller Art verſunken. Geſetze dagegen fruchteten wenig. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sclaven überlaſſen, die man grauſam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz ſeiner Armuth im Müßiggang, und war um ſo williger, ſich von denen leiten zu laſſen, die ihm Geſchenke und Spenden zukommen ließen. Durch Geld war alles zu erreichen. Dritter Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiſerthum, vom Jahre der Stadt 727 bis 1148 (oder 395 nach Chr. Geb.). Wir theilen dieſen Zeitraum in fünf Ab-

ſchnitte. **Erſter Abſchnitt.** Octavian war 725 als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und ſtand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Roms erſter Kaiſer, ohne dieſen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen **Auguſtus**, welcher ihm 727 ertheilt wurde, herrſchte er mild und mit Beibehaltung der republikaniſchen Formen. Die Ämter, welche er in ſich vereinigte, waren: das Conſulat, die tribuniciſche Gewalt, die Imperatorſtelle und das Imperium proconſulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magister morum und des Pontifex maximus. Den Schein der Uſurpation zu vermeiden, ließ er ſich die höchſte Gewalt von Zeit zu Zeit neu beſtätigen. Der Senat beſtand als Staatsrath fort. Die republikaniſchen Magiſtraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wirkſamkeit, dagegen wurden die Präfectur der Stadt und der Lebensmittel, die erſten und wichtigſten Stellen, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stadtmiliz (cohortes urbanae) und eine Leibwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden beſoldet, und in ihrer Macht beſchränkt. Im Finanzweſen wurden Verbeſſerungen gemacht. Der Unterſchied zwiſchen der Staats- und Privatcaſſe des Kaiſers ergab ſich von ſelbſt; in der Folge wurden beide eins. Die Gränzen des Reichs wurden erweitert, vornehmlich durch die Einnahme Ägyptens 724, Pannoniens 719, Möſiens 725, Rhätiens, Vindeliciens und Noricums 739, und durch die völlige Unterwerfung des nördlichen Spaniens und weſtlichen Galliens 729. Dagegen kriegten die Römer unglücklich gegen die Deutſchen. Auguſts Nachfolger war ſein Stiefſohn **Tiberius** (ſ. d.), welcher von 767–790 regierte. Unter ihm wurde durch die Judicia majestatis der Deſpotismus gegründet. Daran war eben ſo ſehr die Feigheit und Niederträchtigkeit des Senats, als der tyranniſche Charakter des Fürſten Schuld, der ſich überdies von 776 bis 784 von dem Böſewicht Sejan leiten ließ. Seine Nachfolger **Caligula** (bis 794) und **Claudius** (bis 807) waren, jener ein wahnſinniger Tyrann, dieſer ein Schwächling. Unter letzterm fingen ſeit 796 die Eroberungen in Britannien an, und zu Provinzen wurden gemacht: Mauritanien 795, Lycien 796, Judäa 797, und Thrazien 800. Sein Nachfolger Nero (von 807 bis 821), ein heuchleriſcher, zur Schwelgerei und Grauſamkeit geneigter Tyrann, war der letzte Kaiſer aus dem Hauſe Auguſts. Unter ihm wurde der größte Theil von Britannien römiſche Provinz, und der Krieg in Armenien und gegen die Juden glücklich geführt. Auf Nero's Tod folgten ſo heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten ſich gewaltſam des Throns bemächtigten, **Galba**, **Otho** und **Vitellius**, auf deren beſondre Artikel wir verweiſen. — Für die römiſche Literatur und Kunſt war dieſer Zeitraum, beſonders die Regierung Auguſts, das goldne Alter. Statt der Politik beſchäftigten ſich die Vornehmen mit den Wiſſenſchaften, beſonders den ſchönen, oder gewährten ihnen doch Schutz und Beförderung, wie Mäcen und Agrippa. Auguſt und Aſinius Pollio legten große öffentliche Bibliotheken an. In der Dichtkunſt glänzten Virgil, Ovid, Cornelius Gallus, Cornelius Severus, Tibull, Properz, Gratius Faliſcus, Manilius, Horaz, Phädrus, und eine Menge von Epigrammendichtern. In der Geſchichte lieferten Livius und Dionyſius von Halicarnaß allgemein geſchätzte Werke. Die Beredſamkeit mußte ſinken, aber die Philoſophie und Mathematik fan-

den noch Verehrer und Bearbeiter; dahin gehört Vitruv wegen ſeiner Baukunſt und Hygin wegen ſeines Gromaticums. Als Grammatiker verdient M. Verrius Flaccus erwähnt zu werden; die Geographie hatte einen Strabo, die Rechtsgelehrſamkeit einen Q. Artiſtius Labeo, C. Antejus Capito und C. Trebatius Teſta. Unter den bildenden Künſten blühten beſonders die Baukunſt, die Bildhauerkunſt und die Steinſchneidekunſt. Nach Auguſts Tode ſank die Literatur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten ſich noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Perſius Flaccus und Petronius Arbiter, als Geſchichtſchreiber Vellejus Paterculus, Diodorus von Sicilien, Nicolaus von Damaſcus und Valerius Maximus, als Rhetoren und Philoſophen M. und L. Annäus Seneca und Epictet, als Arzt Aurelius Cornelius Celſus. Über die Reden des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechtsgelehrſamkeit zeichnete ſich aus Maſuvius Sabinus, M. Coccejus Nerva, Caſſius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künſte geriethen ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß überhand durch Schwelgerei und die unnatürlichſten Wollüſte. Ausländer und Freigelaſſene wurden die Vertrauten der Kaiſer, und die Soldaten bildeten einen eignen Stand, und dienten nicht dem Staate, ſondern dem Despoten, den ſie hinwieder abhängig von ſich machten. Zweiter Abſchnitt. Nach des Vitellius Sturz beſtieg 823 Flavius Veſpaſianus den Thron. Er ſtellte das Reich her, indem er die Finanzen ordnete, für den öffentlichen Unterricht ſorgte, die Kriegszucht erneuerte, und die Judicia Majeſtatis aufhob. Unter ſeine Regierung fällt der wichtige Krieg mit dem Bataver Civilis und die gänzliche Eroberung Britanniens durch Agricola. Veſpaſian regierte bis 832, ſein trefflicher Sohn Titus bis 834, deſſen Bruder und Nachfolger Domitian, der vollendetſte Deſpot, bis 849. Unter ihm entſtand der Krieg mit dem Könige der Dacier, Decebalus, welcher die für Rom ſo unglücklichen Kriege mit den Marcomannen, Quaden und Jazygen von 839-843 veranlaßte. Er wurde ermordet, und nun folgten die rühmlichen Regierungen des Nerva (bis 851), Trajan (bis 870), Hadrian (bis 891), Antoninus Pius (bis 914), und Marc Aurel (bis 933). Nerva heb die Schreckensregierung auf, minderte die Abgaben, und weckte die Induſtrie wieder; Trajan ſtellte eine möglichſt freie Verfaſſung her, und vergrößerte das Reich durch glückliche Kriege mit den Daciern, Armeniern und Parthern. Hadrian verbeſſerte vornehmlich das Innere des Reichs, und ſchärfte die Kriegszucht des Heeres. Am glücklichſten war Rom unter der friedlichen Regierung des Antoninus Pius; unter Marc Aurel beunruhigten große Unfälle und blutige Kriege mit den Catten, Parthern, und vornehmlich mit den Marcomannen das Reich, aber ſeine Weisheit wußte die Wunden zu heilen. Mit ihm endet das blühende Zeitalter Roms. Die Staatsverfaſſung hatte den Charakter einer gemäßigten, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Monarchie. Die Staatswürden wurden zum Theil zu leeren Ehrentiteln, und dagegen wurden eine Menge von Hofſtellen eingeführt, die immer mehr Macht an ſich riſſen. Italien ward in vier Provinzen getheilt, denen Conſularen vorſtanden. Große Veränderungen bewirkten im Gerichtsweſen das Edictum perpetuum; die kaiſerlichen Befehle verdrängten immer mehr die Senatsconſulte. Auch im Kriegsweſen

fanden mehrere Veränderungen Statt, namentlich eine andre Eintheilung der Truppen. Die Literatur, beſonders die Dichtkunſt und Beredſamkeit, waren zwar im Sinken, aber die Kaiſer bemühten ſich, durch Anlegung von Bibliotheken und Verſammlungsſälen, und durch Beſoldung von Lehrern der geiſtigen Cultur aufzuhelfen. Dichter aus dieſem Zeitraume ſind Silius Italicus, Statius Papinianus, Juvenal, Martial; Geſchichtſchreiber Tacitus, Appian, Florus, Juſtinus, Curtius, Arrian, Sueton, Plutarch; Redner Plinius der Jüngere; Philoſophen Epictet, Marc Aurel als Stoiker, und mehrere Neuplatoniker; Ärzte, Galenus und Scribonius Largus. Über die Waſſerbaukunſt ſchrieb Frontinus, über Producte der Natur Plinius der Ältere, über die Ökonomie Columella, über die Kriegsliſten Polyän und Frontin; in der Alterthumswiſſenſchaft machte ſich Gellius berühmt, in der Geographie Ptolemäus und durch ſein Reiſebuch nach Britannien Antonin; in der Rhetorik Quintilian. Große Rechtsgelehrte waren Salvius Julianus, Aburnus Valens, Sextus Cäcilius Africanus, Terentius Clemens, Vinidius Verus, Junius Mauricianus, und noch berühmtere juriſtiſche Schriftſteller, Sextus Pomponius, C. Veluſius Mäcianus, Q. Cervidius Scävola, Ulpius Marcellus. Dritter Abſchnitt. Von jetzt an beginnt der immer zunehmende Verfall des römiſchen Reichs. Commodus, Marc Aurels Sohn (von 933–945), war ein tyranniſches Ungeheuer. Von den Marcomannen erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten ſeine Feldherrn glücklich. Nach ſeinem Tode erfolgten große Erſchütterungen. Pertinax regierte nur drei Monate, und M. Didius Julianus, der das Reich meiſtbietend erſtand, nur zwei Monate, worauf das Heer in Illyrien den Septimius Severus, das Heer in Syrien den Peſcenninus Niger zum Kaiſer wählte. Erſterer behauptete ſich, und herrſchte bis 965. Er bekämpfte die Parther und Britanner. Caracalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 ſein Mörder Macrinus; Heliogabalus, ein ſchamloſer Wollüſtling (bis 975); Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürſt. Nach ihm herrſchte ſein Mörder, der Thrazier Maximinus (bis 991), der den militäriſchen Deſpotismus aufs höchſte trieb. Während er mit Glück in Deutſchland kriegte, wählte der Senat den alten Gordian zum Kaiſer, und nach deſſen Tode den Maximus Pupienus und Clodius Balbinus. Die Prätorianer ermordeten ſie, und riefen den jungen Gordian zum Kaiſer aus, der bis 997, ſo wie M. Julius Philippus bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanus Decius (1004 von den Gothen erſchlagen); Trebonianus Gallus (bis 1006); Ämilius Ämilianus (drei Monat); P. Licinius Valerianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (bis 1021), unter dem ſich faſt alle Statthalter zu Kaiſern aufwarfen, und die Deutſchen und Perſer über die Römer ſiegten; M. Aurelius Claudius (bis 1023), der die Allemannen und Gothen ſchlug; Domitius Aurelianus (bis 1028), der alle verlornen Länder wieder ans Reich brachte, die Zenobia gefangen nahm, und Dacien freiwillig räumte; M. Claudius Tacitus (bis 1029), Probus (bis 1035), ein kriegeriſcher und guter Fürſt; M. Aurelius Carus (bis 1036); M. Aurelius Numerianus (bis 1037), ein gebildeter und ſanfter Fürſt. Ihm folgte Diocletian (bis 1058), welcher den M. Valerius

Maximianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, ſo wie Maximian den Flavius Conſtantius Chlorus zum Gehülfen an. Dieſe theilten das Reich unbeſchadet ſeiner Einheit, und widerſtanden nicht nur den Barbaren, ſondern erweiterten noch das Reich im Oſten bis an den Tigris. Beide Kaiſer legten 1058 die Regierung nieder, worauf Galerius in den Morgenländern, Conſtantius in den Abendländern folgte. Galerius ernannte zwei Gehülfen (Cäſares), den Flavius Severus und Maximinus. Conſtantius ſtarb 1059, und hinterließ ſeine Länder ſeinem Sohne Conſtantin, der durch eine Reihe von Treuloſigkeiten im J. 1076 die Alleinherrſchaft gewann. In dieſem Zeitraum war zwar die Staatsverfaſſung dieſelbe geblieben, aber überall herrſchte Militärdespotismus. Der Soldat ſetzte Kaiſer ein und ab. In Rechtsſachen entſchieden die Kaiſer durch ihre Conſtitutionen. Immer mehr ſtiegen das Sittenverderbniß, die Ohnmacht des Reichs, die drückenden Abgaben, die Armuth des Volks, die Tyrannei der Regenten, der Andrang der Barbaren. Die Literatur und der Geſchmack kamen gänzlich in Verfall. Sprache und Schreibart arteten aus, und geriethen in Verderbniß. Einzelne Männer ſtudirten die Alten und nahmen ſie zu Muſtern. Unter den Dichtern ſind zu bemerken, Terentianus Maurus und Nomaſianus; unter den Geſchichtſchreibern ſind von anerkanntem Werth Dio Caſſius und Herodian; ferner ſind zu bemerken die Verfaſſer der Kaiſergeſchichte (Scriptores Historiae Augustae) Spartianus, Capitolinus, Trebellius Pollio, Vopiſcus, Lampridius und Vulcatius Gallicanus. Apulejus ſchrieb Romane, Älian Anekdoten. Redneriſche Werke verfaßten die Panegyriker der Kaiſer Mamertinus Min., Nagarius, Magnus Auſonius, Latinus, Drepanius, Eumenius und Pacatus. Der Grammatiker Latinus lieferte einen Auszug aus Plinius Naturgeſchichte unter dem Titel Polyhiſtor, Serenus Samonicus ein Lehrgedicht über die Arzneikunde, Palladius ein Werk über den Landbau, der Grammatiker Cenſorinus ein gelehrtes Werk de die natali. Große Rechtsgelehrte waren Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus und Herennius Modeſtinus. Die Kunſt erloſch ganz. Schon war die chriſtliche Religion allgemein verbreitet. Vierter Abſchnitt. Conſtantin der Große (bis 1090) nahm aus Politik 1064 das Chriſtenthum an, welches dadurch herrſchende Religion wurde. Der militäriſche Deſpotismus hörte auf. Die Reſidenz wurde nach Conſtantinopel verlegt, das Reich neu eingetheilt, Civil- und Militärgewalt getrennt. Nach Conſtantins Tode theilten ſeine drei Söhne, Conſtantin, Conſtantius und Conſtans das Reich, bis nach zwölfjährigen Kriegen 1106 Conſtantius das ganze Reich an ſich brachte. Er regierte zuerſt mit dem Cäſar Conſtantius Gallus, dann mit dem Cäſar Julianus, bis 1114 unter beſtändigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war Julian (bis 1116), ein talentvoller, laſterfreier Fürſt, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte Jovian bis 1117, Valentinian I. im Occident bis 1128, Valens im Orient bis 1131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen, Gratian und Valentinian II. im Occident, erſterer bis 1136, letzterer bis 1145, dann Theodoſius bis 1147 im Orient, bis 1148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländiſchen oder oſtrömiſchen und in dem abendländiſchen oder weſt-

römiſchen Kaiſerthum getrennt blieb; man ſehe die Geſchichte des erſtern unter Byzantiner, die Geſchichte des letztern unter occidentaliſches Kaiſerthum. Aus dieſem Zeitraum nennen wir noch folgende Schriftſteller: Claudian als Dichter; Ammianus Marcellinus, Aurelius Victor, Eutropius und Zoſimus als Geſchichtſchreiber. Als Redner war Symmachus, als Sophiſt Themiſtius berühmt. Vegetius ſchrieb vom Kriegsweſen, und Macrobius ward ein glücklicher Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Sextus Rufus ſchrieben Topographien von Rom. Von jetzt an artete die römiſche Sprache durch Vermiſchung und Barbarei immer mehr aus, bis ſie endlich ganz in den romaniſchen Sprachen verſchwand, und eben ſo ſank die Geiſtescultur.

Rom, auch noch heut die merkwürdigſte, lehrreichſte, intereſſanteſte Stadt der Welt, verdient es vor allen, daß wir uns länger bei ihr verweilen, und ſie, ſo flüchtig und unvollkommen es auch die Gränzen dieſes Werks nur zulaſſen, kennen lernen, wie ſie war, als ſie die Welt beherrſchte, und wie ſie jetzt iſt, zwar nur ein Schatten von ſonſt, aber immer noch ohne ihres Gleichen durch unzählige Erinnerungen und einzige Schätze für Kunſt und Wiſſenſchaft. — Das alte Rom war, wie wir ſchon im vorigen Artikel angeführt haben, auf mehrern Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vielen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt ſind, kaum mehr bemerkbar ſind. Das Gebirge der Apenninen befand ſich ihm gegen Nordweſten, die Tiber, welche 190 Stadien davon ſich ins tyrrheniſche Meer ergoß, größtentheils gegen Weſten. Die niedrigen Oſtufer des Stroms gaben die Stadt häufigen Überſchwemmungen preis. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich zu verſchiednen Zeiten ſehr verſchieden. Wir ſprechen hier von der blühendſten Periode. Vopiscus im Leben Aurelians ſetzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch dieſen Kaiſer auf 50,000 Schritt (8½ Meile), wofür wir jedoch 15,000 Schritt leſen zu müſſen glauben, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 13,000 Schritt (2½ Meile) angibt. Damit ſtimmen auch die Angaben neuerer Reiſenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen drei Millionen Menſchen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 300,000. Schon Romulus hatte die Stadt mit einer Mauer, oder vielmehr einem Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentaliſchen, pandaniſchen oder ſaturniſchen, romaniſchen und mugoniſchen, erhielt ſich nur das carmentaliſche. Dieſe Mauer lief vom palatiniſchen Berge unter dem aventiniſchen hinweg bis an die Tiber; dann füllte ein Stück derſelben den Abſtand zwiſchen der Tiber und dem capitoliniſchen Berge aus, ſchnitt auf der andern Seite den Palatinus von den Bergen Cölius, Esquilinus, Viminalis und Quirinalis ab, und endigte ſich abermals bei dem Capitol. Die zweite, die ſerviſche Mauer, war ungleich weitläuftiger, und ſchloß die genannten Berge insgeſammt von der Morgen- und Mittagsſeite ein, lief unter dem aventiniſchen Berg herum nach der Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendſeite deſſelben, wo ſie im Triangel bis auf die ſüdliche Spitze des Janiculus fortgeführt, dieſe von dem übrigen Berge abſchnitt, und dann in einer geraden, nach dem ſüdlichen Ende der Tiberinſel zugehenden Richtung die ganze Maſſe der Wohnungen jenſeit der Tiber umfaßte. Auf der Nordſeite der Stadt wurde größtentheils die alte Mauer des Romulus beibehal-

ten. Wo aber an der Spitze des Quirinalis die alte Mauer geendigt hatte, da lief die ſerviſche bis ans äußerſte öſtliche Ende des Quirinalis fort, und zog ſich dann um die übrigen Berge gegen Morgen herum. Der pinciſche Hügel, das Marsfeld und der vaticaniſche Berg lagen alſo ganz außerhalb derſelben, und Rom begriff daher nur ſieben Hügel in ſich, und wurde davon die Siebenhüglichte (Septicollis) genannt. Alle dieſe Theile umſchloß auch die dritte, die aurelianiſche Mauer; indem ſie aber vom nordöſtlichen Ende des Quirinalis noch weiter nach Norden fortging, begriff ſie auch das Marsfeld und den pinciſchen Hügel in ſich, zog ſich außerhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenſeit derſelben in einem großen Bogen den vaticaniſchen Berg, und ſchloß ſich dann an die alte bis auf die Spitze des Janiculus geführte Mauer an, ſo daß die Tiberinſel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem ſo großen Umfange mußte die Zahl der Thore beträchtlich ſeyn. Plinius zählt 37, von denen noch mehrere jetzt unter verändertem Namen beſtehen. Das alte Rom hatte mehrere Brücken, von denen einige noch gangbar ſind. Die unterſte und älteſte Brücke war der Pons sublicius, welcher vom Aventinus in das Thal unterhalb des Janiculus führte. Die zweite Brücke führte vom Markte nach dem Janiculus, und hieß Pons senatorius, weil der feierliche Aufzug des Senats darüber ging, wenn die ſibylliniſchen Bücher vom Janiculus geholt werden ſollten. Sie war die erſte ſteinerne Brücke Roms, und liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern. Auf die Tiberinſel führten zwei Brücken, die eine von der Oſt- die andre von der Weſtſeite, jene Pons Fabricius (jetzt Ponte di quattro capi), dieſe Pons Cestius (jetzt Bartholomäusbrücke) genannt. Eine vierte Brücke, Pons Janiculensis (jetzt Pons Sixti) führte vom Marsfelde beim Theater des Marcellus nach dem Janiculus. Von der fünften Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach dem Vatican führte, ſieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeiſthoſpitale. Die äliſche Brücke, Pons aelius, die jetzige ſchöne Engelsbrücke, führte eben dahin nach der Moles Hadriani. Außerhalb der Mauer, oberhalb des pinciſchen Hügels, lag die ſiebente Brücke, Pons Milvius (jetzt Ponte molle), von M. Ämilius Scaurus nach des Sylla Zeiten erbaut. Die Straßen Roms waren ſelbſt nach dem Wiederaufbau der Stadt unter Nero ſehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren es eine große Menge gab, unterſchied man in areae, Vorplätze von Paläſten und Tempeln, campi, freie mit Raſen bewachſene Plätze, die theils zu Berathſchlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen dienten, und in fora, welche gepflaſtert waren, und entweder zu Zuſammenkünften des Volks zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geſchäfte oder zum Verkauf verſchiedner Waaren oder zur Zierde dienten. Unter letztern waren das Forum romanum (ſ. deſſen beſondern Artikel) und das Marsfeld die vornehmſten. Die älteſte Eintheilung Roms machte Servius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er Tribus urbanae nannte; ſie hießen Tribus suburrana, collina, esquilina und palatina. Sie blieb bis auf Auguſt, welcher die Stadt in vierzehn Regionen theilte, deren Namen wir herſetzen, weil die Beſchreibung des alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1. Porta Capena, 2. Coeli montium, 3. Isis et

Serapis oder Moneta, 4. Via sacra, nachher Templum pacis, 5. Esquilina cum colle et turri Viminali, 6. Alta semita, 7. Via lata, 8. Forum romanum, 9. Circus Flaminius, 10. Palatium, 11. Circus maximus, 12. Piscina publica, 13. Aventinus, 14. Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns beſchränken müſſen, dieſer Eintheilung nicht weiter folgen, ſondern uns begnügen, die merkwürdigſten öffentlichen Gebäude und Denkmäler anzuführen. Zu dieſen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Circus, Naumachien, Porticus, Baſilicä, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrenſäulen, Cloaken, Waſſerleitungen, Grabmäler u. ſ. w. Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Roms, das dem Jupiter Capitolinus geheiligt war, ſo wie von dem Pantheon iſt in eignen Artikeln geredet, weßhalb es genug iſt, ſie hier genannt zu haben. Nächſtdem waren die merkwürdigſten der Tempel des Äſculap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinſel, jetzt die St. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antoninus und der Fauſtina in der Via ſacra, jetzt die Kirche S. Laurentii in Miranda; der koſtbare Apollotempel, welchen Auguſt mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die ſibylliniſchen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Koſtbarkeiten eine ſchöne Bibliothek, und diente den Dichtern zum Verſammlungsort, welche darin ihre Werke vorlaſen; der Tempel aller Kaiſer (Templum Caesarum), der die ſämmtlichen Bildſäulen der Kaiſer enthielt, denen allen einſt ein Blitz die Köpfe abſchlug; der Tempel der Dioſcuren auf dem Forum romanum unter dem palatiniſchen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber, den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erfechten halfen, und die man für Caſtor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Seja (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in ſeinen goldnen Pallaſt zog, und mit durchſichtigem capadociſchen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Dianae commune berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlaſſung die geſammten lateiniſchen Städte erbauten, und auf deſſen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem aventiniſchen Berg bei der Kirche S. Priſcä; der Tempel des Janus auf der Tiberinſel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der ſchönſten des alten Roms; der Tempel des flaviſchen Geſchlechts, in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimana noch vorhanden; der Tempel des Hercules und der Muſen, erbaut in der neunten Region vom M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Muſen aufſtellte; der Tempel der Ehre und Tugend in der erſten Region, vom M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmälern ihres Geſchlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, vom Romulus angelobt, als einſt die Seinigen ſchon zu fliehen anfingen, aber erſt nachher am Abhange des Palatinus erbaut; der Tempel des Jupiter tonans, von Auguſt mit vieler Pracht auf dem erſten Abſatz des capitoliniſchen Berges erbaut; der Tempel des Jupiter Lycaonius, ein ſchöner Tempel auf der Tiberinſel, von dem ſpäter die ganze Inſel Lycaonia hieß; zwei Tempel der Iſis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle des niedergeriſſnen Hauſes des Manlius auf der Burg des capitoliniſchen Berges erbaut, weil der Göt-

tin die Erweckung der Beſatzung bei dem Überfall der Gallier zugeſchrieben wurde; der Tempel der Libertas, vom Gracchus in der 13ten Region erbaut und von Aſinius Pollio hergeſtellt, der in ſeinem Atrium die erſte öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Oſtſeite des appiſchen Weges vor der Porta Capena in der erſten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs anſuchten, und den feindlichen Geſandten Audienz gab, und auf deſſen Trümmern die Kirche della Palme ſteht; der Tempel des Mars Ultor, von Auguſt mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurückerhielt; der koſtbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein andrer Tempel derſelben Göttin, den Pompejus auf dem Marsfelde erbaute, Auguſt aber mit Erz überziehen ließ; der Tempel des Friedens, einſt der ſchönſte und reichſte Tempel Roms, von Veſpaſian auf der Via ſacra in der vierten Region erbaut, der die Schätze des jeruſalemiſchen Tempels, eine ſchöne Bibliothek und viele andre Koſtbarkeiten enthielt, unter Commodus aber in Einer Nacht abbrannte; der Tempel der Göttin Salus, den Roms erſter Mahler, Fabius Pictor, ausmahlte; der Tempel des Saturn, von dem jüngern Tarquin erbaut, der nachher die Schatzkammer und das Staatsarchiv Roms ward; der Tempel der Sonne, den Aurelian mit größtem Aufwande anlegte, und von dem noch viele Ruinen da ſind; mehrere Venustempel, und unter dieſen beſonders der prächtige Tempel der Venus Genitrix, den Cäſar der Stammmutter ſeines Geſchlechts, und der Tempel der Venus und Roma, den Hadrian nach einem ſelbſtgefertigten Riß erbauen ließ; der Tempel der Veſta, einer der wichtigſten und älteſten, von Numa an der Südſpitze des Palatinus erbaut, in welchem die Staatsheiligthümer, die Ancilien, das Palladium, das heilige Feuer aufbewahrt wurden, und viele andre. Von den eigentlichen Paläſten Roms führen wir bloß den kaiſerlichen als den vornehmſten an. Er war von Auguſt auf dem palatiniſchen Berge erbaut, und gab der zehnten Region der Stadt den Namen. Die Hauptſeite war nach der Via ſacra gekehrt, und Eichen davor gepflanzt. Im Bezirke des Palaſtes ſelbſt lag der Tempel der Veſta und der ungleich vorzüglichere des Apollo, den Auguſt zum Haupttempel von Rom zu erheben ſuchte. Die folgenden Kaiſer erweiterten und verſchönerten dieſen Palaſt, bis Nero ihn abbrannte. Dieſer erbaute ihn wieder, aber ſo weitläuftig, daß er nicht nur den ganzen palatiniſchen Berg, ſondern auch die Ebnen zwiſchen dieſem und dem cöliſchen und esquiliniſchen Berge, ja ſelbſt einen Theil von dieſem einnahm. Dabei war er mit Edelſteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemählden und Koſtbarkeiten aller Art ſo reich ausgeſchmückt, daß er den Namen domus aurea mit Recht führte. Die folgenden Kaiſer beraubten ihn aber nicht nur dieſer Koſtbarkeiten, ſondern Veſpaſian und Titus ließen auch viele Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalaſt verſchönerte darauf Domitian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er wurde aber von dieſem und den folgenden Kaiſern wieder hergeſtellt. Zur Zeit Theodorichs bedurfte er neuer Reparaturen, ſpäter aber ſtürzte der ungeheure Bau unter ſeiner eignen Laſt zuſammen, und jetzt ſtehen auf ſeiner Stelle der farneſiſche Palaſt und Garten und die Villa Spada. Unter den Theatern waren das Theater des Pompejus, des Cornelius Balbus und des Marcellus

die vorzüglichſten. Pompejus erbaute ſein Theater nach ſeiner Rückkehr aus Griechenland, und ſchmückte es mit den vorzüglichſten und berühmteſten griechiſchen Statuen. Eine Waſſerleitung brachte Waſſer in alle Theile deſſelben. Um es vor dem Niederreißen zu bewahren, baute er in ſeinem Bezirk einen prächtigen Tempel der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es faßte 40,000 Menſchen. Erſt Caligula endigte den Bau; ſchon früher hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that ſpäter Claudius; der Gothenkönig Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt ſieht man noch wenige Überreſte bei dem Palaſte Urſini. Das Theater des Balbus, dieſes Lieblings des Auguſt, lag auf dem Marsfelde; das Theater des Marcellus endlich ließ Auguſt ſeinem Neffen Marcellus zu Ehren erbauen; es faßte 22,000 Menſchen, und wurde von Veſpaſian erneuert. Noch ſind ſchöne Ruinen davon zu ſehen. Auch Amphitheater hatte Rom mehrere, unter denen das Amphitheater des Titus das merkwürdigſte war. Wir haben von dieſem Rieſenbau in dem eignen Artikel Coliſeum geſprochen. Eben ſo iſt von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla ſchon in dem Artikel Circus die Rede geweſen. Außerdem aber hatte Rom noch viele andre Circi; unter dieſen verdienen genannt zu werden: der Circus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und anſehnlichſten, auf deſſen Ruinen jetzt die Kirche St. Catharinae Funariorum und der Palaſt Maſſei ſtehen, der Circus der Flora in der ſechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die zügelloſen Floralien gehalten wurden, endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Salluſt, von dem man beim colliniſchen Thore noch Überreſte ſieht. Ohne bei den Naumachien zu verweilen, die einen eignen Artikel haben, gehen wir zu den Porticis weiter, unter denen folgende die vornehmſten waren: der Porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanii genannt, den M. Vipſanius Agrippa im Jahr 729 erbaute, und mit der Geſchichte der Argonauten ausmahlen ließ. Er ſtand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrſcheinlich rühren von ihm die Marmorſäulen her, die man noch jetzt auf der Piazza di Pietra ſieht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfelde, wahrſcheinlich von Auguſt erbaut, und mit der Geſchichte der Europa ausgemahlt; der Porticus Hecatonſtylon in der neunten Region, von ſeinen hundert Säulen ſo genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den Auguſt erbauen, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwiſchen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarenſis, der tauſendſäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu ſehen ſind; der Porticus der Octavia, von Auguſt, und der Porticus Polä, von M. Vipſanius Agrippa erbaut; der Porticus des Pompejus, von ſeinen Säulen auch der corinthiſche genannt; Pompejus ließ ihn bei ſeinem Theater anlegen, und ſchmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solis), welchen Aurelian erbauen ließ. Unter den Baſiliken (ſ. d. Art.) war

eine der ſchönſten die ämiliſche, auf der Nordſeite des Forum romanum vom Paulus Ämilius erbaut; außerdem nennen wir die Baſilica Caji, oder Lucii auf dem Esquilin, die prachtvolle Baſilica Julia auf der Südſeite des Forum romanum von Julius Cäſar, und die Baſilica Portia, die älteſte, von Cato Cenſorinus erbaut. Die Zahl der öffentlichen Bäder, die zum Theil großen und weitläuftigen Paläſten glichen, und mit großer Pracht ausgeſtattet waren, war in Rom ungemein groß. Einige zählen 22 warme und 856 kalte Bäder, außer 880 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die erſten öffentlichen Bäder an, die aber ſpäter von denen des Caracalla und dieſe wieder von den diocletianiſchen, deren Überreſte noch vorhanden ſind, übertroffen wurden. Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den erſten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächſt dieſen waren berühmt die Gärten des Aſinius Pollio, des Julius Cäſar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andre. Von den Triumphbogen ſind die berühmteſten der Triumphbogen des Conſtantin in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden ſind; der Triumphbogen des Druſus auf der appiſchen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebaſtian erbaut ſeyn ſoll; der Triumphbogen des Gallienus, und die noch wohl erhaltenen Triumphbogen des Severus und Titus, jener auf dem Forum, dieſer im Vicus Sandalarius. Unter den Ehrenſäulen war die ſchönſte die trajaniſche, von 118 Fuß Höhe, welche ſich erhalten hat. Statt der Bildſäule des Kaiſers, welche ſie ſonſt trug, ließ Sixtus V. die 23 Fuß hohe metallne Statue des heiligen Petrus darauf ſetzen. Die Basreliefs, womit die Säule von außen ſchneckenförmig bekleidet iſt, ſtellen die Thaten Trajans dar, und enthalten gegen dritthalbtauſend halbe und ganze Menſchenfiguren. Von innen führt eine Treppe bis zur Spitze. Außerdem iſt bekannt die Schiffſchnäbelſäule, welche Duillius zum Andenken eines Sieges über die carthaginienſiſche Flotte errichten ließ, und die wie die antoniniſche und die aurelianiſche Ehrenſäule noch vorhanden iſt. Die Cloaken, mittelſt welcher der Unflath und das überflüſſige Waſſer aus der Stadt in die Tiber geführt wurde, gehören zu den merkwürdigſten Bauwerken des alten Roms; es ſind unterirdiſche Canäle von 10 bis 16 Fuß Tiefe und 12 bis 14 Fuß Weite, und wiewohl ihre Erbauung in die älteſten Zeiten der Stadt fällt, ſo ſind ſie doch von ſo unzerſtörbarer Feſtigkeit, daß mehrere Erſchütterungen ihnen wenig geſchadet, und ſie noch jetzt zum Theil unverſehrt ſind. Von den Waſſerleitungen Roms iſt unter dem Artikel Aquäduct einiges angeführt worden; eben ſo iſt von den prächtigen Grabmälern, der trajaniſchen und antoniniſchen Säule, ſchon die Rede geweſen. Nicht minder prachtvoll waren das Mauſoleum Auguſts und das Septizonium des Septimius Severus. Noch eine Menge von Denkmälern aller Art hätten wir anführen können, wenn wir auch nur bei ſolchen hätten ſtehen bleiben wollen, von denen noch Ruinen übrig ſind; immer aber würden wir dadurch kein angemeſſenes Bild der alten Völkerbeherrſcherin Roms, dieſes Mittelpunkts der alten Welt, hervorbringen, denn unermeßlich war der Reichthum dieſer Stadt auch an den prachtvollſten Privatgebäuden, und an Kunſtſchätzen, womit nicht nur die öffentlichen Plätze und Gaſſen, ſondern auch die Wohnungen und Gärten der Vornehmen geſchmückt waren, und wovon verhältnißmäßig

nur wenige Überreſte durch alle Stürme der Zeit bis auf uns gekommen ſind. — Wir gehen zu einer kurzen Beſchreibung des heutigen Roms über. Rom, die Hauptſtadt des Kirchenſtaats, die Reſidenz des Papſtes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptſtadt der Chriſtenheit, und noch gegenwärtig die Hauptſtadt der Kunſtwelt, hat jetzt einen Umfang von 13 italieniſchen Meilen, und zählt 150,000 Einwohner. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläſte, Landhäuſer, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Waſſerleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieſer Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre jetzige Größe. Wir beſchränken uns darauf, die merkwürdigſten Denkmäler kurz anzuzeigen. Unter den Kirchen nimmt den erſten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das ſchönſte Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf ſetzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toiſen hoch iſt. Später arbeiteten mehrere andre Architekten daran; Maderni endlich vollendete die Façade und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und koſtete 45 Millionen römiſche Thaler. Ehe man zu dieſem prächtigen Tempel gelangt, bieten ſich dem Auge dar: der große Vorplatz, der kreisförmige Porticus des Chevaliers Bernini, die beiden Springbrunnen, der ägyptiſche Obelisk, die Façade, die Moſaik von Giotto, La Nacelle genannt, unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Bernini's, Chriſtus vorſtellend, welcher Petrus befiehlt, ſeine Heerde zu hüten, endlich die beiden Reiterſtatuen an den beiden Enden des Porticus, Conſtantin von Bernini und Carl der Große von Cornacchini. Der Verein dieſer verſchiednen Meiſterwerke macht auf das Gemüth einen unausſprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältniſſe, welche im Innern des erhabnen Tempels herrſchen, ſind von der Art, daß, ſo ungeheuer er auch iſt, das Auge doch alle Theile ohne Verwirrung und Mühe unterſcheidet. Erſt wenn man ſie einzeln genauer unterſucht, erſtaunt man über ihre Dimenſionen, indem man alle Gegenſtände unendlich größer findet, als ſie zu Anfang geſchienen hatten. Beſonders zieht die Aufmerkſamkeit des Beobachters der ungeheure Baldachin des Hochaltars auf ſich, der von vier bronznen Säulen von 122 Fuß Höhe gehalten wird. Die Kuppel iſt das kühnſte und erſtaunlichſte Werk, das die neuere Baukunſt gewagt hat. Das Kreuz auf derſelben iſt 487 Fuß über dem Eſtrich erhaben, und folglich noch um 39 Fuß höher, als die große ägyptiſche Pyramide. Man hat auf derſelben eine der ſchönſten Ausſichten; das Auge ſchwebt über der Hauptſtadt der alten Welt und ihre Umgegenden. Die Kanzel, die herrlichen Moſaikarbeiten, die Grabmäler, die Gemählde, die Fresco's, die köſtlichen Marmorwerke, die vergoldeten Bronzen und Stuckarbeiten, die Mauſoleen, die neue Sacriſtei, ein prächtiges, aber mit dem Ganzen nicht übereinſtimmendes Gebäude, verdienen einzeln betrachtet und bewundert zu werden. Nächſt St. Peter ſind die beiden ſchönſten Kirchen Roms die Kirche des St. Johann vom Lateran und die Kirche di Santa Maria Maggiore. Erſtere, von Conſtantin dem Großen erbaut, iſt die Pfarrkirche des Papſtes; ſie geht daher im Range allen andern vor, und nennt ſich Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. In ihr werden die Päpſte gekrönt. Man ſieht hier mehrere Säu-

len von Granit, Vert-antique und vergoldeter Bronze, die zwölf Apoſtel von Rusconi und Legros; am meiſten aber bewundert man die in ihren Verhältniſſen unvergleichlich ſchöne Capelle Corſini. Die Architektur derſelben iſt von Alexander Galilei, das Altargemählde iſt eine nach einem Gemählde von Guido verfertigte Moſaik; und der ſchöne Porphyrſarcophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. ſieht, ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermuthet, die Aſche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggiore wird von vierzig ioniſchen Säulen aus griechiſchem Marmor getragen, die aus einem Tempel der Juno Lucina genommen worden; die Decke ward mit dem erſten Golde aus Peru vergoldet. Man bewundert hier noch verſchiedne Moſaiken, den aus einem antiken Porphyrſarcophag beſtehenden Hochaltar, die nach Fontana's Zeichnung gebaute und bizarr verzierte Capelle Sixtus V.; die mit Marmor und Edelſteinen geſchmückte Capelle Pauls V., die Capelle Sforza von Michel Angelo, und die Grabmäler Wilhelms de la Porta und Algardi's. Auf dem Platz vor der Façade ſieht man eine corinthiſche Marmorſäule, die man für ein Muſter in ihrer Art hält. Die größte Kirche in Rom nach St. Peter iſt die Basilica di S. Paolo fuori delle mura, auf dem Wege nach Oſtia. Sie iſt merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodoſius hinaufſteigt, und enthält eine Menge prächtiger Säulen, einen ſchönen Fußboden, Moſaiken, koſtbare Marmore, Inſchriften, die Bildniſſe aller Päpſte, von Petrus bis auf Benedict XIV., und ſchöne bronzne Thüren. Die St. Laurenzkirche außerhalb der Stadt beſitzt ſeltne Denkmäler des Alterthums. Die Kirche des gefeſſelten Petrus enthält die berühmte Statue Moſis, von Michel Angelo. Die St. Agneskirche auf dem Platz Navona, angefangen von Rainaldi und vollendet von Borromini, iſt eine der geſchmückteſten, beſonders mit neuern Bildhauerwerken. Man bemerkt vornehmlich ein wunderbares Relief von Algardi, welches die heilige Agnes, ihrer Gewänder beraubt, und bloß von ihrem Hauptbaar bedeckt, vorſtellt. Die Baſilica des heiligen Sebaſtian vor der Porta Capenna enthält die Statue des tödtlich verwundeten Heiligen von Giorgetti, einem Schüler Algardi's und Bernini's Lehrer. Unter dieſer Kirche befinden ſich die Catacomben, die zu Begräbniſſen dienen. In der St. Agneskirche vor der Porta Pia ſieht man unter vielen ſchönen Säulen vier porphyrne als Stützpfeiler des Hochaltars, welche für die ſchönſten Säulen Roms angeſehen werden. In einer kleinen Capelle befindet ſich eine Büſte des Erlöſers von Michel Angelo, ein wahres Meiſterwerk. In der St. Auguſtinkirche bewundert man ein ſchönes Bild von Raphael, den Propheten Iſaias vorſtellend, und eine Himmelfahrt von Lanfranchi. Das Kloſter beſitzt eine reiche Bibliothek, bekannt unter dem Namen l'Angelica, und vermehrt durch die Bibliothek des Cardinals Paſſionei. Außerdem verdienen ihrer ſchönen Bauart und ihrer Kunſtwerke wegen ausgezeichnet zu werden: die Kirchen St. Ignanz, St. Cäcilia, S. Andrea della Valle, S. Andrea del Noviziato, die Marienkirche, La Rotonda genannt, in welcher Raphael, Hannibal Caracci und Mengs begraben liegen, und viele andre, deren trockne Aufzählung wir hier um ſo mehr unterlaſſen, als alle Kirchen Roms, deren man 343 zählt, Merkwürdigkeiten der Kunſt oder des Alterthums enthalten. Unter den vielen Paläſten Roms iſt der vornehmſte der Vatican,

ein ungeheures Gebäude, in welchem die koſtbarſten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten neuern Meiſter aufbewahrt werden. Hier befindet ſich das Muſeum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert und vermehrt, und die berühmte vaticaniſche Bibliothek, welche 70,000 Bände und unter dieſen 40 000 Handſchriften enthält. Die von den Franzoſen entführten Schätze ſind dahin zurückgekehrt, dagegen aber die heidelberger Handſchriften (etwa 700 an der Zahl) vom Papſte zurückgegeben worden. Unter den Gemählden, welche dieſen Palaſt zieren, bewundert man die Schule von Athen, mehrere andre Frescogemählde, und die durch Volpato's ſchöne Kupferſtiche bekannten Arabesken von Raphael. In der ſixtiniſchen Capelle ſieht man das jüngſte Gericht von Michel Angelo. Den Palaſt von Monte Cavallo oder den quirinaliſchen Palaſt mit weitläuftigen und ſchönen Gärten, haben wegen ſeiner geſunden Luft und ſchönen Ausſicht die Päpſte zu ihrer gewöhnlichen Reſidenz gewählt. Der lateraniſche Palaſt, den Sixtus V. durch den berühmten Fontana neu hatte aufbauen laſſen, iſt ſeit 1693 in ein Armenhaus verwandelt worden. Überdies ſind von öffentlichen Gebäuden auszuzeichnen: der Palaſt der apoſtoliſchen Kanzlei, der Palaſt der Conſervatoren, der St. Marcuspalaſt, das Akademiegebäude u. ſ. w. Unter den Privatpaläſten iſt der barberiniſche der größte. Er iſt von Bernini in einem ſchönen Styl erbaut. Man ſieht hier die Magdalene des Guido, eins der ſchönſten Werke des Caravagio, die Mahlereien des großen Saals, ein Meiſterwerk Peters von Crotona, und mehrere andre koſtbare Gemählde: unter vielen Bildhauerwerken bewundert man den ſchlafenden Faun, eine griechiſche Statue, ſo wie die herrliche Gruppe der Atalante und des Meleager; eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büſte des Cardinals Barberini von demſelben, und die Büſten des Marius, Sylla und Scipio Africanus; die Bibliothek ſoll 60,000 gedruckte Bände und 9000 Handſchriften enthalten; dabei iſt ein Cabinet von Medaillen, Bronzen und edeln Steinen. Der Palaſt Borgheſe, von Bramante erbaut, iſt weitläuftig und von ſchöner Architektur; der Säulengang des Hofes iſt prächtig. Dieſer Palaſt enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemählden, ſeltnen Bildhauerwerken, koſtbaren Tiſchen und Geräthen von ſchöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumichtem Alabaſter u. ſ. w. Der obere Saal iſt unvergleichlich; die großen Landſchaften von Vernet, womit er geziert iſt, ſind von ſolcher Wahrheit, daß man beim Eintritt ſich in die freie Natur verſetzt glaubt. Der Palaſt Albani, deſſen Lage eine der angenehmſten iſt, beſitzt eine anſehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemählden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranchi, Spagnoletto, Cignani u. ſ. w. Der Palaſt Altieri, einer der größten in Rom, iſt von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere ſeltne Handſchriften, Medaillen, Gemählde u. ſ. w. und ein koſtbares Mobiliar. Im Palaſt Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemählden der erſten Meiſter; alle Zimmer ſind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den ſchönſten von Europa gehört. In dem Garten ſieht man die Ruinen der Bäder des Conſtantin und des Tempels des Sonnengottes. Der Palaſt Aldobrandini beſitzt das ſchönſte Denkmal der alten Mahlerkunſt, bekannt unter dem Namen der aldobrandiniſchen Hochzeit, ein herrliches Frescogemählde,

in welchem die Zeichnung bewundernswürdig iſt. Der große Palaſt Farneſe, von Michel Angelo erbaut, iſt in einem eignen Artikel beſchrieben. Nicht weit davon liegt der Palaſt Corſini, wo die Königin Chriſtine wohnte, und 1689 ſtarb. Er enthält eine anſehnliche Bibliothek. Der Palaſt Giuſtiniani beſaß auch eine mit verſchiednen ſehr geſchätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die ſchönſte, welche von dieſer Göttin vorhanden iſt, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter ſäugt. Dieſe Schätze ſind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Im Palaſt Spada ſieht man die Bildſäule des Pompejus, an deren Fuß Cäſar unter den Dolchen ſeiner Mörder fiel. Noch ſind auszuzeichnen, der Palaſt Coſtaguti wegen ſeiner ſchönen Frescogemählde; Chigi, wegen ſeiner ſchönen Architektur, ſeiner Gemählde und Bibliothek; Mattei wegen ſeiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inſchriften; der weitläuftige Palaſt Pamfili, von Borromini erbaut, wegen ſeiner herrlichen Gemählde und innern Pracht; Pamfili auf dem Platze Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Roſpiglioſi auf dem Quirinal u. ſ. w. Unter den Paläſten Roms, welche den Namen Villa führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Berg Pincio, wo einſt die Gärten des Lucull prangten; ſie enthielt eine Menge von Meiſterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die ſchönſten Stücke, unter andern die Niobe des Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieſer Palaſt ſehr ſehenswerth. Unter dem Porticus der Villa Negroni ſind die beiden ſchönen Statuen des Sylla und Marius, ſitzend auf der Sella curulis. In dem weitläuftigen Garten, der drei Miglien im Umfang hat, ſind unter den Ruinen einiger Häuſer ſehr ſchöne Frescogemählde gefunden worden. Die Villa Mattei auf dem Berge Celio beſitzt eine herrliche Sammlung von Statuen. Die bemerkenswertheſten ſind: eine kleine Statue in conſulariſcher Kleidung, die man für den Cicero hält; ein großer Kopf des Jupiter Serapis, die Bruſtbilder des Brutus und der Porcia; die Statue der Livia Druſilla; ein ſehr ſchön gearbeiteter Adler, ein coloſſaler Alexanderkopf; ein Satyr, der dem Silen einen Dorn aus dem Fuße zieht; eine Reiterſtatue Antonins des Frommen; ein bronzenes Roß von Johann von Bologna; ein ſchöner Tiſch von grauem Porphyr, und mehrere antike Basreliefs. Die Villa Ludoviſi auf dem Berge Pincio, unfern den Ruinen des Circus und den Gärten des Salluſt, hat anderthalb Miglien im Umfang, und beſitzt koſtbare Kunſtdenkmäler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Papirius und ſeiner Mutter (oder vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andre der Arria und des Pätus, und den Raub der Proſerpina von Bernini. Die Villa Borgheſe bei Rom hat eine herrliche, aber ungeſunde Lage. Man überſieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Fraſcati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem ſehr ausgedehnten Park, welcher drei Miglien im Umfang hält. Der Palaſt iſt ſo prachtvoll und das Innere mit ſo viel Reichthum und Eleganz verziert und meublirt, daß man ihn als das erſte Gebäude von Rom, nach dem Capitol, beſonders wegen ſeiner reichen Sammlung von Statuen anſehen kann. Die merkwürdigſten ſind: der kämpfende Gladiator, Silen und ein

Faun, Seneca in ſchwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sclave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Centauer und Cupido, zwei Faunen, welche die Flöte ſpielen, Ceres, ein Ägyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büſten des Lucius Verus, Alexander, der Fauſtina, des Verus; verſchiedne Reliefs, unter denen eins den Curtius darſtellt; eine Urne, deren Bildwerk Bacchusfeſte vorſtellt; eine andre von den drei Grazien getragne Urne; zwei Füllhörner u. ſ. w. Die Façaden ſind mit alten Reliefs bedeckt. Die Villa Pamfili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belreſpiro genannt, hat eine angenehme Lage und ſieben Miglien im Umfang. Die Architektur iſt von Algardi, wird aber von den Kennern getadelt. Im Innern ſieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieſer als von der Villa Borgheſe gibt es weitläuftige Beſchreibungen. Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrſcht, iſt ein Tempel des Geſchmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, der tiefſte Kenner und gründlichſte Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen funfzig Jahren die herrliche Sammlung zuſammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie iſt von Mengs gemahlt, und ein Muſter von Eleganz. Wegen ihrer herrlichen Ausſicht verdienen die Villa Lante und die Villa Corſini genannt zu werden; in der Villa Doria, ſonſt Algiati, welche Raphael bewohnte, ſieht man drei Frescogemählde dieſes großen Meiſters. Die Villa Farneſe enthält die Überreſte des Palaſtes der römiſchen Kaiſer. Das Capitolium beſitzt ſo viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmöglich iſt, ſie hier anzugeben. (S. Capitolium.) Wir begnügen uns anzuführen: die Reiterſtatue Marc Aurels vor dem Palaſt, die gefangnen Könige im Hofe, die Schiffsſchnäbelſäule; und im Innern die coloſſale Statue des Pyrrhus, das Grabmal des Severus die Centauren von Baſalt, die ſchöne Alabaſterſäule, endlich das Meiſterwerk in Moſaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte; die drei Tauben auf dem Rande eines mit Waſſer angefüllten Schiffes, welche Plinius beſchreibt. Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms ſind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontaine auf der Piazza Navona, die prachtvollſte von allen; ſie wird von einem Obelisk überragt, und iſt mit vier coloſſalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüſſe der Welt darſtellen. Die Fontaine Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio iſt zwar in einem ſchlechten Geſchmack, liefert aber eine ſolche Waſſermaſſe, daß mehrere Mühlen davon getrieben werden. Die Fontaine del Termine iſt mit drei Reliefs, welche Moſes, der Waſſer aus einem Felſen ſchlägt, darſtellen, und mit einer coloſſalen Statue Moſes, und zwei ägyptiſchen Löwen aus Baſalt geziert. Die prächtige Fontaine von Trevi liefert von allen das beſte Waſſer, welches ſie durch eine alte Waſſerleitung erhält. Die pauliniſche Fontaine iſt vielleicht auf der ganzen Welt diejenige, welche das meiſte Waſſer gibt. Unter den Straßen zeichnet man die Strada felice und die Strada pia, welche ſich ſchneiden, aus; unter den Brücken die Engelsbrücke (ſonſt Pons Aemilius), von 300 Fuß Länge; unter den Thoren die Porta del Popolo (ſonſt Porta Flaminia). Da von den alten Denkmälern zum Theil ſchon die Rede geweſen, ſo begnügen wir uns, die vorzüglichſten nur namhaft zu machen. Dieſe ſind das Pantheon, das Coliſeum,

die Columna Trajana, die Columna Antonini, das Amphitheater des Veſpaſian, das Mauſoleum des Hadrian (heutiges Tags die Engelsburg, ſ. d.), der von Hadrian erbaute Pons Älianus, das Mauſoleum des Auguſtus, die Triumphbogen des Severus, Titus, Conſtantin, Janus, Nero, Druſus; die Ruinen der Tempel des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Concordia, der Pax, des Antonin und der Fauſtina, des Sol und der Luna, des Romulus, des Romulus und Remus, der Pallas, der Fortuna Virilis, der Fortuna Muliebris, der Virtus, des Bacchus, der Veſta, der Minerva Medica, der Venus und des Cupido; die Überreſte von den Bädern des Diocletian, des Caracalla und Titus, und verſchiedner andern; die Ruinen von dem Theater des Pompejus bei der Curia Pompeji, wo Cäſar ermordet wurde, und von dem Theater des Marcellus; die geſammten Ruinen des alten Forums, jetzt Campo Vaccino genannt, die Überreſte verſchiedner alten Brücken, des großen Circus, des Circus des Caracalla, des Hauſes des Cicero, der Curia hoſtilia, der Trophäen des Marius, des Porticus des Philippus und des Octavius, des Landhauſes und Thurms des Mäcenas, der claudianiſchen Waſſerleitung; die Grabmäler der arunziſchen Familie, der Scipionen, der Metella (Capo di bove genannt), das Gefängniß des Jugurtha (Carcere mamertino), in welchem auch St. Peter gefangen geſeſſen; das noch ganz unverſehrt erhaltene Grabmal des Cajus Ceſtius, die von Tarquin erbaute Cloaca maxima u. ſ. w. Außer den Obelisken bei der Porta del Popolo verdient der unter Pius VI. auf dem Monte Cavallo errichtete die Aufmerkſamkeit des Beſchauers. Die vornehmſten literariſchen und Kunſtſammlungen haben wir bereits genannt; noch verdient erwähnt zu werden das Muſeum kircherianum; auch gibt es noch viele Privatſammlungen und Kloſterbibliotheken, die manches Wichtige enthalten. So große Schätze, beſonders der Kunſt, machen Rom zur Hauptſchule für Mahler, Bildhauer und Baumeiſter und zum Wallfahrtsort der Kunſtfreunde. Man ſieht daſelbſt mehrere Werkſtätte der Mahlerei und Bildnerei, welche beweiſen, daß auch noch jetzt hier die ſchönen Künſte mit Erfolg betrieben werden. Namentlich macht die Kupferſtecherkunſt die glücklichſten Fortſchritte. Für die Mahlerkunſt beſteht die eigne Akademie di San Luca. Gelehrte Inſtitute hat Rom mehrere. Das Hauptcollegium der Univerſität, welches die Päpſte Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303, und Clemens IV. 1311 angebaut haben, heißt della Sapienza, von ſeiner Überſchrift Initium Sapientiae timor Domini. Es iſt ein prachtvolles Gebäude, in welchem acht Profeſſoren die Theologie, ſechs die Rechte, acht die Medicin, fünf die Philoſophie, einer die ſchönen Wiſſenſchaften, und vier die hebräiſche, griechiſche, ſyriſche und arabiſche Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wiſſenſchaftlicher und Sprachunterricht ertheilt wird, iſt beſonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit ſeiner reichen Bibliothek und ſeiner ſehenswerthen Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verſchiednen alten und neuen Sprachen, (von den Franzoſen geraubt, aber wieder zurückgegeben) gefunden werden, ferner das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und das Collegium Nazarenum, verſchiedne Anſtalten für den Unterricht in den morgenländiſchen Sprachen, das ungariſche und das deutſche Collegium u. ſ. w. Unter den Akademien und gelehrten Geſellſchaften Roms

ſind die wichtigſten die Akademie der römiſchen Geſchichte, der Geographie, der Kirchengeſchichte, der römiſchen Alterthümer, der Arkadier u. ſ. w. Die beiden erſten Theater ſind das Theater Aliberti und Argentino, auf welchen heroiſche Opern mit Baletts gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater de la Valle und di Capronica ein, auf welchen man komiſche Opern, Luſtſpiele und zuweilen Trauerſpiele gibt. Im letzten Range ſtehen La Pace und La Palla corda, wo Opere-buffe und Poſſenſpiele für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre ſind ſie geöffnet. Wir fügen dieſer Skizze eine Angabe der ſehenswürdigſten religiöſen und andern Feſte hinzu, bei denen in Rom ein größerer Glanz als irgendwo Statt findet. Dahin gehören die große Prozeſſion am Fronleichnamsfeſt und die Ceremonien der heiligen Woche, vornehmlich die Kreuzerleuchtung in St. Peter, die Erleuchtung der pauliniſchen Capelle u. ſ. w.; ferner ſind merkwürdig die Erleuchtung der ungeheuren Kuppel von St. Peter am Tage dieſes Heiligen, die große Feuerſonne von 4500 Racketen, welche am Jahrestage der Papſteskrönung auf der Engelsburg abgebrannt wird, und wegen der Nähe des Fluſſes, in deſſen Waſſern die ungeheure Feuermaſſe ſich unzählige Mal abſpiegelt, von unbeſchreiblicher Wirkung iſt. Das Carneval übergehen wir, da wir davon in einem eignen Artikel geſprochen haben, worauf wir, wie auf Göthe's meiſterhafte Schilderung deſſelben verweiſen. Wir ſchließen mit einigen vermiſchten Bemerkungen. Die Luft Roms iſt vom Julius bis zum October ſehr ungeſund; der Fremde zumal iſt gefährlichen Fiebern ausgeſetzt, denen er leicht unterliegt. Dieſe aria cattiva macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbewohnt ſtehen; ja nach dem Berichte eines Reiſenden von 1813 ſind die Quartiere der Porta del Popolo, das Quirinal, des Monte Trinità, Transtevere, die Gegenden hinter dem Vatican und der Porta Angelica gänzlich verlaſſen, und dienen Hirten mit ihren Heerden und einigen Landleuten zur Wohnung und Zuflucht; ſo daß man gegenwärtig zwiſchen den Ruinen des neuen und des alten Roms zu unterſcheiden hat. Der unter dem Namen Sirocco bekannte Südwind lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu ſeyn. Die Schwindſucht hat in Rom einen peſtartigen Charakter, indem ſie ſich dem Geſunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsſtücke und Möbeln, ſondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbſt durch die Bücher kann ſie fortgepflanzt werden. Das Waſſer iſt von ſehr verſchiedner Güte. Die Fontaine von Trevi gibt das geſundeſte Waſſer; dagegen iſt das Waſſer aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontaine des Gianicolo ſchädlich, und von allen Tiſchen verbannt. Die Straßenbeleuchtung fehlt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italieniſchen Städten. Der beſuchteſte Spaziergang iſt der Corſo. Von 22 bis 24 Uhr iſt er mit Fußgängern und Equipagen bedeckt. So viel von dem heutigen Rom, das zwar nicht mehr das alte in ſich faßt, aber dennoch den Beſchauer bei jedem Schritte mit Bewunderung und Staunen erfüllt. „Dieſe Luft, die man athmet,“ ſagt Dupaty, „iſt die Luft, die einſt Cicero mit ſo beredten, die Cäſaren mit ſo mächtigen und furchtbaren Worten erſchütterten. Auf dieſe Erde iſt ſo viel Blut gefloſſen! Auf dieſe Erde ſind ſo viel Thränen gefloſſen! Horaz

und Virgil haben hier ihre ſchönen Verſe recirt!“ Und wir ſetzen hinzu: „Die Umwälzungen, deren von Frankreich ausgegangne Erſchütterungen Europa durchzückten, haben nur dazu gedient, den alten Ruhm des ewigen Roms zu erneuen und zu befeſtigen.“

Roman. Indem wir dieſen wichtigen Artikel beginnen, möchten wir faſt mit dem Dichter der Griechen vor dem Anfang der großen Heerſchau, die er über Hellas Krieger vor Troja hält, zur himmliſchen Muſe beten, daß ſie uns leite durch die zahlloſen Schaaren dieſer Dichtungen, und den Faden der Einheit finden laſſe, der unter dem Panier des Romans ſo verſchiedne Elemente aus Himmel und Hölle, aus Bäotia und Athene, von dem caſtaliſchen Quell und aus den trüben, ſumpfigen Gewäſſern eines verbrannten Gehirns oder einer ans Gemeinſte weggeworfenen Phantaſie vereinigt. Wir kennen keine Gegend der Dichtung, die ſo vielfältig angebaut, ſo höchſt verſchiedne Früchte getragen hätte; und eine Charakteriſtik davon, wie ſie hier gefodert wird, kann höchſtens nur in einer Generalkarte beſtehn, in welcher des großen Umfangs wegen manches Einzelne übergangen werden muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigſten Maßſtab anlegen und gedenken, unſre Forderungen hoch genug zu ſpannen, und ſchon dadurch die Maſſe des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beſchneiden zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman durchaus dem Gebiete der Poeſie vindiciren, Poeſie aber keineswegs als eine Dienerin der Laune und der ſogenannten Unterhaltung oder Zeitverkürzung angeſehn wiſſen wollen, ſondern ihr einen höhern Rang anweiſend, ſie als die zweite Hälfte des idealen Lebens betrachten, ſo daß ſie (und in dieſem Sinne iſt Kunſt nur eine Species dieſes Gattungsworts) nach unſrer Anſicht mit der Wiſſenſchaft ſchweſterlich vereinigt iſt, beide aber nur in dieſer Vereinigung das Ideale in ſeiner Vollendung darſtellen. Die Poeſie breitet den Zauber der Schönheit über das Leben aus, und ſo gewiß der geheimnißvolle Weltgeiſt die Grundzüge einer ewigen Wahrheit und Beſtimmtheit den Dingen aufgeprägt hat, ſo nothwendig mußte er ihm auch ein Verlangen nach Schönheit der Form und Geſtalt einpflanzen. Unter dem eiſernen Scepter der Wahrheit würde alles zu freudeloſer, ertödtender Härte und Strenge erſtarren, wenn nicht die Schönheit ihren Liebreiz darum ſchlänge; und unter den Roſengewinden der Schönheit würde alle Bedeutung des Lebens in Schaum und Duft zerrinnen, wenn nicht die Wahrheit ihre Pegaſusſchwingen abkürzte, und dem Überfliegen Gränze und Ziel ſetzte, und ſo muß Poeſie der Wiſſenſchaft und dieſe jener zur Controle dienen, und beide Löwen, nicht ohne freien Willen unter ein Joch gezwungen, lenkt der wunderbare Finger der Liebe. — Dies im Vorbeigehn ein Beitrag zur richtigen Schätzung aller Poeſie und zur Widerlegung jener gemeinen Anſicht der Kunſt, die in ihr nur ein Gegengift, wie geſagt, gegen die Langeweile und ein gefälliges Spiel in den Stunden der Geſchäftsloſigkeit erwartet. Ein ernſter Beruf iſt der des Dichters, und nur jener frivole Geiſt des Abgrunds, der ſo oft die Wiſſenſchaft zum Brotſtudium erniedrigt hat, und in ihr nur das Handwerkszeug zu irdiſchem Erwerb erblickt, hat auch Poeſie bloß als eine freundliche Gauklerin und ein geliebtes Freudenmädchen geduldet. Der Dichter iſt ſo gut ein nothwendiges Glied der Menſchheit als der Philoſoph, und beide üben den herrlichen Gottesdienſt des innern, geiſtigen Lebens, und

dienen am unſichtbaren Altar des höhern, göttlichen Menſchen, der erſt Licht und Freude in das Dunkel des Realen und des Irdiſchen trägt. — Wir halten hiernach jene ekelhafte Romanenlectüre, die ohne mit Form und Inhalt es ſonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem neuſten greift, und keine andern Foderungen macht, als daß nur das Herz gekitzelt (gerührt, wie ſie es nennen), und mit einem Wechſel von Geſtalten überſchüttet werde, um ihn wieder zu vergeſſen, für eine Art geiſtiger Unzucht und Wolluſt, und können unſern Abſcheu gegen die ſowohl, welche für dieſen Zweck ihre Federn in Bewegung ſetzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieſer dargebotenen Speiſe langen, nicht ſtark genug ausſprechen. Wir haben die traurige Erfahrung erleben müſſen, daß ein Zeitalter durch ſolche Ausſchweifung ſich ſo entnerven und entkräften konnte, daß es am Ende an Vermögen fehlt, ſelbſt dies Spiel noch fortzuſetzen, und nur noch Kraft übrig geblieben iſt, die mühſamen Nachfrüchte einer Wochenſchrift, eines Tagblatts mit ſeinen Zugromanen nach verjüngtem Maßſtabe und ſeinen Heldengedichten von drei bis vier Seiten zu genießen. So lange Romanenlectüre nicht ernſter genommen, ſo lange der echte Roman nicht mit Liebe ſtudirt wird, ſo lange nicht das ernſte Ulyſſesſchwert des geläuterten Geſchmacks das Verlangen aller jener Schatten, von dem Opferblut zu trinken, mit Gewalt zurückweiſ't, bis etwa mitunter einmal ein Seher Tireſias erſcheint; ſo lange halten wir jene Romanenfluth mit ihrer wäſſerigen Unterhaltung für eine wahre Giftmiſchung, die das edelſte Blut der Menſchheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menſchheit wohl die gefährlichſte und verderblichſte iſt. — Doch wir kehren zu unſerm eigentlichen Zweck zurück. Daß der Roman dem Gebiete der Poeſie angehöre, iſt nicht bloß von uns, ſondern ſehr oft geſagt worden, und wird auch wohl von jedem zugegeben. Ja es iſt allgemein angenommen, daß jene feßlerſchen romanhaften Darſtellungen wirklicher Charaktere aus der Geſchichte mit Recht immer als Halbromane und mithin als ſich ſelbſt vernichtende Verſuche anzuſehen ſeyen. Denn wo die Geſchichte als ſolche ſich noch immer der Dichtung gegenüberſtellt und nicht ganz in den Äther dieſer aufgeklärt und aufgelöſ't iſt, da wird weder dieſer, noch jener Gnüge geleiſtet, und ſtatt Licht herrſcht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reines Reſultat gewonnen werden kann. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poeſie der Roman angehöre, ſo iſt auch darauf bald geantwortet, nämlich dem epiſchen, aber freilich da, wie wir unter Romantiſch bemerkten, epiſch im weiteſten Sinn eine ungemein viel umfaſſende Bedeutung haben kann und alle Dichtungsarten, die geſchichtlichen Inhalts ſind (bei weitem die größere Hälfte der ganzen Poeſie), begreift, und auch das Dramatiſche mit einſchließt, ſo iſt mit jener Antwort noch zu wenig erklärt. Wir beſtimmen ſie näher alſo: Roman gehört in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poeſie, d. h. derjenigen epiſchen Dichtungsart, die die Begebenheiten als geſchehen und vollendet, nicht, wie die dramatiſche, als gegenwärtig und in der Gegenwart entſtehend darſtellt. Und dieſes große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: Heldengedicht und Roman mit ihren kleinern Geſchwiſtern, der Romanze, dem Mährchen, der Idylle, der Novelle u. ſ. w., abtheilen. Das leuchtet wohl

auf den erſten Anblick ein, daß ein groſſer Unterſchied zwiſchen Heldengedicht und Roman iſt und man braucht kein Ariſtoteles zu ſeyn, um im Allgemeinen ſie bei der erſten Betrachtung von einander zu unterſcheiden. So viel liegt wenigſtens gleich im Anfang auf der Hand, daß ein Roman in Verſen und ein Heldengedicht in Proſa Undinge ſind, und daß es alſo wohl einen tiefern Grund haben muß, warum die Dichterſprache dieſem und die Proſa jenem unentbehrlich iſt. Aber uns däucht, wenn auch der Unterſchied zwiſchen Epik und Dramatik nach A. W. Schlegel als völlig ins Reine gebracht anzuſehen iſt, ſo hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem noch nicht gehörig abgeſondert und in ihrer Verſchiedenheit dargeſtellt. Es ſeyen uns darum einige Worte als Friedens- und Entſcheidungspräliminarien darüber vergönnt. — Poeſie, und insbeſondre epiſche Poeſie (auf ſie ſchränken wir uns hier ein) iſt nichts anders als der verklärende Spiegel, in welchem ſich die Menſchheit in den verſchiedenen Epochen ihrer Geſchichte abdrückt, ſo daß dadurch nicht eine eigentliche Geſchichte derſelben geliefert wird, ſondern der Dichter als Schöpfer (ποιητης) gleichſam über der Menſchheit ſteht und ihr das Ideal vorhält, das ſie anſtrebte, aber hinter welchem ſie freilich in der Wirklichkeit zurückblieb. Wir wollen ſo viel ſagen: ſelbſt wenn auch der epiſche Dichter (und es mag dies beim Heldengedicht das Gewöhnliche ſeyn) einen geſchichtlichen Stoff zum Grunde liegen hat, ſo iſt die Treue und Wahrheit, die von ihm gefodert wird, nicht äußere, actenmäßige, ſondern jene viel höhere, die dem Beſondern nachweiſ't, wo es im Allgemeinen eingewachſen iſt, oder vielmehr in Kraft präſtabilirter Harmonie aus dem eignen Boden das nämliche ins Leben ruft, was der Geiſt der Geſchichte vielleicht nur etwas roher und unausgearbeiter in ſeiner Sphäre völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es heißt ein Gedicht, ein Mährchen, ein Drama ſehr gemein anſehn, wenn man dabei fragt: iſt's wahr? iſt's wirklich geſchehen? Selbſt bei dem eigentlich hiſtoriſchen Stück iſt dieſes Hiſtoriſche immer nur etwas Zufälliges. Aber dagegen muß Poeſie treues Bild des menſchlichen Thuns und Treibens in den Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen ſie angehört, ſeyn, und, was in ihren Kreis gehört, muß, wenn es ſeine Baſis nicht in der Wirklichkeit hat, ſie doch darin haben können, in der herrlichen idealiſchen Ausbildung dieſer Baſis aber die Wirklichkeit zwar überfliegen, jedoch ſo, daß jeder einzelne Zug immer noch die Farbe und Eigenthümlichkeit des Bodens trägt, dem er entwachſen iſt. Dies erklärt jene merkwürdige und wohl nicht immer gehörig beurtheilte Erfahrung, daß alle alte Geſchichte der Völker mit Poeſie zuſammenfällt, die ſpätere Geſchichte aber ſich überall beinahe feindlich derſelben gegenüberſtellt, ſo wie es den richtigſten Maßſtab für den Einfluß der Poeſie auf die Geſchichte an die Hand gibt, der wenigſtens in nichts Geringerm beſteht, als daß Poeſie jedesmal ein lebenvolles, treffendes Porträt der Menſchheit in ihren verſchiedenen Epochen, gleichſam als das Reſultat der verſchiedenen Beſtrebungen derſelben aufſtellt. Wir ſind darum auch überzeugt, der allerrichtigſte Eintheilungsgrund für die verſchiedenen Fächer der Poeſie, ſo wenig er bisher noch jemanden in den Sinn gekommen iſt, könne nur von den verſchiedenen Beſtrebungen der Menſchheit in den verſchiedenen Perioden ihres Seyns hergenommen werden. Leid (dieſe Parentheſe erlaube man uns noch zu den vielen Parentheſen, die

wir machen) thut es uns, hier dieſe Gedanken nicht weiter ausfüh- ren und ſo vor Mißdeutungen ſichern zu können. Denn wir ſind ſtolz genug, um auf ſie einen Werth zu legen, und ſie nicht nur für neu, ſondern auch für ſehr folgenreich zu halten. — Andre Blumen trägt der Frühling, andre Blumen der Herbſt, und eine andre iſt die Idee des göttlichen Kindes im Schooße ſeiner Mutter, und eine andre die des ſterbenden Erlöſers. In der Geſchichte ei- nes jeden Volks oder Zeitalters, das einen beſtimmten Cyklus der Cultur durchlaufen hat, ſcheiden ſich vorzüglich zwei Hauptperioden aus: die erſte, von der Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit des jugendlichen Strebens, der lebendigen Thätigkeit und Kraft- äußerung, der gedrängten Ereigniſſe und Begebenheiten — die zweite, von dieſem höchſten Punkt bis zu dem allmähligen Un- tergang und Ende der Periode, die Zeit des Beſitzes und Genuſſes des Errungenen, die Zeit der Ruhe, wo mehr die Kräfte und Ele- mente der Handlungen als die Handlungen ſelbſt zum Vorſchein kommen und ſich ausſcheiden; wo die Menſchheit im Glanz er- kämpften Beſitzes und errungener Sicherheit ein heiteres Leben der Kunſt und der Wiſſenſchaft, der Freude und des Vergnügens lebt und allmählig in dem verweichlichenden Strom dieſes Lebens ſelbſt zerfließt und zerfällt. Jener erſten Periode gehört, behaupten wir, das Heldengedicht mit der Idylle, der Romanze, dem Mähr- chen ꝛc. an. Dieſer letztern vindiciren wir den Roman mit der Novelle. — Von der lieblichen Kindheit frommer Unſchuld und ei- ner tändelnden Phantaſie, wo der Menſch mit kindlichem Herzen in dem Paradies der Natürlichkeit ſinnvoll umherwandelt und eines Theils, ſtatt ſchon handeln zu können, wozu die Kräfte noch feh- len, erſt von künftigen Tagen wundervoll träumt, andern Theils in der Beſchränktheit kindlicher Wünſche und Ausſichten mit Blu- men und Thieren ſpielt — davon geht jene erſte Hälfte einer Um- laufszeit der Menſchheit jedesmal aus. Dies Quelle und Gegen- ſtand des Mährchens und der Idylle. Bald nach dieſem gold- nen Zeitalter kindlicher Unſchuld regt ſich Thatendurſt und öffent- liche Wirkſamkeit. Der Jüngling fühlt die Kraft in ſich frei werden; das Ziel, nach welchem er ringen ſoll, iſt ihm deutlicher geworden. Kämpfe finden ſich von ſelbſt, und nun bereitet ſich allmählig fortſchreitend das Heldenzeitalter, mehr durch Handlungen als durch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier ſteigen die Götter vom Olymp auf die Erde nieder. Das Reich der Geiſter und Wunder thut ſich in ſeiner ganzen Größe und Herrlich- keit auf, und der Traum der Kindheit geht in eine ſchöne, große Erfüllung. Dies iſt die eigentliche Fabel des Heldengedichts, und daraus laſſen ſich die Eigenthümlichkeiten deſſelben am beſten erklä- ren. Ohne die Maſchinerie des Wunderbaren kann es gar nicht ge- dacht werden. Der Gang der Begebenheiten muß gedrungen und wenn auch nicht ſo raſch wie im Drama, doch viel reicher und man- nichfaltiger als im Roman ſeyn, wenigſtens müſſen die Charaktere nicht eigentlich pſychologiſch, ſondern hiſtoriſch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden. Nicht das Leben, die ſtufenweiſe Bildung der Menſchheit, denn dieſe verſchwindet ſelbſt in dieſer Epoche über dem Handeln, ſondern das Thun, das Wirken und Leiden derſelben (in dieſer Epoche die Eigenthümlichkeit derſelben) iſt ſeine Sphäre. So wird das Heldengedicht der idealiſirende Spie- gel der Heldenperiode eines Volks; ſo erſcheint in ihm die

Menſchheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätigkeit, in ihrem nach dem Größten ſtrebenden Ringen; ſo kann das Heldengedicht nur in der ſchönen Sprache der Jugend und Phantaſie, der poetiſchen, gedacht werden. — Die Kämpfe ſind aber geendigt. Das Wetterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heitrer Tag geht auf, und die Menſchheit erlebt ihr ſalomoniſches Zeitalter der Ruhe. Der Beſitz iſt geſichert; im Schutz deſſelben entfalten ſich ungeſtört die Keime und Knoſpen zu ſchönen beſtimmten Blüthen und Früchten. Hier entwickelt ſich nun erſt der Charakter der Menſchheit. Die Verhältniſſe der Stände ſcheiden ſich ab, ohne ſich feindlich gegenüberzuſtehen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwandte ſich anziehen, und eine faſt chemiſche Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verſtand wird allmählig mächtig über die Phantaſie; „die alte Schwiegermutter Weisheit beleidigt nicht ſelten das zarte Seelchen;“ die Wunder hören auf; die Orakel ſchweigen; die Götter und Geiſter gehen in den Olymp zurück, weil ihr Werk auf Erden vollbracht iſt, und nun ſich ſelbſt überlaſſen werden kann; die Wirklichkeit, der kalte Ernſt einer ſtrengen Cauſalität, der höchſtens mannichmal dem Zufall ſeine Rolle überläßt, macht ſich geltend; die Poeſie darf ſich gar nicht an das, was geſchieht, wagen, weil es ſtandhaft dem Zauber der Phantaſie widerſtrebt; ſie muß ſich ganz in ihr eignes Gebiet flüchten, und da einen eignen Garten ſich erziehen, in welchen ſie nun die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies iſt das Gebiet des, nothwendig proſaiſchen (absit invidia verbo) Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft: Charakterzeichnung der Menſchheit. Jetzt gilts nicht mehr, die Darſtellung einer allgemein menſchlichen Begebenheit, ſondern die dichteriſche Verherrlichung der Menſchheit ſelbſt. Individuelle Bildungsgeſchichte derſelben, Leben und Schickſale eines Einzelnen von ſeiner Geburt bis zu ſeiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menſchheit nach ſeinen mannichfaltigen Verzweigungen in der ſchönen Stillſtandszeit ſeiner Reife und Vollendung, deducirt wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meiſter erhoben iſt, das iſt der Roman. Das Wunderbare iſt ganz aus ſeinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (ſ. Art. Ritterthum) in die Region des Heldengedichts, wenigſtens auf, wenn nicht über die Gränze verwieſen. Die Darſtellung muß oft ſehr nahe an das Gebiet der Reflexion ſtreifen. Er iſt Copie des Gewordenen mit der Erklärung der Art und Weiſe, wie es geworden iſt, indeß das Heldengedicht Bild der werdenden Menſchheit iſt. In ihm müſſen alſo mit Vollſtändigkeit alle Data zur Erklärung der einzelnen Ereigniſſe und Begebenheiten gegeben ſeyn. An der Stelle des Wunderbaren ſteht in ihm höchſtens der Zufall. Ihm kommt darum eine gewiſſe Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, ſo wie er eben deßhalb von viel größerm Umfang iſt, als das Heldengedicht. Er iſt ja der Reflex der Menſchheit in der Ruhe, in dem heitern Stillſtand eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewiſſen üppigen Reichthum des Lebens gelangten Zeitalters. — Wir erklären eben hieraus die meiſten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans, wie die Menſchheit, die er copirt, ſelbſt über das poetiſche Leben hinweg iſt und alle Künſte der Proſa mit Macht hervor-

brechen, bis endlich alle Poeſie in derſelben untergegangen iſt, ſo kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Proſa gegeben ſeyn, und liebt wohl überhaupt vor allen jene ruhig fließende, edle, nicht ungeſchmückte, aber höchſt durchſichtige und biegſame Sprache, die wohl keiner vollendeter und unübertroffner gebraucht hat als derjenige, dem es überhaupt vorbehalten war, im Roman die Palme zu erſiegen, dem unſterblichen Göthe in ſeinem Wilhelm Meiſter. — Eben ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. ſ. w.) zu rechtfertigen, da Freiheit der Form und der Geſtaltung das Eigenthümliche dieſer Sphäre iſt. — Wir glauben ferner hierin den beſten Schlüſſel zum richtigen Verſtändniß jenes gehaltvollen Worts, das im Wilhelm Meiſter im 3ten Theil über Roman, dem Drama gegenüber, geſagt wird, und das wir uns nicht verſagen können, hieher zu ſetzen: „Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſeyn; von dem Dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Claxiſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.“ — Nichts iſt endlich natürlicher nach unſrer Anſicht, als daß die mannichfaltigſten Epiſoden den Roman durchkreuzen; daß ſelbſt Belehrung und tiefgehende Betrachtung den Gang der Begebenheiten unterbrechen; daß es philoſophiſche und Kunſtromane geben kann. Nehmen wir noch hinzu, daß natürlich bei dem Roman auch alle jene negativen Eigenſchaften vorkommen müſſen, die einem jeden Dichterwerk unentbehrlich ſind, wie z. B. Anlegung des Plans nicht nach menſchlichem Willen und Beſtimmungen, ſondern den geheimen Büchern des Schickſals gleichſam entwendet; Einheit des Plans, ſo daß ſich alle die mannichfaltigen Elemente zu einem ſchönen, harmoniſchen Ganzen runden; Schönheit der Phantaſie; richtig durchgeführte Individualität u. ſ. w.: ſo weiſen wir in der That dem Roman eine ſehr wichtige Stelle im Gebiet der Kunſt an, und glauben darum nicht wenig Urſache zu haben, ſtolz zu ſeyn, daß es unſerm Zeitalter und Volk vorbehalten war, einen Göthe hervorzubringen, nachdem die Griechen ihres Homers und die Engländer ihres Shakſpeare's ſich rühmen konnten. Wir meinen, es ließe ſich kaum noch ein herrlicheres Dichterwerk denken; die Menſchheit habe kaum noch eine ſchönere Apotheoſe ihrer ſelbſt feiern können, als, nachdem Homer ſie in der Herrlichkeit des Epos in dem Zeitalter ihres Heldenalters verklärt hatte, nun auch noch in dem ſchönen, glanzvollen, mit Lorbeeren geſchmückten Zeitalter ihres erkämpften Friedens, ihrer ganzen, herrlichen harmoniſchen Ausbildung, ihrer ſchönſten, reinmenſchlichen, mit dem Zauber des Ideals belebten Charaktere von dem, den erſt die Nachwelt ganz begreifen wird, ſich geſchildert zu

ſeyn. Aber freilich müſſen wir auch hier, und könnte unſer Wort doch die Gewalt eines kräftig bannenden Zaubers haben um das profanum volgus abzuhalten, freimüthig bekennen, daß wir es für eine der ſchwerſten Aufgaben halten, einen guten Roman zu liefern. Es liegt am Tage, daß es dazu nicht genug iſt, eine Reihe abenteuerlicher Begebenheiten, zum Schrecken und zur Erſchütterung ſchwacher Nerven, erfunden zu haben ſo wenig als eine moraliſche Erzählung in hübſch ſentimentaler Manier a la Lafontaine u. A., wo der Böſewicht wie der Tugendhafte am Ende die ſtrengſte poetiſche Gerechtigkeit erfährt, den Namen eines Romans verdienen. Eben ſo ruht gewiß nicht bloß moraliſcher, ſondern ſelbſt poetiſcher Fluch auf jenen ſüßlichen, empfindſamen Gemählden, die mit einer gewiſſen Lüſternheit gerade die Tugend hinführen, um die aufgedeckte Scham des Laſters zuzudecken auf jenen verunglückten, ſich ſelbſt mißverſtehenden Dichtungen, die, ſtatt die reinen Ideale der Menſchheit zu geben, mit all ihrem Ringen es nur zur Darſtellung jenes Glanzes und bunten, derben Farbenſpiels bringen können, das dem gemeinen Troſſe gerade behagt, und ſein ſchmutziges Ideal iſt. Der wahre Romanendichter muß nicht nur die innerſten Falten der herrlichen Menſchennatur erforſcht haben, ſondern auch (und das erſt macht ihn dazu) ein helles, lebendiges Bild von der wahren Reinheit und naturgemäßen Vollendung menſchlicher Charaktere in ihren verſchiedenen Abſtufungen vom Greiſe bis zum Kinde, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthe wie von dem Geiſtvollen in der Seele tragen. — Wir wiſſen es wohl daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Jahrmarktsmahler geben muß, die den Pöbel ergötzen, indeß er an den bedeutungsreichen, kunſtvollen Gemählden des göttlichen Künſtlers vorübergeht. Wir wiſſen es, daß der böſe Geiſt des Ungeſchmacks nur zu geſchäftig iſt, und in der Gemeinheit des größten Theils der Menſchen ein allzuweites Feld findet, um mit ſeinen verſchrobenen, aber durch die Höllenkünſte der Abenteuerlichkeit und Buntheit ſo wie der verſteckten und im Gewand der Unſchuld nur deſto gefährlichern Lüſternheit ſo leicht anziehenden vorgeblichen Romane (die wahren Paradiesesäpfel der verbotenen Luſt mit der verführenden Schlange) das Gift einer höchſt gefährlichen geiſtigen Selbſtbefleckung und Wolluſt auszuſtreuen. Aber wir finden für ſie in unſrer Theorie keinen Platz, und ſie ſind uns nichts weiter, als was in den Theorien einiger Gnoſtiker das vom böſen Äon dem göttlichen Menſchen nachgebildete Schemen eines Trug- und Scheinmenſchen war. — Nichts deſto weniger geben wir indeß die größte Mannichfaltigkeit der Romane zu, und wie zwiſchen dem Therſites und Achilles des Homers die ſchönſte Mannichfaltigkeit der Heldenindividualitäten in der Mitte liegt; wie vom Ernſt zum Scherz, vom Großen zum Kleinen die zahlloſeſten Abſtufungen führen, ſo gibt es der Prädicate unendlich viele, durch welche dem einzelnen Roman ſeine Individualität, die er als Kunſtwerk nothwendig haben muß, beſtimmt wird. Die Verhältniſſe der Menſchheit ſind überdies in der Periode, welche wir dem Roman zur Sphäre angewieſen haben, noch viel zahlreicher und mannichfaltiger als in jeder andern. Wir ſehen da die Gewerbe in der wunderlichſten Mannichfaltigkeit in ihrer den Witz nur zu leicht reizenden Beſchränktheit mit den Künſten Hand in Hand gehn. Die vornehmen Stände erheben ſich unter der Ägide des Reichthums und

der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu einer freien, edeln Bildungsſtufe, ſo wie zu einem glänzenden, idealiſchen und dabei oft das Ziel überfliegenden Lebensgenuß empor. Die Wiſſenſchaften wandeln eine freie, lebendige Bahn, ohne jedoch, zumal wo ſie zugleich dem Amt und dem Brote dienen, jenes Pedantiſche ganz abzulegen, das ſich ſo leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe ſchlingt ihre Bande in wunderlichen und höchſt verſchiedenen Farben durch alle Stände hindurch — oft höchſt tragiſch und eben ſo oft komiſch und mit der heiterſten Laune. Die freie, ungeſtörte, dem Stand der Zeiten ganz angemeſſene Luſt, alles recht rein und doch erſchöpfend zu genießen, weiß den Wechſel des Stadt- und Landlebens gar gut zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Völker der Erde reichen ſich friedlich die Hand, um gegenſeitig das Gute, das jedes hat, umzutauſchen und einzuwechſeln. Die Lieblichkeit der Reiſen in fremde Länder führt den für ſeine reinmenſchliche Bildung Bemühten in neue Situationen, ſo wie dieſe friedlichen Wanderungen der Edelſten der Zeit dem Ganzen ein eigenthümlich idealiſches Colorit mittheilen. Und ſo entſtehen denn freilich ganz natürlich die mannichfaltigen Branchen der Kunſt-, der philoſophiſchen, der ſentimentalen, der humoriſtiſchen, der ſatiriſchen, der Reiſeromane ꝛc. und wieder in jedem einzelnen wechſeln die einzelnen Farben höchſt verſchiedentlich, ſo wie es von den kleinſten Handblättern bis zu den größten Panorama's an der wunderlichſten Abwechſelung in Rückſicht der Größe und des Umfangs nicht fehlen kann. Wenn Jean Paul uns mit ſeinem Stillleben im Quintus Fixlein und Fibel in einen kleinen engen, aber herrlichen Menſchenkreis einführt, ſo läßt uns dagegen ein Göthe die ganze höhere Menſchheit in ihrem ſchönſten Glanze und von der heiterſten Höhe aus in einem groſen, lieblich edeln und ſanften Bilde überſchauen. Wenn eben dieſer uns in ſeinem Meiſterwerk deutſchen Geiſt und Leben zur ſchönſten Idealität durchgearbeitet aufſtellt, ſo können wir ſtolz ſeyn, von einem Deutſchen (Heinſe) die ſüdliche Glut und üppige Lebensfülle der italiſchen Menſchheit im Ardinghello in ihrer höchſten Vollendung erreicht und in den brennendſten Farben einer ſüdlichen Phantaſie ausgeprägt zu ſehn. — Um noch einiges über die Geſchichte des Romans und die wichtigſten Erſcheinungen in ſeinem Gebiete bei Deutſchen und Fremden zu bemerken, bahnen wir uns den Weg durch einige allgemeine Bemerkungen, die wir zum Theil ſchon oben angedeutet haben. Merkwürdig iſt es, daß wir bei dem herrlichen Volke der Griechen, das unſtreitig in der alten Zeit im Gebiet der Poeſie das Tonangebende war, kaum eine Spur von Roman antreffen, obwohl zugleich auch ſo viel am Tage liegt, daß, zur Beſtätigung unſrer Theorie, ganz in der natürlichen Ordnung, nach welcher der Roman dem Heldengedichte folgen muß, die wenigen unbedeutenden Anklänge des Romans, die bei ihnen ja noch ſich hören ließen, zu einer Zeit ſich fanden, wo das Heldengedicht unter ihnen ſchon längſt ſeine höchſte Stufe erreicht hatte. Offenbar iſt es Ordnung des ewigen Weltgeiſtes, der überall mit ſeinen köſtlichſten Gaben nicht verſchwenderiſch umgeht, daß nicht alle Blüthen in einer Periode zur Vollendung kommen ſollten, und das griechiſche Volk hatte in ſeinem Heroenalter ein ſolch herrliches, jugendliches Leben geführt, daß es ſelbſt in die zweite Hälfte ſeiner Periode noch viel von dieſem Feuer mit hinübernahm, und darum nie zu jener ſchönen Proſa des geſetztern Alters gelangen konnte,

die das eigentliche Gebiet des Romans iſt, dabei aber Urſache genug hatte, mit dem Kleinod ſeines Homers ſich zu begnügen. Wollen wir Xenophons verunglückten Gedanken einer Theorie der Prinzenerziehung in ſeiner Cyropädie wegrechnen, ſo fallen die ſogenannten mileſiſchen Mährchen in eine Zeit, wo vom griechiſchen Volke kein Schatten mehr übrig war, und nach dem für den beſten gehaltenen dieſer Romane, dem Schäfergedicht des Longus von der Liebe des Daphnis und der Chloe zu urtheilen (dem einzigen, den der Verf. dieſes aus eigner Anſicht kennt); ſo kann es kaum etwas geſchmackloſeres und erbärmlicheres geben, als dieſe Dichtungen voll fader, bis zum Ekel gemeiner ſinnlicher Liebe. — Daß bei den Römern noch weniger davon zu finden ſeyn werde, verſteht ſich von ſelbſt bei der völligen Unbedeutenheit dieſes Volks für Kunſt und Poeſie überhaupt, und des Apulejus goldner Eſel mag wohl nicht einmal mit dem goldnen Kalbe der Deutſchen eine Vergleichung aushalten. — Dagegen in der chriſtlichen Ära war offenbar das Verhältniß der beiden Hälften das umgekehrte, und wenn das ſchöne Heroenalter der Ritterzeiten und Kreuzzüge ſeine ehrenwerthen Epopöien und Rittergedichte und Romanzen gefunden hat, ſo ſollte doch die Menſchheit in der nachfolgenden Periode erſt jene reinmenſchliche und allgemeine Bildung erhalten, wo in dem ſchönen Elemente einer genußreichen Ruhe die Individualität menſchlicher Charaktere ſich ungehindert entfalten ſollte. Von keiner Zeit paßt doch jenes Gemählde, das wir oben entworfen haben, mehr und eigentlicher, als von der neuſten Zeit, und erſt im 18ten Jahrhundert hat die Menſchheit jene Ruhe und jenen Frieden erhalten, wo der Menſch als Menſch, und nicht bloß ſeine That und äußeres Schickſal Hauptſache iſt, und die Phantaſie des Dichters zu derjenigen Idealität, die das Eigenthum des Romans iſt, veranlaſſen kann. (In dem gegenwärtigen Zeitpunkt durch die Kriege, und die die ganze gebildete Welt erſchütternden Bewegungen der letzten Jahre, ſcheint auch dieſe Periode ſchon zu Ende gegangen zu ſeyn.) Ja wir glauben nicht mit zu großer Vorliebe für unſer Vaterland zu ſprechen, wenn wir behaupten, gerade in dem ſo idealiſch organiſirten Deutſchlande mit der ſchönen wirklich eigenthümlichen Empfänglichkeit ſeiner Bewohner für reine Ausbildung des Menſchen an ſich, ohne andre entehrende und beſchränkende Rückſichten, ſey dieſer Geiſt der Zeit in ſeiner ſchönſten Blüthe aufgegangen. Müſſen wir nicht aus dieſem allen ſchließen, daß auch wirklich unſre Zeit erſt im Stande geweſen ſey, die Blüthe des Romans zur völligen Entwickelung zu bringen, und daß dieſe Dichtung gerade die Palme war, die von uns in dem Gebiete der Poeſie errungen werden ſollte, und ſo herrlich in der unſterblichen Schöpfung unſers Göthe errungen worden iſt? — Nicht auf einmal bringt die Natur die köſtlichſte Blüthe hervor, ſondern ſie macht in der Regel verſchiedne Verſuche, bis ihr endlich der eine gelingt. So reich und hochbegabt iſt die Allgenügſame. So auch mit dem Roman. Wir ſetzen die Ritterromane bei Seite und geſtehen nun ſehr gern den edelmüthigen Britten die Ehre zu, den erſten nicht unbedeutenden Verſuch im Roman gemacht zu haben. Es wäre ungerecht, wenn wir hier das klare, herrliche, in ſich vollendete Meiſterwerk des großen Spaniers, Miguel de Cervantes Saavedra vergeſſen wollten, ſeinen ſcharfſinnigen Edlen, Don Quixote von la Mancha, der in den erſten Jahren des 17ten Jahrhunderts erſchien. Wir können ihm auch durchaus nicht das

Charakteriſtiſche des Romans abſprechen, ſo wie das herrliche Leben, das über das Ganze ausgegoſſen iſt, und die Tiefe, die mit der Klarheit jeden Bogen des Werks hindurch Hand in Hand geht, es zu einem höchſt würdigen und in ſeiner Art wohl unübertroffenen Kunſtwerke erhebt. Indeß der objective Zweck, auf den es gerichtet und aus welchem es auch unſtreitig erſt hervorgegangen iſt, der Zweck, den Halbdichtungen der Ritterromane den Todesſtreich zu verſetzen, macht es zum Cherub, der nicht von der Thür des zugeſchloſſenen Paradieſes des Heldengedichts weichen darf, damit jene Mißgeburten nicht zurückkehren; und ſo konnte es freilich nicht in die eigentliche Sphäre des Romans eintreten. Indem der mannhafte Ritter zum Schutz ſeines Phantoms redlich und unermüdet Wache hält, muß er unwillkürlich den Abſichten ſeines großen Schöpfers dienen, und — eben dadurch ſeinen eignen Schützling aufs ſchmählichſte zu Grabe bringen; und er ſteht nun als die ſchöne, wunderliebliche Brücke da, auf welcher man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vorläufer, der den Weg reinigt, damit das Beſſere Raum und Bequemlichkeit finde. — Auf dieſem gereinigten Wege wandelten nun zuerſt die Engländer, und auch dieſe erſt in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, von wo alſo eigentlich die Geburtszeit des Romans zu datiren iſt. Samuel Richardſon, ein Buchdrucker, trat mit ſeiner Pamela hervor; ihr folgte die ſo allgemein gefeierte Clariſſa, und zum Schluß wollte er das Höchſte in ſeinem Grandiſon erſtreben, ohne jedoch nur ſein vorhergehendes Werk erreicht zu haben. Noch ſteht er aber auf dem Standpunkt einer beſchränkten, ſittlichen Lebensanſicht und über den derben Farben der moraliſchen Erzählung geht ihm die echte Treue und Wahrheit ab, und ſeine Charaktere ſind am Ende nichts als abſtracte Tugenden und Laſter. Neben dieſen Romanen, die der erſtern Gattung angehören, erſchienen nicht ohne die Abſicht, den gefeierten Ruhm Richardſons zu beeinträchtigen, die höchſt ſinnreichen, komiſchen Familiengemählde des Wüſtlings Heinrich Fielding, ſein Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände), und Joſeph Andrews, kleine mit vieler Kenntniß des menſchlichen Herzens verfaßte Miniaturgemählde des häuslichen Lebens. Zu ihm geſellte ſich der launige, humoriſtiſche Sterne in ſeinem Life and opinions of Tristram Shandy (9 Bände), der als Yorik in ſeinen empfindſamen Reiſen nicht weniger Beifall fand. Würdig aber erfüllte Oliver Goldſmith den Kreis der engliſchen Romanendichter durch ſeinen Landprieſter zu Wakefield, in welchem ein ſchönes Leben der Darſtellung und Vorfälle, mit löblicher, beinahe idylliſcher Charakterzeichnung ſich regt, und deſſen Sphäre überhaupt nur zu klein und in der That bloß Miniatur iſt, um dem Höchſten im Gebiet dieſer Dichtung ſich gleichzuſtellen. — Unſere uns gewiß in beſtändigem Andenken bleibenden Nachbarn, die Franzoſen, mochten wohl die Mühe ſcheuen, ſich den Ernſt zu verſchaffen, den die höhere Romanendichtung fodert, und beſſer gefielen ihnen ihre Mille et une nuits, ihre leichtfertigen Erzählungen, ihre Mährchen der alten Mutter Gans, ja gewiß gab auch ihr Volk mit ſeiner glänzenden Oberfläche ohne Tiefe kaum Stoff und Gehalt zu einer ſchönen, gediegenen, ſeelenvollen Charakterzeichnung. Mußte doch ſelbſt le Sage zu ſpaniſchen Helden ſeine Zuflucht nehmen, um ſeinen Gilblas de Santillane, ſeinen Estevanille Gonzalez geben zu können. Dem Himmel ſey Dank, daß

bei den Beſſern wenigſtens Voltaire's Candide, Zadig, Mikromegas u. ſ. w. wieder vergeſſen ſind. Marmontels und Florians Erzählungen ſind doch für uns nichts weiter als Bücher, aus welchen wir ein recht leichtes und gewandtes Franzöſiſch erlernen können. Rouſſeau in ſeiner Heloiſe, ſo wie in ſeinem Emil iſt am Ende etwas ganz anders als Romandichter, iſt Philoſoph, und die Zeit, die auf die rouſſeau'ſche Philoſophie ſchon den Staub der Vergeſſenheit geworfen hat, iſt wohl Beweis genug, daß dieſe Philoſophie wenigſtens nicht die höchſte iſt. Wir kennen die Romanendichtungen der trefflichen Frau von Staël; wir ehren manches aus den Erzählungen der Frau von Genlis. Aber ſind wir ungerecht oder einſeitig patriotiſch, wenn wir behaupten, jene vorzügliche Schriftſtellerin, die wir zuerſt nannten, verdanke doch das Beſſere ihrer Romane dem deutſchen Genius, und ihre Corinne ſey doch vollendeter und reiner als ihre Delphine? — Von Italien, Spanien (dies letztere hat, wie geſagt, ſeine Schuld durch ſeinen Cervantes auf eine Art abgetragen, wie es nur eine ſo poetiſche Nation thun mochte) konnte aus dem höhern Grund der eigentlich poetiſchen Beſtimmung dieſer Völker für den Roman nichts weiter erwartet werden, obwohl auch Italien in den Novellen ſeines Boccaccio geleiſtet hat, was man nur verlangen konnte. Aber mit edlem Stolze wenden wir uns zu unſerm Volke, dem es in ſeiner herrlichen Beſcheidenheit und bei ſeiner oft ängſtlichen Sorgfalt für innere harmoniſche Ausbildung des Reinmenſchlichen gelungen iſt, den Roman zu vollenden und in ſeiner ganzen Herrlichkeit darzuſtellen. Wir wollen, um uns vor allen Mißdeutungen zu bewahren, dies beſtimmter ausführen, und ſo mit der ſchönſten Empfindung, die es geben kann, mit dem Bewußtſeyn, einer Nation anzugehören, die wie in vielem andern, ſo auch in der Poeſie, der griechiſchen Nation als einzige ebenbürtige Schweſter zur Seite ſteht, ſchließen. — Das Beiſpiel und der Vorgang der Engländer in ihrem Richardſon, Fielding u. ſ. w. regte zuerſt in Deutſchland den Sinn für den beſſern Roman an. Im 17ten Jahrhundert, nachdem man aus der Fluth der Ritterromane erlöſ't worden war, konnte man bei dem ohnehin ſchwachen Leben der Poeſie und der Verſchrobenheit des Geſchmacks, die durch Lohenſtein und Hofmannswaldau aufgekommen war, und faſt ſechzig Jahre herrſchte, im Roman es nicht höher bringen, als zu Volksmährchen, Schäferſpielereien und hochtrabenden, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen, am Ende eine bloße Namensveränderung der Ritterromane. Wir finden auf der einen Seite die Volksbücher von Dr. Fauſt, von Till Eulenſpiegel, von der ſchönen Meluſine, vom hörnernen Siegfried, und auf der andern Zieglers aſiatiſche Baniſe, Lohenſteins Arminius u. ſ. w. Wir können dieſen Zuſtand höchſtens als chaotiſch bezeichnen, wo wenigſtens alles in der Fluth der Waſſer des Anfangs untergegangen war, damit ſich eine neue Schöpfung daraus erheben möchte. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts nun lernte man auch in Deutſchland die richardſonſchen Romane kennen, und da begann denn die erſte Regung des ſchlummernden Funken. Freilich mußten auch hier die erſten Verſuche noch ſehr unvollkommen ausfallen, und das Licht hatte lange mit der Finſterniß zu kämpfen. Muſäus verpflanzte den Grandiſon in einer nicht unglücklichen Nachahmung auf deutſchen Grund und Boden, und in Sophiens Reiſen von Hermes muß

man bei allen Schattenpartien des bändereichen Werks doch wenigſtens in vielen einzelnen Stellen die Ahnung des eigentlichen Romans anerkennen. Wenigſtens bleibt ihnen doch das Verdienſt, der erſte deutſche Originalroman zu ſeyn. Von da an ergoß ſich nun der Quell des Romans bei unſerm Volk in der That in vollen Strömen, und man mag über dieſe Romanenfluth ſich vielleicht damit tröſten können, daß man nicht vergißt, wo die Natur beſchloſſen hat, das Höchſte hervorzubringen, da müſſen die vorhergehenden Verſuche ins Unendliche vervielfältigt werden. Es folgten die größtentheils mit Recht vergeſſenen Familiengeſchichten von Duſch, Gottwerth Müller, Starke, Lafontaine u. A., die wir gewiß nicht ungerecht ohne Bedenken in die Reihe jener Geiſt und Gemüth entnervenden Verunſtaltungen des Romans ſetzen, die unſerm Volke eine ſo tiefe geiſtige Wunde geſchlagen haben, daß es noch immer nicht davon heilen will. Neben dieſen kam wohl manches Beſſere in Deutſchland zum Vorſchein. Wir rechnen dahin des humoriſtiſchen von Hippel Lebensläufe in aufſteigender Linie, ſeine Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z., ferner die klingerſchen Romane, die Arbeiten des Grafen von Benzel-Sternau, des Verfaſſers des goldnen Kalbs, die Romane von Heinſe, von Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Ernſt Wagner, Anton Wall, beſonders dem herrlichen Jean Paul (Friedrich Richter) u. A. Allein zugleich gabs auch wieder Siegwarts und von ihm abſtammende ähnliche, ſüßliche, weinerliche Liebesgeſchichten; es gab Rinaldo's und bayerſche Hieſels, Weiber und Männer, wie ſie ſeyn ſollten, mit ihrem langen Anhang; kurz der Geiſt des Romans ſchien nach allen Richtungen hin ſich verſuchen zu wollen, bis er endlich das Rechte treffen möchte. — Wir ahnen hier, wie es uns vielleicht ſchon von manchem Leſer iſt verübelt worden, daß wir noch nicht einmal mit einem Worte des eine Zeit lang allgemein gefeierten Wielands gedacht haben. Wir ehren in der That die ſeltnen Verdienſte dieſes wahrhaft großen Mannes um die deutſche Poeſie. Eine innige, lebendige Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Leidenſchaften iſt ihm durchaus nicht abzuſprechen. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß, nach unſrer Überzeugung, ein wielandſcher Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüſternheit angeregt hat, als er zu beſiegen und zu beherrſchen im Stande war, und wenn er der Zeit ein Ideal der Menſchheit vorgehalten hat, ſo war es Ideal der kunſtmäßig ausgebildeten Wollüſtigkeit eines untergehenden Zeitalters. Von Wielands Wirkſamkeit an datirt ſich unverkennbar die Weichlichkeit und franzöſiſche Wollüſtigkeit der vornehmern Stände Deutſchlands, bei der wir nicht entſcheiden wollen, wie großen Antheil Wieland an ihrem Entſtehen und Ausbreitung hatte, die uns aber gewiß in Schmach und Schande begraben hätte, wenn wir nicht durch den Poſaunenton des Kriegs (wer weiß, auf wie lange?) wieder aufgeweckt worden wären. Wir mögen es alſo wohl leicht verantworten, wenn wir Wieland von der Concurrenz um den Preis ausſchließen. Aber deſto hehrer und herrlicher ſtrahlt noch im Silber des Alters der große Dichter, der nun faſt ein halbes Jahrhundert die Zierde des deutſchen Parnaſſes iſt. Er gab zuerſt in Werthers Leiden, in einem Miniaturgemählde (faſt nur eine Novelle), die erſte wahre Idee von einem Roman. Hier iſt ſchon Charakterſchilderung in hoher Ausbildung. Darauf folgte nun das, was wir mit inniger Überzeugung das Höchſte im

Gebiete des Romans nenne, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, in welchem der Dichter, wie jeder ſinnige Leſer ahnete, noch ehe die geniale Selbſtbiographie es beſtimmt ausſprach, ein treues aber im eigentlichen Sinne dichteriſches Bild des Edelſten und Beſten ſeiner Zeit aufgeſtellt hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und Alter und Verhältniſſe der Menſchheit, in das Roſenlicht der ſchönſten, individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns ungemein theuer machen muß) es gibt deutſches Leben in der höchſten Vollendung, die es nur haben kann. Solche Männer, ſolche Frauen, ſolche Kinder hat kein Roman weiter aufzuweiſen und (die wahre Apotheoſe des Dichters) es ſind nicht abſtracte Tugenden und Laſter, ſondern alles iſt concret, individuell, voll Leben und Selbſtſtändigkeit — Charakterſchilderung, die Seele des Romans, und der höchſte Triumph dieſes Werks. Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier darſtellt, und das ſich in dem Helden, im Wilhelm Meiſter, gerade von der ſchönſten Seite individualiſirt hat, begriffen; ſo würde man nicht auf den traurigen Irrwahn gekommen ſeyn, der den Schluß des Werks nicht ſchließend findet, ein Irrwahn, der, wie geſagt, deutlich beweiſ't, daß man die Abſicht des Ganzen gar nicht geahnet hat, denn dies gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen ſolchen, der noch eine unendliche Perſpective des Strebens und Sichbildens eröffnet. Um nun aber nach der Ilias auch noch eine Odyſſee zu geben, gefiel es dem Dichter, ſeine Wahlverwandtſchaften hervortreten zu laſſen, ein blankpolirtes Meiſterſtück! und wenn wir im Meiſter die lieblichſte Frühlings- und Sommerblume erhalten haben, ſo ſind jene eine Herbſtblume, in ihrer Weiſe nicht weniger ſchön als dieſer. Die den Wahlverwandtſchaften ſo oft vorgerückte Unſittlichkeit wird, unſers Erachtens, dadurch widerlegt, daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und ſein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe kann ja ſelbſt die Bande der Natur überwältigen, und ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht. Wir können nicht umſtändlicher über dieſe höchſten Zierden unſrer Romanenliteratur ſprechen, deren Zahl durch die herrliche Selbſtbiographie, die der Verfaſſer ſinnvoll Wahrheit und Dichtung nannte, noch vermehrt worden iſt, weil uns der Raum mangelt. Wir trennen uns ungern. Doch, gilt unſre Theorie, und wir glauben ſehr feſt daran, ſo wird es keinem ſchwer fallen, unſrer Meinung zu ſeyn, und dann, ſind wir überzeugt, wird ein großer Theil der Mißurtheile über Göthe's Romane von ſelbſt wegfallen. Es gab eine Zeit, wo der Flug der göthe'ſchen Dichtung noch weniger erkannt wurde als jetzt; aber es wird eine Zeit kommen, wo der Genius derſelben frei und herrlich ſich aufſchwingen, und, wie es ihm gebührt, herrſchen wird unumſchränkt im Gebiete der Kunſt. Im Ganzen indeß hat doch das Zeitalter die Größe der göthe'ſchen Meiſterwerke, wenn auch mehr durch die That als das Wort, anerkannt. Ernſt Wagner hat in ſeiner gelungenſten Schrift, „Wilibalds Anſichten des Lebens," ihn vor Augen gehabt. In Tiecks Sternbalds Wanderungen iſt der Einfluß des göthe'ſchen Originals nicht zu verkennen; und noch haben wir einen Torſo, „Florentin von Fr. Schlegel," wovon nur der erſte Theil erſchienen iſt, der wohl das Nachbild iſt, das ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht. Möchte der geiſtreiche Dichter die Wün-

ſche einer groſsen achtenswerthen Leſewelt erfüllen, und das Werk vollenden, das nur ſeine Hand vollenden kann. Es wäre ſehr ſchade, wenn der kräftige Florentin kein Ziel ſeines herrlichen Strebens finden, und alſo unvollendet auf die Nachwelt kommen ſollte. — Ernſt aber und warnend ſteht die Unerreichbarkeit des vollendeten Muſters da, und ſcheint eben dadurch am meiſten mitgewirkt zu haben, daſs der Schwarm der Nachäffer nicht allzugroſs wurde. M-i-r.

Romana (Marquis de la), einer der berühmteſten ſpaniſchen Feldherrn in dem Kriege, welchen die Spanier ſeit 1808 gegen Napoleon Bonaparte führten. Dieſer, ſeine Plane gegen die Bourbons in Spanien vorbereitend, hatte ein ſpaniſches Armeecorps von 10 bis 12,000 Mann nach Deutſchland gezogen, an deſſen Spitze der General Romana ſtand. Er war wieder dem Oberbefehl des Marſchalls Bernadotte untergeordnet, und erklärte dieſem in ſeinem und ſeines ganzen Corps Namen ihre Anhänglichkeit an Joſeph Napoleon. Dieſe Erklärung war aber nur eine durch die Noth abgedrungne und durch die Umſtände gerechtfertigte Täuſchung. Voll Haſs gegen die Unterdrücker ſeines Vaterlandes trat Romana, ſeine Stellung auf der Inſel Fühnen benutzend, zu derſelben Zeit mit dem Befehlshaber der dort ſtationirten engliſchen Seemacht in geheime Unterhandlung, und verlangte engliſche Transportſchiffe, um ſich mit ſeinem ganzen Corps einzuſchiffen. Dieſe erſchienen, und glücklich ſchiffte Romana ſeine geſammte Mannſchaft mit Zurücklaſſung weniger Detaſchements, die wegen der zu weiten Entfernungen, in denen ſie geſtanden, nicht ſchnell genug hatten herbeigezogen werden können, am 9ten Auguſt zu Nyborg und Svendborg ein. Er langte, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, nach einer günſtigen Fahrt zu Coruña an. Seitdem war Romana unermüdlich beſchäftigt, die Spanier gegen ihre verhaſsten Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerſt die Idee an, die Bauern zu bewaffnen, und die unter dem Namen Guerillas ſo bekannten Banden zu organiſiren, um mit ihnen alle Heerſtraſsen zu beunruhigen, und die Verbindungen der Franzoſen zu erſchweren. Sein Scharfblick erkannte, daſs auf dieſe Weiſe ein leicht zu entflammendes Volk, und neue Soldaten, die an den Krieg nicht gewöhnt, ſchlecht diſciplinirt und ſchlecht befehligt waren, und die gegen die kriegsgeübteſten Truppen Europa's kämpfen ſollten, mit dem möglichſt beſten Erfolg benutzt werden konnten. Unläugbar gebührt Romana der Ruhm, ſowohl dadurch als durch ſeine perſönlichen Dienſte einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens zu haben. Weniger in der Gunſt der Junta, die nur zu oft von Privatrückſichten geleitet wurde, als im vollen Vertrauen der Engländer führte Romana zwar nie ein zahlreiches Armeecorps an, aber auch ſo machten ihn ſein unverſöhnlicher Franzoſenhaſs und die unbegränzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzoſen, die neue Vortheile errungen hatten, zu marſchiren, als er, von den unaufhörlichen Strapazen erſchöpft, ſtarb. Romana war nicht nur ein tapfrer, umſichtiger, patriotiſcher Feldherr, ſondern auch ein ſehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Äuſsern Feinheit des Geiſtes und ausgebreitete Kenntniſſe verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig ſtudirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romaniſche Sprachen heißen diejenigen Sprachen, welche ſich in den zum römiſchen Reiche gehörigen Ländern Europa's, wo die lateiniſche Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Untergangs des weſtrömiſchen Kaiſerthums in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildete. Sie ſind ein Gemiſch der lateiniſchen Sprache und der verſchiednen Sprachen der Barbaren, jedoch erſcheint in allen das Lateiniſche als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verſchiedenheit der Völker verſchieden modificirt und umgeſtaltet. Dieſe Sprachen ſind die italieniſche, portugieſiſche, ſpaniſche, franzöſiſche (im Norden Langue d'Oui, im Süden Langue d'Oc) und die rhätiſche oder romaniſche im engern Sinn.

Romantiſch. Romantiſche Poeſie. Das Wort ſelbſt deutet offenbar auf ſüdlichen Urſprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geſchichte der ſüdlichen Völker ihr ſchönes idealiſches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romaniſchen Sprache (Romanzo), jener Entſtellung der lateiniſchen Sprache durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Übergang bildete zu den neuern ſüdlichen Sprachſchweſtern, ſo iſt unſtreitig auch dieſes Wort demſelben Grunde entwachſen, wenn auch die Sache ſelbſt ſchon vorher da war. Der Name einer Sache entſteht immer da erſt, wo der damit bezeichnete Gegenſtand zu ſeiner Blüthe gelangt; und ſo wird die Bedeutung des Romantiſchen auch am beſten durch Betrachtung jener ſchönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa mit den neuen Sprachen der Geiſt und das Weſen einer neuen Ära ſich entwickelte, und ziemlich ſchnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch ſchon längſt wieder untergegangen iſt. Doch ehe wir zu dieſem freundlichen Geſchäfte uns wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantiſch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unſrer Zeit iſt, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechſelt, und ſo ſoll und muß es denn oft im guten und größtentheils im ſchlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen abweichende, das Idealiſche, das Phantaſtiſche, das Seltſame, das Verſchrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Charakteren, von Phyſiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmeichelhaftes nachgeſagt zu haben. — Es iſt eine ſehr ſchlimme Eigenſchaft der Rede des Volks, daß ſie, nicht ohne eine gewiſſe Heimtücke, manchem Worte von einem Nebenbegriff, den es allenfalls veranlaſſen kann, die Hauptbedeutung gibt, und es dadurch in einen ſchlimmen Ruf zu bringen weiß. Darüber geht oft gar die eigentliche Bedeutung ganz verloren, und der Gegenſtand muß den für ihn paſſenden Ausdruck entbehren, der mit dem Geifer der gemeinen Rede beſchmutzt und verderbt worden iſt. Romantiſch in dem gerügten Mißbrauche iſt ein auffallendes Beiſpiel davon, und nicht unbelohnend kann es ſeyn, die eigentliche und urſprüngliche Bedeutung deſſelben beſtimmter hervorzuheben, und beſonders den großen, würdigen Gegenſtand, für welchen es der natürlichſte und paſſendſte Ausdruck, ins Licht zu ſetzen. Von da aus wird ſich dann von ſelbſt lehren, in welcher Bedeutung es übergetragen, auch von andern Dingen z. B. von Landſchaften, Charakteren u. ſ. w. verſtanden werden müſſe. — Wir eignen dies Wort der Kunſt, zunächſt der Poeſie zu, und meinen, daß damit, nach der erſten und urſprünglichſten Bedeutung, eine jener ſchönen Formen bezeichnet

werde, in welchen die Kunſt zu den verſchiednen Zeiten der Geſchichte aufgetreten iſt und geblüht hat. Sind auch die Formen und beſondern Geſtalten, in welchen die großen Heiligthümer der Menſchheit, unter welchen die Kunſt, und vornehmlich die Dichtkunſt gewiß auch eine vorzügliche Stelle einnehmen, im Gang der Geſchichte ſich zu offenbaren pflegen, nach Völkern und Zeiten und Individuen unendlich mannichfaltig, ſo daß ſie Bäumen verglichen werden können, die alle Frühjahre ſchön und lieblich aufblühen, aber ſtets anders und bald in dieſer, bald in jener Eigenthümlichkeit: ſo dürfte es doch nicht ſchwer ſeyn, auch in dieſer Mannichfaltigkeit ein Geſetz der Einheit zu finden, und jene Verſchiedenheiten auf zwei oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen dann die einzelnen Schattirungen mehr oder weniger nahe verwandt ſind. In der Geſchichte der Kunſt (und wiederum beziehen wir uns zunächſt auf die Poeſie) ſind, dünkt uns, wenn wir uns zumal auf europäiſche Geſchichte einſchränken, ſehr beſtimmte Anzeichen davon gegeben. Hier ſcheint der Gang der Bildung zwiſchen ſchöner Einfachheit (dem Edeln) und erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen) noch ein drittes, ſchöne Mannichfaltigkeit, berührt und in ſeinen Kreis mit aufgenommen zu haben. Jede dieſer drei Arten der Poeſie iſt in dem großen Tableau der Geſchichte durch einen beſondern Cyclus bezeichnet, und wenn die erſte unter den idealiſchen Griechen ihre höchſte Blüthe erreichte, ſo gehört die zweite unſtreitig der erſten, großen Dichtung des Nordens und der damit verwandten des alten Deutſchlands an; und die dritte hat ſich augenſcheinlich in dem ſchönen Blumengarten geoffenbart, den ſich Poeſie in und nach dem Mittelalter in dem herrlichen Süden von Europa erzogen hatte. Dieſe letztere iſt uns romantiſche Kunſt. Schön in ihrer herrlichen Einfachheit, wie die Natur ſelbſt unter dem weiten, immer reinen Himmel Joniens, iſt die griechiſche Poeſie. Nicht das Gigantiſche, das Ungeheure iſt der vorherrſchende Charakter derſelben, ſondern das Edle, das Große, doch nur in einem ſchönen, hellen, durchſichtigen Gewande. Dagegen wie die ewigen Berge und Wälder und ſtürmiſchen Meere, und der düſtere geheimnißvolle Nebelhimmel des Nordens, ſo iſt die Poeſie deſſelben, die erſt die neuere Zeit in ihrer wahren Größe zu würdigen gelernt hat, gigantiſch, voller Rieſen und allmächtiger Helden, weithinausſchreitend über die Engen menſchlicher Niedrigkeit und ſelbſt der Form nach mit großem, ernſten, furchtbaren Tritte einherſchreitend. Und nun, wie freundlich und doch auch wieder nicht griechiſch iſt die ſüdliche, die romantiſche Dichtung! recht eigentlich das verbindende Mittelglied zwiſchen beiden, wie die Länder, in welchen ſie blühte, ſelbſt die Brücke waren, auf welcher der Norden mit dem Lande und den Kunſtſchätzen der Griechen ſpäterhin in Berührung kam. — Ein ſchönes, liebliches, wunderlich bewegtes Gemählde thut ſich vor unſern Blicken auf, wenn wir im Geiſt unter dem milden, ſüdlichen Himmel der Provence in die blinkenden Schlöſſer der gewaltigen Herzoge und Grafen eintreten. Verſammelt iſt ein glänzendes Hoflager, in Gärten und Hainen, die die Natur ſelbſt gemacht hat, das Thurnier geendigt, die Preiſe unter die ſiegenden Ritter vertheilt von den Händen der ſchönſten Dame des Feſtes, das prächtige Mahl wird gehalten, ſüße Minne würzet den Becher und regt unnennbar Wohl und Weh wie mit Zaubergewalt im Herzen auf. — Siehe, da erſcheint der Trouba-

dour, die lieblichklingende Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßen mit ſtiller Freude den lieben Gaſt, er ſtimmt die Saiten, alles lauſcht ſeinen Tönen, und nun ſtrömen von ſeinem Munde die Thaten des großen Carls, des unbeſiegten Rolands, des Königs Arthur, der gefeierten Tafelrunde. — Wie die Frühlingsſonne zaubert ſein Lied einen bunten, duftenden Blumengarten hervor — Feen baden ſich in cryſtallhellen Seen, Zauberſprüche ſchaffen im kalten, unwirthbaren Norden freundliche Auen und Gärten, von Drachen und Ungeheuern bewacht, aber jeden, der in ihre lockenden Labyrinthengänge eingegangen iſt, mit unauslöſchlichem Liebreiz feſthaltend in den Zauberbanden Armidens. Auch der Schooß der Erde und der Gewäſſer thut ſich auf, in ihm leuchtet eine andre, geheimnißvolle Sonne, Gold und Edelgeſteine wachſen da in herrlichem Glanze. — Doch jetzt führt den Ritter ſein ſchützender Zauber ins dichteſte Schlachtgewühl, Rieſen ſtürzen vor ſeinem Schwerte, die gedrängteſten Schaaren durchbricht ſein unbeſiegter Degen, er verfolgt den furchtbarſten der Feinde. Der Eifer zieht ſie in entlegene Wüſten und Wälder. — Hier, Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt ſich der ſchrecklichſte Zweikampf, den die Sonne beſchien. Schon wollen beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erſcheint die Geliebte, von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haft entflohn. Ihr Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem einen Wunſch, die Fliehende zu ereilen und feſtzuhalten, und wie reißt nun das abenteuerliche Schickſal die Suchenden ſo weit aus einander, daß ſie wohl nie wieder zuſammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwickelungen, England und Welſchland, Äthiopien und Spanien, Arabien und Deutſchland, überall hin trägt der Hippogriph der Dichtung mit Windeseile, und reich und unerſchöpflich mannichfach verſchlingen die Fäden des Gewebes ſich, wie die Blumen eines bunten Wieſenteppichs im Frühling, unzählbar dem Auge des Beſchauers, bis das Auge, nimmer müde des bunten Farbenſpiels, ſich gewöhnt hat, in dem ewigen Wechſel der Geſtalten ſelbſt Einheit zu finden. — Merkwürdiger Geiſt der romantiſchen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geiſt der Zeiten und der Länder, da ſie blühte. Mannichfaltigkeit, aber im Zaubergewande des Schönen, ſind unverkennbar die Züge deſſelben. — Das Abenteuerliche, das Sentimentale im guten Sinne, es iſt das Romantiſche nicht ſelbſt, aber es liegt im Kreis deſſelben; dieſes aber iſt die natürliche Rückwirkung auf den Menſchengeiſt von den Bergen, Thälern, Flüſſen, Bäumen und Blumen des Süden. — Wie jede Jahreszeit, ſo hat auch jede Gegend, jede Landſchaft der Erde, von der ſtillen Höhe des Olympos, von den ſchönen, einfachen Flächen Ioniens, bis zu dem ewigen Eiſe der nordiſchen Wälder und den ſchneebedeckten Ebenen Sibiriens ihr eigenthümlich Schönes, ihren äſthetiſchen Charakter voll eigenthümlichen Reizes, und dieſer Charakter hat ſich immer auch in Kunſt und Poeſie ſolcher Länder abgedrückt, ſo wie auch nur die Gewächſe, die einer Landſchaft angehören, in den Eisblumen des Winters ſich nachbilden. Aber welch eine ſchöne, liebliche, bunte Mannichfaltigkeit iſt nicht der Charakter jener ſüdlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, welchen die romantiſche Dichtung eigenthümlich iſt! Welch eine Üppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des

Romantiſchen) ſich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit ſeinen Schrecken und düſtern Nebeln und ewigem Schnee eben ſo weit entfernt iſt. Wenn im Norden die Flur gleichſam nichts weiter iſt als eine große Wildbahn, wo der kühne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen ſich zu meſſen; wenn griechiſche Landſchaft in ihrer edeln, herrlichen, alles ſchimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von ſelbſt zur idealiſchen Lebensanſicht hinleitet, und Veranlaſſung wird, das Leben geiſtiger zu nehmen: ſo ſind die ſchönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona geſegneten Küſten Spaniens, ſo ſind ſelbſt manche Gegenden im ſüdlichen Deutſchland liebliche Gärten, in welchen das Leben von ſelbſt zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätſchenden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem faſt immer heitern Himmel, die Äpfel der Hesperiden prangend in duftenden, ſchattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfodern, in Überfluß gewährend nicht nur, was der Leib bedarf, ſondern auch, was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerſtreuende, reizende Abwechſelung überall, zahllos wie die bunten Blumen der Wieſe, kann da Lebensgenuß und Lebensanſicht anders als romantiſch, d. h. ſinnlich weich, reinlich und zierlich in einem ſchönen, bunten Farbenſpiel des Genuſſes werden? — Geſang und Saitenſpiel zu dem Geläute der weidenden Heerden, die zu hüten und zu warten, ſtatt Mühe, ſelbſt Spiel und Unterhaltung gewährt (Übungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernſt), Minneluſt und Sinn für eine Poeſie, die ſo bunt und lieblich und ſinnlich iſt, wie die Landſchaft ſelbſt (ein faſt wollüſtiges Spielen mit Glauben und Chriſtenthum), das ſind die natürlichen Accorde aus der Menſchenwelt zu dem harmoniſchen Spiel der Natur. Das ernſte Schickſal der griechiſchen Tragödie, die düſtere, nebelige Norne und Walküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Feerei (die Liebe zum Minnedienſt). Die ſchönſte Blume des Lebens iſt ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemiſch des Geiſtigen und Sinnlichen, des Reellen und Ideellen; und mehr ein liebliches Spiel als düſtrer, ſchneidender Ernſt. — Wir finden in jeder Poeſie romantiſche Partien. So iſt die Odyſſee, der Ilias gegenüber mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Kirke und Kalypſo im höchſten Grade, obwohl griechiſch, romantiſch; ſo ſind die mythologiſchen Dichtungen von den Cyclopen, den Arimaspen, den Gräen, den Hesperiden (nur mit vorherrſchendem griechiſchen Geiſte) romantiſch. So fehlt es dem nordiſchen Fabelkreis gar nicht an den reizendſten romantiſchen Einzelnheiten. Aber eigenthümlicher, vorherrſchender Charakter iſt das Romantiſche in den provenzaliſchen Dichtern und in dem Mythenkreiſe der eigentlichen alten Ritterromane, der unſtreitig dem Süden von Europa eigenthümlich iſt, und von da erſt ſich weiter ausgebreitet hat. Dieſer romantiſche Geiſt herrſchte von Italiens Alpen, von Limoſiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgränzen des von den Mauren beſetzten Spaniens; Chriſt und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter in lauter Feſten; ein König zieht, vom Thron verſtoßen, wie zum Feſt, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld,

in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Geſang, unter dem herrlichen Laubdache ſchützender Bäume, den Verluſt der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsſtuhl zurück. — Über die Geſchichte dieſer Romantik können wir nur in wenigen Andeutungen uns noch erklären. Vieles hierher Gehörige iſt unter den Artikeln: Mittelalter, deutſche Poeſie und ähnlichen, bereits angeführt worden. — Nach den Zeiten Carls des Großen, unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, machten ſich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die ſchönen burgundiſchen Königreiche entſtanden. Die Grafen von Provence, von Toulouſe galten oft mehr als der König, den ſie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeit lang die ſorgfältigſte Pflegerin alles ritterlichen Thuns und Weſens. Ganz Frankreich, beſonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der ſchönſten und mannichfaltigſten Herrſcherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiſte Theilnahme fanden (ſelbſt das romantiſchſte Gemählde in der ganzen Geſchichte) kamen hinzu, und ſo finden wir in Frankreich die ſchönen Dichtungen von Carl dem Großen, ſeinen Pärs, ſeinen Kämpfen mit den Mauren erfunden und ausgebildet. Wie lieblich iſt dies ſchöne Blumengewinde von Meiſter Arioſto in ſeinem raſenden Roland mit allem unendlichen Reichthum und Zauber der Romantik ausgeſtattet! — In Spanien verſchaffte der Kampf der Chriſten mit den Mohren, das allmählige Aufkommen chriſtlicher Königreiche, der romantiſchen Poeſie Zunder und Nahrung. Selbſt die ganze Geſchichte dieſes Kampfes iſt, wie es das ritterliche Volk, das ihn beſtand, immer bis in die neuſte Zeit herab geweſen iſt, im höchſten Grade romantiſch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutſchland über. Dort (in England) wurde doch noch, aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich ſo nahe verbunden war, der Mythus vom fabelhaften König Uterpendragon, dem Erneuerer des heiligen Graals, von Arthus, echt romantiſch ausgebildet, und gab ſelbſt der ſüdlichern Romantik ſeine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutſchland konnte, und auch dies bloß im ſüdlichen, in Schwaben, durch die Minneſänger, die einem andern Clima gehörige Pflanze des Romantiſchen kaum noch zu einer echt nationellen Ausbildung gelangen. War doch Deutſchland ſchon im Beſitz einer beſondern Sprache, ſo wie einer eigenthümlichen Poeſie, der herrlichen nordiſchen. — Unſere Zeit nun gleicht in Bezug auf Poeſie einem großen Stapelplatz, einer bunten Meſſe, auf der man Griechen und Franzoſen und Engländer und Scandinavier, jeden in ſeiner eigenthümlichen Tracht und Weiſe umherwandeln ſieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienſt um Poeſie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig und periodenweis ſich entwickelte, in *eine* Periode vereinigt, die zerſtreuten Strahlen in *einen* Focus geſammelt, und ſo, ohne etwas Eigenthümliches zu beſitzen, die Geiſter der Vorwelt heraufbeſchworen haben. So ſehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Rieſengeiſt nordiſcher und damit gewiß verwandter echt germaniſcher Poeſie, auch die heitere, friſche, üppige Romantik lieblich verſchwiſtert mit jener umherwandeln. Daß wir auf dieſe Weiſe wohl am beſten geeignet ſind, Ariſtoteleſſe nach den Homeren zu ſeyn, und Kunſtkritiken zu machen, und den Geiſt der Waaren als kluge Kaufleute

beſſer zu verſtehn, als mancher Künſtler ſelbſt, liegt am Tage. Aber möchte ſich nicht auch ſehr natürlich daraus beweiſen laſſen, daß unſre Kunſt bloß liebliche Nachblüthe ſey, und wenigſtens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haſchen nach und das Reden von Originalität unter uns ſeyn möge? — Wir brechen hier ab, um zur Romanze überzugehn, aber bringen erſt noch unſerm ſinnvollen L. *Tieck* unſern herzlichen Dank für die Reinheit und Lieblichkeit, mit welcher er Romantik, die ſeinem Gemüthe, wie keinem in unſern Tagen aufgegangen iſt, unter uns eingeführt hat. M-i-r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantiſchen Poeſie, faſt gleichbedeutend mit Ballade, wie ſchon oben unter dieſem Worte bemerkt iſt. Ehe wir in das Beſondre dieſes Artikels eingehen, ſey es erlaubt, eine Art genetiſche Eintheilung der verſchiedenen Dichtungsarten zu verſuchen, und überhaupt unſre Anſicht von Kunſt mit wenigen Zügen anzudeuten. Wenn *lyriſche* Poeſie auf die Darſtellung eines Zuſtandes beſchränkt iſt, *epiſche* und *dramatiſche* aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, ſo iſt jene erſtere nothwendig beinahe nur *plaſtiſch*, dieſe beiden hingegen *producirend* und *organiſch bildend*. Hieraus iſt es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyriſche Poeſie gerade in der Blüthenzeit, und beſonders in der erſten Epoche eines Kunſtzeitalters vor der Muſik, der ſie noch ganz nahe ſteht, wenig emporkommen kann, und erſt gegen das Ende eines Kunſtcyclus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen faſt alle Poeſie in ihrem Beginnen epiſch-dramatiſch iſt, denn hier kann weder Muſik noch Mahlerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Mährchen, Heldengeſchichten ſind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchſte Blüthe der Poeſie geweſen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunſt aufblühte, hat ſich auch dies individuell und mit beſondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geſchichtlicher Stoff zum Grunde liegt, ſo iſt es erlaubt, *epiſche Poeſie im engern Sinne*, und *dramatiſche* als die beiden nothwendigen und allgemeinſten Arten deſſelben zu betrachten. Epos iſt alſo entweder wirkliche Darſtellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. ſ. w., und zwiſchen dieſen beiden Polen bewegt ſich der ganze Kreis der hiſtoriſchen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend *). Wir haben wohl kein

*) Die Ausdrücke *Epos*, *epiſch*, *dramatiſch* ſind zur Zeit noch ſo wenig genau geſchieden und ſo verſchiedentlich erklärt worden, daß es wohl jedem, der darüber ſpricht, erlaubt ſeyn muß, dieſe Worte in ſeinem eignen Sinne zu gebrauchen. Scheint aber nicht wirklich das Bedürfniß eines Gattungsworts für epiſch und dramatiſch, die offenbar einen gemeinſchaftlichen Gattungsbegriff haben, hinlänglich begründet? — Scheint ferner nicht am Ende jene gerügte Unbeſtimmbarkeit darin einen nothwendigen Grund zu haben, daß epiſch und dramatiſch ſich wirklich wie poſitiv und negativ zu einander verhalten, und alſo, indem ſie nothwendig einander ſuchen, doch auch eben ſo nothwendig ſich wieder fliehen? — Etwas, das vielleicht einen überraſchenden Aufſchluß über dieſe dunkle Partie, ſo wie Beſtätigung für die

Drama, das in allen ſeinen Theilen Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht in einzelnen Partien ſelbſt wieder dramatiſch würde. — Das Epos (nach der engern Bedeutung) in ſeinem ruhigern, edlern, hellen Gange war dem griechiſchen Boden eigenthümlich, und Äſchylus nannte mit Recht ſeine Dramen das Nacheſſen Homers. Weit dramatiſcher, größtentheils tragiſch, iſt die nordiſche Poeſie, und der glückliche Verſuch, den unſer Fouqué mit den Sigurdsſagen gemacht hat, ſie zu dramatiſiren, iſt ein Beweis für unſre Behauptung. Wie vollendet dramatiſch iſt das Nibelungenlied! und was zum Verſtändniß des göttlichen Gedichts nöthig iſt, liegt auch ſchon alles im Kreiſe deſſelben, und geht wirklich vor unſern Augen vor. — Wie nun das Romantiſche zwiſchen griechiſchem und nordiſchem Geiſte nach unſrer obigen Anſicht in der Mitte ſteht, ſo ſcheint nur Romanze (um nun zu unſerm Vorhaben wieder zurückzukehren) die Frucht zu ſeyn, welche epiſche Poeſie in dem ſüdlichen Europa im ſchönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte und wirklich gebracht hat. — Wenn nordiſche Poeſie in einzelne große, ungeheure Sagen zuſammengeht, wenn das griechiſche Epos faſt einzig in dem großen aber einfachen Cyclus des trojaniſchen Kriegs ſich bewegt, und überall eine edle, würdige Simplicität im Rath der Olymposbewohner wie im Schlachtgewühl der Helden vor Troja offenbart: ſo iſt die romantiſche Epik in unzählig kleine Blüthen und Blumen aufgegangen, durchgängig mit lyriſchem Ausdruck, und das der Grund des unendlichen Reichthums an Romanzen. Das größte Epos des Süden bleibt immer des Arioſto herrlicher Blumengarten; aber iſt er etwas anders als eine köſtliche Perlenſchnur der lieblichſten Romanzen, ſinnvoll und künſtlich angereiht? und ſelbſt des Taſſo göttliches Gedicht von Jeruſalems Eroberung löſ't ſich in eine Reihe ſchöner kleiner epiſchen Dichtungen auf, durch welche ſich nur der rothe Faden der Verehrung für das herzogliche Haus, das ihn beſchützte, hindurchzieht. — Dies gibt uns, däucht mir, die beſte Theorie der Romanze. Sie iſt epiſch (im weitern Sinne des Worts), aber zwiſchen dem Heldengedicht Homers und den nordiſchen Sagendramen in der Mitte liegend. Sie verhält ſich auf der einen Seite zu dem Heldengedichte, wie die Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat ſie das Gedrängte, Raſche der dramatiſchen Darſtellung, und iſt ganz aus der Individualität der romantiſchen Bildung hervorgegangen, mit welcher ſie auch den Urſprung ihrer Benennung gemeinſchaftlich hat. Zu rein und hell, zu licht und fröhlich iſt die Romantik, als daß ſie zu dem Ernſt und dem Ungeheuern der nordiſchen Poeſie ſich erheben könnte; aber auch zu ſehr auf Genuß berechnet, zu ſinnlich, zu bunt und gaukelnd, als daß ſie die idealiſche Einfachheit und Dauer, den ruhigen, ſtillen Fluß des griechiſchen Heldengedichts ſich aneignen könnte. So entſtanden jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten ſchnell ſich knüpft, oft

gegenwärtige Anſicht gewährt! Die alte, nothwendige Eintheilung der Poeſie in dramatiſche, epiſche und lyriſche bliebe übrigens unangetaſtet, ſo wie ſich lyriſche Poeſie von hieraus recht füglich als den Indifferenzpunkt jener beiden deduciren ließe. — Hätten wir dann unter dem Art. Romantiſch nicht Hellenik als Epik im engern Sinne, nordiſche Poeſie als dramatiſchepiſche und Romantik als lyriſchepiſche bezeichnen können? Sit venia verbis!

plötzlich in eine unerwartete Verſchlingung hineingeht, aber eben ſo ſchnell iſt er auch wieder gelöſ't, und die leichte Welle des Geſangs hüpft zu einem neuen Gegenſtand über. — Unter den Fenſtern ſeiner Dame, zur ſanften, wollüſtigen Guitarre ſingt der Dichter ſein Lied; ſeine Liebe, wie ſein ganzes Leben, iſt ein lieblicher Wechſel von Weh und Luſt, von Genuß und Ruhe, ein heitrer, milder Abend um ihn, und ein kindlichlüſtern Herz in ihm, ſo wird die Klage der Liebe zum leichtbewegten, in ſanften Krümmungen hinſtrömenden Geſange von des Ritters Treue bis in den Tod, von dem Blümlein Wunderſchön, und wir haben eine Romanze in ihrer ſchönſten und natürlichſten Äußerung aus der Claſſe der zarteſten und rührendſten, eine Romanze der Liebe. — Leichtigkeit, Gedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles das ſchöne, ſchwellende Licht des Südens, ausgebreitet, das ſind die Haupteigenſchaften der Romanze. Sie iſt Erzählung einer Begebenheit und in Form und Inhalt romantiſch, durch die lieblichen Reim- und Aſſonanz- und Conſonanzgewinde und die Zaubergärten abenteuerlicher Gegenſtände ſich hindurchſchlingend. In dieſes Gewand kleidet ſich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes Gefühl, das ausgeſprochen werden ſoll, vom Gräßlichen bis zum ſüßen Zauberſpiel der Liebe herab. — So verſchieden jedoch das Heldengedicht, das Drama ſeyn kann, ſo verſchieden kann auch die Romanze ſeyn, komiſch, tragiſch; ſelbſt die Satire und die Ironie iſt nicht ganz davon ausgeſchloſſen, aber alles im Geiſt des Romantiſchen, ſchön in bunter Mannichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht von der Theorie des Heldengedichts und des Drama's abſtrahirt werden kann, und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufſchluß über den verſchiednen Geiſt der Romanze bei den verſchiednen Völkern, die ſie ausbildeten, zu ſuchen iſt, ſagen wir nur noch weniges über die Geſchichte. Spanien iſt das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe mit den Mohren, der Jahrhunderte lang dauerte, und ſtatt das Bild eines allgemeinen, zuſammenhängenden Streits zu gewähren, ſelbſt höchſt romantiſch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und in einzelne Ritterzüge zerfällt, mochte der reichſte und ſchönſte Stoff zu zahlloſen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alonſo de Fuentes, welch einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! In dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Geſängen, wenn gleich nicht unter dem Namen der Romanze. In dem ältern und neuern England floß der Strom dieſer Dichtung ebenfalls ſehr reichlich. So bei jeder Nation aus dem Kreiſe der Romantik. Aber in der neuſten Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinſchaftlich geworden ſind, und ſelbſt die Orangengärten des Süden im Norden aufblühen, wo der Geiſt der Poeſie höchſtens durch das ganz allgemeine Beiwort modern bezeichnet zu werden verdient, und ohne ein eigenthümlicher zu ſeyn, wie geſagt, in der Nachbildung der Dichtungsarten aller Zeiten und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Univerſalität ſich erworben hat, in der neuſten Zeit, und zwar beſonders in derjenigen Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalme entriſſen hat, in der deutſchen, iſt kaum eine Dichtungsart ſchöner ausgebildet und ſorgfältiger und mannichfaltiger geübt worden als die Romanze. Unübertroffen ſtehen Schiller, und noch höher der Stolz des deutſchen Parnaſſes, Göthe, in

ihren Balladen und Romanzen da, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß, wenn der Erſtere eigentlich romantiſcher iſt, der Letztere auch in der Behandlung dieſer Dichtungsart jene griechiſche Einfachheit und Idealität offenbart, die ſo unverkennbar der Hauptzug in dem ganzen geiſtigen Wirken dieſes großen Mannes iſt. — Und wem ſind neben den ältern Romanzen eines Bürger, Stollberg, Mahler Müller u. A. die köſtlichen Gaben eines Tiek, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl ſchlechter Romanzen aus den Federn des neuern Dichterſchwarms vergeſſen werden mag. M-i-r.

Romberg. Aus dieſer berühmten Tonkünſtlerfamilie, welche von zwei Brüdern, Anton (dem ältern), Virtuoſen auf dem Fagotte, und Heinrich Romberg, Muſikdirector zu Münſter und Virtuoſen auf der Clarinette, abſtammt, und noch 1792 zu Bonn verbunden der Tonkunſt huldigte, ſind vorzüglich Bernhard und Andreas Romberg, Bruderskinder, berühmt geworden, Bernhard Romberg, Sohn Antons, als der erſte jetzt lebende Virtuos auf dem Violoncell (geb. 1770); Andreas, Heinrichs Sohn, vorzüglich als Tonſetzer und Violiniſt. Beide theilten ihre Jugendſchickſale; beide waren Mitglieder der trefflichen churcölniſchen Hofcapelle in Bonn, als der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſie nöthigte, mit ihrem Fürſten zu entfliehen. Beide gingen im October 1793 nach Hamburg, wo ſie beim Orcheſter des ſchröderſchen Theaters angeſtellt wurden, und bis 1795 blieben. In dieſem Jahre traten ſie eine Kunſtreiſe über Deutſchland nach Italien an, von welcher ſie im J. 1797 nach Hamburg zurückkamen. Sie trennten ſich zuerſt, als Bernhard 1799 Hamburg zum zweiten Mal verließ, und über England und Spanien nach Liſſabon reiſ'te, und dann 1801 als Profeſſor des Violoncells an dem Conſervatorium zu Paris angeſtellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder nach Hamburg zurück, nahm aber im J. 1805 eine Stelle in der königlichen Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt ſich weſentlich aufhält. Überall ward des liebenswürdigen Bernhards geniale Leichtigkeit auf dem Violoncell geprieſen, und eben ſowohl die Fertigkeit ſeiner Hand, als der geſchmack- und gefühlvolle Ausdruck des Künſtlers bewundert, der keine Schwierigkeit ſcheut, aber auch keine ſucht, und überall ſein Inſtrument als ausgebildeter Meiſter mit der bewunderungswürdigſten Mannichfaltigkeit beherrſcht. Übrigens iſt er auch Componiſt, und hat ſelbſt mehreres mit ſeinem Vetter Andreas zuſammen gearbeitet. Von ſeiner Compoſition ſind mehrere Concerte, Quartetten und Duetten, und eine Oper Ulyſſes und Circe bekannt, die aber wenig Beifall gefunden hat. Andreas hat dagegen durch ſeine Inſtrumentalſtücke, beſonders ſeine Sinfonien, Quatuors und Quintuors, voll des reizendſten Melodienfluſſes und der intereſſanteſten Modulation, das muſikaliſche Publicum in Deutſchland eben ſo, als ſein Vetter durch ſein Violoncellſpiel bezaubert. Am meiſten nähert er ſich hier dem großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Geſangscomponiſt (namentlich durch die Compoſition ſchillerſcher Gedichte, z. B. der Glocke, der Macht des Geſangs 2c., mit Begleitung des Orcheſters) erhalten; hier hört man nur zu oft den Inſtrumentalcomponiſten, und ſeine Declamation iſt mitunter ſehr fehlerhaft. Im Jahr 1809 überſandte ihm die Univerſität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien Künſte, insbeſondre der Muſik, mit einem ſehr

ſchmeichelhaften Schreiben. Auch er hat ſich auf mehreren Reiſen als Violinſpieler von der gediegenſten Ausbildung bekannt gemacht, und iſt kürzlich an Spohrs Stelle als Muſikdirector nach Gotha gegangen. Außerdem iſt aus jener Familie noch ein jüngerer Bruder Bernhards Anton (geb. 1777) als braver Virtuos auf dem Fagott und auf der Violine bekannt.

Romelien, Rum-Ili, das ehemalige Thrazien, jetzt eine bedeutende Statthalterſchaft des türkiſchen Reichs, der ein Beglerbeg (Fürſt der Fürſten) vorſteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien iſt von hohen, ſchroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope) durchſchnitten, und ſtößt an das ſchwarze Meer und den Archipelagus. Conſtantinopel (ſ. d. Art.) liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer iſt die Benennung des Rathhauſes der Stadt Frankfurt am Main. Der Name ſchreibt ſich her von den ehemaligen Beſitzern dieſes Gebäudes, einer Familie Römer, die im Jahr 1405 das Gebäude an den Stadtmagiſtrat verkaufte, der es zum Rathhauſe einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geſchichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutſchen Reichs Verfaſſung beſtand, in ihm die Conferenzen über die Wahl der deutſchen Kaiſer und Könige gehalten wurden, zu welchem Endzweck verſchiedne, eigends dazu eingerichtete Gemächer und Säle daſelbſt befindlich ſind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazu feſtgeſetzten Wahltage fand in der ſogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche Statt.) In Fabers topographiſcher Beſchreibung von Frankfurt am Main findet ſich eine genaue Beſchreibung des Römers; Göthe gibt in dem erſten Theile ſeiner Autobiographie eine dichteriſch ſchöne Beſchreibung dieſes Gebäudes.

Römermonate, ſ. Reich (deutſches).

Römerzinszahl oder Indiction, wird gewöhnlich in den Calendern angegeben, und bei manchen, beſonders Notariatsgeſchäften, zu feſterer Beſtimmung der Zeitrechnung angeführt. Wahrſcheinlich wurde dieſe Art der Zeitberechnung von Conſtantin I. eingeführt, an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Jahrrechnung von Erbauung der Stadt Rom. Der Römer Zinszahl, die ihren Namen trägt von einer Abgabe, welche Roms Bewohner an den Quinquennalien, oder fünfjährigen Feſten, die ſeit Auguſtus in Rom gefeiert wurden, zu entrichten hatten, iſt ein Cyklus von drei Mal fünf Jahren, der bei uns aber nicht von Conſtantin, ſondern von drei Jahren vor Chriſti Geburt an gerechnet wird, und zwar auf folgende Art: Es wird zu der laufenden Jahreszahl, wenn der 15te September ſchon geweſen, außerdem zur Zahl des vorherigen Jahres, die Zahl 3 addirt, ſo daß z. B. jetzt zu 1815 3 gerechnet wird, alſo 1818 entſteht, welche Zahl mit 15 dividirt die Zinszahl gibt, $1818 + 15 = 121\frac{3}{15}$. Es iſt daher das Jahr 1815 das dritte Jahr der 121ſten römiſchen Indiction. Da man aber gewöhnlich die Anzahl der Indictionen wegläßt, ſo heißt es bloß: im achtzehnhundertfunfzehnten Jahr nach Chriſti, oder im dritten der Römer Zinszahl. Vermöge der Notariatsordnung von Kaiſer Maximilian I. von 1512 mußte bei gerichtlichen Inſtrumenten, außer dem Jahr Chriſti, der Römer Zinszahl und das Regierungsjahr des deutſchen Kaiſers allemal angeführt werden.

Römiſche Curie iſt die gemeinſchaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtſame und Oberaufſicht des Papſtes über die catholiſche Chriſtenheit beſchäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Beſtätigung geiſtlicher Ämter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittſchriften der Competenten annimmt, die Beſcheide des Papſtes abfaßt, und die Einkünfte des Papſtes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten u. ſ. w. beitreibt. Durch die Geſchenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Officianten bei dieſer Behörde ernähren müſſen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apoſtoliſchen Kammer zufließt. Davon, daß der Cardinalprobatarius als Chef der Dataria auf die Verleihungs- und Confirmationsbullen das Datum ſchreibt, hat dieſe Behörde den Namen. Schwieriger und mannichfaltiger ſind die Geſchäfte der Rota, d. h. des Oberappellationstribunals, welches über alle die Rechtsſachen und Händel erkennt, die nach dem canoniſchen Rechte vor den Gerichtshof des päpſtlichen Stuhls gehören. Bei dieſer Behörde findet eine collegialiſche Verfaſſung und Berathung unter den zwölf Prälaten Statt, aus denen ſie beſteht. Sie heißen Auditoren des heiligen apoſtoliſchen Palaſtes weil ſie ihre Sitzungen wöchentlich zwei Mal im Palaſte des Papſtes halten, und müſſen in ihrer Mitte ſtets einen Deutſchen, einen Franzoſen und einen Spanier haben. Den Namen Rota (Rad) führt dieſes Tribunal, weil auf dem Platze, wo es zuerſt errichtet worden war, im alten Rom ein rundes öffentliches Gebäude ſtand. Einen ſehr ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardinal-Großpönitentiarius, welcher in Anſehung aller der Gewiſſensfälle, Gelübde, Büßungen, Faſten und verbotenen Verwandtſchaftsgrade in Eheſachen abſolvirt und dispenſirt, bei denen der Papſt ſich das Recht der Abſolution und Dispenſation vorbehalten hat (daher Reſervationen). Außer dieſen Behörden, deren Wirkungskreis ſich über die ganze catholiſche Chriſtenheit erſtreckt, gibt es zu Rom noch mehrere zunächſt bloß mit der Regierung des Kirchenſtaats beſchäftigte Behörden, wie die Sagra consulta oder das peinliche Obergericht, in dem der Cardinalſtaatsſecretär präſidirt; die Segnatura di giustizia, ein für Civilſachen niedergeſetztes Juſtizcollegium von zwölf ſtimmfähigen Prälaten, an deſſen Spitze der Cardinalprouditore oder Juſtizminiſter des Papſtes ſteht; die apoſtoliſche Kammer, in der zwölf Prälaten unter dem Vorſitze des Cardinalkämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domainen des Papſtes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papſt als Landesherr und oberſter Biſchof des Kirchenſtaats, wie auch von Kirchen und Ländereien, die außer dieſem Staate unmittelbar unter ihm ſtehen, und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß, beziehen; und eine Menge von Gouvernatoren, Präfecten, Procuratoren u. ſ. w., in deren Händen die verſchiedenen Zweige der Staatsverwaltung ſind. Die Ausfertigung der Bullen, Beſcheide und Decrete, welche vom Papſte unmittelbar oder von dieſen Behörden erlaſſen werden, nur die Breven, welche der Cardinalſecretär der Breven expedirt, ausgenommen, geſchieht durch die päpſtliche Kanzlei, deren Geſchäfte unter dem Vicekanzler von 12 Referendaren, welche Abbreviatores heißen, und mehreren hundert Schreibern beſorgt werden. Alle dieſe Stellen und Ämter werden von Clerikern verwaltet, und ſind

großentheils Pfründen, die der Papſt um einen nach Verhältniß ihrer jährlichen Einkünfte beſtimmten Preis förmlich verkauft. Bei dem Tode Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Ämter; dieſe Zahl iſt aber ſpäterhin herabgeſetzt, und der damit getriebene Mißbrauch etwas eingeſchränkt worden. Der oberſte Staats- und Kirchenrath des Papſtes iſt das Collegium der Cardinäle, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zuſammenberuft, um ſich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten ſeines Staats und der catholiſchen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieſes höchſten Senats, unter dem alle übrigen Regierungsbehörden zu Rom ſtehen, werden Conſiſtorien genannt, und ſind von dreifacher Art. Geheimes Conſiſtorium hält der Papſt gewöhnlich in jedem Monate zwei Mal, nachdem er vorher jedem beiſitzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In dieſen Sitzungen werden Biſchöfe gewählt, Pallien verwilligt, kirchliche und politiſche Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt, und über die Vorträge und Berichte der vom Conſiſtorium delegirten Congregationen (ſ. d. Art.) Beſchlüſſe gefaßt; auch gehen von hier die Selig- und Heiligſprechungen aus. Verſchieden von den geheimen Conſiſtorien ſind die halb geheimen dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptſächlich auswärtige Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Geſandten kommen. Die öffentlichen Conſiſtorien dagegen werden ſelten gehalten, und ſind nur Ceremonialverſammlungen, in denen der Papſt Geſandtſchaften empfängt, und wichtige Beſchlüſſe, z. B. Canoniſationen, Ordensſtiftungen u. ſ. w., feierlich proclamiren läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom reſidirenden Cardinäle an den Conſiſtorien Theil, doch darf keiner dabei erſcheinen, den der Papſt nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papſt präſidirt bei dieſen Sitzungen ſtets in eigner Perſon, und gegenwärtig ſind allemal der Cardinalſtaatsſecretär, welcher päpſtlicher Miniſter des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten iſt, und die Cardinalpräſidenten der zur römiſchen Curie gehörigen Behörden. E.

Römiſcher Kaiſer, ſ. Reich (deutſches).

Römiſchcatholiſche Kirche heißt diejenige chriſtliche Religionspartei, welche den Biſchof von Rom als ihr ſichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterſchiede von der griechiſchen Kirche, die ſich auch eine catholiſche, d. h. allgemeingeltende, nennt, aber keine Befehle vom Papſte annimmt. An Anſehn und Umfang übertrifft die römiſchcatholiſche Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrſchende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Bekenner als die proteſtantiſchen Kirchen zuſammengenommen, und ihr beſtändiges Bemühen, ſich auch auf Koſten der griechiſchen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechiſchen Ritus in Europa unter die geiſtliche Oberherrſchaft des Papſtes gebracht. Vergl. d. Art. unirte Griechen. Nicht geringern Eifer verwendet ſie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schooße kein Heil iſt, auf die Bekehrung der Proteſtanten, welche die Hauptaufgabe der Jeſuiten war. Doch hat der Geiſt unſrer Zeit dieſem Zwecke des Papſtthums ſo kräftig entgegengewirkt, daß nicht nur die Catholiken, welche in proteſtantiſchen Ländern leben, gelernt haben, ſich der verhaßten Proſelytenmacherei zu enthalten, ſondern auch die freieren Anſichten der Proteſtanten von Religion

und Kirchenthum das ſtille Bekenntniß unzähliger Catholiken geworden ſind. Dies zeigt ſich beſonders in Deutſchland, wo der Einfluß Joſephs II., das Schwanken der Episcopalverhältniſſe, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbiſchöfe, und hauptſächlich der lebhaftere literäriſche Verkehr unter den Catholiken ſelbſt eine Oppoſition gegen das römiſche Weſen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politiſchen und religiöſen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Über die Lehre, Verfaſſung und Geſchichte der römiſchcatholiſchen Kirche iſt das Nöthige in den Artikeln *Catholicismus* und *Papſt* geſagt. E.

Römiſcher König, ſ. Reich (deutſches).

Römiſche Kunſt, ſ. die Artikel Baukunſt, Bildhauer der Römer, Muſik (Geſchichte der), römiſche Literatur und Steinſchneidekunſt. — Was die Mahlerkunſt betrifft, ſo fand ſie unter den Römern erſt zahlreichere Freunde und Bewunderer, als Marcellus die ſeltenſten und ſchönſten Gemählde als Beute aus Syracus nach Rom brachte. Früher hatte ſich der römiſche Ritter *Fabius* mit dem Beinamen *Pictor* (304 vor Chr. Geb.), durch ſeine Gemählde in dem Tempel der Fortuna, den Ruhm des erſten römiſchen Mahlers erworben. Ferner zeichnete ſich als Mahler unter den Römern der tragiſche Dichter Marcus Pacuvius (ſtarb 131 vor Chr. Geb), vornehmlich durch ſein Gemählde des Hercules in dem Tempel deſſelben, aus. Auch Arellius und der ſtumme Quintus Pedius (um die Zeit Chriſti) lieferten gute Gemählde unter den Römern. Ludius, der unter Auguſt lebte, mahlte zuerſt Landſchaften auf Mauern. Bald nach Auguſt verfiel die Mahlerei unter den Römern. Plinius nennt ſie eine zu ſeiner Zeit dem Untergange nahe Kunſt. An Mahlern war zwar kein Mangel, aber die Kunſt ſelbſt war ausgeartet, und befand ſich in einem Zuſtande der Niedrigkeit, dem ſelbſt die beſondre Vorliebe eines Hadrian und Antonin ſie nicht entreißen konnte.

Römiſche Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1. vom zweiten puniſchen Krieg bis auf *Cicero*; 2. von da an bis zum Tode *Auguſtus*, das ſogenannte goldne Zeitalter, wiewohl ſchon einige frühere Autoren dazu gerechnet werden; 3. von da an bis zu *Trajans* Tode; das ſilberne Zeitalter; 4. von dieſem Zeitpunkte an bis auf Roms Überwältigung durch die Gothen, das eherne Zeitalter. Wir umfaſſen zuerſt die *poetiſche* Literatur der Römer, da die Poeſie, wie in allen Sprachen, auch hier der Proſa voranging. Urſprünglich war die Poeſie in Rom nicht einheimiſch; ſie war eine künſtliche Pflanze, die größtentheils griechiſchen Muſtern, ſpäterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Daſeyn verdankt. Die erſten Verſuche in der Poeſie waren die *Atellanen* (fabulae Atellanae), urſprünglich von den Oskern entlehnte Schauſpiele, die bald in Poſſenſpiele ausarteten, welche die jungen Römer nicht in die Hände der Schauſpieler kommen ließen, ſondern ſelbſt aufführten. Sie hatten einige Ähnlichkeit mit den Satyrſpielen der Griechen. Auch die folgenden Verſuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatiſch. *Livius Andronicus*, ein gefangner Grieche aus Tarent, gab zuerſt über 500 J. nach Roms Erbauung den Römern die Odyſſee, und machte ſie zuerſt durch lateiniſche, aus dem Griechiſchen überſetzte oder nachgebildete Trauerſpiele und Luſtſpiele mit dem dramatiſchen Reichthume der Griechen bekannt.

Ihm folgte Nävius, der auch ein hiſtoriſches Gedicht über den erſten puniſchen Krieg ſchrieb, die beiden Tragiker, Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erſte epiſche Dichter und Gründer der römiſchen Poeſie, den auch ſpätere Schriftſteller, beſonders Cicero und Virgil, hochſchätzten. Er ſchrieb römiſche Annalen in achtzehn Geſängen, ein epiſches Gedicht, Scipio, ſechs Bücher Satiren oder Saturen, mehrere Luſtſpiele und Trauerſpiele ꝛc. von denen, wie von den vorigen, bloße Fragmente da ſind. Ein Zeitgenoſſe des Ennius war Plautus, von welchem wir noch einundzwanzig Stücke beſitzen. Seine Stärke iſt im Niedrigkomiſchen; er hat glücklichen Witz, Laune und echtkomiſche Sprache, dabei verſchmäht er nicht die derbſten Späße. Dann Cäcilius, von welchem wir aus Titeln und Fragmenten fünfundvierzig Stücke kennen, und Terenz, ein glücklicher Nachahmer Menanders und Anderer, welcher ſich durch Wahrheit und Feinheit des Dialogs, durch eine gebildete Sprache, ſo wie durch planmäßige Anordnung ſeiner griechiſchen Charaktergemählde auszeichnet. Dieſe drei Komiker nahmen die neuere Komödie der Griechen zum Muſter (Comoediae palliatae). Dagegen brachte Afranius nebſt wenigen Andern römiſche Sitten auf das Theater (Comoediae togatae). Bald nach ihm zeigte Lucilius, ein Nachbildner der ältern griechiſchen Komödie, ein großes Talent zur Satire, deren Schöpfer er unter den Römern ward. Wir ſehen aus dem Geſagten, daß die Römer keine ausgezeichnete Schaubühne hatten, und daß ihre Dramen meiſtens Überſetzungen oder Nachbildungen griechiſcher Werke waren. Die Mimen (komiſche Monodramen) des Laberius und Syrus kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweiſen; doch werden ſie gerühmt. Auch die ſpätern Tragiker aus dem auguſteiſchen Zeitalter, um dieſe ſogleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Aſinius Pollio, ein Varius mit ſeinem Thyeſtes, ein Ovid mit ſeiner Medea, werden zwar geprieſen; allein die Urſachen ſind leicht zu errathen, warum man im Gegentheil glauben muß, daß die Tragödie auf römiſchem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verſchmachteten, an die Gladiatorenſpiele und Thiergefechte denken, um dieſes erklärbar zu finden. Bei einem ſolchen Volke konnte man nie eine künſtleriſche Harmonie, eine ariſtoteliſche Reinigung der Leidenſchaften, das Ziel der attiſchen Tragödie, erwarten. Das einzige Probeſtück der tragiſchen Poeſie aus einer ſpätern Zeit iſt uns in den zehn Trauerſpielen des Annäus Seneca aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht, mehrern Verfaſſern zuſchreibt. Sie ſind vielmehr monſtröſe Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herſtammen, und mit ihrem Bombaſt nur den gröbſten Sinn beſtechen können. Lucrez, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, ſchuf nach dem Syſteme des Epikur ein philoſophiſches Gedicht über die Natur der Dinge in ſechs Büchern, welches er mit poetiſchen Farben reichlich geſchmückt hat. Auch er ging von dem Geiſte aus, den mehrere wiſſenſchaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er iſt allerdings ein begeiſterter Darſteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. In einer andern Gattung zeigte ſich Catull, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen.

Er hat oft viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indeſſen nimmt er es, wie die meiſten erotiſchen und ſatiriſchen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiſte der damaligen Zeit und in der herrſchenden Anſicht vom zweiten Geſchlechte ſeine Entſchuldigung findet. Weit reiner und ſanfter erſcheint Tibull, welchem wir mit Quintilian den erſten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigſten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl ohne geſuchte Kunſt. — Mit dem Zeitalter des Auguſtus, welches nun beginnt, offenbart ſich in der römiſchen Literatur ein neuer Geiſt, da die Freiheit der Republik gänzlich verſchwunden war. Auguſtus ſelbſt und Mäcenas unterſtützten die dichteriſchen Talente. Der erſte dieſer begünſtigten Dichter iſt Virgil, welcher in ſeiner Äneide ein eigentliches Nationalepos, die Landung des Äneas und die Gründung ſeiner Herrſchaft in Latium, aufgeſtellt hat. Wiewohl der Dichter ſein eignes Werk ſelbſt vernichten wollte, ſo iſt doch ſein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er nach einem hohen Vorbilde ſeinen Zeitgenoſſen eine neue Ilias erſchaffen wollte, die freilich nicht ſo erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in ſeiner Darſtellung vaterländiſches Gefühl, gebildeten Kunſtſinn und reine poetiſche Sprache. Weit gelungener in ſeiner Art iſt das Gedicht vom Landbau. Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache ſeine Anſichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Verſuche der Eclogen oder Hirtengedichte dieſelbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgeſprochen hatte, wiewohl er dabei oft allegoriſirt, indem er, ſich von ſeinem Muſter, dem Theokrit, entfernend, bisweilen ſelbſt die Perſon eines Hirten annimmt. Wenn wir im Virgil den vorzüglichſten epiſchen und didactiſchen Dichter der Römer anerkennen, ſo erſcheint Horaz als ein Liebling der lyriſchen Muſe, als ein Prieſter der Muſen ſelbſt, wiewohl man über den größern oder geringern Grad ſeiner poetiſchen Selbſtſtändigkeit bei dem Verluſte ſeiner griechiſchen Vorbilder nicht ſicher genug urtheilen kann. Doch bewegt ſich ſeine Ode oft ganz frei im Gebiete der Lebenskunſt; dann drückt er die edelſten Empfindungen, wie es einem Römer geziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden iſt er ganz Patriot, auch athmen manche ſeiner Lieder eine eigne Anmuth. Eben ſo achtungswerth zeigt ſich dieſer Dichter in einer ganz andern Sphäre, nämlich in der Satire, einer den Römern eigenthümlichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu beſtimmen ſcheint. Auch in den meiſten Epoden und Epiſteln ſtellt er mit ſpielender Heiterkeit und gewandter Virtuoſität mehr das Ungereimte, als das Schändliche dar, wiewohl auch dieſes aus ſeinen Lebensgemählden nicht ausgeſchloſſen iſt. In das auguſteiſche Zeitalter fallen noch unter den Elegikern, die wir beſitzen, Properz und Ovid. Als erſter Prieſter der griechiſchen Elegie betritt Properz den heiligen Hain des Callimachus und Philetas, um in helleniſchen Chören italiſche Orgien zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen, wenn er auch in Gedanken und Ausdruck nicht ſelten gezwungen iſt. Dem Ovid läßt ſich das fruchtbarſte poetiſche Talent und die größte Leichtigkeit der Verſification nicht abſprechen; nur cokettirt er zu oft mit ſeinem Überfluß, und wird

oft in ſeinen elegiſchen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichſte ſeiner Gedichte ſind die Faſti, oder die poetiſche Beſchreibung der römiſchen Feſte und ihres Urſprungs; das mißlungenſte ſind wohl ſeine einundzwanzig Heroiden. Ovid iſt der Schöpfer dieſer verrufenen Dichtungsart. Dieſe ſogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und ſind zu ſehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere Wahrheit zu haben; ſie ſind mehr als rhetoriſche Spiele zu betrachten. Über die übrigen Werke dieſes Dichters, namentlich über ſeine Metamorphoſen und erotiſchen Poeſien ſ. d. Art. Ovid. Von den andern Dichtern, die dieſer Zeit angehören, iſt wenig zu ſagen. Einige geſchätzte Elegiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus, ſind uns faſt gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Ätna, welches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beigelegt wird, hat wenig ſchöpferiſche Kraft, und die Lehrgedichte des Gratius Faliscus über die Jagd (Cynegeticon), ſo wie des Manilius über die Aſtronomie behaupten bei gelungenen Einzelnheiten einen größern Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl nicht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechiſchen Poeſie erinnert. Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Auguſtus beginnt mit dem Phädrus, einem Nachahmer des Äſop, welcher mehr ſeiner Sprache, als ſeiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu werden verdient. In dem dunkeln Perſius zeigt ſich ſchon der entartete Geiſt der römiſchen Poeſie. Er ſowohl, als der ſpätere Juvenalis ſprechen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhaltenem Grimm aus, haben aber in ſo fern mehr moraliſchen als äſthetiſchen Werth. Wenn wir bei den Häuptern dieſer ſpätern Poeſie verweilen, bei dem Lucan, welcher durch die Beſingung des Bürgerkriegs zwiſchen Cäſar und Pompejus zum hiſtoriſchen Heldengedicht zurückkehrte, oder bei dem ſchwülſtigprunkenden Statius, welcher eine Thebaide und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den kleinern Gedichten zu ſchweigen, ſo finden wir einen durchgängigen Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie und eine Kälte, die ſich und uns vergebens mit rhetoriſchen Feuerwerken zu erwärmen ſucht. Dabei war ihnen die eigentliche poetiſche Welt und ſelbſt der Sinn für republikaniſche Freiheit längſt untergegangen. Bei ſo überſpannten Naturen, wie die Römer waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatiker Martialis (welchem wir übrigens Witz und Reichthum der Erfindung nicht abſprechen können) ihr Glück machen. Indeſſen bewährt Lucan, bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unwürdigen Schmeichelei bisweilen einen überraſchenden Adel der Geſinnung, Kraft des Ausdrucks und glückliche Darſtellung der Charaktere. Valerius Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Apollonius Rhodius beſang, zeigt mehr ein Streben, durch Gelehrſamkeit zu glänzen, als Originalität und Friſchheit des Colorits, und Silius Italicus, ein großer Verehrer Virgils, welcher den zweiten puniſchen Krieg zum heroiſchen Stoff wählte, gilt bloß als hiſtoriſcher Dichter. — Mit der vierten Periode zeigte ſich der Verfall der römiſchen Poeſie immer mehr. Die vierundzwanzig Fabeln des Avienus oder Avianus ſind in einem harten geſchraubten Style; dagegen zeichnen ſich das Gedicht des Nemeſian über die Jagd, und die ſieben Eclogen des Calpurn wenigſtens durch ziemliche Reinheit

und Leichtigkeit der Sprache aus. Auſon macht in ſeinen Epigrammen und ſogenannten Idyllen, beſonders in ſeinem Gedicht auf die Moſel, gleichſam die Gränzſcheide zwiſchen der alten und neuen Welt; nur Claudian erſcheint in dieſer ehernen Zeit faſt wie ein Wunder. Wenn er auch von rhetoriſchen und epigrammatiſchen Auswüchſen, von der Sucht, durch Gelehrſamkeit zu ſchimmern, nicht frei iſt, ſo ſteht er doch über ſeiner Zeit und neigt ſich oft zu einem blühenden Kunſtſtyl. Seine Gedichte haben zum Theil gelegentliche Veranlaſſungen; andre ſind kleine Epopöien, unter denen der Raub der Proſerpina und eine Gigantomachie, beide unvollendet, hervorragen. Auch zwei größere ſatiriſche Gedichte, 47 Epigramme und andre kleine Gedichte zeichnen ihn unter der Menge vortheilhaft aus. Wir ſchließen dieſe Reihe mit dem Rutilius Numatianus, welcher ſeine Seereiſe nach Gallien in elegiſchem Versmaße nicht ganz verdienſtlos beſungen hat, und mit zwei chriſtlichen Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir faſt nur moderne Klänge und die erſten Keime der Kirchengeſänge finden. — In der proſaiſchen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher zu ſetzen iſt als die poetiſche, möchten die Beredſamkeit, die Geſchichte, die Philoſophie und die Rechtsgelehrſamkeit die Hauptfächer ſeyn, in welchen ſie ſich ausgezeichnet haben. Nachdem die Römer als Eroberer in die griechiſche Welt eingetreten waren, nachdem ſie den Wiſſenſchaften überhaupt mehr Schutz gewährten und ſich beſonders von der politiſchen Wichtigkeit der Redekunſt überzeugt hatten, wurden die Griechen, als Lehrer der Beredſamkeit (Rhetoren), als Lehrer der griechiſchen Sprache und Literatur überhaupt (Grammatiker) den Siegern unentbehrlich, wiewohl ſie zwei Mal in dieſer Periode aus Rom verbannt wurden. Bald aber kehrte man zu ihnen zurück; man verband die theoretiſche Anweiſung mit frühen Vorübungen oder Declamationen, um ſich auf öffentliche Reden vorzubereiten, da die gerichtliche Beredſamkeit immer der Brennpunkt bei den freien Römern blieb. Von ihren Rednern kennen wir Viele bloß dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen andre Schriftſteller ertheilen. Dahin gehören Cornelius Cethegus, Tiberius Gracchus, Cotta, Sulpicius, beſonders aber Licinius Craſſus, Antonius, Hortenſius und Cäſar ſelbſt. Das vorzüglichſte Verdienſt aber als Redner erwarb ſich Cicero, von welchem wir nicht allein in neunundfunfzig noch vorhandenen Reden die ſchönſten Muſter der Beredſamkeit beſitzen, ſondern welcher auch in gediegenen rhetoriſchen Werken als Lehrer auftrat, und überhaupt an der Gründung der proſaiſchen Literatur der Römer den entſchiedenſten Antheil hatte. Im Zeitalter des Auguſtus, nach dem Tode des letzten Verfechters der römiſchen Freiheit, mußte freilich die freie Beredſamkeit verſtummen; doch waren auch die Werke dieſer und der ſpätern Periode von jenem alten Geiſte mehr oder minder durchdrungen. Als den letzten Hauch der römiſchen Beredſamkeit kann man die Lobrede auf den Trajan vom jüngern Plinius annehmen, welcher ſich auch als gerichtlicher Redner zu Rom Anſehn erwarb. Die Schwäche der nun ganz daniederſinkenden Rednerkunſt kann man am beſten aus Fronto und manchen dem Plinius nachgeahmten panegyriſchen Verſuchen ſpäterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des Eumenius, Nazarius und des Pacatus Drepanius beurtheilen. Noch iſt Quintilian, ein Zeitgenoſſe jenes Plinius,

als die letzte Stütze redneriſcher Bildung, theils durch Unterricht, theils durch eignes Beiſpiel, zu nennen. Wir haben noch unter ſeinem Namen 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Übungsreden. Größer aber iſt ſein Verdienſt als Rhetor und Grammatiker. In ſeinen 12 Büchern de institutione oratoria verbindet er mit geſchmackvoller gründlicher Anweiſung zugleich die Anführung und Charakteriſirung der beſten Muſter. Früher ſchon im blühendſten Zeitalter der römiſchen Literatur hatten, nächſt dem Cicero, Cäſar und Terentius Varro durch ihre grammatiſchen Schriften mitgewirkt, eine wiſſenſchaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch eine feſte Geſtalt zu geben. Varro, der gelehrteſte Sprach- und Alterthumsforſcher ſeiner Zeit, ſchrieb ein Werk über die lateiniſche Sprache, welches urſprünglich aus 24 Büchern beſtand, von welchen aber nur noch ſechs vollſtändig übrig ſind. In rhetoriſcher Hinſicht ſind noch die bürgerlichen Rechtshändel (Controversiae) und die Empfehlungsreden (Suasoriae) des Marcus Seneca zu nennen, vorzüglich aber ein ſchätzbarer Dialog über die Urſachen der geſunkenen Beredſamkeit, welcher von den Meiſten dem Quintilian zugeſchrieben wird. Spätere Grammatiker, d. h. Lehrer der Sprachkunſt und der Literatur überhaupt, von den Zeiten der Antonine an ſind Aulus Gellius, Cenſorinus, Nonius Marcellus, Pomponius Feſtus, Macrobius, Donatus, Priscianus, Diomedes und Chariſius, die theils durch grammatiſche Belehrungen, theils durch Commentare über ältere Autoren und durch Erhaltung ſchätzbarer Fragmente aus denſelben für den Gelehrten ſehr wichtig ſind. Mit der Literatur der römiſchen Sprache und Beredſamkeit läßt ſich füglich die Literatur ihrer Geſchichtſchreibung verbinden, weil dieſe ſich mit ihr und durch ſie ausgebildet hat. Die erſten hiſtoriſchen Schriften waren bloß trockene Verzeichniſſe wichtiger Vorfälle, welche durch die Annalen der Oberprieſter (Pontifices Maximi) auf einer Tafel in ihrer Wohnung, und durch Verzeichniſſe der Conſuln nebſt den merkwürdigſten Vorfällen im Tempel der Moneta (libri lintei) aufbewahrt wurden. Fabius Pictor, Albinus Poſthumius, der ältere Cato, Cölius, Fannius, Valerius aus Antium und einige Andre waren die erſten Geſchichtſchreiber der Römer, jedoch ohne alle hiſtoriſche Kunſt. Erſt in der herrlichſten Zeit Roms traten einige große Meiſter auf. Wer kennt nicht die Lebendigkeit, die ſchöne Einfachheit, die ganz zweckmäßige Schreibart des Julius Cäſar? Beſonders merkwürdig erſcheint er in den Nachrichten über den von ihm ſelbſt geführten galliſchen und bürgerlichen Krieg. In Sallusts Sprache findet man freilich hier und da etwas Gezwungenes; indeſſen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählung und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichthum und tiefe Beurtheilungskraft, ſo daß er nicht zu ſeinem Nachtheile mit ſeinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius iſt, wenn wir die verloren gegangene Univerſalgeſchichte des Trogus Pompejus ausnehmen, der Hiſtoriker vom größten Umfang, und verdient in der Erzählung und redneriſchen Form (lactea ubertas) vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Aſinius Pollio nach dem Quintilian eine gewiſſe Patavinität (das Frembartige ſeiner Vaterſtadt) vorwarf. Seine Geſchichte ging von der Ankunft des Äneas in

Italien bis auf das J. 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig ſind. Dieſen drei Muſtern der Geſchichtſchreibung zunächſt ſteht mit ſeinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigſtens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es iſt zu beklagen, daß ein geſchichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen iſt. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt ſelbſt die Geſchichte, die von den Römern ſo wohl angebaut war; dies zeigt die geſchraubte declamatoriſche Sprache des Vellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römiſchen Geſchichte haben, in welchem er ſich die niedrigſten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln iſt Florus. Auch er brachte die römiſche Geſchichte in einen Auszug; doch verirrte ſich ſein ſchwülſtiger Styl oft zu weit über die Gränzen der Proſa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus iſt in ſeinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compilator und Anekdotenſammler; Sueton beſchränkte ſich bei ſeinen übrigen grammatiſchen und rhetoriſchen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiſer, die übrigens durch innern Gehalt anziehend ſind. Über dieſe Zeit, zu deren Verfall der Philoſoph Seneca wohl am meiſten beigetragen hat, erhob ſich Tacitus durch echtrömiſche Geſinnung, durch Geiſtestiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber ſelten erreicht worden iſt. Man kann mit Recht ſagen, daß in ihm der Dichter, der Philoſoph und der Geſchichtſchreiber vereinigt erſcheinen. Nach dem Trajan verſchwinden die bedeutenden Schriftſteller, da die griechiſche Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römiſche Geſchichte ſelbſt von mehrern Griechen bearbeitet ward. Juſtin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch ſeinen Auszug die allgemeine Geſchichte des Trogus Pompejus in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römiſchen Geſchichte ſelbſt war bei den Imperatoren ſo weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaiſers Valens einen kurzen Abriß der römiſchen Geſchichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor iſt wenig zu ſagen, und ſo dürfen wir den Verluſt ſeines Hauptwerks vom Urſprunge des römiſchen Volks, welches nur bis auf das erſte Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu ſehr bedauern. Weit höher ſteht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbariſchen Schreibart, dem Forſcher oft reizende Ausſichten öffnet und durch geſundes Urtheil, ſo wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leſer ergötzt. Deſto weniger Lob verdienen die ſechs ſogenannten Schriftſteller der Kaiſergeſchichte (Scriptores historiae Augustae), der Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben ſagten, daß ſich die Römer auch in der Philoſophie ausgezeichnet hätten, ſo iſt dieſes Lob dahin einzuſchränken, daß ſie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären Sprache verbreiteten, und daß die angeſehenſten Staatsmänner in der blühendſten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philoſophie waren. Unter den ältern Römern müſſen auch in dieſer Hinſicht beſonders Lälius, der jüngere afrikaniſche Scipio und Lucullus rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeiſterung des Lucrez, wiewohl er einem feindſeligen Syſtem huldigte, von der Lebensphiloſophie des Horaz, welcher übrigens den Epicurismus eine tolle

Weisheit nannte, iſt bereits an ſeinem Orte geſprochen worden; allein durch die Einführung der höhern ſittlichen Philoſophie der Griechen hat ſich Cicero auch hier ein unſterbliches Verdienſt um die Bildung ſeines Volks erworben. Er verlor ſich zwar nicht in den labyrinthiſchen Gängen der Speculation, aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück ſtets zurück, und ſtellte ſie in ſeiner claſſiſchen Sprache dar. Urſprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu ſtrenge Ernſt derſelben mißfiel, zum Ariſtoteles. Nur Epikur mit ſeinem Syſtem war ihm zuwider, da er deſſen Nachtheile für den Menſchen, beſonders für den Staatsbürger, vollkommen einſah. Zugleich findet man in ſeinen Werken viel Lehrreiches über die Geſchichte der alten Philoſophie, z. B. in ſeinen tusculaniſchen Unterſuchungen. Die Philoſophie, wiewohl bisweilen ſelbſt von den Kaiſern wie früher vom ältern Cato verfolgt, fand ſtets ihre Liebhaber in Rom, und faſt jede ihrer Schulen zählte Anhänger daſelbſt; allein ſie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben ſelbſt, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Akademie und die Schule des Epikur die meiſten Freunde gehabt; ſpäterhin flüchteten die unterdrückten Geiſter zur Stoa, die mit ihren pomphaften Sentenzen ſelbſt auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den Lucan. Der Philoſoph Annäus Seneca aus dem Zeitalter des Nero, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philoſophiſche Schriften beſitzen, gefiel ſich vor Allen in künſtlich zugeſpitzten Sätzen und in blendenden Antitheſen. Aus der vierten Periode der römiſchen Literatur iſt nur Apulejus zu nennen. Die bekannteſte ſeiner Schriften iſt ſeine Erzählung vom goldenen Eſel. Er war Platoniker, und ſelbſt in dem lieblich erzählten Mährchen von der Pſyche finden wir einen Wiederſchein platoniſcher Ideen. — Der Briefſtyl ſteht mit der Beredſamkeit in Verbindung, und ſo enthält die römiſche Literatur allerdings auch einige Sammlungen muſterhafter Briefe. Die Briefe des Cicero, deren Zahl an das Ungeheure gränzt, ſind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geſchrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künſtelei. Sie enthalten zuverläſſige Materialien zur Geſchichte ſeiner Zeit, und ſind gleichſam die letzten Denkmale der Republik. Die Briefe des jüngern Plinius ſind mit derſelben Feinheit und Eleganz geſchrieben, ſie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfaſſer. Doch ſind ſie faſt zu elegant und ſcheinen weniger einer wirklichen Veranlaſſung, als einer gewiſſen Autoreitelkeit ihr Daſeyn zu verdanken. Die 124 Briefe des Annäus Seneca an den Lucilius beziehen ſich größtentheils auf die ſtoiſche Philoſophie; ſie ſind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler ſeiner Schreibart nicht verläugnet. Noch ſind die Briefe des Symmachus aus dem Ende des vierten Jahrhunderts und die des noch ſpätern Sidonius Apollinaris, der auch als Dichter nicht unbekannt iſt, zu nennen. In den erſten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern Plinius; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl ſie durch ihren Inhalt intereſſiren. — Mit den Dichtern berühren ſich die mythologiſchen Schriftſteller der Römer. Der römiſche Götterdienſt war dem griechiſchen zwar einigermaßen verwandt, aber keineswegs ſo völlig einerlei

damit, wie Manche annehmen; aber die heroiſche Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte ſich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So ſchöpften auch die römiſchen Mythographen meiſtens aus griechiſchen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimiſchen Götterdienſt der Römer lernt man beſſer und vollſtändiger aus ihren antiquariſchen und hiſtoriſchen Schriftſtellern kennen. Hygin, deſſen Zeitalter nicht ſicher beſtimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologiſchen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrſcheinlich für Skizzen alter Trauerſpiele gehalten werden. Ein Aſtronomikon Poetikon deſſelben Schriftſtellers erläutert die dichteriſchen Sternbilder Eben ſo ungewiß iſt das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologiſcher Fabeln haben. Und ſo wäre denn auch dieſer Kreis geſchloſſen, wenn wir etwa den Lactantius Placidus aus einem ſehr ſpäten Zeitalter hinzuſetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphoſen geliefert hat. Am ſchicklichſten läßt ſich hier noch Petron, ein Zeitgenoſſe des Nero, anführen, weil auch er durch ſein Satyrikon, in welchem er das Sittenverderbniß ſeines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darſtellt, und durch eigene eingewebte poetiſche Verſuche mit den Dichtern zuſammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Ärzte und Ökonomen empfahlen ſich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten ſie zu einer wiſſenſchaftlichen Erdmeſſung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiſte einen weiten Spielraum In allen dieſen Gattungen, wenn man die ökonomiſchen Kenntniſſe ausnimmt, erwarben ſich die Römer kein eigenthümliches Verdienſt. Unter den mathematiſchen Schriftſtellern iſt Vitruv der Zeit wie dem Werthe nach der Erſte. Er war ſelbſt Architekt, und ſo iſt ſein Werk über die Baukunſt noch immer ſehr ſchätzbar. Frontin behandelte die Waſſerleitungen, Vegetius das Kriegsweſen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunſt bei den Römern beſonders Beifall finden mußte) und nach ihm ſchrieb Firmicus Maternus eine Matheſis in acht Büchern, die aber eigentlich Aſtrologie iſt, wie ein Werk des Julius Obſequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen ſind Pomponius Mela und Vibius Sequeſter zu nennen. Der letzte lieferte ein nicht unintereſſantes Namensverzeichniß der Flüſſe, Seen, Berge, Wälder ꝛc. Auch Tacitus, der Beſchreiber des alten Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Ärzte wurden erſt ſeit dem Cäſar und Auguſtus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celſus von der Medicin, welche nur den Theil einer großen Encyclopädie ausmachen, ſind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen ſehr bedeutend. Ämilius Macer und Aulus Apulejus (von dem vorigen verſchieden) ſchrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus beſitzen wir unbedeutende Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammoniacus, einem Günſtling des Kaiſers Severus, ſogar ein mediciniſches Gedicht. — Mehrere ökonomiſche Werke der Römer ſind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato beſitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtiger ſind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthſchaft, die überhaupt viel Belehrendes enthalten. Auch die

Werke des Columella und Palladius über die Landwirthſchaft, die zum Theil eine dichteriſche Einkleidung gewählt haben, ſind mit Ruhm zu nennen. Der berüchtigte Schwelger Apicius, welchem man ein ſchlechtgeſchriebenes Werk über die Kochkunſt beilegt, findet hier wohl am ſchicklichſten ſeinen Platz. — Noch ſind einige Schriftſteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhiſtoren nennen möchte. Außer dem Celſus ſchrieb der ältere Plinius eine Naturgeſchichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunſt mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beiſpiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können. Einen Auszug daraus machte Solinus. Endlich ſchrieb Marcianus Capella im 5ten Jahrhundert in einer barbariſchen Sprache eine Art von Encyclopädie in neun Büchern unter dem Titel Satirikon (wegen ihres gemiſchten Inhalts), in welcher er mehrere Wiſſenſchaften mit ihren vornehmſten Lehrſätzen behandelt. — Bei einer Überſicht der römiſchen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derſelben nur kurz gedauert, nämlich vom Cicero an bis auf den Tod des Trajan, daß die Proſa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poeſie, in welcher der Erfolg nach den Gattungen verſchieden war, und daß bei allem Guten, was man von römiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſagen muß, die Griechen den Römern an Zahl ſowohl als an innerer Vollendung überlegen ſind. Vielleicht hätte ihre Literatur, wenigſtens die Poeſie, einen höhern Schwung genommen, wenn ſie weniger Nachahmer geweſen und mehr in der urſprünglichen Idee von Rom einheimiſch geblieben wären. Nur in der Rechtsgelehrſamkeit behauptet die römiſche Literatur zu ihrem Ruhme einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher ſich auch bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten und ſich allen gebildeten Nationen der modernen Welt mitgetheilt hat. Doch dieſer Theil der römiſchen Literatur bleibt billig einem eignen Artikel vorbehalten. bb.

Römiſches Recht. Bei der neuen Schöpfung germaniſcher Staaten wird den Regenten derſelben gewiß das heilige Beſtreben inwohnen, ein der Menſchheit würdiges bürgerliches Recht zu ſchaffen. Ein ſolches kann bloß aus einer Amalgamation reiner practiſcher Vernunft mit Sätzen der Erfahrung hervorgehen. Die Stimme der erſtern reicht ſo weit als es möglich iſt, das Coexiſtenzialverhältniß mit Nothwendigkeit zu begründen; hier kann bloß deutſche Weisheit benutzt werden. Denn keiner andern Nation iſt es gelungen, die Syntheſis des Vernunftrechtlichen ſo rein zu conſtruiren, als den Philoſophen Germaniens. Die hieran zu paſſende Erfahrungskenntniß hingegen beſteht größtentheils in pſychologiſchen Wahrnehmungen über die Handlungsweiſen der Menſchen, und findet ſich in den Rechten des coloſſalen Römerreichs muſterhaft logiſch ausgebildet vor. Daher iſt das Geſetzbuch von dieſer Seite durch die Vorarbeiten der Römer zu ergänzen. Nicht alſo bloß für den Geſchichtsforſcher und practiſchen Juriſten, ſondern auch für den Geſetzgeber, wiewohl für jeden nach ſeinem Berufe, muß das römiſche Recht ein hochwichtiger Gegenſtand ſeyn. 1. Der Geſchichtsforſcher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaiſern beſchaf-

fen war; jede Periode hat für ihn gleiches Intereſſe. a) Unter den Königen zeichnet ſich der Nationalcharakter der Römer durch Steifheit und Strenge aus, das Land derſelben war eigentlich eine einzige Stadt, der rechtliche Zuſtand höchſt particulär. Die Könige ſprachen dem Volke das Recht, und ihre Ausſprüche hatten Geſetzeskraft. b) Mit dem Beginnen der freien Republik änderte ſich dieſe Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Conſuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein orbis romanus, und aus dem rohen Volk ward ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier ſein Fundament durch die zwölf Tafeln, an welche ſich das durch die Edicte der Prätoren und die Theorien der Juriſten begründete Gewohnheitsrecht anſchloß. Die Comitialgeſetze hingegen betrafen immer mehr das öffentliche Recht, und vor den Zeiten des Tiberius gingen nur wenig Senatsſchlüſſe das Privatrecht an. c) Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Cultur den höchſten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Auguſts oder Cäſars Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete ſich in den Conſtitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen ſich die erſtern Jahrhunderte der kaiſerlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juriſten aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff Rechtens immer mehr und mehr wiſſenſchaftlich zu verarbeiten anfingen; dahingegen man in den letzten Jahrhunderten ſich mehr bemühte, die ſo faſt bis über das Maß menſchlicher Faſſung angeſchwollene Jurisprudenz zu fixiren. Der erſte Verſuch der Art geſchah durch das Citirgeſetz Valentinians III., worin beſtimmt war, welche Schriften der ältern Juriſten unter der großen Menge derſelben in den Gerichten citirt und zur Entſcheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Geſetzen gleich gebraucht werden ſollten. Ein zweiter beſtand in Sammlungen von Conſtitutionen nach Geſtalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im ſechsten Jahrhunderte nach Chriſtus faſt zu gleicher Zeit veranſtaltete Compilationen des practiſchen römiſchen Rechts. Die erſte die der Weſtgothen in Toulouſe (breviarium Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Conſtantinopel unter Juſtinian I. 2. Den practiſchen Juriſten intereſſirt zunächſt die erwähnte Compilation Juſtinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke **römiſches Recht** im engern Sinne verſteht, und die im dreizehnten Jahrhundert die Benennung Corpus juris civilis erhielt. Sie beſteht aus folgenden Werken: a) aus den Inſtitutionen, einem kurzen, am 21ſten Nov. 533 bekannt gemachten, am 30ſten Dec. aber erſt mit geſetzlicher Kraft beliehenen Lehrbuche, vorzüglich des Privatrechts, nach einem ſehr einfachen und faßlichen Syſtem; b) aus den Pandecten, welche ein weitläuftiges Syſtem des ganzen römiſchen Rechts, zuſammengeſetzt aus den Schriften der claſſiſchen Rechtsgelehrten, enthalten, am 16ten Dec. 533 bekannt gemacht worden ſind und am 30ſten Dec. geſetzliches Anſehen erhalten haben (ſ. d. Art.); c) aus dem Codex repetitae praelectionis (im Gegenſatze eines frühern von 529), d. h. einer Sammlung kaiſerlicher Geſetze ſeit Hadrian, ebenfalls eingefügt in ein Syſtem des ganzen römiſchen Rechts, ähnlich dem der Pandecten und promulgirt den 16ten Nov. 534; d) aus den Novellen, d. h. neuen, größtentheils in griechiſcher Sprache abgefaßten Geſetzen, welche Juſtinian erſt nach Vollendung dieſer Sammlungen zur Verbeſſerung des darin enthaltenen Rechtsſyſtems in den Jahren 535—559 zu geben für gut fand (ſ. d. Art.). Der Anhang, welcher zu

dieſen vier Theilen hinzukommt, rührt nicht von Juſtinian her, und hat weder practiſchen noch großen hiſtoriſchen Werth. Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Juſtinian jene Sammlungen dahin geſchickt und ſie durch ein Edict ſowohl in den Gerichtsbrauch als in die Hörſäle der Rechtsſchule zu Alt-Rom eingeführt, wo ſich ſolche unter der Herrſchaft der Longobarden und der fränkiſchen Könige erhielten. Als endlich im zwölften Jahrhundert die Wiſſenſchaften in Italien wieder aufzublühen begannen, ſo erwachte auch die Liebe für dieſen Zweig alter Weisheit. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen zu dunkeln Stellen Gloſſatoren genannt, trugen dieſes Recht auf den neu geſtifteten Univerſitäten vor und fanden, indem ſie die practiſche Seite deſſelben herauszuheben wußten, viele Zuhörer, worunter auch Deutſche waren, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, viel mit dazu beitrugen, daß dieſes in Theilen daſelbſt ſchon bekannte Recht von den Schöffen in ihren Weiſungen immer mehr und mehr benutzt wurde, bis endlich Kaiſer und Reich 1495 bei Errichtung des Reichskammergerichts allen Beſitzern die Beobachtung des römiſchen Rechts zur Pflicht machten. 3. Der Geſetzgeber hingegen, welchen das wirklich Geltende nicht binden darf, ſpürt in dem Schacht des römiſchen Rechts bloß dem edlen und echten nach. Wird dieſer daher die neueſten in den juſtinianiſchen Rechtsſammlungen enthaltenen Verordnungen der chriſtlichen Kaiſer ſeinem Werke einverleiben? Etwa die Zeitbeſtimmungen oder ſonſtigen mehrmals geänderten Schranken für Uſucapion und Verjährung von Klagen und Einreden? die willkürlichen Zinsgränzen, über welche Juſtinian ſelbſt zum Theil nicht mit ſich einig werden konnte? die nicht gleichförmigen Feſtſetzungen über Emphyteuſe? die mancherlei, oft mit ſo ausgeſponnener Ruhmredigkeit angekündigten Privilegien der Bürger, des Fiscus und einiger Teſtamente? die neuertheilten Pfandrechte beim Concurſe? die juſtinianiſche Ordnung bei der geſetzlichen Erbfolge? die neuen Aftererbeseinſetzungen? Die Verfällungen der Erbſchaft auf Erben? die allgemeinen Eide für Gefährde? die Anſtandsverträge? die Klage wegen Verletzung über die Hälfte, und manches andere dieſen ähnliche? gewiß nicht. Wohl aber wird er die Lehren vom Eigenthume, von den Dienſtrechten, die Lehren von der Auslegung der Verträge, der Teſtamente, der Servituten, der Rechtsſprüche, ſo wie von den Bedingungen und andern Nebenbeſtimmungen der Verträge und Teſtamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienſtrechte oder vom Beſitze u. ſ. w. mit wenigen Abweichungen zu den Seinigen machen können. Denn auf dieſe hat eben ſo wenig geſetzgeberiſche Willkür als beſondere politiſche oder ſittliche Verfaſſung Einfluß gehabt. In ihnen weht der freimüthige Geiſt der Geſchlechter eines Cato, Scipio, Cicero, Julius Cäſar u. A.; ein Geiſt, den ſich die hierarchiſch-feudaliſch beherrſchten deutſchen Stämme nicht haben geben können. Nur dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit ſind die wilden Zweige, welche ſich aus der Zeit des Barbarismus in den deutſchen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutſchen Fürſten wiſſen dies. Schon iſt durch den wiener Vertrag vom 8ten Juni 1815 die Nachſteuer durch ganz Deutſchland aufgehoben. Andere Auswüchſe wird die Bundesacte ſelbſt vernichten. — Möchten doch die

erhabenen Monarchen vor allen die Inveſtitur bei Alloden einer Reviſion unterwerfen! Nur durch eine ſolche Reformation können die Namen deutſcher Heroen, die jetzt unter den Schlachtfeldern zürnen, beſänftigt werden. Ce.

Römiſche Sprache. Die altlateiniſche und römiſche Sprache ſind verſchieden. Aus der erſten, deren Spuren man noch in den Geſetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald ſo veraltet war, daß man zu Cicero's Zeiten die Geſänge der Salier (Prieſter des Mars) nicht mehr verſtand, bildete ſich nach der Einführung der zwölf Tafelgeſetze, nicht ohne Einfluß der griechiſchen Sprache, die römiſche. In Rückſicht ihrer Mundarten theilte ſie ſich in den sermo urbanus, rusticus und peregrinus. Die erſte Mundart war in Rom ſelbſt, die zweite auf dem Lande, die dritte in den Provinzen gewöhnlich. Wenn wir noch die Origines des ältern Cato beſäßen, würden wir über die älteſten Bewohner Italiens, alſo auch über die Entſtehung der lateiniſchen Mutterſprache mit Gewißheit entſcheiden können. Jetzt ergibt ſich aus den zerſtreuten Nachrichten der Alten nur ſo viel, daß die Önotrer, die arkadiſchen, oder vielmehr pelasgiſchen Urſprungs geweſen ſeyn ſollen, die Auſoner (unter dieſen die Osker und Volsker), die Sabeller oder Sabiner, die Tyrrhener (Tusker, Hetrusker), von denen die Zeichendeuterei und das Prieſterthum bei den Römern ausging, endlich die Umbrer als Hauptvölker Italiens anzunehmen ſind, denen ſich die alten Latiner oder die ſogenannten Aboriginer anſchließen. Mit dieſen verbanden ſich die Trojaner unter dem Äneas, deren Zahl aber zu unbedeutend war, um einen entſchiedenen Einfluß auf die lateiniſche Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrſchaft an die Fremden kam. Wichtiger ſind in dieſer Hinſicht die griechiſchen Colonien von Achäern, Lokrern und Doriern, die im mittlern und untern Italien wohnten, und ihre Bildung, ſelbſt den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, über ihre Gränzen hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig mußte Vieles davon in die lateiniſche Sprache übergehn. Außer der altlateiniſchen Sprache findet man das Etruskiſche, das Oskiſche und Volskiſche erwähnt, welches wohl nur verſchiedne Dialecte geweſen ſeyn mögen. Das Oskiſche erhielt ſich ſpäter noch in den ſogenannten Atellanen. — Mit der Eroberung von Süditalien und Sicilien, von Macedonien und Achaja mußte die griechiſche Sprache den Römern immer bekannter, und ſo der Einfluß der griechiſchen Sprache auf die Bildung der römiſchen noch bedeutender werden. Auch finden wir in der Ableitung vieler Wörter ſowohl, als in der Wortfügung dieſer Sprache häufige Spuren griechiſcher Abkunft, und gerade die älteſten römiſchen Autoren, z. B. Plautus, Terenz, Lucrez, ſelbſt Catull, haben viele Gräcismen. bb.

Romulus, der Gründer und Stifter Roms und deſſen erſter König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, iſt auch die Geburt und Abkunft des Stifters des Römerreichs mit myſtiſchem Dunkel umgeben. Seine Mutter, Rhea Sylvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den Prieſterinnen der Veſta, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in ſtrenger Keuſchheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Oheim Amulius, der ihren Vater des Throns beraubt hatte, zum Dienſt der Veſta beſtimmt worden, damit keine

unwillkommne Nachkommenſchaft von ihr den Uſurpator des geraubten Thrones wieder verluſtig machen könne. Dennoch machte die Folge den Plan des ehrgeizigen Amulius zu Schanden. Die königliche Jungfrau vergaß des Gelübdes der Keuſchheit, und ein Zwillingsbrüderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Ahndung zu entgehen, die das Geſetz über die ihre Pflicht vergeſſenden Veſtalinnen ausſprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars ſey Vater ihrer Kinder. Dieſe Liſt rettete die Mutter, ein günſtiges Geſchick ihre Kinder. Auf Amulius Befehl wurden die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgeſetzt, damit ſie eine frühe Beute des Todes würden. Hier ſoll, der Sage nach, eine Wölfin ſie gefunden und ſo lange geſäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Fauſtulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog. Bei ihm verlebten Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter den Beſchäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in der Folge der jüngere, Remus, einſt von den Dienern des Amulius gefangen wurde, ſammelte ſein beherzter Bruder eine kleine Schaar unternehmender Gefährten, mit der er ſo glücklich war, da unterdeß ſeine und ſeines Bruders vornehme Abſtammung bekannt geworden, nicht allein ſeinen Bruder zu befreien, ſondern auch dem Amulius den unrechtmäßig beſeſſenen Thron zu entreißen, und ſeinen alten Großvater Numitor wieder einzuſetzen. Nach Vollendung dieſer That beſchloß Romulus in Verbindung mit ſeinem Bruder, ſelbſt eine Stadt zu gründen, und den Platz dazu ſollen ihm bei einem feierlichen Opfer die Götter durch den Flug von ſieben Adlern angezeigt haben. 752 Jahre vor der Geburt Chriſti, nach Andern 754 Jahre war es, als ſolcher Geſtalt Rom erbaut wurde. — Die Einigkeit, die aber bisher unter den beiden Brüdern geherrſcht, endete bei dieſem Unternehmen; der Ehrgeiz oder der Jähzorn des Romulus ließ ihn ſeine Hand mit Bruderblut beflecken, und Remus fiel unter ſeinen Streichen nach der Angabe der mehreſten Geſchichtsforſcher; einige andere aber laſſen ihn ſich flüchtem vor den Zorn des Bruders, über die Alpen gehen und den Stifter von Rheims werden. — Um ſeine Stadt zu bevölkern, reichte der kleine Haufen Getreuer, die dem Romulus bisher gefolgt waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der Jahrtauſende lang weltbeherrſchenden Roma ſah ſich genöthigt, um ſeiner Stadt Einwohner zu verſchaffen, ſie zu einem Aſyl für jeden heimathloſen Flüchtling zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen fehlte es aber bald den römiſchen Bürgern, und ihre freundlichen Bemühungen um die Töchter der Nachbarſtädte wurden von den auf die Gründung und den Wachsthum der neuen Stadt eiferſüchtigen Vätern der Verlangten zurückgewieſen. Da entſchloß Romulus ſich zu einem Gewaltſtreich, um ſeinem Volke Frauen zu verſchaffen. Er veranſtaltete ein religiöſes Volksfeſt, und lud dazu die Sabiner (vergl. d. Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbeſorgt, aber mitten im Feſte wurden die Unbewaffneten überfallen, die Frauen und Mädchen ihnen entriſſen, und jeder Römer eilte, ſich mit einer Hausgenoſſin zu verſehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Krieg zwiſchen beiden Völkerſchaften, das Flehen der Entführten ſtiftete aber endlich Friede, und Rom gewann durch die Vereinigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere glückliche

Kriege, die ſtets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befeſtigten ſeine Fortdauer, und in dem ſieggekrönten Muth der erſten Römer verkündete ſich bereits das Glück und das Gewicht, das dieſe Stadt einſt erlangen ſollte. Romulus herrſchte als König ſtreng und gewaltig, zu ſtreng vielleicht für ſeine ſich ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, und ſein plötzliches Verſchwinden erregt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand Eines derſelben fiel. Der Sage nach ſoll er gen Himmel zu der Schaar der Götter geſtiegen ſeyn, nachdem er ſein Werk vollendet, die ewige Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der chriſtlichen Religion verehrte in eignen Tempeln das dankbare Rom die Gottheit ſeines Gründers. Möglich iſt auch, daß er vom Blitz erſchlagen wurde, denn ſein Verſchwinden ſoll während eines Gewitters geſchehen ſeyn, das heraufzog, als er ſich außerhalb der Stadt bei den Sümpfen von Caprea befand, um ſein Heer zu muſtern. Romulus hatte ungefähr 37 Jahre regiert, einige 50 gelebt, und die zwar rohen, aber für die Umſtände paſſenden Verordnungen und Geſetze, die er ſeinem Volke gab, zeugen von ſeiner Herrſcherfähigkeit. Sein Nachfolger in der königlichen Würde war Numa Pompilius (ſ. d. Art.), der mit Recht als der zweite Stifter Roms betrachtet werden kann, da er es war, der ihm feſte Geſetze und Götter gab. Als Romulus ſtarb, ſoll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranſtalteten Zählung zwiſchen drei und viertauſend wehrhafte Männer gehabt haben.

Rondeau, ſ. Ringelgedicht.

Ronſard, eigentlich Rouſſard (Pierre du), wurde geboren zu Poiſſonnière 1524 und war Frankreichs erſter neuerer Odendichter von Bedeutung, der ſeine Werke in der damals noch ſehr uncultivirten Landesſprache ſchrieb. In ſeiner Jugend wurde er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben, wo Ronſard einige Jahre blieb. Als er in der Folge nach Frankreich zurückkehrte, wurde er von ſeinem Beſchützer (Orleans) angeſtellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baïf zum Reichstage nach Speier. Durch dieſen wurde ihm auch der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften mitgetheilt, und Ronſard ſtudirte nun eifrig die alten Dichter; er ſelbſt aber wurde bald von ſeinen Landsleuten als der Fürſt der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten ſein Verdienſt, und die Stadt Toulouſe ſchenkte ihm, hingeriſſen von Bewunderung, eine maſſive ſilberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder ſeinem König Heinrich II. verehrte. Auch die ſchottiſche Maria ehrte und achtete Ronſard und beſchenkte ihn mehrmals. So ausgezeichnet damals Ronſards Talent erhoben wurde, ſo ſehr iſt es von neuern franzöſiſchen Kritikern, beſonders von Malherbe herabgeſetzt worden; aber mit Unrecht, denn ſie beachten nicht die Zeit, in der Ronſard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. Ronſards Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und Übertriebene fiel, hat nicht wenig dazu beigetragen, ſeinen Nachruhm zu ſchmälern. Als er 1585 ſtarb, begleitete ſeinen Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron ſprach die Leichenrede.

Roquelaure (Gaſton Jean Baptiſte, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königlichen

Orden. Früh in Kriegsdienſte getreten, wurde er 1642 in der Schlacht bei Honnecourt verwundet und gefangen. Nach ſeiner Auswechſelung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) und von Courtrai (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben ward er zum zweiten Mal bei Bordeaux verwundet. König Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelaure war ein ſehr geiſtreicher und witziger Mann, und eine Menge ſeiner oft ſcharfen Repliquen und Scherze haben ſeinen Namen in Frankreich faſt berühmter gemacht, als die Dienſte, die er ſeinem König widmete. Eine Sammlung ſeiner Einfälle erſchien in der Folge unter dem Titel: Momus français, aber ſie enthält ſo vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich anſieht, ſie ſei aus anderen als der vorgeblichen Quelle entſprungen. Roquelaure ſtarb 1683 zu Paris.

Roſa (Salvator), einer den berühmteſten Maler und Kupferſtecher Italiens, zugleich auch ein geachteter ſatiriſcher Dichter, war der Sohn eines Landmeſſers, und zu Renella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil ſeiner Jugend ſoll er unter Räubern verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit ſeinen Genoſſen durchſtreifte, und in denen er ſich mit ihnen verbarg, ſollen ihm den Stoff zu ſeinen ſchauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Die grauenvollſten Wildniſſe, vor denen auch der muthigſte, kräftigſte Menſch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommenſten, und er füllte ſie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch ſie ſo charakteriſtiſch und anziehend wurden. Wenn auch ſeine Zeichnungen nicht immer gleich correct waren, ſo herrſcht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, bloß das Schauerlichwilde, das Entſetzliche ſprach ihn an, und nach ſeinen mahleriſchen Darſtellungen hätte man auf ein finſteres, melancholiſches Gemüth ſchließen müſſen. Aber Roſa war ein fröhlicher Menſch, reich an Witz und einer luſtigen ſatiriſchen Laune. Die letztere offenbarte ſich auch in zwei ſeiner Gemählde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darſtellt, wie ſie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er ſich wichtige Feinde zu, weßhalb er ſich von Rom nach Florenz begab, wo er ſich durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber ſeine bittern Spöttereien über mehrere ſeiner Kunſtgenoſſen, beſonders über Bernini, vermehrten die Anzahl ſeiner Gegner, wiewohl er auch durch ſeine geſelligen Talente und manche liebenswürdigen Eigenſchaften ſich viele Freunde erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen ſeines beißenden Witzes von der römiſchen Akademie ausgeſchloſſen wurde. Als dieſe Akademie nachher einem Künſtler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das ſei ſehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemählden verrenkt hätten, wieder einzurichten." Selbſt auf ſeinem Todbette verließ ihn ſeine Schalkhaftigkeit nicht. Mit ſeiner Aufwärterin hatte er bis an ſein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müſſe ſie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen

wolle. „Meinethalben," antwortete Roſa, „wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf." Er ſtarb 57 Jahre alt zu Rom. Von ſeinen Gemählden ſind von engliſchen Künſtlern ſehr viele in Kupfer geſtochen. Die beſte Ausgabe ſeiner Satiren erſchien zu Amſterdam (1769 in 4.)

Roſalie nennt man in der Muſik, wenn ein kleiner Satz von wenigen Tacten, anſtatt mit andern Gängen abzuwechſeln, unmittelbar in allen ſeinen Stimmen auf eine höhere oder tiefere Stufe verſetzt wieder erſcheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transpoſition in andere Intervalle Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derſelbe bleibt. Man darf auch mit den Roſalien nicht die contrapunktiſchen Nachahmungen verwechſeln, wobei keine Verſetzung aller, ſondern nur einer und der andern Stimme Statt hat, und die harmoniſche Form immer verändert erſcheint. Man mißbilligt die Roſalien (welche in ältern Muſiken öfter vorkamen), weil ſie Armuth an Erfindung verrathen, viel Einförmigkeit mit ſich führen, und in der Harmonie ſtatt der ſchönen Modulation in ſanften übergängen, einen auffallenden Sprung in eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in ſeltenen Fällen, wo etwa überraſchung oder etwas Komiſches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein ſcharfer Contraſt auszudrücken iſt, erlaubt werden.

Roßbach, ein zwiſchen Merſeburg und Weißenfels gelegenes Dorf, an dem Flüßchen Geißel, berühmt geworden durch die daſelbſt im Laufe des ſiebenjährigen Krieges am 5ten Nov. 1757 gefochtenen Schlacht zwiſchen den Preußen und Franzoſen und der combinirten Reichsarmee, in welcher die erſtern unter Anführung ihres Königs Friedrichs II. einen vollſtändigen und glänzenden Sieg über die letztern gewannen. (S. Siebenjähriger Krieg.)

Röſchlaub (Andreas), wurde zu Lichtenfels den 21ſten Oct. 1768 geboren, erhielt den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht in ſeinem Geburtsorte, kam 1779 auf das Gymnaſium zu Bamberg und fing im Jahre 1787 im Herbſte an, ſich der Medicin zu widmen. Nachdem er auch die Univerſität Würzburg beſucht hatte, wurde er den 15. Juli 1795 in Bamberg zum Doctor promovirt. Im J. 1796 ward er außerordentlicher, im Jahre 1798 eben daſelbſt ordentlicher Profeſſor der Therapie, ſo wie zweiter Lehrer am daſigen allgemeinen Krankenhauſe, und im Frühlinge 1802 ging er als ordentlicher Lehrer der Medicin, Hospitalarzt und Director der mediciniſch-kliniſchen Schule auf die neu errichtete Univerſität Landshut, wo er noch lebt. — Schon während ſeiner Studienjahre in Bamberg machten John Browns Elemente der Medicin einen ſo tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, daß er dieſe Lehre ſeit dieſer Zeit nicht nur begünſtigte, liebte, ſondern recht eigentlich in ihr lebte. Ja man kann ihn als den rüſtigſten Verfechter derſelben anſehen. Er war einer der erſten, der ſie in Hörſälen und Schriften predigte, von ihr das ſo lang erſehnte Licht in der Arzneiwiſſenſchaft erwartete, ſie aber freilich nicht rein, ſondern an vielen Orten modificirt darlegte. In dieſem Geiſte hielt er ſeine akademiſchen Vorträge, die ſehr häufig beſucht wurden, weil die Lehre vorbereitete Geiſter fand; in dieſem Geiſte ſind auch ſeine zahlreichen Schriften geſchrieben, die vorzüglich bei ihrer Erſcheinung mit großer Liebe aufgenommen und ſehr ſchnell verbreitet wurden. Der Fall der Erregungstheorie, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der bei weitem

über ihr stehenden vielseitigen naturphiloſophiſchen Anſicht, und im practiſchen Wirken dem wieder auflebenden rationellen Empirismus Platz machen mußte; ferner die Streitigkeiten, in die er mit ſehr geachteten Gelehrten gerieth, und die nicht immer mit würdiger Humanität geführt wurden; ſeine Hinneigung endlich zu myſtiſch-religiöſen Anſichten, die denn doch in der That in einer empiriſchen Doctrin ſchlechterdings keine Ausbeute geben können: alle dieſe Umſtände verdunkelten ſeinen Ruhm in der neueſten Zeit und brachten ihn in der gelehrten Welt beinahe in Vergeſſenheit, als er in einer Vorrede zu Ringseis ſpäter anzuführenden tentamini und einem Sendſchreiben an Dr. Marcus über den Typhus Werke verſprach, die das Ganze der Medicin umfaſſen ſollen. Bis jetzt ſind folgende erſchienen: 1. Fragmentum de febri, Bamberg 1795, 56 S. 8. (ſeine Inauguraldiſſertation); 2. Grundlinien der mediciniſchen Theorie nach John Brown, in Marcus Prüfung des browniſchen Syſtems 1. St. S. 1—36; 3. Über die wahre und falſche Schwäche der Älteren und Browns directe und indirecte Schwäche mit einem Blick auf die vermehrte Stärke; — von der Diät in Krankheiten u. ſ. w. in Weikards Magazin der verbeſſ. Arzneik. 1. B.; 4. Unterſuchungen über Pathogenie, 2 Bde. Frkft. 1797, 98, 8. 2te veränderte Auflage, 3 Bde. ebendaſ. 1800, 1801; 5. Von dem Einfluſſe der browniſchen Theorie in die practiſche Heilkunde, Würzburg 1798, 8.; 6. Magazin zur Vervollkommnung der Medicin, 10 Bde. Frankfurt 1798—1808; 7. Commentatio de scholae clinicomedicae fine ac requisitis cum pos. med. Bamberg 1800, 8.; 8. Lehrbuch der Noſologie, Bamberg 1801, 8. Wien 1801 und 2, 8. (Nachdruck); 9. Über Medicin, ihr Verhältniß zur Chirurgie, nebſt Materialien zu einem Entwurfe der Polizei der Medicin, Frankfurt 1802, 8.; 10. Unterſuchungen über den Nutzen einer wohleingerichteten med. kliniſchen Schule, Landshut 1803, 8.; 11. Hygiea, eine Zeitſchrift für öffentliche und private Geſundheitspflege von Öggl und Röſchlaub, 4 Hefte, Frankfurt 1803—5, 8.; 12. Avis an das bayerſche Publicum, in welchem er eine durch landshutiſche Magiſtratsperſonen offenbar veranlaßte grobe Pasquillirung höchſter Perſonen aufdeckt, Landshut 1803, 8.; 13. Erſter Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik, Frankfurt 1804, 8.; 14. Zeitſchrift für Jatrotechnik, B. 1. St. 1. Frft. 1804, 8.; 15. Browns ſämmtliche Werke, 3 Bände, Frft. 1806, 7, 8.; 16. John Browns Leben, beſchrieben von deſſen Sohne Dr. W. C. Brown, überſ. aus dem Engl. von K. W. F. Berger und herausgegeben von Dr. A. Röſchlaub, Frft. 1807, 8.; 17. Rede zur Feier des Andenkens an Joh. Schmidtmüller, Prof. zu Landshut, 1809, 8.; 18. Lehrbuch der beſondern Noſologie, Jatreuſiologie und Jaterie, 1. B. 1. und 2. Abth. Frankfurt 1807, 8.; 19. Dr. Andr. Röſchlaub an Dr. C. W. Hufeland in Hufelands und Himly's Journal 32. B. 1811, 1. St. S. 9—21; 20. Praefatio ad J. N. Ringseis tentamen de doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et mutuo se explente, Nürnb. 1813; 21. Dr. A. Röſchlaub an Dr. A. Fr. Marcus, ein Sendſchreiben über den Typhus, Landshut 1814, 8. B. P.

Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauſpieler des alten Roms und Zeitgenoſſe des Cicero, der ihn ſeiner Freundſchaft würdigte und ſtets mit Bewunderung von ihm ſpricht. Wir haben noch eine Rede Cicero's, wor-

in er dieſen Künſtler gegen Fannius vertheidigt. Nicht minder als Cicero ſchätzten Sylla und Piſo ihn, und der Senat gewährte ihm einen Jahrgehalt von 20,000 Thlrn. Er war ſo außerordentlich in ſeiner Kunſt, daß das entzückte Rom nicht aufhören konnte, ihn zu bewundern. Sein Name wurde ſprichwörtlich jedem Virtuoſen beigelegt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, iſt eine falſche Meinung; er fand ſie bereits vor und bediente ſich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er ſtarb ungefähr 61 Jahre vor Chriſti Geburt.

Roſcoe (William), ein berühmter, wahrſcheinlich noch lebender engliſcher Schriftſteller, von niedriger Herkunft, verdankt ſeinem unermüdeten Fleiße und ſeinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Strenge konnten ſeine Ältern ihn dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber deſto eifriger las er alle Dichterwerke ſeiner Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angeſtellt, legte er ſich auf das Studium der lateiniſchen Sprache, wobei er von einem zwar excentriſchen, aber tüchtigen Gelehrten, Franz Holden, unterſtützt wurde. Darauf fing er auch mit der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache an, und machte in der Kenntniß der letztern und ihrer Literatur außerordentliche Fortſchritte. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſchrieb er ein mahleriſches Gedicht, betitelt: Mount Pleaſant, welches von hohem Dichtertalent zeugte. Späterhin ward er wirklicher Gehülfe eines Advocaten in Liverpool, Namens Aſpinall, und um dieſe Zeit entſpann ſich zwiſchen ihm und William Enfield, dem Verfaſſer der New Encyclopaedia (10 Vol. in 12. 1809—11), und dem als Schriftſteller, Dichter und Herausgeber fremder Werke ſo berühmten Doctor Aikin eine innige Freundſchaft. 1773 trug er hauptſächlich dazu bei, zu Liverpool eine Geſellſchaft zur Ermunterung der Maler- und Zeichenkunſt zu errichten, und mit großem Eifer und mit vieler Beredſamkeit nahm er ſich der Abſchaffung des Sclavenhandels an; beſonders geſchah dies von ihm in einem ſehr ſchönen Gedichte: die Grauſamkeiten in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts. 1788, 8.). Die franzöſiſche Revolution fand in ihm einen eben ſo warmen Freund als Bewunderer, und er ſchrieb mehrere Volksgeſänge und andere poetiſche Stücke zur Verbreitung des Freiheitsſinnes, von denen ſich beſonders das unter der Aufſchrift: Nationen ſeyd frei (Nations be free)! und ein anderes, betitelt: die weinbedeckten Hügel (the vinecovered hills), auszeichnen. 1797 legte er ſeine Advocatur nieder, ward nachher Banquier zu Liverpool, darauf Repräſentant dieſer Stadt im Parlament, wo er in Verbindung mit der foxiſchen Partei trat, obgleich er höchſt ſelten in den Parlamentsdebatten ſeine Talente entwickelte. Bei der darauf folgenden Wahl wurde er von ſeinen Mitbürgern nicht wieder gewählt. Außer den angeführten und andern zum Theil bloß ein temporäres oder örtliches Intereſſe habenden Schriften hat ſich Roſcoe beſonders durch ſeine Lebensbeſchreibungen Lorenzo's von Medici's und des Papſtes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent. 2 Vol. 1795, 4. 2nd edition 1796, 8. und The life and Pontificate of Leo X. 4 Vol. 1805, 4.) auf die ruhmvollſte Weiſe als biographiſcher und hiſtoriſcher Schriftſteller hervorgethan.

Roſcommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter engliſcher Dichter aus einer irländiſchen Familie, geboren 1633.

Er ſtudierte zu Caen, machte eine Reiſe durch Italien, um dort die Kunſtwerke des Alterthums zu ſtudiren. Hernach ward er als Stallmeiſter bei der damaligen Herzogin von York angeſtellt, und ſtarb den 17ten Jan. 1648. Er hat wenige, aber ſchäzbare Gedichte hinterlaſſen. Er iſt, wie Pope von ihm rühmt, aus dem ſonſt dichterreichen Zeitalter Carls II. der einzige, der die züchtigen Muſen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artiſtiſch-didaktiſchen Dichtkunſt das erſte Meiſterſtück in dieſer Gattung (Essay on translating verses), worin er die Kunſt zu überſetzen in einem edeln, correcten und männlichen Styl und auf eine eindrucksvolle Weiſe vorträgt. An der Errichtung einer engliſchen Sprachakademie wurde er durch den Tod gehindert. Die bekannteſte und neueſte Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works. 8.).

Roſe, ein Blumengeſchlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Claſſe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von Andern auf hundert und mehr angegeben; außerdem hat die Kunſt eine Menge von Spielarten erzeugt, die ſich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Beſtimmung der einzelnen Gattungen ungemein erſchweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nach dem die Früchte beinahe kugelrund oder eirund ſind. Zur erſten gehört die pimpinellblättrige Roſe, die Zimmt- oder Zuckerroſe, die ſchwefelgelbe Roſe, die gelbe Roſe, die provenzer Roſe, die weichhaarige Roſe; zur zweiten die hundertblätterige oder gemeine Gartenroſe (R. centifolia, die ſchönſte von allen, welche, da man wegen ihrer ſtarken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird,) die Zucker- oder Eſſigroſe, die damascener Roſe, die wohlriechende oder Weinroſe, die Moosroſe, die Biſamroſe, die weiße Roſe, die gemeine wilde Roſe (Hagebutte). Außerdem, daß die Roſe zu den ſchönſten Zierden unſrer Gärten gehört, liefert ſie das Roſenwaſſer und das Roſenöl, welches letztere zu den wohlriechendſten und koſtbarſten Eſſenzen gehört, welche wir haben. Die Roſen ſind daher ein bedeutender Handelsartikel. Mit Roſen von Previns (einer Stadt in Brie) wird in unſerm Welttheile nach fremden Ländern am ſtärkſten gehandelt. Man führt ſie nach Indien, wo ſie in manchen Gegenden mit Gold aufgewogen werden.

Roſe (Georg), jetzt einer der berühmteſten engliſchen Staatsmänner, Secretär des Parlaments, Schatzmeiſter des Seeweſens, Vicepräſident des Handlungscollegiums, einer der ältern Mitglieder des Trinity-Hauſes, und Curator des brittiſchen Muſeums. Er iſt ein Beiſpiel vollendeter Thätigkeit und Rechtlichkeit. Durch ſeinen Eintritt in das practiſche Leben als Zahlmeiſter auf einem Kriegsſchiffe wurden ſeine Fähigkeiten dem verſtorbenen Grafen von Sandwich bekannt, durch den er dem Lord North empfohlen wurde, und von dieſem eine Anſtellung bei der Schatzkammer erhielt. Auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe zeigte er ſich auch als Gelehrten im Jahre 1777, da unter ſeiner obern Leitung die Tagebücher des Oberhauſes (Journals of the House of Lords) in 31 Foliobänden erſchienen. Von dieſem Zeitpunkte an war er faſt immer in öffentlichen Staatsämtern angeſtellt, und der verſtorbene Miniſter Pitt hegte die höchſte Achtung für ihn, wogegen auch Roſe dieſem berühmten Staatsmann nicht weniger aufrichtig und eifrig ergeben

war. Im Jahre 1794 wurde er Teſtamentsvollzieher des Grafen von Marchmont, der ihm eine große Sammlung von Büchern, Manuſcripten und Münzen vermachte. Außer mehrern hauptſächlich nur für ſein Vaterland Intereſſe habenden Schriften hat Roſe eine kurze Unterſuchung des Wachsthums der Einkünfte, des Handels und der Manufacturen (A brief Examination into the Increase of the Rivenue, Commerce and Manufactures, of Great Britain, 1799, 8., eine neue Auflage mit Zuſätzen 1806) und Bemerkungen über Foxens Geſchichte von England (Observations on the historical Work of Mr. Fox, 1799, 4.) geliefert, die auch für das Ausland Wichtigkeit haben.

Roſe (rothe und weiße). Unter dieſer Benennung werden in der Geſchichte Englands die blutigen Kämpfe verſtanden, welche die Häuſer Lancaſter und York über achtzig Jahre hindurch um den Thron führten, und worin zur Unterſcheidung ihrer Partei jenes eine rothe, dieſes eine weiße Roſe im Schilde führte. Dieſe Kriege, die nicht allein die Blüthe des engliſchen Adels, ſondern auch mehr als einem halben Hundert Perſonen der königlichen Familie das Leben koſteten, greifen zu bedeutend in die Geſchichte Englands ein, um hier nicht mit wenigen Zügen näher angedeutet zu werden. Nach manchen, aus der Geſchichte Englands bekannten, hier weiter keiner Erwähnung bedürfenden Unruhen und Kämpfen waren unter drei nach einander folgenden Eduarden, beſonders unter dem letztern derſelben, Ruhe, Ordnung und innerliche Macht gegründet worden. Die Freiheit der Bewohner Englands, ſo wie das Blühen ihres Handels ſtand in ſchönem Verhältniß mit der Macht ihrer Könige, die damals, wie bekannt, die ſchönſten Provinzen Frankreichs im Beſitz hatten; aber bald nach dem Tode des letztern Eduard, der in ſo mancher Hinſicht ruhmwürdig in der Geſchichte daſteht, gingen faſt alle dieſe für England ſo herrlichen Vortheile verloren durch den wüthenden Kampf, der zwiſchen den Yorks und Lancaſters ſich erhob. Beide Häuſer waren in Eduard III. vereint, auf den Thron war aber das von York gekommen mit Richard II., Eduards Nachfolger. Als dieſer Prinz, ſchwach und ſchwankend, durch Heinrich von Bolingbroke Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaſter an die Regierung, und hierdurch entſpann ſich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutgierigſten Wildheit geführt wurde. Heinrich von Lancaſter wurde von Eduard IV., einem York, wieder vom Thron geſtoßen und ermordet, und die Söhne Eduards des von ihrem Vater ererbten Purpurs wieder von Richard III., ihrem Onkel, beraubt, der aber auch nicht lange des ungerechten Beſitzes ſich erfreute, ſondern bald darauf in einer Schlacht blieb. Ganz beſonders iſt in dieſen Kämpfen der Arm einer vergeltenden Nemeſis zu ſehen. Eduard IV. hatte ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Herrſchbegierde das Leben eines Bruders geopfert, ein anderer Bruder, Richard III., vertilgte die alte Schandthat rächend durch eine neue Eduards Nachkommen. Mit Richards II. Tode (1399) hatten dieſe Gräuelſcenen ihren Anfang genommen, ſie endeten ſich erſt in etwas, als Heinrich von Richmund, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grauſamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erſchlug, und es ihm, einem Lancaſter, glückte, durch eine Verbindung mit Eliſabeth von York die beiden feindlich getrennten Häuſer zu vereinen; doch zeigte ſich auch hier, daß ein tief gewur-

zeller Haß nicht ſo leicht ſchwindet, denn gänzlich endete der Kampf der weißen und rothen Roſe erſt unter dieſes Königs Nachfolger, Heinrich VIII., der, wie ſchon ſein Vorfahr, unter der Benennung: aus dem Hauſe Tudor, einer Seitenlinie der Lancaſter, den Thron beſaß. Wie aber auch unter den Tudors ſich bald darauf wieder der Same zu blutigen Zwiſtigkeiten entwickelte, iſt aus der Geſchichte der Nachfolger Heinrichs VIII., beſonders der unglücklichen Maria von Schottland, hinlänglich bekannt. Aber nicht allein für die Glieder der beiden nach der Königskrone ſtrebenden Häuſer York und Lancaſter und für die Partei nehmenden Großen war der Kampf der beiden Roſen höchſt traurig, ſondern auch für das Allgemeine. In der wilden, faſt ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erſt aufblühende Wohlſtand der Bewohner Englands verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und ſchönen Beſitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieſer betrübten Zeit faſt bis zur Unbedeutenheit herabgeſunken. Aber noch überwogen wurden dieſe Übel von der Sittenverwilderung, worein die Gräuelſcenen dieſer Bürgerkriege die Nation geſtürzt hatten, und die ſich nur langſam wieder verwiſchen ließ, durch die Kraft einiger folgenden Regierungen.

Roſenblüt, ſ. Hans Roſenblüt.

Roſenholz (Rodiſer Holz). Zwei Holzarten führen dieſen Namen. Die eine kommt von den Antillen, ſieht gelb oder braungelb aus, riecht wie Roſen und wird zu Tiſchler- und Ebeniſtenarbeiten angewandt. Die andre kommt aus der Levante, von Rhodus und Cypern und ſcheint die Wurzel eines Baums zu ſeyn. Aus dieſem Holze, welches wie Roſen riecht und bitter ſchmeckt, bereitet man das Roſenholzöl, auch braucht man es zu allerlei Wohlgerüchen.

Roſenkranz beſteht aus einer Schnur, an der eine Anzahl Kügelchen von verſchiedener Größe angereiht ſind, die zur Abzählung der Gebote dienen. In der catholiſchen Kirche iſt der Roſenkranz von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Pater noſter und Ave Maria eingerichtet worden. Es ſind nämlich im Roſenkranz immer zehn kleine und eine größere Kugel funfzehn Mal befindlich; bei den kleinern wird ein Ave Maria, bei den größern ein Pater noſter gebetet. Zu Ehren des 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges ſtiftete Papſt Gregor XIII. 1573 das Roſenkranzfeſt. Aber nicht allein die chriſtliche Kirche hat den Gebrauch des Roſenkranzes, ſondern auch die aſiatiſchen Völker von der lamaiſchen Religion und die Türken bedienen ſich einer ſolchen mit Kugeln verſehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Bei den Letztern ſind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mecca oder Medina geformt.

Roſenkreuzer, der Name der Mitglieder einer geheimen Geſellſchaft, deren Daſeyn, ohne daß vorher die Welt etwas davon geahnet hatte, zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts unerwartet durch eine Menge Schriften bekannt wurde, die zum Theil die ſonderbarſten und wunderlichſten Dinge und Behauptungen enthielten. Zweck des geheimen Bundes war, dem Vorgeben nach, eine allgemeine Verbeſſerung der Kirche, ſo wie Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Dieſe prächtigen Worte waren aber nur leerer Schall, das Aushängeſchild gleichſam

um eine zu allen Zeiten nur allzu leichtgläubige Menge anzulocken. Bei genauerer Unterſuchung fand ſich, daß die ſeit langen Jahren ſchon in den Köpfen der Menſchen ſpukende Manie der Auffindung des Steins der Weiſen, der alles Heil über die Erde bringen ſollte, die wenigſtens in der Folgezeit untergeſchobene ſchimäriſche Tendenz des Ordens war, zu deſſen Stifter man, gleichfalls fälſchlich, einen gewiſſen Chriſtian Roſenkreuz machte, der einen großen Theil ſeines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden von Ägypten und Gott weiß wo ſonſt im Orient zugebracht, und dort faſt göttliche Weisheit und Kunſt erlernt haben ſollte, die er dann bei ſeiner Rückkehr einigen Auserwählten wieder mitgetheilt, und ſo habe der Orden oder Bund der Roſenkreuzer ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts begonnen. Der eigentliche Schöpfer oder Stifter der Roſenkreuzer dürfte Valentin Andreä (ſ. d. Art.) geweſen ſeyn, ein Gelehrter, der im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts im Wirtembergiſchen lebte, und der wahrſcheinlich hiermit den früher ſchon von Agrippa von Nettesheim geſtifteten geheimen Bund neu beleben wollte, da ihm die zu ſeiner Zeit öfters durch leere ſcholaſtiſche Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in Reinheit zu erhalten, wie billig, ſehr am Herzen lag, wie ſeine zahlreichen, zum Theil ſehr gehaltvollen Schriften beweiſen. Doch iſt dieſe Meinung, die Andreä zum Stifter des genannten Bundes macht, wie ſchon angedeutet, auch nicht unbeſtritten, da in ſeinem Leben, ſo weit es bekannt, manches dafür und dawider enthalten iſt. So viel iſt aber gewiß, daß der Bund der Roſenkreuzer, nachdem er, wie bereits erwähnt, durch eine Menge Schriften plötzlich allgemein bekannt wurde, bald wieder in Vergeſſenheit gerieth, und nur noch bei Charlatanen und Adepten fortdauernd eine Rolle ſpielte, die ſich dieſes Schiboleths zu mancherlei Betrügereien bedienten. In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fing das Weſen der geheimen Orden und des Roſenkreuzer-Bundes aufs neue an, die Köpfe vieler Menſchen einzunehmen, wozu beſonders die Aufhebung des Ordens der Jeſuiten und deren angeblich geheime Machinationen, ſo wie die myſtiſchen Betrügereien des ſogenannten Grafen Caglioſtro (vergl. dieſen Artikel) Veranlaſſung gaben, doch verſcholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch das nebulöſe Gewebe ſah und des bekannten Schröpfer trauriges Ende in Leipzig eintrat, über deſſen Thun und Treiben wir auf den Art. Schröpfer verweiſen.

Roſette (Raſchied), eine Stadt in Ägypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß ſie Metelis, vielleicht auch Canopus, obgleich man das heutige Abukir, ein mittelmäßiges Dorf, meiſt für jenes alte und prächtige Canopus hält. Roſette hat 40,000 Einwohner, viele griechiſche und koptiſche Kirchen und ſehr bedeutende Linonmanufacturen. Es iſt der Stapelplatz zwiſchen Cairo und Alexandrien; denn alle Waaren, welche den Nil aufwärts gehen, müſſen hieher gebracht werden. Die Stadt hat, ſowohl durch die ſchöne Gegend, in welcher ſie liegt, als auch durch ihre vielen Gärten und geſchmackvoll gebauten Häuſer, ein ſehr heiteres Anſehen. Vorzüglich anziehend iſt der Marktplatz, auf dem meiſtens Künſtler wohnen, welche ihre Häuſer nicht nur ſchön erbaut und durch Kunſtwerke verziert haben, ſondern auch in ihren offnen Läden dem Auge manchen neuen und herrlichen Genuß bieten. Die Lebensbedürfniſſe ſind hier ſehr wohl-

feil und im Überfluß zu haben; nur das Waſſer iſt ſelten und in den Sommermonaten müſſen ſich die Einwohner allein mit Ciſternenwaſſer begnügen. Zu den Merkwürdigkeiten der Gegend gehört eine Ziegenart, welche ſo lange Ohren hat, daß ſie dieſelben auf der Erde ſchleppt, obſchon von ihrer Wurzel ſie noch drei Zoll in die Höhe gerichtet ſtehen. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Roſette beſonders in der neuern Zeit durch die Landung der Franzoſen geworden.

Roſette, Roſenſtein, ein in der ſogenannten Roſettenform geſchliffener Diamant (ſ. Diamant). Auch Corallen in Roſettenform geſchnitten, ſo wie überhaupt alle goldnen oder ſilbernen Verzierungen, welche die Form einer Roſe tragen, werden Roſetten genannt.

Roſetti (Antonio), ein berühmter Muſiker und Componiſt. Im Jahre 1750 zu Leutmeritz in Böhmen geboren, widmete ſich Roſetti, auf dringendes Verlangen ſeiner Angehörigen, aber gegen ſeine Neigung, dem geiſtlichen Stande, und erhielt, nachdem er in Prag im Seminario ſtudirt hatte, in ſeinem neunzehnten Jahre die Weihe als Weltprieſter. Seine große Vorliebe zur Muſik aber, die ſchon früh ſich bei dem Knaben offenbarte, und die auszubilden er in Prag Gelegenheit hatte, machte ihm den geiſtlichen Stand noch unerträglicher; ſein einziger Wunſch war, ganz der Tonkunſt zu leben. Durch Vermittelung der Freunde, die ſich Roſetti erworben hatte, und die ſein entſchiedenes Talent für die Muſik ehrten, gelang es, ihm in Rom Diſpenſation von ſeinem Gelübde zu verſchaffen, und nun trat Roſetti, nachdem er einige Jahre auf Reiſen zugebracht und ſich ganz ſeinem Lieblingsfach gewidmet hatte, als Capellmeiſter in fürſtlich wallerſteinſche Dienſte. Im Jahr 1789 erhielt er an des berühmten Weſtenholz Stelle den Ruf zur Capelle nach Schwerin, die damals zu den vorzüglichſten gehörte. Roſetti nahm den Antrag an, lebte aber nur noch einige Jahre und ſtarb daſelbſt 1792. Der große Haydn war Roſetti's Vorbild und in mehrern ſeiner Compoſitionen, die alle durch Anmuth und Zartheit ſich auszeichnen, ahmt er dieſem großen Meiſter mit Glück nach. Unter die vorzüglichſten ſeiner Tondichtungen gehört ſein ſterbender Jeſus. Die Meinung, als habe Roſetti ſeinen urſprünglich deutſchen Namen Rösler aus Eitelkeit in einen italieniſchen verwandelt, iſt ungegründet und beruht auf einer Verwechſelung mit einem Muſiker Rösler, der gleichfalls ein Böhme war und die Schwachheit hatte, ſich mitunter Roſetti zu nennen.

Roſinen, Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet ſind und ſüß ſchmecken, oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen Geſchmack haben. Die erſten heißen Zibeben, die andern Corinthen. Von jenen gibt es verſchiedene Sorten. Calabreſer Roſinen ſind fette Beeren von ſehr gutem Geſchmack, die in Menge von Belvedere zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine große Menge Roſinen. Die ſchönſten und meiſten erhält man aus den Weinbergen bei Velez Malaga (Muscatellerroſinen), die geringern aus Valencia; ferner aus Granada (Paſſerillas de Sol). Die Paſſarillas de Lexia ſind die in einer Lauge von Weinrebenaſche eingetauchten, welche ſtark nach dem Norden gehen. Jede Traube gleicht bei der Ankunft einem Zuckerkuchen. Trefflich ſind die Tropfroſinen, welche man mit Auswahl in heißer Mittagsſonne lieſ't und ſogleich in verkalkten Töpfen verkittet. Die beſten ſpaniſchen Roſinen (Pickroſinen, Pickzibeben oder lange

Roſinen) ſehen ſchön fleiſchicht und bläulicht von Farbe aus, und haben dabei einen angenehmen, honigſüßen Geſchmack; die ſchlechtere Gattung iſt lichtgrau, und zwar von Trauben noch größer, aber nicht ſo ſchmackhaft. Von den Roſinenſorten, welche Frankreich liefert, kommen die beſten aus Languedoc und Provence, z. B. die Jubis, Piccardenroſinen, Muscatroſinen; noch andre Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas u. ſ. w. Die Levante liefert eine Menge Zibeben. Die bekannteſten ſind die ſmyrniſchen, welche man auf der Stelle in ſchwarze Sorte und rothe Karabuno unterſcheidet. Geringer ſind die von Lipari. Die Raiſins de Damas ſind platte lange Roſinen von der Größe eines Fingergliedes, die aus Syrien, beſonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden.

Roskolniken, ſo viel als Schismatiker. Man bezeichnet in Rußland damit eine Religionsſecte, die ſich ſelbſt Starowerzi, d. h. Altgläubige, nennt und die vom Patriarchen Nikon in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche gemachten Verbeſſerungen verwirft, und überhaupt ſich in Anſehung der Ausübung religiöſer Gebräuche von ihren Lands- und Glaubensgenoſſen merklich trennt da ſie ſich rühmt, in ihrer Mitte die wahre Art reiner Gottesverehrung zu haben. Unter Peter dem Großen erlitten die Roskolniken mannichfache Verfolgung und Drangſale, doch blieben ſie — wie dies immer der Fall in ſolchen Angelegenheiten geweſen iſt — ihrem Glauben treu, den ſie oftmals mit ſchmählichem Tod beſiegeln mußten. Catharina II., duldſamer als ihr Vorfahr, gab den Roskolniken Religionsfreiheit. Viele Koſackenſtämme, ſo wie ein großer Theil der Bewohner Sibiriens, bekennen ſich zu dieſer Secte.

Rosmarin, ein bekanntes wohlriechendes Gewächs von gewürzhaftem, bittern und ſcharfen Geſchmack, das beſonders im Süden von Europa wächſt. Es wird nicht nur in der Küche und in den Liqueurbrennereien, ſondern auch in der Medicin wegen ſeiner trocknenden, zertheilenden und zuſammenziehenden Kräfte gebraucht. Das aus den Blüthen und Blättern dieſer Pflanze bereitete Öl iſt von durchdringendem Geruch, von Farbe weiß und klar.

Roßſchweif iſt ein bei den Osmanen und Tartaren die Stelle der Fahnen vertretendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades des Armeeanführers dient, denn je erhabener der Rang des Anführers iſt, deſto mehr Roßſchweife werden vor ihm hergetragen und vor ſeinem Zelte aufgepflanzt. So hat der Kaiſer im Felde ſieben, der Großvezier fünf, die Baſſa's einen, zwei, auch drei Roßſchweife als Ehrenzeichen. Dies kriegeriſche Zeichen ſoll dadurch bei jenen Völkern in Gebrauch gekommen ſeyn, daß einſt in einer Schlacht, als ſie bereits alle Fahnen verloren hatten, ihr Feldherr einen Roßſchweif auf eine Lanze ſteckte, die Geſchlagenen von neuem ſammelte und nun einen herrlichen Sieg erfocht. Der Roßſchweif der Türken beſteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferdeſchweife und allerlei aus Pferdehaaren geflochtene Zierrathen herabhängen, und welche oben mit einem vergoldeten halben Mond geſchmückt iſt.

Roßtrappe wird ein einzelner Felſen des Unterharzes bei dem Dorfe Thal in der Grafſchaft Reinſtein genannt, an deſſen einer, jäh und ſchroff ſich emporgipfelnden Spitze eine Vertiefung zu ſehen iſt, die dem Eintritt eines Pferdehufes in ziemlich großer

Dimenſion gleicht. Mancherlei Sagen ſind an die Entſtehung dieſes Huftrittes geknüpft, und von Dichtern und Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Gegend um die Roßtrappe gehört zu den ſchönſten und pittoreskeſten des ganzen Harzgebirges.

Röſſelſprung iſt ein Kunſtſtück auf dem Schachbrette, das darin beſteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbretes ſo zu berühren, daß jedes nur Ein Mal getroffen wird. Dieſes künſtliche und höchſt ſchwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beſchäftigt; der Reichsanzeiger der Deutſchen gibt zu Löſung dieſes Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Roſſoli (Roſoglio), iſt eine feine Art Branntwein (Liqueur), der aus Italien zu uns kommt. Für den beſten gilt der turiner Roſſoli. Jetzt wird auch in Deutſchland, namentlich in Breslau und Danzig, Roſſoli verfertigt.

Roſt iſt im weiteſten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxydation oder Calcination (ſ. letztern Art.) erzeugt wird. Es gibt demnach eben ſo gut Blei-, Zinn-, Kupferroſt u. ſ. w. als Eiſenroſt, wiewohl wir mit dem Worte Roſt ohne weitern Beiſatz gewöhnlich den letztern bezeichnen. Mit dem Metallroſt hat der Pflanzenroſt nichts als die braune Farbe des Eiſenroſtes gemein. Man nimmt ihn an den Gewächſen wahr, wo er wahrſcheinlich aus zurückgebliebenen, an der Luft erhärteten und zu Staub gewordenen Pflanzenſäften ſich erzeugt.

Roſt (Johann Chriſtoph), bekannt als Dichter und witziger Kopf, war 1717 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Küſter an der Thomaskirche war. Anfangs ſtudirte er die Rechte, widmete ſich aber nachher den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften, ohne jedoch je etwas Beſonderes zu leiſten. Im J. 1742 ging er nach Berlin, und dort gab er ſeine Schäfererzählungen heraus, in denen eine gewiſſe Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen ſind. In Leipzig, wohin er zurückkehrte, erſchienen von ihm die gelernte Liebe, ein Schäferdrama in einem Aufzug, und das Vorſpiel, ein ſatiriſch-epiſches Gedicht in fünf Geſängen, worin er ſchon damals ſeinen vormaligen Lehrer und Orakel Gottſched angriff. Da er indeß keine ſonderlichen Ausſichten vor ſich ſah, ging er abermals nach Berlin, ſchrieb hier die haude- und ſpenerſche politiſche Zeitung, kehrte aber ſchon nach einem Jahre nach Sachſen zurück, und trat 1744 als Secretär und Bibliothekar in die Dienſte des Grafen Brühl. Inzwiſchen hatte ſich eine allerdings weit überlegene Partei gegen Gottſched gebildet, welche die ungebührliche Vergötterung dieſes pedantiſchen Kunſtrichters durch gleich ungebührliche Angriffe und Läſterungen vergelten zu müſſen glaubte. Die Neuberin, die früher den für das Volk ſo ergötzlichen Hanswurſt auf Gottſcheds Veranſtaltung und unter ſeiner Mitwirkung jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht hatte, war mit ihm zerfallen, und hatte ihn vom Theater herab lächerlich gemacht. Dieſe brachte jetzt Weißens komiſche Oper: Der Teufel iſt los, auf die Bühne, die Gottſcheds ganzen kunſtrichterlichen Ingrimm erregte. Bei dieſer Veranlaſſung ſchrieb (1753) Roſt ſeine bekannte Epiſtel des Teufels gegen Gottſched, unſtreitig ſein witzigſtes Werk, wiewohl wir gern geſtehn, daß auch ſie ziemlich kraftlos iſt, und von Gottſched leicht auf ihren Urheber zurückzuwenden geweſen wäre,

wenn dieſem nur einiger Witz zu Gebote geſtanden hätte. Statt deſſen aber geberdete er ſich unbeholfen und lächerlich, und erleichterte dadurch nur den Triumph ſeines Gegners. Im J. 1760 wurde Roſt Oberſteuerſecretär zu Dresden, und erwarb ſich in dieſem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er ſtarb 1765. Außer den genannten Werken beſitzen wir von ihm Briefe nebſt einer Abhandlung von deutſchen Briefen, und vermiſchte Gedichte, unter denen ſich auch ſeine berüchtigte Erzählung, die ſchöne Nacht, befindet, ein Hochzeitsgedicht, das ohne ſein Vorwiſſen ins Publicum kam.

Roſtock, eine Handels- und Seeſtadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin. Vom offnen Meer liegt Roſtock ungefähr eine Meile entfernt. Im Mittelalter gehörte es zum Bunde der Hanſe. Im Jahre 1419 gründeten daſelbſt die Herzoge Johann und Albrecht von Meklenburg im Verein mit dem Magiſtrat der Stadt eine Univerſität, der 1760 die von Bützow mit einverleibt wurde. Ehedem beſaß die Stadt auch das Münzrecht. Der größtentheils auf Ausfuhr der Landesproducte nach den nordiſchen Reichen ſich gründende Handel und Verkehr von Roſtock iſt jetzt wieder im Aufblühen.

Roſtra wurde im alten Rom die Rednerbühne genannt, von der herab die öffentlichen Vorträge an das römiſche Volk gehalten wurden. Der Name entſtand von den eroberten Schiffſchnäbeln, mit denen die Römer nach der erſten gewonnenen Seeſchlacht gegen die Carthager zum Triumph und Andenken dieſes kaum gehofften Sieges fortan die Rednerbühne ſchmückten, die bis dahin Suggeſtus geheißen hatte.

Roswitha, auch Hroswitha (Roswida) eigentlich, wie Seibel ſchon behauptet, Helena von Roſſow, aus einer altadligen Familie in der Mark Brandenburg, war Nonne Benedictinerordens zu Gandersheim, und lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Ihre Lebensumſtände ſind wenig bekannt, deſto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen großen Ruf der Gelehrſamkeit, beſonders für die damaligen Zeiten, erwarben. Kaiſer Otto II. und die Äbtiſſin Gerberge von Gandersheim foderten ſie auf, die Thaten Otto des Großen zu ſchildern, und ſie that es in lateiniſchen Hexametern. Wir haben von ihr den Martyrertod des heiligen Dionyſius und Pelagius und der heiligen Agnes in Verſen, eine Umarbeitung der Luſtſpiele des Terenz in Kloſtermanier und mehrere andere, auch hiſtoriſche Schriften (de conſtructione coenobii Gandersheinenſis, aber auch in gebundener Rede). Konrad Celtes gab zuerſt ihre Werke geſammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueſte Sammlung beſorgte Heinr. Leonhard Schurtzfleiſch zu Wittenberg 1705. Meibom, Buſtemann, Hamberger und beſonders Schröckh haben das Leben der Hroswitha beſchrieben.

Rota Romana, Ruota Romana, wird das höchſte Appellationsgericht des Papſtes über die geſammte catholiſche Chriſtenheit genannt, das nicht nur in geiſtlichen Streitſachen, ſondern auch in allem, was geiſtliche Pfründen, die über 500 Scudi eintragen, betrifft, entſcheidet, und in ſeinen Urtelsſprüchen dadurch das höchſte Gewicht erhält, daß von dem Grundſatz der Unfehlbarkeit des Papſtes ausgegangen wird. Die Rota Romana beſteht aus zwölf Prälaten, von denen drei Römer ſeyn müſſen, und die

ſämmtlich den Titel Auditores de la Rota führen. Der Name des Gerichts entſtand daher, daß der Fußboden des Gerichtsſaales mit Marmorplatten in Geſtalt von Rädern (Rota) belegt iſt. Mit der päpſtlichen Regierung hatte auch dieſes Gericht aufgehört; jetzt aber iſt es wiederhergeſtellt worden. (Vergl. römiſche Curie.)

Röthelfarbe iſt ein durch Kunſt hervorgebrachter Farbenartikel, welcher aus den Kieſen, woraus man den Vitriol ausgelaugt hat, erhalten wird. Man unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des Vitriols erhaltene Überbleibſel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn der Sand und andre grobe Theile ſich geſetzt haben, die im Waſſer beſindliche feine Erde ab, läßt dieſelbe ſo lange ſtehen, bis ſie zu Boden geſunken iſt, trocknet ſie dann und brennt ſie im Ofen zu rother Farbe. An vielen Orten führt ſie den Namen rothe engliſche Erde. Sie dient den Ölmahlern zum Anſtreichen, den Tabaksfabrikanten zum Färben der ſpaniſchen Tabake u. ſ. w. — Der Röthel oder Rothſtift iſt eine ſchwere dunkelrothe Erde, eigentlich ein rother mit Thonerde vermiſchter Eiſenkalk, der beſonders in England und bei uns um Nürnberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Medicin zum Blutſtillen, wie auch von Tiſchlern, Zimmerleuten u. dgl. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feinere Gattung, welche ſich ſpalten läßt, wird wie das Reißblei in Holz eingefaßt oder in länglichten Stücken ſchachtelweiſe zum Handel gebracht. Mahler u. A. gebrauchen es zum Zeichnen u. ſ. w.

Rothes Meer, auch der arabiſche Meerbuſen, das Schilfmeer, und von den Türken Meer von Mekka genannt, iſt ein Meerbuſen des indiſchen Oceans, der gegen 300 deutſche Meilen tief ſich zwiſchen Arabien und die Oſtküſte von Afrika hin erſtreckt, bis zu der Afrika und Aſien verbindenden Landenge von Suez. Wegen vieler Untiefen, Klippen u. dgl. iſt das rothe Meer ſchwer und mühſam zu befahren. Gegen Süden, an ſeinem Eingang, wird es durch die Thränenpforte (Bab-el-Maudel) und die Inſel Ormus faſt geſchloſſen.

Rothlauf iſt ein röthlicher Hautausſchlag an einzelnen Theilen des menſchlichen Körpers.

Rothwälſch nennt man eine Sprache, welche die europäiſchen Zigeuner, Spitzbuben und Bettler unter ſich reden, um nicht von Andern verſtanden zu werden. Sie iſt ein Gemiſch von gemeinem Oberdeutſchen, Jüdiſchdeutſchen und ſelbſtgemachten Wörtern, auch Verdrehungen von Wörtern, um dieſelben unkenntlich zu machen. Manche deutſche Wörter und Redensarten haben in dieſer Sprache durch den Gebrauch der Gauner eine ganz eigne Bedeutung bekommen; vorzüglich findet man viele Euphemismen darin, beſonders für diejenigen Wörter, welche das Handwerk der Diebe, die geſtohlenen Sachen und dergleichen bezeichnen. Einen Hauptbeſtandtheil machen jedoch die Redensarten und Wörter aus, die aus dem ſogenannten Jüdiſch-Hebräiſchen, wie es nämlich von dem gemeinen Mann geſprochen wird, entlehnt ſind; ein ziemlich ſicherer Beweis, daß Juden die Erfinder des Jargons waren. Doch ſind die meiſten Wörter ſo entſtellt, daß es ſehr ſchwer iſt, die erſte richtige Lesart und die richtige Ausſprache wieder herzuſtellen, noch ſchwerer, ſie richtig ſchriftlich aufzuzeichnen. Die Sprache heißt auch die jeniſche Sprache und iſt von der eigentlichen ſelbſtſtändigen Zigeunerſprache, mit der ſie nur einige Wörter

gemein hat, ſehr verſchieden. — Die Kenntniß dieſer Sprache iſt beſonders für den practiſchen Juriſten von der größten Wichtigkeit, um bei Verhaftung von Diebesbanden die nähern Umſtände des Diebſtahls, die Art und Weiſe, wie derſelbe geſchah und überhaupt die Ökonomie der Banden genau kennen zu lernen; denn der Gauner pflegt, wenn der Richter mit ihm in dieſer Sprache redet (was jedoch ohne Affectation geſchehen muß), vertraulicher zu werden, ſich leichter zu entdecken und zu verrathen. Daher bemühte man ſich ſchon früh, Gerichtsperſonen Hülfsbücher zur Erlernung derſelben in die Hände zu geben. Dieſe Bücher entſtanden aus Mittheilungen eingezogener Gauner, denen man das Geheimniß ihrer Sprache entlockte. Schon im Jahre 1601 erſchien eine Grammatik der rothwälſchen Sprache, eine vollſtändigere zu Frankfurt am Main 1755, 8. Im Jahre 1791 erſchienen die von dem ehemals berüchtigten Gauner Conſtanzer Hans, der zu Sulz am Neckar verhaftet wurde, gegebenen Notizen und Nachrichten im Druck. In den neueſten Zeiten aber iſt die Kenntniß dieſer Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerkſamen Juriſten ſehr bedeutend erweitert und allgemeiner verbreitet. So lieferte der Amtsſchreiber *Mejer* im Jahre 1807 einen Aufſatz über Diebe und Diebesbanden, worin ſich auch ein Abſchnitt, der über dieſe Sprache handelt, befindet, entſtanden aus Bemerkungen, welche *Mejer* bei Einziehung des berüchtigten Brade und ſeiner Bande machte. Dieſer Aufſatz befindet ſich in Nr. 32 des hannöverſchen Magazins und iſt daraus abgedruckt im Allg. Anz. der Deutſchen vom Jahre 1807, Nr. 114, 118, 119 und 120. Einige Berichtigungen dazu ſtehen in Nr. 163 des Anzeigers von demſelben Jahre. Das Ausführlichſte aber, was wir bis jetzt über dieſe Sprache beſitzen, iſt in der 1812 vom Dr. *Pfiſter* (ehemals zu Heidelberg, jetzt zu Freiburg) herausgegebnen *Actenmäßigen Geſchichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Speſſart und im Odenwalde* enthalten, welcher der Verfaſſer eine *Sammlung und Verdolmetſchung jeniſcher Wörter* angehängt hat. Da aber die in dieſem Verzeichniſſe vorkommenden, aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter und Benennungen oft entſtellt und unrichtig aufgefaßt waren, indem Pfiſter ſeine Beiträge von Gaunern erhielt, die nicht geborne Juden waren, ſondern es mit einer Bande zu thun hatte, die nur aus Chriſten beſtand; ſo hat ſich ein Gelehrter (der ſich Br. unterzeichnet), der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräiſchen entlehnten, in dem genannten Verzeichniſſe befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbeſſerungen ſtehen im Allg. Anz. vom Jahre 1812, Nr. 174 und 175; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 237. Pfiſter gab ſpäter noch einen Nachtrag zu der oben erwähnten Geſchichte der Räuberbanden heraus, in dem er S. 347 die aus wohlgemeinten Gründen im Anzeiger mitgetheilten Verbeſſerungen übel deutet, und das Beſtreben, die Wörter der rothwälſchen Sprache möglichſt richtig aufzufaſſen, für überflüſſig erklärt. Es verdient aber daſſelbe vielmehr Dank, da nicht alle Diebe *die* Ausſprache haben, der ſich die verdorbene Bande, welche Pfiſters Unterſuchung übergeben war, bediente, und vorzüglich da der Theil der Sprache, über welchen ſich die mitgetheilten Verbeſſerungen erſtreckten, d. h. die aus dem Jüdiſchhebräiſchen entlehnten Phraſen und Wörter nicht willkürlich erſonnen (nicht jeniſch) ſind, man alſo dieſelben auf die möglichſte urſprüngliche Richtigkeit zu-

rückführen, und, um mit allen Banden fertig zu werden, ſie ſo kennen muß, wie der eigentliche Jude, dem ſie abgeborgt ſind, ſie ſpricht. Vergl. die Erklärung des Hrn. Br. im Allgem. Anz. von 1812, Nr. 304. In dem erwähnten Nachtrage iſt Pfiſter zwar ſorgſamer geweſen; dennoch haben ſich auch in dieſen Verdrehungen der aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter eingeſchlichen. Dieſe Unrichtigkeiten ſind abermals verbeſſert im Allg. Anz. von 1815, Nr. 304 u. ff. Man muß übrigens bei dieſen Berichtigungen bemerken, daß ſie die aus dem Hebräiſchen entlehnten Wörter nur unverdorbener geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugieſiſchen und italieniſchen Juden, eben ſo wenig nach der Sprache der heutigen Hebräiſch-Gelehrten; beides würde unzweckmäßig ſeyn; denn unſre deutſchen abendländiſchen Juden unterſcheiden ſich in ihrer Sprache von ihren morgenländiſchen Glaubensgenoſſen ſo ſehr, daß dieſe von jenen und umgekehrt gar nicht verſtanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräiſche für das Rothwälſche paſſen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jeniſchen Sprache hat geliefert Chriſtenſen (Juſtizrath zu Kiel) in ſeinem Alphabetiſchen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Perſon und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Ausſagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In dieſem Buche liefert derſelbe S. 34—54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum intereſſant ſind, weil dieſe Beiträge, die aus Ausſagen von in Norddeutſchland, vorzüglich in Holſtein und Meklenburg, eingezogenen Gaunern geſchöpft ſind, beweiſen, daß jede Diebsprovinz ihren eignen Jargon habe, und der norddeutſche ſich von dem ſüddeutſchen weſentlich unterſcheide. — Merkwürdig iſt, daß in Vaters ſonſt ſo trefflichem und vollſtändigen Werke: Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörterſammlungen aller Sprachen der Erde, vom Rothwälſchen ſo wenig als vom Jüdiſchdeutſchen gehandelt wird. — Die erſte Entſtehung der Sprache anzugeben, iſt ſehr ſchwierig. Gewiß iſt, daß man ſie ſchon ſeit Carls V. Zeiten in Deutſchland kennt, wo unter andern auch die Gordenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherſtrichen, ſich ihrer bedienten. Eben ſo ſchwierig iſt die Angabe der Etymologie des Namens rothwälſch. Gottſched, der oft unglücklich in Ableitungen war, leitet ihn vom kaiſerl. Kammergericht zu Rothweil her, weil dies ſo ſchlecht deutſch geſchrieben. Weit vernünftiger iſt die Meinung Anderer, der Name ſtamme vom italieniſchen rotto, gebrochen, ſo daß es eine zerbrochene, kauderwelſche Sprache bedeute. Die richtigſte Etymologie iſt aber unſtreitig die aus der Sprache ſelbſt. In derſelben bedeutet Rot einen Bettler, und Rotbos eine Bettlerherberge; wälſch iſt ausländiſch, fremd überhaupt; rothwälſch wär alſo ganz eigentlich eine Sprache der Bettler und Vagabonden. Die Diebe und Gauner ſelbſt pflegen ihre Sprache Kokumloſchen zu nennen, d. h. kluge Sprache von den hebräiſchen Wörtern hanam (weiſe, klug) und laschon (die Sprache). Sonſt iſt ſie auch noch bekannt unter dem Namen Diebes- oder Gaunerſprache. *x. μ δ.*

Rothweil oder Rottweil, vormals eine kleine freie Reichsſtadt in Schwaben mit einem beträchtlichen Gebiet, welches vom

Herzogthum Wirtemberg, der Landſchaft Bar und der Grafſchaft Hohenberg begränzt wurde. Sie lag an dem Schwarzwalde am Neckar, hatte nur 2600 Einwohner, und hölzerne Häuſer, aber ein ſchönes Kaufhaus, ein Lyceum, woran acht Profeſſoren ſtanden, bedeutenden Handel, ein Johanniterhaus und war der Sitz eines kaiſerl. Hofgerichts. Seit dem Jahre 1806 iſt ſie der Hauptort eines nach ihr benannten, zum Königreiche Wirtemberg gehörigen Kreiſes. Das rothweilſche kaiſerliche Hofgericht ſoll ſchon im Jahr 1146 von Konrad III. gegründet ſeyn, der dazumal ſeine Reſidenz hier hatte. Es beſtand aus einem Erbhofrichter und ſieben Aſſeſſoren, die theils aus dem Adel, theils aus den Magiſtratsperſonen zu Rothweil gewählt wurden. In ſeiner Abweſenheit ließ der Erbhofrichter ſein Amt durch einen aus dem Grafen- oder Freiherrnſtande gewählten Stellvertreter verſehen. Schon ſeit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbmannlehn der Grafen von Sulz. Nach Erlöſchung des Mannsſtammes derſelben kam dieſe Würde 1687 durch Heirath an die Fürſten von Schwarzenberg, bei denen ſie bis in die neueſten Zeiten blieb. Unter dieſes Gericht gehörten der öſterreichiſche, fränkiſche, baieriſche, ſchwäbiſche Kreis und ein Theil des niederrheiniſchen; doch waren das Erzhaus Öſterreich, die Churfürſten, Bamberg, Würzburg, Straßburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Wirtemberg u. a. m. von dieſer Gerichtsbarkeit ausgenommen. Die Prozeßordnung glich der des Reichskammergerichts, nur war ſie nicht mit ſo vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rothweilſchen Hofgericht konnten alle Rechtsſachen, nur nicht geiſtliche und Eheſachen verhandelt werden, und man appellirte von ſeinen Ausſprüchen an das Reichskammergericht und den Reichshofrath. 1803 wurde es vom Könige von Wirtemberg aufgehoben.

Rotterdam, die zweite große Handelsſtadt der vereinigten Niederlande, an der **Merno** und **Rotter** gelegen, mit ungefähr 54,000 Einwohnern, einer Menge prachtvoller Gebäude, Schiffswerften, Fabriken und Manufacturen, und einem bedeutenden Handel, der ſich jetzt wieder zu heben beginnt. Eine bronzene Statue des berühmten **Erasmus** von Rotterdam ziert eine der Canalbrücken der Stadt, und iſt merkwürdig als ein redendes Zeichen des Ungeſchmacks, denn ſie ſtellt den berühmten Gottesgelehrten in ſteifer prieſterlicher Kleidung dar.

Rotunda (Rotonda), kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund iſt. So iſt z. B. das berühmte **Pantheon** zu Rom (ſ. d. Art.), das von Papſt **Bonifaz IV.** der Jungfrau Marie und der Schaar der Märtyrer geweiht wurde, eine Rotunde, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Öffnung erhalten wird. Bei Tempeln, Gartenſälen u. dgl. wird dieſe Form häufig angewendet, ſeltner zu Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet iſt.

Roucher (J. A.), wurde zu Montpellier 1745 geboren, und zeichnete ſich ſchon früh durch den dichteriſchen Schwung ſeiner Phantaſie aus. Bei Ausbruch der Revolution fühlte er ſich von den ausgeſprochenen Worten: **Freiheit und Menſchenrechte**, begeiſtert, als aber bald darauf unter der Herrſchaft des Pöbels ein gräßlicheres Syſtem der Tyrannei ſich erhob und entwickelte, als faſt je von Thronen ausgegangen war, konnte Roucher ſeinem empörten Menſchengefühl nicht widerſtehen, und lud bald durch ſein

freies Benehmen den Haß der damaligen Machthaber Frankreichs auf ſich. Mehrere Mal entging er glücklich den Nachſtellungen ſeiner Verfolger; endlich von ihnen eingezogen, ward er zum Tode verdammt, und ſtarb unter der Guillotine im Juli 1794. Den Tag vor ſeiner Hinrichtung, die er mit ſtandhaftem Muthe erlitt, ſchrieb er an ſeine zärtlich geliebte Gattin folgendes Quatrain, das er ihr mit ſeinem in Bleiſtift gezeichneten Bilde überſandte:

Ne vous étonnez pas, objets charmans et doux,
Si quelque air de tristesse obscurcit mon visage;
Quand un savant crayon dessinait cet image,
On dressoit l'echafaud, et je pensois à vous.

Als Dichter iſt Roucher berühmt geworden durch ſein Gedicht: die Monate, das er in zwölf Geſängen verfaßte, und das, wenn gleich mehrere franzöſiſche Kritiker es ziemlich hart beurtheilten, doch Anerkennung verdient durch die Zartheit der Sprache und Empfindungen. Außer dieſem Werk ſchrieb Roucher noch eine Überſetzung von Smiths Unterſuchung der Art und Urſachen der Volksreichthümer, und kleine Dichtungen und Briefe, die nach ſeinem Tode herauskamen. Unter ſeiner Verlaſſenſchaft fand ſich auch ein angefangnes Epos: Guſtav Waſa.

Roué. So nennt man den Mann, der dem Leben in der großen vergnügungsſüchtigen Welt Grundſätze und Sitten geopfert hat. Der Cardinal du Bois hatte dem Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, eine gar üble Meinung vom ganzen menſchlichen Geſchlecht eingeflößt, als ſeyen alle Grundſätze der Religion und Moral gänzlich aus der Welt gewichen. Der ehrliche Mann und der Schelm galten daher dem Herzog gleich, und er war überzeugt, daß ſelbſt die, welchen er ſeine Freundſchaft ſchenkte, nichts taugten. Er ſchätzte ſie nur als Leute von Geiſt und angenehmen, geſelligen Eigenſchaften. Er hatte ſeinen Tiſchgenoſſen und Lieblingen den Namen der Roués gegeben, ein zweideutiger Titel, den ſie darauf deuteten, daß ſie ſich aus Liebe zu ihm würden rädern laſſen, mit welchem er ſelbſt aber andeuten wollte, daß ſie nichts beſſeres werth wären als gerädert zu werden, nicht als gemeine Verbrecher, ſondern als Höflinge, die ſich jede Handlung, zu der ſie ihr Vergnügen und Taumel trieb, erlaubten, beſonders wenn ihr Fürſt ſich daran beluſtigte.

Rouen, die Hauptſtadt der vormaligen Normandie, und jetzt des Departements der untern Seine, iſt altmodiſch gebaut, hat ungefähr 11,000 Häuſer, und 87,000 Einwohner. Hier iſt der Sitz der obern Gerichtsſtellen des Departements, des commandirenden Generals der 15ten Diviſion, und eines Erzbiſchofs. Zur Fluthzeit können Schiffe von 200 Tonnen hier anlanden. Die Schiffbrücke über die Seine fällt und ſteigt mit der Ebbe und Fluth, obgleich ſie gepflaſtert, und ganz einer ſteinernen Brücke ähnlich iſt. Sie iſt 270 Schritte lang, und 1626 gebauet. Die Kathedralkirche, das 1809 in dem vormaligen Jeſuitercollegium gegründete Lyceum oder die Akademie, welche zur großen Univerſität gehört, das prächtige, vormalige Parlamentshaus, und die auf dem Marktplatze aux vaux befindliche Bildſäule des 1430 hieſelbſt von den Engländern verbrannten Mädchens von Orleans gehören zu den Merkwürdigkeiten. Auch ſind hier viele Manufacturen und Fabriken von Baumwollenzeugen und Leinwand-Cayende, Vitriol, Alaun, Leder,

Wachstuch, Zuckerbäckereien, Raffinerien, und Färbereien von Wichtigkeit, und die Stadt treibt mit aus- und inländiſchen Producten und Fabrikaten einen ſehr bedeutenden Handel.

Rouget de Lisle (Joſeph), iſt der Verfaſſer und Componiſt der ſo berühmt gewordnen Marſeiller Hymne. Rouget war zu Anfang der Revolution Ingenieuroffizier in Straßburg, und verfertigte das genannte Stück auf Verlangen ſeiner Freunde, die ſein poetiſch-muſikaliſches Talent kannten. Den Namen Marſeiller Marſch oder Hymne erhielt dieſer Marſch, weil er in Paris zuerſt durch die aus Marſeille dahin gekommenen Föderirten bekannt wurde. Die Wirkung dieſes Marſches, deſſen Muſik in der That meiſterhaft iſt, war bei den franzöſiſchen Armeen ſo außerordentlich, daß Klopſtock zu dem Verfaſſer deſſelben ſagte, als er ihn in Hamburg ſprach: „Durch Ihr Gedicht ſind 50,000 brave Deutſche gefallen."

Rouladen, ſ. Paſſagen.

Roupie, Rupie, eine oſtindiſche Münze, deren flaches Gepräge gewöhnlich in perſiſcher Sprache den Namen und Titel des Nabobs unter dem, ſo wie das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo ſie geſchlagen worden. Es gibt Goldrupien und Silberrupien; die erſtern betragen ungefähr 9 Thlr. an Werth, die ſilbernen gewöhnlich 18 Gr. — 100,000 Silberrupien machen einen Lack, 100 Lack aber eine Crore. Die Oſtindier rechnen demnach große Summen unter einem Collectivnamen, wie auch die alten Griechen thaten, welche nach Talenten zählten.

Rouſſeau (Jean Baptiſte), einer der beſten Dichter Frankreichs, der unter den lyriſchen Dichtern ſeiner Nation noch immer die erſte Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, und im J. 1669 (nach Andern 1671) zu Paris geboren, ſtarb zu Brüſſel den 17ten März 1741. Obgleich von niedriger Herkunft, genoß er dennoch eine vortreffliche Erziehung; er hatte ſogar das Glück, ein Schüler Boileau's zu ſeyn, unter deſſen Aufſicht er 20 Jahre arbeitete. Der Unterricht dieſes großen Dichters weckte in dem jungen Rouſſeau ſchon früh den dichteriſchen Geiſt, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling zeigte er ſich daher in kleinen poetiſchen Verſuchen, die geiſtreich und voll von Einbildungskraft waren. Er war kaum 20 Jahr alt, als ſchon die vornehmſten Männer ihn ſuchten und vorzogen. Im J. 1688 ward er bei dem damals nach Dänemark abreiſenden franzöſiſchen Geſandten Bonrepeaux Page, und in der Folge wählte ihn der Marſchall von Tallard, als er nach England reiſ'te, zu ſeinem Secretär. London ſchien Rouſſeau wohl zu gefallen, und der Aufenthalt in dieſer großen Stadt ward ihm noch angenehmer durch mehrere Freundſchaftsbündniſſe, die er daſelbſt ſtiftete. Sein genauer Freund ward daſelbſt St. Evremont, der die Vorzüge des jungen Dichters einſah, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Rouillé, den er liebte und ſchätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgang mit dieſem Manne trieb er die Wiſſenſchaften, und vorzüglich die Dichtkunſt, äußern Glanz nicht achtend, den er ſich hätte erwerben können durch mehrere Stellen, die man ihm damals anbot, vorzüglich durch die eines Generalpachters, die er aber alle verſchmähte. In dieſen Jahren hatte Rouſſeau den Gipfel ſeines Ruhms erreicht; bis hieher war ihm das Glück günſtig geweſen; von nun an ward es ihm abhold,

und war er bis jetzt Gegenſtand des Neides geweſen, ſo wurde er nun Gegenſtand des Mitleids. Es erſchien um dieſe Zeit auf der Bühne von Paris die Oper Heſione, und Rouſſeau machte auf eine Arie des Prologs dieſer Oper Verſe voll von Gift und Satire gegen die Verfaſſer des Textes der Muſik und des Ballets. Ohne Zweifel waren dieſe Verſe von ihm, wie es auch jedermann glaubte; auf dieſe Stanzen (es waren fünf an der Zahl) folgten nun eine Menge andrer, die an Gift und Geifer ihre Vorgänger noch übertrafen, ſo daß Paris und Verſailles damit überſchwemmt wurden. Die Tribunale, der ewigen Klagen darüber müde, ſuchten endlich den Verfaſſer der Verſe zu entdecken. Keiner zweifelte daran, daß es Rouſſeau ſey, obgleich er ſelbſt es ſtandhaft läugnete. Beſtimmtes ließ ſich indeß nicht darüber ausmachen, und Rouſſeau wäre nie durch dieſe Verſe ins Unglück geſtürzt, hätte er ſich begnügt zu läugnen; aber er ging weiter, und die Handlung, die er vollbrachte, wird bis auf die ſpäte Nachwelt ſeinen Charakter beſchimpfen, ſo wie ſie hart und ſchimpflich beſtraft wurde. Es lebte um dieſe Zeit ein Geometer, Namens Saurin zu Paris. Dieſen beſchloß Rouſſeau, aus welchen Gründen, weiß man noch bis heute nicht, zu verderben. Ein Schuhmacherjunge war das Werkzeug, deſſen er ſich zur Ausführung ſeines Planes bediente. Wilhelm Arnould hieß der Menſch, der ſich dazu gebrauchen ließ, öffentlich und vor Gericht das falſche Zeugniß zu reden, er habe von Saurin dieſe Verſe bekommen, und ſie auf ſein Geheiß ausgeſtreut. Die Unſchuld dieſes Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rouſſeau den Zeugen beſtochen, und am 7ten April 1712 ward der Dichter durch einen öffentlich angeſchlagenen Beſchluß auf ewig aus dem franzöſiſchen Königreiche verbannt. — Rouſſeau ging nun nach der Schweiz. Sein Glücksſtern ſchien noch zu leuchten; denn er fand an dem Grafen du Luc, franzöſiſchem Botſchafter bei der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft, einen Gönner; doch nur zwei Jahre lang war es ihm vergönnt, dieſes Glücks zu genießen; denn als im J. 1714 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reiſ'te, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu ſchließen, foderte dieſer Prinz, der unſern Dichter im Gefolge des Grafen kennen gelernt hatte, Rouſſeau auf, ihn nach Wien zu begleiten. Der Graf wagte nicht, dem Prinzen ſeine Foderung abzuſchlagen, und ſo kam Rouſſeau nach Wien. Hier führte er ein höchſt angenehmes Leben, aber nur drei Jahre; denn nach Verlauf dieſer Zeit mußte er ſchnell Wien verlaſſen, warum, iſt nicht gewiß; wahrſcheinlich jedoch, weil er an einigen Verſen Antheil hatte, die der Graf Bonneval auf eine der Maitreſſen des Prinzen gemacht hatte. Rouſſeau ging nach Brüſſel, wo er in neue Streitigkeiten verwickelt wurde, und zwar mit Voltaire, ſeinem ehemaligen beſten Freunde, den er geſchätzt, und der ihn bewundert hatte, als ſie ſich im Collegium Ludwigs des Großen kennen gelernt hatten. Die zärtlichſte Freundſchaft ward in Brüſſel zum glühendſten Haſſe, der ſich oft in niedrigen Verleumdungen äußerte. Dennoch verlor Rouſſeau die Achtung in Brüſſel nicht; aber die gütigſte Aufnahme, die er dort fand, und die freundlichſten Verhältniſſe, in denen er dort war, konnten das Verlangen nach der Hauptſtadt nicht vertilgen, das Rouſſeau trug. Man wollte dies Verlangen in Paris befriedigen, und der Großprior von Vendome hatte es in Verbindung mit dem Grafen von

Breteuil ſogar ſchon dahin gebracht, daß Rouſſeau vom Regenten des Reichs, dem Herzog von Orleans, ein Zurückberufungsſchreiben erhielt. Dies befriedigte aber den ehrgeizigen Mann nur halb; er wollte mehr, er verlangte eine nochmalige Durchſicht ſeiner Prozeßacten, und eine öffentliche feierliche Zurückberufung. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, der ſich durch eine ehrloſe Handlung geſchändet hatte. Traurig über ſeinen mißlungenen Plan ging Rouſſeau nunmehr auf Reiſen, und begab ſich im J. 1721 nach London. Hier gab er 1723 die Sammlung ſeiner Werke in 2 Bdn. 4. heraus. Ein anſehnliches Vermögen, welches er ſich dadurch erwarb, lieh er der Handelscompagnie zu Oſtende. Dieſe war damals im Sinken, und Rouſſeau kam gegen den Abend ſeines Lebens durch den Verluſt dieſer bedeutenden Summe ſo herunter, daß er nur noch von der mildthätigen Unterſtützung einiger Freunde lebte. Der Notar Boutet zu Paris und der Herzog von Aremberg, an deſſen Tafel er zu Brüſſel ſpeiſ'te, waren es vorzüglich, die ihm ſein Leben noch erträglich machten. Des Letztern Gunſt verlor er bald, da er in ein Journal einrücken ließ, Voltaire habe ihn beim Herzog verleumdet, und ihn als den Verfaſſer der unglücklichen Verſe genannt. Voltaire dachte zu klein, um dieſe Gelegenheit nicht zu benutzen, ſeinen Feind völlig zu ſtürzen. Er beklagte ſich über Rouſſeau beim Herzog, und dieſer entzog ihm auf immer ſeine Wohlthaten. Nun war Brüſſel dem Dichter ein unerträglicher Ort. Einige ſeiner Freunde ließen ihn, um ſeinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber vergebens; ſie konnten ſein Exil nicht aufheben. Schon nach drei Monaten mußte Rouſſeau die Hauptſtadt wieder verlaſſen, in der er abermals ſeiner Satire zum Schaden mächtiger Perſonen freien Lauf gelaſſen hatte. Am 3ten Februar 1740 ſah Brüſſel den Dichter wieder, jedoch nur auf kurze Zeit. Der Tod raffte ihn im Frühling des folgenden Jahres dahin. Noch in der Sterbeſtunde betheuerte er, nicht der Verfaſſer der ſchändlichen Verſe geweſen zu ſeyn. — Rouſſeau's Werke ſind mit Recht von Mit- und Nachwelt geſchätzt. Wir beſitzen von ihm: 1. vier Bücher Oden, deren erſtes Buch Oden aus den Pſalmen enthält. In dieſer letzten Gattung iſt Rouſſeau der erſte Dichter der Franzoſen. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, ſo wie ein edler und ſchöner Versbau ſind darin mit trefflichen religiöſen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen der Sinn vernachläſſigt iſt, und ein bombaſtiſches Wortgepränge in wohltönenden Rhythmen den lyriſchen Schwung erſetzen muß; 2. Cantaten. In dieſer Dichtungsart, deren Schöpfer Rouſſeau iſt, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenſtände, die Gewandtheit, mit der er dieſelben behandelt, verdient eben ſo viel Lob als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe ſcheint unter allen die gelungenſte zu ſeyn; 3. Briefe in Verſen. Sie ſind die am wenigſten gelungenen Werke des Dichters. Zwar fanden ſie zu den Zeiten, als ſie erſchienen, ein allgemeines Intereſſe, da ſie voll von ſarkaſtiſchen Anſpielungen auf Ort- und Zeitverhältniſſe des Dichters ſind, für oder gegen den ein jeder Partei genommen hatte; aber wir, die wir jetzt nur das Werk als Werk betrachten, können uns an dieſen ſpöttiſchen Seitenblicken darin, an dem miſanthropiſchen Ton, in dem ſie geſchrieben, an dem übertriebenen Scherz, der in ihnen herrſcht, an dem incorrecten Styl derſelben wenig ergötzen; 4. Allegorien. Sie haben zwar den Fehler

der Incorrectheit, die in den Briefen herrſcht, nicht, ſind aber dafür langweiliger als die Briefe. Die Fiction iſt zwar in manchen nicht ſchlecht, aber in der Mehrzahl doch gezwungen und höchſt unwahrſcheinlich; der Versbau iſt einförmig; 5. Epigramme. Sie ſind nächſt den Cantaten und Pſalmen von Rouſſeau das Beſte, was er geliefert, wenn man die abrechnet, in denen ſich franzöſiſche Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrſcht angenehmer und leichter Witz, ſo wie Abwechſelung und gute Wahl der Gegenſtände; manches Sinngedicht iſt eines Martial würdig; 6. verſchiedne Poeſien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch beſſer iſt als 7. ſeine vier Luſtſpiele in Verſen, und 8. ſeine zwei Luſtſpiele in Proſa. Zwar iſt der Styl rein, aber die Intrigue iſt ſo langweilig, wie der Dialog, der ſich nur in einigen wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben dieſe Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9. die Opern, die Rouſſeau geſchrieben, ſind völlig ſeiner unwürdig; auch hat er ſie ſelbſt unterdrückt, und nicht in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen; 10. endlich haben wir eine Sammlung von Briefen in Proſa von ihm, worunter mehrere ſind, die nur zu oft ſeinen zweideutigen Charakter verrathen. — Eine Ausgabe ſeiner Werke beſorgte der Dichter, wie wir ſchon oben erwähnten, während ſeines Aufenthalts zu London 1723 in 2 Bdn. 4. Hierzu erſchien auf Verlangen der Subſcribenten, die alle Werke Rouſſeau's verlangten, ein diejenigen, welche Rouſſeau hatte unterdrücken wollen, enthaltendes Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. (jedoch auch hierin finden ſich die beiden verunglückten Opern nicht); zu Amſterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe ſeiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich beſorgte Seguy, in Dienſten des Fürſten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rouſſeau's Werken, 3 Bde. 4., und 4 Bde. 12. Die genannten Editionen enthalten nichts, als wozu ſich Rouſſeau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück ſtürzten, finden ſich nur in ſolchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erſchienen ſind; da er nie bekannt hat, er ſey der Verfaſſer. Dieſe Ausgaben ſind ſelten. Einige Proben dieſer im höchſten Grade gemeinen Verſe findet man in la Harpe Cours de littérature (herausgegeben von Auger) T. IV. p. 178 ff. Ob Rouſſeau wirklich der Verfaſſer dieſer oft ſehr fehlerhaften Verſe war, wird immer ein Räthſel bleiben. *x. μ. δ.*

Rouſſeau (Jean Jacques), geboren den 28ſten Juni 1712 zu Genf (ſtarb den 2ten Juli 1778), eines reformirten Bürgers (Uhrmachers) Sohn, der jüngſte von zwei Brüdern. Er kam ſchwächlich auf die Welt, und koſtete ſeiner Mutter (einer ſehr gebildeten Frau) das Leben, weßhalb er auch ſeine Geburt ſein erſtes Unglück nannte. Rouſſeau ſagt in ſeinen Confessions (die doch immer Selbſtbekenntniſſe einer eitlen Seele ſind) von ſich, daß er als ſiebenjähriger Knabe viel Religion gehabt, daß ſeine erſte Lectüre von jener Zeit an Romane geweſen wären, worauf er aber doch bald eine beſſere erhalten, und beſonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften Jahre hatte er bereits die meiſten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwiſchen den Inſtrumenten auf der Werkſtätte ſeines Vaters lagen, kennen. Früh wurde ſein muſikaliſcher Sinn geweckt; als er das achte Jahr

vollendet hatte, wurde er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn dieſe Kunſt entſprach ſeinen Anlagen und Neigungen; aber die despotiſche Härte ſeines Herrn verleidete ihm die Kunſt. Er entlief, irrte in dem benachbarten Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloſter, aus dem er nach einiger Zeit entſprang, und nach manchen Abenteuern kam er endlich durch die Empfehlung eines ſavoyiſchen Landpredigers zu einer Frau von Warrens in Annecy, die ihn zu ſich nahm, in Wiſſenſchaften und in der Muſik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eignen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. Im 20ſten Jahre ging Rouſſeau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch ſeine Kenntniſſe in der Muſik ſich zu nähren. In Beſançon ſang er mit Beifall in einigen Concerten; man verſprach ihm Beförderung, ſobald eine Stelle erledigt ſeyn würde. — Inzwiſchen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Muſik Unterricht, und ging dann ſeines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu ſeiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem franzöſiſchen Geſandten in Venedig erhielt. Nach achtzehn Monaten trennte er ſich von demſelben, ging nach Paris, gewann ſeinen Unterhalt durch Notenſchreiben, und legte ſich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um dieſe Zeit bekam er einen Anfall von Steinſchmerzen, welche Krankheit ihn nie verließ. Im Jahre 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Akademie zu Dijon (ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe?) durch die paradoxe Behauptung, daß die Wiſſenſchaften und Künſte verderblich geweſen ſeyn. Es erſchienen bald eine Menge Widerlegungen; in Spanien miſchte ſich ſogar der Hof und die Inquiſition in dieſe Sache. In der Vorrede zu ſeinem Narziß, einem Luſtſpiele, vertheidigt er ſich gegen viele Mißverſtändniſſe. Hierauf brachte er ſeinen Devin du village auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Muſik ſelbſt componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, der Verfaſſer wurde von der franzöſiſchen Nation faſt angebetet. — Da er aber 1753 ſeinen berühmten Brief über die franzöſiſche Muſik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derſelben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erſchienen in kurzer Zeit neue Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuoſen, welche die Feder nicht führen konnten, legten ſich auf Schimpfen, ſchmiedeten Pasquille und Geſänge auf ihn, und ließen ehrenrührige Kupferſtiche auf ihn verfertigen. Man hing ſeinen Brief als eine Beute auf dem Theater auf, und es wurden ſogar Leute beſtellt, welche den Verfaſſer ermorden ſollten. — Rouſſeau entfloh nach Genf. Durch ſeine Religionsveränderung hatte er ſein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er aber öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingeſetzt. Von da reiſ'te er nach Savoyen, und hielt ſich einige Zeit in Chambery auf. In dieſer Stadt ſchrieb er ſeine Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen (sur l'inégalité parmi les hommes). Dieſe Schrift erregte noch mehr Senſation als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und geſitteten Menſchen gegen

einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entſtehende Obermacht und Üppigkeit erklärte er für Quellen tauſendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Weſen der großen Welt, in der ſein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er ſeinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menſchen; ſie ſollten ſich ſelbſt überlaſſen gleich den Thieren leben; das ſey der Stand der Unſchuld und die anerſchaffene Einfalt. Eigenthum und Verträge haben die Menſchen unglücklich gemacht; Eiſen und Korn haben ſie zwar geſittet gebildet, das menſchliche Geſchlecht aber zu Grunde gerichtet. — Voltaire ſchrieb über dieſe Schrift an Rouſſeau: man bekommt bei Ihrem Buche Luſt, auf allen Vieren zu kriechen; indeſſen ich bin über ſechzig Jahr zu alt dazu, und überlaſſe dieſe natürliche Art zu gehen andern, die deſſen würdiger ſind, als Sie und ich. — Unterdeſſen hatte ſich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptſtadt, ſondern nach Montmorency. In dieſer glücklichen Einſamkeit ſchrieb er die ſo einflußreichen Werke: a) den Geſellſchaftsvertrag, b) die neue Heloiſe, c) und den Emil, durch die er ſo mächtig auf ſein Zeitalter gewirkt hat. Seine politiſchen Schriften ſind bis auf den heutigen Tag am meiſten gemißbraucht worden; und man ſchreibt den beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menſchen größtentheils die franzöſiſche Revolution zu. Die Schrift: du contrât social wurde anfänglich der Catechismus der franzöſiſchen Revolution, und wurde gleichſam als ein neues Evangelium angebetet. Unter allen rouſſeau'ſchen Schriften war gewiß dieſe am ſeltenſten vorher geleſen und noch ſeltener verſtanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr den ſicherſten Wegweiſer durch das Labyrinth der Revolution gefunden und die Grundlage zu einem neuen, unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rouſſeau's Andenken wurde daher in jener Zeit auf alle mögliche Art geehrt. Am 25ſten September 1791 veranſtaltete man zu Montmorency deßwegen ein ländliches Feſt. Am 11ten October 1794 wurden ſeine Gebeine feierlich im Pantheon zu Paris beigeſetzt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen ſeinen Geſellſchaftsvertrag und ſeinen Streit über die franzöſiſche Muſik ſprachen, erſchien ſeine Julie (die neue Heloiſe), vor welcher er ganz unſchuldige Mädchen warnte. Unter ganz unſchuldigen Mädchen verſtand er diejenigen, die nie einen Roman geleſen hätten, in deren Phantaſie kein Funke von Leidenſchaft gefallen wäre; die von Liebe nichts wüßten, nur Ahnungen trügen in ihrem lautern, für beſchränkte häusliche Freuden ſich aufbewahrenden Herzen; dieſen verbot er ſeinen Roman. Julie und ihr Liebhaber wohnend em Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo ſie vom hohen Gipfel herabſpricht in ernſter Majeſtät; beide voll wahren, warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis ſie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen ſie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtſinnig um den Putztiſch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen ſehr verſchiedenen, aber gleich ſtarken Eindruck; jeder fand ſich in dem Buche, oder jeder deutete das Buch

auf ſich. — Endlich gab er im Jahre 1762, zunächſt für eine Mutter niedergeſchrieben, das berühmteſte Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation, in vier Bücher getheilt. In einem Briefe an die Marſchallin von Luxemburg, datirt vom 12ten Juni 1767, gibt Rouſſeau folgendes als die Urſache der Herausgabe ſeines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er ſpäterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus geſchickt, mit ſo geringer Vorſicht zu einer künftigen Wiedererkennung, daß er nicht ein Mal die Tage ihrer Geburt ſich aufgezeichnet hatte. Seit mehrern Jahren empfand er deßwegen die kränkendſten Gewiſſensbiſſe, doch ſein und der Mutter Gram deßhalb ſey fruchtlos, und der Wunſch, ſeinen Fehler wenigſtens einigermaßen zu vergüten, ſey eine der Haupturſache ſeines über Erziehung geſchriebenen Werks (Vergl. le conservat. du Neuchateau 1800). Er hatte namentlich im Emil die ſpeculativen Wahrheiten der Religion von denen abgeſondert, deren Einfluß auf unſer Leben niemand läugnen wird; ſeine Hauptanſicht war kurz folgende. — Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majeſtät derſelben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In ſeiner Lehre, in ſeinem Leben iſt er mehr als Alle, die vor ihm waren, und ſein Tod iſt der Hingang eines in Menſchheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widerſprechen. Könnt ihr die Schwierigkeit nicht löſen, ſo grübelt nicht, ſondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchſten Weisheit, und bittet, daß ſie euch erleuchte. Seyd deſto eifriger und getreuer in Erfüllung alles deſſen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verſtandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet. — Dies iſt der Inbegriff deſſen, was Rouſſeau zuerſt ſeine Julie auf dem Sterbebette, nachher ſeinen Vicar aus Savoyen im Emile ſagen läßt. Kaum war der Emil mit dieſem Glaubensbekenntniß erſchienen, ſo ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Poſitive der Religion am 4ten Juni 1762 durch Henkers Hand zerreißen und verbrennen, und verurtheilte den Verfaſſer zum Gefängniß. Der Erzbiſchof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe, und nannte ihn einen Gottloſen, einen Verführer. Rouſſeau antwortete: „nicht er ſey der Gottloſe; die Gottloſen ſeyen diejenigen, die ſich Gottes Gericht anmaßen;" zuletzt fragte er: „Ihr guten, unſchuldigen Herzen! habe ich euch verführt?" — Rouſſeau wollte nach Genf fliehen, aber auch ſeine Vaterſtadt nahm ihn nicht nur nicht auf, ſondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängniſſe, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das ſich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Motiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafſchaft Neufchatel. Da er ſeit den Kinderjahren nie unter Proteſtanten gewohnt hatte, ſo war die Vereinigung mit der daſigen Gemeinde ihm deſto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienſt; er beſuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute ſich und Andere, gewann die Freundſchaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulaſſung zur Communion, und

dieſe ward ihm gewährt. Die Geiſtlichen in Genf ſuchten ſeinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen. Er ſchrieb gegen dieſe Verleumdungen, und gegen das ungeſetzmäßige Verfahren des genfer Senats in ſeiner Sache auf Anrathen ſeiner Freunde die berüchtigten Briefe vom Berge. Unterdeſſen blieb Rouſſeau mit ganzer Seele ſeiner Gemeinde zugethan, bekannte ſich feierlich zur proteſtantiſchen Kirche, und begehrte zum zweiten Mal das Abendmahl, über deſſen Verſtattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbiſchof von Paris und ſein dictionnaire physique portatif wurden in Paris den 19ten März 1765 öffentlich zerriſſen und verbrannt. Die genfer Geiſtlichen ſuchten den Prediger in Moitiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeinde von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Petersinſel am Bielerſee, wie er ſelbſt ſagt, Jahrhunderte; ſeinem Botaniſiren daſelbſt verdankt man ſeinen Botaniste sans maitre, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er wurde aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutſchen Cantons, von denen er Schonung erwartete, geboten ihm, in der rauheſten Jahrszeit, ihr Land binnen kurzer Friſt zu räumen. Er bat umſonſt um eine kleine Verlängerung dieſer Friſt, umſonſt um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Geſellſchaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfte. Man trieb ihn von ſich, und überließ ihn der Gefahr, unterwegs umzukommen. Seine Freunde bewirkten ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris, wo die Philoſophen, die es verdroß, ſo viel Herz und ſo vielen Glauben in ihm zu finden, eben ſo grauſam ſeiner ſpotteten, als die Geiſtlichen ihn verfolgt hatten. Billiger gegen ihn war der engliſche Philoſoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rouſſeau naherte ſich der brittiſchen Küſte, ſchöpfte die reine Luft, betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel ſeinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig iſt. Die Engländer drängten ſich, ihn zu ſehen; die Damen trugen ſein Bild an ihren Armbändern. Hume war ein guter, aber äußerſt kalter Mann, welcher Rouſſeau's Enthuſiasmus nicht begriff, und deſſen Wärme nicht erwiedern konnte. Rouſſeau wurde durch dieſe Gleichgültigkeit ſeines einzigen Freundes mißtrauiſch, einige, von leichtfertigen Engländern ausgeſtreute launichte Blätter gegen den aus Frankreich und der Schweiz vertriebenen Weltweiſen beſtärkten dieſen Mißmuth, und ſo verzweifelnd an Rechtſchaffenheit und Freundſchaft ging er weg aus dem Lande, das er als ſeinen letzten Zufluchtsort angeſehen hatte. Er kehrte unter einer ſtillſchweigenden Vergünſtigung 1767 nach Paris zurück, wurde anfänglich vom neugierigen Volke überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; er ſonderte ſich immer mehr von der Geſellſchaft ab, und ernährte ſich zum Theil vom Notenſchreiben, und ſammelte Kräuter. Er ließ 1768 ſein muſikaliſches Lexicon drucken, und bald darauf erſchien ſein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Für mehrere Romanzen und Lieder ſetzte er ſchöne, einfache und rührende Melodien. Je älter Rouſſeau wurde, deſtomehr wuchs ſeine Menſchenſcheu, und ſein grämliches Weſen. Sehnſuchtsvoll wünſchte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu

finden, wo er ruhig die Annäherung ſeiner letzten Stunden erwarten könnte. Sein Wunſch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf ſeinem Landhauſe Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rouſſeau im Mai 1778 zog, aber ſchon den 2ten Juli deſſelben Jahrs, als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich ſtarb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper wurde einbalſamirt, in einem bleiernen Sarg verſchloſſen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der ſogenannten Pappelinſel beerdigt, in der Mitte des Teiches, welche der kleine See heißt, und dem Schloſſe gegen Süden liegt. Über ihm iſt ein ausgeſchmücktes, ungefähr ſechs Fuß hohes Grabmal errichtet. — Seit dem Jahre 1745 war Thereſe le Vaſſeur ſeine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte ſich in ſeine Launen zu ſchicken, andre Vorzüge beſaß ſie nicht. Um ſie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er ſie 1768. Schon im Jahre 1748 hatte ſie ihm das erſte Kind geboren, welches er, ſo wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus ſchickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rouſſeau's ſo hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch ſeiner hinterlaſſenen Witwe ehrenvoll und dankbar gedachte; ſie erhielt auf Barrere's Antrag am 21ſten December 1799 von der Nationalverſammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livres. — Locke und Rouſſeau (erſterer noch mehr), waren es vorzüglich, welche die Zeit, auf welche ihre Erziehungsmaximen Einfluß hatten, von dem Höhern immer mehr entfernten, und die Gemeinheit der neuen Erziehung einleiteten; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß auch vieles Gute von ihnen ausging; für ihre verkehrten Anſichten fanden ſie aber die Zeit empfänglicher, daher das Übergewicht der letztern. W. L.

Rouſſillonweine, ſ. Weine.

Rowe (Eliſabeth), eine bekannte Dichterin, Tochter eines diſſentirenden (nicht zur engliſchen Kirche gehörenden) Geiſtlichen, Namens Walter Singer zu Frome in Sommerſetſhire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte ſie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunſt, ſchrieb im 12ten Jahre ſchon Gedichte, und übte ſich in Muſik und Mahlerei. In ihrem 22ſten Jahre gab ſie einen Band vermiſchter Gedichte heraus, und wegen ihrer körperlichen und geiſtigen Reize gehörte Prior, der engliſche Dichter, unter die Zahl ihrer Verehrer. Unſere Dichterin aber weihete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung der Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete ſich erſt 1710 mit Thomas Rowe (ſ. unten), mit welchem ſie, obgleich er 12 bis 13 Jahre jünger war, ſehr glücklich lebte. Nicht lange dauerte dies Glück. Ihr Mann, ein Verſchwender, ſtarb 1715, und hinterließ ſie in einer ſehr drückenden Lage, die nur ihr religiöſer Sinn und ihre fromme Verzichtleiſtung lindern konnten. Am Ende ihres Lebens erinnerte ſie ſich ſeiner auf das Zärtlichſte. Nach dem Tode ihres Gatten lebte ſie zu Frome in ſtiller Zurückgezogenheit, welche nur durch gelegentlichen Umgang mit ihren Freunden unterbrochen wurde. Ungeachtet ihrer ſtrengen Frömmigkeit paßte ſie doch durch das Annehmliche ihrer Sitten für die beſte Geſellſchaft, und wurde von allen, die ſie kannten, geliebt und verehrt. Miſtreß Barbauld, eine engliſche Dichterin, ſagt in einem Gedichte von ihr: Ihre ganze Seele war Einklang und Liebe. Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab ſie noch die Geſchichte Joſephs und

andere vermiſchte Gedichte heraus, die ſich durch einen correcten melodiſchen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache, und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren proſaiſchen Schriften ſind die bekannteſten: Freundſchaft im Tode in zwanzig Briefen von Todten an Lebende (Friendship in death, in twenty letters from the dead to the living). Dieſe Briefe ſind das Werk einer lebhaften, blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und ſie verfehlen nie ihren Zweck, auf junge empfängliche Leſer Eindruck zu machen. Sie ſind in vielen Auflagen auch von andern religiöſen und ſittlichen Schriften der Verfaſſerin begleitet erſchienen. Auch gab ſie in drei Theilen ihre moraliſchen und unterhaltenden Briefe in Verſen und Proſa (Letters moral and entertaining in verse and prose) heraus. Sie ſchrieb mit Leichtigkeit, aber ohne große Sorge für die Correctheit; deſſen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günſtige Idee für die Verfaſſerin. Auch unſer Klopſtock hat der letztern mehrere Male in ſeinen Gedichten, beſonders unter dem Namen, „der frommen Singer" und auch ſonſt erwähnt. Ihr Gatte

Rowe (Thomas) ſtammte aus einer guten Familie, und war gleichfalls der Sohn eines diſſentirenden Geiſtlichen. Er hatte, nachdem er eine vorzügliche Erziehung erhalten, zu Leiden ſtudirt, ſich ſehr bedeutende Kenntniſſe erworben, und würde als Schriftſteller ſich ſehr ausgezeichnet haben, wäre ſeiner Heirath nicht bald eine Zerrüttung ſeines Vermögens und ſeiner Geſundheit gefolgt. Eine zärtliche Ode an ſeine Gattin gehört zu ſeinen beſten Stücken. Geſchichte war ſein Lieblingsſtudium, und er wollte mehrere von Plutarch nicht dargeſtellte berühmte Charaktere des Alterthums bearbeiten, von denen aber nur nach ſeinem Tode acht von Chandler herausgegeben ſind. Er ſtarb (ſ. oben) 28 Jahr alt, nach einem übrigens tadelloſen Leben. Einige ſeiner dichteriſchen Arbeiten ſind unter dem Titel: Poems and translations, mit ſeiner Gattin Miscellaneous works erſchienen.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in Bedfordſhire, ein vorzüglicher engliſcher Dichter aus einer alten Familie in Devonſhire, wo ſein Vater John Rowe Esq. ein Sachwalter von ausgebreitetem Rufe war. Nachdem der Sohn in einem Privatinſtitut und auf der öffentlichen Schule zu Weſtminſter vortreffliche Kenntniſſe geſammelt, und ſelbſt in lateiniſcher und griechiſcher Sprache Gedichte geliefert hatte, die Aufſehen erregten, wurde er in ſeinem 16ten Jahr von ſeinem Vater zum Studium der Rechtswiſſenſchaften beſtimmt. Als er 19 Jahr alt war, ſtarb ſein Vater, und jetzt kehrte er wieder zu ſeinem Lieblingsſtudium, der Dichtkunſt, zurück. In ſeinem 25ſten Jahr lieferte er ſein erſtes Trauerſpiel: die ehrgeizige Stiefmutter (the ambitious stepmother). Der Beifall, mit dem dies Stück bei ſeiner Aufführung, ungeachtet ſeiner jugendlichen Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfaſſer, ſich in der Folge wenig um die Regeln der dramatiſchen Kunſt zu kümmern. Dieſem erſten Verſuch folgte ſein Tamerlan (aufgeführt 1702). Dies Stück hatte eine politiſche Beziehung, da durch den Tyrannen Bajazet der König Ludwig XIV., als der größte Feind der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vortrefflichſten Fürſten umgewandelt war, Wilhelm III. angedeutet wurde. In den Darſtel-

lungen beider herrſchte viel Übertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen, freien Geſinnungen erwarben ihm einen außerordentlichen Beifall. Während Wilhelms und der folgenden Regierung wurde es häufig bis 1710 aufgeführt. Darauf ward es politiſcher Anſichten halber auf mehrere Zeit nicht zugelaſſen. Aber durch die Thronbeſteigung des Hauſes Hannover kam auch dies Stück von neuem auf die Bühne, und wird gewöhnlich bei dem Jahresfeſt der Landung Wilhelms III. vorgeſtellt. 1703 erſchien die ſchöne Büßende (the fair penitent) von Rowe, und dies iſt eins der vortrefflichſten Stücke unſers Dichters, denn wenn auch die Intrigue von Maſſinger entlehnt iſt, ſo behauptet es durch Schönheit der Dichtung und der Geſinnungen und durch Intereſſe der Handlung einen der erſten Plätze unter den engliſchen dramatiſchen Dichtungen. Dieſen Stücken folgten mehrere, unter denen ſeine Johanne Shore gewiß eine der herrlichſten tragiſchen Dichtungen iſt. Auch gab er Shakſpeare's Werke nebſt einem Leben dieſes großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatsſecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterſtaatsſecretärs auf drei Jahre. Unter Anna's Regierung ward er nicht wieder angeſtellt. Er wandte ſich (nach Pope) an den Schatzmeiſter, Lord Oxford, um ein Amt zu erhalten. Dieſer Miniſter fragte ihn: ob er ſpaniſch verſtände? Der Dichter verneinte es, weil er aber glaubte, daß er bei einer ſpaniſchen Geſandtſchaft oder ſonſt dort angeſtellt werden ſollte, ſo lernte er ſpaniſch, und meldete ſich wieder bei Oxford mit der Anzeige, daß er dieſer Sprache jetzt mächtig ſey. „Da beneide ich Sie wirklich," verſetzte Oxford, „jetzt werden Sie den Don Quixote in der Landesſprache leſen können." Doch hat man die Wahrheit dieſer Anekdote von Seiten der Whigpartei, zu welcher Rowe gehörte, läugnen wollen. Georg I. ertheilte ihm bei ſeiner Thronbeſteigung mehrere einträgliche Ämter, und er ſtarb im December 1718, 45 Jahr alt. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt, und ſeine Witwe (er war zwei Mal verheirathet) errichtete ihm ein koſtbares Denkmal. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, und ausgerüſtet mit allen geſelligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des erſten Ranges. Seine Werke, die in dramatiſchen Stücken und andern vermiſchten Gedichten beſtehen, ſind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 Vol., London 1719, 12. mit ſeinem beigefügten Leben erſchienen. Außerdem hat Nicolas Rowe noch Überſetzungen ins Engliſche von den goldenen Verſen des Pythagoras, des erſten Buchs von Quillets Callipaedie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharſalia geliefert. P. N.

Roxolane, ſ. Soliman.

Rozier (Pilatre de), ſ. Aëroſtat.

Rubato tempo, in der Muſik, kommt von dem italieniſchen rubare, rauben, und bedeutet eine eigne Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langſamer Stücke, bei welchen man in der Oberſtimme den Geltungen mancher Noten etwas raubt oder entzieht, und ſich alſo nicht ſtreng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beſchleunigt, manche verzögert, und der Tact wird ſo im Einzelnen

etwas verzogen, ohne daß doch im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato ſchön und richtig bringen, erfodert viel Übung und feines Gefühl, und ohne ſich auf Talent und Urtheilskraft verlaſſen zu können, iſt es beſſer, ſich ſtreng an den Tact zu halten, als ungeſchickt und unſchicklich im Tempo rubato zu ſpielen. Ms.

Rubel iſt eine ruſſiſche Silbermünze, die 10 Griwen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unſerm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterſchied von den Papierrubeln) ungefähr 1 Thlr. 3 bis 4 Ggr. Es gibt auch Gold- und Kupferrubel, erſtere ſind jetzt ſehr ſelten. 1654 wurden die erſten Rubel in Moskau geſchlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Mahler ſeines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Antwerpen geweſen, und hatte ſich zu Cöln, wo unſer Künſtler 1577 geboren wurde, niedergelaſſen. Nach dem Tode ſeines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben laſſen, wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lalaing. Er verließ aber dieſe Dienſte, theils wegen der ausſchweifenden Sitten ſeiner Gebieterin, theils um ſich ganz ſeiner Lieblingskunſt zu widmen. Otto Vernius, einer ſeiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben ſo ſehr wegen ſeiner Tugenden, wie wegen ſeines Fleißes und ſeines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimniſſe der Kunſt ein. Bald ward Rubens größer als ſein Meiſter, und auf des letztern Rath beſuchte er, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincenz Gonzaga verſehen, Italien, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in ſeine Dienſte, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus auch Rom, Venedig und Genua beſuchte, an welchen Orten er häufig längere Zeit ſich mit dem Studium und der Ausübung ſeiner Kunſt beſchäftigte. Wohin er kam, verewigte er ſich durch ſeine ſchöpferiſche Meiſterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vinzenz mit einem prächtigen Geſchenk an den König Philipp IV. geſandt hatte, mahlte er dieſen Monarchen und mehrere ſeiner Großen, ſtudirte die dortigen Kunſtſchätze, und kehrte mit Ehren und königlichen Geſchenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit ſeiner Mutter, eilte er von dort ſchleunig nach Antwerpen. Sie war ſchon todt, da er ankam, und vor Betrübniß darüber ſchloß er ſich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit ſeinen Schmerz zu zerſtreuen ſuchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Verſprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Iſabella Brant, die 1609 ſeine Gattin ward, zurück. Er baute ſich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er ſelbſt von außen in Fresco mahlte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, ſchmückte er mit den koſtbarſten Vaſen, Büſten, Gemählden und Medaillen aus, und dieſen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er ſehr große Reichthümer beſaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfund Sterling. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen mahlte er übrigens jenes herrliche Meiſterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daſelbſt die vier Evangeliſten, und außer dieſen eine Menge der bewundernswürdigſten Werke, die ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichern. Aber nicht alle Gemählde, die für die ſeinigen gelten, ſchuf dieſer große Künſtler ſelbſt. Von vielen ließ er durch ſeine

Schüler Figuren, Thiere, Landſchaften und Blumen mahlen, und vollendete ſie nachher durch ſeine Meiſterhand. Daher iſt es ſchwer, und nur ſehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was ſein und ſeiner Schüler gemeinſchaftliches Werk iſt. Selbſt von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche dieſe Fürſtin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palaſt Luxembourg mahlen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, ſeiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. Mit größter, faſt gleicher Geſchicklichkeit mahlte er Landſchaften, Bildniſſe, Thiere, Blumen, Früchte und Geſchichten. Nur ſelten fehlte er gegen das Coſtume und gegen die hiſtoriſche Richtigkeit; denn innigſt vertraut mit den größten Geſchichtſchreibern und Dichtern faſt aller Nationen, Sprachen und Zeiten, vereinte er die ſorgfältigſte Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunſt mit der ſcharfſichtigſten und richtigſten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Mahler ihn in der Fertigkeit, die menſchlichen Leidenſchaften darzuſtellen, erreicht; gewiß hat ihn keiner übertroffen. Genau und mit der höchſten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er das Alter, das Geſchlecht und den Stand ſeiner Figuren, und wußte jeder derſelben, es mochten Götter oder Menſchen, Helden oder Schäfer ſeyn, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemählden Raphaels, herrſcht in den ſeinigen das Sanfte und Liebliche, aber die hochauflodernde Flamme der Begeiſterung, welche in ſeinen Darſtellungen ſich ſo kühn, kraftvoll und lebendig ausſpricht, ſetzt den Beſchauenden in Erſtaunen und Verwunderung. Allein dies Feuer, das ihn bei ſeinen Compoſitionen begeiſterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung ſeiner Werke, riß ihn manchmal ſo allmächtig dahin, daß er mehr auf den Schimmer, als auf die Schönheit der Formen ſah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft ſeines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens ſtets einer der größten, prachtvollſten Mahler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von dieſen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deßhalb gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname des Fürſten der niederländiſchen Schule, welchen man ihm einſtimmig und allgemein beigelegt hat. Daß ein ſolcher, mit allen Fächern des menſchlichen Wiſſens vertrauter, mit einem ſchönen Äußern, einer hinreißenden Beredſamkeit, einem Alles umfaſſenden Genie, den liebenswürdigſten geſelligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgeſtatteter Mann auch auf dem politiſchen Schauplatze eine bedeutende Rolle ſpielen und nützlich ſeyn könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf ſeinem Todtenbette ſeiner Gemahlin, der Infantin Iſabelle, ſich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er ſeit 1627, wo er mit Carls I. Geſandten (gleichfalls einem Mahler, Namens Nicolaus Gerbier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwiſchen Spanien und England anknüpfen ſollte, zu mehreren politiſchen Verhandlungen gebraucht. So ſchloß er mit dem engliſchen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwiſchen Spanien und England ab, der von beiden Mächten genehmigt, und wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menſchen, als Künſtler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe zum Ritter ge-

ſchlagen. Rubens führte unter allen dieſen vielfachen Geſchäften ein ſehr einfaches, ordentliches Leben. Seine Nebenſtunden widmete er dem Umgange mit einigen geiſtreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er ſelbſt beſuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwiſchen dem Studium und der Ausübung ſeiner Kunſt und den Wiſſenſchaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn das Bild ſeine Helena ſelbſt darſtellen ſollte, mahlte er es ſo ſchön und reizend wie ſie war. Mehrere Jahre vor ſeinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns ſeiner Hand keine Werke von Wichtigkeit mahlen, und beſchränkte ſich deßhalb auf bloße Staffeleigemählde. Er ſtarb den 30ſten Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde.

Rübezahl, der bekannte Volksname eines Berggeiſtes, welcher der Sage nach vormals im Rieſengebirge hauſ'te, und, je nach dem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk ſich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben ſoll. Muſäus in ſeinen Volksmährchen der Deutſchen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, ſo wie den Urſprung des ſonderbaren Namens dieſes Berggeiſtes, mit Anmuth und heiterer Laune dem leſenden Publicum vorgeführt.

Rubin, ein Edelſtein, der nach dem Diamant am höchſten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins iſt roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Die Feile kann ihm nichts anhaben, ſo wie er auch die größte Gewalt des Feuers unverändert aushält. Wenn der Rubin recht ſchön blutfarben iſt, und über 20 Karat im Gewicht hält, ſo verliert er den Namen Rubin, und wird Karfunkel genannt. Man findet die Rubine beſonders in den Ländern Awa und Pegu in Oſtindien. Der Ballasrubin iſt lichtroth oder roſenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er iſt von allen der weichſte; man findet ihn in Schleſien, Neuſpanien und Braſilien. Der Spinellrubin iſt von blaßrother Farbe, und geſchliffen von ſchönem und angenehmem Glanz; er kommt aus Böhmen, Schleſien, Ungarn und Braſilien. Am wenigſten geachtet wird der Rubicello (Petit Rubis), deſſen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachſen liefert Rubine.

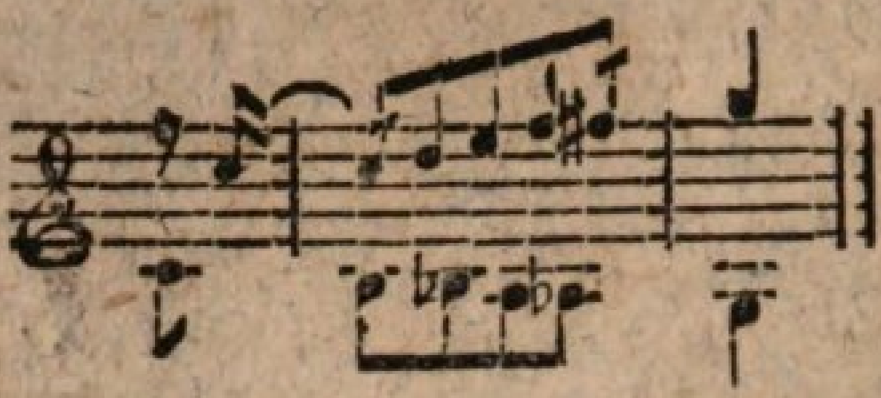
Rüchel (Ernſt Friedrich Wilhelm Philipp von), königlich preußiſcher Generallieutenant, geboren 1754 zu Zizenow in Hinterpommern, betrat in ſeinem 18ten Jahre die militäriſche Laufbahn. Durch Lebhaftigkeit und Pünktlichkeit im Dienſte erregte er Aufmerkſamkeit, wußte ſich 1781 bei Friedrich dem Großen, der ihn zum Quartiermeiſterlieutenant und Hauptmann ernannte, und ſpäterhin auch bei Friedrich Wilhelm II. ſo beliebt zu machen, daß ihm dieſer 1789 die Organiſation der Militärſchulen übertrug. Während der preußiſchen Theilnahme an dem franzöſiſchen Revolutionskriege zeichnete er ſich beſonders durch perſönliche Tapferkeit ſehr vortheilhaft aus, ſo daß er ſchon im Jahre 1793 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach dem baſeler Frieden zum Generallieutenant ernannt, und mit bedeutenden Gütern in Südpreußen beſchenkt wurde. Auch das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. behielt Rüchel in vorzüglichem Grade, doch ward er beſchuldigt, 1806 am Tage der Schlacht von Jena ſich mit dem von

ihm befehligten Corps verſpätet zu haben. Doch bewies er auch in dieſer Schlacht, ſobald er ankam, große Bravour, und ſank nur zu bald von einer Flinten- oder Kartätſchenkugel getroffen vom Pferde. Er wurde von den Franzoſen gefangen, redigirte im Winter von 1806-1807, nachdem er losgekommen war, die königsberger Zeitung, und beſchäftigte ſich mit der Organiſation neuer Regimenter. Im Moniteur ward ſein angeblich beleidigendes Betragen gegen franzöſiſche Kriegsgefangene, beſonders gegen den General Victor hart gerügt. Nach dem Frieden von Tilſit erhielt Rüchel den verlangten Abſchied und eine bedeutende Penſion. Jetzt lebt er in Pommern auf ſeinen Gütern, und hat, gewiß zu ſeinem großen Schmerz, keine Anſtellung wieder erhalten, als Preußen ſeine Wiederherſtellung erkämpfte.

Rückenmark iſt die hirnähnliche Maſſe, die ſich in dem Canale der Rückenwirbelſäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Phyſiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwickelung des Rückenmarks ſelbſt iſt, zuſammen, und erſtreckt ſich, in ſehnichte Hüllen eingeſchloſſen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es ſich mit einem ſtumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein ſpitzigeres hängt, endigt. Neuere Unterſuchungen haben gelehrt, daß es wie des Gehirns aus einer Mark und Rindenſubſtanz beſtehe, und daß ein kleiner Canal ſich in demſelben befinde. — Es vereinigen ſich in der ganzen Länge eine Menge Nerven mit dem Rückenmark; nämlich vier auf jeder Seite, wo es ſich noch im Kopfe befindet, acht am Halſe, zwölf am Rücken, fünf in der Lendengegend, und fünf am Kreuze. Da aber das Rückenmark nicht bis zum Kreuzbeine herabſteigt, ſo bilden die Nerven, die aus denſelben hervorkommen, in der Höhle des Rückenmarks neben einanderliegend, einen Strang, der Pferdeſchweif (cauda equina) genannt wird. — Die Verletzungen des Rückenmarks ſind deſto gefährlicher, je näher dem Kopfe ſie ſind. Am Halſe hat auch der geringſte Druck den ſchnellſten Tod zur Folge, und man ſagt dann, das Genick ſey gebrochen worden. Verletzungen oder Anſammlung von Feuchtigkeiten in der Gegend der untern Wirbel erzeugt Lähmung der untern Gliedmaßen. B. P.

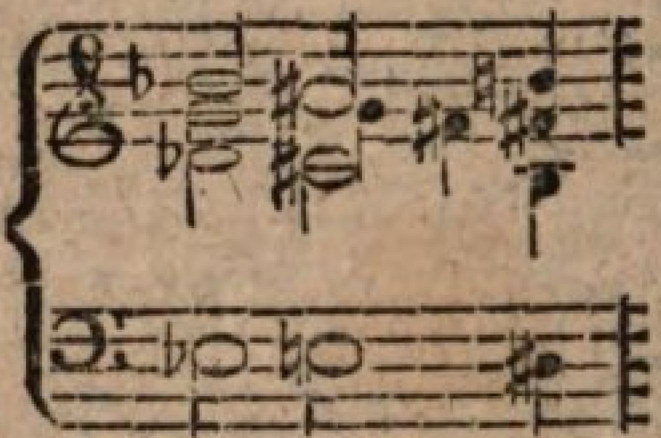
Rückläufig, in der Aſtronomie, wird die ſcheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Cometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir ſie zur Zeit ihrer Oppoſition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derſelben wahr. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Stellung dieſer Geſtirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunkt ihrer Bewegung, aus geſehen, iſt dieſelbe immer rechtläufig. Nur von einigen Cometen weiß man, daß ſie nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich ſich rückläufig bewegen.

Rückungen oder rückende Noten in der Muſik, ſind das, was man auch ſyncopirte Noten nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichſam verſchoben wird. Durch Rückungen (ſagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten. Es gibt geſchwinde und langſame, durch ganze und durch halbe Töne. J. B.



Ms.

Rückungen, enharmoniſche, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Übergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den ſogenannten **enharmoniſchen** Tonwechſel geſchehen, wobei die doppelte Beziehung und Bedeutung der Töne benutzt wird. Indem z. B. der Ton b (wie er als um einen halben Ton erniedrigtes h heißt) zunächſt als ais (als um einen halben Ton erhöhtes a) erſcheint, rückt die Modulation durch dieſe veränderte Beziehung ſchnell in eine andre Tonart herauf, z. B.



Ms.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter ſchwediſcher Polyhiſtor, geboren zu Aroſen in Weſtermannland 1630. Außer der Arzneiwiſſenſchaft ſtudirte er Muſik, Mechanik, Mahlerei und Alterthümer und erlangte ſchon als 21jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatiſchen Gefäße, durch welche die ganze Phyſiologie ſehr viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenſtand herausgegebene Schrift (nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos, Arosen 1653) iſt auch enthalten im zweiten Theile von Mangets Bibliotheca anatomica. Gleich nach ſeiner obigen Entdeckung erlangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einſicht in das Geſchäft der lymphatiſchen Gefäße, und es erhob ſich zwiſchen den beiden Anatomen ein Streit über die Ehre der erſten Entdeckung, der von ihnen eben nicht mit großer Humanität und Mäßigung geführt wurde. Rudbeck behauptete indeſſen den Ruhm der erſten Erfindung. Nachdem er von einer gelehrten Reiſe nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upſala die Botanik, legte einen botaniſchen Garten an, und wurde hernach Profeſſor der Anatomie und zuletzt Curator der Univerſität. Er ſtarb 1702. Sein bekannteſtes Werk iſt das ſehr gelehrte, aber hypotheſenreiche und ſeltene Werk: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria, Upsal 1675–98, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrem Atlantica erzählen, das wendet Rudbeck in dieſem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquariſcher und hiſtoriſcher Beleſenheit unterſtützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato ſey, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutſche und verſchiedene andere Völker aus Schweden abſtammen u. ſ. w. Durch einen 1702 zu Upſala Statt gehabten großen Brand wurden andere wichtige Werke dieſes Schriftſtellers theils vernichtet, theils ſelten gemacht. Sein Sohn (gleichfalls **Olaus**) geboren zu Upſala, war der Nachfolger ſeines Vaters, und ſtarb 1740. Er ſchrieb ein

Werk über Lappland (Lapponia illustrata Ups. 1701), eine Ichthyologie (Ichthyologia biblica, ibid. 1705–22) und andere Sachen. Ein Dichter Rudbeck (E. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daſelbſt ſtarb, machte ſich durch zwei ſchön verſificirte heroiſch komiſche Heldengedichte: die Boraſiade in vier Geſängen (Stockholm 2te Ausgabe 1783) und Neri (ebendaſ. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, ſ. Weine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutſchen Kaiſer, und des noch regierenden öſterreichiſchen Hauſes, der Wiederherſteller eines friedlichern Zuſtandes in Deutſchland, wurde den 1ſten Mai 1218 geboren. Er war der älteſte Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, deſſen Beſitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Heere des Kaiſers Friedrich II. zeichnete er ſich durch Muth und Geſchicklichkeit aus. Nach ſeines Vaters Tode (1240) erbte er das unbedeutende Gebiet deſſelben, und ſuchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegeriſche Unternehmungen zu vergrößern. Zu dieſem Zweck unterhielt er ein kleines Heer, zuſammengeſetzt aus Abenteurern verſchiedener Völker, und damit vertheidigte er ſich gegen ſeine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Koſten ſeine Macht aus. 1245 erlangte er durch ſeine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen von Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem Könige Ottokar von Böhmen in ſeinem Kriege gegen die heidniſchen Preußen. Durch Klugheit, Muth und Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er ſich ſchon damals die Achtung der Hohen und Niedern. 1273, als er gerade den Biſchof von Baſel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einſtimmig zum deutſchen Kaiſer gewählt ſey. Weder erſtaunt, noch verwundert, denn nicht der große Menſch, ſondern nur der kränkelnde Schwächling erſtaunt und verwundert ſich, wenn ihm Großes wiederfährt, nahm Rudolph die Krone an und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Churfürſten gültig ſeyn ſolle, und darauf foderte er, dieſer Verordnung gemäß, von Ottokar, Könige von Böhmen, der ſich ſeiner Wahl widerſetzt und ſich ſelbſt um die Kaiſerkrone beworben hatte, die öſterreichiſchen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigſten kriegeriſchſten Fürſten Europa's, weigerte ſich deſſen. Aber Rudolph eilte muthig und ſchnell mit einem Kriegsheere nach Niederbayern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar in ſein Intereſſe gezogen hatte, ſeine Partei zu ändern, und drang dann in Öſterreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überraſcht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die öſterreichiſche Hauptſtadt zu ſchützen, er beugte ſeinen hochmüthigen Sinn und erſuchte ſeinen Gegner um Frieden. Der ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, daß er ſeiner Herrſchaft auf Öſterreich entſagen, Rudolphen als Kaiſer anerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren huldigen ſollte. Ottokar verlangte, daß der Huldigungsact insgeheim vollzogen werden ſolle. Rudolph willigte dem Anſcheine nach ein, die Ceremonie hatte unter einem Zelte Statt, deſſen Vorhänge aber plötzlich aufgezogen wurden, und ſo war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knieen liegend, den Blicken der umſtehenden Kriegsheere Preis gegeben. Ottokar

konnte den erlittenen Verluſt nicht verſchmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geſchloſſenen Frieden. Dieſer Krieg drohte, für den Kaiſer gefährlich zu werden. Die Reichsfürſten betrachteten den Streit bloß als eine ihrem Intereſſe fremde Privatſache Rudolphs, und unterſtützten dieſen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte ſich durch Bündniſſe mit mächtigen Fürſten geſtärkt. Im Auguſt 1278 trafen die beiden Heere zu Weidenfeld in Öſterreich auf einander. Eine mörderiſche Schlacht begann, worin Rudolph zwar ſelbſt verwundet wurde, ſein Gegner aber das Leben verlor. Nach dieſem Siege ſchloß er mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Öſterreich, Steiermark, Krain und die windiſche Mark ihm, dem Kaiſer, auf immer abgetreten wurden. Er belehnte mit dieſen Ländern ſeinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden öſterreichiſchen Hauſes wurde. Mit den Päpſten, deren Einfluſſe Rudolph vorzüglich ſeine Wahl zum Kaiſer dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; aber doch ſuchte er das kaiſerliche Anſehen, welches in Italien, ſo wie in Deutſchland während des Interregnums ſehr geſunken war, wieder zu heben, und auch den Staaten von Florenz und Lucca ertheilte er nur gegen Erlegung großer Geldſummen einige Vorrechte, ohne jedoch ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die Vermählung mehrerer ſeiner Töchter mit großen deutſchen und auswärtigen Fürſten hatte er ſeine Macht noch mehr befeſtigt. Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu beſiegen übrig, und daher richtete Rudolph den Blick auf den troſtloſen innern Zuſtand, worein Deutſchland durch die Anarchie des Interregnums verſetzt war. Die Befehdungen raubſüchtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch zerrüttet, und der Handel, der Gewerbfleiß und das Fortſchreiten der ſittlichen und geiſtigen Cultur gehemmt. Dem Unfug ſuchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren, aber zur eigentlichen geſetzlichen Abſtellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen ſolle. Er ſelbſt reiſ'te im Reiche herum, ſchlichtete perſönlich die Streitſachen Hoher und Niederer, und ſtellte den Landfrieden wieder her, ſo daß man ihn auch das lebendige Geſetz nannte. Den Churfürſten ſicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zuſtimmung, die er ſich mittelſt der Willebriefe, welche nachher von ſeinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürſten auch da erfoderlich ſeyn ſollte, wo diejenige der andern Stände nicht nöthig ſey. Gegen die Erbauung von Feſtungen, die dem unruhigen Adel zu Raubſchlöſſern dienten, gab er ernſte Verordnungen, und zerſtörte einmal in Einem Jahre (1290) mehr als ſiebzig ſolcher Schlöſſer. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutſche Reichslehen in der Schweiz ſich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen von Burgund, der ſich dem deutſchen Reiche hatte entziehen wollen. Durch die Unruhen von Böhmen, wo der oben gedachte Markgraf Otto ſich der Regierung und Herrſchaft ganz bemächtigen wollte, und den König Wenzeslaus gefangen hielt, veranlaßt, eilte Rudolph mit einem Kriegs-

heere dahin, befreite den König, und vermählte eine ſeiner Töchter mit ihm. Noch in ſeinem 64ſten Jahre verheirathete er ſich ſelbſt mit einer vierzehnjährigen Prinzeſſin von Burgund. Sein Wunſch aber, ſeinen Sohn Rudolph zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen, ward ihm zu ſeiner größten Bekümmerniß nicht gewährt, und er ſtarb zu Germersheim, auf einer Reiſe nach Speier (im Julius 1291) im 76ſten Jahre. Wenige Fürſten haben Kaiſer Rudolph an Energie des Charakters und an bürgerlichen und kriegeriſchen Tugenden erreicht. Er war im höchſten Grade tapfer, unermüdet thätig, einfach in Sitten und Lebensweiſe, herablaſſend und geſprächig, gütig, großmüthig und durchaus gerecht. Im Anfang ſeiner Laufbahn ſcheint er freilich nicht allzugewiſſenhaft in der Wahl ſeiner Mittel geweſen zu ſeyn. Aber als Kaiſer war er ein Muſter der Mäßigung und Billigkeit. Er war durch die Wiederherſtellung eines friedlichern Zuſtandes der Schöpfer des neuen höhern und geiſtigern Lebens und Wirkens in Deutſchland. Er gehört alſo auch unſerer neuern, beſſern Zeit an, und ſein Bild durfte daher nicht mit dem Firniß erborgter Alterthümlichkeit und einer des hohen Gegenſtandes ſo unwürdigen Flachheit beſudelt werden.

P. N.

Rudolph II., deutſcher Kaiſer, Sohn Kaiſers Maximilian II., war 1552 geboren, und erhielt von den Jeſuiten in Spanien den größten Theil ſeiner Erziehung. Sein Vater verſchaffte ihm 1572 die ungariſche und 1575 die böhmiſche Krone, nebſt dem Titel eines römiſchen Königs. Nach Maximilians Tode beſtieg er den Kaiſerthron, und man hielt ihn für einen äußerſt talentvollen, kenntnißreichen und gutmüthigen Fürſten. Unglücklicher Weiſe leiteten aber ſeine Kenntniſſe und Neigungen ihn ganz von den erhabenen Pflichten ſeines Standes ab, und er beſchäftigte ſich faſt allein mit mechaniſchen Erfindungen, und verbrachte den größten Theil ſeiner Zeit in den Werkſtädten der Uhrmacher, Drechsler und anderer Künſtler. Überdieß war noch Chemie ſein Lieblingsſtudium, und wie es in dieſem Zeitalter gewöhnlich war, auch Alchymie. So war er gleichfalls ein Liebhaber von Pferden, und verbrachte, als Stallknecht verkleidet, viele Zeit in ſeinen Pferdeſtellen und auf den Reitbahnen. Seine Gemüthsruhe war ein wichtiger Fehler an ihm als Regenten, da ſie von Furchtſamkeit und Unentſchloſſenheit begleitet war; und ſein Eifer für die catholiſche Religion vertrug ſich keineswegs mit den toleranten Grundſätzen ſeines Vaters. Er allein hatte die zahlreichen Länder des öſterreichiſchen Hauſes geerbt, und ſeine Brüder waren durch Penſionen abgefunden. Als er ſahe, daß die proteſtantiſche Religion in ſeinen Erbländern ſich ſehr ausbreitete, war ſeine Sorge, der catholiſchen wieder das Übergewicht zu verſchaffen, und die Maßregeln, die er zu dieſem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutſchen Reichs nahm Rudolph bei allen Streitigkeiten der Proteſtanten und Catholiken wider die erſtern Partei, und durch ſeine Einwirkung wurde der Erzbiſchof und Churfürſt Gebhard von Cöln, der zum Proteſtantismus übergetreten war und geheirathet hatte, abgeſetzt. Der Sultan Amurath III. brach, begünſtigt durch die Unruhen in Ungarn, den mit Rudolph geſchloſſenen Waffenſtillſtand, und machte mehrere Einfälle in jenes Königreich und in Croatien. Freilich wurde Amurath durch mehrere kaiſerliche Ge-

nerole zurückgeſchlagen, aber ſein Nachfolger Mahomed III. nahm die wichtige Stadt Agram in Oberungarn weg, und der Krieg in dieſem Königreiche wurde bis zu dem 1606 mit dem Sultan Achmet geſchloſſenen Frieden mit wechſelndem Glücke geführt. Rudolph, der zu Prag reſidirte, nahm an dieſen Ereigniſſen wenig Theil, und überließ ſich ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen. Seine ungariſchen Unterthanen erſuchten daher, ihn verachtend, ſeinen Bruder, den Erzherzog Matthias, die Regierung zu übernehmen, und erwählten dieſen 1607 zu ihrem Könige. Matthias nahm von ſeinem Reicht Beſitz, ging mit einer Armee nach Öſterreich, und zwang ſeinen Bruder, ihm dieſes Land und Ungarn feierlich abzutreten. Bald nachher entſtanden die Erbfolgeſtreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlaſſung des völligen Ausbruches der Uneinigkeit zwiſchen den Proteſtanten und Catholiken zu betrachten ſind. Es wurden Bündniſſe geſchloſſen und Kriegsheere gerüſtet; Rudolph berief Reichstage und ſtellte ſich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Proteſtanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee nach Böhmen kam, um ſie zum Gehorſam zu bringen, riefen ſie den König Matthias zu Hülfe, welcher den Kaiſer nöthigte, ihm 1611 auch dieſe Krone zu überlaſſen. Rudolph ſtarb 1612 im 60ſten Jahre ſeines Alters und im 36ſten ſeiner Regierung. Die Prophezeiungen des berühmten, jedoch abergläubiſchen Sternkundigen Tycho de Brahe machten den Kaiſer ſo mißtrauiſch gegen alle ſeine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geſchäfte halber ſeinen Palaſt verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. Seiner Liebe zur Aſtronomie verdankten Tycho de Brahe und deſſen Schüler Kepler eine ſehr glänzende Aufnahme in Prag. P. N.

Rügen iſt ein Fürſtenthum und eine Inſel in der Oſtſee, zu dem an Preußen jetzt abgetretenen Schwediſch-Pommern gehörig, wovon es durch das kaum eine Viertelmeile breite Binnenwaſſer getrennt wird. Dieſe Inſel iſt ſieben Meilen lang und eben ſo breit, hat einen Flächenraum von 16 □M. und zwei Städte, von denen Bergen, welches 1500 Einwohner hat, als die Hauptſtadt, Garz aber als eine ehemals berühmte wendiſche Handelsſtadt, die jedoch jetzt höchſt unbedeutend iſt, bemerkbar ſind. Außerdem enthält Rügen 2 Flecken, 536 Dörfer und Landgüter und 27 bis 28,000 Einwohner. Auch hat die jetzige fürſtliche Familie Putbus hier ein Schloß gleiches Namens nebſt vielen Gütern. Durch einige tiefe Einſchnitte der See wird die Halbinſel Jasmund, die mit Rügen ſelbſt durch eine ſchmale Bergreihe, Prora genannt, verbunden iſt, ferner die mit Jasmund durch Sanddünen zuſammenhängende Halbinſel Wittow, ſo wie auch die Halbinſel Mönchgut gebildet. Wittow iſt der fruchtbarſte Theil Rügens, und auf Jasmund iſt ein Buchenwald, worin noch die Denkmale der ehemaligen heidniſchen Verehrung der Göttin Hertha zu ſehen ſind. Die Inſel wird in die vier Präpoſituren Bergen, Poſeritz, Jasmund und Gingſt eingetheilt, kam 1648 an Schweden, wurde 1715 von den damals gegen Schweden Alliirten erobert und an Dänemark überlaſſen, von letzterem aber wieder an Schweden (1720) abgetreten. 1815 kam ſie endlich mit Schwediſch-Pommern an Preußen. Der ergiebige Getraidebau nährt die Einwohner hauptſächlich. Zu dem Fürſtenthum Rügen gehören noch andere

umherliegende kleine Inſeln, als Hiddenſee, Rüden, Ummanz und Vilm. Rügen enthält viele Sehens- und Denkwürdigkeiten, z. B. das große bemerkenswerthe Kreidvorgebirge, die Stubbenkammer genannt, auf Jasmund, und das nördlichſte Vorgebirge Deutſchlands, Arkona. Zu Sagard, gleichfalls auf Jasmund, iſt eine Heilquelle, die als Bad gebraucht wird. Rügens Bewohner ſind, wie alle Norddeutſchen, ſehr gaſtfrei.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmteſten deutſchen Mahler, geboren zu Augsburg (den 27ſten November 1666), wurde von ſeinem Vater, einem Goldſchmied, zur Kupferſtecherkunſt beſtimmt, mußte aber wegen einer Fiſtelkrankheit an der rechten Hand dieſe Kunſt aufgeben, und ward Mahler. Seine Neigung erklärte ſich beſonders für kriegeriſche Darſtellungen, die er nach Bourguignon und Andern ſtudirte. Nach eifrigem ſechsjährigem Studium und angeſtrengten Arbeiten war ſeine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte ſich aber nebenher mit der linken dieſelbe Fertigkeit erworben, und reiſ'te nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er ſich lange aufhielt, und ſich einen großen Styl aneignete. Er gehört unter die erſten Schlachtenmahler, ſeine Zeichnung iſt richtig, ſeine Zuſammenſetzung und Färbung ſchön, und alles, was er machte, verrieth Geiſt und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerſchöpflich. Er mahlte und radirte ſehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in ſchwarzer Kunſt mit radirten Umriſſen, ſie ſind meiſtens braun abgedruckt. Seine Gemählde ſind überall zerſtreut; unter ſeinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiße gemacht ſind, zeichnet ſich eine Suite von ſechs großen Blättern in der Breite, die Belagerung von Augsburg vorſtellend, der er ſelbſt mit beiwohnte, vorzüglich aus. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt den 10ten Mai 1742.

Rugievith, Rugewith, eine von den alten Norddeutſchen verehrte Gottheit, die unter mancherlei grotesken und ſcheußlichen Geſtalten von ihnen dargeſtellt ward. Die Verehrung des Rugewith ſoll unter den Obotriten (heutigen Meklenburgern) und auf der Inſel Rüglen, beſonders gebräuchlich geweſen ſeyn, in welcher letztern Gegend Rugewith dann wohl mit dem auf Arkona einſt hochgefeierten Götzen Swantewith in Eins zuſammenfällt.

Ruhe iſt der Zuſtand eines Körpers, vermöge deſſen er ſeine Lage gegen andre Gegenſtände nicht verändert, an einem und demſelben Orte beharrt, ohne Bewegung erſcheint. Die Ruhe iſt mithin nur etwas Relatives. Die Gegenſtände auf einem ſegelnden Schiffe ſind für den Schiffer in Ruhe, wenn ſie in derſelben Lage gegen einander bleiben, obgleich ſie mit dem Schiffe zugleich in ſteter Bewegung ſind. Eben ſo erſcheint ein Haus, ein Baum, nur in Beziehung auf ſeine Umgebung als ruhend, da die Erde mit allem, was ſich darauf befindet, in ununterbrochner Bewegung iſt. Eine abſolute Ruhe kennen wir nicht. Da die Ruhe nur etwas Verneinendes, nämlich Abweſenheit der Bewegung iſt, ſo laſſen ſich keine Grade an ihr unterſcheiden; ſie iſt entweder gar nicht oder ganz vorhanden.

Ruhnkenius (David), eigentlich Ruhnken, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität Leyden, und einer der gelehrteſten Humaniſten ſeiner Zeit, war den 2ten Januar 1723

zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine Ältern, welche wohlhabend waren, und die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, beſtimmten ihn den Studien, und ſchickten ihn zunächſt auf das Friedrichs-Collegium nach Königsberg, wo er nicht nur mit den claſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums bekannt wurde, ſondern auch Muſik und andre ſchöne Künſte übte. In ſeinem achtzehnten Jahre bezog er die Univerſität. Nach dem Willen ſeiner Ältern ſollte er in Göttingen Theologie ſtudiren; ihm aber lagen die humaniſtiſchen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrichs-Collegium herrſchenden Pietiſterei, abgeneigt geworden. Auf ſeiner Reiſe nach Göttingen kam Ruhnken über Wittenberg, das an dem berühmten Literator Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Ritter zwei Männer vom erſten Range beſaß. Dieſe feſſelten den Jüngling derg ſtalt, daß er in Wittenberg zu bleiben ſich entſchloß. Er genoß den Unterricht der genannten Männer, und ſtudirte zugleich mit Eifer die wolfiſche Philoſophie. Zwei Jahre hatte er ſo in Wittenberg verlebt, als der Ruf des großen Tiberius Hemſterhuys ihn zu dem Entſchluß brachte, nach Leyden zu gehen, um dort den Unterricht dieſes großen und tiefen Kenners der griechiſchen Sprache zu benutzen. Ehe er jedoch Wittenberg verließ, vertheidigte er 1743 ſeine Magiſterdisputation de Galla Placidia, die allerdings ein ehrenvolles Zeugniß von ihres Verfaſſers tiefen Kenntniſſen ablegt, deren mündliche Vertheidigung ihm aber mißlang, da ihm das Talent, ſich gewandt und fließend im Lateiniſchen auszudrücken, für immer abging, weßhalb er ſeine lateiniſchen Vorträge meiſtens aus dem Hefte ablas. Hemſterhuys, der bald Gelegenheit hatte, Ruhnkens Talent und Gelehrſamkeit zu bewundern, bewies ihm die wohlwollendſte Theilnahme, und wurde bald ſein Rathgeber und Freund. Sechs Jahre wandte Ruhnken an, um unter ſeines großen Lehrers Leitung den ganzen Cyclus der humaniſtiſchen Studien gleichſam von vorn an noch einmal zu durchlaufen. Die erſten Früchte eines ſo weiſe und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1751), von welchen die eine die homeriſchen Hymnen, den Heſiod und die griechiſche Anthologie, die zweite den Callimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenſtande hatte. Sein Wunſch war jetzt, ein angemeſſenes Lehramt auf einer holländiſchen Univerſität zu erhalten; dazu aber fehlte die Ausſicht, weßhalb Ruhnken auf Hemſterhuys Rath das bereits unter Ritter ſtudirte römiſche Recht wieder vornahm, um ſich in den Stand zu ſetzen, allenfalls auch ein akademiſches Lehramt dieſer Wiſſenſchaft bekleiden zu können. Ohne ſich jedoch dadurch von der ſteten Beſchäftigung mit der griechiſchen Literatur abziehen zu laſſen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato. Zu dieſem Zweck verſchaffte er ſich aus der ſangermanniſchen Bibliothek zu Paris eine Abſchrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab daſſelbe nebſt einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man ſo viele kritiſche und grammatiſche Gelehrſamkeit in einem ſo engen Raume zuſammengedrängt. Dieſes Werk reichte hin, Ruhnken eine Stelle unter den erſten Philologen ſeiner Zeit zu verſchaffen. Da er die freie und zwangloſe Lebensweiſe in Holland liebgewonnen hatte, ſo lehnte er verſchiedne ehrenvolle Anträge zu Lehrſtellen im Auslande ab, und benutzte ſeine Muße zu

einer literariſchen Reiſe, auf welcher er die vorzüglichſten Bibliotheken Europa's beſuchen und benutzen wollte. Dieſe Reiſe trat er 1755 an; ſie führte ihn zunächſt nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit raſtloſem Fleiße Handſchriften abſchrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreiſen, wo die Escurialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute verſprach, als Hemſterhuys ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud. Dieſer hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, ſich Ruhnken als Lector der griechiſchen Sprache beiſetzen zu laſſen. Dieſe Stelle trat er auch 1757 an, und wurde, als vier Jahre darauf Oudendorp ſtarb, zum wirklichen Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit ernannt. Unter vielen ſehr geſchätzten Arbeiten, wohin ſeine Denkſchrift auf Hemſterhuys, ſeine Ausgabe des Muretus u. ſ. w. gehören, zeichnet ſich hauptſächlich ſein Vellejus Paterculus aus, ein wahres Muſter von Bearbeitung lateiniſcher Claſſiker, ſowohl was die Kritik des Textes als die grammatiſche Erklärung betrifft. Im Jahr 1780 gab er einen homeriſchen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Matthäi in Moskau aufgefunden, und ihm abſchriftlich mitgetheilt hatte. Zu ſeiner beabſichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod am 14ten Mai 1798 ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte, nachdem er ſchon ſeit einigen Jahren an Engbrüſtigkeit gelitten hatte.

Rührend im Allgemeinen iſt das, was unſer Gefühlsvermögen zu thätiger Theilnahme reizt, und leidenſchaftliche Empfindungen in uns erregt. Im engern Sinne, wenn von Werken der ſchönen Kunſt, von Begebenheiten u. ſ. w. die Rede iſt, heißt das rührend, was ernſtere Empfindungen der Wehmuth, des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Andacht, der ſanften Freude in uns erweckt. Der Künſtler und Schriftſteller, welcher rühren will, muß ſelbſt gerührt, und von den Empfindungen, die er hervorbringen will, durchdrungen und ergriffen ſeyn. Nur durch den lebhaften Ausdruck der letztern, nicht durch bloße Schilderung und Beſchreibung derſelben, wird dieſer Zweck erreicht. Der höchſte Grad des Rührenden, der mehr die heftigern, reinen und ungemiſchten Empfindungen zum Gegenſtande hat, heißt das Pathetiſche.

Rulhieres (Claud. Carloman de), Mitglied der Akademie und Ritter des heiligen Ludwig, hat ſich durch mehrere geſchichtliche Schriften vortheilhaft ausgezeichnet. Im Gefolge des franzöſiſchen Geſandten Berteuil am petersburger Hofe, war Rulhieres Zeuge der Staatsumwälzung, die Peter III. das Leben koſtete, und Catharine auf den Thron von Rußland hob. Dieſe Begebenheit iſt von ihm zwar kurz, aber trefflich beſchrieben worden, doch dürfte Catharinens Charakter in dieſer Schilderung nicht ganz der Wahrheit gemäß gezeichnet ſeyn, indem hin und wieder ſichtbar das Gefühl beleidigter Eitelkeit aus dem Verfaſſer ſpricht. Nachdem Rulhieres in der Folge noch lange Zeit in Geſellſchaft des Baron Berteuil mehrere europäiſche Höfe beſucht hatte, folgte er dem Marſchall Richelieu in ſein Gouvernement, und begann jetzt ſeine literariſche Laufbahn mit ſeiner von Voltaire ſo hoch gerühmten Epitre sur les disputes. 1787 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied; die von ihm bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede zeigte, daß er dieſer Auszeichnung würdig war; noch mehr bewies er dies aber durch ſein 1788 in zwei Bänden herausgegebnes Werk:

über die Urſachen der Zurücknahme des Edicts von Nantes und die Lage der Proteſtanten in Frankreich ſeit Ludwig XIV. Seine Geſchichte der Unruhen und erſten Theilung von Polen, der mehrere Anekdoten über die Revolution von 1762 in Rußland angehängt ſind, erſchien erſt nach ſeinem Tode. Sie iſt mit Scharfſinn geſchrieben, und gibt über die Intriguen, die dieſem Lande den Untergang brachten, ein merkwürdiges Licht. Das von ihm in drei Geſängen verfaßte Gedicht: Les Jeux de main, das gleichfalls nach ſeinem Tode erſchien, zeigt zwar ebenfalls von dem Geiſt des Verfaſſers, iſt aber auch ein Beweis, daß die höhere Dichterweihe ihm abging. Rulhieres ſtarb den 30ſten Januar 1791. Die Charakterzeichnung, die Champfort von ihm entwirft, ſtellt beide, den Zeichner ſowohl, der Rulhieres Freund war, als den Gezeichneten, nicht in das beſte moraliſche Licht, indem ſie den Todten eines ziemlichen Überſchwanges an Eitelkeit, Verſtellungskunſt und Irrthümern beſchuldigt, dadurch aber zugleich anzeigt, daß ihr Verfaſſer, der doch ſo lange Zeit ſich deſſen vertrauten Freund nannte, ſelbſt nicht frei war von kleinlichen Leidenſchaften. Ein Bruder Rulhieres war Offizier bei der Gensdarmerie, und führte dieſes Corps am berühmten 10ten Auguſt 1792 an. Seine Beſtrebungen, die Truppen dem Dienſt des Königs treu zu erhalten, ſchlugen fehl; er wurde nebſt den andern Offizieren ein Opfer der Volkswuth in den ſchrecklichen Septembertagen deſſelben Jahrs. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs verfertigt wird. Der von der Inſel Jamaika kommende iſt der beſte; die Engländer treiben mit dieſem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar minder ſtark als der Rack, doch noch häufiger geſucht und zum Punſch angewendet wird.

Rumelien, ſ. Romelien.

Rumford (Benjamin Tompſon, Graf von), geboren 1772 auf der kleinen Inſel Rumford. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwiſchen England und Amerika trat er in brittiſche Dienſte, ward Major, und machte ſich durch ſeine Einſichten, beſonders durch ſeine Localkenntniſſe ſehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte der König ihn zum Ritter. Jetzt erhielt Tompſon einen Ruf vom Churfürſten von Pfalzbayern nach München, wo er ſich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zu Verſorgung der Armen, Einführung der Erdäpfel und der Sparheizungen, ſo wie beſonders der ökonomiſchen, nach ihm benannten Suppen große Verdienſte erwarb. Der Churfürſt erhob ihn zum Grafen von Rumford, machte ihn zum Generallieutenant, und verlieh ihm mehrere Orden. Auch in England verbreitete er ſeine nützlichen Erfindungen, legte 1800 unter dem Namen königliches Inſtitut (Royal Institut) zu London eine Lehranſtalt für Ökonomen, Künſtler und Handwerker an, beſuchte im J. 1802 Frankreich, und wurde ſehr ehrenvoll von Bonaparte aufgenommen. Er hielt ſich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit ſeiner Gattin einen Scheidungsprozeß führte, und ſtarb 1815.

Rundgeſang heißt ein zum geſelligen Geſang beſtimmtes Gedicht, in welchem einige Verſe nach jeder Strophe, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zuſatze vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen dieſe Verſe den Schluß jeder Strophe oder auch den Anfang derſelben aus,

oder es ſind wieder beſondere Verſe, welche aber immer wiederkehren. Von dieſer Art iſt der Rundgeſang von Voß: Freund ich achte nicht des Mahles u. ſ. w. Dies Gedicht gleicht dem Rondo in der Muſik, wo das Thema nach kleinem Zwiſchenſpiel immer wiederkehrt oder im Tutti wiederholt wird. Ms.

Runenſchrift. Über das Alter dieſes den nordiſchen Völkern (Germanen und Skandinaviern) eigenen Alphabets iſt von den Gelehrten verſchiedentlich geſtritten worden. Von Einigen ſind die Runen weit vor die chriſtliche Zeitrechnung hinausgerückt, von Andern wieder iſt wohl ihre Entſtehung erſt nach Chriſti Geburt geſetzt worden. Letzteres iſt wohl das Richtige, doch dürften diejenigen wieder in einem Irrthum begriffen ſeyn, welche die Schrift der Runen gänzlich aus dem römiſchen Alphabet herleiten. Die Ähnlichkeit, die einige Runbuchſtaben mit ihnen verwandten römiſchen haben, kann hier wohl nichts beweiſen, da ſie nur bei einigen Statt findet, bei andern aber durchaus nicht nachzuweiſen iſt; auch hat das Alphabet der Runen nur ſechzehn Buchſtaben, eine Mangelhaftigkeit, die ſich ſchwerlich finden dürfte, wenn die Völker, die dieſer Schrift ſich bedienten, ſie dem reichen römiſchen A B C nachgebildet hätten. Das Sicherſte über die Entſtehung der Runen iſt wohl (da den ſo lange in Unwiſſenheit lebenden nordiſchen Völkern eine eigne Erfindung von Buchſtabenſchrift nicht wohl zuzutrauen iſt), der von F. Schlegel unter andern in ſeinen Vorleſungen über alte und neue Literatur aufgeſtellten Hypotheſe zu folgen, nach welcher die Buchſtabenſchrift durch die bekanntlich im höchſten Alterthum ſchon die Meere und auch die Oſtſee befahrenden Phönizier den Anwohnern jener Küſten bekannt wurde, und daraus ſich die ihnen eignen Runen bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich in ſich geſchloſſenen Prieſtercaſte bewahrt, und von ihr zu mancherlei magiſchen, und vorgeblich zaubriſchen Künſten verwendet wurde. Die Ähnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen dieſe Annahme nichts beweiſen, da dieſe ja auch ihre Schrift aus derſelben öſtlichen Quelle erhielten, und nothwendig daher eine Urſtammverwandtſchaft ſich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern ſüdweſtlichen europäiſchen Landen ſich Überreſte von Runen und Runenſteinen (mit Runenſchrift bezeichnete Steine, die zu Grabmonumenten, Markbezeichnungen u. dergl. dienten) finden, iſt aus der Stammverwandtſchaft der neuern Bewohner jener Gegenden ſeit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens erklärlich.

Runenſtäbe, Signatſtäbe, wurden bei den heidniſchen Völkern im Norden gewiſſe aus Weidenholz verfertigte Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in ſich tragende Charaktere eingeſchnitten waren, und mit welchen Stäben dann die Prieſter und andre von den Göttern begünſtigte Perſonen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftſtäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zur Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tags findet ſich in jenen Landen unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, ſich bezeichneter Stäbe ſtatt der Calender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, ſ. Zucker.

Rußland. I. Ältere Geſchichte. Von dieſem jetzt ſo gewaltigen Reiche hatten die Alten nur ſehr geringe Kenntniß, und auch ſelbſt dieſe war mit vielen Mährchen vermiſcht. Mit dem gemeinſchaftlichen Namen Scythen, Sarmaten umfaßte man eine große Menge nomadiſcher Stämme, welche bis an die römiſchen Gränzen reichten, und ſchon vor Cyrus Zeiten die damals gebildete Welt, vorzüglich das vordere Aſien, oft beunruhigten. Die Slaven zogen mehr nach Weſten und Norden; die Bulgaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 5ten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung in die Länder zwiſchen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Crimm, und ſtanden dadurch mit den Byzantinern in ſehr genauer Verbindung (die Kaiſerin Irene war eine chazariſche Prinzeſſin). Die Petſchenegen, Stammverwandte der Chazaren, ſaßen am caſpiſchen Meere, gingen weſtlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während ſie die Gegenden zwiſchen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Finnen. Der erſte Zuſtand des nomadiſchen Hirten- oder Jägerlebens war allen dieſen Völkern eigen; nur ſpäter gelangten einige derſelben dadurch, daß ſie in ehemalige römiſche Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Chriſtenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Dieſe Bildung jedoch, mehr eigenthümlich als fremdartig, zeigte ſich am frühſten unter den ſlaviſchen Völkern; ſie gingen bald zu feſten Wohnſitzen über und es entſtanden durch ſie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus*) und Kiew, welche durch ihren Handel beſonders ſpäter zu einer bedeutenden Macht heranwuchſen. Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazarren beſtehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Normännern, welche unter dem Namen Waräger **) als kühne Seeräuber die Oſtſeeküſten beunruhigten, hart bedrängt. Daher entſchloß ſich Nowgorod im Jahre 862, die Normänner aufzunehmen, und normänniſche Herrſchaft anzuerkennen, die Brüder Rurik, Sineus und Truwor führten ihre Landsleute an; Rurik herrſchte nach dem Tode ſeiner Brüder allein, und ſeine Normänner verbanden ſich mit den beſiegten Slaven zu einem Volke, den Ruſſen. Dieſer neue Staat, in welchem die Normänner wahrſcheinlich die Gutsherren und Krieger waren, hatte eine militäriſche Verfaſſung, und iſt unter dem Namen Holmgand, Gardarike bekannt, und umfaßte wohl das ganze nördliche Rußland. Nach Ruriks Tode (870) regierte ſein Sohn Ighor unter ſeinem Vormunde Oleg (Olaf), eroberte Kiew, und machte ſie zur Hauptſtadt. Ighors Gemalin, Olga, nahm in Conſtantinopel 955 das Chriſtenthum an, und brachte dadurch den griechiſchen Ritus in ihr Vaterland. Ighor, ſo wie ſein Sohn Swätoslaw, wurde nach mehreren glücklichen Kriegen zuletzt in der Schlacht getödtet, Erſterer in Podolien 945, Letzterer an den Waſſerfällen des Dnieprs

*) Alſo durch die ruſſiſche Sprache, welche bekanntlich g ſtatt h gebraucht (Hospodar, Gospodar) mußte das lateiniſche hortus durchwandern, ehe ein deutſcher Garten und franzöſiſcher Jardin daraus werden konnte.

**) Die alten Bewohner Scandinaviens erhielten in den verſchiedenen Ländern, welche ſie beſetzten, verſchiedene Namen: in England Dänen, in Frankreich Normänner, in Rußland Waräger ꝛc.

972. Swätoslaws Söhne führten einen Bruderkrieg, in welchem endlich Wladimir aus Nowgorod, mit dem Beinamen der Heilige oder der Große, ſiegte. Wladimir machte noch bedeutende Eroberungen, heirathete die byzantiniſche Prinzeſſin Anna, nahm das Chriſtenthum an, ſtrebte ſeinem Reiche eine höhere Bildung zu geben, und ſtarb 1015. Rußlands Verfaſſung hatte jetzt ſchon eine größere Feſtigkeit erhalten, und bildete ſich immer mehr nach dem Muſter des byzantiniſchen Reichs. Aber nach Wladimirs Tode theilten ſich ſeine zwölf Söhne in das damals ſchon weitläufige Reich ihres Vaters, und ſchwächten es dadurch. Die Verfaſſung mußte nun in Verfall gerathen und die Unruhen zunehmen, beſonders da die Thronfolge noch nicht beſtimmt war. Dieſe Unruhen, meiſt Familienkriege, entſtanden um die Würde des Großfürſten von Kiew, welcher gleichſam das Haupt des ganzen rurikſchen Stammes jedesmal ſeyn, und die einzelnen Fürſten dieſes Hauſes zuſammenhalten ſollte; eine Sitte, welche in alten ſlaviſchen Staaten einheimiſch war. Dieſe innern Kriege hatten auch die Folge, daß die Gewalt des Fürſten immer unbeſchränkter wurde; und das Chriſtenthum erhielt durch die Verbindung des Metropoliten von Kiew mit Conſtantinopel wenigſtens den Frieden mit den Byzantinern. Schon ein Jahr nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen getheilt, zu derſelben Zeit wüthete auch ein blutiger Familienkrieg, in welchem Jaroslaw ſeinen Bruder Swätopolk I. ſtürzte. Erſterer wurde Großfürſt (1016-1045), gab den Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Geſetzen, wodurch ſie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, that viel für das Chriſtenthum und für die Aufklärung. Der Monarch Wladimir II. wurde vom byzantiniſchen Kaiſer Alexius Comnenus 1116 als Czar anerkannt, ließ ſich zuerſt krönen *), und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje erbaute 1172 Moskau. Unter allen ruſſiſchen Städten war Nowgorod während dieſer Familienkriege am glücklichſten, obgleich auch hier die blutigſten Thronumwälzungen Statt fanden. Es war bei dieſer Lage der Sachen ſehr natürlich, daß die Nachbarn der Ruſſen, welche mit ahnungsvollem Herzen die anwachſende Größe dieſes Reichs beobachteten, die innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten, und dadurch die Schwächung des Reichs noch beförderten. Mehr aber, als alle nähern Gränzvölker wurden ſeit 1223 die Mongolen den Ruſſen gefährlich, und dieſe fühlten endlich, nur zu ſpät, die Nothwendigkeit, ihre Nachbaren gegen dies kriegeriſche Volk zu ſchützen, um ſich ſelbſt in ihnen eine Schutzmauer zu ſichern. Aus dieſem Grunde unterſtützten die ruſſiſche Heeresmacht die benachbarten Polowzer **); aber an der Kalka wurden die Verbündeten geſchlagen. Jedoch erſt funfzehn Jahre nachher beſetzten die Mongolen wirklich ruſſiſche Provinzen, und verwüſteten das Reich. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge ſeine Unabhängigkeit. In Hinſicht auf Bildung hatten die Ruſſen gegen andre Völker nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht, woran die Verſchiedenheit der Nationen

*) Gewiſſe Nachrichten über die Krönung des ruſſiſchen Czars haben wir erſt vom Jahre 1138 unter Wſewolod II.

**) Die Polowzer waren vom Stamme der Uſen, und dieſe theilten ſich in Feldusen (Polowzer) und in Gebirgsbewohner (Kumanen).

und die militäriſche Verfaſſung vorzüglich Schuld waren. Der Handel war meiſtens in den Händen deutſcher Kaufleute, welche mit den Miſſionarien ſeit 1200 anfingen, von der Düna her Rußlands Gränzen zu betreten. Nowgorod und Kiew waren die Hauptſitze dieſes Handels, der nach dem Weſten durch Deutſche, und nach dem Süden durch Griechen getrieben wurde. Von einer gelehrten Bildung wußte man nichts; die Begebenheiten wurden in Mönchschroniken, aber in der Landesſprache aufgezeichnet, wovon wir ſeit Neſtor 1113 eine lange Reihe beſitzen. Der Druck, welchen Rußland durch die Mongolen erlitt, war gering gegen die Beeinträchtigungen ſeiner übrigen Feinde, welche die Abhängigkeit der Ruſſen benutzten, um Eroberungen zu machen. Die ruſſiſchen Großfürſten behielten ihre Freiheit zwar, durften aber nichts unternehmen, was dem mongoliſchen Intereſſe gefährlich ſchien, und mußten jährlichen Tribut an die goldne Horde bezahlen. Dennoch führten die Ruſſen auch in dieſer Abhängigkeit mehrere, ſelbſt glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte ganz Finnland, ſtarb aber in der tartariſchen Horde an beigebrachtem Gifte; ſein Sohn, Alexander, ſchlug die Schweden 1241 an der Newa, und erhielt deßhalb den Beinamen Newski (ſ. Alexander Newski). Unter Alexanders Regierung, ungefähr 1262, bekamen die ſlavoniſchen Völker Buchſtaben. Daniel, Alexanders jüngſter Sohn, kam vierzehn Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung, verlegte ſeine Reſidenz nach Moskau, und erbaute 1300 den Kreml daſelbſt. Sein Sohn Jurje führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und erbaute Orſchek (Schlüſſelburg). Schon unter Demetrius Donski wurden ungefähr ſeit 1360 die Tartaren mehrere Male von den Ruſſen geſchlagen; dennoch mußten dieſe nach vielen ehrenvollen, aber vergeblichen Kämpfen unter die Zinspflichtigkeit wieder zurückkehren. Glücklicher aber waren die Ruſſen unter Iwan Waſiliewicz dem Großen, welchem es gelang, die goldne Horde zu vernichten. Die von 1477-1481 kräftigen Anſtrengungen der Ruſſen gegen die Tartaren gelangen vorzüglich deßhalb, weil die Khane von Kaptſchak theils durch Theilungen, theils durch Timurs Eroberungen ſelbſt ſehr geſchwächt worden waren; ſchon früher wäre es gewiß den Ruſſen gelungen, ſich von den Tartaren zu befreien, wenn nicht die litthauiſchen und ſchwediſchen Kriege Rußlands Macht ſo ſehr getheilt hätten. Merkwürdig iſt in dieſem Zeitraume der ruſſiſchen Geſchichte die Entſtehung der Koſaken. Die Polen und Litthauer hatten nämlich alles ruſſiſche Gebiet im Weſten bis Kiew hin erobert, und drückten die Beſiegten ſowohl durch ihre Herrſchaft, als auch durch ihre Religion, da die Polen dem catholiſchen, die Ruſſen aber dem griechiſchen Glauben anhingen. Eben ſo gedrängt wurden in beider Rückſicht die Ruſſen von Oſten her durch die crimmiſchen Tartaren. Die Mißvergnügten zogen ſich in die menſchenleeren, aber fruchtbaren Gegenden der Ukräne zurück, und lebten hier in einer militäriſchen Verfaſſung unter Atamanen (Hettmann), denen die Älteſten der verſchiedenen Stämme (Stanſchine) zugeordnet waren. Iwan, welcher auch der Erſte genannt wird, bewirkte vorzüglich durch ſeine Gemahlin Zoë*)

*) Zoë (Sophia Paläologa) war eine griechiſche Prinzeſſin, und durch ihre abenteuerlichen Schickſale bekannt. Sie wurde die Veranlaſſung, daß Rußland den doppelten Adler ins Wappen nahm.

viel des Guten, das Rußland unter ſeiner Regierung erhielt. Dazu kann man, außer den ſchon erwähnten Einrichtungen, noch rechnen, daß Kaſan in Abhängigkeit gebracht, die Reichsgränzen faſt gänzlich wieder hergeſtellt, die Großen des Reichs im Zaum gehalten, und Feuergewehre eingeführt wurden. Wenn gleich die Bildung nur ſo unbedeutend fortgeſchritten war, und die Ausſicht in die Zukunft nicht viel verſprach, ſo bewirkte doch die Regentenkraft, welche hier einen freiern Spielraum als in irgend einem andern slaviſchen Staate hatte, viel Gutes, und ließ beſonders ſeit Iwan II. einſt das Größte von Rußland erwarten. Unter Iwans Sohne Waſilei verloren die Großen noch mehr von ihrem Anſehn. Er bekam Krieg mit den Polen, weil er ſich in Litthauen Verbindungen zu machen beſtrebte; er eroberte zwar Smolensk, dennoch plünderten die krimmiſchen Tartaren das Land, ſo wie ihre Bundesgenoſſen, die Polen, mehrere Male die ruſſiſchen Heere beſiegten. Kaiſer Maximilian ſuchte dieſe Streitigkeiten beizulegen, und ſchickte deßhalb ſeinen gelehrten Staatsminiſter Freiherrn von Herberſtein als Geſandten dahin ab, welcher dadurch Gelegenheit erhielt, ein für die Zeitgeſchichte treffliches Werk über Rußland: Comment. rer. moscovit., herauszugeben. Mehr noch als Herberſtein hatte der Papſt Clemens VII. zur Eintracht dadurch beigetragen, daß er den ruſſiſchen Großfürſten für die catholiſche Kirche zu gewinnen ſuchte, und ihm den königlichen Titel antrug. So ausgezeichnet alle jetzt eben erwähnten Großfürſten für die Bildung ihres Reichs wirkten: ſo übertraf Iwan Waſiliewicz II. doch alle ſeine Vorgänger. Deutſche Handwerker, Fabrikanten, Künſtler und Gelehrte gingen über Lübeck nach Rußland, Buchdruckereien wurden angelegt, Geſetze gegeben und der Handel befördert. So wie die Künſte des Friedens in Aufnahme kamen, ſo auch die Künſte des Kriegs. Iwan II. errichtete ein ſtehendes Heer, die Strjelzi oder Strelitzen, welche vorher nur bisweilen gehalten wurden, und dehnte ſein Reich bedeutend aus. Er eroberte 1552 Kaſan, bemächtigte ſich 1554 wiederum des Königreichs Aſtrachan und der Gegenden am Kaukaſus, und faßte den Entſchluß, die Ritter aus Liefland zu verdrängen; daher griff er ſie 1558 an, und erklärte 1569, da es ihm nicht recht gelingen wollte, den Prinzen Magnus von Dänemark zum Könige von Liefland. Seine Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, vielmehr vereinigten ſich Polen, Schweden und Dänemark gegen ihn. In dieſer Noth, wozu noch eine Verſchwörung im Innern des Reichs ſelbſt kam, wendete ſich Iwan an den Kaiſer Rudolph II. und an den Papſt Gregor XIII. (den bekannten Verbeſſerer des Calenders); Letzterer ſchickte einen Nuntius, Poſſewin nach Rußland, welcher zwiſchen Iwan II. und Stephan Bathory aus Siebenbürgen, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcia vermittelte. Rußland leiſtete auf Liefland Verzicht, hatte aber doch mit Schweden noch Krieg. Am Ende von Iwans Regierung (ſtarb 1584) wurde Sibirien von dem Koſaken Jermak entdeckt, und unter ſeinem Nachfolger Feodor die Eroberung deſſelben vollendet. Dagegen aber konnte Schweden nur durch die Abtretung von Eſthland beruhigt werden. Nun erſchien in Rußland von 1591 bis 1617 ein fünfundzwanzigjähriger Zeitraum innerer Kriege und äußerer Gefahren, wodurch viele ſchöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, wieder verloren

gingen. Es war der Krieg der polniſchen Partei mit der Partei des falſchen Demetrius *), welcher ſchon 1613 durch die Thronbeſteigung Michaels Fedorowitz, aber noch mehr durch die Friedensſchlüſſe zu Stolbowa mit Schweden und zu Divelina mit Polen beendigt wurde. Michael, ein Sohn des Metropoliten von Roſtow, Nikitiz aus dem Hauſe Romanow, hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie, jene Unruhen benutzend, einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen ſich; aber er ſiegte über alle Schwierigkeiten, ſtellte zum Theil die alten Verhältniſſe Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig bis 1645. Unter ſeinem Sohne Alexius wurde der letzte falſche Demetrius 1653 enthauptet. Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten dieſer Regierung gehört der Anfang der Türkenkriege, welche beſonders in der ſpätern Zeit Rußland ſo ſehr beſchäftigten. Seit 1472, alſo nach der Zeit der mongoliſchen Herrſchaft, waren die osmaniſchen Türken Nachbarn der Ruſſen geworden, und 200 Jahre nachher entſtand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukräne, und wurde bis 1681 auch unter Fedor Alexiewicz fortgeſetzt. Nachdem der letztere von ſeinem Arzte durch Gift 1682 war getödtet worden, kamen nach einigen Streitigkeiten ſeine beiden Söhne Iwan und Peter unter der Vormundſchaft ihrer Schweſter Sophia zur Regierung. Doch bewirkten Sophiens herrſchſüchtige Plane und Peters aufſtrebender Geiſt eine Revolution, durch welche 1688 Iwan abgeſetzt, Sophia ins Kloſter verwieſen, und Peter als Czar anerkannt wurde. II. Neuere Geſchichte. Es beginnt mit Peters I. Alleinherrſchaft die glänzendſte Periode in der ruſſiſchen Geſchichte. Das größte Reich dem Umfange nach, erſtreckt ſich Rußland von Archangel bis Aſow, aber noch getrennt von der Oſtſee. Wenn Europa die Bewohner dieſes weiten Landſtrichs auch zum Barbarenvolke rechnete, ſo machten ſie doch eine Nation aus, und fanden darin eine künftige Stütze gegen ihre feindlichen Nachbarn; vermehrt noch wurde dieſe Gegengewalt durch Sprache und Religion, welche die Einheit vollendeten. Die Verfaſſung, welche ſich völlig umgeformt hatte, ward zur Autokratie, und die Sitten geſtalteten ſich nach und nach zur europäiſchen Bildung. Auch das Militär erlitt eine Umbildung, die Strjelzi (entſprechend faſt den Prätorianern in Rom und den Janitſcharen in Stambul) wurden aufgelöſt, und ſeit 1699 eine ganz neue Armee organiſirt. So wurde Peter für Rußland, was Philipp für Macedonien geweſen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Ruſſen Europäer. Die Kriege gegen die Türken werden mit glücklichem Erfolge fortgeführt, Aſow 1696 erobert und behauptet. Nun begann 1697 Peter ſeine bekannte Reiſe durch Europa, indem er, an eine ruſſiſche Geſandtſchaft ſich anſchließend, die gebildetſten Staaten Europa's beſuchte, und überall durch eigne Anſicht und dadurch, daß er ſelbſt Hand ans Werk legte und lernte, ſeinen Staaten die erſte Blüthe der Bildung bereitete. Leider rief ihn ſchon 1698 eine ausgebrochene Verſchwörung nach Rußland zurück. Nach der Befeſtigung des Waſſenſtillſtandes mit den Türken ſchloß Peter ein Bündniß mit König August II.

*) Der echte Demetrius war Iwans II. jüngerer Sohn, und Feodors Bruder, und wurde wahrſcheinlich vom Uſurpator Boris Godunow am 15ten Mai 1591 ermordet.

von Polen, und begann den Krieg gegen Schweden. Peter hatte den entſchiednen Willen, ſich die Oſtſee zu erobern; darum entſtand dieſer furchtbare Kampf im Norden, der zwanzig Jahre dauerte. Dazu kam noch Auguſts Plan, Liefland an Polen zu bringen, und der Streit Dänemarks mit Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp, der beſonders durch ſeine Verbindung mit Schweden allgemeine Furcht und Erbitterung im Norden erregte. Nachdem ſich nun Carl XII. von Schweden durch den im Überfall von Seeland erzwungenen Frieden zu Travendal am 18ten Auguſt 1700 von einem Feinde befreiet hatte, eilte er nach Liefland gegen den König Auguſt II. und den Czar Peter I., um dieſe Provinz Schwedens von Sachſen und Ruſſen zu befreien. Die Ruſſen, unter dem Duc de Croix, wurden bei Narva am 30ſten November 1700 geſchlagen. Daß der ruſſiſche Czar gefährlicher ſey als Polens beſchränkter König, ſah Carl nicht ein; ſein Haß ſiegte. So ging er im folgenden Jahre über die Düna, und ſchlug die Sachſen bei Riga. Carl wollte noch mehr: Auguſt, der ſchon um Frieden gebeten hatte, ſollte entthront werden, daher verbanden ſich die Schweden mit der Partei der Sapieha, und erfochten nun in den beiden folgenden Jahren die Siege bei Cliſſow (19ten Juli 1702) und bei Pultusk (1ſten Mai 1703). Die Conföderation von Warſchau (am 14ten Januar 1704) kommt endlich auf Carls Befehl mit der neuen Königswahl zu Stande, und Stanislaus Lescinski, Woiwode von Poſen, wird König. Deſſen ungeachtet führen die Sachſen den Krieg fort, bis ſie am 16ten Februar 1706 bei Frauſtadt eine gänzliche Niederlage erleiden, und nun den altranſtädter Frieden (am 24ſten September 1706) unterzeichnen müſſen, vermöge deſſen Auguſt der polniſchen Krone, und dem Bündniß mit dem Czar entſagt, den von Carl geſchützten Stanislaus Lescinski anerkennt, und der ſchwediſchen Armee Sold und Unterhalt während des Winters in Sachſen gibt. Fünf koſtbare Jahre hatte Carl verloren und Peter zu benutzen gewußt. Die Schweden, welche zur Beſchützung Lieflands und Ingermannlands zurückgeblieben waren, wurden von Peter I. geſchlagen, Nöteburg (das alte Orſchek, das vormalige Schlüſſelburg), und Nyenſchanz erobert, und am 27ſten Mai 1703 die zweite Hauptſtadt des Reichs St. Petersburg gegründet. Darauf ſchritt Peter nach Liefland fort, eroberte Narva, und ſetzte ſich auch hier feſt. Dies iſt eigentlich der Anfangspunkt der Epoche, welche wir oben bezeichneten, denn durch dieſe Begebenheit trat Rußland wirklich in die Reihe der europäiſchen Staaten, und hielt durch die erzwungene Hegemonie im Norden, an die Spitze der nordiſchen Staaten geſtellt, ſpäter das Gleichgewicht dem weſtlichen und ſüdlichen Staatenſyſteme, einſt vielleicht das Übergewicht erkämpfend. Der Tag bei Pultawa (8ten Juli 1709) entſchied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht, Schwedens Übermacht zerſtört; und ſeine Schützlinge gefährdet. König Auguſt kam wieder nach Warſchau, die travendaler und altranſtädter Friedensſchlüſſe wurden vernichtet, und Carl XII. ging, gegen alle Neutralität ſeiner deutſchen Länder proteſtirend, nach Bender, und die Türken erklärten an Rußland den Krieg. Schon ſtand Peters Heeresmacht, verbunden mit Cantemir, dem Fürſten der Moldau, von den Türken eingeſchloſſen, am Pruth, als Catharina durch den Frieden vom Pruth (24ſten Juli 1711) das Heer und ſei-

nen Kaiſer befreite. Carl kehrte nun nach Stralſund zurück, um aufs neue die Fackel des Krieges zu ſchwingen, und in Verbindung mit dem neuen Miniſter Schwedens, dem Freiherrn von Görz, ſich mit den Mächtigern zu vertragen, um an den Schwächern ſich zu erholen, als er in den Laufgräben von Friedrichshall, (11ten December 1718) und Görz auf dem Blutgerüſte endeten. Unter harten Bedingungen ſuchte nun Schweden, vom zwanzigjährigen Kampfe erſchöpft, den Frieden, und ſchloß ihn mit Peter I. zu Nyſtadt (10ten September 1721). So ging Rußland, als Beherrſcher des Nordens, in ſeinem Heere und in ſeiner neuen Reſidenz dem übrigen Europa gleichgeſtellt, aus dem Kampfe, legte ſich den Kaiſertitel bei, und beſchiffte mit ſeiner ſelbſt gebauten Flotte ſiegreich die Oſtſee. Leider gingen in den letzten Jahren von Peters Regierung viele Kräfte Rußlands gegen Perſien verloren; aber die Häfen der Oſtſee gaben dem ruſſiſchen Reiche ein neues Leben, welches um ſo kräftiger und dauernder ſeyn mußte, je weniger plötzlich es erfolgt war. Peter wählte zwar ſelbſt ſeine Nachfolgerin, ſeine Retterin am Pruth, Catharina I.; aber man fühlte nur zu bald, daß Er nicht mehr war. Nur zwei Jahre überlebte ſie ihren Gemahl (9ten Februar 1725 bis 16ten Mai 1727), und regierte in dieſer Zeit unter Menczikoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Nicht beſſer ging es unter ihrem Nachfolger Peter II., welcher auch ſchon am 17ten Januar 1730 ſtarb; denn die Dolgorucki, welche den Fürſten Menczikoff ſtürzten, hatten eben ſo viel mit ihrer Gegenpartei zu thun, und bekümmerten ſich daher nicht um das Ausland. Anders aber wurde es, als Anna, Iwans Alexiewicz Tochter, Peters des Großen Nichte, und ſeit 1711 Witwe des Herzogs Friedrich von Curland, den ruſſiſchen Kaiſerthron beſtieg. Die einheimiſchen Großen verſuchten es zwar, die höchſte Gewalt zu beſchränken, doch endigte dieſer Verſuch mit ihrem Sturze und mit der Bildung eines ruſſiſchen Cabinets von Fremden. Münnich und Oſtermann, in Peters Schule gebildet, griffen nun von neuem in die auswärtige Politik ein, und ſelbſt Annens Günſtling, der mächtige Biron, glaubte ſich dadurch zu behaupten und ſeine Macht zu vermehren. Curland, wo der kettlerſche Herzogsſtamm ausſtarb, bot den erſten Gegenſtand zu dieſer Thätigkeit dar, und Curlands Stände, um nicht als polniſches Lehen mit Polen vereinigt zu werden, ſahen es nicht ungern, daß Herzog Ernſt von Biron unter ruſſiſchem Einfluſſe 1737 das Land erhielt, welches ihm ſelbſt nach ſeiner Rückkehr aus dem Exil von Peter III. und Catharina II. beſtätigt wurde. Bedeutender für Rußlands neuerwachende Politik war der Tod Auguſts II. von Polen 1733. Einſtimmig, wie ſeit dem Ausſterben des Jagellonenſtammes 1572 es in Polen nicht geſchehen war, wurde der ſchon früher gewählte Stanislaus Lescinski Schwiegervater Ludwigs XV., von Frankreich auf den polniſchen Thron erhoben. Aber die Ruſſen erklärten ſich für Auguſt III. von Sachſen, weil er, ungeachtet ſeiner Anſprüche auf Curland durch die ſtändiſche Wahl des Grafen Moritz von Sachſen, als polniſches Lehen, Curland dem Herzog Biron zuſicherte. Stanislaus zog ſich nach Danzig zurück, und entfloh verkleidet nach der ruſſiſchen Eroberung dieſer Stadt. So hatte Rußland Auguſt III. wieder auf den polniſchen Thron geſetzt, und ſich ſeinen Einfluß auf

dieſes Reich geſichert. Es begann nun der Türkenkrieg unter Münnichs Oberbefehl, der nicht mit Unrecht der nordiſche Eugen genannt wird. Aſow und Oczakow wurden ſtürmend erobert; der Sieg bei Stawutſchane 1739 gab Chetſchin und die Moldau in ruſſiſche Gewalt. Aber leider gingen alle dieſe Vortheile durch die unglücklichen Feldzüge der Öſterreicher und den belgrader Frieden vom Jahre 1739 wieder verloren. Die innern Vortheile aber konnten Rußland nicht entriſſen werden. Seine Überlegenheit war entſchieden, ſeine Heere mehr vervollkommnet, und das Anſehn ſeines Cabinets in Europa bedeutend erhöht worden. Nach dem Tode der Kaiſerin Anna gelangte der unmündige Iwan III., ein Enkel der Schweſter der verſtorbenen Kaiſerin Anna, unter Birons Vormundſchaft auf den Thron; aber Biron wurde ins Exil verwieſen, und Iwan ein Jahr nach ſeiner Thronbeſteigung geſtürzt, und die Prinzeſſin Eliſabeth, jüngſte Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution zur Kaiſerin ausgerufen. Die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche ſchien in Rußland zu Anfang der Regierung der Eliſabeth die alte Rohheit wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Oſtermann und der Feldmarſchall Münnich wurden nebſt mehreren ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwieſen. Dennoch äußerte gerade unter dieſer Regierung ſich zuerſt mit am bedeutendſten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäiſchen Staaten. Als Frankreich und Öſterreich mit einander kämpften, jenes um dieſem die Vortheile der pragmatiſchen Sanction zu entreißen, und Carl VII. von Bayern gegen den Großherzog Franz I. zu unterſtützen, wünſchte Frankreich, der Tochter Carls VI., der hochherzigen Maria Thereſia, ihren einzigen Verbündeten, Rußland, zu entziehn, und vermochte daher die Schweden zu einem Kriege, um die alten Provinzen, vielleicht mit Petersburg ſich wieder zu erobern. Die verlorne Schlacht bei Willenſtrand (2ten September 1741) und der Verluſt von ganz Finnland führten den Frieden von Abo (12ten Auguſt 1743) herbei. Durch die neue Gränze von Kymen wurde Petersburg geſichert, und durch die Nachfolgeacte des Prinzen Adolph Friedrichs von Holſtein-Gottorp Rußlands Einfluß auf Schweden befeſtigt. Frankreich hatte, wenn auch zum Unglück ſeines Verbündeten, Schwedens, dennoch ſeine Abſicht erreicht, und Maria Thereſia ward nur von ihrem Muth und von der Anhänglichkeit ihres biedern Volks unterſtützt. Zu Gunſten ſeines Vetters, des zur ſchwediſchen Thronfolge berufenen Herzogs Adolph Friedrich entſagte Carl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp ſeinen Anſprüchen auf den ſchwediſchen Thron, und wurde von ſeiner Tante, der Kaiſerin Eliſabeth, 1743 zum Thronfolger im ruſſiſchen Reiche erklärt, worauf er ſich mit Catharina Alexiewna von Anhalt-Zerbſt vermählte. Als der geheime Rath Leſtocq aus dem Reiche entfernt war, und Beſtuſcheff allein die auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, änderte ſich auch die ruſſiſche Politik, und Öſterreichs Partei gewann ſo ſehr das Übergewicht, daß Eliſabeth 1747 mit Maria Thereſia ein Bündniß gegen Preußen ſchloß, und dem zufolge an dem ſiebenjährigen Kriege den thätigſten Antheil nahm. Schon im aachner Frieden hatte Rußland ſich nicht nur in die Angelegenheiten des Weſtens gemiſcht, ſondern auch gewiſſermaßen dabei den Ausſchlag gegeben; aber mit dem Beginn des ſiebenjährigen Krieges und in ſeinem wechſelvollen

Fortgang ſah das erſtaunte Europa zuerſt die Wirkung der neuen ruſſiſchen Militärorganiſation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunnersdorf, und ſelbſt die verlorne Schlacht von Zorndorf zeigten deutlich, daß Rußlands Heere ſich nicht nur mit den Armeen des weſtlichen Europa's, ſondern ſogar mit Friedrichs geiſtvoller Anführung meſſen könnten. Genug ſchon hatte dadurch Eliſabeth in dieſem Kampfe gewonnen, und bedurfte nicht der Vergrößerung, welche ſich hierbei dadurch gleichſam vorbereitete, daß Polen die innere Ruhe, welche es jetzt genoß, nicht zur Eintracht und Befeſtigung benutzte, ſondern immer neue Gährungen in ſeinem Innern erzeugte. Nachdem aber der treuloſe Beſtuſcheff geſtürzt (1758), Peter und die geiſtvolle Catharina aber eine ganz andre Anſicht gefaßt hatten, näherte ſich eine Revolution, welche unfehlbar das politiſche Syſtem Rußlands geändert haben würde, wenn nicht der zur rechten Zeit erfolgte Tod der Kaiſerin Eliſabeth (1762) ſchon früher eine ſolche Veränderung herbeigeführt hätte. Peter III. ihr Thronfolger, Friedrichs II. Freund und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dänemarks, ſchloß ſogleich Frieden und Bündniß mit Preußen, doch nur erſtern beſtätigte Catharina II., als ſie durch eine Revolution, welche Petern nach ſechsmonatlicher Regierung Thron und Leben raubte, zur Kaiſerin von Rußland erhoben wurde. Mit Catharina II., dieſer allumfaſſenden Frau beginnt eine neue Periode der ruſſiſchen Geſchichte, eine neue Geſtaltung des Nordens, ja ſelbſt ein Wechſel im europäiſchen Staatenſyſtem, welcher die Länder verheerte, die Völker zerſtückte und die Thronen erſchütterte und ſtürzte. Rußland blieb nicht ruhiger Zuſchauer bei dieſen ungeheuren Begebenheiten, ſondern errang ſich einen großen Einfluß darauf, ja hat zuletzt ſie im Herzen ſeines Reichs geendigt, und dadurch den kräftigſten Anſtoß zur Rettung der Völker von der Tyrannei eines Fremdlings gegeben. Kaum hat Catharina durch die Beſtätigung des Friedens mit Preußen die öſterreichiſche Partei in ihrem Cabinette zum Schweigen gebracht, und ihr Reich von einer neuen Anſtrengung *) befreit, als ſie ſich ſogleich der Geſetzgebung widmete, und deßhalb die vorzüglichſten Männer des Auslandes zu Rathe zog. Schon der von der Kaiſerin ſelbſt entworfene Plan zeugte von ſeltenem Scharfblick, und mußte eine glückliche Zukunft ahnen laſſen; denn auf alle Zweige der Staatsverwaltung erſtreckte ſich dieſer Plan neuer Geſtaltung. Aber die Bevölkerung lag Catharinen zunächſt am Herzen. Durch ihre Waffen hatte Rußland zehntauſend Quadratmeilen Länderzuwachs erhalten, allein ſo ſchön das Clima dieſer Länder auch war, ſo wenig entſprach die Volksmenge demſelben. Deßhalb rief Catharina Coloniſten, beſonders aus Deutſchland, nach Rußland, und ermunterte durch Gaben, Privilegien und Prämien den Ackerbau. Städte, Dörfer und Kornmagazine wurden angelegt, und für Aufkommen, Vermehrung und Geſundheit über=

*) Da Rußland ſich in Hinſicht auf Menſchenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oeſterreich wie 1 zu 5 verhält, und auf 82,000 Quadratmeilen nur 30 Millionen Menſchen zählte, ſo mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend einen andern europäiſchen Staat ſeyn, und fortdauernde Kriege konnten zuletzt dieſes ungeheure Reich die Beute eines kühnen Eroberers werden laſſen.

all geſorgt. Sie beförderte durch Schulen, Penſionsanſtalten und Akademien die Bildung der niedern und höhern Stände. Gewerbfleiß und Handel wurden bedeutend gehoben. Nur ein Beiſpiel vom Bergbau nach den Worten Storchs (Gemählde des ruſſiſchen Reichs): „Die glänzendſte Epoche des ruſſiſchen Bergbaus fällt in die Regierung Catharinens. Die ſeit dieſer Regierung unternommene Verbeſſerung des Bergweſens, die Anſtellung geſchickter und ehrlicher Männer, und die Abſchaffung vieler Mißbräuche und Unterſchleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erſtaunen der Welt erregte, und zu den glorreichſten Begebenheiten gehört, welche dieſe Regierung bei der Nachwelt verewigen müſſen. Eine Berechnung auf bewährte Thatſachen geſtützt, beweiſ't, daß der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeſchloſſen, ſich bis auf 13 Millionen Rubel gehoben hat, und daß Rußland ſeit 1763 bis 1797 weit über 300 Millionen an Werth gewonnen hat." — So konnten natürlich die Finanzen von 30 bis 60 Millionen Rubel ſteigen. Und bei allen dieſen Bemühungen überſah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 Mann heranwuchs, noch die Seemacht, welche früher in Verfall gerathen, jetzt bis auf 45 Linienſchiffe ſtieg; und zu beider höherer Vervollkommnung legte ſie Land- und Seecadettenſchulen an. So ſorgte Catharina für das Innere ihres Landes, während Land- und Seeſiege ihre eifrigen Beſtrebungen belohnten, und ſie, vorzüglich um übermäßige Streitkräfte zur See im Zaum zu halten, die bewaffnete Neutralität, und in ihr ſich ein großes Denkmal der Weisheit und Friedensliebe ſtiftete. — Im Auslande wendete Catharina zuerſt ihren Blick auf Polen, wo die Anarchie fortbeſtand, und Rußland unter dem Vorwande, die Ruhe wieder herzuſtellen, nur noch kräftiger wirken konnte. Durch Kayſerlings ſchlaue Vorbereitung vermochte Repnins raſches Verfahren zu ſiegen, und unter dem Schutze der ruſſiſchen Waffen wurde 1764 Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen gewählt. Preußen mußte, ſelbſt geſchwächt und Öſterreich fürchtend, nachgeben, und ſchloß ein Bündniß mit Rußland ab. Catharina nahm ſich der Sache der polniſchen Diſſidenten an, und fand in ihnen eine ſtarke Partei für ihr Intereſſe. Die große Generalconföderation unter Radzivil brachte 1767 Catharinens Plane in Erfüllung, und die Annahme der neuen Geſetze wurde erzwungen. Aber plötzlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der ſtandhaftern Pforte, welche Rußland den Krieg erklärte, weil ſie kein ruſſiſches Heer in Polen dulden wollte, verbunden, widerſtand Polen ſechs Jahre den Planen Catharinens. Preußen und Öſterreich ſahen ruhig zu; Erſteres bezahlte ſogar Subſidien. Die Landſiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seeſiege bei Scio und Tſchesme würden Rußland die Ausführung ſeiner Entwürfe völlig geſichert haben, wenn nicht eine verwüſtende Peſt, die ſich bis nach Moskau erſtreckt hatte, der Aufſtand eines gemeinen Koſaken Pugatſcheff, der ſich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verſchiednen Punkten beſchäftigt und geſchwächt hätten. Über die franzöſiſche Partei (die Hüthe) hatte endlich auf dem ſchwediſchen Reichstage von 1762 die engliſch-ruſſiſche Partei (die Mützen) geſiegt; faſt ein Decennium darauf (1771) ſtarb der König Adolph Friedrich, und Guſtav III., ſein Neffe, ſchuf eine neue Conſtitution,

aus welcher die Souveränität der ſchwediſchen Krone hervorging. Polen gährte fort, und die barer Conföderation machte nicht unwichtige Fortſchritte; da gefiel es den mächtigen Nachbarn dieſes in den Unruhen ſeiner ariſtokratiſchen Parteien untergehenden Landes, jene innere Verwirrung benutzend, durch Theilung den ſchädlichen Einfluß wenigſtens zu mildern, welchen Polen beſonders in dieſer Lage auf ihre eigenen Länder haben mußte. „Es war, „ſagt ein geachteter Hiſtoriker unſerer Zeit," die Frucht der Arrondirungspolitik, hervorgehend aus der zerſtückelten Lage der preußiſchen Monarchie." Und wir können dieſem Ausſpruche hinzufügen, daß wenn Preußen und Öſterreich ſich nicht gemeinſchaftlich die Hand boten, Rußland wohl allein gehandelt haben, und ſeinen Nachbarn dadurch noch weit gefährlicher, als das zerrüttete Polen geworden ſeyn würde. Es wurde alſo am 5ten Auguſt 1772 der erſte Theilungstractat abgeſchloſſen, vermöge deſſen Rußland denjenigen Theil Polens erhielt, welcher zwiſchen der Dwina, dem Dniper und Drutſch liegt; Öſterreich das nachmalige Gallizien, und Preußen das ſogenannte polniſche Preußen (außer Danzig und Thorn) und den Netzdiſtrict ſich zueigneten. Rußlands Einfluß auf Polen blieb durch die Errichtung des immerwährenden Rathes, durch die Garantie des Wahlreichs und durch das liberum veto für die Zukunft geſichert. Nach der friedlichen Beendigung dieſes, beſonders für Rußland glücklichen Ereigniſſes ſetzte Catharina den Türkenkrieg mit erhöhter Anſtrengung fort, und auch hierin wurde ſie vom Glücke begünſtigt; denn auf den entſchloſſenen, kräftigen Muſtapha III. war 1774 ſein ſchwacher Bruder Abdul Hamid gefolgt. Romanzow ging noch in demſelben Jahre über die Donau, und ſchloß den Großvezier in den Gebirgspäſſen der Bulgarei ein. Da nun Catharina ſich ihrer Anſprüche auf die Moldau und Wallachei begab, ſo wurde der Friede ſehr erleichtert, welcher am 22ſten Juli 1774 zu Kutſchuk Kainardge zu Stande kam. Kinburn, Aſow, ein Theil der Krimm und die Kabardei blieben in ruſſiſcher Gewalt, alle andre Eroberungen wurden wieder herausgegeben. So herrſchte nun Catharina nicht nur im Norden, ſondern auch im Südoſten von Europa, und nur eine zweckmäßige innere Einrichtung ihres unermeßlichen Reichs fehlte noch, um Rußlands Kräfte auch für den Weſten Europa's gefürchtet zu machen. Und auch dieſe gab ihm die geniale Monarchin in der neuen Eintheilung in Gouvernements (1776), wodurch zugleich die Souveränität der Kaiſerin ſelbſt nicht wenig befeſtigt wurde. Um dieſe Zeit erhob ſich Catharinens neuer Günſtling, Potemkin der Taurier, welcher mehr durch Catharina und die Zeitumſtände, als durch eignen Geiſt einen allmächtigen Einfluß auf das Schickſal des Nordens gewann; er leitete die politiſchen Schritte Rußlands bis zum Jahr 1791, wo er auf der Reiſe unweit Jaſſy am 15ten October unter einem Baume ſtarb. Catharina entwarf, von Potemkin unterſtützt, den Plan, auf den Trümmern des osmaniſchen Reichs' ein griechiſches Kaiſerthum zu errichten, und einem Großfürſten aus ihrem Hauſe das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen. Aber viele andre politiſche Rückſichten verboten jetzt noch die Ausführung dieſer Idee, welche erſt zehn Jahre ſpäter wieder mit neuem Leben ergriffen, doch nur theilweiſe ausgeführt wurde. In der Krimm und in den Ebenen des Kuban dauerten noch ſeit 1441 die Trümmer von Dſchingischans ehemaligem Weltreiche fort; ſie

ſtanden unter eignen Chanen, und waren Schützlinge der Pforte, welche ſie ſeit 1474 als treue und mächtige Bundesgenoſſen oft gebrauchte, und ſehr auszeichnete. Dreihundert Jahre ſpäter hatte der Friede von Kainardge ſie dieſem Schutze entzogen, und nun wurden ſie Rußland unterworfen. Die förmliche Beſetzung der kleinen Tatarei erfolgte jedoch erſt 1783, und wurde im folgenden Jahre von der Pforte beſtätigt. Nun beſaß Rußland den durch die Erfahrung aller Zeiten als höchſt wichtig beſtätigten Schlüſſel zum osmaniſchen Reiche, und wenn ruſſiſche Handelsſchiffe ſchon vorher frei die türkiſchen Gewäſſer hatten befahren dürfen, ſo ging dieſe Handelsfreiheit jetzt in eine Seeherrſchaft über. Preußen war durch die erſte polniſche Theilung, und auch ſpäter noch gewonnen, Öſterreich durch das bayerſche Tauſchproject, und ſogar durch eine Verbindung gegen die Türken an Rußland gefeſſelt, und ſo konnte Catharinens Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben, und ein griechiſches Kaiſerreich in Byzanz zu ſtiften, ihrer Ausführung endlich nahe gebracht werden. Die Türken, von Potemkins diplomatiſchen Kunſtgriffen gereizt, begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 ihre Verſuche zur See, die Krimm wieder zu erobern. Zu Lande führte die Pforte den Krieg nur vertheidigungsweiſe, innerhalb ihrer Feſtungen, und vermied alle Hauptſchlachten. Im Jahre 1788 verloren aber die Türken eine Seeſchlacht an den Mündungen des Dniepers, und die Folge davon war die blutige Erſtürmung Oczakows. Unglücklicher waren die Öſterreicher, mit welchen die Türken ſo gern den Krieg vermieden hätten; bei Lugoſch (20ſten September 1788) verlor Joſeph II. Ruhm und Geſundheit. Prinz Coburg eroberte indeß in Vereinigung mit den Ruſſen Choczim, und Laudon im folgenden Jahre Belgrad. Nach den ruſſiſchen Siegen bei Fokſchain und Martineſtin wird Gallaz, Akierman, Bender, Kilia nova, und endlich auch Ismael grauſenvoll erſtürmt. Öſterreich war ſchon 1790 nach Joſephs Tode zurückgetreten, und auch Rußland neigte ſich zum Frieden, als der Einfall Guſtavs III. von Schweden in das ruſſiſche Finnland ſeine Macht theilte. Aber die Türken ließen die für ſie glücklichen Zeitumſtände ungenützt vorüberſtreichen. Der Kampf der Schweden führte von keiner Seite zum Verluſt, erhob nur die ſchwediſche Verfaſſung zu einer größern Unabhängigkeit des Monarchen, und endigte ſich nach mehrern für Schwedens Seemacht ruhmvollen Gefechten, 1790 im Frieden von Werela, ohne fremde Vermittelung. Öſterreich ſchloß zu Sziſtowe 1791 Frieden mit der Pforte, und Preußen und die Seemächte verſprachen auf der Convention zu Reichenbach dem Kaiſer Leopold, welcher ſeinem Bruder Joſeph gefolgt war, ihre Hülfe gegen Belgien, das ſich in offner Empörung befand. Nur mit Rußland zögerte der Frieden noch, weil es ihn allein abſchließen und keine fremde Vermittelung annehmen wollte; aber endlich kam er am 9ten Januar 1792 zu Jaſſy zu Stande, und nur Oczakow nebſt ſeinem Gebiet wurde in ihm der Pforte entriſſen, welche man völlig hatte umſtürzen wollen. So viel vermag Religionseifer und Volksthümlichkeit gegen die gefürchteten Waffen disciplinirter Heere, und gegen das Genie erfahrner Feldherren! Rußland hatte Polen aufgefodert, es im Türkenkriege zu unterſtützen, aber Preußen hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der ruſſiſchen Foderungen als eine Kriegserklärung anſehen werde. So entſtand in Polen eine preußiſche Par-

tel, welche, Ignaz Potocki an der Spitze, am 3ten Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedrängten Vaterlande eine neue Conſtitution gab. Aber Felix Potocki bildete ein Jahr darauf unter ruſſiſchem Schutze die targowitzer Conföderation zur Sicherung der alten Conſtitution. Rußland dringt in Polen ein, der König von Polen erklärt ſich für die targowitzer Conföderirten, und die neue Conſtitution war geſtürzt. Preußen mit Frankreich in einen zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erſchöpften Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm ſein der neuen Republik gegebnes Wort zurück, und drang gleichfalls mit einem Heer in Polen ein. Zu Grodno kam endlich 17ten Auguſt 1793 die zweite Theilung Polens zu Stande, nach welcher der in ihrem Gebiete ſo ſehr beſchränkten Republik kaum der Schatten von Unabhängigkeit blieb, indem der Unionstractat mit Rußland ſie ganz feſſelte. Dies vermochten die Polen nicht zu ertragen, und es entſtand daher 1794 unter Kosciusko und Madalinski eine Revolution, welche, obſchon ruhmvoll für Polens Nationalſinn, doch in demſelben Jahre noch mit der gänzlichen Auflöſung dieſes Reiches endigte. Dies iſt die dritte und letzte Theilung Polens, zu welcher nun noch Öſterreich gezogen wurde. Da Curland ein Lehen Polens war, ſo traf auch dieſes Herzogthum das Schickſal der Vernichtung. Im October 1795 erfolgte der völlige Abſchluß des Gränzvertrags zwiſchen den drei theilenden Mächten, und ſieben Monate vorher ſtellte Curland freiwillig ſeine unbedingte Unterwerfungsacte aus. Ein Jahr nachher (am 17ten November 1796) übereilte der Tod die mächtige Kaiſerin in den weitumfaſſenden Planen, womit ſie die Welt noch in Erſtaunen ſetzen wollte. Ihr einziger Sohn, Paul I., folgte ihr auf dem Throne. In den letzten Regierungsjahren Catharina's begann die franzöſiſche Revolution. Obgleich durch dieſen Umſturz der bisherigen monarchiſchen Verfaſſung in Frankreich alle Thronen Europa's mehr oder weniger gefährdet waren, ſo vermochte Catharina, deren große Entwürfe nur in abſoluter Souveränität gelingen konnten, doch jetzt nichts weiter für die unglücklichen Bourbons zu thun, als reiche Geldunterſtützung an das ſogenannte auswärtige Frankreich zu geben. Als aber mit den Türken der Friede wieder hergeſtellt, und die polniſche Angelegenheit beendigt war, ſchloß Catharina ein Vertheidigungsbündniß mit England, und bald darauf die Tripelallianz mit England und Öſterreich. Deſſenungeachtet blieb es nur beim Bündniß; eine thätige Mitwirkung fand die vorſichtige Catharina noch nicht rathſam. Öſterreich kämpfte daher allein, und während Jourdan geſchlagen wurde, und Moreau ſich zurückziehen mußte, drang Bonaparte ſiegreich durch Italien bis in das Herz der öſterreichiſchen Staaten vor, wo der Friede auf Koſten des uralten Staats von Venedig zu Stande kam. Nun ging Bonaparte nach Ägypten, und Rußland, jetzt von Paul regiert, verband ſich mit Neapel und mit der Pforte, und erneuerte ſeine Verträge mit England und Öſterreich. Rußland nahm jetzt thätigen Antheil am Kriege. Suwarow erſcheint als Oberfeldherr der vereinigten Ruſſen und Öſterreicher in Italien, ſiegt am 27ſten April 1799 bei Caſſano, am 17ten Julius an der Trebia und am 15ten Auguſt bei Novi. Italien wird von den Franzoſen geräumt; aber die Politik zerſtörte Suwarows Siege, und die Ruſſen zogen ſich durch die Schweiz zurück.

Hier ſtand nach dem kurz vorher über Korſakow erfochtenen Siege Maſſena; Suwarow mußte ſich über unwegſame Alpen fechtend bis nach Oberdeutſchland zurückziehn. So wie die Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Öſterreich abgebrochen waren, ſo wurden ſie auch bald zwiſchen Rußland und England aufgelöſ't; dieſen Bruch beſchleunigte beſonders die mißlungene Landung in Nordholland, wodurch nur England gewann, indem es ſich die holländiſche Texelflotte eroberte. Der aus Ägypten zurückkehrende Bonaparte erkämpfte zwar bei Marengo den Continentalfrieden, der zu Luneville (zu Anfange des Jahrs 1801) geſchloſſen wurde; aber der Seekrieg dauerte fort, und das Mittelmeer war mit brittiſchen, türkiſchen und ruſſiſchen Schiffen bedeckt. Corfu wurde von der ruſſiſch-türkiſchen Flotte erobert, und unter ruſſiſcher und türkiſchen Garantie hier 1800 die Republik der ſieben Inſeln geſtiftet, welche bis 1807 von ruſſiſchen Truppen beſetzt blieb, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer ſehr bedeutend wurde. So wie Paul I. ſeinen Einfluß im Süden und Weſten (ſelbſt mit dem entfernten Portugal waren Verträge geſchloſſen worden) geltend machte, ſo that er auch im Norden folgenreiche Schritte dafür. Von ſeiner Verbindung mit England zurückgezogen, verband ſich Kaiſer Paul I. enger mit den nordiſchen Staaten, und erneuerte das Project einer bewaffneten Neutralität, welches ſchon ſeine große Mutter entworfen hatte. Daraus entſtand ein neuer Seekrieg im Norden, in deſſen Folge die Schlacht von Copenhagen (am 2ten April 1801) vorfiel; doch der Kaiſer ſtarb ſchon neun Tage vorher, und ſein Nachfolger erklärte ſich für England. Alexanders Friedensliebe gab dem erſchütterten Europa das ſchöne Beiſpiel, und der Friede von Amiens wurde geſchloſſen. Nun that Rußland Alles, um den in Luneville erworbenen Frieden auch zu ſichern, und dadurch kräftig zur Befeſtigung des allgemeinen Friedens beizutragen. Unter Alexanders Vermittlung kam der deutſche Entſchädigungsplan ſchnell zu Stande, und die ruſſiſche Regierung hoffte nun, ungeſtört für das innere Glück ihres ausgedehnten Reichs ſorgen zu können. Aber der Friede ſollte noch nicht dauernd ſeyn; ſein Bruch gibt dem Conſul Bonaparte den Kaiſerthron. Obſchon Alexander bei dieſer neuen Geſtaltung der europäiſchen Angelegenheiten keineswegs ein müßiger Zuſchauer blieb, ſo ſorgte er doch mehr für das Wohl ſeines Staates. Er machte die Anlage zu einer neuen Geſetzgebung, unter dem Fürſten Lapuchin und Nowoſiltzow; er gab dem dirigirenden Senate ſeine volle Würde wieder, und erhob ihn zu einer moraliſchen Mittelsperſon zwiſchen dem Regenten und der Nation; er milderte die Leibeigenſchaft, und ſchuf freie Landbauern *). Eben ſo vortrefflich wurden die Polizeianſtalten eingerichtet, und zwar beſonders die Geſundheitspolizei, wozu der Staat allein gegen zweitauſend Ärzte und Chirurgen beſoldet; auch die Kuhpocken fanden bedeutenden Eingang. In mehrern Gouvernements wurden engliſche Muſterökonomien und Ackerbauſchulen, beſonders auf Antrieb des Grafen Roſtopſchin **) errichtet, und viele no-

*) Den erſten Schritt dazu that der edle Ritterſchafts-Hauptmann von Berg in Eſthland.

**) Deſſelben, welcher im J. 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Mos-

nomadiſche Stämme, ſo wie die nogaiſchen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geſchah nicht für die Wiſſenſchaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumſegelnden Newa unter Kruſenſtern. Charkow und Kaſan ſahen neue Univerſitäten erſtehn, und überall blühten Schulen und Akademien auf. Endlich aber wurde Alexander aus ſeinem wohlthätigen Streben, ſeinen Staat zu bilden, herausgeriſſen, um gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Blutig, aber unglücklich war die Schlacht bei Auſterlitz: ihr folgte im nächſten Jahre der preußiſch-franzöſiſche Krieg. Auch hier ſind die Verbündeten unglücklich, und Frankreich herrſcht im Frieden zu Tilſit. Rußland hebt alle Verbindung mit England auf, und erklärt an das noch allein für England kämpfende Schweden den Krieg; Finnland wird ruſſiſche Provinz. In dem Kriege zwiſchen Frankreich und Öſterreich im J. 1809 nimmt Rußland nur geringen Antheil; indeß ging der Krieg gegen die Türken und Perſer kräftig fort. Durch den wiener Frieden war auch Öſterreich gedemüthigt, und durch die Verheirathung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luiſe an Frankreich gekettet. Preußen athmete kaum noch; nur Rußland war dem franzöſiſchen Gewaltreich noch entgegen. Es entſtand der neue ruſſiſch-franzöſiſche Krieg von 1812, in den bald alle Mächte Europa's verwickelt wurden. Wir haben dieſen merkwürdigen europäiſchen Freiheitskampf in einem eignen Artikel erzählt. — Rußland hatte in dieſem dreijährigen Kampfe zwar durch die ungeheuren Anſtrengungen, durch die Verwüſtung ſeiner Fluren, durch die vielen blutigen Schlachten und Gefechte, und durch die zerſtörenden Epidemien einen bedeutenden Verluſt erlitten; hatte aber ſeine Kräfte kennen gelernt, war dem Weſten und Süden Europa's furchtbar geworden, und hatte ſich nicht nur in der Erwerbung Polens, welches Land als Königreich ſeinem unermeßlichen Länderbezirke einverleibt wurde, gegen Weſten zu verſtärkt und befeſtigt, ſondern auch eine bedeutende Stimme im Reichsrathe Europa's erworben. — III. Geographiſche Darſtellung des ruſſiſchen Reichs. In der geographiſchen Darſtellung eines Staats bleibt es wichtig und nothwendig, genau den Zeitpunkt feſtzuſtellen, wann dieſe Darſtellung entworfen wurde, weil beſonders das Statiſtiſche eines Landes ſo vielen und plötzlichen Veränderungen unterworfen iſt. Wir ſetzen daher das Jahr 1811 oder den Zeitpunkt hier feſt, wo Rußland noch im Frieden mit Frankreich weder gelitten hatte durch jenen blutigen Krieg, noch gewonnen durch ſeine zahlreichen Siege. Was ſeitdem ſich geändert hat, iſt größtentheils noch verborgen in den Archiven des Reichs, und eine Darſtellung davon alſo unmöglich. — Rußlands Topographie und Statiſtik, Lage, Größe und Gränzen. Rußland erſtreckt ſich über einen großen Theil des nördlichen Europa's und Aſiens, und über bedeutende Inſelgruppen im öſtlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den untern Theil der ganzen bekannten Erde. Es gränzt im Norden an die Oſtſee, an Schweden und an das Eismeer, im Oſten an den Ocean, im Süden an China, an den Aralſee, an die freie Tatarei, an das kaſpiſche Meer, an den Kaukaſus und an das aſowiſche und ſchwarze

kan's ſo vielfach genannt worden iſt (man vergl. den Art. ruſſ. franz. Krieg).

Meer, und im Weſten an die europäiſche Türkei, Gallizien, Warſchau (was ſeit dem mit ihm vereinigt worden iſt), Preußen, die Oſtſee, Schweden und Norwegen. Es erſtreckt ſich vom 39. Grade bis zum 227. Grade der Länge, und vom 40. bis zum 87. Grade der Breite, und enthält ohne die Inſeln und amerikaniſchen Beſitzungen 343,533 Quadratmeilen. Davon kommen ungefähr 90-100,000 Quadratmeilen auf den europäiſchen, und das übrige auf den aſiatiſchen Theil Rußlands. — Boden und Clima. Rußland hat eine wohlthätige Abwechſelung von Berg und Thal. Zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere liegt der Kaukaſus, der ſich ungefähr 70 Meilen in der Länge erſtreckt, und eben ſowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als auch brennende Naphthaquellen aufzuweiſen hat. Weſtlich davon liegt der Taurus und die Karpathen, und nordweſtlich der wolchonskiſche Wald. Im Oſten dehnt ſich der Ural aus, welcher unter dem Namen Werchaturie die Gränze zwiſchen Europa und Aſien bildet und bis ans Eismeer ſich erſtreckt. Von dieſem Ural aus gehen in großer Anzahl Kettengebirge durch das aſiatiſche Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Sotgebirge, das ſibiriſche Gränzgebirge, der kleine Altai, das Baikalgebirge, das Apfel- und Stanwowoi-Gebirge, welches die tſineſiſche Gränze bildend, bis zum tſchuktſchiſchen Vorgebirge ſtreift, die vorzüglichſten ſind. Das ſüdweſtliche Rußland beſteht aus Steppen, welche theils unbewohnt, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Clima iſt ſehr verſchieden, im ſüdlichen Rußland kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit ſeltnen Regen, und ein ſpäter Herbſt; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, beſonders im öſtlichen Theile deſſelben, und kurze Sommer; im nördlichen Rußland friert das Queckſilber, daß man es in warmen Stuben noch hämmern kann, und die Gewäſſer ſind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getraideernten dem Fleiß der Einwohner noch gelingen, ſo ſind ſie im nördlichen Rußland ſelten und unſicher. Sehn wir nun nördlicher in den arktiſchen Kreis Rußlands, ſo ſehen wir lange Sommertage, welchen das Eis ſich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitre Kälte erfriſcht höher das wenige Leben, das hier nicht erſtarrt. — Waſſer. Vom Eismeer im Norden umfloſſen, welches hier das weiße Meer, die Buſen des Obi, Jeniſei und der Lena bildet, im Oſten vom öſtlichen Ocean, mit der Cooksſtraße, mit den anadyrſchen, kamſchatkiſchen und ochotzkiſchen Meeren begränzt, im Süden an das ſchwarze Meer und im Nordweſten und Weſten an die Oſtſee, mit dem finniſchen, bothniſchen und rigaiſchen Meerbuſen ſtoßend, hat Rußland alſo zwei Hauptabdachungen nach Nordoſt und Nordweſt, und nach Süden. Dorthin ſtrömen die Dwina mit dem Jug und der Suchonew, die Petſchora, den Ob, der Jeniſei, die Lena, der Niemen, die Düna und die Newa; hieher fließen Don, Dneper, Kuban, Wolga und Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen, noch vierzehn größere, unter welchen das kaſpiſche Meer, der Ladoga und Onegaſee, das tſchudiſche Meer, der Sackſee in der Krimm, der Aral-, Boikal- und Altinſee. Zu den künſtlichen Gewäſſern gehört beſonders der Canal von Wiſchnei-Wo-

lotſchok, der St. Petersburg mit Aſtrachan verbindet; daſſelbe geſchieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod. Der Canal der Bereſina, welcher die Oſtſee mit dem ſchwarzen Meere vereinigt, und der Ladogacanal, welcher die Schifffahrt auf dem ſtürmiſchen Ladogaſee vermeiden läßt. — Producte. Rußland baut für 130 Millionen Rubel mehr Getraide als es verbraucht und benutzt dennoch erſt 162,000 Quadratmeilen zum Ackerbau. Obſt, Wein, ſelbſt Südfrüchte und die zuckerreichen Arbuſen werden hier in Menge erzeugt. Eben ſo gewähren auch die Waldproducte noch außer der ſtarken Conſumtion, reichliche Exporten, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen können, wenn es nicht noch an tüchtigen Forſtmännern fehlte, denn erſt ſeit 1804 wird dieſer Zweig der Landesökonomie wiſſenſchaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich mehr angepflanzt; im Jahr 1802 wurden allein über eine Million derſelben neu angelegt. Faſt alle Arten Gartenfrüchte ſind dem Lande nicht mehr fremd, Rindvieh und Pferdezucht, Schaf- und Bienenzucht (600,000 Pfund Wachs und Honig werden jährlich ausgeführt), Seidenbau (16,000 Pfund Seide jährlicher Gewinn), Kameele, Büffel und alle Arten von wilden Thieren, ſelbſt Gemſen und Steinböcke. Den Ertrag der Fiſcherei rechnet man jährlich bis auf 15 Millionen Rubel. Gold erzeugen die bereſowiſchen Bergwerke, Silber die kolywairſchen und nertſchinskiſchen Gruben, Kupfer, Eiſen, Zink, Queckſilber, Alaun und Salz (jährlich gegen 500 Millionen Pfund); auch an andern Mineralien iſt Rußland reich. Man rechnet den jährlichen Ertrag aller rohen Naturproducte zwiſchen 30 bis 40 Millionen Rubel. — Einwohner. Man zählt mit den neuſten Erwerbungen bis zum Jahre 1812 gegen 41 Millionen Einwohner, welche nach den Sprachen ſich in 10 Völkerſchaften theilen, nämlich 1. Slaven, wozu die Ruſſen, Koſaken (bewaffnete Krieger) ungefähr 600,000 waffenfähige Männer, und Polen gehören; 2. Finnen, welche ſich von der Tornea und vom Niemen bis an den Obi hin ausdehnen; 3. Tataren, vom Dnieſter bis zum Kaukaſus, meiſt unter eigner Stammverfaſſung, ohne Ackerbau und Feuergewehr lebend; 4. Georgier und Tſcherkaſſen; 5. Samojeden; 6. Mandſchuren; 7. Mongolen, wozu die Kalmücken gehören; 8. öſtliche Völker, wozu die Tſchuktſchen, Kuriten und Aleuten gehören; 9. Juden, vorzüglich in den polniſchen Provinzen, wo ſie große Vorrechte haben, ſehr zahlreich; 10. Ausländer, faſt aus allen Ländern Europa's und Aſiens, auch Inder und Zigeuner. Man zählt von der niedrigſten Stufe der Rohheit bis zur europäiſchen Civiliſation achtzig Völker, welche verſchieden in Sprachen, Sitten und Religion im ruſſiſchen Reiche leben. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Juften, Talg, Lichtern, Seife, Filz, grober Leinwand, Metalle und Matten aus Lindenbaſt, ſo wie Färbereien gab es ſchon vor Peter dem Großen; aber ſeit dieſer Zeit haben die alten nicht nur einen ſehr erhöhten Grad der Vollkommenheit erlangt, ſondern es ſind auch unzählige andre hinzugekommen. Die 23 verpflichteten Tuchfabriken liefern der Regierung jährlich für 700,000 Rubel Tuche, und außerdem gibt es noch 2364 Privatfabriken. In 45 Officinen werden Apothekerwaaren bereitet; Branntwein, wovon jährlich 6 Millionen Eimer im Lande verbraucht werden; Salz, jährlich werden an 800 Millionen Pfund verfertigt. Schiffbau wird in den

größten Dörfern an der Wolga und in den Seeſtädten getrieben. Jene wolgaiſchen Zimmerleute machen Barken ohne alles Eiſenwerk, welche hernach in Petersburg, Aſtrachan und andern Städten als Brennholz verkauft werden. Unter den Metallarbeiten ſind die Gewehrfabriken die wichtigſten; in *Tula* allein werden von beinahe 6000 Arbeitern jährlich über 17,000 Flinten, 6500 Paar Piſtolen, und 16,000 Seitengewehre verfertigt. Das Manufacturcollegium in Moskau mit ſeinem Comtoir zu Petersburg betreibt alle Fabrikgeſchäfte Rußlands im Allgemeinen, und hat die Oberaufſicht darüber. — *Handel.* Er theilt ſich in Land- und Seehandel. Der inländiſche Handel findet weder in Zwiſchenzöllen, noch Stapelplätzen Hinderniſſe, ſondern wird durch Meere, viele ſchiffbare Flüſſe, Canäle, durch die lang dauernden Schlittenbahnen, und durch die großen Meſſen, vorzüglich zu *Makariew*, ſehr befördert. Die Ausfuhr wird aus allen Häfen und Gränzorten erlaubt, aber für die Einfuhr der erlaubten Waaren ſind nur Petersburg, Riga und Odeſſa beſtimmt. Der auswärtige Landhandel geht in Aſien nach Tſina, Perſien, nach der Bucharei und den kaukaſiſchen Ländern, und in Europa nach der Türkei, nach Gallizien, Preußen, Schleſien und Sachſen. So wie am auswärtigen Landhandel vorzüglich Armenier, Bucharen und Juden Antheil haben, ſo haben im Seehandel die Engländer entſchiednes Übergewicht. Manrechnet die jährliche Einfuhr zur See auf 28 Millionen, und die Ausfuhr auf 45 Millionen Rubel, alſo im Seehandel eine ſehr vortheilhafte Balance von 17 Millionen Rubel. An Handlungsgeſellſchaften zählt Rußland nur zwei, die amerikaniſche und die des weißen Meeres, deren Actien aber ſehr hoch im Werthe ſtehen. Das Commerzcollegium in Petersburg iſt die höchſte Inſtanz in allen Handelsangelegenheiten. Im Jahr 1770 wurde auch eine Bank angelegt, deren Zettel wie baares Kupfergeld im Werthe ſtehen, und zur Erleichterung des innern Handels viel beitragen. — *Rußlands Staatsverfaſſung.* Die *Regierungsform* iſt unumſchränkt monarchiſch. Das Oberhaupt des Staats heißt Kaiſer und Selbſtherrſcher (Autokrator) aller Reußen, und iſt jetzt *Alexander I., der Befreier*, geboren 23ſten December 1777, regiert ſeit den 24ſten März 1801. Der Staat iſt untheilbar, der Regent darf nicht zugleich auch Herrſcher in einem andern Staate ſeyn (jetzt aber zugleich König von Polen) und muß ſich zur griechiſchen Religion bekennen. Seit 1797 iſt die Erbfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt in weiblicher und männlicher Deſcendenz feſtgeſetzt. Alle Prinzen von Geblüt heißen Großfürſten. Die höchſte Leitung aller Geſchäfte hat der Kaiſer ſelbſt, und ihn unterſtützt, wenn es dazu aufgefodert wird, das hohe *Staatsconſeil* für die auswärtigen Angelegenheiten; für das Innere ſorgt der *Senat*, und aus beiden hat ſich der Kaiſer einen hohen *Reichsrath* als ſein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiſer Statt; ſeine Ukaſen haben mit den kaiſerlichen gleiche Wirkung, müſſen ihnen aber nicht widerſprechen. Er beſetzt die Staatsſtellen, fodert die Miniſter zur Rechenſchaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufſicht. Er iſt in neun Departements getheilt, und beſteht aus 87 Mitgliedern, aus den Miniſtern und den Räthen des Staatsconſeils. Es gibt *acht Miniſterien*: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Juſtiz, das Innere, die Finanzen,

der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat iſt in 49 Gouvernements getheilt. Die Staatseinkünfte, welche ſehr viele Quellen haben, betragen jährlich 80 Millionen Rubel. Die Schulden betragen 40 Millionen Rubel, werden aber durch die vielen kaiſerlichen Bancozettel noch jährlich erhöht (1786 exiſtirten ſchon für 100 Millionen Rubel Zettelgeld). Die Landmacht beſteht aus 600,000 Mann, und außerdem einer Landwehr von noch 600,000 Mann. Obſchon Rußland viele Krepoſt (Blockhäuſer) hat, ſo fehlt es doch an Feſtungen; die bedeutendſte Feſtung iſt freilich, wie die neuſte Erfahrung uns gelehrt hat, die Beſchaffenheit des Landes ſelbſt und der Patriotismus ſeiner Bewohner gegen den ins Innre vordringenden Feind. Die Seemacht hat ihren Hauptſitz an der Oſtſee, und beſteht außer der Scherenflotte von 400 Segeln, aus 58 größern Kriegsſchiffen, welche ihre Hauptſtation in Kronſtadt haben. Die Flotte auf dem ſchwarzen Meere beſteht aus 20 größern Kriegsſchiffen, welche zu Sebaſtopol liegen. Das kaſpiſche Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrſcht. Die ganze Flotte enthält drei Eskadern, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, ſechs Vice- und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matroſen und Seeſoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa koſtet die Unterhaltung ſeiner Land- und Seemacht ſo wenig, als dem ruſſiſchen. Man rechnet höchſtens 30 Millionen Rubel. Die herrſchende Kirche iſt die griechiſche, aber alle andre Chriſten genießen gleiche Rechte, und alle andre Religionen werden geduldet. Die oberſte Leitung aller Angelegenheiten der griechiſchen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr ſtehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöſter, alle nach der ſtrengen Regel des heiligen Baſilius. Diejenigen Ruſſen, welche ſich genau an die Lehre der alten griechiſchen Kirche halten, nennt man Roskolniken (ſ. d. Art.). Man findet nicht nur Juden und Mahomedaner (mit zwei Muftis), ſondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaïten, Fetiſchanbeter und Schamanen. — Für die wiſſenſchaftliche Bildung ſorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meiſt treffliche Anſtalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Geſellſchaften befördern das Gedeihen. Rußland zählt ſieben Univerſitäten: Moskau, Petersburg, Kiew, Willna, Charkow, Dorpat und Kaſan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranſtalten mit 1500 Lehrern, und faſt 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2 Millionen Rubel jährlich koſtet. Außerdem gibt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsinſtitute, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe zwei Millionen unterſtützt. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 30 in Rußland. Außerdem blüht auch die Kupferſtecherkunſt, und die ruſſiſche Jagdmuſik, ſo wie die Geſangkunſt, iſt noch immer unerreichtes Nationaleigenthum der Ruſſen. — Der Zuſtand der Einwohner, beſonders der Bauern, iſt neuerdings ſehr verbeſſert worden. Der Bürgerſtand hat auch viel Anſehn ſich erworben, und theilt ſich in fünf Claſſen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände ſind in Rückſicht des Ranges in vierzehn Claſſen getheilt; wer ſich in einer der acht erſten befindet, erhält den Adel für ſich und ſeine Familie. Dieſe Claſſen ſind nach den militäriſchen Rangſtufen geordnet.

Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwiſchen Frankreich und Rußland hatte ſich, ſo ſehr auch die Zuſammenkunft der Herrſcher von beiden Ländern 1808 zu Erfurt einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographiſchen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen ſchien, ſchon ſeit 1809 gegenſeitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerſt langſam herbeimarſchirende Hülfscorps der Ruſſen an dem Kriege gegen Öſterreich nahm, zeigte deutlich, daß ſeinem Befehlshaber von Petersburg aus politiſche Umſicht zur Regel gemacht ward. Zugleich ward jeder ruſſiſche Hafen den Engländern, wenn ſie amerikaniſche Flagge aufſteckten, überall geöffnet, während die franzöſiſchen Waaren ſtreng verboten wurden. So fand ſich Napoleon veranlaßt, als Repreſſalie, gleichſam nur um ſeinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, ſich der ganzen deutſchen Nordſeeküſte zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben, wodurch jene Kälte in offenbare Erbitterung überging. Rußland proteſtirte ausdrücklich gegen die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg; ſeine Truppen nahmen bereits (1811), fünf Diviſionen ſtark, eine Stellung gegen Warſchau hin ein, und Napoleon ließ dagegen die Weichſel- und Oderfeſtungen in Belagerungszuſtand erklären, große Truppenmaſſen dahin marſchiren, mit Wien und Berlin Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfen, Schwediſch Pommern, weil ein gleicher Antrag in Stockholm abgelehnt ward, in Beſitz nehmen. Zwar ſchwiegen im Anfange von 1812 noch alle Zeitungen von der Möglichkeit eines Kriegs, aber die unaufhörlichen Märſche der Franzoſen und die in ihrer Art noch nie geſehenen Anſtalten, die Maſſen, die ſich nach Oſten und Norden hin bewegten, mit Lebensmitteln, Krankenwagen, Brückengeräthſchaften, und tauſend andern Dingen zu verſorgen; die Reiſen ſo vieler Fürſten und Könige, ſelbſt des öſterreichiſchen Kaiſers, nach Dresden, deuteten offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obſchon Napoleons Abreiſe von Paris ſelbſt nichts — dem Moniteur zufolge! — als eine Muſterung der großen Weichſelarmee beabſichtigen ſollte. Allerdings hatte er wohl ſelbſt gehofft, den Rieſenkampf, deſſen Ausgang er vielleicht dunkel ahnete, beſchwören, und mit Ehren nach ſeinen Anſichten abwenden zu können. Wenigſtens war darum noch der alte gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in ſeinen Rüſtungen ſeiner Seits gleichfalls ſehr thätig geweſenen Alexanders nach Wilna abgegangen; allerdings mochte ihm wohl der immer hartnäckiger werdende, Menſchen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel als arger Contraſt erſcheinen; aber eines Theils rechnete er denn doch nicht ohne Urſache, daß ſein auf faſt eine Million ſteigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 Mann ſtarke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe dort und hier gewachſen ſeyn könne, andern Theils auf ſeine große Maſſe von Hülfskräften, die ihm beſonders der Rheinbund (100,000 Mann) gewährte, und endlich auch auf die halb freiwillige, halb abgedrungene Allianz von Preußen und Öſterreich, die ihm ſtets die beiden Flanken deckte, den Rückzug im ſchlimmſten Falle ſicherte, und zuſammen 60,000 Mann hergab. So ſetzte ſich denn eine halbe Million Krieger, als Napoleons Geſandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, aus Deutſchen, Italienern, Franzoſen, in der Kriegsgefangenſchaft gezwungenen Spaniern und Portugieſen,

Polen ꝛc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, jenſeits des Niemens und der Weichſel die Ruſſen, die ihrer, an Zahl ungleich ſchwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich ſtärker, ſtehenden Fußes erwarteten, aufzuſuchen. Dieſe nahmen eine Linie von Kiew, Smolensk, nach Riga ein, ſo daß drei Armeecorps gebildet waren wovon das eine, die *erſte Weſtarmee*, in Litthauen und Curland unter *Barclai de Tolly*, dem bisherigen Kriegsminiſter, ſtand, unter dem Wittgenſtein commandirte. Die *andre* Weſtarmee commandirte der Fürſt Bagration, Neffe des berühmten Suwarow, zwiſchen Smolensk und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwiſchen beiden als drittes Corps der General Doktorow. Übrigens hatte man Waaren, Archive ſchon längſt ins Innere gebracht, Riga, Smolensk ꝛc. befeſtigt, und an der Düna ein verſchanztes Lager angelegt. Napoleon, ſchon in der Nähe der ruſſiſchen Gränze, machte noch einen Verſuch, das Ungewitter zu beſchwören, und ſandte den Grafen Lauriſton, der früher Geſandter in Petersburg geweſen war, zu Alexandern; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß und Napoleon ſagte in ſeiner, ihm gewöhnlich entſcheidenden Sprache: *die Überwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt ſie hin. Ihr Schickſal möge erfüllt werden.* Den 23ſten Junius recognoſcirte er den Niemen als polniſcher Reiter verkleidet, und den 24ſten paſſirte die Hauptmacht ſeiner Truppen denſelben, indeſſen die übrigen tiefer unten die Weichſel überſchritten. Die Ruſſen wurden, da der Übergang dicht beim Einfluß der Wilia geſchah, und auch dieſe überſchritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Weſtarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptſchlacht mit ganz getheilter Kraft, oder zu einem ſchleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Magazine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt ſchaffen ſollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenzweck dieſes Kriegs) Polens Wiederherſtellung organiſirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky's, Schwarzenbergs und Regniers Commando fehlte, welche wiederum unter dem Oberbefehl des Königs von Weſtphalen ſtanden. Er hatte den Auftrag, die zweite Nordarmee der Ruſſen, von der erſten durch den Marſch nach Wilna getrennt, in dieſer Trennung zu erhalten, jede Vereinigung weiter rückwärts zu erſchweren, zu verhüten, eine Aufgabe, die bereits vom Marſchall Davouſt, der ſich links in der Flanke des Königs von Weſtphalen anſchloß, ſo gut geltend gemacht ward, daß das Corps des Generals Doktorow von der bagrationſchen Maſſe, wie von der barclei de tollyſchen Weſtarmee getrennt, und faſt umzingelt ward, als ein 36ſtündiger Regen die Straßen unwegſam machte, und durch die plötzliche Kälte nach der entſetzlichſten Hitze die durch Mangel aller Art entkräfteten Pferde der Franzoſen zu mehreren Tauſenden tödtete, ſo daß Doktorow mit mäßigem Verluſt entkam. Die Vorſicht, die Kühnheit, die Tapferkeit des Fürſten Bagration mit allem Mangel an militäriſchem Scharfblick von Seiten des weſtphäliſchen Königs vereitelten ebenfalls die Plane, die man gegen ihn vorhatte; im Gegentheil

glückte es ihm, auf ſeinem Rückzug die Polen in Romanow zu überfallen, und ein Corps von 6000 Mann zuſammenzuhauen, in Volhynien aber den General Tormaſſow ſtehn zu laſſen, der dem franzöſiſchen äußerſten rechten Flügel nicht allein fortwährend die Spitze bot, ſondern auch durch einen kühnen Zug in ſeine Flanke eine ganze Brigade der Sachſen mit Mann und Maus in Kobryn gefangen zu nehmen. Bei Mohilew gelang es ihm ſogar, ſich mit ſeiner ganzen Macht auf den Marſchall Davouſt werfen zu können, und wenn dieſer minder einſichtsvollen Widerſtand leiſtete, oder Bagration nicht jeden Augenblick die Corps des Königs von Weſtphalen in ſeiner Flanke vorgehn zu ſehn hätte fürchten müſſen, ſo wäre er nicht ohne den größten Verluſt entkommen. — Als die Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Napoleon zu ſeinen Truppen, die bereits an der Düna ſtanden, und die Ruſſen in ihrem großen verſchanzten Lager beobachtet, und bedeutenden Verluſt durch ihre Ausfälle daraus erlitten hatten. Eine Schiffbrücke verband die beiden Ufer der Düna, und gewährte ihnen den Vortheil, nach Willkür auf dem einen oder dem andern ihre Hauptmaſſe aufzuſtellen. Das Lager war äußerſt feſt durch die Kunſt, wie durch die Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke dominiren. Napoleon ließ es jedoch auf der Straße von Polotzk umgehen, gab ſich die Miene, hier über die Düna zu gehen, und da die frühern Folgen ſeines trefflich berechneten Durchſchneidens der ruſſiſchen Linie noch nicht gutgemacht, d. h. die beiden ruſſiſchen Weſtarmeen noch nicht vereint waren, ſo blieb wieder nichts übrig, als mit der halben Kraft aufgerieben zu werden, oder raſch das Lager, wie die feſte Stellung bei Wilna zu räumen, und nach dem Dnieper hinzueilen, wo ſich Bagration anzuſchließen hoffte. Nur der Fürſt Wittgenſtein blieb ſtehen, um die Straße nach Petersburg zu decken und die Einſchließung Riga's, das von den Preußen berennt war, zu hemmen. Die franzöſiſche Hauptarmee, mit Ausnahme zweier Corps unter dem Herzog von Reggio und Macdonald, die Riga blokirten, und die Straße nach Petersburg wegzunehmen ſuchten (was eine Menge blutiger, nichts entſcheidender Kämpfe verurſachte), ging nun theils über die Düna, theils längs derſelben nach den wolgonskiſchen Höhen, die ruſſiſche Armee verfolgend, deren Nachtrab oft bedeutende Gefechte annahm, und namentlich vom 25ſten bis 27ſten Juli bei und hinter Oſtrowno jeden Fußtritt Landes ſtreitig machte. Nur der immer in die Mitte hereindringende Marſchall Davouſt, der Bagrations und Barclay de Tolly's Heer keilförmig aus einander hielt, zwang ſie endlich doch, wiederum das Feld zu räumen, und nach Smolensk zu ziehn. Hitze und Mangel aller Art wirkten indeſſen im franzöſiſchen Heere ſo verheerend, daß es eine zehntägige Raſt in dieſem ziemlich fruchtbaren Landſtriche machen mußte, während welcher ſich endlich die beiden getrennten ruſſiſchen Heere unter den Mauern von Smolensk vereinten, und nun ſelbſt offenſiv zu Werke zu gehn Miene machten. 12,000 Mann ihrer Reiterei griffen nämlich den General Sebaſtiani ganz unvermuthet am 8ten Auguſt an, und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verluſt zurück. Die Hauptmaſſe ſetzte ſich am 17ten ſelbſt in Bewegung, dem franzöſiſchen Heere die Spitze zu bieten, das bereits am 10ten aufgebrochen war, wo möglich, eine Hauptſchlacht zu liefern. Napoleon machte Demonſtrationen, den ruſſiſchen rechten Flügel zu umgehn. Sie wurden indeſſen alle vereitelt.

Er ließ daher den eignen rechten Flügel über Orza unter Poniatowsky in Geſchwindmärſchen heraneilen, um die Ruſſen von Moskau abzuſchneiden. Dies bewirkte, daß Bagration eilte, dieſe Straße feſtzuhalten, Barclay de Tolly aber ſein altes Syſtem verfolgte, den Feind ſo lange ab- und aufzuhalten, als möglich. Das alte, ehemals ſehr feſte Smolensk, die ganze Stellung am Dnieper, begünſtigte dies in ſo weit, daß die Franzoſen erſt um Mitternacht, nach einem Verluſt von vielen Tauſenden, dieſes Bollwerk am 17ten einnahmen, nachdem es durch ihre Kugeln und durch die Ruſſen ſelbſt größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte ſich der Herzog von Abrantes während dieſer Schlacht nicht verirrt, ſo hätte er Barclay de Tolly's Heer im Rücken genommen, und die Schlacht wäre für die Ruſſen dadurch zur Niederlage geworden, die wahrſcheinlich keine Schlacht bei Moſchaisk hätte Statt finden laſſen. Das franzöſiſche Heer hatte nun die große Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, deſſen linke Spitze vor Riga, die rechte am Bug, die vorderſte am Dnieper in Smolensk geſucht werden mußte, leiblich links und im Rücken, aber äußerſt ſchlecht auf der rechten Flanke baſirt, wo die tormaſſowſche Diviſion immer Neckereien verübte. Schon den 19ten Auguſt marſchirte alles von Smolensk den Ruſſen nach. Ihre Arrieregarde ſtand bei Volontina, und bot die Stirn dem franzöſiſchen Vortrab unter Marſchall Ney. Der Herzog von Abrantes, der des zurückgeſchickten untauglich befundenen Hieronymus von Weſtphalen Stelle einnahm, kam ihr im Rücken. Sie war verloren, allein die ruſſiſche Elite von der Hauptmacht ſetzte ſich in Marſch, dieſelbe zu retten, und obſchon das Defilé 10 Stunden lang war, ſo gelang es ihnen doch, wiewohl mit großem Verluſt, daſſelbe zurückzulegen. Raſtlos ging das ruſſiſche Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben ſo raſtlos folgten die immer mehr durch Noth und Mangel und Clima leidenden Truppen Napoleons. Indeſſen mußte Barclay de Tolly das Commando dem alten Kutuſow abtreten, der im eben geendigten Türkenkriege neue Lorbeern geerntet hatte. Er hatte viel Landwehrtruppen, neue Reſerven aus dem Innern an ſich gezogen, und 15 Meilen von Moskau beſchloß er, in einer feſten Stellung, die ſo gut, als die Zeit zuließ, verſchanzt war, den Feind zu erwarten. Am 5ten September lagerten ſich die franzöſiſchen Corps gegenüber. Am 6ten wurde bereits eines der Außenwerke von ſeinem Lager nach dem furchtbarſten Gemetzel genommen, und am 7ten mit Aufgang der Sonne begann die blutigſte Schlacht in dieſem Kriege, wo die Einen kämpften, allen Strapatzen, Entbehrungen, Leiden durch einen Hauptſchlag endlich das Siegel aufzudrücken, die Andern das Vaterland zu vertheidigen, die Hauptſtadt zu retten, die in ihrem Rücken lag. Die ruſſiſche Armee ſtand zwiſchen der Moskwa und dem Kalugabach, den nicht unbedeutende und waldige Höhen umkreuzten. Eine furchtbare Schanzenreihe ſicherte ihre Fronte. Bei beiden Heeren hatten es die Feldherren nicht an Reden und Ermunterungen fehlen laſſen, den Geiſt der Tapferkeit zu erhöhen. Aber ſo wüthend auch die franzöſiſchen Angriffe waren, ſo wurden ſie doch noch wüthender empfangen. Gemeine und Führer wetteiferten bei beiden Heeren, und jene fielen zu Tauſenden, dieſe zahlreicher, als in andern Schlachten. Montbrun, Caulaincourt blieben auf franzöſiſcher, Bagration auf ruſſiſcher Seite. Die Verwunde-

ten waren zahllos. 25,000 Mann ſchätzten die Ruſſen ihren Verluſt, 10,000 geſtanden die Franzoſen ein. Die Hälfte kaum vom Ganzen! — Und dennoch war die Schlacht nicht entſchieden. Denn obſchon die Ruſſen in der That im Centrum durch die unerſchütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vicekönig durchbrochen waren, ſo blieben ſie doch rechts und links Meiſter ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verluſt an Geſchütz, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, ſich nach Moskau zurückziehen, da Napoleons Heer zwei Tage lang Zeit zur Erholung brauchte, und dann erſt in zwei großen Colonnen nachfolgen konnte, wovon die eine die Ruſſen in die Flanke zu nehmen beſtimmt war. Kutuſow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Moskau's Thoren zu liefern. Er zog ſich hindurch, und gab es den Flammen und den Franzoſen preis, die noch in der menſchenleeren Einöde mit einem Haufen Mordbrenner um den Beſitz des Kreml, und dann mit den Flammen um den Beſitz der zuſammenſtürzenden Paläſte, der zerſtreuten Vorräthe von den ihnen ſo nöthigen Bedürfniſſen jeder Art kämpfen mußten. Napoleon ſelbſt mußte wieder das alte Schloß der Czaren räumen. Die Flammen wütheten, von dem Winde getrieben, wie ein Feuermeer; die Stadt ward der Plünderung, der Zerſtörung geweiht; alle Hoffnung, die man auf ihren Beſitz gegründet hatte, war vereitelt. Kutuſow ſtellte ſich durch einen Flankenmarſch ſüdlich davon auf, und drohte die Communication der Franzoſen mit ihrer Baſis an der Weichſel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Koſaken ſtreiften bereits im September nach Smolensk hin. Wreja, ſüdlich von Moskau gelegen, gleichſam ein ſchützender Poſten davon für die Franzoſen, ward von ihm durch Überfall am 29ſten erobert. Nichts konnte das franzöſiſche Heer retten, als ſchleuniger Rückmarſch oder Friede. Zum letztern machte ſich Napoleon um ſo mehr Hoffnung, da er zum erſtern zu ſtolz war. Mit jedem Tage ſtieg das Elend ſeines Heeres, zumal da die geretteten Vorräthe mehr verſchwendet als benutzt wurden; das Fouragiren von den ruſſiſchen zuſammenlaufenden Bauern und Koſaken immer menſchenverderblicher ward und die Gefahr, in Moskau eingeſchloſſen zu werden, täglich zunahm. Als Kutuſow endlich von allen Seiten mit Landmilizen, deren Aufgebot Alexander im Sommer ſelbſt geleitet hatte, Koſakenſchwärmen ꝛc. in eben dem Maße verſtärkt war, als die franzöſiſche Armee verlor (man berechnet ihren Abgang in Moskau durch Hunger, Meuchelmord, Überfälle ihrer Marodeurs ꝛc. auf 40,000 Mann), legte er die bisherige Maske der Friedensunterhandlungen ſo ſchnell ab, daß er, ohne des wenigſtens ſtillſchweigend beobachteten Waffenſtillſtands bei den Hauptarmeen ferner zu achten, am 17ten October unter dem General Bennigſen ein ſtarkes Corps bei Tanutina über die dies nicht vermuthenden Franzoſen, von Sebaſtiani befehligt, herfallen ließ, und ſie mit großem Verluſt an Todten, Gefangenen, Geſchütz, zurücktrieb. Napoleon that aus Noth, was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun ſollen; er räumte Moskau und ſuchte nach Smolensk zurückzukommen. Ein Theil ſeiner Truppen bot den Ruſſen bei Malajaroslawetz Schach, als ſie in ſchnellem Marſch heranzogen, die Franzoſen anzugreifen. Es kam zu einem lebhaften Treffen, das der franzöſiſchen Hauptmaſſe Zeit gewährte, einen Tagemarſch zu gewinnen, während deſſen ſich mit jedem Augenblick der Mangel an Cavallerie ihrer Seits, der Überfluß

derſelben auf ruſſiſcher Seite fühlbarer zeigte. Überfälle folgten auf Überfälle, die Colonnen mußten immer gedrängter marſchiren, ihnen auszuweichen; dabei war der Weg zwiſchen Moskau und Smolensk eine Wüſte, und der Mangel aller Art löſ'te bereits die Bande des Gehorſams, als nun auch der ſtrenge Winter Rußlands ſeine Rechte geltend machte, die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menſchen zu Tauſenden vernichtete, und der Kampf mit den Ruſſen immer hartnäckiger, immer dringender ward. — Unter tauſend Opfern war Smolensk erreicht, das Depot der erſehnten Bedürfniſſe. Allein umſonſt hatten alle Heerestrümmern gehofft, hier Ruhe, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Moldauarmee der Ruſſen unter Admiral Tſchitſchakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Communication hinaufzugehen. Jener ließ einige Streitkräfte zurück, um die Öſterreicher und Sachſen in Volhynien zu beſchäftigen, mit dem übrigen Heere ging er auf die Bereſina los, und ſuchte ſich mit Wittgenſtein an der Düna zu vereinigen, um ſo Napoleon gänzlich abzuſchneiden. Dieſer mußte Smolensk ſogleich verlaſſen, um einem ſolchen Geſchick zuvorzukommen. Mit dem Verluſte neuer Tauſende, ja zweier ganzen Corps, von Davouſt und Ney, bei einer Kälte von 12 bis 18 Grad, ohne andre Nahrung, als die zu Tauſenden niederſtürzenden Pferde gewährten, mußte alles eilen, dem nördlich und ſüdlich zuſammeneilenden Feind zuvorzukommen. Kutuſow hätte dies vielleicht ganz vereiteln können, allein er ſtellte nach dem bei Krasnoi (ſeitwärts von Smolensk liegend) gelieferten Treffen, aus jetzt noch nicht genug bekannten Urſachen, ſeine Verfolgung ein, und Napoleon war ſogar ſo glücklich, von der Düna her eine nicht unbedeutende Menge friſcher Truppen entgegenkommen zu ſehn, die beſonders die gänzlich vernichtete Cavallerie wenigſtens in etwas erſetzten; und durch ſie, unter Belluno's, Reggio's und Dombrowsky's Anführung verſtärkt, glückte es ihm, den Admiral Tſchitſchakoff über den wahren Übergangspunkt über die Bereſina zu täuſchen, und dieſe ſelbſt, jedoch mit Verluſt von 20,000 Menſchen und des meiſten Armeegepäcks und Geſchützes, den 28ſten November zurückzulegen. — Aber der Weg nach Wilna, den man einſchlug, war noch ſehr weit, und die ungeheure Kälte, welche mit jedem Tage ſtieg, brachte die Verzweiflung Aller hervor, je ſchrecklicher der Mangel aller Art ſeine Wirkungen äußerte. Das Elend, welches die Reſte dieſes ſtolzen Heeres verzehrte, zu beſchreiben, iſt unmöglich. Acht Meilen von Wilna verließ Napoleon dieſe Trümmern, und eilte im ſtrengſten Incognito über Warſchau nach Paris. Dies war das Signal zur gänzlichen Auflöſung des Heers. Marſchälle, Offiziere hohen und niedern Standes, folgten dem Beiſpiele des Kaiſers. Keine Compagnie hielt mehr zuſammen. Alles ſuchte nun, das Leben, und wo möglich, fremde Beute, oder die den Cameraden abgenommen war, zu retten. Noch in Wilna wurden die letzten Reſte überfallen, und nach dem Niemen zu getrieben, hinter dem ſie ſich dann, wie eine Heerde ohne Hirten nach allen Richtungen gen Weſten zerſtreuten, und die Peſt nach allen Orten, wohin ſie kamen, mitbrachten. Vom ganzen Heere, das den Niemen im Junius überſchritt, kam nichts als das kleine preußiſche Corps zurück, das ſich aber durch eine Capitulation rettete, und unter York und Maſſenbach unmittelbar an die Ruſſen anſchloß. Auf eine ähnliche Art entgingen die Öſterreicher

und Sachſen, bis auf Warſchau zurückgedrängt, dem harten Geſchick, das jenes ſtolze Hauptheer, wie noch keins, traf. — Die Capitulation, welche York, der preußiſche General, am 29ſten December mit den Ruſſen abſchloß, war das Zeichen zum Erwachen des preußiſchen Volks, das ſeit fünf Jahren auf eine beiſpielloſe Art von Napoleon verhöhnt, gedemüthigt, gemißhandelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief ſchon am 2ten Februar 1813 alle Wehr- und Waffenfähige zum Kampf fürs Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein ſein Volk verſtand ihn, und mit nie geſehenem Enthuſiasmus kamen aus allen Gegenden Tauſende nach den Sammelplätzen; Tauſende, zu alt zum Kampf, gaben den letzten Sparpfennig. Die Franzoſen hatten ſich, durch ihre letzten Reſerven, durch in Eil zuſammengeraffte Truppen an dem Pregel, an der Weichſel, an der Oder zu halten geſucht. Die Ruſſen drangen zwar langſam, aber immer mit Übermacht auf allen Punkten vor, und der neue Führer, der Vicekönig von Italien, konnte nichts thun, als mit dem mindeſtgeringſten Verluſt hinter die Elbe zurückgehen. Es war den 8ten März, als er nach dem letzten Gefechte über dieſelbe zurückzog, was nun für Napoleon das Zeichen zu einem neuen Kriege gegen Preußen und Rußland oder zur Entſagung aller der Bedrückungen in Deutſchland aufforderte, die er in ſo ungeheurem Maße ausgeübt hatte. So ſchrecklich auch der Verluſt an Menſchen und Geſchütz ꝛc. geweſen war, ſo bot ihm doch Frankreich ſo viel Hülfsmittel in Verbindung mit dem Rheinbunde an, daß er ungefähr um dieſelbe Zeit im Stande war, ſeine neue Armee, faſt aus bloßen Recruten beſtehend, über den Rhein gehn zu laſſen. Inzwiſchen hatte ſich das Spiel in jedem Betracht geändert. Öſterreich war neutral, der Rheinbund ohne Kräfte und ohne Willen, im nördlichen Deutſchland war faſt allgemeiner Volksaufſtand; längs der Elbe herunter und bis an die Weſer bedurfte es nur einiger Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier wüthender als in vielen andern deutſchen Ländern war; weil es unmittelbar und ſtärker als dort gedrückt wurde. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, die mit jedem längern Zeitverluſt verbunden war, und eilte, nach den bedrohteſten Punkten die nöthigſten Streitkräfte hinzuſenden. Zum Glück für ihn waren die Preußen und Ruſſen nicht im Stande, von dem geringen Widerſtand, den ſie fanden, den vollen Vortheil zu ziehn. Die Kräfte der Ruſſen waren an der Weichſel erſchöpft, die der Preußen mußten erſt organiſirt werden. Die Feſtungen an der Oder und Weichſel hatten viel Infanterie, um eingeſchloſſen zu werden, weggenommen. Kutuſow zeigte wenig Ernſt für Deutſchlands Befreiung, und wollte ſie nicht von Sachſen aus, ſondern an der Unterelbe verſucht wiſſen. Man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachſens König, welcher noch zögerte, während Kutuſow am Ende krank wurde, und in Bunzlau ſtarb. So hatte der Vicekönig noch zeitig genug alle ſeine Kräfte unter den Wällen Magdeburgs vereinen, und ſelbſt Miene machen können, nach Berlin vorzudringen, was zu dem an ſich nichts entſcheidenden Treffen bei Leitzkau (5ten April) Anlaß gab, während Vandamme und Davouſt zwiſchen der Weſer und Unterelbe die Volksgährung mit eiſerner Hand unterdrückten, und die Stadt Hamburg bedrohten, die ihr Joch am muthigſten und keckſten abgeſchüttelt hatte, als durch den kühnen Tettenborn das

ganze rechte Elbufer von den Franzoſen gereinigt war. Die ganze alliirte Armee, kaum 70,000 Mann ſtark, ſah jetzt endlich eine ziemlich doppelt ſo ſtarke von Franzoſen gegen ſich. Napoleons Colonnen ſchloſſen ſich an die des Vicekönigs an, der ſüdlich längs der Saale herunter zog, und dieſe bei Wettin überſchritt, während Napoleon ſie bei Jena paſſirte. Schon am erſten Tage des Mai's drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Ruſſen ſahen ſich in Gefahr, von Merſeburg aus über Leipzig von ihr abgeſchnitten zu werden, und entſchloſſen ſich zu einer Schlacht, die den zweiten Mai bei Großgörſchen, unweit Lützen vorwärts der Elſter, gegen Mittag ihren Anfang nahm, und keinen andern Zweck hatte, als Napoleon, der mit voller Kraft nach Leipzig marſchirte, mit dem linken Flügel zu umgehn, von der Saale abzuſchneiden, mit dem rechten in ſeine Flanke zu fallen. Allein er hatte dieſe durch vorgeſchobene Abtheilungen in den Dörfern Großgörſchen, Rana, Kaja u. ſ. w. wohlgedeckt; ſo unvermuthet der Angriff war, ſo widerſtanden ihm die Franzoſen doch tapfer. Napoleons Hauptmaſſen kehrten um; in große Quarrées vertheilt, wieſen ſie theils alle Angriffe ab, theils wurden ſie bald wieder Herren der entriſſenen Vortheile, und ſo drehte ſich im ſchrecklichen Gemetzel das Spiel in den Dörfern bis zum dunkelnden Abend, wo der Vicekönig, Napoleons Vortrab nach Leipzig bildend, ankam, um den Alliirten in die rechte Flanke zu fallen, ſie zum Rückzuge in ihre alte Stellung zu zwingen, die ſie am 3ten Mai, von Napoleon nicht verfolgt, ohne Verluſt an Geſchütz, mit großem Verluſt an Todten und Verwundeten (gegen 15,000), der jedoch dem franzöſiſchen faſt nachſtand, nach der Oberelbe zurückziehend verließen. Scharnhorſt ward nebſt Blüchern verwundet; der Prinz von Homburg blieb. Die Franzoſen hatten Tags zuvor beim Recognoſciren den Marſchall Beſſieres eingebüßt. — Napoleon folgte den Alliirten auf dem Fuße nach, ohne aber, beim Mangel an Cavallerie, die noch zurück war, ihnen viel Abbruch thun zu können, und war am 8ten Mai bereits Herr von Sachſen, von der Elbe; da Dresden geräumt, Torgau vom General Theilemann geöffnet, Wittenbergs Belagerung aufgehoben werden mußte. Sachſens König mußte von Prag zurückkommen, wohin er geeilt war, mit Öſterreich neutral zu bleiben, und Napoleon ging nun in die Lauſitz, wo die Verbündeten durch ein Corps von 17,000 Mann unter Barclay de Tolly verſtärkt bei Bautzen hinter der Spree eine feſte Stellung bezogen hatten, und ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürſten und aus Frankreich neue Kräfte an ſich gezogen, und ſo begann am 19ten Mai bereits die Einleitung zu einer zweiten Hauptſchlacht, die den 20ſten und 21ſten bei und hinter Bautzen geliefert, aber durch das Umgehen des alliirten rechten Flügels wiederum zu ihrem Nachtheil entſchieden wurde, ſo daß ſich das ganze preuſſiſch-ruſſiſche Heer nach Oberſchleſiens Gebirgen zurückzog, und die Franzoſen, obſchon mit vielfachem Verluſt, beſonders durch ein Reitergefecht bei Görlitz, das Duroc und zwei andern Generalen das Leben raubte, und einen Hinterhalt bei Haynau, bis Breslau vordrangen. Ein Waffenſtillſtand, der am 4ten Juni durch Vermittelung des Grafen Bubna von Öſterreich in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte die Blutſcenen, und erlaubte den Franzoſen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins ſächſiſche Gebiet, der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausfluſſe zu bleiben; den Alliirten

aber ihre noch zahlreichen Verſtärkuugen an ſich zu ziehen, die Ankunft Moreau's, des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Öſterreich Zeit zu verſchaffen, entweder ſeine Rüſtungen zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem deßhalb in Prag zu eröffnenden Congreſſe verhandelt werden ſollte. Napoleon that hier, hatte er noch Kraft genug, den ärgſten Mißgriff. Er hatte vom Waffenſtillſtande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteigänger, die in ſeinem Rücken herumſchwärmten, der Verabredung gemäß, bis zum 12ten Juni über die Elbe zurückkehren mußten, eine Bedingung, deren Vernachläſſigung das vornehmſte Corps derſelben, die dadurch ſo berühmt gewordene lützowiſche Freiſchaar, durch einen ſchmähligen Überfall bei Kitzen am Floßgraben büßte, und daß er ſicher war, Hamburg nebſt Lübek nehmen zu können, das von ſo vielen Freunden, Dänen, Schweden, Preußen, Ruſſen, Engländern unterſtützt, am Ende von allen verlaſſen, durch ſich ſelbſt faſt verrathen und von den Franzoſen mit däniſcher Vermittelung am 2ten Juni beſetzt ward. — Der Congreß in Prag nahm ſpät ſeinen Anfang, und führte zu keinem Reſultate, weil es keinem Theile mit Ernſt darum zu thun war. Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie ſie Nationalehre und Unabhängigkeit foderten; Öſterreichs Vermittelung war Napoleons Stolze entgegen, ſeine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue in der vorjährigen Allianz. So ward der Congreß, obſchon der Waffenſtillſtand, urſprünglich auf ſechs Wochen geſchloſſen, bis zum 16ten Auguſt verlängert wurde, in dem Augenblick aufgelöſ't, wo er eigentlich erſt beginnen ſollte. Der Krieg begann nun fürchterlicher als vorher. Von der Nordſee herunter bis ans adriatiſche Meer ſtand alles unter den Waffen. Öſterreichs Theilnahme am Kriege hatte Napoleon ſchon nach der lützner Schlacht geahnt, und deßhalb den Vicekönig nach Italien mit vielen Offizieren und Unteroffizieren geſandt, um dort eine Armee zu organiſiren. Aus demſelben Grunde mußte Bayern ſeine Streitkräfte am Inn aufſtellen. An dieſe ſchloß ſich ein Corps Eliten, vorzüglich von Cavallerie, die indeſſen aus Spanien gekommen war. Die Hauptmaſſen aber ſtanden von Seiten Napoleons an der Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Alliirten in Böhmen, in Schleſien, mit großen Corps, welche Berlin deckten, und die Unteroder gegen eine Diverſion von Davouſt ſicherten. Die Alliirten waren der Meinung geworden, Napoleons beide Flanken, vorzüglich ſeine rechte von Böhmen aus zu umgehen, und ihm hier ſeine Baſis abzuſchneiden. Deßwegen zog ſich Blücher unmittelbar zurück, als Napoleons Hauptmaſſe gegen ihn vordrang, während die Hauptarmee unter der Anführung des Fürſten Schwarzenberg in Sachſen einbrach, Dresden umzingelte, das in der Waffenſtillſtandszeit befeſtigt worden war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Streitkräfte aus der Lauſitz nach den angeſtrengteſten Märſchen, im entſetzlichſten Regenwetter anlangten, und nicht allein alle Hoffnung der Alliirten vereitelten, ſondern ihnen auch eine Niederlage beibrachten, welche, da ihnen die Hauptſtraßen nach Böhmen abgeſchnitten worden, und alle Nebenwege verdorben waren, die Vernichtung des ganzen Heeres herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleons bisheriger Glücksſtern, ſchon in Rußland verdunkelt, für immer hätte verbleichen

ſollen. Dieſe Schlacht bei Dresden am 26ſten und 27ſten Aug., wo Moreau, aus Amerika herbeigerufen tödtlich verwundet ward, war ſein letzter Triumph. Die Freude darüber raubte ihm ſchon die Niederlage Vandamme's bei Culm (30ſten Auguſt), drei Tage darauf, die gleichzeitige ſeines Heers unter Macdonald in Schleſien, die einander nun folgenden harten Schläge bei Großbeeren (23ſten Auguſt), Belzig, die Niederlage bei Dennewitz (5ten September), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in dem erſchöpften Sachſen; abſcheuliges Regenwetter ꝛc. Tauſende ſtarben an Ruhr und Fiebern, zu immer neuen Gewaltmärſchen gezwungen, da die Alliirten ſich überall zeigten, nie aber zu einer Hauptſchlacht Miene machten, bis der Verluſt der dresdner Schlacht ausgeglichen war. Endlich vereinte ſich durch einige ſchnelle, gut maskirte Märſche Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, überfiel ein franzöſiſches, den Übergang beobachtendes Corps unter dem Grafen Bertrand, Wartenburg gegenüber, und ſtellte ſich zwiſchen der Mulde und Elbe auf. Napoleon brach gleich, als er dies hörte, dahin auf, und hoffte, beide einzeln zu erdrücken. Sie waren aber ſchon über die Mulde nach der Saale vorgegangen. Die große böhmiſche Armee benutzte ſeinen Abmarſch, ihrer Seits in ſeiner rechten Flanke vorzudringen. Ihre und Blüchers Streitpartien trafen ſchon einander in ſeinem Rücken, und der General Thielemann, der Sachſens Kriegsdienſte wegen Torgau's Übergabe mit ruſſiſchen vertauſcht hatte, befreite Gefangne, nahm ganze Schaaren franzöſiſcher Ausreißer, lieferte mehrere Gefechte zwiſchen der Elſter und Saale, die faſt alle für die Franzoſen nachtheilig abliefen. Mit ihm wetteiferte von der entgegengeſetzten Seite der kühne Koſakenchef Czernitſchew, der ſo raſch nach Caſſel vordrang, daß er das Königreich Weſtphalen für aufgelöſ't erklären konnte, ehe noch die nun folgende Hauptſchlacht entſchieden hatte. Napoleon ging, nach einigen Demonſtrationen auf dem rechten Elbufer, die Berlin zu bedrohen ſchienen, mit dem Gros ſeiner Armee nach Leipzigs Ebene, wo er mit den Garden am 14ten October eintraf, als bereits Schwarzenberg eine Recognoſcirung gegen den König von Neapel, der den linken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die ſich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflöſ'te, ohne daß etwas dadurch entſchieden worden wäre. Es hatte ſich ein treffliches Reſervecorps unter Augereau in dieſen Tagen bereits aus Würzburg bei ihm eingefunden, gegen 14,000 in Erfurt neu organiſirte Ausreißer hatten ſein Heer hier ebenfalls verſtärkt, und da Napoleon wahrſcheinlich in der Meinung ſtand, durch ſeine jenſeit Wittenberg gemachten Demonſtrationen den Kronprinz und Blücher irre geleitet und Zeit gewonnen zu haben, der großen böhmiſchen Armee allein eine Hauptſchlacht zu liefern, ſo ſäumte er nicht, in der weiten Ebne Leipzigs, zwiſchen der Pleiße, Elſter und Parthe dieſer entgegenzugehn, ſo ſehr er auch immer von dem Mißlichen ſeiner Lage, von der Überzahl ſeiner Gegner, wenn ſie vereint waren, von der Möglichkeit, gänzlich eingeſchloſſen zu werden, überzeugt ſeyn mußte. Es war den 16ten October früh um 9 Uhr, als der Kampf im Süden von Leipzig heiß entbrannte. Napoleon hatte ſeinen rechten Flügel unter Poniatowsky an die Pleiße gelehnt, alle Dörfer, von Connewitz hinauf an dieſer gelegen, ſtark beſetzt. Sein Centrum ſtand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte

ſich an die Höhen der Parthe. Fürſt Schwarzenberg ſuchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anſtrengungen dazu waren umſonſt, weil Napoleon im Centrum ſolche Fortſchritte machte, daß alle Reſerven, die die erſtere Beſtimmung hatten, für die Verſtärkung dieſes verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mörderiſchen Angriffen auf beiden Seiten ſo entſchieden, daß Napoleon im Centrum und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte und Fürſt Schwarzenberg Willens ſchien, den nächſten Tag ſich nach Altenburg zurückzuziehen. Noch entſchiedener hatte der Graf Bertrand einen Verſuch der böhmiſchen Armee zurückgewieſen, ſich des Defilés von Lindenau und ſomit der ganzen Rückzugslinie Napoleons, vielleicht der Stadt Leipzig ſelbſt zu bemächtigen. Deſto unglücklicher war Napoleons Führer, der Herzog von Ragusa bei Möckern geweſen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie beſetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ungeſtüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerſtand auf ſeinem linken Flügel total geſchlagen, und in Unordnung nach Gohlis zurückgetrieben ward. Napoleon unterhandelte am 17ten durch den gefangen genommenen Graf Meerveldt um freien Abzug und Waffenſtillſtand. Beides fand um ſo weniger Gehör, weil die Alliirten nun über ihre Operationen gemeinſchaftlich einverſtanden ſeyn konnten; weil der Kronprinz von Schweden mit 30,000 Mann an Blüchers Seite eintraf, weil der General Bennigſen mit faſt eben ſo viel jeden Augenblick von Grimma her erwartet werden konnte. So ward den 18ten October die furchtbarſte Hauptſchlacht bei Leipzig geliefert; die Franzoſen fochten, obſchon mehr für die Ehre und den Rückzug, der ſchon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelte. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel ſtand von Probſtheyda nach Connewitz unerſchütterlich. Der linke in Schönfeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Übertritt der Sachſen und Wirtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorgloſigkeit Napoleons am 19ten October verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine ſchreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut. Die Schlacht vernichtete das ganze politiſche Gewebe Deutſchlands, von den Völkern aufs lebhafteſte gehaßt, von den Fürſten mit Unmuth ertragen. Schon am 8ten October hatte Bayern dem Rheinbund entſagt, und ſich mit Öſterreich vereinigt. Alle deutſchen Fürſten folgten dieſem Beiſpiele, mit Ausnahme des durch ſeine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachſen, des fliehenden Hieronymus von Weſtphalen, des gleichfalls davon eilenden Fürſten Primas. Mit ſtürmiſcher Eile, mit Verluſt vieler Tauſenden an Gefangenen und Maroden mußte Napoleon, überall angegriffen oder geneckt, den Rhein zu gewinnen ſuchen, und darum noch den ſchon bei Hanau ſtehenden Bayern und Öſterreichern ein blutiges Treffen liefern (31ſten October), das ihm den Weg bahnte. Die Verbündeten machten am Rheine Raſt, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutſchland aufbot, und die mit denen, welche England, das ſich ſelbſt befreiende Holland, die dazu genöthigte Schweiz, hergab, und welche ihnen bereits ſelbſt zu Gebote ſtanden, das Heer des Xerxes ſelbſt an Zahl (um wie viel hundert Mal mehr an innerer Kraft und Geiſtesſtimmung!) übertrafen, zu concentriren. (Man rechnete alle im Jahr 1814 gegen Napoleon ſtehenden Maſſen auf 1,208,000 Mann.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht

erinnerte, waren die Feſtungen an der Weichſel, Oder, Elbe ꝛc., aber ſtatt ihrer zu nutzen, war er dadurch nur des Kerns von guten Truppen beraubt, die hier von aller Hülfe abgeſchnitten, aller Orten am Ende dem Mangel, dem Elend unterlagen, oder ſich ergeben mußten. Selbſt die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem ſtandhafteſten wie dem treueſten Bundesgenoſſen Napoleons geworden, waren durch den Marſch des Kronprinzen von Schweden zu alle dem gezwungen, was ſie damals nicht freiwillig thun wollten, und als das Jahr 1814 begann, und der Rhein mit ſeinem erſten Tage bereits faſt aller Orten überſchritten war, da ließ ſich bei ſolcher Übermacht leicht vorausſehen, daß Napoleon um ſo weniger in der Länge würde widerſtehen können, als er in Frankreich als Günſtling des Glücks geliebt, als Deſpot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Er hatte gleich nach ſeiner Rückkunft zwar alle Triebfedern in Bewegung geſetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, faſt noch größer als ſie war, vorgeſtellt, um die unerhörteſten Anſtrengungen, die ſchon 1812 und 1813 gemacht worden waren, noch ein Mal zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der Sache war, daß auch die ſpaniſchen Angelegenheiten die ungünſtigſte Wendung genommen hatten; daß in der Schlacht von Vittoria 1813 das auserleſenſte Heer unter Marſchall Jourdan völlig geſchlagen, und bis an den Ebro mit Verluſt des ganzen Geſchützes von Wellington getrieben war; daß man, ſeitdem dies vorgefallen war, mit Mühe nur durch Soults und Suchets Bemühungen den Feind vom franzöſiſchen Boden ſelbſt abhielt; daß alſo auch dahin immer und immer neue Streitkräfte geſendet werden mußten. Zum erſten Male wagte es daher ſelbſt der Senat, ſchüchtern und bittweiſe wenigſtens Frankreichs Elend vorzuſtellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conſcribirter von den Jahren 1807 bis 1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reſervearmeen zu bilden befahl. Aber noch lebhafter ſprachen dagegen die Deputirten Lainé und Raynouard im geſetzgebenden, deßhalb zuſammengerufenen Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erſchöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menſchenverluſt geweſen war, deſto ſchwerer hielt es nun, da es der Selbſtvertheidigung galt, die Hunderttauſende, die dazu nöthig waren, ſelbſt aufzubringen und mit Geſchütz und Pferden und andern Bedürfniſſen zu verſehen. Die Alliirten fanden daher auch jenſeit des ganzen Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meiſt freiwillig von den Franzoſen geräumt war, unerwartet geringen Widerſtand, und faſt ohne allen Blutverluſt konnten ſie ſich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit der öſterreichiſchen italieniſchen Armee, die, vom General Hiller commandirt, den Vicekönig von Tyrol aus abzuſchneiden gedroht, und bis an die Etſch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung ſetzen, und ſich aller Päſſe nach Italien, der Stadt Genf, der Übergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9ten Januar eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts baſirt, in Elſaß, Lothringen, Zweibrücken ꝛc. mit Ausnahme der nicht ſehr beachteten, und blockirten Feſtungen beziehn. Napoleon hatte umſonſt eine Art Landſturm (Aufſtand in Maſſe) aufgeboten. Dieſe Maßregel, die in der Revolution

Wunder that, wirkte diesmal ſehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationalehre betäubte. Nur in wenigen Gegenden, und erſt ſpäter, als die Ausſchweifungen des nicht immer gebändigten von Nationalhaß erbitterten Kriegers dazu Veranlaſſung gaben, zeigten ſich davon Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitern Vorrücken die Saar, die Moſel, die Ardennenpäſſe faſt ohne Schwertſtreich. Nirgends hatte ein franzöſiſcher Feldherr Kräfte genug, die wichtigſten Punkte gegen die Übermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars ſicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25ſten Januar verließ, und zu der mit aller Mühe an der Aube geſammelten Armee ging, vom 27ſten Januar an bis zum 3ten Februar eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei Brienne am 1ſten Februar ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor dieſe Schlacht, nachdem ſein 70 000 Mann ſtarkes Heer den verzweiflungsvollſten Widerſtand geleiſtet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten ſelbſt leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um ſich, wie es ſchien, über Troyes zurückzuziehn. Indeſſen die Eile, mit der man von dieſem erſten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehn wollte, veranlaßte eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht allein einen leidlichern Rückzug, als er ſonſt gehabt hätte, ſondern auch Vortheile, wie ſie ihm kaum die Schlacht als gewonnen gewährt haben würde. Er hatte auf Wagen eine Menge Streitkräfte von der ſpaniſchen Armee bekommen, und ſich raſch von der Seine nach der Untermarne gezogen, längs welcher das blücherſche Heer in einer langen Colonne ſorglos nach Paris hinzog. Er durchbrach es in der Mitte, und vernichtete bei Champeaubert die Colonne des Generals Olſufieff. Ein gleiches Geſchick hätte beinahe das Corps des Generals York und Sacken bei Montmirail gehabt (11ten Februar), und nur mit der größten Anſtrengung und großem Verluſt gelang es ihnen, ſich an Blüchers Reſerven anzuſchließen, der inzwiſchen Wrede und Schwarzenberg zu einer Diverſion auffoderte. Beide waren mit den wirtembergiſchen Truppen ꝛc. jenſeit der Seine; man hatte Napoleon für geſchwächt genug gehalten, theils längs ihr, theils längs der Marne in zwei großen Colonnen hin nach Paris rücken zu können. Zum Theil hatte dieſe Idee auch der Mangel der ohnedies unfruchtbaren Champagne empfohlen. Der große Triangel zwiſchen der Seine und Marne trennte ſie daher, denn in ihm ſtand Napoleons Heer. Um eine Diverſion zu machen, mußte man daher erſt über die Seine kommen, wo man nur zwei Übergangspunkte bei Nogent ſtark befeſtigt, und bei Bray, ohne Brücke, aber im Angeſichte eines ſchwachen franzöſiſchen Beobachtungscorps fand. Mit vieler Anſtrengung und Umſicht gelang es Wreden am 16ten, Blüchers Wunſche zu entſprechen, und ihm, der nun an der Marne herunter nach Chalons zog, und dieſes zum Glück eingenommen fand, wofür der Commandant auf Napoleons Befehl das Leben verlor, Luft zu machen. Inzwiſchen hatte es auf dieſem Rückzuge mehr Verluſt an Geſchütz und Menſchen gegeben, als während des ganzen Feldzugs in dieſem Jahre Statt gefunden hatte. Napoleon hoffte gegen die große ſchwarzenbergſche Armee eben ſo große Vortheile zu erkämpfen. Wrede, mit Wittgenſteins Corps vereint, erfuhr ſeinen ganzen Ungeſtüm, und mußte wieder über die Seine

zurück (17ten Februar); Napoleon griff ſchon den 18ten die Wirtemberger bei Montereau am Zuſammenfluſſe der Yonne und Seine an, und fügte ihnen einen empfindlichen, von ihnen ſelbſt auf 3000 Mann geſchätzten Verluſt an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg eilte nun, bis Fontainebleau vorgedrungen, ſchneller zurück, als er hingekommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder mit Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man immer weiter zurück, und die Lage der Dinge war ſo mißlich, daß im Hauptquartier der Monarchen ſelbſt bereits um ſo mehr verſchiedne Anſichten entſtanden, als während dieſer Kämpfe bereits ein Friedenscongreß in Chatillon Statt gefunden hatte, auf den der Gang dieſer Dinge nothwendig Einfluß gewinnen mußte. Aber eben in dieſer Criſis, die Napoleon wieder ſo muthig machte, daß er die Foderungen in Chatillon höher ſpannte, als zuvor ſeit der leipziger Schlacht, trat der Wendepunkt ſeines Glücks ein. Zu Bar an der Aube kam es zu einem hartnäckigen, aber unentſchiedenen Treffen, und Schwarzenberg bewirkte ſeine Verbindung mit Blüchern. Neue Streitkräfte bedrohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. Ein neues Corps unter General Winzingerode hatte Soiſſon mit Sturm genommen, 7000 Franzoſen daſelbſt unter dem General Puſca vernichtet, und ſich über Epernay nach Chalons an der Marne gezogen, wo es, als nun Blücher Schwarzenbergen die Hand bot, dieſem den Rücken deckte. Mit ihm zugleich langte der General Bülow an, der in den Niederlanden, in der Picardie faſt alle feſten Plätze, namentlich la Fère (am 26ſten Februar) mit einer Menge von Vorräthen, an 6 Millionen werth, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30 000 Sachſen anlangte, die nicht eroberten Plätze einſchließen laſſen konnte, um Blüchern zu verſtärken, der durch ſeine Ankunft nun 120-130,000 Mann ſtark war. So war die Offenſive um ſo leichter und ſicherer aufs neue zu ergreifen, da auch auf dem äußerſten linken Flügel der verbündeten Heere von Genf aus die entſchiedenſten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 24ſten Februar hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marſchall Augerau, nach einigen Verſtärkungen von Spanien aus ermuthigt, hatte den gemeſſenſten Befehl von Napoleon, auf dieſer Seite vorzudringen, die linke Flanke der Alliirten hier zurückzuwerfen, und that alles, um ihm zu entſprechen. Schon gingen alle öſterreichiſchen Bleſſirte nach Bern zurück. Genf wurde ſchon halb für verloren geachtet, aber der Fürſt von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verſtärkungen heran, und der Marſchall Augerau verlor die bisherigen Vortheile eben ſo geſchwind wieder, als er ſie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des blücherſchen Heers mit dem ſchwarzenbergſchen ließ nun die Alliirten den Plan faſſen, zwar wiederum in zwei großen Colonnen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzuziehn, weil die Gegend zu verwüſtet war, um die ganze Maſſe der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwiſchen beiden Colonnen durch einen Schwarm von Koſaken unter dem Hettmann Platow die Verbindung zu unterhalten und die eigentliche Schwäche des Centrums dahinter zu verbergen. So war Napoleons Heer immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwi-

ſchen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in ſeine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte, ihm den Weg dahin abzuſchneiden. Napoleon ſah die Gefahr ein, und ſuchte ihm ſtracks ſelbſt in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon, nachdem er ihm ſchon einen empfindlichen Verluſt bei Craon beigebracht hatte, am 7ten März. Die Schlacht war lange unentſchieden. Am Abend aber warf Blücher ſeine Reſerven auf den linken Flügel, und dieſer griff ſo raſch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des marmontſchen, ſorglos bereits bivouakirenden Corps verlor. Gleich nach der Schlacht von Laon ſetzte ſich nun auch die ſchwarzenbergſche Armee aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehn. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung; er wollte Frankreich retten, indem er die Communication der Verbündeten mit Deutſchland abzuſchneiden drohte. Er drang zwiſchen Aisne und Marne herunter, nahm Rheims, Chalons, Soiſſons wieder ein, warf ſich mit Ungeſtüm auf Schwarzenberg, deſſen Armee ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20ſten März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verluſt von mehr als 30 Kanonen am 20ſten und 21ſten zurückgetrieben, und manoeuvrirte jetzt nach der Maas hin, als wollte er ſich da feſtſetzen. Er hoffte ohne Zweifel *), daß die Alliirten in ihren Planen irre werden, ihm Blößen geben würden. Da im Rücken der Alliirten noch alle Moſelfeſtungen waren, mit deren Beſatzung ſich Napoleon vereinen konnte, da zugleich in den Vogeſen, im Elſaß, Lothringen ꝛc. Tauſende von Bürgern und Bauern ſich zuſammenrotteten, und viele einzelne Parteien, Curiere ꝛc. auffingen, ſo war ſein Plan allerdings motivirt, und für die Alliirten gefährlich genug. Dieſe waren daher auch ſelbſt ſehr unſchlüſſig; aber Alexanders Muth und unerwartete günſtige Vorfälle beſtimmten ſie endlich, raſch nach Paris vorzugehn, und Napoleons Märſche nur beobachten zu laſſen. Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, ſeine Arrieregarde, 30,000 Mann ſtark, immer vor ſich her, und am Ende der ſchwarzenbergſchen Armee zugetrieben, ſo daß dieſelbe, abgeſchnitten von Napoleon, zwiſchen zwei Feuer kam, und zwiſchen Vitry und La Fere Champenoiſe am 25ſten März mit einem Verluſt von 8000 Mann und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde; während das ganze Gepäck genommen, und die Diviſion Pactod noch überdies an demſelben Tage Abends gefangen oder zuſammengehauen ward; theils war der Marſchall Augerau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20ſten März bereits durch Capitulation genommen worden; theils hatten ſich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14ten März ſchon der Stadt Bordeaux bemächtigt, und den ihnen an Kräften weit nachſtehenden Marſchall Soult bis Toulouſe zurückgetrieben; theils waren endlich von Paris ſelbſt Männer im Hauptquartier eingetroffen, welche das Daſeyn einer antinapoleoniſchen Partei und die Eroberung dieſer, der Nationalgarde allein anvertrauten Stadt ſo leicht ſchilderten, daß man muthvoll den gewagten Schritt be-

*) Faſt bis zur Evidenz iſt dies alles in dem Werke: Der Krieg der Franzoſen gegen Rußland, Preußen ꝛc. 4 Bändch. von *r. Leipz. bei Engelmann, erwieſen.

gann, und am 30ſten den Trümmern des marmont-mortierſchen Corps am Montmartre ein Treffen lieferte, das um 10 Uhr begann, und um 3 Uhr Nachmittags mit einer Capitulation endigte, welche die Thore von Paris öffnete (31ſten März); übrigens für Paris äußerſt ehrenvoll und günſtig war. Der Einzug der verbündeten Monarchen war daher auch ein wahrer Triumphzug. — Damit hatte es aber zugleich ein Ende mit Napoleons Herrſchaft. Seine Familie hatte ſich ſchon früher geflüchtet; jetzt erklärte Alexander, er werde nie mit ihm und dieſer unterhandeln. Den 1ſten April ward durch Talleyrand, der jetzt alle ebern Geſchäfte leitete, eine proviſoriſche Regierung organiſirt, Napoleon für abgeſetzt erklärt, und bald darauf die Krone den Bourbons übertragen, die bereits ſeit drei Monaten durch England alle Federn in Bewegung geſetzt hatten, ihr altes Erbrecht geltend zu machen. Am 6ten April wurde Ludwig XVIII. feierlich ausgerufen, und es kam jetzt nur darauf an, wie die Sache mit Napoleon zu enden war. — Als dieſer ſah, daß die Alliirten ſich durch ſeine Märſche nicht abhalten ließen, nach Paris vorzugehn, berechnete er ſich leicht die Folgen der Eroberung dieſer Stadt, und eilte, ſeinen Plan aufgebend, in einem großen Bogen, dieſelbe zu retten. Ein Verſuch ſolcher Art mußte fehlſchlagen, wenn ſich Paris nicht vertheidigte, und er kam daher nur bis Fontainebleau, als er ſchon die Nachricht ſeiner Entthronung erhielt. Es vereinigten ſich hier die Trümmer der aus Paris capitulationsmäßig abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Raguſa nicht ohne Schein von Verrätherei am 5ten heimlich wieder verließen. Napoleon verzichtete nach manchen Unterhandlungen auf den Thron, und bedung ſich nur den Kaiſertitel, die Inſel Elba mit völliger Souveränetät, 2 Millionen Franken ꝛc., was ihm alles bewilligt wurde. Der Krieg ſelbſt hatte unter ſolchen Umſtänden ein Ende. Am 9ten April ſchon ward ein Waffenſtillſtand mit allen franzöſiſchen Befehlshabern geſchloſſen, und die Rückkehr der alliirten Armee in der möglichſt kürzeſten Friſt zu bewirken verſprochen. Die meiſten außer den Gränzen des alten Frankreichs gelegenen Feſtungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb dieſes gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meiſten zögerte Davouſt in Hamburg, der erſt am 29ſten Mai abzog. Zugleich entſchied die Einnahme von Paris über das Schickſal von Italien. Hier hatte der Krieg theils durch des Vicekönigs treffliche Diſpoſitionen, theils durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlaſſen, und die der Alliirten, von Öſterreich begünſtigt, ergriffen hatte, ohne es mit ihnen ehrlicher zu meinen, als mit Napoleon, am wenigſten einen entſcheidenden Gang genommen. Seit dem Treffen, das der Vicekönig am Mincio dem öſterreichiſchen Feldherrn geliefert hatte, und worin Beide Vortheile und Nachtheile hatten, behauptete er unerſchüttert ſeine Stellung an dieſem Fluſſe mit einem Heere von höchſtens 30,000 Mann, womit er ſich gegen eben ſo viel Neapolitaner und 50,000 Öſterreicher geltend zu machen wußte. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gange der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 16ten April ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der den franzöſiſchen Truppen den Abzug nach Frankreich geſtattete, und die italieniſchen zu bleiben nöthigte. Ein Aufſtand in Mailand änderte die Bedingung deſſelben: in Paris das Schickſal Italiens entſcheiden zu laſſen, dahin

ab, daß er ſeinen Befehl über die Truppen an den öſterreichiſchen General Bellegarde (der Hillers Stelle eingenommen hatte) abgab, und über Verona nach München reiſ'te. Der Graf Artois traf indeſſen als Stellvertreter Ludwigs XVIII. in Paris ein, und ſchloß eine Convention mit den verbündeten Monarchen, welche Frankreich die Gränzen von 1792 ſicherte und noch einige Vergrößerungen im Oſten und Norden gewährte. Ludwig XVIII. ſelbſt ſtieg am 24ſten April zu Calais ans Land, und zog mit ſcheinbar großem Jubel in Paris am 3ten Mai ein. Am 5ten legte Schwarzenberg den Oberbefehl nieder, und die Heere zogen nun raſch nach dem Rhein zurück, obſchon der Friede ſelbſt erſt am 30ſten Mai unterzeichnet wurde. Öſterreich bekam dadurch Italiens obern Theil wieder, England gab alle Colonien Frankreichs mit Ausnahme von Tabago, Isle de France und St. Lucie heraus; Rußland, Preußen und Öſterreich alle Gefangene ohne Entgeld, Contributionen fanden nicht Statt. England verlangte nur Erſatz für den Unterhalt ſeiner Kriegsgefangenen und Abſchaffung des Negerhandels binnen fünf Jahren. Vieles, was nicht in dieſem pariſer Frieden beſtimmt und klar war, ſollte auf einem eignen Congreſſe abgemacht werden. Im Ganzen war wegen der großen Erwartungen des allgemeinen Haſſes gegen Frankreich, der Sucht, Rache an ihm zu nehmen, die Freude über dieſen Frieden ſehr gering, ob er gleich über 100 feſte Plätze und 25 Millionen Menſchen von Frankreich, wie es zwei Jahre früher da ſtand, losgeriſſen hatte. — Inzwiſchen ſollte auch er nicht lange Europa's Ruhe ſichern. In Frankreich gelang es Ludwig XVIII. nicht, die Liebe dieſes ihm ſo unbekannt gewordenen Volkes ſich zu erwerben, ſo viel Mühe er ſich auch darum gab. Die zurückgekehrten Emigranten, der Stolz und Fanatismus mehrerer Glieder ſeiner Familie, der Umſtand, daß er die Begebenheiten der Revolution als eben ſo viel Verbrechen, die merkwürdigſten Männer derſelben als halbe Verbrecher anſah, der entſchiedne Hang zum Alten, zum Mönchsweſen, der unſichere Beſitz der gekauften Nationalgüter, welche auf tauſenderlei Art von ihren alten Beſitzern, die zurückgekehrt waren, angetaſtet wurden, die Fortdauer des alten bonapartiſchen Finanzdrucks im Tabaksmonopol und den Droits reunis, die Zurückſetzung des Militärs, dies und noch ſo manches andre, wofür Ludwig nicht verantwortlich ſeyn konnte, weil es Folge der Umſtände war, die vor ihm beſtanden, oder über ihn gebieteriſch herrſchten, ließ Napoleon in Elba jetzt minder ſtreng beurtheilen, und brachte dieſen, der von der Lage der Dinge vollkommen unterrichtet war, auf den Gedanken, ob mit oder ohne innere Einverſtändniſſe, wiſſen wir noch nicht, nach 11 Monaten ſein Patmos zu verlaſſen, und ſich mit ungefähr 1000 Mann ſeiner alten Garde auf einer Brigg und einigen zerbrechlichen Fahrzeugen, den 26ſten Februar 1815, nach Frankreichs Küſten einzuſchiffen, wo er unbemerkt am 1ſten März um 3 Uhr Nachmittags landete, und ohne Widerſtand, anfangs vom Volke an der Küſte kalt, in der Dauphiné vom proteſtantiſchen Bauer mit Enthuſiasmus empfangen, bis Grenoble vorrückte, wo ihm der Obriſt Labedoyère das erſte Regiment zuführte, und man ihm die Thore öffnete. Von hier aus war ſein Marſch, aller Vorkehrungen von Seiten der Bourbons ungeachtet, bis nach Paris ein Triumphzug, auf dem kein Tropfen Blut floß, auf dem jedes Corps, das ihm entgegengeſandt wurde, ſeinen Vortrab bildete; ſo daß er kaum 20 Tage Zeit brauchte, um (20ſten März) in den Tuile-

rien abzuſteigen, aus denen Ludwig XVIII. mit Eile und Mühe denſelben Tag früh geflohen war. Es kam nur darauf an, ob kein Bürgerkrieg erfolgen, ob Europa ihn eben ſo wie Frankreich anzuerkennen bereit ſeyn würde. Der erſtere erfolgte nicht; ſo viele Mühe ſich auch der Herzog von Angouleme und ſeine Gemahlin im ſüdlichen Frankreich gaben, ſo endete der Widerſtand doch ſchnell und ohne Erfolg zu ihrem Nachtheil, mit der Gefangennehmung des Herzogs, dem Napoleon großmüthig das von einem Unterbefehlshaber gegebne Wort hielt. Was aber Europa anbelangte, ſo waren deſſen Herrſcher gerade auf dem oben erwähnten Congreſſe in Wien ſchon ſeit dem October des vorigen Jahrs verſammelt, um Europa's und hauptſächlich Deutſchlands Angelegenheiten auszugleichen, und obſchon darüber in mancherlei Federkriege ihrer Miniſter gerathen, dennoch durch Napoleons Erſcheinen ſogleich dahin gebracht, ſich das Wort zu geben, ihn nicht in ihrer Mitte zu dulden, und eine Erklärung gegen ihn zu erlaſſen (25ſten März), worin man ganz Frankreich, wenn es ihm Aufnahme gewähren würde, den Krieg ankündigte, und ihn ſelbſt für vogelfrei erklärte. Alle ſeine Bemühungen, die Rückkehr aus einem günſtigen Geſichtspunkte zu zeigen, die verſprochene Veränderung ſeiner Regierungsmaximen, die Staatsverwaltung ſelbſt, die allerdings in Frankreich jetzt ſolider und edler als vorher unter ihm da ſtand, indem alles, was Frankreich edles und großes und biederes hatte, ſich an ſeinen Thron ſchloß, und wohl ſichtbar ward, daß er nur der erſte Diener des Staats nicht mehr der alte Despot ſeyn könne, ſcheiterten an der Erinnerung jener Tücke, jener Beleidigungen, jener Verachtung aller Menſchen- und Völkerrechte, und ſo erging der Ruf zum Krieg wieder durch ganz Europa, diesmal nicht ſowohl gegen Frankreich als vielmehr gegen den einzigen Mann, der ſich allen furchtbar gezeigt hatte. Gegen 770,000 Streiter zogen aus Deutſchland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwertſtreich beſtiegnen Throne herabzuſtürzen. Napoleon war ſeiner Seits auch nicht müßig geweſen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Maifelde im Anfang des Junius 4000 Deputirte zuſammenkommen laſſen, die einer neuen Conſtitution und ihm Treue ſchworen. Vom 20ſten März an hatte er, Carnot, Davouſt und mehrere andere gute Köpfe alles gethan, das Heer in einen achtbaren Zuſtand zu bringen. Der Enthuſiasmus aller alten zerſtreuten, aus der Gefangenſchaft zu Tauſenden inzwiſchen heimgekehrten Krieger hatte ſie dabei mehr, als man geglaubt hatte, unterſtützt, und dies alles flößte den gegen ihn ſich erklärenden Fürſten um ſo mehr Behutſamkeit ein, als ſie eines Theils bei ihrer erſten Erklärung in Napoleons Erſcheinen nichts als eine Soldatenverſchwörung vermuthet hatten, wovon ſie jedoch jetzt im Maifelde das Gegentheil ſahen; andern Theils ein Sturm in Italien eines ihrer Hauptglieder, den öſterreichiſchen Kaiſer, bedrohte, und mit dem in Frankreich zuſammenhing. — Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel, hatte mit den bourboniſchen Höfen auf dem Congreſſe in Wien einen um ſo härtern Kampf zu beſtehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war, welche denen, die es ſich gegen ihn Öſterreich zu gefallen, jedoch nur in Folge eines Waffenſtillſtandes, aufgelegt hatte, ſchnurſtracks entgegenſtanden,

und überdies ſein zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtetes Betragen zu gut durchſchaute, um nicht in den gemeſſenſten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Öſterreich, ſeinen Verpflichtungen mit ihm um ſo getreuer, je weniger es ſein Intereſſe war, im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, ſprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigſtens, von ihm verlaſſen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo er, bei der obwaltenden Gährung Italiens, ſich zum Herrſcher dieſer ganzen Halbinſel machen könne; genug, ohne Kriegserklärung brach er am 4ten April mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die öſterreichiſche Truppenlinie auf. Die Öſterreicher, kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen ſich fechtend hinter den Po, wo ſie ſich ſo lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligſt dahin geſandten Truppen anlangten, worauf der General Frimont, der ſie befehligte, ſo raſch und ſo geſchickt die Offenſive wieder ergriff, daß Murat ſchon nach 20 Tagen in der verzweifeltſten Lage war, da ſeine Truppen, von Feigheit und Muthloſigkeit gefaßt, ſich nach und nach auflöſ'ten und keinem Angriff mehr ſtanden. Immer umgangen, und von den beſten Landſtraßen abgeſchnitten, ſah er ſich zum ſteten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geſchütz und Gepäck verloren gingen. Ein Verſuch, durch einen Waffenſtillſtand ſich zu retten, ſcheiterte an der Feſtigkeit des öſterreichiſchen Feldherrn; ein andrer, bei Tolentino (1-3ten Mai) mit den Waffen in der Hand ſeine Lage zu verbeſſern, an der Tapferkeit ſeiner Gegner, und in Folge dieſer letzten mit Verzweiflung und perſönlicher Tapferkeit gemachten vergeblichen Angriffe zerſtreute ſich ſein Heer gänzlich, ſo daß er ſelbſt eiligſt nach Frankreich floh, ſeine Gemahlin als Gefangne nach Öſterreich geführt ward, die Trümmer des Heeres aber hinter dem Volturnaflüßchen (20ſten Mai), 5000 Mann ſtark, das Gewehr ſtreckten. Die halbe öſterreichiſche Armee hatte ſich ſchon früher bei den unerwartet geringen Hinderniſſen nach Oberitalien hinaufgeſchwenkt, um von da aus über die Alpen in Frankreich einrücken zu können. — Sicher hatte man in Wien nicht gehofft, ſo leichten Kaufs hier den Sieg davon zu tragen; ſicher darum den Angriff gegen Frankreich verſchoben; und da auch die am weiteſten entfernten Ruſſen erſt in der Linie am Rhein einrücken ſollten, und zwiſchen den Verbündeten ſelbſt die gegen Napoleon gepflogenen Tractaten zur Ratification in ſo fern Zeit wegnahmen, als der Prinz-Regent von England nur unter der Bedingung beitrat, daß der Kampf allein gegen Napoleon, nicht aber in der Abſicht Statt finden ſolle, daß Frankreich wider ſeinen Willen die bourboniſche Regentenfamilie aufgedrungen werde, ſo war bereits der Junius ziemlich zur Hälfte vorgerückt, ohne daß die des Ausgangs zum Theil ängſtlich harrende Welt einige Anſtalt zu einem ernſtlichen Angriff geſehen hätte. Dieſer erfolgte endlich von Seiten Napoleons eben ſo ungeſtüm als unvermuthet. Gleich nach dem Maifelde war er von Paris zu der an der nördlichen Gränze ſtehenden Armee von 150,000 Mann ausgeſuchter Truppen abgegangen, hatte die bei Laon verſammelten Garden an ſich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15ten Juni mit Tages An-

bruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen, und, nicht ohne Verluſt, unter dem General Ziethen nach Fleurus zurückziehen. Am 16ten Juni des Morgens war das ganze franzöſiſche Heer jenſeit der Sambre, und Napoleon griff die inzwiſchen geordneten, durch alle in der Nähe cantonnirenden herbeigeeilten Truppen verſtärkten Preußen an, die ſich hinter dem Lignibach in einer ſehr feſten Stellung zwiſchen den Dörfern St. Amand und Longrines aufgeſtellt hatten, Nachmittags wüthend an. Obgleich der alte Held Blücher alles aufbot, ſich zu halten, ſo war doch die Übermacht des Feindes zu groß, das Heranziehen der entferntern Streitkräfte ſo unmöglich, und eine Diverſion, die Wellington auf der Straße von Brüſſel her durch ein Gefecht bei Quatrebras verſuchte, wobei der tapfre Herzog von Braunſchweig blieb, durch Ney's Kälte und unerſchütterlichen Widerſtand ſo ganz vereitelt worden, daß nach dem blutigſten Widerſtande nichts übrig blieb, als ein Rückzug, den die Dunkelheit der Nacht begünſtigte. Blücher kam hier in die größte Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Die feindliche Cavallerie ging über ihn, der vom Pferde geſtürzt war, zweimal weg. Gleich den nächſten Tag darauf ließ Napoleon die nach Wavre ziehenden Preußen durch zwei ſeiner Armeecorps verfolgen, mit dem übrigen Heer ging er auf der Straße nach Brüſſel vor, um die Engländer eben ſo aufzureiben, wie er es in Bezug auf die Preußen gethan zu haben glaubte. Wellington hatte ſich inzwiſchen vor dem großen Walde von Soigny auf einem Plateau aufgeſtellt, das durch mehrere ländliche Vorwerke, Vertiefungen ꝛc. eine natürliche Feſtung bildete. Den 18ten ließ Napoleon dieſe Stellung in der Überzeugung angreifen, daß die Engländer nicht lange Widerſtand leiſten würden. Allein alle ſeine Angriffe ſcheiterten, und je mehr er ſeine Kräfte vergebens aufrieb, je mehr die Truppen den Muth verloren, deſto ſchrecklicher ſollte die Niederlage werden, als gegen Abend das am 16ten geſchlagene, aber deſto kampfbegierigere Heer der Preußen von Wavre her in zwei Colonnen auf dem rechtem Flügel und im Rücken des franzöſiſchen Heers durch das Defilé von St. Lambert hervorbrach. In einer Stunde war die ganze franzöſiſche Armee, da jetzt Wellington von ſeinem Plateau eine allgemeine Bewegung vorwärts machte, zerſtreut und Napoleon ſelbſt von den Flüchtigen mit fortgeriſſen. Blücher ließ alles aufſitzen, in der mondhellen Nacht die Geſchlagenen zu verfolgen. Alles Geſchütz und Gepäck ging verloren, kein Rückzugspunkt war angegeben; ſie, die geglaubt hatten, morgen in Brüſſel zu ſeyn, irrten im traurigſten Zuſtande an der Sambre herum. Die Verfolgung Blüchers und Wellingtons zog von dem Sieg alle nur erdenklichen Vortheile. Da nirgends ein Armeecorps Hinderniſſe entgegenſetzte, ſo wurden die im Wege liegenden feſten Örter genommen oder umzingelt. Abgeordnete aus Paris, die um Waffenſtillſtand flehten und Napoleons Abdankung kund thaten, wurden nicht gehört; man ſchritt immer vorwärts, die erſte Betäubung benutzend. Am 27ſten Juni war man bereits Herr der dahin führenden Hauptſtraßen, und man konnte hoffen, ohne Schwertſtreich Herr von Paris zu werden. Aber die beiden franzöſiſchen Generale, Vandamme und Grouchy, welche nach der Schlacht am 16ten die Preußen verfolgt, und in dem Augenblick den General Thielemann aus Wavre vertrieben hatten, wo

Napoleons Heer zerſtäubt ward, machten einen ſo ſchnellen, gewandten und beſonnenen Rückzug, daß ſie, welche von Freund und Feind für verloren geachtet waren, nach mäßigem Verluſte in dem Augenblicke unter den Mauern von Paris eintrafen, als Blücher und Wellington ankamen. Da Paris beſſer als 1814 befeſtigt war, ſo kam es allerdings darauf an, ob es ſo geſchwind genommen werden würde. Zum Unglück für die Franzoſen wurden dieſe Befeſtigungen umgangen, und Paris kam in Gefahr, auf ſeiner ſchwächſten Seite geſtürmt zu werden. Grouchy und Vandamme konnten der Übermacht um ſo weniger die Spitze bieten, als täglich friſche Streitkräfte bei den Preußen und Engländern nachrückten. So kam es zu Unterhandlungen, zu einem Waffenſtillſtand, zur Räumung von Paris. Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geſchütz u. ſ. w., und den 6ten wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch dieſe einzige, jedoch äußerſt blutige, Schlacht von Waterloo, wie ſie die Engländer, von la Belle Alliance, wie ſie die Preußen, von Mont St. Jean, wie ſie die Franzoſen benannten, in der Hauptſache entſchieden. Die Streitkräfte, welche die franzöſiſche Nation auf den übrigen Punkten aufgeſtellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß ſie, da gleich nach dieſer Schlacht auf allen Seiten die Ruſſen, Bayern, Wirtemberger, Öſterreicher concentriſch vordrangen, ungeachtet des tapferſten Widerſtandes eines Rapp unter Straßburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufſtandes mehrerer Gegenden im Elſaß und Lothringen, etwas andres als unnützes Blutvergießen und Verwüſtung des unglücklichen Landes hätten zur Folge haben können. Waffenſtillſtandsverträge machten nach und nach auch auf dieſen Punkten dem Kriege ein um ſo ſchnelleres Ende, da in Paris ſelbſt Ludwig XVIII. bereits am 10ten Juli wieder ſeinen Einzug gehalten hatte. Napoleon hatte gleich nach ſeiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beſchwören, und reiſ'te mit ſeiner Familie nach Rochefort ab, wo er ſich am Ende den Engländern (15ten Juli) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Kammern der Pairs und Repräſentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Conſtitution beſchäftigten, während die Sieger heranrückten, die Köpfe ſo lange, bis Fouché, der an die Spitze der einſtweiligen Regierung getreten war, ihre Säle ſchließen ließ, und Ludwig als König auftrat, ſo ſtark ſich auch noch in dieſen Augenblicken die Stimme des Volks in ſeinen Kammern und der Armee dagegen ausſprach. Dieſe Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürſten hatten Ludwig als ihren Alliirten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das franzöſiſche Volk geſprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es ſich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte, deſto weniger konnte jenes frühere Verſprechen gehalten werden, deſto ſchonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons — gegen die frühere Meinung des Prinz-Regenten — wider den Willen des franzöſiſchen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befeſtigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überſchwemmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Miniſtern an Ausgleichung der politiſchen Ver-

hältniſſe, mit denen man aber bis zum 29ſten September ſo wenig ins Reine kam, daß ſie alle unvermuthet ihren Abſchied nahmen. Erſt mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Miniſtern wurden am 2ten October die Präliminarien unterzeichnet, welche 1. Frankreichs Gränze beſtimmten, wie ſie 1790 geweſen war, jedoch davon 2. die Feſtungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Berſoir, mit einem gewiſſen näher zu bezeichnenden Umkreiſe abriſſen; 3. Hüningen zu ſchleifen geboten; 4. eine Entſchädigung von 700 Millionen Franken für die Kriegskoſten, in fünf Jahren zahlbar, feſtſetzten; 5. eine Linie von Condé über Bouchain nach Bitſch mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Koſten) eben ſo lange den Alliirten zu beſetzen einräumten und 6. die Foderung aller Privatperſonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davouſt 1813 geleerten Bank) ſicherten. Erſt damit war der Krieg ſelbſt eigentlich beendigt, denn immer waren bis dahin, wenigſtens von den Preußen, Frankreichs nördliche Feſtungen ernſtlich belagert und größtentheils erobert worden, ohne daß man noch jetzt weiß auf weſſen Geheiß die Commandanten derſelben Widerſtand thaten. Durch eine beſondre Convention ward, halb gezwungen, halb freiwillig, die Zurücknahme aller ſeit 1792 in Paris angehäuften Kunſtwerke Italiens, Deutſchlands ꝛc. bewilligt. Über Napoleon kamen die Verbündeten dahin überein, daß er in St. Helena auf Englands Koſten als Kriegsgefangener, jedoch mit aller möglichen Erleichterung, die eine ſolche Lage zuläßt, leben ſolle. Seine Brüder und Verwandten hatten ein glücklicheres Loos und Leben, Joſeph ganz frei in Nordamerika, Lucian, Jerome ꝛc. unter ſehr leidlicher Aufſicht in Rom, in Öſterreich, in Deutſchland; nur Murat, dem daſſelbe Geſchick angeboten ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, ſein Reich zu erobern, und ſtarb den Tod eines Verbrechers, faſt eher die Welt etwas von ſeinem abenteuerlichen Unternehmen erfuhr, am 5ten October zu Pizzo in Calabrien. *r.

Ruſſiſches Bad, ſ. Bäder.

Ruſſiſches Glas, ein in Sibirien und mehreren anderen hochnordiſchen Provinzen des ruſſiſchen Reichs ſich findendes blätterig brechendes Mineral, das, in dünne Scheiben geſpalten, die Stelle des Glaſes vertreten kann, jedoch nicht ſo durchſichtig wie dieſes iſt. Zu unterſcheiden iſt dies ruſſiſche Glas von dem Frauen- oder Marienglaſe (ſ. d. Art. Frauenglas), das zum Kalkgeſchlecht gehört, während das ruſſiſche Glas zu dem des Thons gerechnet wird. Die Farbe dieſes glasartigen Minerals iſt gewöhnlich braun, mitunter auch gelblich und grau.

Ruthe, ein Längenmaß, deſſen man ſich bedient zur Ausmeſſung von Größen und Entfernungen. In der Geometrie iſt dieſes Maß, der Erleichterung in der Berechnung wegen, immer in zehn Theile getheilt, die wieder in zehn Theile zerfallen (Fuß und Zoll), weßhalb ſie Decimal- oder geometriſche Ruthe genannt wird. Im gemeinen Leben iſt eine Duodecimal- oder zwölftheilige Eintheilung der Ruthe gebräuchlich, nach welcher alſo dieſelbe Länge einer Ruthe zwölf Fuß, jeden zu zwölf Zoll u. ſ. w. enthält, daher denn der geometriſche Fuß oder Zoll ſich zum gewöhnlichen Vermeſſungsfuß oder Zoll verhält wie 10 zu 12 oder 5 zu 6. (Über die Verſchiedenheit der Größe des Fußes und ſeine Eintheilung in Zolle ſ. d. Art. Fuß.)

Rutſcherrecht wurde ehedem ein in einigen Gegenden übliches Recht des Grundherrn oder Darleihers genannt, welches darin beſtand, daß wenn an dem beſtimmten Tage, ja ſelbſt zur Stunde, der an ihn zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieſes Zinſes mit jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewiſſes Quantum ſtieg, gleichſam **fortrutſchte** (daher der Name), bis ſie abgetragen wurde.

Ruyſch (Friedrich), wurde 1638 zu **Haag** geboren, ſtudirte Medicin und erwarb ſich bald den Ruf und Namen des größten und ausgezeichnetſten Anatomen ſeiner Zeit. Nicht allein die mancherlei wichtigen Entdeckungen, die Ruyſch im Gebiete der Zergliederungskunſt machte, ſondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch Ausſpritzen der Gefäße die Körper Verſtorbener nicht allein vor der Verweſung zu ſichern, ſondern ihnen auch die urſprüngliche Friſche und Anmuth zu erhalten, war es, was Ruyſch ſo beſonders auszeichnete. Als **Peter I.** von Rußland auf ſeiner erſten Reiſe nach Holland kam, beſuchte er auch Ruyſch und das Cabinet anatomiſcher Präparate dieſes Gelehrten erregte die höchſte Bewunderung des Czars, der es auch in der Folge, als er das zweite Mal nach Holland zurückkehrte, kaufte und dadurch ſeiner neuen Stadt (Petersburg) und den Wiſſenſchaften in Rußland einen großen Dienſt erzeigte. Ruyſch ſtarb in ſehr hohem Alter, den 22ſten Febr. 1731, als Mitglied der londner und pariſer Akademie. Seine hinterlaſſenen, meiſt anatomiſchen Schriften geben ein ſehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Ruf ihres Verfaſſers. F. G.

Ruyter (Michael Hadrian), wurde 1607 zu **Vließingen** in Seeland geboren, und von ſeinen Ältern zum Seilerhandwerk angehalten, welches ihm aber durchaus nicht zuſagte. Er entlief dieſer ihm verhaßten Beſtimmung und nahm Dienſte auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, ſein ausgezeichnetes Talent zum Seedienſt zu entwickeln und ſich zu dem großen Seehelden auszubilden, welcher der Stolz und Ruhm ſeines Volkes wurde. Von unten auf dienend, erſt Schiffsjunge, dann Matroſe, dann Steuermann, dann Capitain, Befehlshaber eines Geſchwaders und endlich Admiral, verdankte Ruyter nur ſeinem Talent und ſeinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und ſein Leben iſt ein ſchöner Beweis, wie große Fähigkeiten ſich durch alle Hinderniſſe Bahn zu brechen vermögen. Auf allen ſeinen Seezügen erwarb ſich Ruyter den Ruhm eines tapfern, umſichtigen, unerſchrockenen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; ſein Privatleben zeigt ihn uns als einen beſcheidenen und genügſamen Mann. Als 1641 Holland Portugal unterſtützte gegen Spaniens furchtbare Macht, commandirte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgeſendete Hülfsmacht, und erwarb ſich den Dank und die Anerkennung des liſſaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren ſeine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten. Als aber im Jahr 1653 der Krieg zwiſchen Holland und England ausbrach, commandirte Ruyter unter dem berühmten holländiſchen Seehelden **Tromp** (ſ. d. Art), und ſchlug mehrmals den engliſchen Anführer **Askon** und deſſen weit ſtärkere Macht. Nach dem Friedensſchluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corſaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, und machte den berüchtigten Renegaten **Armand de Dias** gefangen und ließ ihn hängen. Der

von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher ſchon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigeſtanden hatte, nebſt ſeiner Famili'e in den Adelſtand erhoben worden, jetzt übertrug ihm ſein in Gefahr ſchwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländiſchen Flotte, die der ſtolzen Übermacht Britanniens ſich entgegenſetzen ſollte, und Ruyter löſ'te auf die ehrenvollſte Art das große Vertrauen, das man in ſeinen Muth und in ſein Talent ſetzte. Nachdem er der brittiſchen Seemacht in den außereuropäiſchen Gewäſſern manchen herben Streich verſetzt hatte, ſchlug er 1666 ſie in drei großen Seeſchlachten in den Gewäſſern des Canals, und, obgleich bald darauf durch ſeiner Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und ſelbſt großen Verluſt geſetzt, ermannte Ruyter als echter Held ſich doch ſchnell wieder, lief in die Themſe ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für ſein Vaterland und ihn (1667—68). Ein neuer Krieg mit England entſpann ſich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit ſeinem Volke zur See den Sieg, und während zu Lande die Waffen der Republik höchſt unglücklich kämpften, triumphirte die holländiſche Flotte in einem entſcheidenden Siege (1673) über die verbundene engliſch-franzöſiſche. Dankbar ehrte Holland ſeines Seehelden Verdienſt, und als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politiſchen Factionen, die damals Holland ſehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauſes Oranien, die Brüder de Witt, geſtürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staates. Ruyter genoß jedoch nicht lange der ehrenvollen Früchte ſeiner Anſtrengungen; abgeſendet zur Unterſtützung der Spanier in Sicilien, kämpfte er hier tapfer und ehrenvoll, wie immer, gegen eine ſehr überlegene Macht der Feinde — der Franzoſen — bis er endlich (1676) in einem Treffen, das er in jener Gegend den Franzoſen lieferte, durch einen Kanonenſchuß den Fuß verlor und bald darauf an dieſer Wunde ſtarb. Sein Leichnam wurde nach Amſterdam gebracht, wo ihm auf Koſten des Staates ein würdiges Denkmal errichtet wurde.

Ryſſel, ſ. Lille.

Ryswick, eine Stunde von Haag gelegen. Dieſer offene Flecken hat dadurch hiſtoriſche Bedeutenheit erhalten, daß hier 1697 unter ſchwediſcher Vermittelung der bekannte, nach dem Ort benannte Friedensſchluß zu Stande kam zwiſchen Frankreich, dem deutſchen Kaiſer und Reiche und dem Herzog von Savoyen. S. Friedensſchlüſſe.

S.

S., auf franzöſiſchen Münzen das Zeichen der Münzſtadt Troyes. — In der Muſik bedeutet S oder Es das um einen halben Ton erniedrigte E. (S. B.)

Saale, 1. ein Fluß in Franken, der im Würzburgiſchen entſpringt, und bei Gemünd in den Main fließt; 2. ein Fluß in Thüringen, der auf dem Fichtelgebirge in Franken entſpringt, Thüringen vom Vogt- und Oſterlande ſcheidet, von da nach Jena, Naumburg, Merſeburg, Halle, dann ins Anhaltiſche fließt, die Orla, Ilm und Unſtrut aufnimmt, und ſich an den Gränzen der Grafſchaft Barby in die Elbe ergießt. Er iſt nur zum Theil ſchiffbar gemacht.

Saame, der Stoff, welcher allen organiſchen Körpern, folglich dem Thier- und Pflanzenreiche, zur Fortpflanzung dient. Wir verweilen hier nur bei dem Pflanzenſaamen. Betrachten wir ſeine äußere Geſtalt, ſo finden wir hier die größte Mannichfaltigkeit. Es gibt kugelrunde, rundliche, eirunde, längliche, tellerförmige, nierenförmige u. ſ. w. Saamen, deren Oberfläche bald glatt und glänzend, bald rauh und mit allerlei Nebentheilen verſehen iſt. Bei dem innern Bau haben wir die äußere Schaale oder Bedeckung, ſodann den Kern und den darin eingeſchloſſenen Keim, den eigentlichen Hapttheil, zu betrachten. Die äußere Bedeckung ſoll den Saamenkern ſchützen. Sie beſteht meiſt aus mehrern über einander liegenden feinen Häutchen, und iſt von verſchiedner Subſtanz. Iſt ſie holzartig und knochenhart, ſo heißt der Saame Nuß, deren Kern noch überdies mit einer dünnen und weichern Haut umgeben iſt. Bei vielen iſt die äußere Bedeckung bloß pergament- oder lederartig, bei den mehrſten aber noch dünner. Der Saamenkern beſteht aus einem mehlartigen, ölicht ſchleimichten Weſen von mehr oder weniger Härte, und beſitzt die Eigenſchaft, die in der Erde befindlichen Feuchtigkeiten einzuſchlucken, wodurch er erweicht wird, anſchwillt und dem Keime zur erſten Nahrung dient. Man ſieht einkernige, zwei- und vielkernige Saamen. An der Stelle, wo der Saame an der Saamenkapſel oder am Fruchtboden befeſtigt war, befindet ſich eine Narbe. Unter dieſer liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. (Man vergl. die Art. Befruchtung und Pflanzen.)

Saavedra Faxardo (Diego de), ein ſpaniſcher Staatsmann in den letzten zwanzig Jahren des 16ten Jahrhunderts geboren, ſtudirte zu Salamanca, wo er Doctor der Rechte wurde, und widmete ſich den öffentlichen Geſchäften. Er war ſpaniſcher Agent am römiſchen Hofe, und wurde 1643 von Philipp IV. zum Friedenscongreß nach Münſter geſchickt, als er ſchon die Würde eines Ritters von Santjago und Beiſitzers des oberſten Raths von Indien erlangt hatte. 1646 wurde er nach Madrid zurückberufen, und ſtarb 1648. Er war ein talentvoller und gewandter Diplomatiker, und einer der geiſtreichſten ſpaniſchen Proſaiſten. Die vorzüglichſten ſeiner Schriften ſind Corona gothica, castellana y austriaca von 714-1216, unkritiſch und flüchtig in den hiſtoriſchen Unterſuchungen, aber in einem claſſiſchen Styl abgefaßt; Inicio de Artes y Ciencias, Madr. 1655, 8.; Locuras de Europa, Madr. 1645, und deutſch, Leipzig 1748, 8.; ein Fürſtenſpiegel in Emblemen, Idea de un Principe Christiano, Monaco 1640. Seine

Werke erſchienen geſammelt unter dem Titel: Obras, Antwerpen 1683, 4.

Sabäismus (aus dem Hebräiſchen Zaba, Heer, wovon, weil Gottes Heere die Geſtirne oder Mächte des Himmels ſind, Zebaoth, Herr der Himmelsheere), wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, inſonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einfluſſes der Geſtirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zuſammenhängende Wohlſeyn der Menſchen erzeugte die Vorſtellung ihrer Göttlichkeit und die Beziehung zu den Geſtirnen, in der gewiſſe Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch beſtimmte Abhängigkeit ſtehen oder durch ſinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch dieſe in den Kreis der Erſcheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenſtände des Cultus erkennt. Die aus der Anſchauung des Geſchlechtsverhältniſſes der lebendigen Geſchöpfe hervorgegangne und in den indiſchen Mythen vorwaltende Grundidee des Zeugens, Empfangens und Gebärens, welche in der ſinnlichen Vorſtellungsweiſe der Urwelt die Stelle des Begriffs von Urſach und Wirkung vertrat, wurde auf hiſtoriſchem Wege mit der religiöſen Anſicht des Sabäismus verſchmolzen, wodurch dieſer die Richtung und Ausbildung erhielt, in der er in den Göttergeſchichten der vorderaſiatiſchen Völker erſcheint. Denn Ägypten, Arabien, und beſonders die Länder, welche öſtlich der Euphrat und Tigris, weſtlich das Mittelmeer, und nördlich das ſchwarze Meer begränzt, waren nach den uns bekannten mythologiſchen Überlieferungen das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchriſtlichen Zeit herrſchte, und ſelbſt die zur Verehrung des einigen Gottes angeleiteten Hebräer zeigten oft ſtarke Neigung zu dem üppigen Naturdienſte, in den der Cultus des Sabäismus ausartete. Herodot beſchreibt uns dieſen Cultus als ein Spiel mit den ſchaffenden und erhaltenden Kräften der irdiſchen Natur, das die Einbildungskraft anziehen, und alle Sinne und ſinnlichen Triebe lebhaft beſchäftigen mußte. Wer die Religionsgeſchichte der Chaldäer, Aſſyrier, Syrer und der Völker Kleinaſiens kennt *), wird es nicht zu hart finden, daß die Propheten des alten Teſtaments die Gottesdienſte dieſer Heiden eine Hurerei nennen, die die wüſte, ſich ſelbſt zerſtörende ſinnliche Begierde mit der Natur trieb. (Vergl. die Artikel Mythe, Natur, Polytheismus.) E.

Sabbath, Ruhetag, heißt bei den Hebräern und jetzigen Juden der Sonnabend, weil ſie ihn zufolge der moſaiſchen Geſetzgebung der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Chriſten den Sonntag. E.

Sabellius, ein chriſtlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, iſt als Stifter einer

*) Wagner in ſeinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Görres in ſeiner Mythengeſchichte und Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie geben dazu gute Anleitung, wenn ſie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf dieſem weiten Gebiete von Sagen, Phantaſien und ſeltſamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Zeugniſſen griechiſcher Geſchichtſchreiber und chriſtlicher Kirchenväter verdanken müſſen, aufhellen konnten. E.

Partei merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher geſetzlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß ſie den Sohn und den heiligen Geiſt nur als verſchiedene Offenbarungen oder Kraftäußerungen des einigen Gottes, aber nicht als beſondre Perſonen in der Gottheit gelten laſſen wollte. Die Trinität erſchien nach ihrer Vorſtellungsweiſe nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreifaches Verhältniß Gottes zur Welt. Was der Evangeliſt Johannes das Wort (Logos) und die chriſtliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne ausſendet, um zu erleuchten und zu wärmen, und meint daher, daß dieſer Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den Menſchen Jeſus thätig geweſen ſey, um das Werk der Erlöſung zu vollbringen, aber keineswegs eine von dem Leben des einigen Gottes geſonderte und verſchiedene Exiſtenz habe. Die Sabellianer wurden im vierten Jahrhunderte von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Anſicht des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet ſie aus den Deutungen hervor, welche neuere Theologen bei dem Beſtreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und ſie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, verſucht haben. E.

Sabier oder Zabier, auch Johanniſchriſten, werden die Anhänger einer religiöſen Secte genannt, welche ſich aus denjenigen Schülern des Täufers Johannes, die nicht zum Chriſtenthume übertreten wollten, gebildet hat. Sie ging kurz vor der Entſtehung der chriſtlichen Gemeinde aus dem Judenthume hervor, von dem ſie ſich trennte, und wendete ſich von den Ufern des Jordans, der ihr heilig war, nach Chuſiſtan in Perſien, wo ſie von chriſtlichen Reiſenden im 17ten und 18ten Jahrhunderte unweit Schuſter (dem alten Suſa) gefunden worden iſt. Das ehedem auf der Geſchichte, Lehre und Verfaſſung der Sabier ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Unterſuchungen unſrer Orientaliſten über einige Bruchſtücke der ſabiſchen Religionsſchriften noch wenig aufgeklärt. Nur ſo viel wird jetzt angenommen, daß ſie den Täufer Johannes als ihren Stifter und vorzüglichſten Propheten verehren, an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenſchen glauben, den ſie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm ſich ſelbſt Mandäer nennen. Dieſer Gottmenſch ſoll vom Johannes getauft worden, und kurze Zeit auf Erden ſichtbar, aber mit dem Stifter des Chriſtenthums keineswegs einerlei Perſon geweſen ſeyn. Jeſum erklären die Sabier für einen bloßen Menſchen und falſchen Meſſias, obgleich das, was ſie von den Thaten und Schickſalen ihres Gottmenſchen angeben, den evangeliſchen Nachrichten von Chriſto ſehr ähnlich ſieht, und davon entlehnt zu ſeyn ſcheint. In ihren Anſichten von dem Verhältniſſe Gottes zur Welt und der Dämonenlehre ſind die Spuren von Einmiſchungen aus Zoroaſters Lehren und Übereinſtimmungen mit der gnoſtiſchen Äonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrſcheinlich wird, daß ſich ihr Lehrbegriff erſt während ihres Aufenthalts in Perſien entwickelt hat. Ihr Glaube an Vorſehung und Unſterblichkeit ſchließt ſich näher an den chriſtlichen an, und das wenige, was man von ihren religiöſen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfaſſung weiß, läßt vermuthen, daß ſie von den neſtorianiſchen Chriſten, mit denen ſie unter den Patriarchen derſelben zu Babylon

bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jetzt beſtehende Ordnung des Prieſterſtandes unter Biſchöfen, die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmſter Gebrauch iſt die Taufe oder heilige Abwaſchung im Namen des Logos des Lebens, die ſie nach ältern Nachrichten täglich wiederholten. Aus ihren Glaubensſchriften ſieht man zwar, daß ſie nicht ganz ohne Literatur ſind, doch gibt der finſtre Aberglaube, der ihren Prieſtern als Mittel der Herrſchaft dient, den niedrigen Stand ihrer Cultur zu erkennen. Die Verſuche, ſie dem Papſte zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Chriſten ſeyn, aber noch mehr verabſcheuen ſie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher ſie die blaue Farbe, welche die türkiſchen Weiber zu ihren Beinkleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geräthen und Häuſern, noch an ihren Kleidungen dulden und die blauen Meßgewänder und Altardecken der Catholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Von den Mahomedanern, unter denen ſie leben, ohne ſich mit ihnen zu vermiſchen, unterſcheiden ſie ſich durch mildere, der chriſtlichen Lebensweiſe verwandtere Sitten. E.

Sabiner, eine alte Völkerſchaft Italiens, wahrſcheinlich Abkömmlinge der Auſonier und Verwandte der Aborigener. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; noch Horaz rühmt ihre alte biedere Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geſchieden; gegen Morgen wohnten die ſabiniſchen Colonien der Veſtiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an trefflichen Weiden. Er trug Öl, Obſt und Wein; auch gab es gute Eichelmaſt.

Sabinerinnenraub, ſ. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gaſparo), ein in ganz Europa rühmlichſt bekannter italieniſcher Componiſt, geboren zu Neapel den 13ten Mai 1735. In ſeiner Jugend ſtudirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante in dem Conſervatorio di S. Onufrio zugleich mit Piccini, Traelta und Guglielmi. Mit beſonderm Fleiß ſpielte er die Violine, und die Gewandtheit, welche er ſich auf dieſem Inſtrument erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in ſeine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch ſie ſich auszeichnen. Er hatte nicht ſo bald dieſe treffliche Muſikſchule verlaſſen, als er anfing, ſich durch ſeine Werke bekannt zu machen. Sie verſchafften ihm im J. 1762 ein feſtes Engagement an dem Theater zu Rom, wo er ſieben oder acht Jahre blieb; er beſuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige der ſchönſten Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komiſchen, er dieſen im Tragiſchen übertreffe. Im J. 1769 wurde er als Galuppi's Nachfolger nach Venedig zur Direction des Ospedaletto berufen. Abgeſehn von den Kirchencompoſitionen, welche er hier herausgab, bildete er in dieſem Amte auch mehrere treffliche Sängerinnen, und unter dieſen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. A. Als die Werke Sacchini's in London bekannt geworden waren, wünſchten die dortigen Muſikfreunde ihn als Theatercompo-

niſten zu beſitzen. Bevor er ihrer Einladung folgte, beſuchte er Deutſchland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italieniſche Theater mehrere treffliche lyriſche Tragödien, als Montezuma, Perſeus, den Cid und Andre, deren uns bekannt gewordne Bruchſtücke von der höchſten Schönheit ſind. Sein Aufenthalt in England würde auch ſeinen Vermögensumſtänden vortheilhaft geweſen ſeyn, wenn ſeine Leidenſchaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlaſſung bedeutender Schulden zu verlaſſen. Gegen das Jahr 1782 ließ ihm die Adminiſtration der Oper zu Paris durch ſeinen Freund Framery den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für dies Theater zu arbeiten. Man vereinigte ſich über die Bedingungen, und 1783 erſchien Renaud, worauf Chimene und Dardanus folgten. Da Sachini zu einer Zeit auftrat, wo durch Gluck und Piccini die Franzoſen bereits an die fremde Muſik waren gewöhnt worden, ſo erregte er anfangs nicht den Enthuſiasmus, den er erwartet haben mochte. Vielmehr wurden ſeine erſten Werke mit einer Art von Gleichgültigkeit aufgenommen. Nicht derſelbe Fall war es mit ſeinem Oedipe à Colonne, der in jeder Hinſicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin geſtiegen als geſunken iſt. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit ſo unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beſchloß, Paris zu verlaſſen, und nach England zurückzukehren, wohin ſeine Gönner und Freunde nach übernommener Tilgung ſeiner Schulden ihn einluden, um ſich unter ihnen eines ruhigen Glücks zu erfreuen. Der Tod aber hinderte ihn daran. Sachini ſtarb zu Paris den 7ten October 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Gichtanfalls. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Muſikfreunde. — Die Haupteigenſchaften dieſes großen Componiſten ſind Leichtigkeit, Anmuth und Hoheit, welche ihm nie, ſelbſt in den energiſchſten Stellen, untreu wurden. Seine Geſänge ſind ſo natürlich und ſo glücklich, daß ſie ſich in der Kehle des Sängers von ſelbſt zu bilden und daraus hervorzugehen ſcheinen. Er verſtand die ſchwere Kunſt, Geſang und Declamation, dieſe beiden ſo wichtigen und faſt entgegengeſetzten Dinge, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie iſt rein und voll; auch glänzt er in dem religiös-idealen Styl; ſeine Prieſterchöre ſind die ſchönſten Muſter in ihrer Art. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet er das Verdienſt, ſtets ſich ſelber gleich zu ſeyn; findet man in ihm einige Einförmigkeit, ſo iſt dies wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sacco (Johanna), eine der berühmteſten deutſchen Schauſpielerinnen, wurde 1754 zu Prag geboren, betrat dort 1761 als Mamſell Richard die Bühne, und wurde bei den Kinderballetten gebraucht. Im 11ten Jahre ihres Alters debutirte ſie in Wien bei der kurziſchen Geſellſchaft, und als dieſe aus einander ging, kam ſie zu der ackermannſchen Geſellſchaft nach Hamburg. In der Folge ſpielte ſie in Leipzig, Freiberg, Torgau, Carlsbad, Altenburg u. ſ. w., verheirathete ſich 1772 mit dem Tänzer und nachherigen Balletmeiſter Sacco, und ging 1774 nach Warſchau zu der Geſellſchaft, welche Kurz dirigirte. 1776 begab ſie ſich wieder nach Wien,

wo ſie ſich durch ihr herrliches Spiel nicht bloß den Beifall der Kaiſerin Maria Thereſia, ſondern aller Kunſtkenner, zu denen auch der Fürſt Kaunitz gehörte, im höchſten Grade erwarb. Selbſt Perſonen der niedern Stände huldigten auf eine enthuſiaſtiſche Weiſe ihren glänzenden Talenten; ein Fleiſchhacker in Wien war ſo entzückt von ihrem Spiel, daß er ein ganzes Jahr ihr für ihre Haushaltung das Fleiſch unentgeldlich lieferte. Überhaupt war die Sacco ſo ſehr der Liebling, ſowohl der höhern als niedern Claſſen in Wien, daß man es faſt als ein Verbrechen betrachtete, das mindeſte Fehlerhafte an ihr bemerken zu wollen. Mit dem Studium ihrer Kunſt vereinigte ſie die glücklichſten Naturgaben. Sie hatte ein gefühlvolles Herz, die ſeltene Gabe, mit dem Dichter, die noch ſeltnere, für ihn zu arbeiten, Schönheiten in Stellen zu legen, in die er ſelbſt keine gelegt hatte, und Fehler des Dichters hinwegzuſchaffen. Außerdem beſaß ſie eine glückliche Geſichtsbildung, ein Auge voll ſchmachtenden Feuers, ein reizendes Mienenſpiel, einen ſchönen Wuchs, und eine entzückende Silberſtimme, welches alles vereint ſie zu einer der vortrefflichſten Schauſpielerinnen machte. Sie ſtarb den 21ſten December 1802 in Wien an einer Bruſtkrankheit.

Sachenrecht, dingliches Recht, Jus in re oder **Jus reale**, iſt ein Recht, welches Jemand an einer Sache dergeſtalt hat, daß er es gegen jeden Beſitzer verfolgen kann. Es gehören nach römiſchem Recht hieher das Eigenthum (dominium), die Erbſchaft, die Dienſtbarkeit oder Servitut, das Pfand, und der Beſitz. Nach deutſchem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractsrecht ꝛc. Alle aus dieſen verſchiedenen Gattungen des Sachenrechts entſpringenden Klagen heißen **dingliche Klagen** (actiones in rem). Dieſe Klagen werden von dem Berechtigten angeſtellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls er ſich im Beſitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung ſeines ihm ſtreitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, ſo heißt ſie actio confessoria.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichſten Dichter und Meiſterſänger des 16ten Jahrhunderts, wurde den 5ten November 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in ſeiner Jugend das Schuſterhandwerk, wanderte als Geſelle, und trieb hernach ſein Gewerbe in ſeiner Vaterſtadt längere Zeit hindurch, ließ ſich von dem berühmten Meiſterſänger Nunnenbeck in der Verskunſt unterrichten, trat zur lutheriſchen Religion über, ward Vorſteher einer Meiſterſängerſchaft, und ſtarb den 20ſten oder 25ſten Januar 1576. Er gehört aber nicht nur unter die beſten Dichter ſeines Jahrhunderts, ſondern auch unter die eifrigſten Beförderer der lutheriſchen Kirchenverbeſſerung, und einer vernünftigern Denkart in Religionsſachen. Wirklich beſaß er viel dichteriſches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer beſſern Ausbildung genoſſen hätte, und in aufgeklärtern Zeiten geboren worden wäre. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen ſich ſeine Gedichte durch witzige Darſtellung, ſinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenſchilderungen aus dem Zeitalter des Dichters beſonders aus. Seine ſämmtlichen Werke kamen heraus zu Nürnberg 1570 bis 1579 in 5 Foliobänden, nachher zu Kempten 1612 bis 1616 in 5 Quartbänden. Handſchriften von Hans Sachſens Gedichten befinden ſich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf, u. a. O. F. J. **Bertuchs** Proben aus Hans Sachſens

Werken, Weimar 1778, wurden damals nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollſtändige Ausgabe ihr folgen konnte. Um ſo erfreulicher iſt es für die Freunde alter vaterländiſcher Dichtkunſt, daß Büſching jetzt unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuen. J. H. Häslein gab unter dem Titel: Hans Sachſens ſehr herrliche Gedichte 1791 zu Nürnberg Einiges heraus. Die bis jetzt gedruckten poetiſchen Werke dieſes merkwürdigen Schriftſtellers beſtehen in 272 weltlichen, 116 allegoriſchen Erzählungen, und 197 Schwänken. Auch mehrere ſchöne einfache, aber herzerhebende Kirchenlieder hat er gedichtet, unter andern das: Warum betrübſt du dich, mein Herz? u. ſ. w.

Sachſen. Wenn gleich der Name der Sachſen in der großen Tabelle der germaniſchen Völkerſchaften beim Tacitus fehlt, und weder Pomponius Mela, noch Plinius der Sachſen gedenken; ſo dürften ſie doch urſprünglich zu den norddeutſchen Stämmen gehören, die unter dem Namen der Cimbern und Teutonen bei ihren Zügen nach dem Süden das römiſche Weſtreich mächtig bedrohten, und nur durch den Heldenmuth des Marius bezwungen werden konnten. Denn erſt bei dem Ptolemäus kommt ihr Name vor, indem er dieſen Volksſtamm bei der cimbriſchen Halbinſel, im heutigen Holſteiniſchen und deſſen Umgebungen, aufführt. Die verſuchten Etymologien des ſächſiſchen Volksnamens (Saſſen von eingeſeſſenen, von Sax, einem kleinen Dolche) ermangeln des grammatiſchen Beweiſes und der hiſtoriſchen Begründung. Seit aber die Sachſen im dritten chriſtlichen Jahrhundert als eine beſondere germaniſche Völkerſchaft im nördlichen Deutſchland erſcheinen, wird ihrer als eines zahlreichen, kriegeriſchen und ſeeräuberiſchen Volks gedacht, welches die belgiſchen, armoriſchen und britanniſchen Küſten ſo oft bedrohte, daß die römiſchen Imperatoren zur Deckung dieſer Küſten einen eignen Flottenchef (comitem littoris saxonici) ernannten. Schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts beunruhigten die Sachſen auch die römiſchen Gränzprovinzen in den Rhein- und Schelbegegenden, und wahrſcheinlich beſetzten ſie ſeit den Zügen der Völkerwanderung die zwiſchen dem Rheine, der Weſer und der Elbe von den fortziehenden Stämmen erledigten Wohnplätze. Zwei bedeutende Horden derſelben gingen ums Jahr 449 unter der Anführung des Hengiſt und Horſa nach Britannien, wohin ſie die Britten gegen die Picten und Scoten riefen, welche das im Jahre 426 von den Römern aufgegebene Britannien beunruhigten. Zwar wurden die Picten und Scoten wieder in ihre nördlichen Gebirgsgegenden zurückgedrängt; allein die durch viele Nachzügler verſtärkten Sachſen bemächtigten ſich ſelbſt in kurzer Zeit des Landes, und ſtifteten daſelbſt ſieben angelſächſiſche Königreiche, ſo daß die Herrſchaft der Sachſen über Britannien beſtand, bis dieſe Inſel im Jahre 1066 von den Normännern unter Wilhelms Anführung erobert ward. — Die in Deutſchland zurückgebliebenen Sachſen erſcheinen in ihren weit ausgebreiteten Beſitzungen unter den Namen der Oſtphalen, Weſtphalen und Engern. Sie gränzten im Norden an die Frieſen und an die Dänen, im Oſten an die den Deutſchen ſeit der Völkerwanderung bis an die Elbe nachgerückten ſlaviſchen Völkerſchaften. — In Verbindung mit den Franken, welche unter Clodowig im Jahr 486 in Gallien den letzten Überreſt der römiſchen Macht vernichtet hatten, zerſtörten ſie im Jahre 528 das damals im mittlern Deutſch-

lande bedeutende Königreich Thüringen, von welchem die nördlichen, am Harze gelegenen Theile des eroberten Landes an die Sachſen kamen. Doch zerfielen die Sachſen und die Franken ſelbſt unter ſich über dieſe neue Erwerbung, und als Carl der Große die Macht des fränkiſchen Reichs im Innern und nach außen conſolidirt hatte, begann er den ernſthaften dreißigjährigen Kampf mit den Sachſen, die er zur Anerkennung ſeiner Hoheit und zur Annahme des Chriſtenthums bringen wollte. Der kräftige Widerſtand der Sachſen, beſonders unter ihrem Heldenanführer Wittekind, bewies es, um welchen Preis dieſes freie Volk ſeine bisherige Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit aufopfern würde. Denn ſelbſt nachdem Wittekind, nach ſeiner Taufe zu Attigny, nicht mehr an der Spitze der ſächſiſchen Völkerſchaften ſtand, ward der blutige Kampf der Sachſen gegen Carl fortgeſetzt, bis endlich im Jahre 803 der Vertrag zu Selz die Sachſen dahin brachte, daß ſie das Chriſtenthum annahmen, der Geiſtlichkeit den Zehnten entrichteten, und mit den Franken zu Einem Volke vereinigt wurden. Doch ſollten ſie alle ihre bisherigen Rechte und Geſetze behalten, und zu keinen beſondern Abgaben an den neuen Oberherrn verpflichtet ſeyn. Wenn gleich Carl für die Civiliſation und Cultivirung der Sachſen durch viele im Umfange ihres Gebietes angelegte Biſthümer und Schulen (zu Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Münſter, Hildesheim u. ſ. w.) ſorgte; ſo verfielen doch überhaupt ſeine für Wiſſenſchaften und für die Kirche begründeten Inſtitute unter den innern und äußern Unruhen während der Regierung der unmittelbaren Nachfolger aus ſeiner Dynaſtie. Als aber unter dem kräftigſten ſeiner Enkel, unter Ludwig dem Deutſchen, im verduner Vertrage (843) Deutſchland ein eignes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachſen einen der mächtigſten Stämme in der Reihe der ſechs zu Deutſchland gehörenden Völkerſchaften: der Oſtfranken, der Sachſen, der Frieſen, der Thüringer, der Schwaben und Bayern. Schon unter Ludwigs Regierung wird (845) Ludolph, welcher große Erbgüter in Oſtphalen beſaß, als Herzog von Sachſen genannt. Sein älteſter Sohn Bruno folgte dem Vater in dieſer Würde (859), erbaute (861) Braunſchweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wiewohl die herzogliche Würde auf deſſen jüngern Bruder Otto den Erlauchten überging. Dieſer, der entweder nur beträchtliche Familienländer in Thüringen, oder das Herzogthum Thüringen ſelbſt, ſo wie Sachſen, als deutſches Reichsfeudum beſaß, lehnte nach dem Erlöſchen der carolingiſchen Dynaſtie in Deutſchland mit Ludwig dem Kinde (911) die ihm angebotene deutſche Krone ab, und leitete die Wahl der Nation auf den oſtfränkiſchen Grafen Konrad. Allein dieſer Konrad ſchlug bei ſeinem Tode den Sohn Otto's des Erlauchten, den kräftigen Herzog Heinrich von Sachſen, zu ſeinem Nachfolger vor, und ſo trug Heinrich und nach ihm in unmittelbarer Folge Sohn, Enkel und Urenkel, Otto I., II., III., die deutſche Krone. Unter dieſen vier Fürſten aus dem ſächſiſchen Hauſe war entſchieden Heinrich der kräftigſte und ausgezeichnetſte; denn er ſchlug die Ungarn bei Merſeburg (933) mit großem Erfolge vom nördlichen Deutſchlande zurück; er beſiegte die Dalemintier im Meißniſchen und die Haveller im Brandenburgiſchen, und legte zur Bändigung der beſiegten Slaven die Markgrafſchaften Meißen (928) und Nord-

ſachſen (Brandenburg — 931) an, ſo wie er jenſeit der Eider die Mark *Schleswig* begründete, in Deutſchland geſetzliche Ordnung herſtellte, viele Ortſchaften mit Mauern umgeben und den neunten Mann vom flachen Lande in dieſe geſicherten Städte ziehen ließ. Er ſelbſt hatte das Herzogthum Sachſen beibehalten; allein ſein Sohn *Otto* I. (reg. von 936—973) ertheilte es einem ſeiner Verwandten, dem tapfern eingebornen Sachſen, *Hermann Billung*. Dieſe billungiſche Dynaſtie der Herzoge von Sachſen erloſch im Jahre 1106 mit dem Herzoge *Magnus*, worauf der Kaiſer Heinrich V. den Grafen *Lothar* von Supplinburg und Querfurt mit Sachſen belehnte. Nachdem aber dieſer (1125) den deutſchen Thron beſtiegen hatte, übertrug er Sachſen ſeinem Schwiegerſohne, dem Herzoge *Heinrich dem Stolzen* von Bayern, der im Mannsſtamm von dem guelfiſchen Hauſe abſtammte, durch ſeine Mutter aber der Enkel des letzten ſächſiſchen Herzogs Magnus war. Allein nur zwei Guelfen, Heinrich der Stolze, und ſein kräftiger Sohn, *Heinrich der Löwe*, beherrſchten unter abwechſelnden Schickſalen zugleich die beiden mächtigſten Herzogthümer Deutſchlands in der damaligen Zeit; denn die Arrondirungspläne der Feinde des Löwen, beſonders unter den geiſtlichen norddeutſchen Fürſten, und die auf die Schwächung der größten Reichsvaſallen berechnete Politik des Kaiſers Friedrichs I. aus der Dynaſtie der Hohenſtaufen, trafen zuſammen in dem beabſichtigten Sturze jenes Fürſten. Die über ihn im Jahre 1180 ausgeſprochene Reichsacht war der Wendepunkt ſeiner politiſchen Macht. Kaum konnte ſeinem Hauſe das braunſchweigiſche Erbland gerettet werden; das Herzogthum Bayern kam an die wittelsbachiſche Dynaſtie; das Herzogthum Sachſen aber an *Bernhard von Askanien*, den Enkel des Herzogs Magnus von ſeiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht dem Bär vermählt geweſen war. — Es begann alſo mit dem Jahre 1180 *der askaniſche Mannsſtamm der Herzoge von Sachſen.* Allein Bernhard beſaß zu wenig Macht durch ſeine Familienbeſitzungen, um die vom Kaiſer beabſichtigte Zerſplitterung des bisherigen großen Herzogthums Sachſen hindern zu können. Die bisherige Hauptſtadt deſſelben, *Lübeck*, ward eine freie Stadt; der Erzbiſchof von Cöln ſetzte ſich in den Beſitz des Herzogthums Weſtphalen; mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten, welche bis jetzt unter der Hoheit des Herzogs von Sachſen geſtanden hatten, gelangten zur Reichsunmittelbarkeit, wohin beſonders die Fürſten von Meklenburg und Pommern gehörten. Wenn alſo auch der Name eines *Herzogs von Sachſen* und das damit verbundene *Reichserzmarſchallamt* auf Bernhard von Askanien überging; ſo ward doch ſeit dieſer Zeit jener Name *auf andere Gegenden Deutſchlands* übergetragen als die, welche bis zum Jahre 1180 Sachſen geheißen hatten. Das *neue, askaniſche, Herzogthum Sachſen* erhielt ſeit dieſer Zeit ſeinen Mittelpunkt an *der Mittelelbe in Wittenberg*, in Gegenden, welche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Kämpfen den ſlaviſchen Völkerſchaften entriſſen, und durch mehrere aus den Niederlanden dahin verſetzte Coloniſten neu bevölkert hatte. Gegen dieſe beſiegten Slaven hatte Albrecht die *Burgwarten Wittenberg* (Wite-Burg, d. i. die weiße Burg), *Zahna*, *Elſtermünde* (das jetzige Dorf Elſter, in deſſen Nähe die Preußen im Oct. 1813 auf das linke Elbufer zur wartenburger Schlacht übergingen), Wi-

chenburg (ein Rittergut der watzdorfiſchen Familie), Dobirn (ein Dorf des wittenbergiſchen Magiſtrats, anderthalb Stunden von Wittenberg, deſſen Kirche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt) und Coſſewitz (das jetzige anhalt-bernburgiſche Städtchen Koswig an der Elbe) angelegt. Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Coloniſten (vgl. Helmoldi Chron. Slavorum, l. 1. c. 88) wurden in dieſen Gegenden mehrere Flecken und Städte begründet, deren Namen ſogar auf den niederländiſchen Urſprung hinführen, als Kemberg (Cambray), Brück (Brugge), Niemegk (Nimwegen), Gräfenhaynichen (Grafenhaag) u. a. In dieſen von Albrecht eroberten, und mit ſeinen anhaltiſchen Familienbeſitzungen verbundenen Ländern war Bernhard dem Vater 1170 gefolgt, und von hier aus machte er nach ſeiner Gelangung zur herzoglich ſächſiſchen Würde die Rechte derſelben geltend, indem er wenigſtens über die mindermächtigen ſächſiſchen Vaſallen, z. B. die Grafen von Schwerin, von Danneberg u. A., die bisherige ſächſiſche Oberhoheit behauptete, und durch Eroberungen an der Niederelbe im Lande der Polaben ſeine Beſitzungen erweiterte, wo er zur Sicherung dieſer Eroberung gegen die beſiegten Slaven die Lauenburg (Polabenburg) anlegte. Nach ſeinem Tode folgte ihm (1211) in dem Herzogthum Sachſen ſein Sohn Albrecht I., und in den anhaltiſchen Familienbeſitzungen ſein Sohn Heinrich, der Stammvater des noch jetzt in den drei Linien — Deſſau, Bernburg und Köthen — blühenden anhaltiſchen Hauſes. Da Albrecht mehrere Urkunden in Wittenberg ausſtellte, ſo ſcheint wenigſtens ſeit ſeiner Zeit dieſe Stadt die Reſidenz der askaniſchen Herzoge von Sachſen geweſen zu ſeyn. So klein auch ſein Land war, ſo ward es doch bereits (1260) zwiſchen ſeinen Söhnen getheilt, von welchen der ältere, Johann, die lauenburgiſche, und der jüngere, Albrecht II., die wittenbergiſchen Gegenden erhielt. Seit dieſer Zeit ſind beide Länder nicht wieder vereinigt worden. Die ſachſen lauenburgiſche Linie erloſch im Jahre 1689, worauf die Beſitzungen derſelben, nach einem mehrjährigen Streite mit den beiden ſächſiſchen Häuſern der albertiniſchen und erneſtiniſchen Linie, an Braunſchweig-Celle kamen; die ſachſen-wittenbergiſche Linie hingegen erloſch bereits im Jahre 1422 mit dem Herzoge Albrecht III. In dieſen Ländern und der herzoglichen Würde folgte demſelben, nach der Belehnung des Kaiſers Sigismund, der Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, wodurch alſo das in Meißen ſeit 1127 erblich regierende wettinſche Geſchlecht zur ſächſiſchen Churwürde und zum Reichserzmarſchallamte gelangte, obgleich das ſachſen-lauenburgiſche Haus einen lang fortgeführten Widerſpruch deßhalb erhob, und ſelbſt der neue Churfürſt von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für ſeinen Sohn Johann in Anſpruch und wirklichen Beſitz nahm, der mit der Tochter des vorletzten askaniſchen Churfürſten Rudolphs III. vermählt war. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmiſcher Groſchen (nach Andern ſogar 28,000 Gulden) erhalten, und der Kaiſer erklärt hatte, er werde den Markgrafen von Meißen gegen jeden Anſpruch, und namentlich gegen den Churfürſten von Brandenburg vertheidigen. — Dieſe Übertragung der ſächſiſchen Churwürde und Churländer (des Herzogthums Sachſen mit dem

Burggrafthume Magdeburg und der ſächſiſchen Pfalz Alſtädt in Thüringen) auf das markgräfliche Haus Wettin in Meißen führt von ſelbſt auf die frühere Geſchichte des meißner Landes, als des eigentlichen Stammlandes der noch jetzt regierenden beiden ſächſiſchen Linien, der erneſtiniſchen und albertiniſchen. In dieſem Lande, wo im zehnten Jahrhunderte die Mark Meißen vom deutſchen Könige Heinrich I. errichtet ward, erſcheint nach den Zeugniſſen römiſcher Schriftſteller am Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung der germaniſche Volksſtamm der Hermundurer als eine Nomadenhorde ohne bleibende Wohnſitze. Er durchzog bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Fluren und Gegenden zwiſchen der Elbe, Mulde, Pleiße, der weißen Elſter und der Saale. Seit dieſer Zeit, dem Zeitalter der Völkerwanderung, verliert ſich zwar der Name der Hermundurer aus der Geſchichte; allein keine Nachricht des Mittelalters berichtet, daß dieſe Hermundurer den Maſſen der übrigen, nach Weſten und Süden ins römiſche Weſtreich vordringenden deutſchen Völkerſchaften ſich angeſchloſſen und ihre frühern Wohnplätze verlaſſen hätten. Da nun gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, ganz in den damals von den Hermunduren bewohnten Gegenden, der Name des deutſchen Volks der Thüringer erſcheint, obgleich keine einzige Nachricht darüber ſich erhalten hat, daß dieſe Thüringer erſt in dieſer Zeit als ein neuer Volksſtamm in Mitteldeutſchland eingewandert wären; da vielmehr dieſe Thüringer ſogleich bei ihrem Erſcheinen in der Geſchichte nach Verfaſſung, Sprache, Sitte und Religion, ſo wie die Hermundurer, als ein deutſcher Volksſtamm ſich ankündigten; ſo wird durch dies alles die (von Adelung in ſeinem Directorium aufgeſtellte, und von Heinrich in der neuen Bearbeitung ſeiner ſächſiſchen Geſchichte gleichfalls angenommene) Muthmaßung begründet: daß Hermundurer und Thüringer, eben ſo wie Catten und Heſſen, nur ein und daſſelbe Volk ſind, und daß, wenn dieſes Volk den Römern unter dem Namen Hermundurer bekannt war, der eigentliche deutſche Name deſſelben Thüringer war, ſo wie die Römer auch die Heſſen nur unter dem Namen der Catten kannten. Für dieſe Hypotheſe ſpricht beſonders, daß dieſelbe Flußgränze der Werra, welche früher zwiſchen den Hermundurern und Catten beſtand, auch ſeit dem Erſcheinen des Namens der Thüringer in der Geſchichte zwiſchen den Thüringern und ihren Nachbarn, den Heſſen, fortdauerte. Durch feſte Niederlaſſungen und durch den Anbau des Bodens in den Niederungen zwiſchen der Werra, Unſtrut und Saale ward daher der Grund des thüringiſchen Königreichs gelegt, das ſeit dem zweiten Viertel des 5ten Jahrhunderts ſich über mehrere Theile des mittlern Deutſchlands bis in die Nähe der Gränze Böhmens ausbreitete, weil durch die Theilnahme ſo vieler germaniſchen Stämme an der Völkerwanderung in Mitteldeutſchland die vorigen Wohnſitze derſelben erledigt worden waren. So lange als dieſes thüringiſche Königreich in ſeiner Kraft beſtand, war es zugleich die ſichere Vormauer gegen die im Oſten Europa's den Deutſchen in einer umgürtenden Linie von der Oſtſee bis ans adriatiſche Meer nachziehenden ſlaviſchen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der thüringiſchen Macht das Land zwiſchen der Saale und Elbe wahrſcheinlich ungleich weniger angebaut und bevölkert war, als das Land an der Unſtrut, zwiſchen der Saale und Werra; ſo gehörte es doch als weſentlicher Beſtandtheil

zu den thüringiſchen Beſitzungen, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das thüringiſche Königreich im Jahre 528 durch die vereinigte Kraft der Franken und Sachſen zertrümmert ward, da erſchienen nicht nur die Sorben, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwiſchen der Elbe, Mulde und Saale ſeit dem Jahre 534, ſie behaupteten ſich auch in demſelben, und brachten die dort wohnenden Deutſchen zur Unterwerfung. Vier Jahrhunderte hindurch (von 534 bis 928) war alſo dieſes Land zwiſchen der Elbe, Mulde, Pleiße, Eiſter und Saale eine Beſitzung der Sorben, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Zupanien getheilt, welche Eintheilung eine Ähnlichkeit mit der Eintheilung deutſcher Provinzen in Gaue hatte. Die wichtigſten der vielen einzelnen ſorbiſchen Gauen waren der Gau Niſen, der von Scharfenberg bis an die damalige böhmiſche Gränze in der Gegend von Pirna reichte; der Gau Glomaci (oder Daleminze), von der Völkerſchaft der Daleminzier bewohnt, mit dem Hauptorte Glomaci (Lommatzſch) und der in der Nähe liegenden Feſte Gana; der Gau Plisni mit dem Hauptorte Pliene (dem heutigen Altenburg); der Gau Veletici mit Halle und dem Giebichenſtein; der Gau Scudici, mit Schkeuditz und Leipzig; der Gau Milin mit Zwickau; der Gau Chutici mit Chemnitz, Rochlitz, Borna u. ſ. w. Eine Menge von Örtern, aus welchen in der Folge blühende Städte erwuchſen, wurden von den Sorben angelegt, beſonders Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Colditz, Belgern, Strehla u. A. — Mit dieſen Sorben begannen aber die Kämpfe der Deutſchen unter abwechſelnden Erfolgen, ſeit der Zeit, daß das fränkiſche Reich, zu deſſen öſtlichem Theile (Auſtraſien) Thüringen gehörte, durch die Majores Domus aus der carolingiſchen Dynaſtie wieder mehr gehoben ward, und Carl der Große machte bereits in ſeiner Zeit die Sorben bis an die Elbe, und die Milzen und Obotriten zinsbar. Doch dauerte es, bei den unter ſeinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutſchen Königs Heinrich I., bevor die Elbe als Gränze des ſeit dem verduner Vertrage (843) ſelbſtſtändigen deutſchen Reichs behauptet, und das Land zwiſchen der Saale und Elbe den Slaven völlig entriſſen werden konnte. Denn wenn gleich ſchon vor Heinrich I. das Land zwiſchen der Saale und Mulde als eine deutſche Mark unter dem Namen des Oſterlandes (limes Sorabicus, Marchia orientalis, ſüdthüringiſche Mark) erſcheint, und wahrſcheinlich von dieſer verſchieden, auch bereits ſeit dem Jahre 874 eine zweite nordthüringiſche Mark beſtand, welche ihren Sitz zu Belgern und dann zu Eilenburg hatte, ſo gelang doch die völlige Bezwingung der Sorben in dieſen Gegenden erſt dem Heinrich I., nachdem er die Feſte Gana zerſtört und (928) die Mark Meißen begründet hatte, wo durch den angeſtellten Markgrafen die in die Oberlauſitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Milzener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den König Deutſchlands genöthigt wurden. Gleichzeitig hatte Heinrich auch das Land der Haveller an der Havel zu Deutſchland gebracht, nachdem er ihre Feſte Brennibor (Brandenburg) 931 erobert, und die Markgrafſchaft Nordſachſen (Brandenburg) auf dem ihnen entriſſenen Boden geſtiftet hatte. Von ſeinem Sohne, Otto I., wurden in dieſem Lande zur Verbreitung und

Erhaltung des Chriſtenthums die drei Biſthümer Meißen (965), und (968) Merſeburg und Zeitz geſtiftet, der Sitz des letztern aber (1029) nach Naumburg verlegt. Weil jedoch in dieſem Zeitalter, und nach dem urſprünglichen Charakter des Lehnsſyſtems die Würden der deutſchen Herzoge, Land=, Pfalz=, Mark= und Burggrafen, als Reichslehen nur anſehnliche Staatsämter ohne erblichen Beſitz derſelben in gewiſſen Familien waren, ſo wechſelte auch entweder bei dem Tode ihrer Inhaber oder wegen Lehnsuntreue (Felonie) der Beſitz dieſer Würden, bis dieſelben, ſo wie die mit ihnen als Beſoldung der großen Reichsvaſallen verbundenen Lehnsgrundſtücke, in den Zeiten der letzten ſaliſchen Kaiſer, und nach dem Abgange der ſaliſchen Dynaſtie, unter dem Kaiſer Lothar II. bei denjenigen Familien erblich wurden, welche ſie eben damals beſaßen. Nach einem zweihundertjährigen Wechſel der markgräflichen Würde in Meißen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Konrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaiſers Lothar II., zum erblichen Beſitze der Markgrafſchaft Meißen im Jahre 1127. — Ob übrigens dieſe Dynaſtie, deren beglaubigte Abſtammung nicht weiter, als bis auf den Theodorich Buzici (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, ſlaviſcher oder germaniſcher Abkunft war, iſt freilich nicht bis zur Evidenz auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chroniſt: Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Beſitzer eines bedeutenden deutſchen Allodiums bezeichnete, der keinem Höhern durch Feudalverhältniſſe verpflichtet war. Daß ſeiner Familie erblich eine anſehnliche Beſitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo ſie die Burg Wettin erbaute, und ſich nach derſelben nannte, iſt hiſtoriſch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgeſtellte Abſtammung dieſer Dynaſtie von dem gräflichen Hauſe Mansfeld, ſo wie die von Wedekind (in ſ. Schrift: die Eingänge der Meſſen, Braunſchweig 1815, 8.) vorgeſchlagene Identität des tribus Buzici mit der alten Burgmark Zörbig, in Ermangelung näherer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteſte meißniſche Geſchichte (im Ditmar von Merſeburg, und im Chronicon Lauterbergense, das von einem anonymen Mönche des von der Dynaſtie Wettin geſtifteten Kloſters auf dem Petersberge bei Halle geſchrieben ward) nie bis zur hiſtoriſchen Gewißheit erhoben werden können. — Konrad von Wettin, erſter erblicher Markgraf von Meißen, erbte nach dem Tode ſeines Vetters, des Grafen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, deſſen ſchöne eilenburgſche Familienbeſitzungen; vom Kaiſer Lothar II. erhielt er (1143) die bisherige Reichsdomaine Rochlitz; auch ward er von demſelben (1136) mit der öſtlichen Mark (Niederlauſitz) belehnt; daher führte er auch den Namen Marchio Misnensis et Lusicensis. Obgleich ſeine Länder nach ſeinem Tode (1156) zwiſchen ſeinen fünf Söhnen getheilt wurden, ſo fielen doch die meiſten derſelben bei dem frühzeitigen Erlöſchen dieſer Seitenlinien an die meißner Stammlinie zurück, bis auf Berna mit Wettin, welche der deutſche König Rudolph I. (1290) als ein eröffnetes Reichslehen dem Herzoge von Sachſen ſchenkte, ſo daß Berna erſt 1423 zugleich mit dem Herzogthum Sachſen an Meißen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbisthum Magdeburg übergegangen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Konrad ſein Sohn, Otto der Reiche (1156=1190), unter welchem die frey=

bergiſchen Bergwerke entdeckt, und die erſten beiden leipziger Meſſen geſtiftet wurden; dann deſſen älteſter Sohn, Albrecht der Stolze (1190-1195), und nach ihm der jüngere Dietrich der Bedrängte (1195-1221), der mit ſeinem Bruder in Streit verwickelt war, und erſt nach des Kaiſers Heinrich VI. Tode, welcher Meißen als eine erledigte Reichsdomaine einziehen wollte, zum ruhigen Beſitze der Markgrafſchaft gelangte. Durch die Vermählung dieſes Dietrichs mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter ſeinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221-1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafſchaft Thüringen mit Meißen vorbereitet. — Dieſe Landgrafſchaft Thüringen umſchloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringiſchen Königreichs, das unter ſeinem letzten Könige Hermanfried (528) von den Franken und Sachſen zerſtört, und ſo getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachſen kam. Wenn nun gleich nach dieſer Zerſtörung die Sorben in dem thüringiſchen Gränzlande zwiſchen der Elbe und Saale ſich feſtſetzten, ſo drangen dieſe doch nicht ins eigentliche Thüringen vor, das von den fränkiſchen, in demſelben angeſtellten Grafen und Herzogen gegen ſie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Chriſtenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in dieſem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eiſenach, Eisleben, Arnſtadt, Nordhauſen, Mühlhauſen &c.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geſchlechter (von Weimar, Gleichen, Mannsfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Beichlingen, Käfernburg u. A.) ſchöne Allodialbeſitzungen erwarben. Unter allen dieſen thüringiſchen Dynaſtien erhob ſich aber keine ſchneller, als die vom Grafen Ludwig mit dem Barte abſtammende, der ein Anverwandter der Kaiſerin Giſela, Gemahlin Konrads II., von dem letztern (ums Jahr 1026) einen beträchtlichen Strich Landes in der Nähe des thüringer Waldes geſchenkt erhielt, und ſeine Beſitzungen durch ſeine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhauſen erweiterte. In dieſen Familienbeſitzungen folgte ihm ſein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters: der Springer genannt), welcher die Wartburg und die Stadt Freyburg erbaute. Der Sohn deſſelben, Ludwig, erhielt im Jahre 1130 die vom Kaiſer Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die urſprünglich ein kaiſerliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Dieſe Würde blieb bei ſeiner Familie, bis dieſelbe im Jahre 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raſpe erloſch, und der Kaiſer Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen übertrug, der von demſelben Kaiſer bereits im Jahre 1242 das pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Beſitz von Thüringen mit ſeiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward, ſo behauptete er doch im Frieden vom Jahre 1263 die Landgrafſchaft Thüringen, wogegen die heſſiſchen Allodialbeſitzungen an das brabantiſche Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des geſammten heſſiſchen Hauſes ward. — Verſtärkt durch

den Erwerb von Thüringen, war im dreizehnten Jahrhunderte das wettinſche Haus in Meißen eine der mächtigſten deutſchen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beſchloſſene Theilung ſeiner Länder, und die Fehden ſeines älteſten Sohnes, Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlaſſen hatte, mit ſeinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, die innern Kräfte des Landes erſchütterten, bis endlich nach zweien ſturmvollen Decennien, und nach dem Abſterben der übrigen Fürſten des Hauſes Friedrich der Gebißne zum ruhigen Beſitze von Meißen und Thüringen gelangte. Bei ſeinem Tode (1324) folgte ihm ſein Sohn Friedrich der Ernſthafte (1324=29). In Verbindung mit Heſſen und Mainz beſiegte er die raufſüchtigen Herren von Treffurt in Thüringen, deren Beſitzungen (Treffurt nebſt der Voigtei Dorla) in eine Ganerbſchaft (gemeinſchaftliche Beſitzung) der drei Sieger (1337) verwandelt, und der ſächſiſche Antheil davon erſt im Jahre 1808 an das damalige Königreich Weſtphalen abgetreten ward. Mit Friedrichs des Ernſthaften Söhnen begannen wieder die für das Land ſo nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutſchen Feudis die Anſicht vorherrſchend, daß, wenn gleich dem älteſten Sohne ein größerer und beſſerer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbſchaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349-1381) in der durchs Loos beſtimmten Theilung das Oſterland; ſein mittler Bruder Balthaſar Thüringen, und der jüngſte, Wilhelm I., Meißen. Durch Heirath brachte Balthaſar Hildburghauſen, und Friedrich die Pflege Coburg an das Haus. Zum Glück für das Land ſtarb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringiſche Linie erloſch gleichfalls (1440) ſchon mit Balthaſars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strengen, Friedrich der Ernſthafte (1381=1428) und Wilhelm II. (ſt. 1425) im Oſterlande gemeinſchaftlich, bis ſie nach dem Erlöſchen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung ſtifteten. Sie gründeten im J. 1409, auf Veranlaſſung der von Prag auswandernden Lehrer und Studirenden, die Univerſität Leipzig, und beide Brüder, ſo wie ihr Vetter Friedrich von Thüringen, unterſtützten den Kaiſer Sigismund in dem Huſſitenkriege. So viele verderbliche Folgen dieſer Krieg für die meißniſchen Länder hatte, ſo ward er doch auch die Veranlaſſung, daß Sigismund die ritterliche Tapferkeit und kriegeriſchen Verdienſte Friedrichs des Streitbaren im Jahre 1423, nach dem Erlöſchen des askaniſchen Hauſes in der ſächſiſchen Chur, mit dieſer Chur und den dazu gehörenden Ländern belohnte. Wenn von der einen Seite die an ſich ſchon bedeutende Hausmacht der wettinſchen Dynaſtie durch dieſe Gelangung zur ſächſiſchen Churwürde mit einem neuen Glanze umgeben, und durch den Erwerb des Herzogthums Sachſen nach Länderumfang und Bevölkerungszahl weſentlich verſtärkt ward, ſo erhielt zugleich von der andern Seite die ſächſiſche Chur, die unter den Askaniern ſo wenig gegolten hatte, im deutſchen Staatenſyſteme ein neues höheres Gewicht, weil nun durch die Vereinigung von Sachſen, Meißen und Thüringen in Einem Regentenhauſe der politiſche Einfluß dieſes Hauſes auf die Angelegenheiten Deutſchlands ſelbſt beträchtlich geſteigert ward. In der That war ſeit dieſer Zeit der Churfürſt von Sach-

ſen, wie vormals die guelſiſchen Herzoge von Sachſen, der mächtigſte und wichtigſte Fürſt Deutſchlands nächſt dem regierenden luxemburgiſchen Kaiſerhauſe; denn ſelbſt das öſterreichiſche Haus ſtand hinter dem wettinſchen an politiſchem Einfluſſe zurück, bis daſſelbe zur Kaiſerwürde, und in ſchneller Folge der Begebenheiten durch Erbſchaft zum Beſitze der burgundiſchen Staaten (1477), des Königreichs Ungarn, und der Länder des böhmiſchen Lehnsnexus (1527) gelangte. — In der ſächſiſchen Chur und den dazu gehörenden untheilbaren Ländern folgte auf Friedrich den Streitbaren ſein älteſter Sohn, Friedrich der Sanftmüthige (1428-1464); in den übrigen Hausbeſitzungen regierte er aber gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Wilhelm III. (ſt. 1482), nachdem der auf das Erlöſchen der thüringiſchen Seitenlinie (1440) erfolgende Bruderkrieg durch die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und durch die Vermittelung mehrerer Reichsfürſten ausgeglichen worden war. Doch war der ſächſiſche Prinzenraub (9ten Juli 1455) eine Folge dieſes Bruderkriegs; denn Kunz von Kauffungen, welcher die beiden Söhne des Churfürſten, Ernſt und Albrecht, aus dem altenburger Schloſſe entführte, beabſichtigte durch dieſe That eine größere Entſchädigung für ſeine Anſprüche an dem Churfürſten, endigte aber nach ſeiner Gefangennehmung auf dem Fürſtenwege zwiſchen Grünhayn und Raſchau durch den beherzten Köhler Schmidt auf dem Schaffotte zu Freyberg (14ten Juli). — Ob nun gleich nach des Churfürſten Tode Ernſt im Churkreiſe allein, und in den übrigen Erbländern gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Albrecht regierte, ſo theilten ſie doch nach dem unbeerbten Tode ihres Oheims, Wilhelm III. in Thüringen (1402), im Jahre 1485 die geſammten Familienländer zu Leipzig, in welcher Theilung Ernſt Thüringen, und Albrecht Meißen erhielt. Seit dieſer Theilung ſind die geſammten wettinſchen Familienbeſitzungen nie wieder vereinigt worden, wenn gleich der Beſitzſtand ſelbſt durch die wittenbergiſche Capitulation zum Nachtheile des erneſtiniſchen Hauſes bedeutend verändert ward. — In der erneſtiniſchen Linie, welche den Churkreis und Thüringen beſaß, folgten auf Ernſt ſeine Söhne: der Churfürſt Friedrich der Weiſe (1486-1525), und der Herzog Johann der Beſtändige, auf welchen nach Friedrichs unbeerbtem Tode auch die Churwürde überging (ſt. 1532). Nicht ohne Grund ward Friedrichs Weisheit in ſeinem Zeitalter gefeiert; denn er hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutſchlands einen bedeutenden Einfluß, und war des Kaiſers Stellvertreter bei deſſen Abweſenheit, er ſtiftete auch (18ten October 1502) die Univerſität Wittenberg, und leitete die von dieſer Univerſität (1517) ausgehende Kirchenverbeſſerung mit religiöſem Sinne und mit politiſcher Umſicht der Verhältniſſe. Ohne ſein perſönliches Gewicht bei den Kaiſern, Maximilian und Carl V., und ohne ſeine Gewandtheit und Klugheit würde wahrſcheinlich der kühne Luther das Schickſal Huſſens erfahren haben. Allein bei Friedrichs Tode war die neue Lehre bereits ſo feſt gegründet, und hatte auf Fürſten und Völker ſo mächtig eingewirkt, daß kein Bannfluch vom Vaticane und keine Reichsacht, ſelbſt nicht der ſchmalkaldiſche und dreißigjährige Krieg, das wieder vernichten konnte, was aus dem mündig gewordenen Geiſte des Volks ſelbſt hervorgegangen, und bald der wichtigſte Impuls der neueuropäiſchen Politik geworden war. Mochte alſo

auch nach der mühlberger Schlacht (24ſten April 1547) der ſächſiſche Churhut in der wittenberger Capitulation (19ten Mai 1547) von dem Hauſe des Churfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen fallen, ſo ward doch die proteſtantiſche Freiheit durch ſeinen Vetter und Nachfolger in der Chur, durch Moriz im paſſauer Vertrage (1552) gerettet, nachdem er in dem kurzen Feldzuge gegen Carl V. gezeigt hatte, was ein kräftiger deutſcher Fürſt gegen den mächtigſten damaligen Regenten in Europa vermochte, ſobald es erhellte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutſchlands gegen das Reactionsſyſtem ſeiner Zeit vertheidigte! Die wittenberger Capitulation, in welcher Moriz außer der Churwürde auch den beträchtlichſten Theil der Beſitzungen des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes auf die albertiniſche Linie brachte, beſchränkte freilich das neue, meiſtens aus thüringiſchen Ämtern gebildete Fürſtenthum für die Söhne des gefangnen Churfürſten nur auf ein jährliches Einkommen von 50,000 Gülden; allein auch der Churſtaat ſelbſt verlor dadurch, daß Moriz dem Könige von Böhmen das ſchleſiſche Herzogthum Sagan, die vogtländiſchen Beſitzungen, als erledigte böhmiſche Lehen, und die bisherige ſächſiſche Lehnshoheit über die reußiſchen Länder überlaſſen, ſo wie die Fortdauer der Biſchöfe und Domcapitel in den drei meißniſchen Hochſtiftern zugeſtehn mußte. (Der geweſene Churfürſt, Johann Friedrich, kehrte nach einer fünfjährigen Gefangenſchaft in die ſeinen Söhnen angewieſenen thüringiſchen Ämter zurück, ſtarb aber bereits im Jahre 1554, nachdem der neue Churfürſt von Sachſen, Auguſt, der erneſtiniſchen Linie unter Mitwirkung der Krone Dänemark zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, das Fürſtenthum Altenburg abgetreten, und 100 000 Gülden ausgezahlt hatte. Bei den im erneſtiniſchen Hauſe fortdauernden Ländertheilungen ward der Beſitzſtand, beſonders bei dem baldigen Erlöſchen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unſern Zeiten blühen noch im erneſtiniſchen Hauſe fünf Linien: die weimariſche (welche 1815 die großherzogliche Würde, und 85,000 neue Unterthanen, meiſt aus den Abtretungen des Königs von Sachſen an Preußen erhielt), die gothaiſche, die meiningiſche, die coburgiſche und die von Hildburghauſen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt 1583 das erneſtiniſche Haus durch $\frac{7}{12}$ der hennebergiſchen Erbſchaft.) — Das albertiniſche Haus, durch die Theilung im J. 1485 vom Herzoge Albrecht geſtiftet, und im Beſitze von Meißen und einzelnen Theilen des Oſterlandes, blieb nach Albrechts Tode (1500) unter ſeinen Söhnen, Georg dem Bärtigen (1500-1539), und Heinrich dem Frommen (1539-1541) in dieſem Länderumfange, bis Heinrichs Sohn, der ſtaatskluge und als Held ausgezeichnete Moriz, durch ſein Bündniß mit dem Kaiſer Carl V. in der wittenberger Capitulation (1547) zum Beſitze der ſächſiſchen Churwürde, des Herzogthums Sachſen und mehrerer andrer Länder des erneſtiniſchen Hauſes gelangte. Doch bald darauf bewährte er in dem, dem Kaiſer (1552) abgedrungenen Vertrage zu Paſſau, daß ihm die bürgerliche und religiöſe Freiheit mehr galt, als die Gunſt des Kaiſers, und ehe ein Jahr darauf verfloß, ſtarb er (11ten Juli 1553) an den Wunden, die er (9ten Juli) in der Schlacht bei Sievershauſen gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach erhalten hatte. Ihm folgte in der Chur und in den erworbnen Ländern

ſein Bruder Auguſt (1553-1586). Wenn gleich nicht Moritzens militäriſche Talente auf ihn übergegangen waren, und ſein Antheil an den kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten einen Schatten auf ſeine Regierung wirft, ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß er der erſte Staatswirth ſeines Zeitalters war; daß er die trefflichſten Inſtitute für die innre Organiſation ſeines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiſerliche Belehnung den Umfang dieſes Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich im Jahre 1554 dem erneſtiniſchen Hauſe das Fürſtenthum Altenburg überließ. Unter ihm geſchah es, daß die Adminiſtration der zum Proteſtantismus getretenen drei meißniſchen Stifter, Meißen, Merſeburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Churfürſten übergingen; daß er durch Kauf von dem Burggrafen von Meißen und Vogte von Plauen die ſchon früher ſeinem Hauſe gehörenden vogtländiſchen Beſitzungen (den nachmaligen vogtländiſchen Kreis) wieder erwarb (1566); daß er nach der vom Kaiſer ihm aufgetragenen Achtsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Gotha für die aufgewandten Kriegskoſten die erneſtiniſchen Ämter Sachſenburg, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück (1567) unterpfändlich erhielt; daß ihm der Kaiſer aus der hennebergiſchen Erbſchaft (1583) $\frac{5}{12}$ beſtimmte (welche in der Theilung des hennebergiſchen Landes (1660) in den Ämtern Schleuſingen, Suhla, und Kühnsdorf mit Benshauſen beſtanden); und daß er durch die nöthig gewordene Sequeſtration der mansfeldiſchen Länder (1570) den ſpätern Anfall (1780) des unter ſächſiſcher Lehnshoheit ſtehenden Theiles dieſer Länder an das Churhaus nach völligem Erlöſchen des gräflich mansfeldiſchen Geſchlechts vorbereitete. Für die innere zweckmäßige Organiſation ſeines Staats wirkte Auguſt durch die Stiftung des Appellationsgerichts des geheimen Conciliums, des Oberſteuercollegiums, des Kammercollegiums, des Oberconſiſtoriums, und durch die Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches, beſonders aber durch die Ordnung in den Finanzen, durch die erhöhte Bevölkerung und Anſiedlung von Coloniſten, da er mehrere ſeiner Domainen in Erbpacht gab, durch viele Baue zur Verſchönerung der Reſidenz und einzelnen Städte, und durch ſeine Anſtalten für die Polizei, für das Münz- und Poſtweſen. — Die kurze Regierung ſeines Sohnes Chriſtian I. (1586-1591) bezeichnete zunächſt der Einfluß des Kanzlers Crell auf dieſelbe, der aber, obgleich nur die Begünſtigung des Kryptocalvinismus zunächſt auf ſeine Rechnung gebracht werden konnte, dennoch unter der folgenden Regierung nach einem ziemlich illegalen Prozeßgange als ein Opfer des von ihm beleidigten Adels (9ten October 1601) enthauptet ward. Für den minderjährigen Chriſtian II. (1591-1611) führte anfangs der Herzog von Sachſen-Altenburg die vormundſchaftliche Regierung. Die Unthätigkeit Chriſtians trug größtentheils die Schuld davon, daß die auf kaiſerliche Anwartſchaft gegründeten Rechte des ſächſiſchen Hauſes auf die reiche jülichſche Erbſchaft beim Tode des letzten Herzogs von Jülich (1609) nicht geltend gemacht, und dieſe Länder von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Beſitz genommen wurden, welches zu einer Entfremdung Sachſens gegen dieſe beiden Fürſtenhäuſer nothwendig führen mußte, die auch während des dreißigjährigen Kriegs nicht ohne ſichtbare Folgen blieb. Denn, als nach

Chriſtians II. Tode ihm ſein Bruder Johann Georg I. (1611–1656) in der Regierung folgte, ſo lehnte dieſer nicht nur ſelbſt die ihm von den Böhmen — welche Ferdinand II. des Thrones für verluſtig erklärten — angebotene böhmiſche Krone ab, er rieth auch dem Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, daſſelbe zu thun. Allein dieſer, geblendet von dem Glanze der Krone, und rechnend auf die Unterſtützung der Union des Bundes der Proteſtanten in Deutſchland, verlor bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welche gegen ihn entſchied, nicht nur die Ausſicht auf Böhmen, ſondern auch durch die Achtserklärung des Kaiſers die Chur und alle ſeine Familienländer. Dagegen hatte Johann Georg I. als Bundesgenoſſe Ferdinands für dieſen die Lauſitzen und Schleſien zur Unterwerfung gebracht, und für die auf 72 Tonnen Goldes berechneten Kriegskoſten die beiden Lauſitzen anfangs (1623) unterpfändlich, im prager Frieden aber (1635) völlig abgetreten erhalten. Denn das gute Vernehmen des Churfürſten mit dem Kaiſer ward durch das Reſtitutionsedict des letztern (1629) geſtört, nach welchem die ſeit dem paſſauer Vertrage ſeculariſirten geiſtlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältniſſe zurückgedrängt, und von den Proteſtanten herausgegeben werden ſollten. Unter dieſen Umſtänden ſchloß ſich Johann Georg I. (1631) dem Könige von Schweden, Guſtav Adolph, an, der, in Verbindung mit den Sachſen, gegen Tilly (7ten September 1631) die Schlacht bei Breitenfeld, und gegen Wallenſtein (6ten November 1632) die Schlacht bei Lützen gewann, ob er gleich in der letzten gefallen, und nach ihm die Leitung der ſchwediſchen Angelegenheiten in Deutſchland auf ſeinen Kanzler Oxenſtierna übergegangen war, mit welchem der Churfürſt nicht zu gemeinſamen Entſchlüſſen ſich vereinigen konnte. Die Folge ihrer Mißverſtändniſſe war Sachſens Separatfriede zu Prag (30ſten Mai 1635), in welchem der Churfürſt von Öſterreich die beiden Lauſitzen abgetreten, ſein Sohn Auguſt die Adminiſtration des Erzſtiftes Magdeburg, und der Churfürſt von dieſem Erzſtifte die ſogenannten querfurtiſchen Ämter (Querfurt, Jüterbok, Dahme, Burg) erhielt. Als aber kurz nach dieſem Frieden Johann Georg auf Öſterreichs Seite gegen Schweden trat, ſo büßte ſein Land dieſen Mißgriff der Politik durch die wildeſten Verheerungen der ſchwediſchen Truppenmaſſen, und der weſtphäliſche Friede (1648) verſchaffte Sachſen bloß die Beſtätigung der im prager Frieden gemachten Erwerbungen. Überhaupt war der prager Friede, ſeit welchem der ſächſiſche Churſtaat keine Vermehrung ſeines Länderſtandes erhielt, ſondern bis zum wiener Tractate am 18ten Mai 1815 in statu quo blieb, der Culminationspunkt des politiſchen Gewichts Sachſens in Deutſchland; denn ſeit dieſer Zeit trat Sachſen aus der erſten Stelle nächſt dem Kaiſerhauſe in die zweite, weil Brandenburg den politiſchen Einfluß Sachſens ſeit der Regierung des großen Churfürſten überflügelte und verdunkelte, und ſeine Beſitzungen und ſeine Macht ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, beſonders aber unter Friedrich II., bedeutend vergrößerte und verſtärkte. — Die Nachtheile der von Johann Georg I. in ſeinem Teſtamente begründeten Theilung der albertiniſchen Länder, durch die Stiftung der drei Seitenlinien zu Weißenfels, Merſeburg und Zeitz, waren zum Glücke nur vorübergehend, weil dieſe Linien frühzeitig erloſchen, und ihre Länder (die zeitzer 1718, die merſeburger 1738, die weißenfelſer

1746) wieder mit dem Churſtaate vereinigt wurden. — In dieſem Churſtaate regierten Johann Georg II. (1656-1680), Johann Georg III. (1680-1691) und Johann Georg IV. (1691-1694) ohne wichtige und durchgreifende Ereigniſſe. Als aber dem letztern ſein nachgeborner Bruder Friedrich Auguſt I. (1694-1733) folgte; ſo bewirkte zwar ſein Übertritt zum Catholicismus (1697) im Innern keine weſentlichen Veränderungen; allein ſeine Wahl zum Könige von Polen (1697) führte nicht nur zu einem glänzendern Hofſtaate, als er den Kräften Sachſens angemeſſen war, es ward auch Sachſen in den nordiſchen Krieg verflochten, welchen Auguſt, in Verbindung mit Rußland und Dänemark gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der nicht nur Auguſts Abſetzung und die Wahl des Stanislaus Leſcinsky in Polen bewirkte, ſondern auch im Herbſte 1706 nach Sachſen ging, zu Altranſtädt (24ſten September 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit Auguſt dictirte, und während ſeines einjährigen Aufenthalts in Sachſen dem Churſtaate große Summen koſtete. Wenn nun gleich Auguſt nach Carls Niederlage bei Pultawa (1709) die polniſche Krone reclamirte, ſo ward doch der erneuerte Krieg gegen Schweden größtentheils mit ſächſiſchen Truppen und ſächſiſchem Gelde geführt, ohne daß im Frieden mit Schweden irgend ein Vortheil daraus für Sachſen, oder ſelbſt für Polen, hervorgegangen wäre. Die Liebe Auguſts zum Glanze bewirkte zwar manche Verſchönerungen, und die Begründung und Nährung des Kunſtſinnes in der Reſidenz; doch wurden auch von ihm mehrere ſächſiſche Ämter an benachbarte Fürſten verpfändet, die Vogtei über das Stift Quedlinburg, die drei Ämter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf, nebſt dem Petersberge an Brandenburg verkauft, und dem Hauſe Schwarzburg gegen einige Geldſummen bedeutende Rechte zugeſtanden. — Nach Friedrich Auguſts I. Tode folgte ſein Sohn, Friedrich Auguſt II. (1733-1763), als Auguſt III. auch auf dem polniſchen Throne; doch mußte der Beſitz deſſelben erſt gegen die erneuerten, und von Frankreich unterſtützten Anſprüche des Stanislaus Leſcinsky im polniſchen Erbfolgekriege (1734 ff.) behauptet werden, deſſen Erfolg aber für Polen bereits durch die Einnahme von Danzig von den Sachſen und Ruſſen entſchieden ward. Beim Ausbruche des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs nach dem Tode des Kaiſers Carls VI. ſtand Auguſt im erſten ſchleſiſchen Kriege (1741 f.) auf der Seite der Gegner der Maria Thereſia. Ob nun gleich in dem Frieden zu Berlin (1742) der König von Preußen den größten Theil Schleſiens von Öſterreich erwarb, ſo erhielt Sachſen, das dieſem Frieden ſich anſchloß, doch keinen Theil der öſterreichiſchen Erbſchaft, und trat bereits im Mai 1744 auf Öſterreichs Seite. Der zweite ſchleſiſche Krieg (1744 f.) führte nach der Schlacht bei Keſſelsdorf (15ten December 1745) im dresdner Frieden (25ſten December 1745) zu keinem andern Reſultate in Hinſicht des Länderbeſtandes, als zum status quo; nur daß Sachſen in dieſem Kriege viele Verluſte erlitten, an Preußen eine Million zu zahlen hatte, und daß der dresdner Friede das ſteigende Übergewicht Preußens im deutſchen Norden durch den behaupteten Beſitz Schleſiens ſicher ſtellte. So blieb es auch im hubertsburger Frieden (15ten Februar 1763), der den dritten ſchleſiſchen (ſiebenjährigen) Krieg beendigte; allein dieſer Krieg hatte furchtbare Leiden, und

eine Schuldenlaſt von 29 Millionen Thaler über Sachſen gebracht, ohne die Municipalſchulden, die durch Bombardement zerſtörten Städte, Dresden, Wittenberg und Zittau, und die Verheerungen der ſächſiſchen Bundesgenoſſen, der Öſterreicher und Reichstruppen, zu rechnen. Einen weſentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereigniſſe während Auguſts III. Regierung hatte die Premierminiſterſchaft des Grafen von Brühl (1746-1763), eines ſchwachen Politikers und eines Verſchwenders, der, bei ſeinem ungeheuern Aufwande, dennoch ein ſehr bedeutendes Privatvermögen und anſehnliche Beſitzungen hinterließ. — Sollte Sachſen von den Wunden des ſiebenjährigen Kriegs geneſen, ſo mußte an die Stelle der brühlſchen Verſchwendungen das Syſtem der Sparſamkeit und die neue Begründung des Credits treten. Dies leitete der würdige Churfürſt Friedrich Chriſtian in ſeiner zweimonatlichen Regierung ein (5ten October bis 17ten December 1763), und ward von dem Adminiſtrator Xaver während der Minderjährigkeit Friedrich Auguſts III. (bis 1768) mit Beharrlichkeit fortgeſetzt. Die Landesſchulden und deren Intereſſen wurden auf die Steuercreditcaſſe angewieſen, welche jährlich 1,100,000 Thlr. dafür bezahlte, ſo daß 1807 die Landesſchuld bereits bis auf 15 Millionen abbezahlt war, obgleich bei den ſpätern Kriegen die Ausloosung der Steuerſcheine ſiſtirt werden mußte. Eben ſo ward für die Bezahlung der 9 Millionen Kammerſchulden eine Kammercreditcaſſe geſtiftet, welche jährlich 300,000 Thlr. abtrug. Schon unter Friedrich Chriſtian ward die in Dresden (ſeit 1703 beſtehende) Mahlerakademie zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künſte unter Hagedorns Leitung erhoben, und mit 16,000 Thlr. jährlicher Einkünfte ausgeſtattet. Der Adminiſtrator verband damit (1764) die leipziger Zeichnungs-, Mahlerei- und Architecturakademie als Filialanſtalt. Eben ſo erweiterte er (1764) den Geſchäftskreis der (1735 errichteten) Landes-Ökonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation, und ſtiftete (4ten December 1765) die treffliche Bergakademie zu Freyberg. Die 1768 zu Dresden begründete Artillerieſchule ward 1816 in eine Militärakademie für 44 Zöglinge verwandelt, welche darin zum Ingenieur- und Artilleriedienſt gebildet werden ſollen. Für die innere Verwaltung wurden (1764) in den einzelnen ſieben Kreiſen des Landes Kreis- und Amtshauptleute angeſtellt, und (in dem gebliebenen Theile) die Zahl der letztern im Jahre 1816 vermehrt, und ihr Geſchäftskreis erweitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium errichtet. Unter dem noch lebenden Regenten, deſſen Gerechtigkeit und Weisheit von ſeinem Zeitalter und von den ausgezeichnetſten Fürſten deſſelben allgemein anerkannt ward, erhielt das neugeſtiftete Finanzcollegium (1782), durch die Vereinigung des Accis-, Berg- und Kammercollegiums, und der bis dahin vereinzelten Caſſen, eine zweckmäßige Organiſation; der Gewerbfleiß und Handel wurden durch liberale Grundſätze unterſtützt und gehoben; der Ackerbau war im Emporblühen; der Wohlſtand der mittlern und niedern Volksclaſſen ſtieg immer höher, denn ein wohlhabendes Volk iſt der Fürſten beſte Schatzkammer; die öffentlichen Verbindlichkeiten wurden pünktlich erfüllt; die Tortur (1770) abgeſchafft; neue Zucht- und Arbeitshäuſer wurden (1772 und 1776) zu Torgau und Zwickau, ein Arbeitshaus für Bettler und Vaga-

bunden (1803) zu Colbitz angelegt; die Irrenanſtalt (1811) auf den Sonnenſtein verſetzt; das Taubſtummeninſtitut zu Leipzig vom Churfürſten anſehnlich unterſtützt; eine zweckmäßige Brandaſſecuranzordnung (1787), und (1809) die Gensdarmerie eingeführt, die Saale (ſeit 1790) ſchiffbar gemacht, für die Bearbeitung eines neuen Geſetzbuchs (1791) eine beſondre Geſetzcommiſſion niedergeſetzt; das Schulweſen durch zwei Landſchullehrerſeminarien zu Dresden und Weißenfels, und beſonders in Hinſicht der drei Landſchulen — Pforta, Meißen und Grimma — beſſer organiſirt, und zur Verbeſſerung dieſer und der beiden Univerſitäten wurden vom Regenten (1811) die ihm zugefallenen fünf Commenden des deutſchen Ordens angewieſen. Für die Bildung der Offiziere der Armee erhielt die Ritterakademie (ſeit 1799) eine zeitgemäße Erweiterung und neue Einrichtuug; das annaburger Soldatenknabeninſtitut ſorgte väterlich für die Waiſen der Soldaten, und die Armee ſelbſt erhielt (1810) eine neue Organiſation in Angemeſſenheit zu den Bedürfniſſen der Zeit. Der Landescredit war ſo geſichert, daß die im Jahre 1772 creirten 1½ Million Caſſenbillets, ſelbſt nach ihrer ſpätern Erhöhung auf 5 Millionen im Curſe al pari ſtanden, bis erſt die Vorgänge im Jahre 1813 nachtheilig auf ſie einwirkten. Für die Künſte und Wiſſenſchaften ward durch die Überlaſſung des japaniſchen Palais an die Bibliothek und die Antiken, ſo wie durch den Ankauf der mengsſiſchen Gypsabgüſſe (1792), durch die Vermehrung der trefflichen Gemähldegallerie, durch die Vervollkommnung der Capelle, und durch manche Ergänzung fehlender Inſtitute auf beiden Univerſitäten (in Leipzig durch Stiftung des Hebammeninſtituts, des Clinicums, der Sternwarte, des chemiſchen Laboratoriums, des philologiſchen Seminariums u. ſ. w., in Wittenberg durch das Hebammeninſtitut ꝛc.) väterlich geſorgt. — In Hinſicht der auswärtigen Verhältniſſe machte Friedrich Auguſt III. ſeine Rechte auf die bayriſche Allodialerbſchaft in dem kurzen bayriſchen Erbfolgekriege (1778) geltend, in welchem er mit Preußen gegen Öſterreich verbündet war. Dieſes Bündniß ward noch feſter geknüpft, als er (1785) dem von Friedrich II. geſtifteten deutſchen Fürſtenbunde beitrat, durch welchen der von Öſterreich beabſichtigte Eintauſch Beyerns gegen den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande vereitelt ward. — Im J. 1791 ſchlug er die, nach der neuern Conſtitution Polens vom 3ten Mai d. J., ihm und ſeiner Tochter beſtimmte polniſche Krone aus, weil bei der damaligen Stellung Rußlands gegen Polen, nicht zu erwarten war, daß Catharina II., die von den Polen und ihrem Könige Stanislaus Auguſtus angenommene neue Conſtitution anerkennen würde. Dagegen wählten die beiden unmittelbaren Nachbarn des Churfürſten, der Kaiſer Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die ländlich ſchöne Sommerwohnung deſſelben, das Schloß zu Pillnitz (Aug. 1791), zu Ausgleichung ihrer ſeit der reichenbacher Convention beſtandenen Irrungen, und zur Vereinigung über gemeinſchaftliche Maßregeln in Hinſicht auf die franzöſiſche Revolution. Die zwiſchen ihnen deßhalb abgeſchloſſene Acte (de Martens recueil T. V. p. 35 sqq.) ſollte dazu dienen, die Rechte des Königs von Frankreich und das Wohl der Nation gleichmäßig zu ſichern. Ob nun gleich (7ten Februar 1792) Öſterreich und Preußen deßhalb zu einem Bündniſſe näher zuſammentraten, zu welchem,

außer Rußland, England und Holland, auch der Churfürſt eingeladen ward; ſo lehnte er doch die Theilnahme ab, und ſtellte im Kriege gegen Frankreich bloß (ſeit 1793) ſein Contingent als deutſcher Reichsfürſt, nachdem zu Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich ausgeſprochen worden war. Selbſt als Preußen ſich im basler Frieden (1795) von den Intereſſen Öſterreichs und des deutſchen Reichs getrennt hatte, und eine ſchützende Demarcationslinie das nördliche Deutſchland, und ſelbſt die deutſchen Staaten des Königs von England umſchloß, blieb das churſächſiſche Contingent im Felde, und nahm (15ten Jun. 1796) Antheil an dem Siege des Erzherzogs Carl bei Wetzlar. Nur als bei dem Vordringen Jourdans und Moreau's im mittlern und ſüdlichen Deutſchlande der ganze oberſächſiſche Kreis (13ten Aug. 1796) zu Erlangen einen Waffenſtillſtands- und Neutralitätsvertrag ſchloß, rief auch der Churfürſt ſein Contingent auf die Grenze dieſes Kreiſes zur Deckung deſſelben zurück, und ſeine Geſandten machten vergeblich zu Raſtadt (ſeit 1797) beim Friedenscongreſſe und (1802 f.) zu Regensburg beim Reichsdeputationshauptſchluſſe die Rechte des deutſchen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen, und die Rechte der kleinern Reichsſtände gegen die Gelüſte der größern geltend. Wenn nun auch die individuelle Denkungsart des Churfürſten die bereits damals ſchon (ſeit der Theilung Polens) herrſchend gewordene Arrondirungspolitik nicht hindern konnte; ſo blieb er doch entfernt davon, den Umfang ſeiner Länder durch fremdes Gut zu erweitern. Selbſt ältere Rechte des ſächſiſchen Hauſes auf Erfurt, Reuß u. ſ. w. wurden nicht erneuert, weil ſpätere Verträge und Verhältniſſe anders darüber entſchieden hatten. So behielt der Churfürſt dieſe ſeine Würde ſelbſt dann noch bei, als durch die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) und durch die Reſignation des Kaiſers Franz II. (6ten Aug. 1806) das deutſche Reich, nach ſeiner tauſendjährigen Exiſtenz, in die Trümmer eines unter Napoleons Protectorat geſtellten Staatenbundes zuſammengeſtürzt war. Und als es darauf ankam, den Norden Deutſchlands gegen Frankreichs Dictatur zu retten, wenn gleich Preußen in dieſem Norden unter ſeinem Protectorate einen ähnlichen Bund, wie Napoleon im Süden und Weſten, bilden wollte; ſo fochten 22,000 Sachſen (Oct. 1806) in Thüringen unter Hohenlohe's Anführung gegen Napoleon, bis die Doppelſchlacht bei Auerſtädt und Jena über das Schickſal des nördlichen Deutſchlands entſchied. In unerklärbarer Schnelle eröffneten die preußiſchen Feſtungen den Franzoſen ihre Thore, und ſchon hatten Hohenlohe und Blücher bei Prenzlau und Ratkau capitulirt; ſchon begann an der Weichſel der zweite Act des großen Kampfes: als der Churfürſt (11ten Dec. 1806) im Frieden zu Poſen mit Frankreich die Selbſtſtändigkeit und Integrität ſeines Staates (bis auf den minder wichtigen Eintauſch von Cottbus gegen eine Abtretung in Thüringen, die dann in der Ceſſion des ſächſiſchen Mansfeld, des ſächſiſchen Antheils an Treffurt, und in Barby und Gommern beſtand) rettete, die königliche Würde bei dem Beitritte zum Rheinbunde annahm, und ſich verpflichtete, in dieſem Bunde ein Contingent von 20 000 Mann, für den preußiſch-ruſſiſchen Krieg aber bloß von 6000 Mann zu ſtellen. In dem Frieden von Tilſit (8ten und 9ten Juli 1807) erkannten Rußland und Preußen den Rheinbund mit allen gegenwärtigen und künftigen Einrichtungen Napoleons in demſelben, und den König

von Sachſen als Regenten des in dieſem Frieden neugeſtifteten Herzogthums Warſchau an, deſſen Conſtitution (22ſten Jul. 1807) von Napoleon zu Dresden bei ſeiner Rückkehr von Tilſit unterzeichnet, und bei dieſer Gelegenheit von dem Könige der ſächſiſche Rautenorden geſtiftet wurde. Zugleich war in dieſem Frieden von Preußen die Abtretung von Cottbus an Sachſen, ſo wie die Verzichtung auf alle ſächſiſche und anhaltiſche Beſitzungen auf dem rechten Elbufer (Act 10.) geleiſtet worden. Übrigens hatte die Annahme der Königswürde in Sachſen weder eine Veränderung der landſtändiſchen Verfaſſung, noch eine Annahme der franzöſiſchen Geſetzbücher, noch einen größern Aufwand am Hofe, ſondern nur die Verwandlung des Namens, Churkreis in die Benennung; Wittenbergiſcher Kreis, die Gleichſtellung der Katholiken, und ſpäter auch der Reformirten, mit den Lutheranern, und die Erhebung der geſammten churfürſtlichen Lande zu einem Königreiche (nach der Proclamation vom 20ſten Dec. 1806) bewirkt. Selbſt im Herzogthum Warſchau hätte kein anderer Fürſt, als der König von Sachſen, mit der ſo unbedeutenden Revenue von 7 Millionen poln. Gulden (der Gulden zu 4 Gr.) ſich begnügen können! — In Hinſicht des beim Beitritte zum Rheinbunde feſtgeſetzten Truppencontingents floß freilich auch ſächſiſches Blut am Tage von Wagram (6ten Jul. 1809); allein in dieſem Kriege Napoleons gegen Öſterreich ſtand ſelbſt Rußland auf ſeiner Seite, nach welchem zwar das Herzogthum Warſchau durch Weſtgallizien und Cracau vergrößert ward, Sachſen ſelbſt aber bloß die lauſitziſchen Enclaven Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schirgiswalde und Winkel gewann. Später floß von neuem ſächſiſches Blut im Jahre 1812 im Kampfe gegen Rußland; allein das ſächſiſche Corps unter Regnier focht in Verbindung mit 30 000 Öſterreichern unter Schwarzenbergs Befehle, und 20 000 Preußen, waren zur Eroberung von Rußland gleichzeitig dem Marſchall Macdonald untergeordnet. Als aber der Brand von Moskau den Zauber von Napoleons Weltherrſchaft löſte; die Sachſen, die bei Kobryn, bei Slonim, und noch am 15ten Febr. 1813 bei Kaliſch bedeutend verloren hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, und ſich auf des Königs Befehl von den Franzoſen trennten; Preußen an Rußland zum Kampfe gegen Frankreich, nachdem alle preußiſchen Provinzen von den Franzoſen geräumt waren, ſich anſchloß, und der Vicekönig von Italien mit dem Reſt des franzöſiſchen Heeres Sachſen bis zum 20ſten März 1813 behauptete; da verließ auch der König von Sachſen ſeine Hauptſtadt, wo Davouſt die Elbbrücke ſprengte, und ging zuerſt nach Plauen, von da nach Regensburg und zuletzt nach Prag, weil er ſich für die Fortſetzung dieſes Krieges den Maßregeln Öſterreichs anſchließen wollte, weßhalb zwiſchen dem ſächſiſchen Geſandten in Wien und dem öſterreichiſchen Miniſterium eine Übereinkunft unterzeichnet worden war, in welcher der König die Verbindlichkeit übernahm, „mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften zu den von dem öſterreichiſchen Hofe zur Herſtellung des Friedens zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken, und in dieſem Falle ſich ſelbſt zu der Abtretung des Herzogthums Warſchau im Voraus anheiſchig machte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbſten Unwahrheiten ꝛc. Deutſchland 1815. S. 76 f.) Gleichzeitig waren auch von Rußland und Preußen Unterhandlungen mit dem Könige eröffnet worden, deren Reſultat aber von dem Ausgange ſeiner Negociatio-

nen zu Wien abhängen mußten, beſonders weil ſogleich bei dem Aufbruche der Preußen nach Sachſen der cottbuſſer Kreis in Beſitz genommen, und eine Maſſe von Proclamationen in Sachſen verbreitet ward. „Der Befehl des Königs an den General Thielmann lautete aber dahin, daß die Feſtung Torgau keinerlei fremden Truppen, ohne Unterſchied und Ausnahme, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden ſollte.“ (Acten und thatmäßige Widerlegung ꝛc. S. 74 f.) Als nun die Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) durch das Umgehen des rechten Flügels der Alliirten von dem von Bernburg über Markranſtädt zum Schlachtfelde kommenden Vicekönige von Italien entſchieden, und Leipzig und allmählig alles Land bis an die Elbe von den Franzoſen beſetzt worden war; als der König am 3ten Mai ein Schreiben des Herzogs von Weimar erhielt, in welchem dieſer, auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, dem Könige die Erklärung des Kaiſers in Beziehung auf Sachſen meldete („Je veux, que le Roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a.“ Ebend. S. 77 f.), und am 9ten Mai von Dresden aus der vormalige ſächſiſche Geſandte zu Paris und der franzöſiſche Obriſt von Montesquiou mit unmittelbaren Aufträgen des Kaiſers beim Könige in Prag ankamen, in welchen der Kaiſer ihm ſeine Ankunft in Dresden meldete, und eine beſtimmte Erklärung darüber foderte, ob der König in ſeine Hauptſtadt zurückkehren, Torgau und alle vorhandenen ſächſiſchen Truppen zur Dispoſition des Kaiſers ſtellen, und ſeinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leiſten wolle, widrigenfalls er Sachſen als ein erobertes Land behandeln werde (Ebend. S. 80); ſo kehrte der König nach Dresden zurück, ließ Torgau den Franzoſen öffnen, und ſeine Truppen nahmen Theil an den folgenden Ereigniſſen des Feldzuges. Während des Waffenſtillſtandes hatte Öſterreich ſeine Rüſtungen vollendet; die Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich, und mit dem Siege Napoleons bei Dresden (26ſten Aug.) wich das Glück von ſeinen Waffen. Das franzöſiſche, bei Großbeeren geſchlagene Heer erlitt bei Dennewitz (6ten Sept) eine neue Niederlage; die ſchleſiſche Armee ging bei Wartenburg (3ten Oct.) über die Elbe, und die Völkerſchlacht bei Leipzig (16ten und 18ten Oct.) entſchied das Schickſal Sachſens. Der König, welcher Napoleons Antrag, ihm zu folgen, ablehnte, ward (19ten Oct.) Gefangner der Alliirten, und 20 Monate von ſeinem Lande getrennt, das bis zum 10ten Nov. 1814 unter ruſſiſcher, und von da an unter preußiſcher Verwaltung ſtand. Ein bedeutendes ſächſiſches, vom Lande ausgeſtattetes Heer folgte den Alliirten über den Rhein, bis die Einnahme von Paris den franzöſiſchen Kaiſer zur Reſignation brachte (11ten Apr. 1714). Doch Sachſens Schickſal ſollte erſt auf dem wiener Congreß beſtimmt, und das ganze Königreich mit Preußen vereinigt werden, wogegen dem Könige, der am 4ten Nov. 1814 gegen jede Veräußerung ſeiner Erbſtaaten proteſtirte, eine Entſchädigung von 300,000 Menſchen in Weſtphalen angetragen ward. Nach fünfmonatlichen Unterhandlungen beim wiener Congreſſe (vergl. Überſicht der diplomat. Verhandlungen des wiener Congreſſes von J. Ludw. Klüber, 1. Abth. Frankf. 1816), auf welche die ſtarken Erklärungen des brittiſchen Parlaments (vergl. europ. Annalen 1816, S. 2) nicht ohne Einfluß blieben, ward endlich im Februar 1815 die Theilung Sachſens beſchloſſen, und dem Könige von Sachſen

der von Berlin nach Preßburg gekommen war, am 12ten März 1815 erklärt: „daß ohne Verzug diejenigen Landestheile Sachſens, welche unter preußiſcher Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden ſollen, welche dem Könige bleiben; daß Preußen für immer Beſitz nehmen wird von demjenigen Theile Sachſens, welcher ihm überlaſſen worden iſt; und daß dasjenige, was dem Könige von Sachſen bleibt, unterdeſſen der proviſoriſchen Regierung des Königs von Preußen unterworfen bleiben ſoll" (Klüber, S. 38). Unterdeſſen war Napoleon von neuem in Frankreich erſchienen; die Verhandlungen des Congreſſes mußten ſich ihrem Ende nähern; der König unterzeichnete alſo am 18ten Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, in welchem er dieſem Reiche die größere Hälfte ſeines Staates in Hinſicht auf das Areal, die kleinere in Hinſicht der Bevölkerung überließ. Er trat zugleich der deutſchen Bundesacte (8ten Juni) bei, ſtellte ſein Contingent gegen Frankreich, und kehrte am 7ten Juni 1815 nach Dresden zurück. In jenem Vertrage kamen die ganze Niederlauſitz, ein Theil der Oberlauſitz, der wittenberger Kreis (mit Barby und Gommern), Theile des meißner und leipziger Kreiſes, der größte Theil der Stifter Merſeburg und Naumburg-Zeitz, das ſächſiſche Mansfeld, der ganze thüringiſche Kreis, das Fürſtenthum Querfurt, der neuſtädter Kreis, die vogtländiſchen Enclaven, und der königlich ſächſiſche Antheil von Henneberg mit 385¼ Quadratmeilen und 875,578 Menſchen an Preußen. Da aber in dieſen Zahlen auch der an Preußen zurückgekommene cottbuſſer Kreis mit eingerechnet iſt, für welchen 1808 Mansfeld, Barby ꝛc. an Weſtphalen abgetreten ward; ſo betrug der ſächſiſche Verluſt im wiener Vertrage (nach Abrechnung von Barby, Gommern und Mansfeld) eigentlich nur 373¾ Quadratmeilen und 845,218 Einwohner. Da nun nach dem Generalgouvernementsblatte für Sachſen (Jahr 1814, Nr. 89) die Geſammtbevölkerung des Königreichs im Jahre 1813 auf 736 Quadratmeilen 1,964,202 Einwohner enthielt; ſo bildet jetzt nach dieſer Angabe das Königreich Sachſen auf 362¼ Quadratmeilen mit 1,118,900 Einwohnern den vierten Staat des deutſchen Staatenbundes, und bleibt in Hinſicht der Bevölkerung hinter Bayern, Hannover und Wirtemberg zurück, während es bis zum Reichsdeputationshauptſchluſſe (1803) ſelbſt Bayern nach der Bevölkerungszahl übertraf. Während nun der an Preußen überlaſſene Theil von Sachſen den Namen Herzogthum Sachſen erhielt, obgleich beträchtliche Diſtricte deſſelben an den Herzog von Sachſen-Weimar abgetreten wurden, beſteht das Königreich Sachſen nunmehr aus den fünf Kreiſen: dem meißner, dem leipziger (beide mit Verluſte, doch ward der Reſt der Hochſtifter mit dem letztern verbunden), dem erzgebirgiſchen, dem vogtländiſchen und dem lauſitziſchen Kreiſe. Da die Geſchäfte der in Dresden in Wirkſamkeit getretenen Ausgleichungscommiſſion von preußiſchen und ſächſiſchen Deputirten, unter Concurrenz eines öſterreichiſchen Commiſſarius, bis jetzt noch nicht beendigt, und nur die Reſultate in Hinſicht der Caſſenbillets bekannt gemacht worden ſind (von welchen Preußen die Summe von 1,810,000 Thalern übernahm, Sachſen aber die ſeinigen bis auf 2½ Million Thaler vernichtet); ſo iſt auch wegen der geſammten neuern und ältern Landesſchulden, und wegen der Conſolidirung derſelben, ſelbſt wegen der Grenzbe-

richtigung, noch nichts definitiv feſtgeſetzt. Nichts deſto weniger wandte der König nach ſeiner Zurückkunft ſeinen Blick auf mehrere Verbeſſerungen und Veränderungen im Innern. Die Verminderung des Landes machte es nöthig, daß die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums (Sept. 1815) auf zwei beſchränkt wurden; allein die unter der interimiſtiſchen Adminiſtration neuorganiſirte Kriegsverwaltungskammer ward (20ſten Nov. 1815) beſtätigt; das ehemalige Collegium medico chirurgicum zu Dresden nach einem verbeſſerten und erweiterten Plane in eine chirurgiſch-militäriſche Akademie verwandelt; die Ingenieur- und Artillerieſchule combinirt und zu einer Militärakademie erhoben; ein neuer Civilverdienſtorden (7ten Juni 1815) nach drei Claſſen geſtiftet; zu Tharandt (Febr. 1816) eine Forſtakademie errichtet, und der Geſchäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreiſen (22ſten Juni 1816) vermehrt. Das Königreich hat freilich durch die Theilung die beſten Korn- und Holzgegenden und alle Salzwerke, und der königliche Fiſcus die reichſten Domainen und Kammergüter verloren; allein die durch den Gewerbsfleiß bevölkertſten Diſtricte des erzgebirgiſchen und lauſitziſchen Kreiſes, und die wichtige Handelsſtadt Leipzig ſind ihm geblieben. Berechnete man vor der Theilung die Geſammteinkünfte des Königreichs zu 9 Millionen Thaler und darüber; ſo dürften dieſelben nach der Theilung ungefähr 5 Millionen Thlr. betragen, nur daß in dem übervölkerten Erzgebirge eine große Armuth herrſcht und ſchlechte Ernten, wie ſchon im Jahre 1771 und 1805, leicht zur Hungersnoth führen. Außer Dresden und dem Königsſteine ermangelt Sachſen nach Abtretung von Torgau und Wittenberg an Preußen der eigentlichen Feſtungen; von ſeinen höchſten Bildungsanſtalten ſind ihm bloß die Univerſität Leipzig und die Landſchulen Meißen und Grimma geblieben. Die frühere Verfaſſung und Verwaltung iſt beibehalten worden, und der im Jahre 1817 zu Dresden ſich verſammelnde Landtag wird erſt zeigen, welche Veränderungen in beiden Hinſichten nothwendig und zeitgemäß befunden werden dürften. Doch nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf ſächſiſchem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geſchlagen haben, und den Credit von neuem beleben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 ſich ebenfalls vermindert hat. Überhaupt iſt es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die nähere und entferntere Zukunft aus der geſchehenen Theilung Sachſens entwickeln wird, durch welche nicht bloß Sachſens Stellung zu Deutſchland und Europa, ſondern auch das innere Verhältniß der wichtigſten deutſchen Bundesſtaaten gegen einander ſelbſt weſentlich verändert worden iſt. — Seit dieſer Theilung iſt das Königreich Sachſen im Oſten, Norden und Weſten mit offenen Grenzen der unmittelbare Nachbar Preußens; im Süden wird es von Böhmen durch eine rauhe, und zum Theile unzugängliche Gebirgskette getrennt. Zu dem Flußſyſteme des Königreichs gehören noch, außer der Elbe als Hauptſtrom, die beiden Mulden, die weiße und ſchwarze Elſter, die Pleiße, die Neiße, die Flöhe, die Zſchopau, das Schwarzwaſſer ꝛc. In Hinſicht der 275 Städte und Marktflecken, welche zu dem Königreiche bis zur Theilung gehörten, ſind 137 derſelben an Preußen gekommen, und unter dieſen Görlitz mit 8600 Einwohnern, Langenſalza

mit 5400 Einwohnern, Lauban mit 5000 Einwohnern, Luckau mit 5400 Einw., Merſeburg mit 6000 Einw., Naumburg mit 7700 Einw., Suhla mit 5700 Einw., Zeitz mit 5000 Einwohnern; doch ſind ihm Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freyberg, Bautzen, Zittau, Zwickau, Plauen, Meißen, Pirna, Annaberg, Schneeberg u. a. mit einer ſtarken Bevölkerung, und mit einem lebhaften Gewerbsfleiße und Handelsverkehre geblieben. Die eigentlichen Korngegenden ſind abgetreten worden; doch iſt die Pflege bei Lommatzſch und der leipziger Kreis fruchtbar und ergiebig. Die freyberger Bergwerke ſind, ſo wie der Weinbau im Meißniſchen geblieben; allein die thüringiſchen Bergwerke, und die Weinpflanzungen im thüringiſchen und wittenbergiſchen Kreiſe ſind an Preußen gekommen. Der Handel im Inlande iſt durch die Theilung und durch die damit verbundenen Gränzveränderungen allerdings ſehr beſchränkt worden; doch hat Leipzig weder in noch außer den Meſſen bis jetzt bedeutende Nachtheile empfunden; auch dürfte doch wohl endlich die Zeit gekommen ſeyn, wo richtigere Grundſätze der Staatswirthſchaft von ſelbſt darauf hinführen, dem gegenſeitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deutſchen Boden die größte Freiheit zu geben, und die frühern beſchränkenden Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu beſeitigen. Die ehemals bedeutende Anzahl ſlaviſcher Abkömmlinge hat ſich durch die Abtretung der ganzen Niederlauſitz und der Hälfte der Oberlauſitz an Preußen ſehr vermindert, ſo daß vielleicht nur noch der achte Theil der Geſammtbewohner Sachſens zu dem Stamm der Slaven gehört. Der ſächſiſche Nationalcharakter, ſeit Jahrhunderten durch geiſtige Cultur und feine Sitten veredelt, iſt zwar an ſich mehr friedlich als kriegeriſch, wie dies bei einem Staate nicht anders ſeyn konnte, der in allen neuern Kriegen verloren hat, und der ſchon in ſeiner erſten Anlage und Begründung nicht die Form eines erobernden Militärſtaates erhielt; allein die Tapferkeit der Sachſen, ſelbſt in Kämpfen, die ihrem vaterländiſchen Intereſſe fremd waren, hat ſich jedesmal ehrenvoll bewährt und es beſtätigt, daß auch ein Volk, das zunächſt ſeinen trefflich angebauten Boden liebt, und durch Gewerbsfleiß, Kunſtſinn und wiſſenſchaftliche Bildung ſeit Jahrhunderten ſich ausgezeichnet, im Augenblicke der dem Vaterlande drohenden Gefahr es nicht vergißt, was es der Treue gegen ſeine erbliche Dynaſtie, der anerkannten Güte und Milde ſeiner Regierung und dem ſächſiſchen Namen ſchuldig iſt. Wenn alſo auch der Nationalcharakter des Sachſen nicht in ſtarken Äußerungen und im Hang zu Neuerungen ſich ankündigt; wenn Häuslichkeit, Sinn für öffentliches Recht und ungebeugter Gerechtigkeitspflege und Empfänglichkeit für die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, die ohne eine zweckmäßige Preßfreiheit nicht möglich ſind, ihn vorzüglich auszeichnen; ſo hat die ſächſiſche Regierung dieſen Nationalcharakter in ſeinem ſtillen Wirken nicht nur nicht gehindert, ſondern ſeine freiere Entwickelung und Fortbildung befördert. In wenigen deutſchen Staaten dürfte im Ganzen die Erziehung ſo gut organiſirt ſeyn, wie in Sachſen, wo auch die untern Stände gewöhnlich fertig leſen, ſchreiben und rechnen, und wo als Muſter für Bürgerſchulen die treffliche leipziger Freiſchule ſeit 25 Jahren nicht ohne Nachahmung geblieben iſt. Auch hätte Sachſen die verheerenden Stürme der letzten zehn Jahre nicht beſtehen können, wenn nicht der Wohlſtand dieſes Landes ſeit dem hubertsbur-

ger Frieden ſich über alle Stände verhältnißmäßig verbreitet, und beſonders den Landmann emporgebracht hätte; denn nur bei der ſächſiſchen Sparſamkeit und Genügſamkeit war es möglich, die großen Leiſtungen aufzubringen, die von allen kriegführenden Mächten in dieſer Zeit, außer den gewöhnlichen öffentlichen Abgaben, den Bewohnern Sachſens zugemuthet wurden. — In Hinſicht des preußiſchen Herzogthums Sachſen iſt daſſelbe nicht wie Schleſien, Pommern u. a. eine ſelbſtſtändige Provinz geblieben, ſondern in geographiſcher und adminiſtrativer Hinſicht ſehr verändert worden. Der abgetretene Theil der Oberlauſitz iſt der Regierung zu Liegnitz, die Niederlauſitz mit Dobrilugk, Finſterwalde, Senftenberg, Hoyerswerda u. ſ. w. der Regierung zu Frankfurt an der Oder, ein beträchtlicher Theil des wittenberger Kreiſes der Regierung zu Potsdam zugetheilt worden. Dagegen umſchließt in der neuen Staatsgeographie Preußens die Provinz Sachſen die drei Regierungsbezirke: Magdeburg, Merſeburg und Erfurt. In allen dreien ſind altpreußiſche und bisherige ſächſiſche Ämter und Diſtricte mit einander verbunden. So wurde z. B. ganz Mansfeld, der Saalkreis, und Ermsleben vom Fürſtenthume Halberſtadt zur Regierung in Merſeburg geſchlagen, zu welcher von den ſächſiſchen Abtretungen der größte Theil des wittenberger Kreiſes, der preußiſche Antheil des leipziger und meißner Kreiſes (mit Ausnahme der Ämter Finſterwalda und Senftenberg), der preußiſche Antheil der Stifter Merſeburg und Naumburg, die Ämter Querfurt und Heldrungen, der thüringiſche Kreis (mit Ausnahme von Langenſalza, Weißenſee ꝛc.), die Grafſchaft Stollberg und die Ämter Kelbra und Heringen gehören. Der Regierung zu Erfurt aber wurden das ſächſiſche Henneberg, die Ämter Langenſalza, Weißenſee, Tennſtädt, und Ebeleben untergeordnet, und Barby, Gommern, Walter-Nienburg an Magdeburg gewieſen. — Das ſächſiſch-erneſtiniſche Haus in ſeinen fünf Linien gibt folgende ſtatiſtiſche Anſicht. Die Beſitzungen des Großherzogs von Weimar umſchließen (nach den neuern Erwerbungen, wohin beſonders der größte Theil des vormals königlich ſächſiſchen neuſtädtiſchen Kreiſes gehört) 67 Quadratmeilen und 194,000 Einwohner; des Herzogs von Gotha-Altenburg 54 Quadratmeilen und 190,000 Einwohner, des Herzogs von Coburg (mit Einſchluß der ihm durch den wiener Congreß im Saardepartement zugeſprochenen Seelenzahl) 27 Quadratmeilen und 77,000 Einwohner; des Herzogs von Meiningen 18 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern; und des Herzogs von Hildburghauſen 10 Quadratmeilen und 33,000 Einwohner. Q.

Sachſenfriſt, gewöhnlicher die ſächſiſche Friſt, iſt ein Zeitraum von 45 Tagen oder 6 Wochen und drei Tagen. Ehemals war dieſer Zeitraum nicht bloß in den churſächſiſchen, ſondern in allen Ländern des ſogenanten ſächſiſchen Rechts, d. h. in welchen der Churfürſt von Sachſen bei erledigtem Kaiſerthrone das Vicariat ausübte, von großer Wichtigkeit, wenn nicht etwa durch beſonderes Herkommen oder ſpecielle Geſetze etwas anderes verordnet war. So war die Beweis- und Gegenbeweisführung im ordentlichen bürgerlichen Prozeſſe an jenen Zeitraum gebunden; auch mußte die erſte Ladung in der Regel eine ſächſiſche Friſt umfaſſen, und durch die Nichtbeachtung dieſes Zeitraums konnte und kann man noch jetzt ſich den Verluſt wichtiger Rechte zuziehen. Indeſſen ſind in vielen deutſchen Ländern, die zum ſächſiſchen Rechte gehören, oder

unter das ehemalige churſächſiſche Vicariat gerechnet wurden, andere, entweder kürzere oder längere Friſten gebräuchlich, deren ſorgfältige Beobachtung für Parteien und Sachwalde von gleicher Wichtigkeit iſt.

Sachſenjahr iſt der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre, ſechs Wochen und drei Tagen, und in den Ländern des ſächſiſchen Rechts die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wofern nicht ſpecielle Geſetze dieſes oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung beſtimmen (m. ſ. auch Verjährung).

Sachſenſpiegel iſt eine Privatſammlung von Rechtsvorſchriften und rechtlichen Gewohnheiten, welche im Mittelalter in Deutſchland, beſonders aber in Sachſen und den **Landen des ſächſiſchen Rechts**, d. h. in Weſtphalen, Friesland, Heſſen, Niederſachſen, Brandenburg, Pommern, der Lauſitz, Schleſien, Böhmen und Mähren, rechtliche Kraft hatten. Dieſe Sammlung veranſtaltete ein ſächſiſcher Edelmann **Epko von Repkau** oder **Eyke von Repgow** in den Jahren von 1215 bis 1235 und ſie beſteht nicht bloß aus urſprünglich deutſchen Rechtsverſchriften, Urtelsſprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, ſondern auch aus einigen Sätzen des römiſchen und canoniſchen Rechts, welches ſchon damals anfing, in Deutſchland verbreitet zu werden. Der Sachſenſpiegel war deßhalb für das deutſche Recht von außerordentlichem Werth, da durch denſelben der gänzlichen Verdrängung der vaterländiſchen Geſetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verſtandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geſchahe. **Epko von Repgow** theilte ſein Werk, welches er in der alten ſächſiſchen Mundart herausgab, in zwei Abſchnitte, **Landrecht**, d. h. bürgerliches und peinliches Recht (in drei Büchern) und **Lehnrecht** ein. Späterhin ward noch der **Richtſteig des Landrechts und Lehnrechts** hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt. Von Mangel eines wohlgeordneten Plans, einer geſunden Philoſophie und hiſtoriſcher Kenntniß finden ſich freilich in dieſem Werke häufige Proben, deſto zuverläſſiger iſt es in rechtlicher Rückſicht. Daher wurde der Sachſenſpiegel, obgleich er nur eine Privatſammlung war, trotz der Hinderniſſe, welche der Papſt ſeiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald als allgemeine Norm rechtlicher Entſcheidungen nicht allein in allen oben angeführten Ländern, ſondern ſogar in Polen, Dänemark und andern auswärtigen Staaten angenommen, und iſt noch jetzt der Grundſtein des ſächſiſchen Rechts. Die öffentliche Einführung des römiſchen und canoniſchen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorſchriften des Sachſenſpiegels von practiſcher Gültigkeit ſind.

Sack (Baron Albrecht von), einer der tüchtigſten preußiſchen Staatsmänner Gouverneur des Großherzogthums Niederrhein, jetzt von Pommern. Er war früherhin Geſundheits halber genöthigt, ſich einige Zeit in Madeira aufzuhalten. Von dort begab er ſich nach Surinam, wo er ſich mit naturhiſtoriſchen Beobachtungen beſchäftigte. Bei ſeiner Zurückkunft nach England ließ er ſeine Reiſe in Briefform und in engliſcher Sprache drucken. Hierauf beſuchte er nochmals Weſtindien und Surinam, und ſoll jetzt an einer Ausgabe ſeines erwähnten Werks und eines Supplements in deutſcher Sprache arbeiten. Das gedachte Buch führt den Titel: Narrative of a Voyage in Surinam.

Sackpfeiſe oder Dudelſack, ein ſehr altes Inſtrument, das jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten im Gebrauch iſt. Es beſteht aus einem ledernen Schlauch, an deſſen einer Seite ſich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläſ't, den er vor ſich hält, um ihn mit dem Arme an ſich zu drücken, und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in dieſem Schlauche ſteckende Art von Schalmey die nöthige Luft zur Anſprache erhält, wenn die Finger beider Hände auf derſelben die Töne der Melodie greifen. Nächſt dem ſind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeiſen, die man Stimmer nennt, mit dem Schlauche verbunden. Es waren ſonſt verſchiedne Gattungen dieſes Inſtruments gebräuchlich.

Sacrament (latein. Übernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas), iſt ein Ausdruck, der nur darum in der chriſtlichen Kirchenſprache eine religiöſe Bedeutung erhalten hat, weil er in der Vulgata zur Überſetzung des griechiſchen Wortes Myſterion gebraucht worden war. Bei den älteren lateiniſchen Kirchenſchriftſtellern bedeutet Sacramentum daher ein Geheimniß oder eine ſymboliſche Religionshandlung; doch erſt im 12ten Jahrhundert fing man an dieſes Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, die noch jetzt in der römiſchen Kirche Sacramente heißen, ohne einen zureichenden Grund anzugeben, warum deren gerade ſieben ſeyn ſollten. Die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Lehre von den Sacramenten zu einem der Streitpunkte, worüber ſie mit der römiſchen Kirche zerfielen, indem ſie den Begriff des Sacraments dahin beſtimmten, daß es eine von Chriſto ſelbſt eingeſetzte Ceremonie ſeyn müſſe, wobei der, der ſie würdig begeht, durch ſinnliche Mittel und Zeichen gewiſſer göttlichen Gnadenwohlthaten theilhaftig würde. Dieſer Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl, daher ſowohl die wittenberger als die ſchweizer Reformatoren ſich weigerten, mehrere religiöſe Handlungen in demſelben Sinne als Sacramente gelten zu laſſen. Doch rechneten Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Abſolution unter die Sacramente und geſellten ſie ſpäterhin nur ſtillſchweigend als Vorbereitung zum Abendmahle. Der unter dem Namen **Sacramentsſtreit** bekannte Zwiſt unter den Reformatoren ſelbſt wurde über die Frage, ob Chriſtus im heil. Abendmahle leiblich oder bloß geiſtig zugegen ſey, zwiſchen Luther und **Karlſtadt** (ſ. d. Art.) 1524 begonnen, und da Zwingli ſich mit dem Letztern einſtimmig gegen die leibliche Gegenwart erklärte, zwiſchen den ſchweizeriſchen und wittenberger Reformatoren bis 1536, wo Bucerus die wittenbergiſche Concordia, einen Friedensvergleich der Schweizer mit Luthern, zu Stande brachte, fortgeführt. Luther fing 1544 die Feindſeligkeiten von neuem an, und ſeine Partei fuhr nach ſeinem Beiſpiele darin mit einer Härte und Kampfluſt fort, die ihr gerechten Tadel zugezogen hat. Nähere Auskunft über den Gegenſtand des Sacramentsſtreits gibt der Art. **Abendmahl**. Bekanntlich wurde dieſer Streit die Haupturſache der Trennung der Reformirten von den Lutheranern und der harten Verfolgungen, welche über die ſogenannten **Sacramentirer**, d. h. Anhänger der ſchweizeriſchen Meinung, erging. Im Abſchiede des Reichstags zu Speyer 1529 wurden die Sacramentirer den Wiedertäufern gleich geſetzt, und mit denſelben Strafen bedroht; auch Luther und ſeine ſteifen Anhänger drückten ſie durch Bewirkung des

Verbotes ihrer Schriften und manche perſönliche Angriffe, mit denen man ſelbſt den edeln Melanchthon wegen des ihm angeſchuldigten Kryptocalvinismus nicht verſchonte. Inzwiſchen iſt die reformirte Kirche mit der lutheriſchen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen und auch dieſen nur unter der Bedingung eines würdigen Genuſſes die Kraft, der Gnade Gottes in Chriſto theilhaftig zu machen, beizumeſſen wäre. Dagegen erhob die Kirchenverſammlung zu Trident 1547 die Lehre von ſieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Abſolution, letzte Ölung, Prieſterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römiſchen Kirche und verdammte diejenigen, welche an der Kraft dieſer Handlungen durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder ſie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Begnadigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Beſſerung erlangen könne. Die griechiſche Kirche ſtimmt in dieſer Lehre mit der römiſchen überein. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Ceremonien ohne beſondre göttliche Segenskraft, zu deren Übung kein Chriſt nothwendig verbunden ſey. Die Quäker neigen ſich zum entgegengeſetzten Extrem, indem ſie die Sacramente innere Handlungen des Gemüths nennen und gar nicht äußerlich begehen. Unter den aus dem Proteſtantismus hervorgegangenen kleineren Parteien folgen die Herrnhuter der lutheriſchen, die Methodiſten und Taufgeſinnten aber der reformirten Anſicht. Es leuchtet ein, daß die Uneinigkeit der Parteien in dieſem Puncte von der Verſchiedenheit ihrer Definition des Begriffs Sacrament herrührt, und die Unbeſtimmtheit dieſes vielſinnigen lateiniſchen Wortes großen Antheil an den darüber entſtandenen Händeln hat. Doch wird dieſe Uneinigkeit ſchwerlich beizulegen ſeyn, weil ſie Gebräuche betrifft, deren Feier die hauptſächlichſte Haltung des religiöſen Lebens der chriſtlichen Völker iſt, und daher in Form und Begriff eine Änderung viel weniger zuläßt, als die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Dogmen. E.

Sacriſtei heißt das zur Bewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthſchaften, zum Aufenthalte der Geiſtlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geſchehen ſollen, beſtimmte Zimmer oder Gewölbe, welches bei jeder Kirche angebaut zu ſeyn pflegt. **Sacriſtan** iſt bei den catholiſchen Domſtiftern derjenige der jüngeren Geiſtlichen, welcher die Schlüſſel zur Sacriſtei und die Sorge der Bewahrung der darin befindlichen zum Kirchendienſte beſtimmten Effecten hat. E.

Säculariſation oder **Verweltlichung** nennt man diejenige Handlung, vermittelſt deren ein geiſtliches Land oder Gut in ein weltliches verwandelt wird. Die **erſte** Hauptſäculariſation oder Verwandelung geiſtlicher Länder und Güter in weltliche hatte in Deutſchland bei dem weſtphäliſchen Frieden 1648 Statt. Durch die Reformation hatte man den Ausſpruch des Heilandes erfahren: Euer Reich iſt nicht von dieſer Welt; und demnach wurden die geiſtlichen Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Bremen, Minden, Cammin, Schwerin, Ratzeburg, die Johannitercommenden Nemerow und Mirow u. ſ. w. in weltliche Länder und Beſitzungen verwandelt. Die **zweite** Hauptſäculariſation war Folge des lüneviller Friedens (9ten Februar 1801) und des demſelben folgenden Reichsdeputationshauptſchluſſes vom 25ſten Februar 1803, in Gemäßheit deſſen alle

bis dahin unmittelbar geweſenen Stifter ꝛc. ſäculariſirt, und weltlichen Regenten zugetheilt wurden. Bloß der Churfürſt Reichserzkanzler, nachmaliger Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt, rettete ſeine weltliche Herrſchaft aus dieſem Schiffbruche der Hierarchie, um 1813, durch die Noth gezwungen, ſich ſelbſt ſeiner irdiſchen Gewalt zu begeben. Die Säculariſation enthält, aus rechtlichem Geſichtspunkte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geiſtlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, ſondern durch bloße Anmaßung eines einzelnen Standes zu ihrer Herrſchaft gelangt waren, mithin kein wohlerworbenes Recht (Jus quaesitum) hatten. Auch gewannen die ſäculariſirten Volksſtämme durch die Verweltlichung in Rückſicht ihrer particulären Nationalehre, weil es nicht angemeſſen iſt, unter der Landeshoheit eines Prieſters zu ſtehen. N. P.

Säculum. Dieſes Wort hat zwei ſehr verſchiedene Bedeutungen. Im Sinne des canoniſchen Rechts zeigt es die Welt und das bürgerliche Leben im Gegenſatze der Kirche und der geiſtlichen Sachen an. Daher kam das Wort Säculariſation, worunter man die Verwandlung geiſtlicher Beſitzungen in weltliche verſteht. — In der Sprache des gewöhnlichen Lebens heißt Säculum ein Zeitraum von hundert Jahren, ein Jahrhundert. Daß ältere Völker zu einem Jahrhunderte theils einen längern, theils einen kürzern Zeitraum als hundert Jahr foderten, iſt nicht glaublich, obgleich es behauptet worden iſt; wenigſtens bei den Römern und Deutſchen war es nicht der Fall. Am Ende des 17ten und 18ten Jahrhunderts entſtanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen ſey. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen ſtimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Chriſtus ein Jahr früher, als nach unſerer bisherigen Zeitrechnung, geboren ſey, daß man alſo bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte ſchreiben müſſen, indem ſchon 1799 volle 1800 Jahre nach Chriſti Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erſt mit Ablauf des Jahres 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erſtere Partei beſtritt dies ja nicht, ſondern bloß die Richtigkeit unſerer Zeitrechnung. Dieſe läßt ſich jedoch eben ſo wenig beweiſen, wie abläugnen, da ſie erſt im 6ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt durch einen Geiſtlichen, Dionyſius den Kleinen (wegen ſeiner kleinen Statur ſo genannt,) aufgebracht wurde, und eben ſo gut unrichtig, wie richtig ſeyn kann, indem Dionyſius ſowohl, als ſeine Vorgänger Verſehen begehen konnten.

Sacy (Silveſtre de), an umfaſſender und gründlicher Gelehrſamkeit einer der ausgezeichnetſten Männer unſrer Zeit, unter den Kennern der arabiſchen und perſiſchen Sprache gegenwärtig in Europa der erſte. Geboren um das J. 1760, ſcheint er ſich von Jugend auf den Wiſſenſchaften und vorzugsweiſe dem Sprachſtudium gewidmet zu haben. Schon vor der Revolution war er Mitglide der Akademie der Inſchriften und bereicherte die Memoiren derſelben mit mehreren wichtigen Beiträgen. Die politiſchen Unruhen ſeines Vaterlandes und ihre unausbleiblichen Folgen ſcheint er von Anfang an ſehr richtig beurtheilt zu haben, denn er nahm nie Antheil daran. Seine Zurückgezogenheit, in der er ſich einzig mit ſeinen Studien beſchäftigte, rettete ihn während der Schreckenspe-riode. Bei Einrichtung des Nationalinſtituts wurde er zu deſſen

Mitgliede ernannt. Überdies ward er Profeſſor der perſiſchen und arabiſchen Sprache an dem Collège de France. Von ſeinem Fleiße aus jener Periode zeugen unter andern die Notices et extraits des Manuscripts u. ſ. w. in denen er die köſtlichſten Arbeiten, vornehmlich zur Geſchichte der Kreuzzüge, Auszüge aus arabiſchen und perſiſchen Handſchriften u. ſ. w. niederlegte; einzelne Bände ſind faſt ganz von ihm. Unter der kaiſerlichen Regierung nahm er kein weiteres öffentliches Amt an, als daß er für das Departement der Seine in den geſetzgebenden Körper trat. Napoleon ernannte ihn zum Reichsbaron und ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion. Am dritten April 1814 erklärte ſich de Sacy für die Entſetzung Bonaparte's und ſeiner Familie, und nahm nach der Wiederherſtellung der Bourbons thätigen Antheil an den Erörterungen über das Budjet, über die Preßfreiheit und über die Zurückgabe der noch unverkauften Güter an die Ausgewanderten. Am 17ten Februar 1815 ernannte ihn der König zum Rector der pariſer Univerſität; er trat am 20ſten März aus dem geſetzgebenden Körper, und iſt nicht wieder gewählt worden. Während Napoleons Wiederauftreten zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück; ob er ſpäter wieder an die Spitze der Univerſität getreten, und in welche der wieder errichteten Akademien er aufgenommen worden, wiſſen wir nicht. Wir nennen von den Schriften dieſes großen Gelehrten noch ſeine arabiſche Grammatik und Anthologie, (zuſammen 5 Bände in 8. 1806), welche alle ähnlichen Werke übertreffen, ſeine Überſetzung des Abdollatif, aus welcher ſich die unglaubliche Fehlerhaftigkeit der früher von Wahl gemachten völlig unbrauchbaren Überſetzung deſſelben Schriftſtellers ergibt, und welche wegen der hinzugefügten Erläuterungen unſchätzbar iſt, ſeine Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse, (1793, 4.) worin alte geſchichtliche Denkmäler, als die Inſchriften von Nakſchi Ruſtam und Tſchehel=Minar u. ſ. w. mit tiefer Sach= und Sprachkenntniß erläutert werden, ſeine allgemeine Grammatik, ein kleines aber mit philoſophiſchem Geiſte geſchriebenes Werk, ſeine intereſſante Schrift über die Brieftauben u. ſ. w. Als Lehrer hat Sacy durch ſeinen Unterricht überaus zur Verbreitung einer gründlichen Kenntniß des Arabiſchen und Perſiſchen gewirkt und treffliche Schüler gezogen. Mit einer genauen Kenntniß des Perſiſchen, des Arabiſchen, Hebräiſchen und der damit verwandten Dialecte, ferner des Griechiſchen, Lateiniſchen und faſt aller neuern europäiſchen Sprachen, worunter auch die Deutſche gehört, die er ſogar mit Fertigkeit ſpricht, und einer umfaſſenden Kunde der Alterthumswiſſenſchaften, der Geſchichte und Geographie u. ſ. w. verbindet dieſer ſeltne Mann den gefälligſten, offenſten, anſpruchloſeſten Charakter, ſtrenge Rechtſchaffenheit, und eine zu jeder Aufopferung bereite Geneigtheit, die Studien und Arbeiten Andrer zu fördern, ſo daß er auch in dieſer Hinſicht vielleicht alle heutigen Gelehrten Frankreichs übertrifft. M.

Sadi, mit ſeinem ganzen Namen **Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi** (aus Schiraz), einer der berühmteſten und auch unter uns bekannteſten lyriſchen und moraliſchen Dichter der Perſer, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 nach Chriſti Geburt) geboren, und ſtarb als ein hundertundſechzehnjähriger Greis (1292 nach Chr. Geb.). Da ſeine Ältern arm waren, wurde er am Hofe Abubekrs erzogen und genoß überhaupt von den verſchiednen Monarchen Perſiens großer Gunſt und reicher Wohlthaten. Die

Perſer ſchätzen ihn über alles wegen ſeiner goldenen Sprüche, die ſie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen ſeiner reinen, höchſt zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir beſitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1. eine Sammlung (Divan) lyriſcher Gedichte in arabiſcher und perſiſcher Sprache, (Gaſeln und Caſſiden), in denen ein mildes Feuer der Phantaſie waltet, theils Liebesgedichte, theils Auffoderungen zu edeln Lebensgenüſſen, vermiſcht mit ernſten Betrachtungen; 2. ein moraliſches Werk aus Proſa und Verſen gemiſcht, unter dem Titel, Guliſtan (Roſengarten), in acht Büchern, deren Inhalt ſich aus folgenden Überſchriften, die ſie führen, ergibt, nämlich, vom Geiſte und den Sitten der Könige, vom Geiſte und den Sitten der Derwiſche, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verſchwiedenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung der Kinder und guten Sitten, von der Kunſt, mit Leuten umzugehen; 3. ein Werk in Verſen, unter dem Titel: Boſtan (Baumgarten) enthaltend eine Sammlung von Geſchichten, Fabeln und moraliſchen Anweiſungen; endlich 4. eine Sammlung von Sittenſprüchen, ebenfalls in Verſen unter dem Titel: Pendnameh oder Mokamaat. Sämmtliche Werke des Sadi ſind zu Calcutta in zwei Großquartbänden perſiſch im Druck erſchienen; das Guliſtan hat Gentius perſiſch und lateiniſch herausgegeben; das Pendnameh iſt perſiſch und engliſch in Oſtindien und England einzeln gedruckt worden; von den lyriſchen Gedichten findet man einzelne bei Ouſeley und Andern. Überſetzungen des Boſtan und Guliſtan gibt es in vielen Sprachen. Deutſch hat ſie zuerſt Olearius geliefert. Sadi's Grabmal beſchreibt Franklin in ſeiner Reiſe. (Vergl. Perſiſche Literatur). M.

Saducäer, eine von den vier Hauptſecten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdiſcher Rabbiner, war, der ungefähr 200 Jahre vor Chriſti Geburt lebte. Die Lehre ſeines Meiſters, des Antigonus, daß man die Tugend um ihrer ſelbſt willen und ohne Rückſicht auf Belohnung ausüben müſſe, führte ihn zu der Behauptung, daß in einem andern Leben weder Belohnung noch Strafe Statt fände. Seine Anhänger läugneten daher die Auferſtehung und die Unſterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geiſter, waren aber in ihren Sitten ſehr ſtreng, daher auch Chriſtus trotz des Vorwurfs, daß ſie die Schrift nicht verſtänden, ſie wegen ihrer Sitten nicht tadelt. Auch gelangten ſie zu den höchſten Würden und ſelbſt zum Hohenprieſteramt. Noch jetzt beſteht die Secte in verſchiedenen Gegenden.

Sagan, ein Fürſtenthum in Niederſchleſien, war ehemals ein Theil des Fürſtenthums Glogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und ſeinen eignen Fürſten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiſer Ferdinand II. ſchenkte es an ſeinen Feldherrn Albrecht von Wallenſtein. Nach der Ermordung deſſelben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürſten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des Letztern kam es 1786 gleichfalls durch Kauf an den Herzog Peter von Curland, nach deſſen Tode es ſeine älteſte Erbtochter, die Prinzeſſin Catharine Friederike Wilhelmine, erhielt, die ſich davon Herzogin von Sagan nennt. Das Land iſt nicht ſehr fruchtbar, hat aber große Wälder, viel Wildpret und viel Eiſenſtein und Eiſenhämmer. Die Queis, welche das Fürſtenthum nach der Länge durchſtrömt, und auch d

Bober u. a. aufnimmt, liefert vortreffliche Fiſche. Übrigens enthält dies Land die drei Städte **Sagan**, **Priebus** und **Naumburg am Bober**, einen Marktflecken und etwa 34,000 Einwohner, die größtentheils catholiſch ſind. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Sagan mit einem anſehnlichen fürſtlichen Schloſſe, hat eine bedeutende Auguſtinerabtei, ein Collegium und Seminarium des aufgehobenen Jeſuiterordens, noch 4 catholiſche Kirchen und ein Seminarium, eine evangeliſche Gnadenkirche und Schule, und 4500 Einwohner, die ſich von den äußerſt wichtigen Tuch- und Leinwandmanufacturen u. ſ. w., ſo wie auch vom Getraidehandel nähren. Die Herzogin hat hieſelbſt eine Regierung, ein Land- und Manngericht, ein Conſiſtorium, eine Rentkammer und ein Hofgericht.

Sage (Alain René Le), ein berühmter franzöſiſcher Romanen- und Luſtſpieldichter, geboren um das Jahr 1677 zu Ruys in Bretagne. Er begab ſich früh nach Paris, wo er als Schriftſteller lebte. Das erſte Werk, durch welches er ſich bekannt machte, war eine freie Überſetzung der griechiſchen Briefe des Ariſtenät. Seine Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Sprache und Literatur benutzte er dazu, mehrere Novellen und Romanzen der Spanier frei zu bearbeiten oder doch die ſpaniſchen Sitten und Localitäten in ſeine Dichtungen einzuführen. Sein erſter Roman der Art war Guzman d'Alfarache, der ſich in einer niedern Sphäre bewegt, aber nicht ohne Ergötzlichkeit iſt. Zu einer höhern Schreibart erhob er ſich in dem Bachelier de Salamanque und nächſtdem in den Avantures de Gil Blas de Santillane der ſeinen Verfaſſer in ganz Europa bekannt machte. Seine Sitten- und Charaktergemählde ſind überaus lebendig und unterhaltend; und wiewohl die Moral zuweilen verletzt wird, ſo fehlt es doch nicht an Belehrung und practiſchen Lebensregeln. Dieſem Werke verdankt der Verfaſſer ſeinen größten Ruhm, obwohl auch ſein Diable boiteux, der eigentlich eine unzuſammenhängende Reihe von Charakteren und Geſchichten iſt, wegen ſeiner unterhaltenden Mannichfaltigkeit und ſatiriſchen Beziehungen, allgemein geleſen wurde. Le Sage ſchrieb ferner: Nouvelles avantures de Don Quichotte, und eine Novelle, Estavanille ou le Garçon de bonne humeur, betitelt, und überſetzte Bojardo's Orlando Innamorato. In ſeinen Luſtſpielen Crispin rival le son maitre und Turcaret finden ſich treffliche humoriſtiſche Scenen. Le Sage war verheirathet und hatte mehrere Kinder; einer ſeiner Söhne betrat unter dem Namen Montmeuil die Bühne, ein andrer war Chorherr zu Boulogne; hier befand ſich Le Sage mit ſeiner Familie, als er 1747 ſtarb. Die Werke dieſes fruchtbaren Schriftſtellers, beſonders ſein Gil Blas, zeichnen ſich vortheilhaft durch eine leichte, reine und geſchmackvolle Schreibart aus. Er ſelbſt war von milder und geſelliger Gemüthsart, und ſehr unterhaltend im Geſpräch.

Sago oder **Sagu**, eine vegetabiliſche Subſtanz, welche aus Oſtindien durch den Handel zu uns kommt, und aus weißgelblichen ſteinharten Kügelchen, ungefähr ſo groß wie Corianderſaamen, beſteht. Der Sago läßt ſich weder durch Weingeiſt noch durch Öl auflöſen, aber durch Sieden im Waſſer wird er weich, durchſichtig, gallertartig und bekommt eine röthliche Farbe, ohne ſeine kugeliche Form zu verlieren. Dieſe Subſtanz iſt übrigens das Mark des Sagobaums, der in Oſtindien wächſt, ſo dick wird, daß ihn kaum ein Mann mit den Armen umſpannen kann, und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Der Stamm dieſes Baums gleicht einem

weiten hölzernen Cylinder, der im Innern ganz mit einem vegetabiliſchen Mark angefüllt iſt. Die Dicke des Holzes beträgt höchſtens nur einige Zoll. Die Sagopalme fodert einen feuchten moraſtigen Boden, trägt nur einmal Saamen, und pflanzt ſich beſonders durch die Wurzelſchößlinge, ohne daß menſchliche Hülfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß ſechs Jahre alt werden, wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen, in Stücke zerſägt und geſpalten, und das Mark wird herausgenommen. Es hat dann die Conſiſtenz einer mürben Rübe, iſt mit vielen Faſern durchzogen, zwiſchen welchen die mehligen Theile liegen. Nachdem es mit Waſſer durchknätet iſt, und die Faſern abgeſondert ſind, werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in ſteinernen Formen getrocknet, worin es ſich verhärtet. Auf einem Acker von 43,500 Quadratfuß können ſehr bequem 4350 Sagobäume Platz haben. Jeder Baum gibt wenigſtens 300 Pfund Mehl, und 900 Pfund ſind zum Unterhalte eines Mannes hinreichend. In Indien bäckt man Brot aus dem Sagomehl, gebraucht die ausgehöhlten Stücke des Stammes zu Mulden 2c., die Spitzen der Stengel werden als Gemüſe gegeſſen, und aus den jungen Blätterknoſpen ſpinnt man Garn. Das für den europäiſchen Handel beſtimmte Sagomehl wird, damit es ſich beſſer halten möge, gekörnt. Man läßt es nämlich nach dem Auswaſchen nur ſo weit trocknen, daß es die gehörige Steifigkeit erhält, um ſich zwiſchen den Händen reiben zu laſſen. Dadurch nimmt es die Geſtalt an, in der wir es erhalten. Dann werden die Körner getrocknet, und durch Sieben nicht bloß vom Mehlſtaube befreiet, ſondern auch der Größe nach ſortirt. Die feinſten und weißeſten heißen **Sagoblume**. Faſt alle Schiffe bringen aus Oſtindien Sago mit nach Europa, wo jährlich mehrere 100,000 Pfund verbraucht werden. Die Holländer führen den Sago in Säcken zu 200 Pfund ein, und die Engländer verkaufen ihn centnerweiſe.

Sagunt, eine der berühmteſten Städte im alten tarraconenſiſchen Spanien, unfern von dem Fluſſe Turius (Murviedro). Als eine Pflanzſtadt der Zacynthier und Rutuler ſtand ſie mit Rom im Bunde, und wurde daher von Hannibal zu Anfang des zweiten puniſchen Krieges angegriffen, und nach einer äußerſt hartnäckigen Belagerung erobert. Jetzt ſteht auf derſelben Stelle die Stadt **Murviedro**, bei welcher in dem letzten ſpaniſch-franzöſiſchen Kriege die Armee von Valencia durch Suchet geſchlagen wurde.

Saigern nennt der Hüttenmann eine Abſcheidung des Silbers vom Kupfer durch Blei. Die Operation geſchieht in beſondern Schmelzheerden, und gründet ſich darauf, daß das mit Silber vermiſchte Blei einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, ſich alſo von dieſem ſchmelzend trennt und es ungeſchmolzen zurückläßt. Der Saigerofen iſt von Backſteinen an drei Seiten aufgemauert, ſein Boden iſt nach der offenen Seite abſchüſſig und hat eine Gaſſe, die das ausgeſaigerte ſilberhaltige Blei in einen vorgeſetzten Tiegel führt; der Boden neben der Gaſſe iſt mit Eiſenplatten belegt, die mit Lehm und Aſche vor dem Schmelzen beſchlagen werden. Hierauf wird das Kupfer in Saigerſtücken und zwiſchen ihnen Holz und Kohlen eingeſchichtet und auch mit Kohlen bedeckt. Dieſe Saigerſtücke ſind ſilberhaltiges Kupfer, dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeſchmolzen ſind. Der Ofen wird jetzt langſam geheizt, das Feuer

bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in ſolcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herausſchmilzt, das Silber mit ſich nimmt, und das Kupfer ziemlich vom Silber rein zurückläßt. F.

Saint⸗Juſt (Antoine⸗Louis⸗Leon de), einer der wüthendſten Terroriſten in der franzöſiſchen Revolution, das erſte Werkzeug von Robespierre's Tyrannei und der Begleiter ſeines Sturzes. Er war 1768 in Blarancourt bei Noyon geboren. Einige Kenntniſſe und ein affectirter Eifer für die Sache der Freiheit verſchafften ihm im 24ſten Jahre die Erwählung zum Deputirten des Aisnedepartements beim Nationalconvent. Hier ſchloß er ſich ſogleich an Robespierre an. Kalt im Denken, glühend und überſprudelnd im Empfinden, von rohem, unbeugſamem Sinn und beiſpiellos frecher Unerſchrockenheit, ward er von dieſem bald gewürdigt, und als erſter Vertrauter und thätigſter Mitwirker ſeiner Plane gebraucht. Gleich zu Anfang des Prozeſſes Ludwigs XVI. verlangte er mit Ungeſtüm die ſchnelle und blutige Beſtrafung der angeblichen Verbrechen dieſes Fürſten, und ſtimmte hernach für deſſen Tod ohne Delegation noch Appel an das Volk. Dann hielt er eine Rede gegen die Girondiſten, wodurch er ſeinen eigentlichen Einfluß gründete, und das beſondre Geſchäft erlangte, ſeine Collegen auf das Schaffot zu ſchicken, das er auch mit einer ausgezeichneten Blutgier die ganze Zeit über verſehen hat. Er ward dann in einige Gränzdepartements und zur Nordarmee geſchickt; auch da bezeichneten Ströme vergoſſenen Bluts jeden ſeiner Schritte. Er war der Verfaſſer des Berichts, der Danton, Herault⸗Sechelles, Phélippeaux, Camille⸗Desmoulins und Conſorten auf die Guillotine brachte; und gab, als ſich die Partei gegen Robespierre bildete, dieſem den Rath, die neuen Feinde ohne Verzug zu ſtürzen. Aber deſſen Zögerung riß beide ins Verderben. In der ſtürmiſchen Sitzung vom 9ten Thermidor (27ſten Juli 1794) vertheidigte er Robespierren am kühnſten und hartnäckigſten; verließ die Rednerbühne trotz aller Gegendeclamationen nicht, und hörte endlich ſein Verhaftungsdecret mit verachtender Kälte ausſprechen, begab ſich in den Gemeindeſaal, und erklärte ſich zum Chef der Executionscomitté für die Urheber dieſer Revolution; ward aber bald darauf ſelbſt arretirt, was er mit vollkommner Gleichgültigkeit geſchehen ließ. Eben ſo unempfindlich und ruhig um ſich blickend, hörte er am andern Tage auf ſeinem Wege zur Richtſtätte die Verwünſchungen des Volks an, und der kalte Böſewicht, der ſich im Menſchenblute gebadet hatte, ſtarb mit dem Anſchein der Seelenruhe eines Stoikers. Man hat von ihm: Esprit de la révolution et de la constitution de France, 1791, 8., eine große Menge Berichte und Oeuvres posthumes, die, wiewohl unvollſtändig, doch voll Unterſuchungen ſind. Man ſchreibt ihm auch „Orgon," ein Gedicht im Geſchmack der Pucelle von Voltaire, zu.

Saint Lambert (Jean François), ein bekannter franzöſiſcher Dichter, Mitglied der Akademie und des Nationalinſtituts, wurde zu Nanci den 16ten December 1717 geboren, erwarb ſich früh bei ſeinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters und eines liebenswürdigen Gelehrten. Von den Jeſuiten zu Pont à Mouſſon erzogen, behielt er immer große Liebe für dieſe ſeine ehemaligen Lehrer, und ſagte ihnen in einem niedlichen

Gedichte ſehr große Lobſprüche, die wohl mehr für die Gutmüthigkeit des Dichters, wie für das Verdienſt jener ehrwürdigen Väter zeugen. In ſeiner Jugend nahm er Kriegsdienſte bei der lothringiſchen Garde, und ſtieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber dieſe Laufbahn, um ſich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Luneville reſidirte, und die geiſtvollſten Frauen und Männer um ſich verſammelte, zu begeben. Frau von Chatelet glänzte hier durch ihre Kenntniſſe und ihren Verſtand, und Saint-Lambert war bald ſo glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er ſich, er ſchmeichelte ihm in ſeinen Verſen, und wurde natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb Saint-Lambert ſeine Schmeicheleien gegen den Dichter von Ferney, nach der Meinung der Franzoſen, etwas zu ſehr, da er ihn noch über ihren Corneille und Racine erhob. Er ſtarb den 9ten Februar 1805 im 85ſten Jahre bei ſeiner Freundin, Frau d'Houdetot, die ſich ſeiner mit der größten Sorgſamkeit annahm, obgleich er in dem Zuſtand der Kindheit, worein er zurückgeſunken war, ſich oft hart und bitter über die treue Freundin beſchwerte. Saint-Lamberts Gedichte le Matin et le Soir (der Abend und Morgen) 1769 in 8., und les Saisons (die Jahreszeiten) ſind von ſeinen Schriften am bekannteſten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beſchreibenden Gedichte, und obgleich ſie Thomſons Jahreszeiten nachſtehen, ſo zeichnen ſie ſich doch durch eine blühende, oft glänzende Phantaſie und einen leichten harmoniſchen Versbau aus. Außerdem hat Saint-Lambert mehrere Erzählungen in Proſa, orientaliſche Fabeln (Paris 1772, 8.) und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, welche in mehreren franzöſiſchen Muſenalmanachen zerſtreut ſind, geſchrieben. Seine Mémoires de la vie de Mylord Bolingbroke ſind in einem ſehr ſchönen hinreißenden Styl abgefaßt, und unter ſeinen proſaiſchen Schriften das Leſenswertheſte. Unſers Wiſſens gibt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollſtändige Sammlung. Auch von Charakter war dieſer Dichter ein ſehr liebenswürdiger Mann.

Saint-Real (Céſar Vichard de), ein ſehr berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, beſonders im hiſtoriſchen Fache, aus dem 17ten Jahrhundert. Er wurde zu Chambery in Savoyen, wo ſein Vater Staatsrath war, geboren, und kam früh nach Paris, wo die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine Kenntniſſe ihm bald Freunde erwarben. Hier lebte er bei dem bekannten Geſchichtſchreiber Varillas, von dem ihm wahrſcheinlich die Liebe für das Romantiſche in ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen mitgetheilt wurde. Varillas beſchuldigte ihn, daß er ihm einige ſeiner Papiere entwandt hätte, ohne daß dies jedoch der guten Meinung des Publicums in Rückſicht der Rechtlichkeit Saint-Reals geſchadet hätte. 1675 kehrte er nach Chambery zurück, wo er die Herzogin von Mazarin kennen lernte, und ſie nach England begleitete. Dort blieb er nur kurze Zeit, ging wieder nach Paris, wo er mehrere Jahre unter dem Titel eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) als Gelehrter ſich aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, beſonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beſchuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche, und zugleich war er hitzig und ungeſtüm, wenn ihm in Schriften widerſprochen wurde. Im geſelligen Leben zeigte er übrigens einen höchſt ſchätz-

baren Charakter. 1692 ging Saint-Real nach Chambery zurück, wo er in demſelben Jahre ſtarb. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich beſonders aus Sept Discours sur l'usage de l'histoire, voll ſcharfſinniger Bemerkungen, aber ohne Präciſion geſchrieben; Histoire de la conjuration, que les Espagnols formèrent en 1618 contre la république de Venise, obgleich dies Werk viel Romanhaftes enthält, ſo ſcheinen doch die darin angeführten Hauptereigniſſe wahr und richtig zu ſeyn. Übrigens hat Saint-Real hinſichtlich des Styls in dieſem Werke ſein Vorbild Salluſt nicht ganz erreicht; Don Carlos, nouvelle historique, freilich gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geſchrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichſten Werke dieſes Schriftſtellers; Traduction des lettres de Ciceron à Atticus, nicht ſo gut gerathen, u. a. mehr. Eine vollſtändige Ausgabe von Saint-Reals Werken beſorgte der Abbé Perau 1757 zu Paris in 8 Duodezbänden.

Saiten ſind Fäden von zuſammengedrehten Schaafdärmen, oder von gezogenem Metall, deren man ſich von verſchiedner Länge und Stärke bedient, um ſie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Inſtruments in Schwingungen zu ſetzen, und dadurch verſchiedne Klänge hervorzubringen. Die Darmſaiten verfertigt man aus den Därmen der Schaafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beizt, zuſammenſpinnt und ſchleift. Man windet ſie in Ringel, von denen dreißig Stücke zuſammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones beſtimmt. Ein äußeres ſicheres Merkmal für dieſe Eigenſchaften gibt es nicht, aber ſie fehlen allen den Saiten, die nicht durchſichtig und nicht elaſtiſch ſind. Bekanntlich ſind von den Darmſaiten die in Italien verfertigten ſogenannten romaniſchen die vorzüglichſten. Die Metallſaiten ſind entweder aus Meſſing oder aus Eiſen. Man hat auch Verſuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlte ihnen an einem feinen Klang. Ein gewiſſer Boud zu Verſailles ſoll ſie in der neueſten Zeit vervollkommnet haben.

Saladin, eigentlich **Salaheddin Juſſuf Ebn Ayub**, ein berühmter Sultan von Ägypten und Syrien, geboren im J. 1137 auf dem feſten Schloſſe Tecrit, deſſen Gouverneur ſein Vater, ein curdiſcher Krieger, war. In ſeiner Jugend diente er unter ſeinem Vater und Oheim, welchen letztern Sultan Noureddin nach Ägypten ſandte zur Unterſtützung Fatimite Calaph Adheds wider den Veſir Shawer. Dieſer ſtarb 1168 auf dieſem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergeben geweſene Jüngling änderte plötzlich ſein Betragen, und ward einer der ſtrengſten Befolger der Vorſchriften des Korans. Den Anſichten Noureddins gemäß haßte und unterdrückte er die Secte Ali's. Im J. 1171 machte er der fatimitiſchen Kalifendynaſtie in Ägypten ein Ende. Um dieſelbe Zeit ſtarb Adhed. Saladin, der ſeine Reichthümer in Beſitz nahm, faßte den Entſchluß, ſich unabhängig zu machen, und ſuchte zu dem Ende zuvörderſt die Liebe der Ägyptier durch eine milde und weiſe Regierung zu erwerben. Noureddin aber, wiewohl jener deſſen Unternehmungen gegen die Chriſten unterſtützte, ſchöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Ägypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindſeligkeiten vor. Als jedoch 1174 Noureddin geſtorben und deſſen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron beſtiegen hatte, er-

griff Saladin Maßregeln, ſeine Beſitzungen an ſich zu reißen, anfangs unter dem Vorwand der Beſchützung, dann ohne Hehl für ſich. Er unterwarf Damascus und mehrere andre Plätze in Syrien, aber belagerte Al-Malek ſelbſt in Aleppo ohne Erfolg. Auch verſuchte er, die Franken von den Seeküſten von Paläſtina zu vertreiben, ward aber bei Ascalon gänzlich aufs Haupt geſchlagen. Al-Melek ſtarb 1181, und zwei Jahre darauf ergab ſich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Ägypten unter dem von dem Kalifen Naſſer beſtätigten Titel eines Sultans beſaß. Das ganze Streben ſeines Religionseifers und ſeiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Chriſten aus Paläſtina zu vertreiben, und Jeruſalem zu erobern. Jene hatten ſeinen Zorn durch einen vertragswidrigen Überfall nach Mekka Pilgernder noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen dieſen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebne von Tiberias im J. 1187, in welcher Guy von Luſignan, König von Jeruſalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeiſtern der Tempelherren und Hoſpitaliers und einer Menge von Rittern zu Gefangnen gemacht wurden. Alle Gefangnen wurden niedergemacht; Chatillon, der die Begnadigung durch den Übertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eignem Schwert, und nur der König von Jeruſalem ward verſchont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieſes Sieges war die Einnahme von Acre, Seid, Barout u. ſ. w., und die Belagerung von Jeruſalem, das ſich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerſtand auf die Bedingung ergab, daß die Chriſten mit ihrem Eigenthum frei abziehen, die Franken aber für den Kopf ein Löſegeld bezahlen oder Sclaven ſeyn ſollten. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jeruſalem, und erfüllte gewiſſenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Tyrus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, da ſeine Flotte von den Franken geſchlagen wurde. Auf die Nachricht von dem Verluſt Jeruſalems nahmen der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, die Könige von Frankreich und England und viele andre Fürſten das Kreuz, und machten die größten Rüſtungen. Das Gerücht davon ermuthigte die Chriſten zu Tyrus, welche 1189 Acre den Moslemin entriſſen. Saladin eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Acre der Schauplatz der blutigſten und erbittertſten Kämpfe. Kaiſer Friedrichs Tod, der mit einem Heere in Aſien angelangt war, flößte dem Moslemin Muth ein, bis Richard Löwenherz und Philipp Auguſt mit neuen zahlreichen Schaaren erſchienen. Acre ergab ſich ihnen 1191, worauf Philipp Auguſt nach Europa zurückkehrte. Richard aber blieb, ſchlug Saladin in zwei Schlachten, nahm Cäſarea und Jaffa, und bedrohte Jeruſalem. Die ritterliche Tapferkeit dieſes Königs verdunkelte auf einige Zeit Saladins Ruhm, der den Fortſchritten ſeines Gegners mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte widerſtand. Endlich ward ein Vertrag zwiſchen beiden Fürſten geſchloſſen, der die Küſte von Jaffa bis Tyrus den Chriſten einräumte; Aſcalon ward geſchleift, und der Überreſt von Paläſtina verblieb dem Sultan. Dieſer war kaum durch Richards Abreiſe von ſeinem furchtbarſten Feinde befreit, als ihn in ſeinem 56ſten Lebensjahre der Tod überraſchte. Er ſtarb zu Damascus im J. 1193. Ihm gebührt der Ruhm eines Fürſten von großer Einſicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und ſeinem Worte ſtets treu war. Er hinterließ ſiebzehn Söhne

und eine Tochter, und war der Stifter der Dynaſtie der Ayoubiten.

Salamander, eine Familie des Eidechſengeſchlechts, die wieder in vier Gattungen zerfällt. Die ſämmtlichen hieher gehörigen Thiere ſind durchaus unſchädlich, und keineswegs giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, iſt unwahr. Wenn er geängſtigt wird, bringt aus ſeinem Munde und ſeiner warzigen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein ſchwaches Kohlenfeuer ſchützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerſtehn.

Salamis, jetzt Colouri, eine merkwürdige griechiſche Inſel in der Nähe von Attika, Eleuſis gegenüber, hat durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich ſtärkere der Perſer (480 vor Chr. Geb. ſ. d. Art. Themiſtokles) in der Geſchichte einen unſterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine ſchmale Meerenge von der Landſchaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neu-Salamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 Quadratmeilen. Ihr älteſter Name ſoll Kychrea oder Kenchrea geweſen ſeyn. Unter den Fürſten aus den frühern Zeiten iſt vorzüglich Ajax bekannt worden, welcher uns von Homer als einer der größten Helden des trojaniſchen Krieges genannt wird. Sein Vater, König derſelben Inſel, hieß Telamon, wovon jener auch ſeinen Beinamen erhalten hat. Einige Jahrhunderte nach dem trojaniſchen Kriege bemächtigten ſich die Megarenſer der Inſel, wurden aber bald darauf von den Athenienſern wieder vertrieben. Erſt unter dem Kaiſer Veſpaſian wurde ſie eine römiſche Provinz. Die Bewohner von Salamis waren ſehr geſchickte Seefahrer. Auf der Oſtſpitze von Alt-Salamis war das Denkmal wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet.

Salbung. Von Alters her pflegten die Orientalen zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu ſalben, daher auch unter den Ehrenbezeugungen, die ſie geachteten Gäſten bewieſen, das Salben mit wohlriechenden Ölen eine der vorzüglichſten war. Von dieſer Sitte des gemeinen Lebens unterſchied die moſaiſche Geſetzgebung, übereinſtimmend mit andern Religionen des Alterthums, **die Salbung** der Prieſter, ihrer Kleider und der allein zum Gottesdienſt beſtimmten Dinge, welche nur mit einem beſonders dazu bereiteten heiligen Öle geſchehen durfte, und die Bedeutung einer Weihe zum ausſchließlichen religiöſen Gebrauche hatte. Schon das Alterthum betrachtete in dieſem Sinne die Salbung der Prieſter und Könige als eine ſymboliſche Handlung, die den Geſalbten den unauslöſchlichen Charakter ihrer Amtswürde und Ausſtattung mit beſondern göttlichen Geiſtesgaben aufdrückte. Daher heißen Könige und Prieſter vorzugsweiſe **Geſalbte des Herrn**, deren Perſon heilig und unverletzlich, und deren amtliches Anſehn von Gott iſt, und auch der im alten Teſtamente angekündigte Erlöſer wird wegen ſeiner königlichen Abſtammung und Würde **Meſſias**, d. h. ein Geſalbter genannt. Noch jetzt werden die Könige bei ihrer Krönung geſalbt, um ihrer Würde die religiöſe Weihe und Heiligkeit zu geben, die ſie in den Augen der Völker haben ſoll, und bei der catholiſchen Prieſterweihe ſalbt der ordinirende Biſchof mit dem heiligen Salböl (ſ. d. Art. **Chriſam**) die innere Fläche beider Hände nebſt den Daumen und

Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu ſegnen, zu weihen und zu heiligen. In einem ähnlichen, doch viel faßlichern Sinne ſollen religiöſe Vorträge und Gebete Salbung, d. h. die Kraft haben, den, der ſie hört, mit frommen Gefühlen, innigen Überzeugungen und heiligen Entſchließungen zu erfüllen; denn dies iſt die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf ſeine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu ſprechen, kann durch Kunſt und Studium nicht erworben werden, und nur der Redner wird ſie haben, der Stärke und Innigkeit der eignen Überzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leichtfertige Kritik nicht Anlaß zu Spöttereien finden ſoll, bei dieſer ſeltenen, oft den ſcharfſinnigſten und glänzendſten Rednern abgehenden Gabe vorausgeſetzt, daß ſie nur wichtigen Gegenſtänden, die das ganze Gemüth des Menſchen angehen, gewidmet und nie ohne gründliche Einſicht, gebildeten Geſchmack und ſichern oratoriſchen Tact angewendet werde. E.

Saldern (Friedrich Chriſtoph von), königlich preußiſcher Generallieutenant, Generalinſpector der im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen und in der Altmark befindlichen Fußregimenter, Chef eines Regiments zu Fuß, Gouverneur der Feſtung Magdeburg, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, war geboren 1719 in der Priegnitz; ſein Vater, Otto Ludolf von Saldern, war preußiſcher Oberſtlieutenant. Im Jahr 1735 trat er als Fähndrich in den Dienſt unter Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. nahm ihn wegen ſeiner anſehnlichen Länge in die Leibgarde als Oberlieutenant. Im ſchleſiſchen Kriege focht er bei der Belagerung von Brieg 1741, und in der ſiegreichen Schlacht bei Chotuſitz (1742, 17ten Mai). Bei der Eroberung von Prag 1744 führte er als Hauptmann eine Compagnie. Mit gleicher Entſchloſſenheit und Einſicht focht er in den für Preußen glücklichen Schlachten bei Hohenfriedberg (1745, 5ten Juni) und bei Soor (30ſten September). — Faſt bei allen Schlachten des ſiebenjährigen Kriegs war er gegenwärtig. Zuerſt bei der mißlungenen Belagerung von Prag 1756, dann als Major bei Roßbach 1757, 5ten November. Am 5ten December dieſes Jahrs zeichnete er ſich bei der Erſtürmung des Dorfes Leuthen ſo aus, daß Friedrich ihm den Verdienſtorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberſtlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758, 13ten October) überfallen wurde, die bei allem Unglück noch günſtige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er auch noch in demſelben Jahr bei dem kühnen Marſch von Sachſen nach Schleſien zum Entſatz von Neiſſe ſich beſonders ausgezeichnet, zum Generalmajor, ohne daß er vorher Oberſt geweſen (1759). Auch bei Liegnitz (1760, 15ten Auguſt), und vornehmlich bei Torgau (1760, 3ten November), wo er unter Ziethen focht, bewährte er ſeinen Muth und ſeine Kriegserfahrenheit. Er ſtarb zu Magdeburg am 14ten März 1785 im 66ſten Jahr ſeines Alters. — Er hat ſich beſonderes Verdienſt um die Verbeſſerung des Kriegsweſens erworben, und wie die Schlachten, in denen er focht, für ſeinen kühnen Muth, ſo zeugen ſeine Schriften nicht weniger für ſeine Einſicht. 1. Tactik der Infanterie, Dresden 1784, 1ſter Abſchnitt; die Be-

wegungen, woraus Maneuvres entſtehen und zuſammengeſetzt ſind, 2ter Abſchnitt, die Stellung und Bewegung eines großen Corps; 2. tactiſche Grundſätze (mit Kupfern), Dresden 1786, 1. Theil, wie ein Recrut zu exerciren iſt, 2. Th. Vom Marſchiren, Ziehen, Schließen, Schwenken, Richten ꝛc. Beide Schriften ſind ohne ſeinen Namen erſchienen. — Nach einem Herbſtmaneuvre ritt Friedrich zu ihm heran und ſagte: „Saldern, höre er auf, das iſt alles und übertrifft alles, was man mit der Tactik thun kann!“ Er ſchenkte ihm ein maſſives ſilbernes Gedeck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin im Saalkreiſe, drei Meilen von Halle, iſt dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelſen aufgeſtellt; ſie iſt mit ſeinem Bild und ſeinem Namen einfach geſchmückt.

Saldern (Wilhelm von), geboren 1702, königlich preußiſcher Generalmajor, focht mit gleichem Kriegsruhme, wie der vorgenannte Saldern, in dem ſchleſiſchen und ſiebenjährigen Kriege. Noch war ſeine bei Prag empfangene Wunde nicht geheilt, als er ſich wieder zum Heer begab, und bei einem Angriff der Öſterreicher auf Königingräz an der Elbe am 26ſten Juli 1758 durch eine feindliche Kugel getroffen, ſtarb. Sein Leben hat Friedrich Pauli beſchrieben (ſ. deſſen Leben großer Helden, dritter Theil, S. 45, Halle 1759, 8.)

Saleſianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimſuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales. Vergl. d. Art. geiſtliche Orden.

Salier, Prieſter des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa beſtimmte ihre Zahl auf zwölf; Tullus Hoſtilius vermehrte ſie. Die Veranlaſſung zu ihrer Stiftung wird ſo erzählt: Als einſt zu Numa's Zeiten eine heftige Peſt in Italien wüthete, und ſich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von beſondrer Geſtalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Peſt nachließ. Die um Rath gefragten Wahrſager erklärten, daß dieſer Schild ein Zeichen der ſtets dauernden Herrſchaft der Römer ſeyn ſolle, und riethen, noch elf ähnliche verfertigen zu laſſen, damit der echte nicht ſo leicht entwendet werden könnte. Dies geſchah, und ſämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1ſten März, wo die Salier dem Mars opferten, nahmen ſie die Schilde aus der Curia, und trugen ſie in der Stadt herum, indem ſie ſie an einander ſchlugen, kriegeriſche Tänze aufführten, und alte Lieder abſangen zum Lobe des Mars und der andern Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold geſtickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz feſtgehalten wurde; darüber eine mit einem Purpurſaume beſetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken das Ancil. Nur patriciſche Jünglinge, deren Ältern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, eine Völkerſchaft, die zum erſten Mal auf der Inſel der Bataver, und als ſie von da vertrieben wurden, an der Maas ſüdlich unter den Chamarern erſchien. So lange man den Namen Cherusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und ſobald dieſe auftreten, verſchwinden die Cherusker. Vermuthlich

nahmen ſie die Benennung Salier erſt an, als ſie in Batavia, an welches ſie gränzten, einwanderten, nach dem Namen des Fluſſes in ihrem alten Vaterlande. War dies die fränkiſche oder ſächſiſche Sale? Vielleicht beide, denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Marvinger aus Franken ſich wieder mit ihren ältern Brüdern vereinigt hatten, weil die Könige der ſaliſchen Franken, und nachher aller Franken überhaupt, ſich aus dem marvingiſchen, ſo wie die Vandalen aus dem aſtingiſchen Stamme ableiteten. Vielleicht erhielt die fränkiſche Sale den Namen erſt von den Marvingern, zum Andenken des Fluſſes im alten Vaterlande, und wegen der Salzquellen, die ſie an beiden fanden. Von den Saliern rührt das bekannte ſaliſche Geſetzbuch her, das älteſte Denkmal geſchriebner Geſetze, das noch vor Chlodwig, zur Zeit als die Salier noch keine Könige, ſondern bloße Anführer hatten, von vier der angeſehenſten Männer, Arogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Windagaſt, geſammelt, und wahrſcheinlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt wurde. Es galt zum Theil bis ins 11te und 12te Jahrhundert. Beſonders merkwürdig iſt der 62ſte Artikel, zufolge deſſen bei ſaliſchen Gütern, d. h. bei ſolchen, welche die ſaliſchen Franken in Gallien und dem heutigen Frankreich erobert hatten, die Töchter von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und nur die Söhne derſelben fähig geachtet wurden. Ungeachtet dieſer Artikel nur von Privatgütern handelt, ſo machte man doch die Anwendung davon auf die Krone ſelbſt. Gewiß iſt, daß von den erſten Zeiten der franzöſiſchen Monarchie an nie Prinzeſſinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Geſetz als das Herkommen angeführt wurde. Erſt in den Streitigkeiten, die Philipp VI. von Frankreich mit Eduard III. von England um die franzöſiſche Krone hatte, ward das ſaliſche Geſetz wider Eduard angeführt; und es hat ſeitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), kaiſerlicher Capellmeiſter zu Wien, geboren zu Legnano, einer venetianiſchen Feſtung, im Jahr 1750. In ſeinem elften Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und ſeine Neigung für die Muſik nahm ſo zu, daß er nach dem Tode ſeines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in ſeinem funfzehnten Jahre verlor, ſich ganz dieſer Kunſt widmete. Er ſetzte ſeine Studien zu Venedig, wohin er ſich ſeines Gönners Mozenigo wegen begab, fort, und endigte ſie zu Neapel. Peſcetti, Capellmeiſter von St. Marcus, war ſein erſter Lehrer; nach dem Tode deſſelben wählte er Paſſini. Um dieſe Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, ſowohl auf dem Clavier als im Geſang, und gewann ihn ſo lieb, daß er ihm mit Mozenigo's Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Compoſition unter ihm zu ſtudiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb, und Gaßmanns Unterricht im Generalbaß genoß. Als dieſer ſtarb, wurde er auf einmal zum Director der Capelle, der Kammermuſik und des Theaters zu Wien ernannt, Ämter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundſchaftlichem Rath unterſtützte. Als Alter und Krankheit Letztern außer Stand geſetzt hatten, dem pariſer Publicum, welches immer neue Compoſitionen foderte, ein Genüge zu leiſten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach deſſen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieſer Gelegenheit das Zeugniß, daß er ſich mit ſeiner Manier vertraut zu machen

verſtanden, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieſer Oper Theil habe. Die Liſt gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; ſeine Oper wurde zu wiederholten Malen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin ſelbſt ſang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptſtadt gebracht. Die Kenner fanden beſonders in dem Recitativ und Geſang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erſt nach der dreizehnten Vorſtellung in einer Adreſſe ans Publicum Salieri für den alleinigen Componiſten der Danaiden. Dieſer wurde reichlich belohnt und erhielt vor ſeiner Rückreiſe nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf erſchien auf dem wiener Theater ſeine Oper Axus, König von Ormus, wofür der Kaiſer Joſeph ihn mit 200 Ducaten beſchenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete ſich bald darauf, und kam dadurch in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens. Von ſeinen Werken für die Kirche iſt ein Oratorium: La Passione di Gesù Cristo nostro Signore, das bekannteſte, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er ſeit 1772 eine Reihe von deutſchen und italieniſchen Opern componirt, von denen mehrere zu den Werken vom erſten Range gehören. Die bekannteſten darunter ſind außer den genannten, Tarar, Armida, der Jahrmarkt von Venedig, der Talisman, Semiramis u. ſ. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Inſtrumentalmuſik mehrere Serenaden und Simphonien, ſo wie einige Concerte für das Pianoforte und andre Inſtrumente componirt.

Saline, Salzwerk, iſt eine Anſtalt, worin die Salzſoole, d. h. Waſſer, das mehr oder weniger Kochſalz aufgelöſ't enthält, geſotten oder auf ſonſtige Weiſe das Salz vom Waſſer geſchieden, und überhaupt alle zur Bereitung des Salzes erfoderlichen Arbeiten verrichtet werden.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), ward den 26ſten December 1762 zu Seewis in Graubündten geboren. Bis zur Revolution diente er zu Verſailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher ſtand er unter dem General Montesquieu in Savoyen, als dies Land von den Franzoſen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war ſeit 1798 Generalinſpecter des Milizweſens in der Schweiz, und hielt ſich bald in dieſer, bald in jener Stadt auf, und endlich wohnte er zu Malans in Graubündten. Auffallend iſt es, daß weder durch die Pracht des franzöſiſchen Hofes, noch durch das Sittenverderbniß ſeiner Reſidenz, in welcher Salis ſeine Jugendzeit verlebte, noch ſpäterhin durch das Getümmel des Krieges und der Schlachten, denen er beiwohnte, ſein Sinn für ländliche Natur, für Freundſchaft und Unſchuld, welcher ſich in allen ſeinen Gedichten ſo zart und lebhaft ausſpricht, verwiſcht wurde. Aber „die ländliche Muſe leitete ihn," wie Matthiſon ſagt, „aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Verſailles in die geweihten Schatten einſamer Wälder; ſie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem mahleriſchen Geſtade der Seine, in den friedlichen Hirtenthälern der rhätiſchen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges ſeine unzertrennliche Gefährtin." In Rückſicht ſeiner Gedichte, ſagt ein geiſt-

voller Beurtheiler: „Seine Muſe iſt diejenige, unter deren Leitung die Denham, Thomſon, Haller und Kleiſt die Natur in ihren geheimſten Winkeln beſchlichen, und dann in größern, mahleriſchen Gedichten verriethen, was ſie geſehen hatten. Salis, ihnen gleich an Originalität und Empfindung, ſchränkt ſich auf kleinere Lieder ein; eine Form der Darſtellung, welche den Vortheil hat, daß der Dichter jeder einzelnen, aus der Natur gehobenen Scene mehr den Ton ſeiner augenblicklichen Gemüthsſtimmung geben und durch dieſe Individualiſirung um ſo ſicherer hoffen kann, der bei beſchreibenden Gedichten ſo ſchwer zu vermeidenden Ermüdung auszuweichen. Indeß geſchmackloſe Versler alles, was ihnen in der Natur vorkommt, kalt auffaſſen, und natürlich auch ihre Leſer kalt laſſen, weiß Salis durch den Standpunkt, aus welchem er zeichnet, und durch die allenthalben ſichtbare moraliſche Tendenz ſeinen Naturgemählden Einheit, Charakter und Intereſſe zu geben. Die Correctheit ſeiner Zeichnung, und die Lebhaftigkeit ſeines Colorits feſſeln unwiderſtehlich. Kraft iſt mit Grazie verbunden." Lyriſche Producte, beſonders der ſanftern Art, und Elegien ſind ihm am beſten geglückt. In ſeinen meiſten Gedichten athmet eine ſanfte Melancholie und ein tiefes, inniges Gefühl. Matthiſon gab 1793 die Gedichte von J. G. von Salis zu Zürich in 8. zuerſt heraus, und dieſer Ausgabe ſind nachher mehrere gefolgt, die 4te Auflage erſchien eben daſelbſt 1803 in 12.

Salis-Marſchlins (Carl Ulyſſes von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des Präſidenten Johann Rudolph Hubert von Salis, geboren zu Marſchlins in Graubündten den 25ſten Auguſt 1728, zeigte ſchon früh viel Wißbegierde, ſtudirte im 16ten Jahre zu Baſel, machte im 17ten mehrere Reiſen, und wurde bereits im 18ten Jahre Sindicator. Nachher verwaltete er mehrere Ämter rühmlich und gewiſſenhaft, und wurde 1757 von ſeinem Hochgerichte zum Podeſta von Tiran im Veltlinerlande gewählt, eine Stelle, worin er ſich gleichfalls durch ſeine Vaterlandsliebe auszeichnete. Der Haß der Übelgeſinnten veranlaßte ihn, 1768 die Stelle eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Graubündten anzunehmen, welches er 24 Jahre lang blieb, und ſich durch ſeine überlegenen Geiſteskräfte einen außerordentlichen Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten dieſes Theils der Schweiz verſchaffte. Auch übernahm er 1771 mit großen Koſten die Erziehungsanſtalt der Profeſſoren Martin Planta und Neſemann zu Haldenſtein, verpflanzte dies Inſtitut nach Marſchlins, berief den Doctor Bahrdt zum Director des Philanthropins, welches aber ſchon 1777 einging, wodurch Salis einen großen Theil ſeines Vermögens verlor. Indeſſen konnte er doch noch immer, obgleich im beſtändigen Kampfe mit vielen Feinden, ſtandesmäßig leben; aber die Factionen ſeines Vaterlandes im Jahre 1790, und die bald ausgebrochene helvetiſche Revolution machten ihn bis zu ſeinem Tode äußerſt unglücklich. Er wurde den 30ſten Junius 1794, weil er, um ſein Leben zu retten, ſich aus Graubündten entfernt hatte, in contumaciam, d. h. als ein Ungehorſamer, aus ſeinem Vaterlande bei Lebensſtrafe verbannt, für vogelfrei erklärt, und ſein Vermögen confiscirt. Auch ſein 97jähriger Vater, der damals noch lebte, und ſeine Familie duldeten die ſchrecklichſten Mißhandlungen von der Parteiwuth. Nach zahlloſen Leiden verließ er endlich das unglückliche Land, ging nach Tyrol, und von da nach Wien, wo er den 6ten October 1800

ſtarb. Er war ein in jeder Rückſicht ausgezeichneter, energiſcher Menſch, ein thätiger, gewandter Staatsmann, und ein nützlicher Schriftſteller. Wir haben von ihm: Beiträge zur natürlichen und ökonomiſchen Kenntniß der Königreiche beider Sicilien 2 Bdchen, Zürich 1796. 8. Fragmente der Staatsgeſchichte des Thals Veltlin und der Grafſchaften Cleven und Worms, aus Urkunden, 4 Bände, ebendaſelbſt 1792. Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs Neapel, ebend. 1793, 8; Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Leſebuch für Leidende, 3 Bändchen, und bei dem 3ten eine Nachricht von ſeinem Leben, durch ſeinen Sohn. S. auch das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe dem Herrn von Salis errichtet von ſeinen Töchtern, Zürich 1801.

Saliſches Geſetz, ſ. Salier.

Salluſtius (Caj. Criſpus), wurde im J. R. 668, vor Chr. 86 zu Amiternum, einer Municipalſtadt im ſabiniſchen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geiſt und ſein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausſchweifungen; doch mag er wohl nicht ganz ſo verdorben geweſen ſeyn, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrſchenden Sittenzuſtand jenes Zeitalters bei Beurtheilung ſeiner Fehler mit in Anſchlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der ſittlichen Verdorbenheit der Römer ſieht man freilich, daß er dieſelbe ſehr genau kannte, und ſelbſt nicht ganz frei davon war. Durch Cäſars Gunſt wurde er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geſchickt, wo er ſich bedeutende Schätze ſammelte. Daher ſpielte er nach ſeiner Rückkehr aus dieſem Lande zu Rom eine glänzende Rolle. In den ſpätern Jahren ſcheint er ſeine Jugendfehler eingeſehen und mäßiger gelebt zu haben. Er ſtarb im J. R. 719, vor Chr. 35. Während ſeines Privatlebens machte er die vaterländiſche Geſchichte zu ſeinem Hauptſtudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geſchichte, welche die Zeiten nach Sulla's Tode bis auf die catilinariſche Verſchwörung beſchrieb, nur noch einige Bruchſtücke. Zwei andre hiſtoriſche Schriften, die uns vollſtändig erhalten ſind, erzählen die Kriege der Römer gegen den ſchlauen Jugurtha, König von Numidien, und die Verſchwörung des kühnen Catilina. Der ausgezeichnete Werth dieſer hiſtoriſchen Arbeiten iſt allgemein anerkannt. Denn ſie empfehlen ſich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er ſcheint ſich von den griechiſchen Hiſtorikern beſonders den Thucydides zum Muſter genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil ſogar übertrifft. Er gehört zu den Geſchichtſchreibern, die ihre Werke pragmatiſch bearbeitet haben. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend vorzüglich empfehlen, da nicht nur ſein kräftiger, reiner, oft ſehr redneriſcher Styl, ſondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken die Lectüre ſeiner Schriften ſehr angenehm und nützlich machen. Zu den beſten deutſchen Überſetzungen kann man die von Schlüter zählen.

Saidſchütz und Sedlitz ſind zwei Dörfer nicht fern von der böhmiſchen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um dieſe Dörfer iſt an trinkbarem Waſſer und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und iſt von Baſalthügeln eingeſchloſſen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben ſalzige Waſſer zuſammen, die zu Bitterſalz verſotten werden können. Am ſüdlichen und nördlichen Fuße

eines ſich in den Sumpf hereinziehenden Hügels ſind aber die eigentlichen Bitterwaſſerbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Waſſer bitter ſchmeckt, laxirende Eigenſchaft beſitzt, und als bekanntes Mineralwaſſer weit verſendet wird. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich bayriſcher geiſtlicher Rath und Profeſſor der Theologie zu Landshut, ward 1751 zu Areſing unweit Schrobenhauſen in Bayern geboren. Da ſeine Ältern ohne Mittel waren, ſo konnte er nur durch die Unterſtützung guter Menſchen, die er in München fand, zum Schulbeſuch gelangen, ſeine Studien anfangen und fortſetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbayern in den Jeſuiterorden, und blieb in demſelben bis zu deſſen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolſtadt, wo er ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter akademiſcher Profeſſor der dogmatiſchen Theologie, neben Benedict Stattler, ſeinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die bayerſchen Kloſterabteyen alle Lehrſtellen im Lande aus ihrem Mittel zu beſetzen bekamen, verlor auch Sailer ſeine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatſtande den Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Profeſſur an der damals biſchöflich⸗augsburgiſchen Univerſität Dillingen, wo er Moralphiloſophie und Paſtoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorleſungen für alle Akademiker hielt, und mehrere vielgeleſene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig geweſen, als er unerwartet ſeine Entlaſſung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit ſehr geringen Einkünften bloß den Wiſſenſchaften und der Freundſchaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbayern. Bei der Regierungsveränderung in Bayern 1799 wurde Sailer als Lehrer an der bayriſchen Landesuniverſität angeſtellt, und befindet ſich ſeitdem an der im J. 1800 von Ingolſtadt nach Landshut verſetzten Ludwig⸗Maximilians⸗Univerſität als ordentlicher Profeſſor der Theologie u. ſ. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieſes äußerſt fruchtbaren Schriftſtellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieſes Werks nicht.

Salm⸗Kyrburg (Friedrich Rheingraf von), zu Limburg in Belgien geboren, ergriff 1787 die Patriotenpartei in Holland, in der Hoffnung, Erbſtatthalter zu werden. Am franzöſiſchen Hofe gab er vor, daß er in Holland großen Einfluß habe, und hier ſtellte er ſich, als ob er zu Verſailles viel gelte. Wirklich verſchaffte er ſich durch den Miniſter Calonne das Feldmarſchallspatent und 40,000 Livres jährlichen Gehalts, ſtatt deſſen ihm nachher eine Abfindungsſumme von 400,000 Livres ausgezahlt wurde. Als er merkte, daß die Patriotenpartei ſich mit der oraniſchen vergleichen wollte, und deßhalb ſchon auf eine Vermittelung von Seiten Frankreichs angetragen hatte, ſandte er, um zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, und mit einer Art von Dictatur bekleidet zu werden, Emiſſäre nach Amſterdam und den andern Städten, um die Ausſöhnung und Vereinigung der beiden Parteien zu hindern; und um ſich auf jeden Fall zu ſichern, hielt er es auch heimlich mit der erbſtatthalterſchen Partei. Der Einmarſch der Preußen in Holland entlarvte ihn vollends. Er übergab Utrecht, welches er mit einer

Beſatzung von 8000 Mann vertheidigen ſollte, und das mit Allem wohl verſehen war, ohne Schwertſtreich, verließ die Partei, welcher er ſeine Dienſte zugeſchworen hatte, und verſchwand plötzlich. Er wohnte darauf während der franzöſiſchen Revolution zu Paris, wurde Bataillonscommandant, aber den 23ſten Juli 1794, als Theilnehmer einer Verſchwörung von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt, und in ſeinem 48ſten Jahre hingerichtet.

Salmaſius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaiſe, ein durch ſeine tiefe und weitumfaſſende Gelehrſamkeit berühmter Gelehrter, geboren zu Semur en Auxis im J. 1588. Sein Vater, der eine angeſehene Magiſtratsperſon und zugleich ein gelehrter Mann war, unterrichtete ihn ſelbſt in den alten Sprachen, und ſchickte ihn ſodann nach Paris, um dort Philoſophie zu ſtudiren. Wie ſehr ſeine Kenntniſſe ſeinem Alter vorausgeeilt waren, beweiſ't ſeine Ausgabe des Florus, welche im J. 1609 erſchien. Er ſelbſt behauptet, ſie in ſeinem funfzehnten Jahre beſorgt zu haben, dann aber müßte 1593 ſein Geburtsjahr ſeyn; wir glauben daher, daß er bei dieſer Angabe einen Gedächtnißfehler begangen hat. Im J. 1606 war er nach Heidelberg gegangen, um unter dem großen Gothofredus die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren. Die an koſtbaren Handſchriften und gedruckten Werken reiche Palatina gab ihm Gelegenheit, ſeine Lernbegierde durch den Gebrauch dieſer literariſchen Schätze zu befriedigen, und ſich bereits durch die Herausgabe gelehrter Arbeiten Ruhm zu erwerben. Als er 1610 nach Frankreich zurückkehrte, trat er zwar als Anwald in die gerichtliche Laufbahn, gewiß war er aber ſchon feſt entſchloſſen, ſich ganz der eigentlichen Gelehrſamkeit zu widmen. Kritiſche Arbeiten und gelehrte Streitigkeiten füllten ſein ganzes folgendes Leben aus, und machten ihn zu einem der ausgezeichnetſten Charaktere unter den Gelehrten ſeiner Zeit. Von ſeiner Mutter, die eine Calviniſtin war, hatte er früh ſolche Eindrücke erhalten, die ihn dieſer Glaubenslehre geneigt machten; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angeſehenen Proteſtanten, Joſias Mercier. Einige Jahre ſpäter verlebte er einen Theil ſeiner Zeit auf dem Landhauſe ſeines Schwiegervaters bei Paris, wo er ſeine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Im J. 1629 wünſchte ſein Vater, ſein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parlament von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn ſich öffentlich zum Calvinismus bekannte; aber der Siegelbewahrer Marillac weigerte ſich, die Urkunde zu vollziehn. Die Einladungen der Univerſitäten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einem Rufe nach Leyden, um die Ehrenprofeſſur einzunehmen, welche Joſeph Scaliger bei dieſer Univerſität gehabt hatte. Nachdem er hier einige Zeit verlebt, erhielt er bei einem Beſuche in Frankreich den Staatsrathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrere Verſuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wie man ſagt, bot ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingung an, die Geſchichte ſeines Miniſteriums zu ſchreiben. Er aber ſchlug das Anerbieten aus, weil er nicht geſonnen ſey, ſeine Feder der Schmeichelei zu leihen. Im J. 1644 erhielt er dennoch einen Penſionsbrief von dem Könige von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm je etwas darauf gezahlt worden. Ein Werk, welches er im J. 1645 über das Primat des Papſtes ſchrieb, erregte eine Beſchwerde von Seiten der franzöſiſchen Geiſt-

lichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich an die Gottesgelehrten verwieſen wurde. Der verbannte König von England, Carl II., bewog ihn, im J. 1649 eine lateiniſche Denkſchrift für ſeinen Vater zu ſchreiben, welche unter dem Titel: Defenſio regia pro Carolo I. erſchien. Das Aufſehn, welches dieſe Schrift erregte, bewirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerſt heftige und bittere Antwort darauf abfaſſen ließ, die Salmaſius um ſo übler empfand, als auch ſeine republikaniſchen Beſchützer in Holland den Eifer nicht billigten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter dieſen Umſtänden folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Chriſtine, Schweden zu beſuchen. Das Clima dieſes Landes war aber ſeiner Geſundheit nachtheilig, er ging über Dänemark, wo ihn der König ſehr ehrenvoll aufnahm, im folgenden Jahre nach Holland zurück, und begab ſich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, ſtatt Geneſung, im Monat September ſeinen Tod fand. Er ward zu Maſtricht begraben. So heftig und ſchonungslos grob er in ſeinen literariſchen Streitigkeiten war, ſo ſanft und leutſelig war er in ſeinem Hauſe; er ſtand ganz unter der Herrſchaft ſeiner Frau. Von ſeinen zahlreichen Werken ſind die wichtigſten: Plinianae exercitationes in Solinum und die Scriptores hiſtoriae auguſtae, ferner De Homonymis Hyles iatricae; De modo uſurarum; De faenore trapezetico; De re militari Romanorum; De Helleniſta; Obſervationes in jus atticum et romanum u. ſ. w. Alle zeigen von ſeiner vielſeitigen, eben ſo tiefen als umfaſſenden Gelehrſamkeit, weniger von ſeinem Geſchmack und Urtheil. Unterſtützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte er ſich eine Menge von Feinden durch ſeine Angriffe und Ausfälle gemacht, aber auch die gelehrteſten Männer ſprechen mit Ehrfurcht von ihm und erkennen in ihm ihren Meiſter.

Salmiak iſt ein flüchtiges, weißes Salz, aus Salzſäure und flüchtigem Laugenſalze beſtehend. Urſprünglich ſtammt ſeine Bereitung aus Ägypten. Man verſchaffte ſich dort das nöthige flüchtige Laugenſalz durch Sublimation des Rußes vom verbrannten Kameelmiſt, vermiſchte es mit der gehörigen Salzſäure, und ſublimirte den Salmiak nochmals in ſchüſſelförmige Formen. So geſtalteter und ſo bereiteter Salmiak bekommt noch jetzt den Namen des ägyptiſchen, zum Unterſchiede von dem braunſchweiger, der durch Cryſtalliſation erhalten, ſehr locker und hutförmig iſt. In Brabant benutzt man auch flüchtiges Laugenſalz zur Salmiakbereitung, den Ruß aus Steinkohlen, wie er bei beſonders dazu eingerichteten Ziegelbränden erhalten wird. In Braunſchweig zieht man das Laugenſalz aus dem Urin. Mediciniſch dient der Salmiak als ſchweißbeförderndes, ſchwach reizendes Mittel, techniſch zur Unterſtützung des Verzinnens und als Ätz- oder Auflöſungsmittel vieler Metalle, weil er in Verbindung mit Waſſer und Luft faſt jedes Metall angreift und eine dreifache Verbindung mit ihm zuſammenſetzt. F.

Salomo, Davids Sohn von der Bathſeba, und auf deren Fürbitte mit Zurückſetzung ſeiner ältern Brüder Erbe des Thrones der Hebräer, genoß während einer langen friedlichen Regierung 1015 bis 975 vor Chriſto die Früchte der Thaten ſeines Vaters.

Das Gefühl ſeiner Majeſtät brachte er aus einer mit königlichem Glanz umgebenen Jugend, und die Weisheit, die ihm nachgerühmt wird, aus dem Unterrichte der Erfahrungen Davids und der Weiſen ſeines Hofes mit auf den Thron, den er, ein Jüngling noch, mit der Strenge und Kälte eines orientaliſchen Monarchen einnahm. Um ihn zu befeſtigen, ließ er ſeinen Bruder Adonai und einige mißvergnügte Große des Reichs ermorden, und knüpfte politiſche Verbindungen mit auswärtigen Königen an. In ſeinen treffenden richterlichen Urtheilen, wie durch die Vervollkommnung der davidiſchen Staatseinrichtungen zeigte er eine Überlegenheit des Verſtandes, die ihm Ehrfurcht bei dem Volke erwarb, und unſterblich wurde ſein Ruhm durch den Bau des Tempels, deſſen Größe, Pracht und Schönheit alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunſt geſehen hatte, und dem Cultus der Hebräer einen Glanz gab, der ſie von neuem an ihre Nationalheiligthümer feſſeln ſollte. Der Reichthum, den Salomo durch klugen Gebrauch der ererbten Schätze, durch Gewinn im Handel, wobei er die Hebräer zuerſt mit der Schifffahrt bekannt machte, durch genauere Benutzung der königlichen Einkünfte, die er durch zwölf Statthalter eintreiben ließ, und durch Vermehrung der Abgaben an ſich zu ziehen wußte, machte ihm dieſen und andre Baue von Paläſten, Städten und Feſtungen, und den Aufwand einer koſtbaren und üppigen Hofhaltung möglich, wodurch auf der einen Seite der Wohlſtand des Volks gehoben, die Übung der Künſte befördert und die Cultur überhaupt geſteigert, auf der andern Seite aber auch das Beiſpiel eines verderblichen Luxus gegeben und eine allmählige Entfernung von der urſprünglichen Strenge des Moſaismus vorbereitet wurde. Die Bewunderung der Weisheit und königlichen Herrlichkeit Salomo's, die ihm neben dem nun häufigern Zufluſſe von Fremden zu ſeiner Hauptſtadt auch den Beſuch einer Königin von Saba (Äthiopien) verſchaffte, konnte einige Stimmen des Mißvergnügens übertäuben; ſeine Gerechtigkeit erhielt ihm die Achtung des Volks, und gegen das Murren der von ihm zu regelmäßigen Frohndienſten genöthigten heidniſchen Völker, welche David dem hebräiſchen Reiche unterworfen hatte, ſtand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptiſche Art gerüſtete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch ſchien das Glück dieſen großen König lange zu begünſtigen, und das israelitiſche Volk im Genuſſe ſeines Wohllebens kaum zu bemerken, daß er ſich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines orientaliſchen Despoten ſtellte. Ganz wider das moſaiſche Geſetz erlaubte er ſich die Aufnahme ausländiſcher Weiber in ſeinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu dieſen Weibern im Alter tolerant oder ſchwach genug, ihnen freie Übung ihres Götzendienſtes zu geſtatten, und ſelbſt daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widerſacher, die ihm gegen das Ende ſeines Lebens nach dem Throne ſtrebten, wider ſeine befeſtigte Macht nichts ausrichten. Erſt nach ſeinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offne Empörung aus, und ſein unwürdiger Sohn Rehabeam vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierzigjährige Regierung Salomo's, die er wohl ſchwächer und unrühmlicher endete, als er ſie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der hellſten Lichtpunkte in ihrer Geſchichte geprieſen, und das ganze Morgenland ſieht in ihr eine goldne

Zeit, deren Bilder die orientaliſche Poeſie an den ins Unermeßliche geſteigerten Ruf der Eigenſchaften dieſes Königs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem geſammten Orient, als ſeinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. In den Schriften, die die Bibel unter ſeinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Redaction einer viel ſpätern Zeit zugeſchrieben wird (ſ. d. Art. hebräiſche Sprache und Literatur), in ihrem Grundſtoffe doch unſtreitig ſalomoniſchen Urſprungs ſind, ſpricht ein philoſophiſcher Geiſt, der ſich über die Einſeitigkeit der hebräiſchen Nationalität zu weltbürgerlichen Anſichten erhoben hat. Seine Sprichwörter ſind reich an ſcharfſinnigen, witzigen Apophtegmen, ſein Prediger erinnert an die Philoſophie, welche ſich geiſtreiche Große und Weltleute im Überdruß eines langen, üppigen Lebensgenuſſes aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied die ganze Gluth und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und ſey es auch das Werk eines ſpätern Dichters, doch im Geiſte Salomo's darſtellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. Daher iſt ſeine Weisheit und ſein Glück bei der Nachwelt ſprichwörtlich geworden, und die Mährchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perſer und Araber feiern ihn, wie die romantiſchen Sagen der Normänner und Britten den König Artus, als einen fabelhaften König, deſſen in der Bibel ſelbſt gerühmte Kenntniß der Natur, deſſen Reichthum an Sinnſprüchen und Räthſeln, deſſen Herrlichkeit und Macht in ihren Darſtellungen zu Zauberei und Wunder wird. Der Siegelring Salomo's war nach dieſen Dichtungen der Talisman ſeiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der ſalomoniſche Tempel, in den Geheimniſſen der Freimaurerei und Roſenkreuzerei hohe ſymboliſche Bedeutung. E.

Salomon (J. P.), war einer der Wenigen, die mit Recht zu den größten Violinſpielern Europa's gezählt werden können. Sein Geſchmack, ſeine Verfeinerung, und ſein Enthuſiasmus, um uns der Worte des Doctors Burney zu bedienen, erwarben ihm eine allgemeine Bewunderung, ſo daß ſein Unterricht eifrig geſucht wurde. Unter ſeinen Schülern zeugte Pinto für die Talente ſeines Lehrers und für deſſen Fertigkeit, dieſelben Andern mitzutheilen. Laut eines unter ſeinen Papieren gefundenen Taufſcheins wurde Salomon 1745 zu Bonn, im Churfürſtenthum Cöln, geboren. Er wurde zum Rechtsgelehrten erzogen, allein ſeine mächtig vorherrſchende Liebe für die Tonkunſt bewog ihn, dieſem Hange ganz zu folgen, und bald wurde er in Deutſchland und Frankreich nicht bloß durch ſein Spiel auf der Violine, ſondern noch mehr durch ſeine tiefe und umfaſſende Kunſtkenntniß berühmt. Um das Jahr 1781 kam er nach England, wo er ſeit dem beſtändig blieb, und dieſes Land, für welches er die wärmſte Anhänglichkeit hegte, zur Bühne ſeiner großen Talente wählte. Auch bewog er durch einen großen gewagten Koſtenaufwand den unſterblichen Haydn nach England zu kommen, und dieſer originelle, geniale und fruchtbare Tonkünſtler componirte in London jene zwölf meiſterhaften Symphonien, welche in dieſer Art von Geiſteswerken noch immer den höchſten Grad von Vollkommenheit haben, und wahrſcheinlich behalten werden. Salomons kritiſche Urtheilskraft verbreitete ſich nicht bloß über dieſen Zweig der Tonkunſt; auch Brahams noch unausgebildete Stimme zog er aus der Dunkelheit hervor, und verſetzte

ſie in die ihr eigenthümliche Sphäre. Er ſtarb im Jahre 1815 in London.

Salonichi (Theſſalonich, Selaniki), eine große, anſehnliche Stadt in Macedonien mit einem Hafen, liegt an dem Meerbuſen gleiches Namens. Sie hat an 60,000 Einwohner, von denen die Hälfte Türken, ein Viertel griechiſche Chriſten und ein Viertel Juden ſind. Dazu kommen noch ungefähr 2000 Franken. Die Griechen haben hier einen Erzbiſchof, und die Juden, welche von ſolchen herſtammen, die ehemals aus Spanien vertrieben ſind, reden eine verderbte ſpaniſche Mundart. Die Stadt iſt übrigens der Sitz eines Paſcha's von drei Roßſchweifen, der über 360,000 Piaſter Einkünfte hat. Salonichi iſt ſeit dem 17ten Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, und die Venetianer bringen Tücher, Frieſe, Metall- und Glaswaaren, Spiegel, Papier, ſeidene und andre Stoffe und Feuergewehre ein, und führen Baumwolle, Tabak, Wachs, Seide, Häute, Corduan, Kupfer, Wein und ſchlechte weiße Tücher (Abas genannt) wieder aus. Die Engländer hingegen bringen hieher Tücher, Gewürz, Zinn, Blei, Uhren, Juwelen, Eiſenwaaren, Farbewaaren, Chalons und Serge, und empfangen dagegen Seide und Baumwolle. Aus Deutſchland kommen nach Salonichi Kupfer-, Meſſing und Eiſenwaaren, böhmiſche Gläſer, Uhrwerke, feine und grobe Tücher, Kattune, Leinwand und Porzellan. Durch Griechen und Juden wird bedeutender Handel nach Öſterreich und auf die leipziger Meſſen getrieben, und Baumwolle in großen Quantitäten, Meerſchaum zu Tabakskꝍpfen, Leder, levantiſcher Caffee u. ſ. w. dahin geſendet. Die deutſche Einfuhr beträgt an Werth zwei Millionen, und die Ausfuhr fünf Millionen Piaſter. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben hier zwar Conſuln, aber ihr Handel iſt nicht ſo bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die ruſſiſchen Geſchäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Den bedeutendſten Handel von allen Völkern führten bis jetzt die Franzoſen hieher, welche Tücher, Caffee, Zucker (aus ihren weſtindiſchen Colonien) lyoner Seidenwaaren, Gewürze, Goldwaaren u. ſ. w. hieher ſandten, und dafür Baumwolle, Seide, Wolle, Korn, ſchlechte weiße Tücher, Wachs und Kupfer ausführten. Die ganze Ausfuhr von Salonichi wird auf neun Millionen, die Einfuhr hingegen auf fünf Millionen Piaſter jährlich berechnet. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen ſich die großen Zubereitungen von türkiſchem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus. Auch werden hier große Wechſelgeſchäfte gemacht.

Salpeter iſt ein weißes ſäulenförmiges Salz aus Salpeterſäure und Potaſche beſtehend. Er erzeugt ſich an vielen Orten freiwillig, wenn ſeine Beſtandtheile in dem Erdboden vorhanden ſind, z. B. in Viehſtällen, Gottesäckern. In Oſtindien effloresciert er an der Nord- und Oſtſeite vieler Hügel und Mauern öſtlich vom Ganges, und wird daſelbſt von den Einwohnern zuſammengekehrt (Kehrſalpeter). Zu Molfetta cryſtalliſirt er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Flötzgebirgen vor. In den Salpeterplantagen bereitet man den Salpeter aus verweſenden thieriſchen, d. i. ſtickſtoffhaltigen, Dingen, weil dieſe während ihrer Zerſetzung, durch Einfluß der atmoſphäriſchen Electricität, mit dem Sauerſtoffe der Luft Salpeterſäure bilden. Man ſchichtet zu dem Ende thieriſche Abfälle, Straßenkoth, Urin u. ſ. w. zu Haufen auf,

in welche Kalk oder ein andrer baſiſcher Körper gemengt wird, damit die gebildete Säure ſich nicht zerſtreue, ſondern ſich mit ihnen verbinde, bedeckt ſie mit Dächern, welche den Regen, nicht aber die Luft abhalten, ſticht ſie oft um, und begießt ſie mit Urin. Nachdem der Salpeterſieder durch Proben ſich von der entſtandenen Säure überzeugt hat, laugt er die Erdhaufen in Käſten oder Fäſſern aus, und bekommt eine Lauge, welche die gebildete Salpeterſäure an jene ihr dargebotenen Baſen, Kalk, Ammonium, Talkerde, gebunden enthält. Durch hinzugebrachte Holzaſchen- Potaſchenlauge oder ſchwefelſaures Kali ſcheidet er dieſe von der Salpeterſäure und verbindet die Säure mit Kali zum Salpeter, den er, als in der klaren Lauge zurückbleibend, durch Abdampfen und Cryſtalliſation, oder Läutern als rohen Salpeter, gewinnt. Der ſo erhaltene rohe Salpeter iſt noch mit etwas gemeinem Salze, auch wohl Schwefelſäure verunreinigt, er kann davon durch wiederholte Cryſtalliſation getrennt werden, und dient dann zum ökonomiſchen (Einpökeln), techniſchen (Schießpulver) und Arzneigebrauche. — Der Name Nitrum kommt zwar ſchon bei Plinius u. a. vor, doch ſcheinen die Alten darunter Natrum zu verſtehen, da die erſte gewiſſe Nachricht vom Salpeter ſich von Albertus Magnus † 1280 und Roger Baco † 1278 herſchreibt. F.

Salpeterſäure wird durch Vermiſchung von Vitriolöl mit reinem Salpeter und Deſtillation gewonnen. Eine gelbe dampfende Säure heißt spiritus nitri fumans, eine ſchon mit Waſſer verdünnte weiße wird Scheidewaſſer genannt. Dieſe muß, wenn ſie rein iſt, Silber und Blei klar und ohne Rückſtand auflöſen. Mit $\frac{1}{3}$ Salzſäure vermiſcht gibt ſie das Goldſcheidewaſſer, Königswaſſer oder Aqua regis, das zum Auflöſen des Goldes und Platins dient. F.

Salt (Henry) Esquire, Mitglied der königlichen Geſellſchaft, Generalconſul in Ägypten, ein noch lebender engliſcher Schriftſteller, wurde zu Litchfield geboren, und auf der lateiniſchen Schule jener Stadt erzogen. Seine Neigung zu Reiſen und ſeine Liebe zur Zeichenkunſt erwarben ihm die Freundſchaft des Lords Valentia, den er nach der Levante, Ägypten, Abyſſinien und Oſtindien begleitete. Die von dem gedachten Lord herausgegebene Reiſebeſchreibung erlangte durch die mahleriſchen Erläuterungen von Salt große Vorzüge. Nachher ward Salt von der Regierung beauftragt, dem Kaiſer von Abyſſinien Geſchenke zu überbringen. Das Reſultat dieſer Sendung iſt in einem für den Handel und die Wiſſenſchaft höchſt wichtigen Werke dem Publicum vorgelegt worden. In dieſem Werke läßt der Verfaſſer dem berühmten James Bruce, deſſen große Wahrheitsliebe und Genauigkeit hier vollkommen vertheidigt werden, die größte Gerechtigkeit wiederfahren. Salts öffentlich erſchienene Werke ſind: Twenty four Views taken in India, the Red Sea, Abyssinia etc. fol. 1809. — An Account of a Voyage to Abyssinia, and Travels in the Inferior of the Country in 1809-1810, 4. 1814.

Salvator Roſa, ſ. Roſa (Salvator).

Salvegarde oder franzöſiſch Sauvegarde, iſt der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hauſe oder einer einzelnen Perſon zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzſchein. Auch die Wache, welche zu jenem Zweck gegeben wird, heißt Salvegarde (Schutz-

wache), und trägt den ſchriftlichen Befehl des Generals u. ſ. w. zu ihrer Legitimation bei ſich. Auf die Verletzung der Salvegarde ſteht die Todesſtrafe. Ein General kann ſo viel Schutzwachen ertheilen, als er will; was er dafür ſich bezahlen läßt, gehört ihm. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvegarden ſich befinden, ſo werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, ſondern frei fortgeſchickt. An vielen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Wegſchaffung von Bettlern gebraucht wird, Salvegarden.

Salvus Conductus oder ſicheres Geleit nennt man das einem Angeſchuldigten geleiſtete richterliche Verſprechen ſeiner Befreiung von dem Gefängniſſe, unter der Bedingung, daß er ſich vor Gericht ſtellen, und ſich der Unterſuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wann es dem Richter an anderweitigen, anſcheinend zureichenden Mitteln fehlt, ſich der Perſon des Angeſchuldigten zu verſichern. Übrigens kann das ſichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus plenus) ſeyn, der ſich nämlich auf die ganze Zeit der Unterſuchung erſtreckt; dieſer wird nur in Fällen, wo die Habhaftwerdung des Angeſchuldigten überaus ſchwierig, an der Unterſuchung wegen anderer Mitſchuldigen dem Richter ſehr gelegen, oder auch das Verbrechen ſelbſt nicht ſo groß iſt, daß eine fernere Entweichung zu fürchten wäre, ertheilt; oder ein unvollkommener (Salvus conductus minus plenus), der eine kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte beſtimmt, als die Zeit der Unterſuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des ſichern Geleits eine Caution dafür erfodert, daß der Angeſchuldigte ſich wirklich ſtellen wolle; oder es wird auch nur unter der Clauſel, daß es ihm nur, falls er ſich zur Unterſuchung ſtelle, zu Gute kommen ſolle, ertheilt. Übrigens kann der mit einem ſichern Geleit wegen eines Verbrechens verſehene Angeſchuldigte ſich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer nicht in dem Salvus Conductus benannter Vergehungen ſchützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzſchein wird auch Reiſenden oder Flüchtlingen im Kriege, ſo wie Schuldnern ertheilt, um ſicher und frei nach einem Orte kommen, ſich dort aufhalten, und in vorgeſchriebner Zeit und Art wieder abreiſen zu können. N. G.

Salz. Salze ſind zuſammengeſetzte Körper, die aus Säuern und baſiſchen Körpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metalloxyden beſtehen. Deßhalb unterſcheidet man ſie, nachdem ſie Alkalien enthalten, in Neutralſalze, wenn ſie Erden enthalten, in Mittelſalze, und wenn ſie aus Metalloxyden entſtehen, in metalliſche Salze. Der Chemiker ordnet ſie nach den Säuern, aus denen ſie beſtehen, und da er jetzt 42 Säuern kennt, betrachtet er ſie in eben ſo viel Ordnungen. Ihr allgemeinſter Charakter iſt ihre Zuſammenſetzung aus Säuern und Baſen, die meiſten löſen ſich auch in Waſſer auf und cryſtalliſiren daraus wieder, jedes in ſeiner beſondern, regelmäßigen Geſtalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, ſobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtſchaft zum Cryſtallenwaſſer hat, als das Salz; im Gegentheile aber zerfließen ſie. Einige ſind im Feuer flüchtig und werden deßhalb flüchtige Salze genannt, zum Unterſchiede mit den feuerbeſtändigen. Die Salze zerfließen meiſtens über dem Feuer in ih-

rem Cryſtallwaſſer, ſobald dieſes aber durch die Hitze verdunſtet iſt, trocknet das Salz ein, und nur verſtärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuern, wiewohl mit Unrecht, aus, und ſagt alkaliſche und ſaure Salze. Salze ſind übrigens als Heilmittel ſowohl, als auch in den Künſten und Gewerben von ausgebreitetem Nutzen. Man erinnere ſich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bitterſalz, Glauberſalz und den Salmiak, die treffliche Heilmittel geben; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu ſeinen Arbeiten und zu ſeiner Wiſſenſchaft am nöthigſten. Unter Salz wird aber im gemeinen Leben immer Küchenſalz verſtanden, eine Verbindung von Salzſäure mit Soda. Das Seewaſſer enthält es in großer Menge aufgelöſ't, ebenfalls finden ſich davon in England, Niederſachſen, Polen, Abyſſinien u. ſ. w. große Maſſen in der Erde abgelagert, die theils als trocknes Steinſalz ausgegraben werden, theils, durch Waſſer in der Erde aufgelöſ't, als Salzquellen zum Vorſchein kommen, und verſotten werden. Man unterſcheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinſalz, Seeſalz, Soolenſalz. Dieſes Salz hat einen angenehmen Geſchmack, cryſtalliſirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Cryſtallen kniſtern in der Glühhitze und verflüchtigen ſich beim Weißglühefeuer. Die Gewinnung des Seeſalzes iſt ſehr einfach. Man läßt das Seewaſſer durch die Sonnenwärme in thönernen Ciſternen verdunſten, oder ſiedet es in Pfannen ein. Das Küchenſalz aus den Salzſoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (ſ. d. Art.) und Verſiedung gewonnen. Man unterſucht zu letzterm Ende den Salzgehalt der Soole durch Aufſuchung ihres ſpecifiſchen Gewichts mittelſt Salzſpindeln (Aräometer) und berechnet ihn daraus nach Tafeln, deren Lambert, Langsdorf und Dammes verſchiedene gegeben haben. Daraus findet ſich, ob die Soole ſo ſtark an Salz ſey, daß ſie den Aufwand der Verſiedung mit Feuermaterial decke. Iſt dies, ſo wird ſie in Blechpfannen verſotten, denen man wenig Tiefe aber viel Oberfläche gibt. Nachdem das erſte Aufſieden (Stören) mit einem Zuſatz von Rindsblut erfolgt iſt, kommt das eigentliche Salzſieden oder Soggen. Dazu iſt 70° R. die beſte Temperatur. Nachdem ſich das Salz zu Boden geſetzt hat, wird es ausgeſchaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Dieſe Trockenkammern ſind in dem Bodenraume des Siedehauſes und werden aus den Schornſteinen deſſelben geheizt. Das erſte gypshaltige Salz heißt Krückſalz, dann kommt das reinere der erſten Aufſchläge, das letzte wird ſchlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenſtein (eine Verbindung von Glauberſalz, Gyps- und Kochſalz) ſetzt ſich, wegen ſeiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerſchlagen, das Glauberſalz durch Auslaugen und Cryſtalliſation geſchieden, der Rückſtand als Gyps- oder Düngſalz auf Kleefelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlenſaure Talkerde durch Zuſatz von Potaſchenlauge. F.

Salzburg war nach dem weſtphäliſchen Frieden bis 1802, außer den drei geiſtlichen Churfürſtenthümern das einzige Erzbisthum in Deutſchland. Es lag im baierſchen Kreiſe, zwiſchen dem Herzogthum Bayern, Öſterreich, Kärnthen und Tyrol, hatte beinahe ein Areal von 180 Quadratmeilen, 16 Städte, 23 Marktflecken,

und in ältern Zeiten 250,000 Einwohner. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der proteſtantiſchen Religion, zu der ſie ſich bekannten, beſonders unter dem Erzbiſchof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (von 1729 — 1733) zu leiden hatten, wanderte eine große Anzahl von Menſchen, die ſich über 30,000 belaufen haben ſoll, aus, ſo daß in ſpätern Zeiten die Volksmenge kaum 190 000 betrug. Jene Ausgewanderten begaben ſich in andere deutſche Länder, auch nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika, wo ſie allenthalben mit Freuden aufgenommen wurden, und durch ihre Thätigkeit und ihren Kunſtfleiß zu dem Flor ihres neuen Vaterlandes kräftig wirkten. Das ſalzburgiſche Land iſt ſehr bergigt, und hat nur längs des Laufes der Salza einige fruchtbare Thäler. Der Getraidebau reicht alſo nicht für die Bedürfniſſe des Landes hin, deſto einträglicher aber iſt die Viehzucht, und der Handel mit den hier gezogenen ſtarken und dauerhaften Pferden iſt ein Hauptnahrungszweig der Einwohner. In den Gebirgen gibt es Büffelochſen, die eingefangen und gezähmt werden. Beſonders reich aber iſt dies Land an Salz und Metallen. Von dem erſtern wurden bloß an Baiern gegen einen beſtimmten Preis 200,000 Centner geliefert. Die Metalle und Mineralien beſtehen in Gold und Silber, Eiſen, Kupfer, Blei, Vitriol, Kobalt, Schwefel, Gallmei, Marmor u. ſ. w., und geben einen reichen Gewinn. Eine Menge von Fabriken beſchäftigen ſich mit der Verarbeitung dieſer Naturerzeugniſſe, und außerdem ſind zu Hallein noch beträchtliche Baumwollenmanufacturen und Strickereien. Die ehemaligen Erzbiſchöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelſtand erheben, hatten mit den Herzogen von Bayern das Directorium im bayerſchen Kreiſe, auf den Reichstagen die erſte Stelle auf der geiſtlichen Bank im Fürſtenrathe, und abwechſelnd mit Öſterreich (welches aber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürſtlichen Collegium. Außerdem erhielten ſie von dem Kaiſer, auch wenn ſie nicht aus fürſtlichen Häuſern waren, den Titel: Ew. Liebden, dahingegen die geiſtlichen Churfürſten in dieſem Falle nur: Ew. Andacht genannt wurden. Im Salzburgiſchen herrſchte eine landſtändiſche Verfaſſung, und die Stände waren 1. die Prälaten, wozu das Domcapitel, der Biſchof von Chiemſee, der Abt zu St. Peter und Paul u. A. gerechnet wurden; 2. der Ritterſtand, zu welchem die 4 Erbbeamten, nämlich die Erbmarſchälle (Grafen von Lodron), die Erbkämmerer (Grafen von Törring), die Erbſchenken (Grafen von Künburg), die Erbtruchſeſſen (Fürſten von Lamberg), und außer dieſen die übrige, der Landtafel einverleibte Ritterſchaft gehörte; 3. der Bürgerſtand, zu welchem man die Städte und Marktflecken rechnete; und 4. der Bauernſtand, der von dem Erzbiſchofe ſelbſt repräſentirt wurde. Die Einkünfte des ganzen Landes wurden auf zwei Millionen Thaler gerechnet; in neuern Zeiten betrugen ſie aber nicht völlig eine Million. Die Staatsſchulden beliefen ſich 1802 auf 5 Millionen, und wurden durch die Kriege von 1805 und 1809 noch ſehr vermehrt. Im J. 1802 wurde dies Erzbisthum verweltlicht, und nebſt Eichſtädt, Berchtholsgaden und einem Theile von Paſſau als ein Herzogthum dem Erzherzoge von Öſterreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand, zur Entſchädigung für Toscana gegeben, auch nebſt Paſſau, welches gleichfalls zum bayerſchen Kreiſe gehörte, zum öſterreichi-

ſchen geſchlagen. Außerdem wurde der Erzherzog unter die Zahl der Churfürſten aufgenommen. Durch den preßburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Öſterreich, und Eichſtädt und Paſſau an Bayern, wogegen der Erzherzog-Churfürſt Würzburg bekam. Durch den wiener Frieden (den 14ten Oct. 1809) wurde Salzburg der Verfügung Napoleon Bonaparte's überlaſſen, der es 1810 an Bayern abtrat. Nach dem pariſer Frieden iſt es von Bayern wieder an Öſterreich vertauſcht worden. Die Hauptſtadt Salzburg liegt am Fluſſe Salza, hat mit den Vorſtädten an 700 ſchöne, wohlgebaute Häuſer, und 27 Kirchen. Die Vorſtädte ſind Müllen, Nonnthal und der Stein. An der Salza liegt die Bergfeſtung Hohen-Salzburg, und außerdem ſind die Zeughäuſer, das prächtige ehemalige Reſidenzſchloß, der Springbrunnen vor demſelben, der Sommerpallaſt Mirabella, das in einem Felſen eingehauene Amphitheater, die Domkirche u. ſ. w. ſehenswerth. Auch iſt hier eine Univerſität und ein Gymnaſium. Die Stadt hat 18 bis 20,000 Einwohner.

Salzdalum, Salzdal oder Salzdahlen, iſt ein prächtiges Luſtſchloß der Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel, im ſogenannten Löchelholz, eine Stunde von Wolfenbüttel, bei dem Dorfe und Salzwerke gleiches Namens. Die Lage iſt reizend, die Gebäude herrlich, der Garten ſchön und angenehm, und die große und kleine Gallerie ſind mit den koſtbarſten Gemählden vieler der berühmteſten Meiſter geſchmückt. In der Schloßcapelle halten die Stiftsfräulein des an der großen Orangerie ſtehenden, vom Herzoge Anton Ulrich zu Braunſchweig (1701) gegründeten evangeliſchen Jungfrauenkloſters ihren Gottesdienſt. Das in dieſer Capelle befindliche Grabmal des gedachten Herzogs iſt wegen des orientaliſchen Granits und der Gemählde ſehenswerth. Der Ort hat ſeinen Namen von ſeinem Salzwerke, und gehörte, ſo wie das ganze Herzogthum zu dem ephemeriſchen Königreiche Weſtphalen.

Salzmann, (Chriſtian Gotthilf), der berühmte Stifter des Erziehungsinſtituts zu Schnepfenthal, war den 1ſten Juny 1744 zu Sömmerda im Erfurtiſchen geboren. Für den Stand ſeines Vaters, der erſt zu Sömmerda, dann zu Erfurt Prediger war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weiſe gebildet, ſtudirte 1761 — 64 zu Jena, erhielt 1768 die Pfarrſtelle zu Rohrborn im Erfurtiſchen, wo er bei einem ſehr geringen Einkommen ſein häusliches Glück durch ſeine Verheirathung mit der 14jährigen Tochter des Pfarrers Schnell zu Vippach gründete, und folgte 1772 dem Rufe zum Diaconat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Paſtor ward. Hier fand er als populärer, herzlicher Prediger Beifall, aber auch wegen ſeiner vorurtheilsfreien Denkart Widerſacher, die ihn anfeindeten. Frühzeitig hatte er ſich zum eignen Forſchen gewöhnt nnd bei ſeinen theologiſchen Studien auf die Seite der damals noch ſeltenen Freunde der Aufklärung gewendet. Durch Rouſſeau und Baſedow geweckt und voll Empfänglichkeit für die Stimme der Natur beobachtete er ſeine eignen Kinder und ſchlug bei ihrer Erziehung den Weg ein, den ſeine eigne Neigung zum Einfachen und Natürlichen und die umlaufenden philanthropiſchen Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieſer Erfüllung ſeiner Vaterpflicht wurde er ſich ſeines Berufs zum pädagogiſchen Schriftſteller und practiſchen Erzieher bewußt, den er zuerſt durch ſeine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinder-

freunde und noch mehr 1780 durch ſein treffliches Krebsbüchlein (eine Anweiſung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengeſetzten Zweck hinwirkt) und durch ſeine Schrift über die beſten Mittel, Kindern Religion beizubringen, beurkundete. Voll Enthuſiasmus für Baſedows Unternehmen ging er 1781 nach freiwilliger Niederlegung ſeines Paſtorats von Erfurt als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin zu Deſſau. Doch konnte er ſich hier, obſchon mit gleich geſinnten Pädagogen zuſammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Conſequenz in der Direction dieſes Inſtituts nicht ganz befriedigt fühlen und unerträglich war ihm das Anſinnen, ſeine Schriften allein der Gelehrten-Buchhandlung zu Deſſau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweiſen ſeine Vorträge bei den Gottesverehrungen der Anſtalt, die er 1781 — 83 in 4 Bänden herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Anſicht des Chriſtenthums waren ſie willkommen, und durch ihre Feſtlichkeit und ſanfte Wärme beſonders der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufſehn aber machte ſein Roman, Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend, den er 1783 anfing und 1788 mit dem 6ten Bande beendigte. Geſtützt auf ſeinen literariſchen Ruf und Erwerb, und von dem Wunſche, auf eigne Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Deſſau und gründete auf dem von ihm angekauften und wegen ſeiner geſunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute Schnepfenthal bei Waltershauſen im Gothaiſchen eine Erziehungsanſtalt, deren Zöglinge anfangs nur aus ſeinen Kindern und wenigen Pflegeſöhnen beſtanden. Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu dieſem Unternehmen ſchenkte und die herzogl. Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligte, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Inſtitutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unſtreitig hat ſeine unermüdete Thätigkeit, ſein tüchtiger Hausverſtand, der ſich in dem wichtigen Fache der Ökonomie bald zurecht fand, ſeine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und ein feſtes Vertrauen auf Gott zum Gelingen ſeines Werkes das Beſte gethan. Er fand Freunde, die ihn unterſtützten, und geſchickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeſchäfte; unter denen André, welcher 1787 ein Töchterinſtitut zu Schnepfenthal gründete und es 1790 nach Gotha verlegte, jetzt aber als fürſtl. ſalmiſcher Wirthſchaftsrath in Mähren lebt, der Naturforſcher Bechſtein, jetzt Director der Forſtakademie zu Dreißigacker, der Philolog Lenz, jetzt Director am Gymnaſium zu Weimar, Glaz, jetzt Conſiſtorialrath in Wien, GutsMuths, der Wiederherſteller der Gymnaſtik und Herausgeber der pädagogiſchen Bibliothek, Weißenborn, Blaſche, Ausfeld u. A. m. als pädagogiſche Schriftſteller und einſichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt ſind. Das fröhliche Leben, die körperlichen Übungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reiſen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehrern Bänden zu beſchreiben wußte, ſeine Jugendſchriften, unter denen das moraliſche Elementarbuch vorzüglichen Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen und in der Knabenwelt eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach dem Eldorado der Jugend zu Schnepfenthal anzuregen. Aus Deutſchland, der Schweiz, England, Portugal und den nordiſchen Reichen wurden ihm Knaben zugeſandt, und ſelbſt zwei Prinzen (von

Heſſen-Philippsthal) anvertraut; auch ſein 1797 herausgegebner Himmel auf Erden wendete ihm viele weiche Vater- und Mutterherzen zu, ſo daß die Zahl ſeiner Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. So wurde Schnepfenthal immer blühender, da ſeine weiſe Ökonomie und wohlberechnete Induſtrie zu erhalten und zu mehren verſtand, was Vertrauen der Ältern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der zu Schnepfenthal errichteten Buchdruckerei, welche noch jetzt verbunden mit einer Buchhandlung daſelbſt beſteht, ſein thüringer Bote, ein vielgeleſenes Volksblatt, und eine Menge von Erziehungs- und Kinderſchriften heraus, durch welche Salzmann und ſeine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf ein zahlreiches Publicum wirkten. Weil dieſe Mitarbeiter willig auf ſeine Grundſätze und Anordnungen eingingen und überdies ſechs derſelben, Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld ſeine Schwiegerſöhne wurden, konnte ſeine Anſtalt auch nach Vergrößerung ihres Perſonals ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geiſt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit ſie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei ſeiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere ſeiner Töchter ertheilten ſelbſt Unterricht und der Zuſammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinſchaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Beſtreitung der Koſten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegeſöhnen, im Genuſſe eines redlich verdienten Wohlſtandes und des Beifalls ſeiner Zeitgenoſſen, geachtet und vielwirkend als Schriftſteller vor andern glücklich geprieſen werden. Doch wie die Idee ſeines Unternehmens und der Geiſt ihrer Ausführung meiſtentheils der Zeit angehört hatte, wo es entſtand und gedieh; ſo mußte der Eintritt einer neuen Zeit und andrer Anſichten ihm nachtheilig werden. Zwar mußte man ihm zugeſtehen, daß er gehalten habe, was er verſprach. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogner tüchtiger junger Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für den einzigen halten, daß er mit Recht bei ſeinen Zöglingen abſichtlich mehr auf körperliche Geſundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für den künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menſchenliebe hinarbeitete, als auf große Gelehrſamkeit; aber die poetiſirende ſchöne Welt fand die Idylle des ſchnepfenthäler Lebens doch zu nüchtern, ſeine Kinder-Orden, ſeine Kartoffel-, Kirſch- und andre Kinderfeſte, ſo erfreulich ſie ſeinen Zöglingen ſeyn mochten, fielen in der Meinung des im Zeitalter Napoleons mit großartigeren Feſtlichkeiten beſchäftigen Publicums, und überdies wurde bei der allgemeinen Verarmung die Zahl der Ältern, die den Aufwand der Penſionskoſten in Schnepfenthal beſtreiten konnten, immer geringer. So ſank die Anſtalt ſeit 1807 und kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab, auch zeigte ſich eben nicht Hoffnung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen der ſchweizeriſchen Sonne am pädagogiſchen Himmel Salzmanns Stern in vieler Augen verdunkelte. Nachdem ſeine würdige Frau ihm 1810 vorangegangen und ſeine eigne ſonſt ungemein dauerhafte Geſundheit durch gichteriſche Übel zerrüttet worden war, ſtarb er für ſein Glück und ſeinen Ruhm nicht zu früh, den 31ſten October 1811 im 68ſten Jahre ſeines Lebens. Sein Tod erneuerte in ganz Deutſchland das Andenken ſeiner großen Verdienſte. Unſtreitig hat er als Pädagog und Volksſchriftſteller viel Gutes gewirkt, Klarheit der Gedan-

ken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er ſchrieb, und ſeinen Belehrungen und Rathſchlägen kann das Verdienſt der Zweckmäßigkeit nicht abgeſprochen werden, wenn auch ſeine durchaus practiſche Tendenz denen nicht immer zuſagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menſchlichen Geiſtesthätigkeit halten. Salzmanns perſönliche Darſtellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; ſeine hohe Stirn bezeichnete den ſelbſtſtändigen Denker, die würdige Haltung ſeines Körpers und ſein patriarchaliſcher Anſtand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war ſein Blick, ſchnell ſein Entſchluß, ruhig und beſonnen ſein unermüdetes Wirken, groß ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeine Gewalt über die kindlichen Seelen, die er nur durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälteriſch ohne Eigennutz, feſt und kräftig ohne Eigenſinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit wurde er allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leiſtete. Ein Fliederbaum, das Bild ſeines gemeinnützigen Strebens, bedeckt ſein Grab, und Tauſende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, ſegnen das Andenken ſeines Namens. Vergl. die Artikel **Inſtitut** und **Philanthropinismus**. Sein ſchönes Werk, die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, beſteht noch jetzt unter der Leitung ſeines Sohnes Carl Salzmann. E.

Salzſäure eine mineraliſche Säure, die durch Zerſetzung des Kochſalzes mittelſt Vitriolöls und Deſtillation erhalten wird. Sie iſt im reinen Zuſtande waſſerklar, ſtößt ſtechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie beſteht aus Waſſerſtoff und einem einfachen Körper, den man ehedem **oxydirte Salzſäure** nannte. Dieſe oxydirte Salzſäure, beſſer **Halogen** oder **Chlorine**, entſteht aus der Salzſäure, ſobald dieſe durch Berührung mit ſauerſtoffhaltigen Körpern ihren Waſſerſtoff loswerden kann. Glauber ſtellte die gemeine Salzſäure zuerſt aus dem Kochſalze dar, ſie hieß auch lange Zeit nach ſeinem Namen, ſo wie der Rückſtand der Deſtillation, beſtehend aus Schwefelſäure und Soda, noch jetzt Glauberſalz genannt wird. F.

Samariter oder Samaritaner. Nach dem Untergange des Königreichs Israel entſtand auf dem Gebiete deſſelben aus den zurückgebliebenen Israeliten von den Stämmen Ephraim und Manaſſe, und den mit ihnen vermiſchten aſſyriſchen Coloniſten ein Volk, das von den Griechen nach der Stadt Samaria, um die es wohnte, den Namen Samariter erhielt. Als nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Tempel zu Jeruſalem wieder aufbauten, wollten die Samariter daran Theil nehmen, wurden aber von den Juden, weil ſie wegen jener Vermiſchung mit Heiden unrein und nicht ebenbürtig wären, zurückgewieſen, worauf ſie denn aus Rache den weiteren Bau der Stadt und des Tempels auf einige Zeit zu hindern wußten. Daher der Haß der Juden und Samariter gegen einander, der zu den Zeiten Jeſu, wo die Samariter auf einen kleinen Strich Landes zwiſchen Galiläa und Judäa beſchränkt waren, alle Gemeinſchaft zwiſchen dieſen beiden Nachbarvölkern verhinderte und noch jetzt fortdauert. Nie zur Selbſtſtändigkeit gelangt, haben die Samariter die Schickſale ihres Landes getheilt und unter dem Drucke der Türken ſo an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17ten Jahrhundert noch blühen-

den Colonien in Ägypten jetzt gänzlich ausgeſtorben ſind, ſondern auch zu Napluſa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samariter gibt, zuſammengenommen nach einer 1811 an Silveſter de Sacy zu Paris von ihrem Prieſter Salameh gelangten Nachricht nur noch 30 Familien mit etwa 200 Individuen dieſes Volks leben. Zufolge dieſer Nachricht und andrer Briefe, welche deutſche und engliſche Gelehrte im 16ten und 17ten Jahrhundert von den Samaritern erhielten, ſind ſie in religiöſer Hinſicht als eine den Juden, beſonders den Karaiten, die den Talmud verwerfen, ſehr nah verwandte Secte zu betrachten und unterſcheiden ſich auch von den rabbiniſchen Juden nur darin, daß ſie außer den 5 Büchern Moſis, an deren göttlichen Urſprung ſie glauben, und dem Buch Joſua keine bibliſchen Bücher haben und anerkennen, den Talmud aber, wie alle rabbiniſchen Zuſätze, ganz verwerfen, in Gebräuchen, Sitten und kirchlichen Einrichtungen nur ſo viel, als das moſaiſche Geſetz ausdrücklich vorſchreibt, pünktlich beobachten, und ſtatt des Tempels zu Jeruſalem den Berg Gariſim in Samaria, wo ſie in glücklichern Zeiten ihre Feſte feierten und ihre Opfer brachten, heilig halten. Die Verehrung des einigen Gottes, die Beſchneidung, die Reinigungen und Feſte, das Purim oder Tempelweihfeſt ausgenommen, haben ſie mit den Juden gemein. Auch glauben ſie an Engel, an die Auferſtehung und Vergeltung in einer andern Welt und hoffen auf einen Meſſias, den ſie ſich nach der Weiſſagung Moſis nur als einen Propheten vorſtellen. Ihre Prieſter ſind vom Stamme Levi und werden von ihnen als ihre Obern geachtet. Wegen ihrer Armuth opfern ſie jetzt nur einmal jährlich ein Lamm zum Paſchahfeſte in ihrer Synagoge, wo ſie ihre Gebete und Vorleſungen aus dem Pentateuch im aramäiſch ſamaritaniſchen Dialecte halten und weiß gekleidet gehen. Sonſt ſprechen ſie meiſt arabiſch, zeichnen ſich durch einen weißen Turban aus und friſten ihr Leben durch Geldwechſel und Handarbeiten. Sie vermeiden jede nähere Gemeinſchaft mit denen, die nicht zu ihrer Secte gehören, und verheirathen ſich nur unter einander, ſo daß ein Mann zwar zur erſten Ehe zwei Weiber auf einmal haben, wenn aber eine davon ſtirbt, nicht vor dem Tode der andern aufs neue und dann auch nur ein Weib ehelichen darf. Dieſes allmählig untergehende Völkchen hat beſonders darum einiges Gewicht, weil es einen ſehr alten, wenn nicht, wie Einige behaupten, den älteſten Codex des Pentateuchs beſitzt. Um dieſes Schatzes willen wurden jene Correſpondenzen europäiſcher Gelehrten mit den Samaritern angeknüpft, wodurch bei ihnen die Erwartung einer Hülfe von ihren vermeintlichen Brüdern in Europa erregt und unterhalten worden iſt. E.

Samiel. Es führt dieſen Namen ein Wind, der ſtoßweiſe in dem wüſten Arabien häufig weht und von weitem durch ſeinen eigenthümlichen Geruch zu erkennen ſeyn ſoll. Juli und Auguſt ſind die Monate ſeiner gewöhnlichen Erſcheinung. Seine Geſchwindigkeit iſt ſehr groß, ſeine Wirkungen ſind erſtickend und lebensgefährlich, doch geht er in gewiſſer Höhe über die Erdoberfläche hinweg und die Eingebornen ſchützen ſich gegen ihn durch Niederwerfen auf die Erde, was ſie um ſo eher können, da er ſich durch Geruch, Geräuſch und Staubwolken ſchon von fern ankündigt. In Italien und Dalmatien, wohin er ſich ebenfalls erſtreckt, hat er durch den langen Zug über Meer und Gebirge ſchon viel von ſeiner Bösartigkeit verloren. Er heißt dort Sirocco, erſcheint gewöhnlich nach Oſtern, bläſt ſüdlich 14

bis 20 Tage lang, iſt trocken, verſengt die jungen Pflanzentriebe und verſetzt die Einwohner in große Abſpannung und Müdigkeit, welche ſich gegen denſelben durch das Verſchließen aller Fenſter und Thüren zu ſchützen ſuchen. Er folgt gewöhnlich auf Weſtwind, fängt mit Wirbelwinden an und ſchweigt des Nachts etwas. Während ſeiner Dauer ſoll man leicht und reichlich fiſchen. F.

Sämiſchgerberei unterſcheidet ſich von der Weißgerberey wenig und nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich ſämiſche Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochſen, Kälbern, Hammeln, vorzüglich aber von Gemſen, Hirſchen, Rehen und Elenthieren. Zu dem Ende werden dieſe mit Kalk gebeizt, ſodann enthaart, hierauf mit einem ſtumpfen Meſſer ihre Narbenſeite abgeſtoßen und dieſe Blößen auf 4 bis 8 Tage nochmals in den Kalkäſcher gelegt. Nachdem man ſie herausgenommen hat, wird die Fleiſchſeite glatt abgeſchabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und ſodann gehörig rein ausgewaſchen und abgeſtrichen. Jetzt werden ſie durch eine gährende Kleienbeize, aus Weizenkleye mit Sauerteig oder Hefen, weiter behandelt und darin gewalkt, damit ſich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen ſie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollſtändige Zurichtung. Wenn ſie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkſtocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingeſogen haben, legt man ſie in Haufen über einander, bedeckt ſie mit leinenen Tüchern und läßt ſie bis zu einer, nicht zu ſtarken, freywilligen Erhitzung liegen. Durch dieſes ſogenannte Färben in der Braut ziehen ſie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geſchmeidigkeit. Das überflüſſige Fett wird ihnen nachmals durch Äſchenlauge wieder genommen, und ſie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geſchmeidigkeit zu Beinkleidern und Handſchuhen. F.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landſchaft Samnium in Unteritalien hatten zu ihren Gränznachbarn die Peligner, Marſer, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten ſie ſich über den größten Theil von jenem Lande. Wir begegnen ihnen häufig in der röm. Geſchichte und lernen ſie hier als ein kriegeriſches und freiheitliebendes Volk kennen, welches die Römer erſt nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen faſt 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochen konnten. Die erſten Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Staaten entſpannen ſich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samnitern hartbedrängten Campaner die Hülfe Roms ſuchten und, um ſie dazu zu vermögen (denn ſie hatten mit den Samnitern einen Frieden geſchloſſen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundſchaftliche Auffoderung derſelben Campanien nicht verließen, ſo rückte ihnen der röm. Conſul Valerius Corvus entgegen und nöthigte ſie nach einem blutigen Treffen, ſich in ihre Gränzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte eine andere römiſche Armee das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entſchloſſenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über ſie errungen. Die Beſiegten mußten um Frieden bitten, hielten aber

denſelben nur ſo lange, bis ſie ſich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. R. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erſte, welcher um ſo hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samnitern zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich ſiegten, ſo gerieth doch ihre Armee im J. R. 433 bei der Stadt Caudium in ſolche Engpäſſe, daß ſie, auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umringt, ſich den größten Schimpf gefallen laſſen und unter dem ſchmählichen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Conſuln mit den Feinden geſchloſſen hatten, verwarf und die Urheber deſſelben den Samnitern auslieferte: ſo wurden zur Fortſetzung des Krieges ſogleich neue Feldherrn abgeſandt. Dem tapfern Papirius Curſor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beſchimpfung an den geſchlagenen Feinden zu rächen. Deſſen ungeachtet dauerte der Krieg mit blutiger Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrſchaft verabſcheuten, thätig unterſtützt wurden, und ſelbſt der kriegeriſche König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der beängſtigten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Conſuln Papirius Curſor, Q. Fabius Maximus, Publ. Decius Mus, Curius Dentatus, Caj. Luſcinius Fabricius u. A. triumpierten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner. Nach den ſchrecklichſten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes ſahen ſich endlich die unglücklichen Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigeſtanden hatten, um Frieden zu bitten. Dieſen erhielten ſie im J. R. 482. Als zu Sulla's Zeiten ſich die italieniſchen Bundesgenoſſen gegen Rom empörten, ſtanden die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte ſie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu ſchenken. Viertauſend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ er drei Tage nach der Schlacht auf dem Mars-Felde ohne alle Schonung niederhauen. Die geringen Überreſte des ſamnitiſchen Volks lebten von dieſer Zeit an bloß noch in Dörfern zerſtreut. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß die Samniter kein bloß kriegeriſches Volk waren, ſondern auch Künſte und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbaren, der Griechen in Unteritalien, hatte auf ſie einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Selbſt ihre Geſetze und Verfaſſung ſollen ſie größtentheils von denſelben entlehnt haben. Ihre Regierungsform war demokratiſcher Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten ſie einen gemeinſchaftlichen Feldherrn zu wählen. M. K.

Samojeden, eine Völkerſchaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt iſt, da ſie als Nomaden in rauhen Wildniſſen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schickſale und Helden nur durch Lieder aufbewahren, die nur unvollſtändige und höchſt unſichre Aufſchlüſſe geben können. Als die ſiegenden Ruſſen ſie erreichten, waren ſie ſchon von den Tartaren aus ihren heimiſchen Wohnſitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfaſſung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man ſie nicht näher kennen gelernt, denn noch hat kein Forſcher ihre kalten und unwegſamen Wildniſſe betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, ſind die Tributeinnehmer, die aber nur ihr Geſchäft und den Handel im Auge

haben. Ähnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweiſe beweiſ't indeß die nahe Verwandtſchaft der Stämme und Völker, die wir mit Grund zu den ſamojediſchen rechnen. Dieſe wohnen jetzt auf den Küſten des Eismeers, ungefähr vom 65ſten Grad nördlicher Breite bis an das Meerufer. Nowaja Sembia bewohnen ſie zwar nicht, aber öſtlich über den Jeniſei reichen die Küſten, wo ſie hauſen, bis zum 75ſten Grade der Breite. In dieſen kälteſten, rauheſten und ödeſten Gegenden des Erdbodens leben ſie einzeln und ſparſam zerſtreut vom weißen Meere bis faſt an die Lena, alſo ſowohl in Europa als in Sibirien. Sie ſelbſt nennen ſich Nenetſch, Menſchen, oder Choſowo, Männer. Der Urſprung des Namens Samojeden iſt zweifelhaft. Die europäiſchen Samojeden wurden Rußland ſchon 1525 zinsbar; ſie wohnen in den Statthalterſchaften Archangel und Wologda zwiſchen den Flüſſen Meſen und Petſchora von andern Völkern getrennt. Die ſibiriſchen Samojeden, öſtlich vom Ural, finden ſich in der Statthalterſchaft Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerſtreut. Verwandt mit den Samojeden ſind die namüriſchen und jeniſeiſchen Oſtjäken, die Koibalen und Tubinzen am Jeniſei, die Sojoten und Mutoren im ſajaniſchen Gebirge, Kaimaſchen am Kana und Mana, die Juraken und einige andre unbedeutende Völkerſchaften.

Samos, eine berühmte Inſel im ägäiſchen Meere, an der kleinaſiatiſchen Küſte, Epheſus gegenüber. Der größte Theil der Einwohner beſtand aus Joniern und ſie gehörte auch mit zum ioniſchen Bunde. Die Hauptſtadt hieß ebenfalls Samos (jetzt Cora). Die Samier legten ſich frühzeitig auf Handel und Schifffahrt und waren die erſten Griechen, welche nach Spanien und Ägypten fuhren. Dadurch und durch Fruchtbarkeit der Inſel wurden ſie das reichſte und mächtigſte Volk des ioniſchen Bundes. Ihre Verfaſſung war abwechſelnd monarchiſch, ariſtokratiſch und demokratiſch. Unter Veſpaſian ward Samos römiſche Provinz.

Samoſatener hieß nach ihrem Stifter, dem Biſchof von Antiochien, Paul von Samoſata, eine um 260 unter Odenat und Zenobia in Syrien begünſtigte Secte, die in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Chriſti auf ähnliche, aber auffallendere Weiſe, als Sabellius, dem herrſchenden Kirchenglauben widerſprach und ſich, nachdem Aurelian Zenobien überwunden hatte, unter dem Drucke des Kirchenbannes nur noch 50 Jahre als ein abgeſonderter Haufe erhielt. E.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer, wurde ſich ſeiner hohen Beſtimmung, ſein Volk von den unter ſeinen Vorgängern und am meiſten nach Eli's Tode eingeriſſenen Gräueln der Abgötterei und Geſetzloſigkeit zur Ordnung und Folgſamkeit gegen den einigen Gott zurückzuführen, ſchon als Knabe bewußt. Beim Tempeldienſt herangewachſen, hatte er in der Nähe geſehen, was den Hebräern Noth that, und als ſie von den Philiſtern hart bedrängt wurden, trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, unter ihnen auf, und auf ſein Gebet und Opfer gab Gott ihnen wieder den Sieg. Daher übertrugen ſie ihm das Richteramt, das er mit groſer Thätigkeit 12 Jahre lang verwaltete und durch Wiederherſtellung des vernachläſſigten Jehovadienſtes auszeichnete. Auch gab er der nach Moſis Geſetz verfaſſungsmäßigen Theokratie eine ſtarke Stütze durch die Stiftung der Prophetenſchulen (ſ. d. Art. Propheten). Da

jedoch ſeine Söhne, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiſte ſeiner Gerechtigkeit handelten, mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachgeben. Bei dieſer Staatsveränderung, die ſeinen Grundſätzen und Überzeugungen ganz entgegen war, berieth er das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er wußte den erkornen König Saul durch einſchränkende Bedingungen an die alte Verfaſſung zu binden und wo es nöthig war, wenn er dawider fehlte, zurechtzuweiſen. Unerbittlich war er aber auch, als dieſer unkluge König ſich Eingriffe in die prieſterlichen Rechte zu Schulden kommen ließ. Er verwarf ihn und ſalbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch dieſe glückliche Wahl wurde Samuel der Wohlthäter ſeines Volks, doch erlebte er das Ende der Zwiſtigkeiten zwiſchen Saul und David nicht, und noch ſein Schatten mußte den von Gott verlaſſenen König ſchrecken und ſtrafen. Die unter Samuels Namen im A. T. befindlichen hiſtoriſchen Bücher ſind im Geiſte ſeiner hierarchiſchen Idee geſchrieben, doch erweislich von ſpäterer Hand. K.

Sanchoniathon, der Name eines angeblichen phöniziſchen Schriftſtellers, deſſen Zeitalter ſo wie ganze Exiſtenz in das größte Dunkel gehüllt iſt. Einige ſetzen ihn lange vor den trojaniſchen Krieg in die Zeit der Semiramis, Andre in die Zeit des trojaniſchen Krieges, Andre erſt in die Zeit nach Alexander dem Großen, noch Andre halten ihn endlich für eine ganz erdichtete Perſon. Wir treten der Meinung des gelehrten Beck bei, welcher die Bruchſtücke, die wir unter Sanchoniathons Namen noch in der griechiſchen Überſetzung des Grammatikers Philo von Byblus, eines Zeitgenoſſen Veſpaſians, beſetzen, keineswegs für eine Erdichtung des Letztern, ſondern wenigſtens zum Theil für echte Fragmente aus den Annalen des Sanchoniathon hält, wiewohl er zugibt, daß ſie interpolirt ſeyn mögen. Dieſe Annalen ſelbſt werden von den Alten unter verſchiedenen Titeln angeführt; aus den Fragmenten geht in Anſehung ihres Inhalts hervor, daß ſie die politiſche und religiöſe Urgeſchichte der alten Ägypter und Phönizier betroffen haben. Sie waren in phöniziſcher Sprache geſchrieben, aus dem Unterrichte eines gewiſſen Hohenprieſters Hierombalus oder Jarobalus, über den viel geſtritten worden, aus den Jahrbüchern verſchiedener Städte und aus Denkmälern in Tempeln geſchöpft, und dem Könige von Berytus, Abibal, zugeeignet.

Sanction (pragmatiſche) iſt die Urkunde, durch welche Kaiſer Carl VI., der ſich ohne männliche Nachkommen ſah, ſeiner Tochter Maria Thereſia die Erbfolge in allen ſeinen Staaten zu ſichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürſten Europa's zur Annahme und Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanction, bis auf den Churfürſten von Bayern, der als nächſter männlicher Erbe der öſterreichiſchen Länder ſeinen Beitritt ſtandhaft verweigerte. Wie wenig dieſe Maßregel übrigens Maria Thereſia den unangefochtenen Beſitz ihrer Erbſtaaten ſicherte, iſt aus der Geſchichte Öſterreichs bekannt.

Sanct-Helena. Dieſe in der neueſten Geſchichte als Verweiſungsort für Bonaparte merkwürdig gewordene Inſel erhebt ſich ganz einſam in der Mitte des weſtlichen Oceans, hat einen Umfang von höchſtens zwölf, in der größten Länge fünf, und in der größten Breite vier Stunden. Das Ganze iſt 2700 Fuß über

der Meeresfläche erhoben, und beſteht aus Baſaltſäulen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, höchſt ſonderbar zerklüftet, und von mehreren kleinen Thälern durchſchnitten ſind. Beim erſten Anblick aus der Ferne bietet dieſe Inſel nichts als eine ſchwarze, verbrannte, tauſendzackichte, in ſich ſelbſt zerſpaltete Felſenmaſſe dar. In der Nähe aber zeigt ſich das ſchöne tropiſche Pflanzenleben mit ſeinen hohen Bäumen und Stauden in ganzer Herrlichkeit. Dieſe Inſel ward am 21ſten Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugieſen entdeckt, und nach dieſer Heiligen benannt. Damals war ſie durchaus wüſt und unbewohnt, und wurde, weil ſie in kaufmänniſcher Rückſicht von keiner Wichtigkeit ſchien, weder von Portugieſen, noch von andern zu einer Niederlaſſung benutzt. Erſt im Jahre 1660 wurden die Engländer auf dieſe für ihren Handel nach Oſtindien wichtige Seeſtation aufmerkſam, und nahmen ſie in Beſitz. Freilich mußten ſie 1663 den Holländern weichen, aber ſchon 1664 bemächtigten ſie ſich der Inſel wieder, und blieben ſeitdem ungeſtört Herren davon. Sie iſt für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Oſtindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Oſtindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den beſten Erfriſchungsort. Man pflegt die Reiſe von St. Helena nach England in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Paſſatwinde auf einer ganz andern und längern Linie ſchiffen muß. Das Clima dieſer Inſel iſt unbeſchreiblich ſchön; der heiterſte Himmel, der ſich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und Auguſt zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfriſchende, beſtändige Oſtpaſſat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerſchütterung der tropiſchen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieſer Zone oft tödtlich wird. Die meiſten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen ſich oft noch im achtzigſten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke geneſen faſt durchgehends in den erſten Tagen, ja die ſiechſten Perſonen, die in Oſtindien nicht mehr zu retten ſchienen, erholen ſich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt ſehr ſelten und bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Paſſatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere hingegen leiden gar ſehr dabei. Als Urſachen dieſer großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Paſſatwindes, die iſolirte Lage dieſer Inſel, die unter allen Inſeln am weiteſten von einem feſten Lande iſt, ſo wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derſelben an. Indeſſen ſcheint ſeit 50 Jahren die Atmoſphäre feuchter geworden zu ſeyn, und ſeit dem vermehrten Anbau der Inſel mehr Regen zu fallen, ſo daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten ſeyn wird. Ungeachtet der anſcheinenden Unfruchtbarkeit von St. Helena und des Mangels an Regen iſt vielleicht kein andrer Punkt der Erde ſo ſehr zum Anbau von den Producten aller Himmelsſtriche geeignet. An urſprünglich einheimiſchen, wildwachſenden Pflanzen iſt die Inſel freilich ſehr arm, denn ſelbſt die gewöhnlichen tropiſchen Bäume und Geſträuche finden ſich nur in kleiner Anzahl; allein eine von einem der letztern Gouverneurs angelegte Holzpflanzung gedeiht vortrefflich. So trifft man auch keine einheimiſchen Früchte, und nur wenige Arten einheimi-

ſcher Gemüſe an. Die Einwohner haben daher gleich anfangs auf die Anbauung ausländiſcher Producte gedacht und unter andern Äpfel- und Pfirſichbäume, Piſang, Yams und Pataten angepflanzt. Die letztern zwei Gewächſe geben die Haupternte. Das Getraide, zu deſſen Anbau weder Himmelsſtrich noch Boden paßt, muß aus der Fremde bezogen werden. Die Äpfel, Piſangs und Pfirſiche ſind vortrefflich. Kirſchen, Birnen und Stachelbeeren gedeihen durchaus nicht, deſto beſſer aber der Caffeebaum und die Conſtantiarebe. In dem Garten des Oberſten Brooke auf St. Helena trifft man europäiſche und afrikaniſche, oſtindiſche, chineſiſche, amerikaniſche und auſtraliſche Pflanzen in der üppigſten Blüthe an. Die Lebensmittel der Einwohner beſtehen in vortrefflichem Rind- und Hammelfleiſch, in Spanferkel, die in ihrer Art einzig ſind, in Fiſchen an 69 Arten, Schildkröten und in zahmem Geflügel im Überfluß. Die gewöhnlichſten Gemüſe ſind Erdäpfel, Yams, Portulak, Bohnen, Erbſen und eine Art Sellerie. Auch gibt es viel Citronen, Melonen und Ananas. Brot und Waſſer ſind vortrefflich; Wein und andre Getränke werden aus der Fremde herbeigeführt. Von England aus gehen jährlich wenigſtens vier große Proviantſchiffe nach St. Helena, und von dem Cap kommen mehrere kleine Fahrzeuge hieher; die erſtern bringen eine Menge von Lebensmitteln, beſonders geräuchertes Fleiſch, eingemachte Gemüſe u. ſ. w.; ferner Fabrik- und Manufacturwaaren aller Art; die letztern führen Butter, Schaafe, Weizen, Wein, und andre Eßwaaren ein. Sowohl jene Schiffe aus England, als die vom Cap werden theils von der Regierung, theils von Privatperſonen immer ſehr ſorgfältig befrachtet, und ſind als eigentliche Handelsſchiffe der Inſel anzuſehn. Auch die Oſtindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hieſigen Kaufmannsladen mit oſtindiſchen und europäiſchen Waaren reichlich verſehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes ſteht alles in ungeheurem Preiſe, und es iſt in St. Helena alles vier Mal theurer, wie in London ſelbſt. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird auf 2500 Seelen geſchätzt, wozu jedoch noch beſonders 7-800 freie Neger und 5-600 Mann Beſatzung kommen. Mit Ausſchluß der wenigen Compagniebeamten lebt hier alles von der Landwirthſchaft und dem Schiffsverkehr. So bringen die Einwohner neun Monate des Jahrs auf ihren einſamen Landgütern im Innern der Inſel zu, und kommen nur zur Zeit der Oſtindienfahrer (Februar bis April) in die einzige hier vorhandene Stadt St. James-town. Dieſe liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bay, in einem ſchmalen ſich ſanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelſtunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt iſt. Das Ganze beſteht aus drei bis vier Straßen, die ſämmtlich vortrefflich gepflaſtert ſind. Die Häuſer haben platte Dächer, Gallerien u. ſ. w., und ſind ſehr hübſch; der weiße Anſtrich ſticht äußerſt angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Strande liegende Wohnung des Gouverneurs iſt im Innern ſehr prachtvoll, und hat einen vortrefflichen, mit botaniſchen Schätzen reichlich verſehenen Garten. Die Kirche der Stadt iſt gleichfalls in einem ſehr guten Styl gebaut, und außer dieſen Gebäuden verdienten das Billiardhaus, eine Taverne zum Logiren, das Logengebäude, das große Offizierhaus und das Theater, welche drei letztern ſich durch eine edle einfache Bauart auszeichnen, Erwähnung. Die Einwoh-

ner bringen übrigens ihre Zeit ſehr unglücklich zu. Sie haben beſtändig Prozeſſe mit einander, werden von der tödtlichſten Langeweile geplagt, ſehen die Inſel als einen Verbannungsort an, und haben keine größere Sehnſucht, als einmal wieder nach Hauſe, d. h. nach England zurückzukehren. Nur durch die Ankunft der heimkehrenden Oſtindienfahrer wird dieſe traurige Exiſtenz unterbrochen, und dann eilt Alles nach St. Jamestown, wo Conzerte und Bälle, Schauſpiele und Aſſembleen mit einander abwechſeln. Dann ſind die Männer geſchäftig, um die jungen unverheiratheten Frauen zu gewinnen, welches ihnen, da es den erſtern eben ſo wenig an Schlauheit, als den letztern an Schönheit fehlt, auch häufig glückt. — St. Helena iſt übrigens gegen feindliche Landungen nicht bloß durch die hohen Felſen und die heftige Brandung ſehr geſichert, ſondern es ſind auch auf den vornehmſten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, und auf den Berggipfeln ſind immer große Steinvorräthe vorhanden, womit im Nothfalle ſelbſt der eingedrungene Feind zum Weichen gezwungen werden kann. Außer der Garniſon iſt noch eine allgemeine Landmiliz organiſirt, die auf das erſte Signal von einer feindlichen Annäherung zu den Waffen greifen muß. Zu dieſem Ende ſind auf den höchſten Felſenſpitzen rund um die Inſel Telegraphen errichtet, durch welche man in St. Jamestown binnen wenig Minuten von der Annäherung jedes Schiffes unterrichtet wird. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbay mit Sicherheit ankern, indem ſie nur hier vor Stürmen und Windſtößen gedeckt ſind. Zwei Hauptplagen, gegen welche alle Vorkehrungen nichts helfen, ſind auf Sanct Helena die Ratten und Wanzen, von denen die Häuſer wimmeln, und die zuerſt durch Schiffe hieher gekommen ſind. Die erſtern richten ſogar auf den Feldern großen Schaden an. Die Wanzen ſind weit größer als die europäiſchen, und fallen beſonders neue Ankömmlinge an.

Sand iſt fein zertheilter Stein. Nach Beſchaffenheit des Steines, woraus er entſtand, iſt er bald ein Gemenge von verſchiedenen, bald von gleichartigen kalkigen oder quarzigen Steinchen. Letzterer wird gewöhnlich ausſchließend mit Sand bezeichnet. Man unterſcheidet den klaren, weißen Quellſand, den ſtaubigen Flugſand, den größern Perlſand, den weißen undurchſichtigen Streuſand, den ſehr groben Kiesſand, und den aus gemengten Steinarten entſtandenen Grus- und Schiffsſand. Der mehrſte auf der Erde in großen Strecken, Steppen, verbreitete Sand iſt durch Waſſerfluthen abgeſetzt, dieſe haben die Steinmaſſen zerrieben und aufgeſchwemmt, ſo wie noch jetzt das Meer und die Flüſſe Sand an ihren Ufern in Bänken anſetzen. Rückſichtlich der ökonomiſchen Benutzung des Bodens iſt der Sand unfruchtbar. Er hält kein Waſſer zurück, trocknet leicht aus, und erhitzt ſich ſtark durch die Sonne, verhindert ſonach die Vegetation. Techniſch findet er Anwendung als Gußſand, zum Glasſchmelzen, zum Schleifen, zur Anfertigung der Sanduhren. **Sandſteinfelſen**, die ſich an vielen Orten der Erde erheben, haben die Form der Flötzgebirge, indem ſie aus ziemlich horizontalen Schichten aufgethürmt ſind; doch zeichnen ſich die freiſtehenden auch noch durch verticale Einſchnitte aus, zwiſchen denen die hervorſtehenden Maſſen abgerundet, faſt ſäulenförmig erſcheinen. Man kann ſie als Quarzſand anſehn, welcher durch kalkigen, thonigen, eiſenhaltigen oder quarzigen Kitt zu-

ſammengebacken und erhärtet iſt. Dieſer Sandſtein hat vor andern Steinen viele Vorzüge, die in ſeiner leichten Bearbeitung und Zerſtückung liegen, ſo daß er in jede beliebige Form gebracht werden kann. Unter den deutſchen iſt der am Elbufer in Böhmen und Sachſen befindliche der berühmteſte; ein ſehr poröſer, wie er zuerſt in Mexiko gefunden wurde, dient als Filtrirſtein zur Reinigung des ſchmutzigen Waſſers, und der biegſame braſilianiſche iſt, als elaſtiſcher Sandſtein, eine mineralogiſche Merkwürdigkeit. F.

Sandale, eine Art Fußbekleiduug bei den Griechen und Römern, die wir ſchon im höchſten Alterthum finden. Sie beſtand aus einer dicken Korkſohle, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande zierlich geſteppt war. Sie bedeckte nur die Fußſohle, ließ den obern Theil des Fußes bloß, und war mit zierlich gekreuzten und geſchlungenen Riemen faſt bis auf die Mitte des Schenkels befeſtigt. In der ſpätern Zeit wurde auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten beſondre Pantoffelträgerinnen. — In der Schifferſprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländiſchen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlaſten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Glaß und Älteſter in der zu den ſchottiſchen, aus der presbyterianiſchen Kirche hervorgegangenen Diſſenters gehörenden Gemeinde der Glaſſiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wies nach den Grundſätzen ſeines Lehrers dieſe Secte in ihrem Glauben auf den buchſtäblichen Sinn der heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der erſten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Biſchöfe, Älteſte und Lehrer, die Verwerfung ſinnlicher Vergnügungen und der Glücksſpiele, den Gebrauch des Looſes, die Liebesmale, den Bruderkuß, das Fußwaſchen und das Inſtitut der Collecten zu einer Gemeindecaſſe haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen ſie von dieſer Secte darin ab, daß ſie ſich des Fleiſches von erſtickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Beſten widmen. Sandeman ſtarb 1772 in England, wo ſeine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsverſammlungen wird von Reiſenden, die ihnen beiwohnten, ſehr gerühmt. E.

Sandregen. Man hat mehrere glaubwürdige Beobachtungen, daß wirklich Sand aus der Atmoſphäre herabgefallen iſt. Zu Belgrad im 318ten Jahre der Hegira fiel ein röthlicher, dort unbekannter Sand, nachdem zuvor der Himmel roth bedeckt geweſen war. 1744 und 1749 kam etwas ähnliches zu Genua vor. Im atlantiſchen Meere, im 45° nördlicher Breite, und 322° 45′ L., in einer 8-9ſtündigen Entfernung von jedem Lande und bei großer Windſtille bemerkte man einſt einen Sandregen, dem ein ſtarkes Licht vorausging. 1562 fiel bei Schleußingen ein Kieſelſteinregen. Dieſe Dinge ſcheiden ſich aus der Atmoſphäre, gleich den Meteorſteinen, nachdem ſie vorher durch irgend eine Art von Verdunſtung luftförmig in ſie aufgenommen wurden. F.

Sandwich, eine Stadt mit einem berühmten Hafen, liegt am Fluß Stour in der engliſchen Landſchaft Kent. Bekannt iſt ſie in der Geſchichte durch die daſelbſt 1357 Statt gehabte Landung des berühmten ſchwarzen Prinzen von England, der ſich hier mit ſeinem Gefangenen, dem Könige von Frankreich, ausſchiffte.

Sandwichinſeln ſind eine Gruppe von elf Inſeln im nördlichen ſtillen Ocean, welche Cook auf ſeiner letzten Reiſe entdeckte, Er gab ihnen, dem Grafen von Sandwich zu Ehren, deſſen Namen. Das Clima unterſcheidet ſich wenig von dem, in Weſtindien in gleicher Breite herrſchenden. Die Naturerzeugniſſe ſind die nämlichen der andern Inſeln dieſes Oceans, aber die Tarowurzel iſt hier von einer vorzüglichen Güte. Die Brotfruchtbäume ſind nicht in ſolchem Überfluſſe, wie auf Otaheite, vorhanden, aber ſie geben das Doppelte an Früchten. Das Zuckerrohr iſt hier ſelbſt von ungewöhnlicher Größe. Auch gibt es hier eine Wurzel von brauner Farbe, die einer Brotfrucht ähnlich ſieht, ſechs bis zehn Pfund wiegt, und deren Saft von ſehr ſüßem, angenehmen Geſchmack iſt, und ein vortreffliches Erſatzmittel für den Zucker gewährt. An vierfüßigen Thieren ſind hier nur Schweine, Hunde und Katzen vorhanden. Die Vögelarten ſind zahlreich und ſchön, aber nicht bunt. Cook hinterließ hier Ziegen, europäiſche Schweine und Sämereien, aber die Ziegen verloren ſich bald. Die Einwohner beſchäftigen ſich vorzüglich mit Verfertigung von Kähnen, einer Art von Leinwand und Fiſchernetzen. Ihre Vergnügungen ſind Fauſtkampf, Tanzen und Ringen. Menſchenopfer ſind hier gewöhnlich, und zwar nicht bloß bei dem Anfange eines Kriegs, ſondern auch bei dem Tode jedes bedeutenden Oberhaupts. Ungeachtet Cook ſelbſt auf einer dieſer Inſeln von den Eingebornen ermordet wurde, ſo hält man ſie wenn auch für rachſüchtig und grauſam, aber doch wieder für ſanft und gutmüthig. Sie leben unter einander in der größten Eintracht und Freundſchaft, und werden hinſichtlich ihrer Gaſtfreundſchaft gegen Fremde ſelbſt von den Bewohnern der Freundſchaftsinſeln nicht übertroffen. — **Sandwichland** ein unfruchtbares, wüſtes Land im ſüdlichen Ocean bei den Sanct Georgsinſeln. Seine Berge ſind von ungeheurer Höhe, ihr Gipfel iſt beſtändig in Wolken gehüllt, und ihr Fuß mit Schnee bedeckt. Das ſüdliche Thule, das ſüdlichſte Ende, was man kennt, liegt in dem 27ſten bis 45ſten Grad weſtlicher, und dem 59ſten und 34ſten Grad ſüdlicher Breite. N. P.

Sanhedrin (ſyriſch) oder **Synedrium** (griechiſch), Rathsverſammlung, hieß das höchſte geiſtliche und weltliche Gericht der Juden, welches ſie, nachdem ihre hasmonäiſchen oder maccabäiſchen Prieſterfürſten, die letzten Stützen ihrer Hierarchie, durch römiſche Willkür verdrängt worden waren, zur Entſcheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es beſtand unter dem Vorſitze des Hohenprieſters aus 71 Beiſitzern aus den Ständen der Prieſter, Älteſten und Ausleger des Geſetzes (Schriftgelehrten), die im N. T. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Oberſten genannt werden. Außer dieſem in Jeruſalem reſidirenden hohen Rathe gab es kleinere aus denſelben Ständen zuſammengeſetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landſtädten, die nach Beſchaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Beiſitzer hatten. In Jeruſalem ſelbſt waren zwei ſolche Untergerichte. Durch die römiſchen Procuratoren wurde dieſe Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung ſolcher Händel, welche die Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes betrafen, eingeſchränkt, und durfte auch in Sachen dieſer Art die Todesſtrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerſtörung Jeruſalems

durch die Römer wurde ſie mit dem jüdiſchen Staate ſelbſt aufgelöſ't. Das von Napoleon 1806 zu Paris zuſammenberufne große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden im franzöſiſchen Reiche zu ordnen. Vergl. d. Art. Juden. E.

Sannazaro (Jacopo), der unter den italieniſchen Dichtern des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz ſowohl wegen ſeiner lateiniſchen als italieniſchen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo ſeine aus Spanien ſtammende Familie ſich niedergelaſſen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankte er der Schule des Giuniano Maggio, und hauptſächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrteſten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewiſſen Carmoſina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmoſine und Filli beſungen hat, entwickelte früh ſein poetiſches Talent. In der Hoffnung, ſich von dieſer Leidenſchaft durch die Trennung zu befreien, reiſ'te er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnſucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch ſeine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während ſeiner Abweſenheit ſchrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie ſeine übrigen Gedichte in italieniſcher Sprache, eine Jugendarbeit iſt, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine ſanfte einſchmeichelnde Poeſie, und eine reine Sprache und wohlklingende Verſification ſind die Vorzüge dieſes Werks, welches aus Proſa und Verſen gemiſcht iſt. Seine Poeſien zogen die Aufmerkſamkeit des Königs Ferdinand und ſeiner Söhne, Alphons und Friedrich, auf ſich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reiſen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron beſtieg, ſchenkte ihm die angenehm gelegne Villa Mergellina, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar ſollte dieſes Glücks nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte ſein Wohlthäter im J. 1501 auf ſein Reich Verzicht leiſten, und ſeine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, ſich fortan eines Beſitzes zu erfreuen, deſſen Geber im Unglück ſchmachtete. Er folgte ſeinem Fürſten in die Verbannung, und kehrte erſt nach dem Tode deſſelben nach Neapel zurück, woſelbſt er im J. 1530 ſtarb, nachdem er noch den Schmerz gehabt, ſeine anmuthige, ihm ſo theure Villa von dem Prinzen von Oranien zerſtört zu ſehen, aber auch die ihm erfreuliche Nachricht von dieſes Fürſten Tode empfangen hatte, worin er eine gerechte Vergeltung des Himmels erblickte. Er wurde in der Kirche beigeſetzt, die er auf ſeinem Landſitz erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Die Serviten, denen ſie eingeräumt war, ließen ihm hinter dem Altar ein Denkmal errichten, auf welchem man die von Bembo verfertigte Inſchrift lieſ't:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus et tumulo.

Außer der oben ſchon angeführten Arcadia ſchrieb Sannazar in italieniſcher Sprache noch Sonette und Canzonen, die ſich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu ſeyn. Die beſte Ausgabe dieſer italieniſchen Werke erſchien 1723, 4. zu Padua unter dem Titel: Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate. Faſt noch berühmter iſt Sannazar

durch ſeine lateiniſchen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern de partu Virginis, in Elegien, Eklogen und Epigramme beſtehn. Unter letztern iſt das lobpreiſende Epigramm auf Venedig das bekannteſte, das ſechs Verſe enthält, und von dem Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde. Eleganz und ſorgfältige Wahl des Ausdrucks, ſo wie Feinheit der Gedanken und poetiſcher Schwung weiſen ihnen unter den lateiniſchen Poeſien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

Sanſcrit- oder Samſcrit- (d. h. vollkommne), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder brahmaniſche Sprache (weil ſie von den Brahmanen allein noch verſtanden wird) heißt die gegenwärtig ausgeſtorbne Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verſchiedner Art die Religions- und Geſetzbücher dieſes Volks abgefaßt ſind. Lange wußten die Brahmanen dieſe Sprache geheim zu halten, bis es dem Miſſionar Hanxleben, der 1732 in Indien ſtarb, und dem Britten Holwell, der von 1727 bis 1757 in Bengalen lebte, gelang, ſich Kenntniß davon zu verſchaffen. Nachher, als die Brahmanen einmal ihr Geheimniß den Ungeweihten verrathen ſahen, waren ſie weniger ſchwierig in Ertheilung des Unterrichts, und leiteten ſogar die Überſetzung ihrer in Sanſcrit abgefaßten Geſetze ins Perſiſche. Da die Brahmanen ſelbſt dieſe Sprache ſchulgerecht erlernen müſſen, ſo haben ſie ſchon vor uralten Zeiten eine Grammatik für den Unterricht der Jugend abgefaßt. Sie hat den Namen Sidharúbam, wozu ſpäter noch ein zweiter Theil, Vyágaránam, als Syntax kam. Aus dieſen Quellen hatte ſchon Hanxleben eine Grammatik für die Europäer geſchöpft, auch ein Wörterbuch ausgearbeitet. Beide Werke aber blieben handſchriftlich in der Bibliothek der Propaganda. Dem Bedürfniß einer Grammatik half erſt 1790 **Paulinus a S. Bartholomäo** durch ſein Sidharúbam seu Grammatica samscrdamica, Romae, 4. ab, dem 1804 auch der zweite Theil Vyácarána, seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio, Romae, 4. folgte. Auch machte dieſer verdienſtvolle Gelehrte einen Anfang mit der Bearbeitung und Herausgabe des großen brahmaniſchen Wörterbuchs Amarasinha (Sectio prima de coelo, Romae, 1798, 4.). Eine andre Sanſkrit-Grammatik, welche 1803 von der Akademie zu Calcutta herausgegeben wurde, iſt in Europa nicht weiter bekannt geworden. — Unverkennbar iſt der Zuſammenhang des Sanſcritt mit andern Sprachen, namentlich mit dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen, mit ſemitiſchen und Zendwörtern u. ſ. w. Dieſe Erſcheinung hat ſchon d'Hancarville, Bailly, Pauw, Anquetil, Jones, Holwell, Halhed, Paulinus, und zuletzt Fr. Schlegel und Frank auf ſehr verſchiedne Weiſe zu erklären geſucht, ohne daß ihre Bemühungen bis jetzt zu einem ſichern Reſultat geführt hätten. Gewiß iſt, daß die Sanſcritſprache vormals durch ganz Indien, im weiteſten Umfange, geſprochen worden. Die Spuren davon finden ſich noch allenthalben, am meiſten im Süden von Indien, auf der Halbinſel Decan, wo die alte Sanſcritſprache die wenigſte Miſchung und Verwandlung erlitt. In einigen Gegenden wird ſie ſo ſüß und weich geſprochen, daß man ſie mit einem eignen Namen bezeichnete, und **Prakrit** nannte. Obgleich die heilige ausgeſtorbne Sprache überall dieſelbe iſt, ſo iſt doch die Schrift, mit der ſie urſprünglich geſchrieben wurde, nach Verſchiedenheit der Gegenden in drei verſchiedne Alphabete zerfallen. Im Norden be-

dienen ſich die Brahmanen der Devanagari, im mittlern Theil von Indien der telugiſchen oder talenganiſchen, im Süden der malabariſchen oder Granthamſchrift; alle haben über 50 einfache Buchſtaben, woraus eine Sylbenſchrift von vielen tauſend Charakteren zuſammengeſetzt iſt. — Von einer gedruckten Sanſcritliteratur gibt es bis jetzt kaum einen Anfang. Die im Sanſcrit geſchriebnen heiligen Bücher werden nach ihrem Inhalt in drei Claſſen getheilt, in Bedyam, Puranam und Schaſtram. — Bedya iſt der generiſche Name von allen Büchern, die von der Verehrung Gottes (der Sonne, des Mondes, der Planeten und der Elemente, des Waſſers, der Erde, des Feuers und des Äthers) handeln, und Vorſchriften über Opfer, Gebet und Faſten, über Wallfahrten, Verſöhnungen und Niederwerfung des Körpers, über Waſchungen, heilige Zeichen an der Stirn, und Weihungen, auch über Opfer und Gebete für Verſtorbene enthalten. Es gibt achtzehn dergleichen Bedyas. Doch werden unter ihnen nur vier als unvergänglich ausgezeichnet, und dieſe heißen Bedas. Purana iſt ebenfalls ein Claſſenname, der alte indiſche Geſchichten in ſich begreift. Vyaſa ſoll ſie geſammelt haben. Von dieſen iſt ein Stück, das Bagavadam, aus einer franzöſiſchen Überſetzung (ſeit 1788) bekannt. Nun pflegen die Hindu ihre heiligen Bücher, ihre Mythologie, Fabeln und Poeſien entweder hiſtoriſch zu nehmen oder phyſiſch und moraliſch zu erklären. Dem hiſtoriſchen Sinn hängt der Pöbel an: er glaubt unzählige Götter, er erzählt ihre Kriege, Verwandtſchaften und Ehen, und weidet ſich an ihren Bildniſſen und Statuen, an ihren Namen und den Fabeln von ihrem Leben und ihren Thaten. Aber Gelehrte und Philoſophen ſuchen in dem Inhalt der heiligen Bücher einen höhern und geheimen Sinn, und deuten ihn unter der Vorausſetzung, daß die Geheimniſſe, Erſcheinungen und Veränderungen der Natur in ihm eingehüllt wären, phyſiſch. Die Büßenden und Lehrer der Moral ſchematiſiren darüber, und deuten ſie moraliſch; ſie ſuchen durch Fabeln, Symbole und Räthſel die Frömmigkeit des Volks, die Verehrung der Götter, die gegenſeitige Gerechtigkeit in der Geſellſchaft zu erhalten und zu vermehren. Alle dieſe Auslegungen heißen Schaſtra und eine Probe davon iſt der Ezour-Vedam, den wir ſeit 1778 in franzöſiſcher Überſetzung haben. — Außerdem aber gibt es noch eine Menge populärer Schriften in Sanſcrit über alle in Indien bekannten Zweige der menſchlichen Erkenntniß, welche von allen geleſen werden dürfen, dahingegen die Schriften der erſten Claſſe und die beiden großen Gedichte, das Ramayana und Mahabarat, nur von den drei vornehmſten Claſſen (den Zweimalgebornen) geleſen werden dürfen. Die meiſten ſind, wie die heiligen Bücher, in Verſen abgefaßt; nur weniges, aber köſtliches, iſt uns bekannt geworden. Dahin gehört das dramatiſche Gedicht Sakontala von Calidaſa, das Singſpiel Gitagovinda, und die Fabelſammlung Hitopades, ſämmtlich überſetzt. Das Geſetzbuch des Menu, hat 1794 Jones, ſo wie ein Werk über die Algebra unter dem Titel Bija Ganita Strachey 1815 aus dem Sanſcrit ins Engliſche überſetzt herausgegeben. Das Oupnek'hat, eine Überſicht der indiſchen Religion und Philoſophie kennen wir nur aus Anquetils Überſetzung, die nicht nach dem Sanſcritoriginal, ſondern nach einer perſiſchen Überſetzung gemacht iſt. Die ſchon oben genannten beiden großen hiſtoriſchen Gedichte, das Ramayana von Valmiki und das

Mahâbharat von Vyaſa enthalten, jenes die Geſchichte Rama's, dieſes die Geſchichte Criſhna's. Aus erſterm iſt das Yadjeadatta-Badha (überſetzt von Chezy), aus letzterm das von Wilkins überſetzte Bhaguat-Geeta, eine Episode. Überdies iſt das Ramayana zu Serampore nebſt der Überſetzung der Miſſionarien Cary und Marſhman im Druck erſchienen. Nächſt dieſen zwei großen Gedichten beſitzt die Sanſcritſprache noch ſechs andre, von denen drei von Calidaſa, dem Verfaſſer der Sacontala, ſind. Von dieſen letztern kennen wir jetzt das Megha Duta in der Überſetzung von Wilſon. Weniger ſind uns die Lyriker, unter denen Jagadeva den erſten Platz einnimmt, bekannt. Große Schätze in Sanſcrithandſchriften beſitzt die pariſer, die londner und oxforder Bibliothek, ſo wie die Propaganda, aber ſie werden ſo gut wie unzugänglich bleiben, ſo lange es an gedruckten Hülfsmitteln zur Erlernung des Sanſcrit, namentlich an einem Wörterbuche, einer Chreſtomathie, auch an einer leichter, als die vorhandnen, zu erhaltenden Grammatik fehlt. Dagegen ſind die Bemühungen der Engländer in Oſtindien, ſich und uns mit der Literatur der Indier, ſo wie des Orients überhaupt, bekannt zu machen, rühmend und dankbar anzuerkennen.

Sansculotte, dieſe in der franzöſiſchen Revolution ſehr bekannt gewordne Benennung bezeichnet eigentlich einen Menſchen, der keine Beinkleider hat — Sans culotte. Mercier ſchildert in ſeinem Tableau de Paris die Bewohner der Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau im eigentlichen Sinne als Hoſenloſe; und dieſe waren es, welche, da ſie bei den verſchiednen revolutionären Auftritten ohne jenes Kleidungsſtück, oder daſſelbe auf Piken einhertragend, erſchienen, der ariſtokratiſchen Partei Veranlaſſung gaben, ihnen jenen Spottnamen beizulegen, der aber nachher zur bleibenden Benennung für die Volkspartei wurde, ſo daß jeder Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes ſich dieſen Namen als ehrenvoll beilegte.

Sansſouci, ein berühmtes königlich preußiſches Luſtſchloß, welches auf einem Berge vor dem brandenburger Thore von Potsdam liegt. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und iſt klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorſaale bewundert man die Säulen, die Mahlereien, und den nach florentiniſcher Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Unter den Zimmern iſt eins mit Cedernholz getäfelt, mit goldnem Laubwerk bedeckt, und mit einer königlichen Handbibliothek verſehen. Von dem Berge aus, auf welchem Sansſouci liegt, hat man eine überaus reizende Ausſicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit ſeinen ſechs Terraſſen, deren jede zwölf Stufen, und die beſten Weinſtöcke unter Glasfenſtern hat. Am Fuße des Berges iſt ein angenehmer Luſtgarten, mit einem ſchönen Baſſin, und zwölf marmornen Figuren und Gruppen. Die übrigen Merkwürdigkeiten ſind die beiden Pavillons zur Rechten und Linken, die Orangerie und die herrliche Bildergallerie. Aus dem Luſtgarten geht man in den Park, wo ein japaniſches Haus zur Linken der Hauptallee ſteht. Zu beiden Seiten der ſteinernen Brücke ſind ſchöne Tempel, deren einer die koſtbare königliche Sammlung von geſchnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlaſſenſchaften des Barons von Stoſch und des Cardinals Polignac enthält. Das neue Schloß oder der

neue Palaſt, welchen Friedrich II. nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, iſt äußerſt ſchön, prächtig und geſchmackvoll. An dem ganzen Gebäude ſind keine andre, als Fenſterthüren, die mit den übrigen Fenſtern einerlei Geſtalt haben, ſo daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen ſchönen engliſchen Garten anlegen, in welchem die vortreffliche Colonnade aufgerichtet iſt, die vorher im Cavalierhauſe ſtand.

Santerre (J. F. G.), Commandant der pariſer Nationalgarde und Diviſionsgeneral. Er war ein wohlhabender Brauer in der Vorſtadt S. Antoine, der in großem Anſehen ſtand, ſich in allen Volksaufläufen und beſonders beim Sturm der Baſtille bemerklich machte, ſo daß er zum Bataillonscommandanten der Nationalgarde gewählt wurde, und die orleansſche Partei ihn darauf in ihr Intereſſe zog. Er führte den Aufſtand, der am 20ſten Juli 1792 in die Tuilerien bis zum König drang. Als Commandant der Nationalgarde half er am 10ten Auguſt die Monarchie ſtürzen, führte hernach Ludwig XVI. in den Tempel und vor Gericht, betrug ſich jedoch ſtets mit Anſtand gegen ihn. Bald darauf zum Maréchal de Camp ernannt, commandirte er die Truppen, welche die Hinrichtung des Königs ſchützten. Als Ludwig auf dem Schaffot noch zu dem Volke reden wollte, ließ er deſſen Stimme durch Trommelſchlag übertäuben; und antwortete, da man ihm deßhalb Vorwürfe machte: „Ich ſing an, den Muth zu verlieren.“ Von ſeinen Feldherrntalenten überzeugt, legte er dem Convent einen Operationsplan gegen die Vendeer vor, und ward mit 14 000 Mann dorthin geſchickt, aber immer geſchlagen. Bei ſeiner Rückkehr ward er als Gemäßigter verhaftet; der 9te Thermidor Jahr 2 aber gab ihm die Freiheit wieder. Er lebte nun als Diviſionsgeneral ohne Anſtellung unbemerkt in Paris, bis er 1810 blödſinnig ſtarb.

Sappe. Hierunter verſteht man einen Graben, in welchem ſich Truppen einem befeſtigten Platze nähern, und daher nicht leicht geſehen und ſchwer beſchoſſen werden können. Die Sappen haben nach Beſchaffenheit ihres Gebrauchs beſondere Namen; ſo nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erſt von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (sappe volante). Die volle Sappe (sappe pleine) iſt diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe ſelbſt ausfüllen. Läßt man Erdmaſſen, die man umgehen kann, in der Sappe ſtehen, ſo nennt man ſie die wendende Sappe (sappe tournante). So gibt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe couverte). Dieſe beſteht aus einem bedeckten Gange von ſechs Fuß Höhe und fünf bis ſechs Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgeſetzt und mit Faſchinen bedeckt iſt.

Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der beſonders darauf abgelernt iſt, alle Arten von Verſchanzungen zu bauen. Die Sappeurs machen bei den meiſten Armeen einen Theil des Geniecorps aus, ſind mit Hacken, Schaufeln und Faſchinenmeſſern verſehen, und werden hauptſächlich beim Belagern der Feſtungen und Formiren der Sappe gebraucht.

Sapphir oder Saphir, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Thongeſchlechte angehört. Blau

iſt in mancherlei Abſtufungen bis faſt ins Weiße ſeine Farbe, manche fallen ſogar ins Weingelbe, und unter ihnen gibt es Stücke, die gelb und blau zugleich ſind. Die hellern Sapphire heißen Luchs-ſapphire oder weibliche, die dunklern aber männliche. Die meiſten ſind helldurchſichtig, manche aber etwas trübe. An Härte übertrifft dieſer Stein alle übrigen Steine des Thongeſchlechts; unter den Edelſteinen ſelbſt ſteht er nur dem Demant und dem Rubin an Härte nach. Seine Cryſtalliſationsform iſt eine ſechsſeitige einfache oder doppelte Pyramide, das Gefüge zum Theil concentriſch; wenn von ſolchen Sapphiren daher die Spitze ſtumpf abgeſchliffen wird, ſo ſpielen ſie bei auffallendem Lichte mit einem beweglichen ſechsſtrahligen Stern, und heißen deßhalb Sternſapphire. Im Feuer verliert dieſer Edelſtein ſeine Farbe. Dieſer Eigenſchaft bedient man ſich bisweilen wohl, um ihn gebrannt und geſchliffen für Demant auszugeben. Nach Klaproth iſt ſein Gehalt in hundert Theilen $98\frac{1}{2}$ Theil Thon, 1 Theil Eiſenkalk und $\frac{1}{2}$ Theil Kalkerde. Man findet die Sapphire im Quarze und im Sande der Flüſſe. Die morgenländiſchen, welche beſonders die Inſel Ceylon liefert, ſind die koſtbarſten und theuerſten. Sie ſehen meiſt wie berliner Blau oder wie Schmalte aus. Die peruaniſchen ſind nicht ſo ſchätzbar, doch beſſer als die europäiſchen, welche in Frankreich, Böhmen, Schleſien, in Sachſen und in Ungarn gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern ſteigt der Werth nach der Schwere in demſelben Verhältniſſe wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmteſten griechiſchen Frauen, die beſonders ihren Ruhm der lyriſchen Poeſie verdankt, worin ſie Meiſterin war, hatte Mitylene auf der Inſel Lesbos zu ihrer Vaterſtadt. Sie lebte und blühte ums Jahr 600 v. Chr. Alcäus, auch einer der größten Lyriker und von derſelben Inſel gebürtig, ſoll die Sängerin geliebt haben, aber ſeine zärtliche Liebe von ihr verſchmäht worden ſeyn. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheirathete ſie ſich an einen gewiſſen Kerkolas, der aber bald ſtarb. Nun widmete ſie ſich ganz der Poeſie und bildete ſogar mehrere Schülerinnen, die ſie für ihre Kunſt begeiſtert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die allgemeine Bewunderung, die ſie ſich dadurch erwarb, ſcheinen ihr manche Verleumdungen und ſelbſt Verfolgung zugezogen zu haben, weßwegen ſie ihr Vaterland verließ. Bei ihrer lebhaften, ſchöpferiſchen Phantaſie beſaß ſie zugleich eine außerordentliche Leidenſchaftlichkeit, die ihr endlich das Leben koſtete. Denn da ein ſchöner Jüngling, Namens Phaon — ſo erzählt man — ihre heiße Liebe nicht erwiederte; ſo trieb ſie die Verzweiflung auf den leukadiſchen Felſen, von dem ſie ſich herab in das mittelländiſche Meer ſtürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte verſchiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetiſchem Werthe ſie ſehr vortheilhaft urtheilen. Allerdings iſt es nicht zu verkennen, daß in ihren Dichtungen die zarteſten, lebhafteſten, oft erhabenſten Empfindungen athmen, die durch eine ſchöne harmoniſche und gebildete Sprache noch mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre ungemeine reiche Phantaſie weiß die Gegenſtände, die ſie auffaßt, mit üppiger Fülle und Lebendigkeit darzuſtellen. Sie ſoll die Erfinderin mehrerer neuen Versmaße geweſen ſeyn, wenigſtens führt noch jetzt eins ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben. Von ihren zahlreichen Poeſien beſitzen

wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich den anakreontiſchen Liedern beigefügt ſind. Die beſte und gründlichſte Bearbeitung ihrer Fragmente hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

Sara. Mit dieſem Namen, der im Arabiſchen die Wüſte bedeutet, wird vorzugsweiſe die größte Sandwüſte der Erde bezeichnet, welche ſich in Afrika von der Weſtküſte, zwiſchen dem Staate von Marocco und dem Senegalfluſſe, gegen Oſten durch ganz Afrika bis Ägypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erſtreckt. Nur hin und wieder finden ſich in dieſem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inſeln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin mauriſche Stämme bewohnen die beſſern Theile der Wüſte, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tonſtück von ungeradem ($\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{2}$) Tact, beſtehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeiniglich acht Tacte hat, von langſamer, gravitätiſcher Bewegung. Er rührt aus Spanien her, wo er vormals mit Caſtagnetten getanzt wurde, mit viel Würde und Majeſtät verbunden war, aber heut zu Tage außer Gebrauch iſt.

Saragoſſa, Zaragoza, von einer römiſchen Colonie des Auguſtus, Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptſtadt vom Königreich Aragon, mit 42,600 Einwohnern (im Jahre 1807), liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, der ſie von einer Vorſtadt trennt; 56 Leguas von Madrid, 56½ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Die Straßen ſind, mit Ausnahme des Coſſo und einiger andern, eng, winklicht und ſchlecht gepflaſtert, die Häuſer alt, aber ſtattlich gebaut. Unter den Kirchen iſt die Nueſtra Señora del Pilar, U. L. F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau, das hoch auf einer Säule von feinem Jaspis ſteht. Die Stadt hat wenig Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Sie handelt mit Bayonne, Bilbao, Madrid und Barcelona. Unter den öffentlichen Anſtalten nennt man eine Univerſität, und die von der verdienten ökonomiſchen Geſellſchaft geſtiftete Ackerbau- und Handelsſchule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöſter, das alte königliche Schloß Aljuferia und Saſtago, wo der berühmte aragoniſche Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, unterhalb Saragoſſa in den Ebro geht. Er führt eine halbe Stunde von Saragoſſa vorbei, iſt 26½ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekoſtet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach der Biscaya verlängert, ſo würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Waſſerſtraße bilden. — Saragoſſa iſt aus der Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges bekannt, wo ſich dieſe Stadt im Jahre 1706 dem Erzherzog Carl unterwarf. Im Jahre 1707 wurde ſie von dem franzöſiſch-ſpaniſchen Heere Philipps V. erobert. Den 20ſten Auguſt 1710 erfocht der Erzherzog faſt vor den Thoren dieſer Stadt einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat ſie durch den begeiſterten Muth erlangt, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox (ſ. d. Art., der hier aus glaubwürdigen neueren Quellen ergänzt wird) den erfahrenſten Feldherren Napoleons in zwei Belagerungen in den Jahren 1808 und 1809 den entſchloſſenſten Widerſtand leiſteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. — Als die Franzoſen im Mai 1808 Meiſter von Madrid waren, führte der Gene-

rallieutenant Guillermi, als Statthalter von Aragonien, in Saragoſſa den Oberbefehl. Das Volk hatte für ihn keine Achtung. Ein Tio Jorge und ein Tio Maria (Tio bedeutet Oheim, eine Bezeichnung älterer Perſonen, die nicht den Titel Señor haben) leiteten die untern Volksclaſſen. Unter ihrer Anführung entwaffnete ein Haufe Bauern den 28ſten Mai 1808 die Wache des Statthalters, und rief: „Es ſterbe Murat; es lebe Ferdinand! Gebt uns Waffen!" Guillermi wurde als Staatsgefangener in das Schloß Alfaferia gebracht, und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte ſich das Volk des Zeughauſes. Mori verſammelte eine Junta aus den angeſehenſten Perſonen. Das Volk erklärte ſich ſofort gegen die Franzoſen, und ſperrte die in Saragoſſa anweſenden in die Citadelle. Nun erſuchte Mori den General J. Palafox, nach Saragoſſa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe ſeinen Sitz eingenommen, ſo zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen. Jetzt trat blinder Gehorſam an die Stelle der Unordnung, und ganz Aragonien erkannte den General Palafox als Statthalter an. Es fehlte an Linientruppen und Geſchütz. Man hatte nur ſechzehn Stück. Palafox bildete eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren. Eine dieſer Schaaren beſtand aus den Studenten der Univerſität. Unter ihnen diente der nachmals ſo berühmte General Mina, der Neffe. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geſchmiedet und Pulver bereitet. Spaniſche Regimenter, die mit den franzöſiſchen Beſatzungen in Pampeluna und Madrid vereinigt waren, löſ'ten ſich auf und eilten nach Saragoſſa; ſo auch die Lehrer der Kriegsſchule von Alcala. Jetzt rückte der franzöſiſche General Lefevre-Desnouettes von Pampeluna über Tudela gegen Saragoſſa vor. Er ſchlug die Truppen zurück, die ihm Palafox entgegenſtellte. Schon drang die Vorhut des Feindes den 16ten Juni in die Stadt ein, ſie zog ſich aber, als ſie die Entſchloſſenheit der Bürger, ſich zu vertheidigen, wahrnahm, wieder zurück. Nun verſchanzten ſich die Einwohner. Binnen 24 Stunden war die, bisher offene, Stadt gegen einen Überfall geſichert. Noch wollte Palafox mit 8000 Mann zuſammengeraffter Mannſchaft das freie Feld behaupten; allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er ſich in die Stadt werfen. Jetzt zog das Belagerungsheer heran. Saragoſſa ward eingeſchloſſen. Nach mehrern vergeblichen Angriffen erſtürmten die Franzoſen, 400 Polen an der Spitze, das Kloſter S. Joſeph, welches aragoniſche Bauern vertheidigten, hierauf das Kapuzinerkloſter, dann den Monte Torrero, die ſämmtlich außerhalb der Stadt lagen. Zwei Befehlshaber, die hier der Übermacht weichen mußten, wurden nach gehaltenem Standrecht von den erbitterten Einwohnern erſchoſſen. Vergeblich ſtürmte der Feind mehrere Thore der Stadt. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern ſtörten den Fortgang ſeiner Belagerungsarbeiten. Doch kaum hatte die Stadt den zweiten Auguſt eine Verſtärkung von 2000 Mann mit einigen Kanonen erhalten, als der Pulverſpeicher am Coſſo in die Luft flog. Den dritten Auguſt nahm die Beſchießung des Platzes ihren Anfang. Sturmlücken erleichterten den Angriff. Schon den 4ten Aug. drangen die Polen, obgleich mehrmals zurückgeſchlagen, in das Kloſter S. Engracia ein, und ſetzten ſich in der Straße gleiches Namens feſt. Der Häuſerkrieg begann mitten in der Stadt. Die Polen wurden beim weitern Vordringen

mit Verluſt zurückgeſchlagen. Plünderung, Mord und Brand erfüllten den Theil der Stadt, wo das große Siechhaus zerſtört wurde, mit namenloſem Elend. Endlich behauptete ſich der Feind auf der einen Seite des Coſſo; auf der entgegengeſetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Prieſter feuerten durch Gelübde und Beiſpiel den Muth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Eine Frau, deren Mann, ein Artilleriſt, geblieben war, übernahm ſeine Stelle und ſeinen Dienſt. Man rief zur heiligen Jungfrau del Pilar. Dieſes Heiligthum wollte man ſchützen; und ihm verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind begnügte ſich, ein Haus nach dem andern zu erobern. Vom 4ten bis zum 14ten Aug. konnte er ſich nur vier Häuſer bemächtigen. Ein einziges koſtete ihm ſechstägigen Kampf. General Verdier leitete jetzt an Lefevre's Stelle die Belagerung, als die Niederlage der Franzoſen bei Baylen, die Flucht Joſephs aus Madrid, der Rückzug des franzöſiſchen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerſchaar von Valencia zum Entſatze der Stadt die Franzoſen nöthigten, die Belagerung in der Nacht vom 14ten zum 15ten Aug. aufzuheben. Sie warfen ihr ſchweres Geſchütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate ſpäter nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung Saragoſſa's ihren Anfang. Palafox regierte in Aragonien mit unumſchränkter Gewalt; aber das Vertrauen des Volks riß ihn auch oft zu mehr als ſtrengen, zu blutigen Maßregeln hin. Unter den Wüthenden befanden ſich drei Geiſtliche. Wenig Verdächtige entzog dem Todesurtheile das Gefängniß der Inquiſition. — Jetzt rüſtete ſich Napoleon zu Pampeluna und Bayonne, um die ſtolze Saragoſſa zu unterwerfen. Drei Heeresabtheilungen von Kerntruppen eilten heran, von einem berühmten Marſchall geführt. Indeß hatte man erſt ſeit dem Sept. 1808 an der Befeſtigung der Stadt thätig gearbeitet. Die Zeit war zu kurz, um große und neue Werke kunſtmäßig anzulegen. Man ſchuf mehrere Klöſter in Citadellen um, beſſerte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer herum, ꝛc. Zugleich verſah man viele Häuſer mit Schießſcharten und zog in den wichtigſten Straßen Zwerchwälle. Jede zuſammenhängende Häuſerreihe ward zu einer Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannſchaft unter die Waffen, und ſandte zahlreiche Schaaren, überhaupt 13 Bataillone, zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Die Kenner bewundern, wie eine ſo eilfertig und regellos befeſtigte Stadt (Ort und Zeit geſtatteten es nicht anders) dem eben ſo kunſtreich als tapfer geleiteten Angriffe der beſten franzöſiſchen Truppen, unter den Marſchällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog d'Abrantes, endlich unter dem Marſchall Lannes, und ſo ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoſte und Dedon, und der Obriſt Rogniat waren, ſechzig Tage lang nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgeſetzter 41tägigen Beſchießung widerſtehen konnte. Nur die begeiſterte Thätigkeit und muthige Anſtrengung aller Claſſen von Einwohnern kann dieß erklären. Jeder arbeitete; die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen. In dem Platze befanden ſich überhaupt 160 Feuerſchlünde; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige

Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren für 15,000 Mann auf ſechs Monate angeſchafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöſter. Nur an friſchem und an Pökelfleiſch war Mangel, und zuletzt an Gerſte für die Pferde. — Nach der Niederlage der Spanier bei Tudela den 23ſten Nov. füllten ſich die Siechhäuſer der Stadt mit Verwundeten, und aus den zerſtreuten Soldaten bildete Palafox nebſt der 15,000 Mann ſtarken Beſatzung ein Heer von beinahe 30,000 Mann, ohne 1500 Mann Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierſchaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte, auch in bürgerlichen Sachen, der Generalcapitain Palafox; auf ihn hatten den meiſten Einfluß der P. Baſil, ſein Adjutant Butron, ſein Secretär Cañedo, der Pfarrer von S. Gil, der Tio Marin, der Limonadenwirth vom Coſſo, der P. de la Conſolacion und der Tio Jorge. Ihre Kriegspolizei bediente ſich einer Schaar Almogavares, oder Spione in Uniform, die auf den angegriffenen Punkten die Aufſicht hatten. Kein Einwohner verließ die Stadt, vielmehr flüchteten ſich dahin eine Menge Bauern; ſo feſt vertraute man U. L. F. del Pilar! Der Belagerungszeug des Feindes (60 Stück Geſchütz, ohne die Bedürfniſſe zum Schanzenbau) ging von Tudela den Canal herab. Den 20ſten Dec. 1808 erſchienen der dritte und fünfte Harſt des feindlichen Heeres, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze; das Belagerungsheer war über 31,000 Mann ſtark, ohne 6 Comp. Artillerie, 8 Comp. Sappeurs, 3 Comp. Mineurs und 40 Ingenieurofſizieren. Allein es wurde um 9000 Mann ſchwächer, als Moncey mit der Diviſion Suchet im Januar nach Calatayno marſchirte. Doch führte er ſeit dem 22ſten Januar mit Erfolg den kleinen Krieg mit den bewaffneten Schaaren, die Saragoſſa entſetzen wollten. Schon den 21ſten Dec. beſchoſſen die Franzoſen den Monte Torrero, drangen ſtürmend ein, und zwangen die Beſatzung, mit Verluſt ſich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan den 22ſten auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo auf die Vorſtadt unternahm, wurden tapfer abgeſchlagen. Der Feind entſchloß ſich daher zu einem regelmäßigen Angriff des Platzes. Nach vergeblicher Auffoderung den 30ſten Dec. rückten die Arbeiten der Belagerer auf drei Punkten der Stadt näher. Unter mehreren Ausfällen gelang es nur bei dem am 2ten Jan., einen Theil jener Werke zu zerſtören. Doch der ungewöhnlich trockene Winter begünſtigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. So fing ſchon den 9ten Jan. das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen S. Joſeph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beſchießung des Platzes an. Das Kloſter S. Joſeph ſtürzte bald zuſammen, ward aber erſt den 13ten vom Feinde mit Sturm genommen. Hierauf wurde den 15ten der Brückenkopf bei der Mündung der Huerba eingeſchoſſen, daher die Belagerten die Brücke ſprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuſer. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten ſich in den Kellern in der Mitte der Stadt zuſammen, wo bald ein bösartiges Fieber entſtand, das auch die Beſatzung ergriff. Bis zum 21. Jan. war die Sturmzwinge des Feindes (3te Parallele) gegen das Kloſter S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten in einem blutigen Ausfalle, das Geſchütz derſelben zu vernageln. Allein bis zum 27ſten Jan. hatten 50 Feuerſchlünde drei große Sturmlücken geſchoſſen und

dem Feinde die Stadt geöffnet. Er drang mit drei ſtürmenden Heerhaufen ein; aber aus allen Straßen, aus allen Häuſern angegriffen, konnte er kaum in den Wallöffnungen und einigen eingeſchoſſenen Häuſern ſich behaupten. Er hatte bei ſeiner geringen Zahl die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Im Rücken ſammelten ſich bewaffnete Bauern, um ſeine Verbindung mit Pampeluna abzuſchneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch ſtieg auch in der Stadt die Noth immer höher. Man hatte weder Gemüſe, noch friſches Fleiſch. Eine Henne koſtete 5 Piaſter. Die Seuche griff immer mehr um ſich; täglich ſtarben an 350 Perſonen, ohne die Gebliebenen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an geſunder Nahrung: ſo ging ſchnell die leichteſte Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf der ſtolze Aragonier jede Auffoderung des Marſchalls Lannes, der am 22ſten Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres angetreten. Wer ſich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte ſofort auf die Anklage. Faſt jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Coſſo und dem großen Markte aufgehängt. Der Häuſerkrieg dauerte Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand; jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach koſtete mehrere Menſchenleben. Zwei kleine Häuſer von einem Stockwerke wurden erſt nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man ſchlug ſich in den Höfen und in den Zimmern. Oft wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in die Keller ſich vergeblich geſchlagen, ſprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuſer in die Luft, um ſich auf den Trümmern zu behaupten. So blieben die Spanier den 31ſten Januar nach zweitägigem Kampfe in dem Beſitze eines einzelnen Hauſes bei der Puerta-Quemada. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hauſe dreifachen Widerſtand zu brechen. Den erſten, um einzubringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach; den dritten um das Haus zu ſprengen und die Trümmer zu beſetzen. In dem unterirdiſchen Kriege richteten jedoch die Franzoſen mehr aus, da es den Belagerten an geſchickten Minenarbeitern fehlte. Auch jetzt traten nicht ſelten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerſtand vergeblich war, das Haus an, um das man kämpfte. Deßhalb überzogen ſie die Wände mit Theer. Den 7ten Febr. griff der Feind den Mittelpunkt der Stadt an. Der Kampf entbrannte heftiger als je, unter und über der Erde. Man mußte die Spanier tödten, wollte man ſie beſiegen. So ſtand der Feind am 12ten Febr. auf den Trümmern des Kloſters San Francisco, des Siechhauſes und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Coſſo. Allein zwei Mal vergeblich ſuchte er durch Stollenbau dieſe Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stolln ſtießen beide Theile auf einander. Man ſchlug ſich in dem Stolln mit Säbel und Bajonnet. Der Feind mußte ſelbſt ſeinen Bau zerſtören. Endlich gelang es ihm bis zum 17ten, durch Minen einen Theil des Univerſitätsgebäudes zu ſtürzen. Da ſah man bleiche Jammergeſtalten noch mit Wuth gegen den anſtürmenden Feind kämpfen, unter einſtürzenden Mauern und brennenden Balken. Fieberkranke übernahmen die Wachtpoſten, wo ſie ſaßen, bis der Anfall der Krankheit ſie ergriff. In einem Hauſe hatte

der Feind das Erdgeſchoß erobert; die Spanier vertheidigten den erſten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden ſtürzte mit zwölf Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Den 18ten bemächtigte ſich der Feind im Sturme der eingeſchoſſenen Vorſtadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier ſchlugen ſich durch und entkamen in die Stadt. Dreitauſend wurden gefangen. Dieſes entſchied den Fall der Stadt. Denn nun war auch dieſe Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgeſtellt. Die Franzoſen waren jetzt Meiſter von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorſtadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klöſter erobert; vierzig waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind ſechs neue Stolln quer unter dem Coſſo durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienſtfähige Leute; es gab keine Siechhäuſer, kein Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag ſeit vier Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn ſeine gänzliche Erſchöpfung am 20ſten Februar, den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer waren ein großer Theil der Bürger und Soldaten, nebſt dem Befehlshaber zum Widerſtande entſchloſſen. Allein die einflußreichſten Einwohner ſtimmten für eine Capitulation. Denn unterdeſſen hatte der Feind in jedem der 6 Stolln Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage ſollten ſie am folgenden Tage ſpringen, und die Häuſer auf der andern Seite des Coſſo zertrümern. Da hörten den 20ſten um 4 Uhr Abends das Feuern und der Kampf in den Häuſern auf. Abgeordnete, unter ihnen der P. Baſil, gingen in das feindliche Hauptquartier. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgeſetzt werden durfte. Die Beſatzung zog den 21ſten Febr. mit Kriegsehren aus und wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Die Offiziere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Torniſter. Auch ſollte es ihnen frei ſtehen, unmittelbar Dienſte beim König Joſeph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugeſagt. Dieſe Capitulation erſchien den 24ſten Febr. in der Zeitung von Madrid und im Courier d'Eſpagne, einem franzöſiſchen Blatte. Allein Napoleon nahm davon keine Kunde. Er ließ erklären, die Stadt habe ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Die Abgeordneten ſelbſt hatten es nicht gewagt, mit dieſer Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Übergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der Nacht Anſtalten treffen, um jeden Volksaufſtand zu verhindern. Den 21ſten Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entſtellt, zum Theil den Tod ſchon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus, und ſtreckten das Gewehr, welches ſie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen erſt zu Bayonne Dienſte beim König Joſeph. Die Franzoſen, welche überhaupt 3000 Mann während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zuſtand, auch Kugeln; überdieß Korn, Wein und Öl. Aber 54 000 Menſchen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum

6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Übergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenſtille ſchwebte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern ſtarben in den erſten zehn Tagen über tauſend. Nur die nöthigſten Truppen ließ der Feind einrücken, um den Leichnam von Saragoſſa zu bewachen. Lannes und nach ihm Suchet behandelten die Stadt mit Milde. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung von Saragoſſa der ſpaniſche Ingenieur, Obriſtleutenant Caballero, der im Platze ſelbſt ſich befand, und den kunſtvollen, eben ſo muthig als raſch geführten Belagerungskrieg der Franzoſen hat der General Rogniat beſchrieben, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoſte beim Genieweſen getreten war. K.

Saracenen, Morgenländer, nannten ſich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den ſie in Aſien führen, in Europa nicht paßte.

Saraſin, franzöſiſcher Maréchal-de-Camp rc., 1770 im Flecken St. Silveſtre, Lot- und Garonne-Departement, geboren. Seine Ältern waren Ackersleute, ließen jedoch ihrem Sohne eine wiſſenſchaftliche Erziehung geben. Im ſechzehnten Jahre ward er Soldat, und als ein Jahr darauf ſein Regiment aufgelöſ't wurde, lebte er in Neole als Lehrer in der Mathematik bis 1792, wo er ſich zur Armee begab, Adjutant-Major und ein Jahr darauf wegen Inſubordination caſſirt und zum Gemeinen degradirt wurde. Er diente hernach unter dem General Marceau, ward deſſen Secretär und dann Ingenieur Oberſtlieutenant oder Adjutant-General-Adjoint. 1796 und 97 ſtand er als General-Adjutant, Brigadechef bei der Armee von der Sambre et Meuſe und Italien, war 1798 bei der Expedition nach Irland, zeichnete ſich 1799 in Italien bei Trebia aus, wo er Brigadegeneral ward, und trat 1801 in den Privatſtand zurück. 1803 nahm er wieder Dienſte, wurde nach S. Domingo geſchickt, und das folgende Jahr war er in Breſt unter Augereau, mußte aber bald darauf ſeinen Abſchied nehmen, weil er die Generale und Adminiſtratoren der Armee, wobei er ſtand, bei Napoleon verklagt hatte. Die Feldzüge von 1805 und 1806 machte er jedoch wieder mit, und erhielt hernach ein Commando im Lis-Departement, überwarf ſich mit dem dortigen Präfecten, und ward nach der Inſel Cazand und von da ins Lager von Boulogne geſchickt. Vermöge ſeiner immer unruhigen, alles bekrittelnden Sinnesart hatte er auch ſeine Unzufriedenheit über Napoleons geringe Anerkennung ſeiner Verdienſte auf eine Weiſe geäußert, daß er deſſen Ahnung befürchten mußte. Er ging daher am 10ten Juni 1810 auf einem kleinen Fahrzeuge nach England über, und machte beim Gouvernement ausſchweifende Foderungen für demſelben angeblich geleiſtete Dienſte und dadurch erlittenen Verluſt, Plane zur Vernichtung Napoleons rc. Unter den erſtern führte er auch die Abſicht an, mit ſeinem in Cazand unterhabenden Corps zu den Engländern während der Expedition gegen Walchern, wenn ſolche dem Plane gemäß ſich bis zu einer Landung in Holland ausgedehnt hätte, zu ſtoßen, u. dgl. m. England aber würdigte weder ſeine Prätenſionen, noch ſeine Perſon einer beſondern Aufmerkſamkeit, und er privatiſirte eine Zeit lang in London, gab das Journal le Philosophe heraus, ließ viele Artikel in die Times ein-

rücken, und ſchrieb die Confessions de Bonaparte au Cardinal Maury. In allen ſchimmert ſein Haß gegen Napoleon, gewöhnlich auf Koſten der Wahrheit, hervor. Durch ſein fortgeſetztes begehrendes Treiben fiel er der Regierung endlich ſo zur Laſt, daß er bedeutende Winke, ſich zu entfernen, erhielt. Er ging nach Dänemark, wurde auch dort abgewieſen, und folgte nun der engliſchen Armee in Spanien, mit der er 1814 nach Frankreich zurückkehrte und von Ludwig XVIII. zum Maréchal de Camp ernannt wurde. Er hat kürzlich eine Geſchichte des letzten ſpaniſchen Kriegs herausgegeben, die über manche Thatſachen nicht unwichtige Aufklärungen gibt.

Sarcasmen. Urſprünglich heißt Sarcasm der hohnſprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber ſind **Sarcasmen** beißende Spöttereien, Anzüglichkeiten von der bittern Art. **Sarcaſtiſch** heißen Bitterkeiten der Art, die gleichſam durch Mark und Bein dringen; und eine Perſon oder auch ihren Witz nennt man **ſarcaſtiſch**, wenn es ihr Gewohnheit iſt, und man es als einen Zug ihres Charakters anſehen muß, ſich ſolche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal, ein König von Aſſyrien, deſſen Name zur Bezeichnung weibiſcher Weichlichkeit und Üppigkeit ſprichwörtlich geworden. Er fällt in ſo frühe Zeiten, daß die Umſtände ſeiner Regierung nur aus zweifelhaften Berichten erkannt, und kaum in eine zuſammenhängende Erzählung gebracht werden können. Er wird in das achte Jahrhundert vor Chr. Geb. geſetzt, und ſoll ein Fürſt von großer Macht und großem Reichthum geweſen ſeyn, der nach der Inſchrift auf ſeinem Grabmale die Städte Tarſus und Anchiale in Einem Tage erbaute. In ſinnlichen Genuß verſunken, ſoll er in Weiberkleidern unter ſeinen Beiſchläferinnen ſeine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen ſeiner Unterthanen. Arbaces, ein mediſcher Satrap, und Beleſis, ein babyloniſcher Prieſter, brachten ein großes Heer zuſammen, um den Thron umzuſtürzen. Sardanapal, davon unterrichtet, zog mit den ihm treu Gebliebnen ihnen entgegen, und ſiegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen ſicher zu ſeyn, überließ er ſich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Feſt für ſein ſiegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verſtärkt, überfiel Nachts ſein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Ninive. Hier vertheidigte ſich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen ſich wider ihn erhoben. Eine Überſchwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerſtört, und dadurch die längere Behauptung von Ninive unmöglich gemacht. In dieſer verzweifelten Lage zündete Sardanapal ſeinen Palaſt an, und verbrannte ſich ſelbſt mit allen ſeinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte zwanzig Jahre regiert. (S. Aſſyrien.)

Sardinien, eine Inſel im mittelländiſchen Meere, welche den Titel eines Königreiches führt, und zu Italien gerechnet wird. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt 36, und ihre größte Breite 18 Meilen, überhaupt hat ſie einen Flächenraum von 420 Quadratmeilen, wird gegen Morgen vom tyrrheniſchen, gegen Mittag vom afrikaniſchen, gegen Abend vom ſardiniſchen

Meer, und gegen Mitternacht von dem Canal Bonifacii umgeben, und durch den letztern von Corſica getrennt. Der Boden iſt ſehr fruchtbar an Öl, Getraide, Wein, Feigen und andern vorzüglichen Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Überfluß, aber wegen der ſchlechten unfahrbaren Straßen und Wege müſſen die Seeſtädte ihr meiſtes Holz von Corſica kaufen. Aus eben der Urſache hat Sardinien auch noch keine Poſten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, ſind, ſo wie das Hornvieh, klein, aber ſchnell und wohl gebaut. Der Fiſchfang iſt bedeutend, auch wird viel Salz und Käſe gemacht, und mit letzterm ein ſtarker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getraide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Inſel hatte 1788 nur 456,990 Einwohner. Die Urſache dieſer geringen Bevölkerung liegt in den großen Beſitzungen und Vorrechten der Geiſtlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes z. B. kann bei einem Gerichtshofe belangt werden, ſondern ſieben Perſonen ſeines Standes müſſen den Streit entſcheiden. Die Sardinier ſind, gleich den Corſen, unverſöhnlich rachgierig, aber arbeitſam, aufgeweckt und erfinderiſch. Dies Königreich wird in zwei Haupttheile getheilt, Capo di Sotto (den untern Theil), und Capo di Sopra (den obern Theil). Erſt 1154 erhob der Kaiſer Friedrich I. dieſe Inſel zu einem Königreiche, nachdem ſie vorher der Herrſchaft der Römer, Vandalen, Sarazenen, Piſaner und Genueſer in verſchiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen geweſen war. Die Päpſte ſuchten ſich dieſes Königreichs zu bemeiſtern, und da ihnen das fehlſchlug, verſchenkte Bonifacius VIII. Sardinien an das königlich aragoniſche Haus, welches nach mehreren Hinderniſſen 1324 zum ruhigen Beſitz kam. Auf dieſe Weiſe gehörte die Inſel bis 1708, da die Engländer ſie für das Haus Öſterreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) wurde ſie auch förmlich dem Hauſe Öſterreich zugeſprochen, dem ſie aber 1717 von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entriſſen wurde. Endlich wurde Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als ein Erſatz für Sicilien eingeräumt, welcher ſie durch einen Vicekönig verwalten ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte. Durch Frankreich zu der Entſagungsacte auf Piemont (9ten December 1798) genöthigt, begab ſich der König nach Cagliari, da Sardinien jetzt allein ihm noch von ſeinen Staaten übrig geblieben war. Doch kehrte er im Jahre 1815 wieder nach Turin zurück (ſ. unten). Die Einwohner Sardiniens werden übrigens ſehr gelinde regiert, und bei ihren alten Rechten und Gebräuchen gelaſſen. An Fabriken und Manufacturen fehlt es faſt durchgehends, und die ganze Inſel hat kein einziges Schiff, um ihre Producte ſelbſt auszuführen. Selbſt die Thun- und Corallenfiſcherei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzoſen, Genueſern, Sicilianern ꝛc. getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfiſchfang an einige ſardiniſche Familien, für die Corallenfiſcherei aber an den König bezahlt. Die königlichen Einkünfte waren ehedem ſo unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Koſten, als die Beſoldungen der Beamten und des wenigen, auf der Inſel befindlichen Militärs beſtritten werden konnten. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1811 nur circa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofſtaats

nicht mehr als 40,000 Thlr. übrig blieben. Die Einwohner ſind catholiſch, und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemiſch des Spaniſchen und Italieniſchen ſind. Doch ſprechen die Vornehmern ein reineres Italieniſch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Güter und Beſitzungen auf der Inſel.

Sardiniſche Monarchie. Nicht bloß ſeine ehemaligen, auf dem feſten Lande belegenen Staaten, welche den Haupttheil dieſer Monarchie ausmachten, und in dem Fürſtenthum Piemont, den Herzogthümern Savoyen und Montferrat, einem Theil des Herzogthums Mailand, der Grafſchaft Nizza, dem Fürſtenthum Oneglia und mehreren einzelnen Reichslehen beſtanden, hat der König von Sardinien durch die von den Verbündeten 1814 und 1815 geſchloſſenen Friedensverträge zurück erhalten, auch die vormalige Republik Genua und das Recht der Beſatzung in der Stadt Monaco iſt ihm zugetheilt. Jetzt halten die auf dem feſten Lande befindlichen Staaten der ſardiniſchen Monarchie ungefähr 907 Quadratmeilen und 3,353,000 Einwohner. (Die nähere Beſchreibung dieſer Länder auch unter Genua, Mailand, Nizza, Piemont und Savoyen.) Im Ganzen gehören dieſe Staaten zu den fruchtbarſten und am beſten angebauten nicht bloß in Italien, ſondern auch in Europa. Getraide, Reiß, Obſt, Öl und Wein, Kaſtanien, viel Bauholz, Eiſen, Marmor und andre Mineralien und Metalle gehören zu den Hauptproducten. Dazu kommt noch der Ertrag einer vortrefflichen Viehzucht, die auch auf den niedrigern Bergen ſehr wohl gedeiht. Die Manufacturen ſind nur in Rückſicht auf Seidenſtoffe von Wichtigkeit. Als Herzog von Savoyen war der König ehemals Reichsvicarius in Italien (ſ. Deutſchland), und dieſe Stelle war ihm deßhalb wichtig, weil er dadurch über die hohe Geiſtlichkeit und den Adel, welche Reichslehen in dem Umfange ſeiner Staaten beſaßen, mehr Gewalt erlangte. In neuern Zeiten herrſchte der König in ſeinen Continentalländern unumſchränkt. Selbſt des Papſtes Gewalt in Kirchenſachen war enge begränzt, obgleich die catholiſche Religion durchgehends in dieſer Monarchie (einige wenige Waldenſer ausgenommen) bekannt wird. Keine päpſtliche Bulle durfte ohne königliche Bewilligung bekannt gemacht werden, und der König ernannte zu allen geiſtlichen Beneficien. Die Kriegsmacht rechnete man in Friedenszeiten vor dem Erwerbe von Genua ꝛc. auf 35,000 Mann. Die Seemacht beſtand nur in einigen Fahrzeugen. Die Staatseinkünfte wurden in den Jahren 1790 bis 1800 auf 7 Millionen Thaler berechnet. Durch große Auflagen und Druck, und durch das Übergewicht des Adels wurde des Volkes Sinn empört, zu Revolutionen geneigt gemacht, und den Franzoſen ihre Unternehmungen erleichtert. Das königliche Haus ſtammt von den alten Grafen von Savoyen her, von denen Amadäus VIII. 1416 vom Kaiſer Siegmund zum Herzoge gemacht wurde. Im Jahre 1418 fiel ihm Piemont zu, welches er auf immer mit ſeinen übrigen Staaten vereinigte. Durch Heirath erlangte das ſavoyiſche Haus Anſprüche auf Cypern und auf das Königreich Jeruſalem, weßhalb nachher auch die Herzoge, ſo wie die jetzigen Könige, ſich Könige von Cypern und Jeruſalem nannten. Der Herzog Carl III. verlor in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts durch Veranlaſſung des Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien faſt alle ſeine Länder, und erſt nach der Wiedererlangung derſelben in dem Frieden von Chateau

Cambreſis 1559 konnte Herzog Emanuel Philibert ſeine Staaten aufs neue emporbringen. Er ermunterte den Fleiß ſeiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren, beförderte beſonders Seiden- und Wollenmanufacturen, ließ viele Maulbeerbäume anpflanzen, und legte dadurch den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Feſtungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Seine Nachfolger, Carl Emanuel I. und Victor Amadeus I., thaten wegen der Kriege mit ihren Nachbarn weniger für das Beſte ihrer Unterthanen, doch entſtand auch unter ihnen manche gute Anſtalt. Mehr als ſie that indeſſen Carl Emanuel II., aber am meiſten erhob ſich die Macht dieſes Hauſes unter der ſtaatsklugen Regierung Victor Amadeus II. Er trat im ſpaniſchen Succeſſionskriege zur öſterreichiſchen Partei über, und erlangte dafür das ganze Herzogthum Montferrat, von dem ſein Haus ſeit 1631 nur einen Theil beſaß; ferner vom Mailändiſchen die Diſtricte Aleſſandria und Valenza, Lomellina und Val di Seſia, und 1713 (ſ. Sardinien) das Königreich Sicilien, welches er 1720 gegen Sardinien vertauſchte. Sein Sohn Carl Emanuel bekam als Bundesgenoſſe Spaniens und Frankreichs noch die mailändiſchen Diſtricte Tortona und Novara, und die langhiſchen Lehen, und durch den wormſer Tractat 1743 die mailändiſche Landſchaft Vigevano und einen Theil des Gebiets von Pavia. Dieſer König war übrigens 1763 Friedensvermittler zwiſchen Frankreich und England. Sein Sohn Victor Amadeus III. (regiert ſeit 1773) verlor 1792 faſt ohne Widerſtand das Herzogthum Savoyen und die Grafſchaft Nizza an die Franzoſen, denen er auch 1796 mehrere wichtige Feſtungen abtreten mußte. Sein Sohn und Nachfolger Carl Emanuel IV. ſchloß zwar 1797 einen Allianztractat mit Frankreich, wurde aber dennoch beſchuldigt, er habe alle Franzoſen in ſeinen Staaten ermorden laſſen wollen, und mußte die unter Sardinien (wo man das übrige findet) angeführte Entſagungsacte unterſchreiben. Während der franzöſiſchen Uſurpation wurden dieſe Länder in neun Departements getheilt, und zwar Savoyen in das Departement des Leman und des Montblanc; Piemont, Montferrat ꝛc. in die Departements des Po, der Doria, der Seſia, von Marengo, des Tanaro und der Stura; aus der Grafſchaft Nizza wurden die Departements der Alpes Maritimes und der Gogna gebildet. Alle dieſe Eintheilungen haben aber nach der Reſtauration des königlichen Hauſes wieder aufgehört.

Sardonyx, ein geringer Edelſtein, der ein Gemiſch von Carniol und Calcedon iſt. Beide Steinarten ſind im Sardonyx in mancherlei Streifen, Lagen und Flecken mit einander verbunden. Die Alten brauchten dieſen Stein häufig zu Cameen, und man vermuthet, daß die echten Vasa murrhina daraus verfertigt ſind, welche jedoch nach des Grafen von Veltheim Meinung aus chineſiſchem Speckſtein beſtanden.

Sarkophag (wörtlich Fleiſchfreſſer), hieß bei den Alten urſprünglich ein Sarg aus dem leichten, ſchwammigen Stein, der bei der Stadt Aſſus in Myſien gegraben wurde, und der nach Plinius die Eigenſchaft hatte, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne, in vierzig Tagen verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem Sarge gebraucht.

Sarmaten hießen bei den Alten die ſlaviſchen und andern Nationen, welche die Nordländer Europa's und Aſiens bewohnten. Das europäiſche Sarmatien begriff (nach Gatterer) Polen von der Weichſel an, Preußen, Curland, Liefland, Rußland und die europäiſche Tatarei mit der Krimm, das aſiatiſche aber das aſiatiſche Rußland, Sibirien und die Mongolei. Sie lebten nomadiſch. Mit den Römern führten ſie lange und blutige, meiſt unglückliche Kriege. Im J. 407 zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebnen bezwang Attila. Nach dem Tode deſſelben unterwarfen ſie ſich dem Kaiſer Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermiſchten ſie ſich ſpäter mit den Gothen zu Einem Volke.

Sarpi (Paul), hieß eigentlich Peter mit Vornamen, aber als Ordensbruder wurde er Fra Paolo genannt. Er war zu Venedig den 15ten Auguſt 1552 geboren, erwarb ſich früh, mit ſeltenen Talenten ausgerüſtet, bewundernswürdige Kenntniſſe, und trat in ſeinem vierzehnten Jahr in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in ſeinem 26ſten Jahre Provinzial ſeines Ordens, ferner Generalprocurator, und erwarb ſich zu Rom, wo er ſich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid wurde er bald bei der Inquiſition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälſchlich angeklagt, und dadurch an ſeiner weitern Beförderung gehindert, bis die Republik Venedig ihn in dem großen Streit mit Papſt Paul V. zu ihrem Theologen und Conſulenten erwählte. Er begab ſich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte ſein Vaterland mit eben ſo viel Klugheit, als patriotiſchem Eifer gegen die Angriffe des Papſtes. Dieſem Eifer verdankte er es aber, daß er (5ten October 1607) von fünf Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, ſo daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpi meinte aber, daß dies Styl des römiſchen Hofes ſey (in stylo romanae curiae). Ein zu dieſem Anfall gebrauchtes Mordinſtrument wurde in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Chriſtusbildes aufgehängt mit der Inſchrift: Deo filio liberatori. Noch einmal verſuchten Mönche es, Sarpi Nachts in ſeinem Schlafzimmer, wozu ſie ſich Nachſchlüſſel verſchafft hatten, umzubringen; aber dies Vorhaben wurde zufällig entdeckt, und durch die Briefſchaften, deren man ſich bemächtigte, außer Zweifel geſetzt. Noch mehrmals hatte man Anſchläge gegen ſein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, welcher unſern Sarpi, ungeachtet ihrer verſchiedenen Anſichten, hochachtete, warnte ihn, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Um ſich gegen fernere Angriffe ſolcher Art zu ſichern, hielt er ſich von jetzt an ganz eingezogen in ſeinem Kloſter, und ſtarb den 14ten Januar 1623. Er war einer der edelſten und wahrheitliebendſten Männer ſeiner Zeit und Kirche, und einer der würdigſten hiſtoriſchen Schriftſteller Italiens. Vor ihm hatte Niemand und nach ihm haben wenige Theologen ſeiner Partei Papſtthum und catholiſche Kirche genauer unterſcheiden gelehrt, wider die Einmiſchung der geiſtlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpſte, wider blinden Glauben und Jeſuitismus freimüthiger geeifert, genauer die Beſtimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte (Trattato delle materie beneficiate, auch deutſch, Nürnberg 1786, 8.), oder die Rechte des Staats in Rückſicht der geiſtlichen

Gewalt beſſer entwickelt, als Paul Sarpi. Er war Feind aller Sectirerei, und fällte die günſtigſten Urtheile über Luthern und die deutſche Kirchenverbeſſerung. Sein Hauptwerk iſt die Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung (Istoria del concilio Tridentino), die zuerſt zu London 1619 unter dem erdichteten Namen: Pietro Soave Polano herauskam, nachher in vielen Auflagen erſchien, und auch ins Deutſche von Rambach überſetzt iſt. Unter ſeinen übrigen Werken ſind ſeine Briefe vorzüglich lehrreich und intereſſant. Sarpi beſaß auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik große Kenntniſſe. Die erſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien 1677 zu Venedig in ſechs Duodezbänden.

Sarraſin (Jean François), geboren zu Hermanville bei Caen 1604. Am letztern Orte und zu Paris ſtudirte er, bereiſ'te darauf Deutſchland, ward Secretär des Prinzen von Conty, und zog ſich deſſen Ungnade ſo zu Gemüthe, daß er 1655 ſtarb. Er war einer der gewandteſten, witzigſten und ſinnreichſten Schriftſteller ſeiner Zeit, und der liebenswürdigſte Geſellſchafter. Man hat außer ſeinen ſehr witzigen und geiſtreichen Gedichten mehrere theils hiſtoriſche, theils humoriſtiſche Werke in Proſa von ihm. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Oeuvres de Sarrasin, Paris 1650 in 4., nachher aber daſelbſt 1685 in 2 Duodezbänden und in mehreren andern Ausgaben heraus.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der ſchriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre beſondern Sarter, und ein erfahrner Seemann muß jedes Schiff ſchon an ſeinem Sarter erkennen, welche Flagge es auch führen ſollte.

Sarti (Giuſeppe), kaiſerlicher Capellmeiſter zu Petersburg, war zu Faenza im J. 1730 geboren. Im J. 1756 wurde er Hofcapellmeiſter zu Copenhagen und zugleich Muſik- und Geſangmeiſter der jungen Fürſten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit nicht ſonderlichen Beifall. Im J. 1768 verließ er Dänemark und ging nach England, wenigſtens erſchien dort von ihm im J. 1769 Muſik geſtochen. Einige Zeit darauf wurde er Capellmeiſter des Conservatorio della Pietà zu Venedig. Von dieſem Zeitpunkt fängt ſein großer Ruf in Italien an. Man pries ſeine Compoſitionen als himmliſche Muſik. Alle Theater bemühten ſich um ſeine Stücke und gaben ihm Aufträge. Im J. 1782 wurde er zum Capellmeiſter an dem Dom zu Mailand ernannt, ob er gleich andre große Muſiker zu Mitbewerbern hatte. Unter ſeinen Opern hat das größte Aufſehn Giulio Sabino gemacht, welche er im J. 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben dieſe Oper bewies auch den wahren Kennern, daß Sarti bei einer ſchwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunſt beſitze, dem Sänger eine anmuthige Melodie zu liefern. Sarti's Ruf verbreitete ſich indeß bis in den Norden. Die ruſſiſche Kaiſerin berief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle vorzuſtehn. Er kam im Monat Mai 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagsmuſik und einigen Pſalmen. Dieſe Muſik wurde von ſechsundſechzig Sängern und hundert ruſſiſchen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinſtrumenten, ausgeführt. Da er deſſen ungeachtet die Muſik noch nicht rauſchend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow

aufführen ließ, nach Kanonenſchüſſe hinzu. Dieſe Kanonen, von verſchiednem Caliber, in dem Schloßhofe aufgefahren, machten, indem ſie zu manchen Stellen den Baß ſpielten, eine gar ſeltſame Wirkung. Nach der Aufführung der Armide im J. 1786 beſchenkte ihn die Kaiſerin mit einer goldnen Doſe und einem Demantring; ſie ernannte ihn zum Director des Conſervatoriums von Catharinoslaw mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reiſekoſten, und erhob ihn in den ruſſiſchen Adel vom erſten Rang. Er ſtarb zu Petersburg im J. 1802. Die Hochachtung, die er als Componiſt im Auslande wie auch in ſeinem Vaterlande genoſſen hat und genießt, ſcheint ihm in minderem Grade in Deutſchland zu Theil geworden zu ſeyn, wo von ſeinen Opern nur wenige ſich auf der Bühne erhalten haben.

Satelliten, ſo viel wie Trabanten. Spricht man indeß von den Satelliten eines Fürſten oder ſonſt einer Perſon, ſo hat dieſes Wort zugleich einen ſchlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht Statt findet. In der Aſtronomie hingegen iſt es völlig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satire, ein Gedicht, das in einem launigten, auch wohl bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menſchen von ihrer lächerlichen Seite darſtellt, und mit der Geißel des Spottes verfolgt. Dieſe Dichtungsart hatte ihren Urſprung bei den Römern; der Name **Satire** iſt von dem lateiniſchen Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten, und bezieht ſich zunächſt auf die Miſchung der Gegenſtände und Versmaße, die in den frühern Werken dieſer Gattung Statt fand. Die Satire gehört zu dem **Lehrgedicht**, denn ſie will belehren und beſſern; es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen geſagt worden iſt. Eben ſo wenig wiederholen wir hier die allgemeinen Geſetze, denen jede Dichtungsart, folglich auch die Satire, unterworfen iſt. Gewöhnlich unterſcheidet man eine ernſthafte und muntre Gattung der Satire. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laſter an, zeigt ſie in ihrer verderblichen und haſſenswerthen Geſtalt, und beſtraft ſie mit Ernſt und Nachdruck. Dieſe hingegen ſchildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlſtand als die Sittlichkeit entſtellen, und belacht ſie mit Witz und Laune. Vornehmlich ſind diejenigen Laſter und Thorheiten ein Gegenſtand der Satire, die in der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrſchend geworden ſind. Denn eigentlich ſoll die Beſtrafung des ſatiriſchen Dichters mehr wider die Sache als wider die Perſon gerichtet ſeyn; die von ihm geſchilderten Perſonen müſſen Repräſentanten ihrer Gattung ſeyn. Die Züge, welche der Dichter an einzelnen Individuen wahrgenommen hat, muß er in ihnen ſchicklich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus ergibt ſich als vornehmſte Eigenſchaft, die dem ſatiriſchen Dichter nöthig iſt, Scharfſichtigkeit in der Bemerkung menſchlicher Laſter und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menſchen und der Sitten; nächſtdem lebhaftes Gefühl deſſen, was er ſchildert, beſtraft und belacht, um es in ſeiner ganzen Verwerflichkeit oder Unſchicklichkeit einzuſehn und darzuſtellen; eigenthümliche ſatiriſche Laune, wozu die Grundlage ſelbſt in jenem höhern

Grade des Scharfſinns und lebhaftern Gefühls zu ſuchen, und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden iſt. In Form und Einkleidung erlaubt die Satire große Mannichfaltigkeit. Sie läßt ſich in Briefe, Erzählungen, Geſpräche, Schauſpiele, Lieder, Epopöen u. ſ. w. als Hauptcharakter und herrſchender Ton oder als einzelner Antheil und eingeſtreute Würze bringen. Die gewöhnlichſte Form der poetiſchen Satire aber iſt die didactiſche; nur dadurch möchte ſie ſich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterſcheiden, daß die Lehren mehr Reſultate als Zwecke der Darſtellung ſind. Zur Versart der Satiren wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. Die eigentliche didactiſche Satire entſtand erſt bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gab nachher Horaz der muntern, Juvenal und Perſius der ernſthaften Gattung. Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Arioſt, Alamanni, Salvator Roſa, Menzini, Dotti, Caſpar Gozzi, Alfieri, bei den Franzoſen Regnier und Boileau, bei den Engländern Donne, Rocheſter, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnſon und Peter Pindar (Wolcott), bei den Polen Kraſiczki, und bei den Deutſchen Neuchel, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stollberg, Falk und Lichtenberg. Die Griechen hatten die eigentliche Satire nicht; das Gedicht des Archilochus ſo wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrſcheinlich eine didactiſche Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verſchieden von der Satire aber war das Drama ſatyricum der Griechen, eine Miſchung tragiſcher, wenigſtens heroiſcher Handlung mit dem Komiſchen. Dieſe Dramen dienten zu Nach- und Zwiſchenſpielen, und hatten einen niedrig-komiſchen burlesken Charakter. Wir beſitzen von ihnen noch den einzigen Cyklops des Euripides. Vergl. Eichstaedt: de dramate Graecorum comico-satyrico.

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des perſiſchen Reichs.

Sattelhöfe nennt man gewiſſe Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauerngütern haben. Sie kommen beſonders in Ober- und Niederſachſen vor, und ſind theils ſolche, die urſprünglich die Rechte adeliger Rittergüter beſaßen, nachher aber an nichtadelige Beſitzer kamen und bloß einige jener Rechte beibehielten, theils ſolche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinſen befreit ſind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Verſammlungen der Landſtände gewähren, oder bloß aus einzelnen Grundſtücken ohne ein dazu gehöriges Dorf beſtehen. Einige dieſer Güter ſind auch von Steuern frei, und viele können auch von Bauern beſeſſen werden; jedoch gehen ſie nie bei höhern Lehnhöfen, ſondern bei den Ämtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt ſie auch ſattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrſcheinlichſten Meinung von dem Lateiniſchen Sedes (Sitz oder Wohnſitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden iſt.

Sättigung iſt derjenige Zuſtand, in welchem durch die Aufnahme der Speiſe das Verlangen des Magens darnach befriedigt iſt. Chemiſch aber tritt Sättigung zwiſchen zwei Körpern, die gegenſeitig auf einander wirken, dann ein, wann ſie ſich gegenſeitig ſo verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Waſſer aufgelöſ't, doch hat dieſe Auflöſung ihre Gränzen; dieſe Gränze, wo das Waſſer nicht mehr wirkt, beſtimmt die Sättigung. Jetzt iſt ein Product mit neuen Eigenſchaften entſtanden, das Waſſer iſt ſpecifiſch ſchwerer geworden, hat einen andern Geſchmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung ſeine feſte Form verloren. Mehrere electriſch heterogene Körper zeigen ſehr ſtarke gegenſeitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunkt weit beſtimmter als andre. Sie bilden im Zuſtande der vollkommenen Sättigung beſondre Körper, die ihre beiderſeitigen vorigen Eigenſchaften ganz verloren und neue angenommen haben. So gibt eine Säure mit einem Alkali geſättigt ein Salz, welches weder ſaure Eigenſchaften noch alkaliſche mehr zeigt, ſondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. In ſo fern iſt Neutralität mit Sättigung identiſch. F.

Saturnus, urſprünglich eine altitaliſche Gottheit des Anbaus, welche ſpäterhin zum griechiſchen Kronos umgedeutet wurde, deſſen Sagen folglich hier anzuführen ſind. Uranus und Gäa hatten die ſechs Titanen und ſechs Titaniden erzeugt. Der jüngſte dieſer Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus ſeine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deßhalb aufgefodert, mit ſcharfer Hippe die Schaam des Vaters hinwegmähte; worauf derſelbe der Herrſchaft entſetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrſchaft in des Kronos Hände kam. Dieſer vermählte ſich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorſtehe, verſchlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea ſich auf Creta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er ſtatt des neugebornen Knaben verſchlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er ſowohl dieſen Stein als alle verſchluckten Kinder wieder von ſich, mit deren Beiſtande nun Zeus den Kronos und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde ſammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem ſpätere Dichter ihnen Erlöſung gaben; Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrſcher des ſeligen Eilandes im weſtlichen Ocean an. Das unbekannte Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrſcht haben. Als man ſpäter dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldne Zeitalter unter ihm nach Italien verſetzt. Kronos mit Saturnus vermiſchend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entſetzt und vor ſeinem Sohne fliehend, Italien zu ſeinem Zufluchtsorte gewählt, und ſich in **Latium** (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrſchaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitoliniſchen, ehemals ſaturniſchen Berge die Stadt Saturnia. Die ſaturniſche Zeit iſt als das goldne Alter unvergeßlich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd geprieſen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle hei-

teren ungetrübten Lebensgenuſſes und reiner unverbitterter Freuden dar.

Saturnalien, ein Feſt bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrſchaft, wo unter dem Menſchengeſchlecht Gleichheit und Freiheit beſtanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäſaren 7 Tage, vom 17ten bis 23ſten December. Das Feſt begann, ſobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildſäule umſchlang, abgenommen war. Es hub damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menſchen geopfert werden ſollten. Die Sclaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbeſetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sclaven tauſchten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tiſche ſaßen und ſchmauſten, wurden ſie von dem Herrn und ſeinen Gäſten bedient, die ſich, wenn ſie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Überall herrſchten Scherz und Freiheit. Die Geſchäfte feierten, man ſandte einander Geſchenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen dieſe Tage auch Sagillarien hießen, und begrüßte ſich mit dem Zuruf: Io Saturnalia! Bona Saturnalia! Einige Gefangne wurden in Freiheit geſetzt, die ihre Feſſeln dem Saturn weihten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn, wie unter dem Namen der Silenen, Faunen und Panen, ſtellt die griechiſche Mythologie eine Art von Weſen auf, die ſich mehr oder weniger der thieriſchen Natur, beſonders der Ziegengeſtalt, nähern. Bei Einigen ſieht man mehr Thieriſches: Geisfüße, Schwanz, geſpitzte Ohren und Hörner; Andre behalten die menſchliche Geſtalt und verrathen das Thieriſche bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu wohl noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt ſich das Thieriſche aus im ganzen Geſicht, in dem Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halſe. Ein ander Mal geht das Thieriſche in eine bloß bäuriſche, rohe und plumpe Menſchengeſtalt über, woraus aber die Künſtler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu ſchaffen wußten. Gewöhnlich ſetzt man den Unterſchied zwiſchen Faunen und Satyrn ſo feſt, daß jene bloß mit ſpitzen Ohren und kleinen Schwänzen, dieſe hingegen mit Geisfüßen erſchienen; Silenen aber ſeyen alte Faunen. Dies iſt aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geſchlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachſen aus verſchiednen Ideen. Dem Bacchus ſind die Satyrn und Silenen ſtets als Gefolge beigeſellt, in welcher Bedeutung, iſt nicht mehr zu beſtimmen, wie denn der Urſprung der Vorſtellung von ihnen ſich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entſtand ſie aus der Bekleidung der Menſchen mit Thierfellen; vielleicht ſollte das Bild nur ſymboliſch ſeyn, und die rohe, wilde, uncultivirte Menſchennatur vorſtellen. Als Ältern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüſtig und

Liebhaber der Muſik. Bei den Bacchusfeſten erſchienen ſie immer muſicirend und tanzend.

Sau oder Save, ein großer Fluß, der in Oberkrain aus einer doppelten Quelle entſpringt, zwiſchen Sclavonien, Croatien und Bosnien fortfließt, und ſich bei Belgrad mit der Donau vereinigt. Er iſt ſchiffbar, hat aber mehrere Waſſerfälle. Dieſer Fluß wirft oft Aſche und nach Schwefel riechende Steine aus.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge heißen diejenigen Mineralwaſſer, die neben andern ſalzigen Beſtandtheilen die Kohlenſäure (fixe Luft, Luftſäure) zum vorherrſchenden Beſtandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden prickelnden Geſchmack, perlen beim Eingießen, und ſchäumen gleich dem champagner Weine, wenn man ihnen Zucker und Wein zuſetzt, weil dadurch die in ihnen enthaltene Kohlenſäure in Luftgeſtalt entweicht. Die bekannteſten deutſchen Brunnen dieſer Art finden ſich zu Selters und Faching im Naſſauiſchen, zu Bilin und Eger in Böhmen und zu Geilnau in der Grafſchaft Holzapfel. F.

Sauerkleeſalz iſt ein weißes, cryſtalliniſches Salz vegetabiliſchen Urſprungs (fälſchlich Bitterkleeſalz genannt), welches aus Sauerkleeſäure (Zuckerſäure) und Potaſchenalkali ſo zuſammengeſetzt iſt daß die Säure Überſchuß und das Salz daher ſaure Eigenſchaften zeigt. Viele Säfte ſaurer Pflanzen enthalten es ſchon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklee's, Oxalis, und einige des Ampfers, Rumex. Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt, und zur Kryſtalliſation befördert, die man durch Zuſatz von Weingeiſt beſchleunigt. Die Schweiz liefert das mehrſte Salz zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben und Druckerbeizen, wie bei der reſervage Beize zum Kattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden ſoll. Bekannt iſt ſein Gebrauch zum Vertilgen der Roſtflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenloſigkeit der entſtandenen Eiſenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewieſen, daß dieſes Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerſt ſchädliche Wirkungen haben könne. 1812 ſtarb in Dresden ein ſchwächlicher Mann, der es ſtatt Laxirſalz nahm, zwei Frauen die es aus Unvorſichtigkeit ebenfalls genommen, erlitten heftige Zufälle, welche ſie jedoch überſtanden. 1815 machte Thomſon in London im Medical repository einen ähnlichen tödlichen Fall bekannt. F.

Sauerſtoff, Oxygen, iſt ein bisher noch unzerlegter Körper, der häufig in der Natur überall, unter allen Formen vorkommt, und einer der wichtigſten chemiſchen Stoffe iſt. Seine einfachſte Form iſt die Luftform (Sauerſtoffgas, Oxygengas), in ſelbiger iſt er farbenlos, elaſtiſch gleich der gemeinen Luft. Um ihn ſo darzuſtellen, ſcheidet man den Sauerſtoff aus Braunſteinoxyd (Graubraunſteinerze), rothem Queckſilberpräcipitat, Salpeter ꝛc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Waſſer auf. Dieſe zeigt ſich als das Verbrennen ungemein begünſtigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkenſprühen, jeder andre Körper verbreitet darin fünf Mal mehr Licht als in gemeiner Luft. Eben ſo beſchleunigt ſie das Athmen, Thiere athmen ſchneller, erhitzen ſich darin, und ſcheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini ſchlägt vor, ſie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blaſebalge in die Lun=

gen zu treiben und will glückliche Reſultate geſehen haben. Während des Brennens vereinigt ſich der brennende Körper mit dem Sauerſtoffe der Luft und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von ſich; das Product der Verbrennung iſt allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerſtoff, es ſey luftförmig, flüſſig oder feſt. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. E. Phosphor, in einer gewiſſen Menge Sauerſtoffluft (in einem umgeſtürzten Bierglaſe, das in einem Teller mit Waſſer ſteht), ſo findet ſich, daß eine gewiſſe Menge des Phosphors einer gewiſſen Menge jener Luft, die während des Brennens verſchwindet und durch eindringendes Waſſer erſetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verliſcht. Daſſelbe wird in gemeiner Luft Statt finden (nur mit dem Unterſchiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickſtoffluft allezeit 78 Theile Rückſtand bleiben und alles langſamer vor ſich geht) und beruht auf denſelben Urſachen, weil 21–22 Procent Sauerſtoffluft in ihr enthalten ſind. Die durchs Verbrennen mit Sauerſtoff entſtandenen Producte ſind bisweilen von neutralen Eigenſchaften, wie das Waſſer, welches durch Verbrennung des Waſſerſtoffs in Sauerſtoff bereitet werden kann; viele ſind offenbar ſauer, wie Dünſte aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andere aber ſind Körper, welche in ihren Eigenſchaften den Säuern gerade entgegengeſetzt ſind und baſiſche Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden ſich nur in beſtimmten Verhältniſſen mit dem Sauerſtoffe, mehrere aber in mehreren Stufen, die Chemiker nennen dieſe Oxyde in der erſten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchſten Peroxyd; es findet ſich, daß die Menge des Sauerſtoffs, welche den erſten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten iſt und ſo mit jeder Stufe in beſtimmter Menge wächſt. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebſt dem Athmen der Thiere eine ungeheure Maſſe Sauerſtoff verzehren, ſo muß man ſich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältniſſen Stickſtoffluft und Sauerſtoffluft beſteht, wo der Erſatz dieſer letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Waſſer, dann müßten aber Waſſerſtoff und Stickſtoff einerlei Grundbeſtandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenſcheine viel Sauerſtoffluft aus und erſetzen ſo den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieſer Erſatz aus, ohne jedoch das Miſchungsverhältniß der Luft abzuändern. Überhaupt iſt die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmoſphäre verbunden, indem ſie ihr Sauerſtoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlenſäure umſchafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmoſphäre zuſammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlenſäure und Waſſer, auf, behalten die brennbare Grundlage dieſer Körper zur eignen Ernährung und entlaſſen den Sauerſtoff im Sonnenlichte luftförmig. F.

Säugthiere, *mammalia*, machen die erſte Claſſe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, deren rechte Kammer ihr rothes warmes Blut nach den Lungen treibt, wo es durch inſpirirte Luft geröthet und dann weiter nach der linken Herzkammer zurückgeführt wird, während die Lungen durch Exſpiration ſich zuſammenziehen. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut beſteht, die Waſſerſäugthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verſchieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wär-

mern zugetheilt ſind. Man ſieht dieſe Haare borſtig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelſchwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben ſo ſetzen ſie ſich bei den meiſten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander ſtehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büſchelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, ſehr kurz zeigt er ſich beim Haſen und Maulwurf, länger ſchon bei Ratten und Hunden; die Meerkatzen können ihn ſogar gleich einer fünften Hand gebrauchen, wenigen Affen, einigen Nagethieren und dem Menſchen fehlt er ganz. Bei vielen Säugthieren iſt das Geſicht mit Warzen beſetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele iſt die Bruſt, beim Pferde ſind die Füße mit hornartigen Auswüchſen beſetzt. Die Waſſerſäugthiere haben ſtatt der Hinterfüße, auch bisweilen ſtatt der Vorderfüße Floſſen; die Landſäugthiere beſitzen dagegen durchgängig vier Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieſer Füße ſind mannichfaltig geſtaltet, bei allen findet eine Hand- oder Fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen Statt. Dieſe Finger oder Zehen ſind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln beſetzt, die ihren Spitzen Feſtigkeit geben; oder mit beweglichen ſcharfen Krallen (bei den Reißenden) zur Vertheidigung, zum Feſthalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die ſchwimmenden Säugthiere haben dieſe Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Laſtthieren iſt der Fuß mit Klauen beſetzt, die einem Schuhe gleich die Zehen einhüllen und ſchützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn, und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbeſondere zu Freßwerkzeugen; dieſem Zwecke gemäß haben ſie drei verſchiedene Formen. Die Schneidezähne, incisivi, mit breiter Schneide ſtehen vorn in den Kinnladen; die Scheide- oder Fangzähne laniarii, von kegelförmiger Geſtalt, übertreffen jene gewöhnlich an Größe und ſtehen oft nur in der Unterkinnlade einzeln neben jenen; die Backzähne, molares, in den Seiten der Kinnladen, zeichnen ſich aus durch breite abgeſtumpfte Flächen, die in den Pflanzenfreſſern ſtumpfer, in den Fleiſchfreſſern dagegen ſpitziger vorkommen. Von zahnloſen Säugthieren kennt man die Geſchlechter der Ameiſenbären und Panzerthiere. Die Organe für den äußern Sinn ſind in den Säugthieren, und vor allen in dem Menſchen, fünffach, für Gehör, Geruch, Geſicht, Geſchmack und Taſten ſehr vollkommen ausgebildet. Die Organe jener vier erſtern tragen ſie am Kopfe, der Taſtſinn hingegen iſt unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger ſtark verbreitet. Ihre äußern Ohren ſind von verſchiedener Geſtalt, der innere Bau beſonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall ſehr empfindlich, nach dem ſie wehrlos ſich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweiſe für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Leiter ihres Raubes gegeben iſt und ſie ſelbſt bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlieder; die Pupillen ſind bei denen am Tage geſchäftigen rundlich, bei denen in der Nacht ſehenden beſtehen ſie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Naſe als Geruchsorgan ſteht über dem Munde und ihm als Wegweiſer zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über dieſe hervorſtehend, bisweilen geſpalten oder wie beim Elephanten in einem Rüſſel verlängert. Die Zunge für den Geſchmacksſinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder geſpalte-

nen Oberlippe. Sie iſt mit Geſchmackswarzen beſetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze ſtachelartig hervorſtehen, ſie ſelbſt iſt meiſt einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameiſenbäre), oder geſpalten (beim Seehund). Die Säugthiere gebären lebendige Jungen und ſäugen ſie mit Milch an ihren Brüſten. Dieſe Organe kommen ihnen ausſchließend zu, ſind (den Hengſt ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in ſolcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge zwei vorhanden ſind. Der Menſch, die Affen und der Wallfiſch tragen ſie an der Bruſt, der Seehund am Bauche, die Laſtthiere an den Leiſten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Bruſt zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigſten leben paarweis wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die mehrſten begatten ſich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufſtößt, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der Jungen allein zur Laſt fällt und von ihr bis zum zweiten Wochenbett übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern. Linnée bringt dieſe Thiere in folgende Ordnungen: 1. Primates, welche den Menſchen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfaſſen; 2. Bruta, wohin der Ameiſenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3. Ferae, wozu das Geſchlecht der Hunde, Katzen, Wieſel, Maulwürfe, Beutelratten ꝛc. 4. Glirae, wohin die Mäuſe, Haſen, Eichhörner, Biber ꝛc. 5. Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirſch, das Schaaf, die Gazellen ꝛc. 6 Belluae, wohin Pferd und Schweine; 7. Cetae, welche die Waſſerſäugthiere, der Wallfiſch, Delphin ꝛc. gehören. F.

Saugwerk heißt in der Waſſerbaukunſt eine ſolche Maſchine, wo das Waſſer in Röhren durch Auf- und Niederdrücken oder Bewegung eines Kolben in einer Röhre oder Stiefel in die Höhe gehoben oder geſaugt, und durch eine Ausgießröhre fortgeſchafft wird. Von dieſer Art ſind alle Pumpen (ſ. d.)

Saul, König in Iſrael im J. der Welt 3075. Er ſtammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete ſich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikaniſchen Verfaſſung müde war. Aber erſt nach einem Siege über die Amoniter ward er von dem ganzen Volk anerkannt. Wiederholte Siege über die Philiſter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, ſelbſt über den König Zoba jenſeit des Euphrats befeſtigten ſein königliches Anſehn. Samuel aber, der nur ungern die höchſte Gewalt niedergelegt hatte, behielt ſtets eine Partei im Volke, und als er mit Saul wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Prieſterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorſams gegen die von ihm im Namen Gottes gegebnen Befehle zerfiel, ſalbte er David ins geheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte ſeinen Gegner und haßte ihn um ſo mehr, als dieſer ſich durch die Beſiegung des Philiſters Goliath und andre tapfre Thaten hervorthat, ihm ſeine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundſchaft ſeines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entſtand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieſer in einem unglücklichen Treffen gegen die Philiſter (im J. 2929) ſich ſelbſt gab.

Säule. Der Urſprung der Säulen fällt in die entfernteſten

Zeiten. Die Tempel ſcheinen die erſten Gebäude geweſen zu ſeyn, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige ſenkrechte Stützen vor dem Einſturz zu ſichern. Man wählte dazu in Griechenland und wo man an Holz Überfluß hatte, Baumſtämme, von deren Geſtalt ſich unſtreitig die Form der nachherigen Säule, wie wir ſie hier finden, herſchreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Ägypten, waren die erſten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Abſatz, die erſt ſpäter eine gefälligere Form erhielten. — Eine Säulenordnung (ſ. unten) hat drei Theile: den Säulenſtuhl, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der Säulenſtuhl (Piedeſtal, Poſtament) iſt ein hoher Unterſatz, beſtehend aus dem Grundſteine, dem Würfel und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorſpringenden Kranze der untern Ordnung verdeckt wird. Die Säule beſteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitale. Der Fuß enthält den ebenen Unterſatz, der die Säule zu erheben dient, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Knauf iſt nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzuſtellen. Ohne dieſen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeſchnittene Stütze, kein ſchönes Ganzes ſeyn, das ſeine beſtimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zuſammengezogen oder *verjüngt*; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man ſie ſenkrecht laufen zu laſſen. Das Gebälk endlich beſteht aus dem Hauptbalken (Architrab), dem Borten oder Fries und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßſtab der Säulen bedient man ſich gewöhnlich des halben Durchmeſſers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden unterſten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theit.

Säulenordnung. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunſt die Beſchaffenheit der Säulen. Man unterſcheidet fünferlei Beſchaffenheiten der Säulen oder Säulenordnungen: die *tuſciſche* oder *toſcaniſche, doriſche, ioniſche, corinthiſche* und *römiſche*. Das Kennzeichen der toſcaniſchen Ordnung iſt, daß ſie ganz einfach iſt, gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und ſtarke Glieder hat. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital, auf jedes 1 kommen. Das Gebälk hat nach Letzterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrab 1, der Fries $1\frac{2}{12}$, der Kranz $1\frac{4}{12}$. Die doriſche Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die *Triglyphen* oder Dreiſchlitze im Frieſe, welche die Köpfe der auf dem Architrab liegenden Balken vorſtellen, und zwei prismatiſche Vertiefungen mit zwei halben auf der Seite haben. Die Zwiſchenräume heißen *Metopen* (ſ. d.). Über jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreiſchlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreiſchlitze 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat ſeyn ſollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwiſchen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl ſeyn zu laſſen. An den vorſpringenden und einwärts gehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieſer Ordnung iſt männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei

den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauſpielhäuſern 15. Vignola gibt ihr 16 M., wovon 1 der Fuß und 1 das Capitäl erhält. Beide ſind wenig mehr geſchmückt als die toſcaniſchen. Einige geben der doriſchen Säule zwar den ſchönen attiſchen Säulenfuß, jedoch unpaſſend. Der Kranz in dieſer Ordnung iſt ſtark vorſpringend, nach Vignola 2 M. über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiſte zur Unterſtützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 M. breit und ¼ M. hoch ſind und über jedem Dreiſchlitze ſich befinden. Man erklärt ſie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder beſſer, ſie dienten bloß zur Unterſtützung der ſtarken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch ſchon in dieſer Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnſchnitte. Unter den Triglyphen ſind noch im Architrab ſechs kleine coniſche Körperchen, Tropfen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiſte anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die ioniſche Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelſeitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capitäl. Jenes iſt das Capitäl der Alten, welches die Neuern verſchönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beſchriebene Säulenfuß iſt wegen des ſtarken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Beſſer gebraucht man den attiſchen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit ſchicklicher Bildhauerarbeit geſchmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwiſchen dem Fries und der Kranzleiſte, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorſpringenden Theilen mit Zwiſchenräumen beſteht. Man nennt ſie Zahnſchnitte (Kälberzähne). Angemeſſener ſcheint es, die Kranzleiſte durch glatte Sparrenköpfe zu unterſtützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem doriſchen Kranze. Zierliche Einfachheit iſt der Charakter dieſer Ordnung. Der attiſche Säulenfuß beſteht aus einem Unterſatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von beſtimmten Verhältniſſen. Der Unterſatz beträgt 2⅞ Modul. Das Meiſterſtück der Baukunſt iſt die corinthiſche Säulenordnung. Sie zieht ſogleich das Auge an durch das ſchöne Capitäl, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebognen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt iſt, hinter welchen vier Stiele jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten ſich krümmend in die Höhe gehen laſſen. Dieſe Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Urſprung und unterſtützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitäls. Die Höhe der Säule mit Capitäl und Fuß iſt nach Vignola 20 Modul, wodurch ſie ein zu dem Ganzen paſſendes ſchlankes Anſehn bekommt. Am angemeſſenſten iſt für ſie der attiſche Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zuſetzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architrabs eine Kehlleiſte am obern Rande, die an dem oberſten noch mit einem Überſchlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiſte zierlich geſchweifte Sparren-

köpfe, und in dem untern Theile noch Zahnſchnitte. Die ganze Ordnung iſt durch die Verhältniſſe der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Übereinſtimmung des Mannichfaltigen ein vollendetes Muſter der architektoniſchen Schönheit. Die römiſche Ordnung, oder die zuſammengeſetzte, unterſcheidet ſich von der corinthiſchen hauptſächlich in dem Capitäl, welches aus dem ioniſchen und corinthiſchen zuſammengeſetzt iſt, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwiſchen befindlichen runden Gliedern, aus dieſem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt ſind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern ſich unter den Schnecken hinkrümmt, iſt hier nicht befindlich. Doch ſind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieſer Säule iſt wie bei der corinthiſchen. Übrigens möchte ſie noch die meiſten Freiheiten geſtatten, daher ſie am ſchicklichſten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel laſſen will. — Der wahre Unterſchied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältniſſe der Höhe des Schaftes zu ſeiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile beſtehn, ſo daß man die Zahl der Säulenordnungen auf drei, die doriſche (von gefallender Stärke), die ioniſche (von zierlicher Einfachheit), und die corinthiſche (von geſchmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitals kommt es nur in ſo fern an, als den feinern Ordnungen ein mehr verziertes Capitäl zukommt. Eine ſechste oder deutſche Säulenordnung iſt völlig unſtatthaft, denn ſie unterſcheidet ſich von der ioniſchen nur durch das ſchlechtere Capitäl und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Beſtimmung des letztern ab. Die toſcaniſche Ordnung dient zu Stadtthoren, Arſenälen, Leuchtthürmen, Brunnen u. dergl. Die doriſche Ordnung paßt beſonders für gottesdienſtliche Gebäude, die ioniſche für Luſtſchlöſſer, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenſeite. Die corinthiſche Ordnung dient zur Verzierung kirchlicher Paläſte, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römiſchen Säule iſt ſchon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen über einander geſtellt werden, nimmt die ſtärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müſſen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten ſo dick, als die nächſt untere Säule am Knauſe iſt. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächſt untern Säule niedriger zu machen als dieſe. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, iſt bei Übereinanderſtellung der Säulen alles wohl zu berückſichtigen. Eine corinthiſche Säulenreihe über einer toſcaniſchen oder doriſchen würde durchaus nicht paſſen, eben ſo wenig ſind drei verſchiedne Ordnungen über einander zuzulaſſen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Übereinanderſtellungen, zumal an Wohngebäuden, am beſten ganz vermeiden.

Säure, Acidum, iſt der generiſche Name für eine Claſſe zuſammengeſetzter Körper, die folgende Eigenſchaften haben: ſie ſchmecken ſauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, löſen ſich im Waſſer auf und haben große Verwandtſchaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; ſie ſetzen mit den erſtern Neutralſalze, mit den zwei-

ten Mittelſalze und mit den dritten metalliſche Mittelſalze zuſammen. Vielen Säuern fehlt der ſaure Geſchmack, aber die Verwandtſchaft zu den drei Claſſen der Salzbaſen beſitzen ſie, als ihre auszeichnende Eigenſchaft, alle. Einige Säuern kommen nur in flüſſigem Zuſtande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenſtoffſäure, oder liquid und mit Waſſer verbunden, welches ſie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelſäure, andere in ſtarrer Form und cryſtalliſirt, wie die Benzoe=, Weinſtein= und Borarſäure. Sie ſind alle zuſammengeſetzte Körper, die mehrſten beſtehen aus Sauerſtoff mit noch einem, zwei oder drei andern Körpern, andere ſind aus Waſſerſtoff und Schwefel, oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man ſie in 4 Claſſen, wovon in den drei erſten diejenigen ſtehen, welche Sauerſtoff in ihrer Miſchung haben, und zwar kommen in die erſte Claſſe die aus Sauerſtoff und einem zweiten Körper beſtehenden vor, wie die Schwefelſäure, Phosphorſäure, Borarſäure u. a. Da dieſe Grundlagen ſich in mehrern Verhältniſſen mit Sauerſtoff verbinden und jede Verbindung eine Säure ſeyn kann, ſo iſt die mit Sauerſtoff geſättigte vollkommene Säure genannt, während die andere unvollkommene heißt z. E. die überoxydirte Salzſäure unvollkommnne des Arſeniks oder Arſenikſäure, die unvollkommene dagegen arſenige Säure. In die zweite werden die Säuern geordnet die aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, in verſchiedenen Mengenverhältniß zuſammengeſetzt ſind, wie die Eſſigſäure, Citronenſäure. Die dritte Claſſe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerſtoff, wo zu jenen beiden noch der Stickſtoff hinzukommt, wie die Blauſäure. Die vierte Claſſe enthält Säuern, die keinen Sauerſtoff haben, wie die Salzſäure, aus Halogen und Waſſerſtoff beſtehend, den geſchwefelten Waſſerſtoff ꝛc. Ältern Chemikern waren weit weniger Säuern und ihre Zuſammenſetzung gar nicht bekannt, ſie ordneten die bekannten auch nach den drei Naturreichen in mineraliſche, vegetabiliſche und animaliſche Säuern, welche Eintheilung deßwegen nicht beſtehen kann, weil mehrere Säuern, wie die Phosphorſäure, in allen drei Reichen vorkommen.

Saurin (Jaques) ein franzöſiſcher, proteſtantiſcher Geiſtlicher, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daſelbſt 1677 geboren. Wie das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging ſein Vater mit ſeiner Familie (1685) nach Genf, wo der junge Saurin beträchtliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machte. In ſeinem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienſte und machte mehrere Feldzüge unter den engliſchen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, 1696 kehrte er nach Genf zu ſeinen Studien zurück, wo er beſonders der Theologie ſich widmete. Hierauf (1700) ging er nach Holland und England, und predigte in London, während ſeines fünfjährigen Aufenthalts in letzterm Lande, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete ſich 1703, und kehrte darauf nach Holland zurück, wo er eine Pfarre zu erhalten ſuchte, und wurde, nachdem er mehrere Zeit eine Hauscaplanſtelle verſehen hatte, als Prediger der franzöſiſchen Reformirten, die in einer dem Fürſten Erbſtatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienſt hielten, angeſtellt. In dieſem Verhältniſſe blieb er Zeitlebens. Er hatte immer ein ſehr zahlreiches und glänzendes Auditorium; aber ſeine Berühmtheit reizte den Neid und die Bigotterie ſeiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten, wodurch ihm ſeine letzten Lebenstage verbittert wurden. Er war ein vortrefflicher Gelehrter,

ein frommer Chriſt, voll Haß gegen alles, was Sünde iſt und voll Liebe gegen Gott und Menſchen. Gewiß hatte auch Saurin ſeine Fehler, da die menſchliche Natur davon nich frei iſt, aber Niemand weiß ihn einer böſen Handlung zu zeihen; er führte ein heiliges, untadelhaftes Leben. 1730 ſtarb er im 53ſten Jahre ſeines Alters, nicht bloß von ſeinen Glaubensgenoſſen, ſondern von jedem, der ihn kannte, innig bedauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen überſetzt ſind, kamen in einer ſehr guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte par Jacques Saurin (1749. 10 Vol. 8.) im Haag heraus. Außerdem hat er mehrere theologiſche Werke, die aber weniger bekannt geworden ſind, hinterlaſſen. P. N.

Saurin (Bernard Joſeph), Sohn eines Landmeſſers, ein franzöſiſcher Schauſpieldichter von anerkanntem Werth. Er verließ die Rechtswiſſenſchaft, und weihete ſich der dramatiſchen Dichtkunſt, in welcher er ſich großen Ruhm erwarb. Sein Trauerſpiel: Spartacus, welches 1760 zu Paris aufgeführt wurde, brachte ihn zuerſt in Ruf. In ſeinem darauf folgenden Luſtſpiel, die Sitten der Zeit (les moeurs du temps), ſchildert er die letztern mit ſo feinen und wahren Zügen, daß man ihn mit Recht als einen der trefflichſten Beobachter der höhern Cirkel, zu denen er Zutritt hatte, betrachtete. Außer dieſen und andern dramatiſchen Gedichten, gab er eine Anzahl von Trinkliedern (couplets bacchiques), welche ſehr munter und geiſtreich ſind, heraus. Saurin, der in ſeiner Jugend äußerſt muthwillig war, behielt im reifern Alter eine angenehme Lebhaftigkeit bei, wodurch er Zugang in den beſten Geſellſchaften von Paris hatte. Er war vertrauter Freund von Voltaire, Montesquieu und Helvetius, und der Letztere gab ihm eine Penſion von 100 Thalern, und machte ihm ein Hochzeitsgeſchenk mit einer Summe, deren Zinſen ſich ſo hoch, wie jene Penſion beliefen. Er war Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ſtarb 1781 im vollen Beſitz ſeiner Geiſteskräfte. Unter dem Titel: Théâtre de Saurin 2. Vol. 8. kamen ſeine dramatiſchen Arbeiten 1783 zu Paris heraus, und mehreren Ausgaben der letztern ſind die erwähnten Trinklieder beigefügt. N. P.

Sauſſure (Horace Benoit de), einer der vorzüglichſten Naturforſcher, wurde 1740 zu Genf geboren, und war der Sohn Nicolas de Sauſſure's, der gleichfalls als Schriftſteller durch ſeine Werke über den Ackerbau bekannt iſt, und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit ſeinem Vater und andern dort wohnenden Naturforſchern ward in dem Jüngling zuerſt die Liebe für dieſe Wiſſenſchaft erregt, worin er ſo ſchnelle Fortſchritte machte, daß er ſchon im 22ſten Jahre die Profeſſur der Philoſophie in ſeiner Vaterſtadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhm bekleidete. Die Zeit, welche ſein Amt ihm übrig ließ, verwandte er auf Reiſen zu ſeiner Belehrung. Er beſuchte zwei Mal Frankreich, einmal um die vulkaniſchen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu unterſuchen; das andere Mal um ſich über Montgolfiers aëroſtatiſche Maſchine zu belehren. Auch Holland und England bereiſ'te er, und ward in dem letztern Lande mit dem berühmten Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten zwei Lieblingsgegenſtände ſeiner Nachforſchungen aus. Als er in Italien reiſ'te, unterſuchte er die Eiſenminen auf Elba ſehr genau, beſtieg mit Sir William Hamilton den Veſuv, und

maß die Höhe des Ätna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls ſehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Mooſen. In einem Briefwechſel mit Spallanzani bewies er, daß die Infuſionsthierchen, ſo wie die Polypen ſich wieder erzeugen. Beſonders zeigte er eine große Geſchicklichkeit in Erfindung neuer Inſtrumente zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, z. B. eines Electrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers und anderer. Am berühmteſten ward indeſſen de Sauſſure's Name durch ſeine Erforſchungen der Gebirge. Er beſuchte, wie ſchon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny und machte alle Jahre Reiſen nach den Alpen, die er 1779 ſchon 14 Male von 8 verſchiedenen Seiten beſtiegen hatte. 1787 beſtieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometriſchen Beobachtungen ſeine Höhe. Wegen ſeiner zahlreichen, vortrefflichen Schriften wurde er von den berühmteſten gelehrten Geſellſchaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmſten und geiſtreichſten Reiſenden, welche nach Genf kamen, beſuchten ihn, um ſich von ihm belehren zu laſſen, und ſein an Naturſeltenheiten reiches Cabinet zu ſehen. Er ſtiftete an ſeinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Geſellſchaft der Künſte, deren Präſident er bis an ſeinen Tod blieb, und die ſich um den Flor der Fabriken daſelbſt höchſt verdient machte. Er war überhaupt auf alle Weiſe bemüht, das Wohl des Ganzen zu befördern. Als Genf mit der franzöſiſchen Republik vereinigt worden, ward de Sauſſure zum Deputirten bei der Nationalverſammlung ernannt. Aber dieſe Staatsumwälzung beraubte ihn größtentheils ſeines Vermögens und ſeiner Gemüthsruhe. Er erlag unter dem Unglück und ſtarb im Januar 1798 im 58ſten Jahre ſeines Alters. Unter den zahlreichen Schriften dieſes Gelehrten zeichnen ſich ſeine Essais sur l'Hygromètre 1783, 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologiſcher Hinſicht, und ſeine Voyages dans les Alpes 4 Vol. 4. 1779 — 96 beſonders aus. Das erſtere Werk iſt ins Deutſche von J. D. Titius, Leipzig 1784, das andre von J. S. Wyttenbach ebendaſ. 1781 bis 1788 überſetzt erſchienen.

Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Diviſions-General und Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehrenlegion, Polizei-Miniſter, erſter Inſpecteur der Gensdarmerie, Pair von Frankreich, ꝛc. iſt in Sedan im Ardennen-Depart. geboren, und der Sohn des dortigen Schloßhauptmanns. Er widmete ſich früh den Waffen, ward bald Capitain und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Deſaix. Letztern begleitete er nach Ägypten und war an ſeiner Seite, als er bei Marengo fiel. Er meldete Deſaix Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn ſogleich zu ſich nahm, ihn ſchnell bis zum Diviſions-General und erſten Inſpecteur der Gensdarmerie avancirte, und mit ſeiner geheimen Polizei beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verſchwörung von Georges und Pichegru nach der Weſtküſte geſandt, um die Polizeimaßregeln dort zu leiten. Vor der Schlacht von Auſterlitz ward er als Unterhändler in das öſterreichiſche Lager geſchickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that ſich bei Heilsberg, Friedland, ſo wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Miſſion nach Spanien, und ſeine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zuſammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang

Commandant von Madrid. Den 31ſten Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Miniſterium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenkſamſte und thätigſte Werkzeug der Tyrannei. Des Kaiſers Sturz 1814 ſetzte Savary außer Thätigkeit; nach deſſen Rückkehr aber 1815 ward er wieder erſter Inſpecteur der Gensdarmerie und Pair. Nach Napoleons zweiter Abſetzung ſchiffte er ſich mit demſelben nach England ein, ward aber von dort nach Malta geſchickt, von wo er ſich angeblich nach Smyrna geflüchtet hat.

Savonarola, (Hieronymus), ein durch ſein bewunderns-würdiges Rednertalent und ſein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und wurde von ſeinem Großvater und Vater gleichfalls zur Arzneiwiſſenſchaft beſtimmt. Ein Hinneigen zur Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlaſſen, und Dominicaner zu werden. Einige Jahre ſpäter beſtieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit unglücklichem Erfolge, ſo daß er beſchloß, ſich nicht wieder als geiſtlicher Redner hören zu laſſen. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphyſik und Phyſik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem ſo außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die hinzu ſtrömenden Zuhörer nicht faſſen konnte. Durch den Anſchein einer vorzüglichen Heiligkeit, und durch ſeine hinreißenden feurigen Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch wurde er dreiſt gemacht, einen prophetiſchen Ton anzunehmen, und er begann nun öffentlich und ſtark auf die Kirchenverbeſſerung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeiſterten; Einige verlachten ihn als einen Fanatiker, und Andere verwünſchten ihn als einen Betrüger. Aber jetzt fing er auch an, ſich von ſeinem Beſchützer Lorenzo loszuſagen, deſſen Charakter anzuſchwärzen, und ſeinen Sturz zu prophezeien. Als er zum Prior von St. Marcus gemacht war, wollte er jenem Oberhaupte der Republik nicht den herkömmlichen Beſuch abſtatten, und als Lorenzo ſich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ ſich Savonarola verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, ſtrenge Maßregeln gegen dieſen Geiſtlichen zu nehmen, allein entweder ſeine natürliche Gutmüthigkeit, oder auch eine geheime Ehrfurcht für den Charakter des Letztern ließen ihn die Feindſeligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), wurde der Mönch zu ihm gelaſſen, und er ſprach zu dem Sterbenden mit der Würde ſeines Amts. Lorenzo antwortete gelaſſen auf ſeine Fragen und bat um ſeinen Segen. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung ſeines Sohns Peter, nahm Sovonarola den thätigſten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er ſtellte ſich an die Spitze derjenigen Einwohner, die eine mehr demokratiſche Verfaſſung wünſchten. Er betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die geſetzgebende Gewalt zukomme; daß er ſelbſt der Abgeſandte der Florentiner an den Himmel geweſen ſey; und daß Chriſtus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu ſeyn. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magiſtratsperſonen ihre Ämter nieder, und die geſetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath über-

geben, der zur Beſorgung dieſer Geſchäfte aus ſeinem Mittel einen engern Ausſchuß erwählte. Indeſſen blieben Uneinigkeiten und Factionen in dem neuen Freiſtaat; die ariſtokratiſche und die demokratiſche Partei haßten und verfolgten einander; die erſtere beſtand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfaſſung; die demokratiſche aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. Nicht genug war es dem Feuereifer Savonarola's den florentiniſchen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römiſchen Hofes und dem angeregelten Lebenswandel ſeiner Amtsbrüder hatte er eine Abſtellung zugedacht. An Urſachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während des Papſtes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er ſchrieb, nach dem Bericht ſeiner Lobredner, an die chriſtlichen Fürſten, verſicherte ſie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht ſey, eine Kirchenverſammlung zuſammenzurufen, in welcher er ſelbſt darthun wollte, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papſt kein wahrer Biſchof, nicht einmal des Titels und eben ſo wenig des Namens eines Chriſten werth wäre. Alexander bediente ſich natürlich der Waffen, die ihm gegen ſolchen Feind zu Gebote ſtanden, und excommunicirte den Prior. Die Bannbulle wurde in der Kathedralkirche zu Florenz verleſen, aber Savonarola trotzte dem vaticaniſchen Donner, und predigte fort. Ja ſein Einfluß ſtieg noch höher, als jemals, da Peters von Medici Verſuch, die alte Würde ſeines Hauſes wieder zu erlangen, fehlgeſchlagen, und die Theilnehmer deſſelben größtentheils umgekommen waren. Indeſſen entſtand wider ihn eine andere Gegenpartei. Durch ſeine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöſtern hatte er ſich unter den Mönchen, beſonders den Franziskanern von der ſtrengen Obſervanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um ſeine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch ſeines Kloſters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizuſtehen, welcher in fanatiſchem Eifer ſich erbot, um die Wahrheit der Lehren ſeines Meiſters zu beweiſen, dafür durch's Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung daſſelbe thun wollte. Die Herausfoderung wurde von einem Franziskanermönch angenommen: Savonarola mit ſeinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges, ſtimmten den Pſalm an: der Herr erhebe ſich und zerſtreue ſeine Feinde. Der Franziskaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu ſchrecken ſey, that den Vorſchlag, daß Domenico eine Hoſtie mit ſich ins Feuer nehmen ſollte. Dies wurde von dem ganzen Haufen als eine boshafte, verdammliche Gotteslärterung ausgerufen, und da Domenico doch auf der Foderung beſtand, ſo entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er ſich unterworfen hatte. Für Savonarola's Credit hingegen war dies von ſchlimmern Folgen. Das Volk beſchimpfte ihn, und nach einem harten Kampf wurde er mit Domenico und einem andern Mönch verhaftet, und ins Gefängniß geſchleppt. Eine Verſammlung von Geiſtlichen hielt unter der Leitung zweier päpſtlichen Abgeordneten Gericht über ihn, aber die Entſchloſſenheit und Beredſamkeit Savonarola's ſetzten ſeine Richter anfangs in Verlegenheit. Als jedoch die Tortur angewandt wurde, da ſank ihm der Muth, er bekannte, daß er ſich betrügeriſcher Weiſe das Anſehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebſt ſeinen Theilnehmern verurtheilt, erſt ſtrangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch den 24ſten Mai 1498 vor einer

unzählbaren Menge von Zuſchauern geſchah, von denen einige ihn als einen Märtyrer und Heiligen prieſen, die andern ihn als einen Heuchler und Verführer verwünſchten. Dies war das Leben und der Tod dieſes außerordentlichen Mannes, über welchen die Meinungen von jeher ſehr verſchieden waren, und vielleicht nie werden vereinigt werden. Außer ſeinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Aſtrologie, und noch mehrere philoſophiſche und aſcetiſche Schriften geſchrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenſchaften gut geordneter Reden; aber ſie ſind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geiſt erhebenden Stellen, und ſie laſſen uns vermuthen, daß er beſſer war, als ſeine Biographen ihn ſchildern, vielleicht weit beſſer als wir ſelbſt, von jenen geleitet, ihn darſtellen konnten.

Savoyen (ſ. auch Sardinien und ſardiniſche Monarchie), iſt ein Herzogthum am nordweſtlichen Ende von Italien, an der Gränze von Frankreich und dem Genferſee, und wird durch die Alpen von Piemont getrennt. Es iſt 180 Quadratmeilen groß, enthält ungefähr 466 000 Einwohner, und beſteht jetzt nach der alten, wieder hergeſtellten Eintheilung 1. aus dem eigentlichen Savoyen, 2. dem Herzogthum Chablais, 3. dem Herzogthum Genevois, 4. der Grafſchaft Maurienne, 5. der Grafſchaft Tarantaiſe, 6) der Baronie Faucigny oder Foſſigny. Wegen der hohen Gebirge in Savoyen iſt die Luft dort kalt; doch iſt der Boden fruchtbar an Getraide, und die Thäler haben Wein, ſo wie die Berge herrliche Viehweiden; aber am ergiebigſten ſind das eigentliche Savoyen und Genevois, welche zunächſt an Frankreich gränzen, in Rückſicht des Korn- und Weinbaues. Im Ganzen iſt das Land arm, und die Einwohner wandern häufig aus, um ſich auf mancherlei Weiſe im Auslande ihren Unterhalt zu erwerben, und dann wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Landesſprache iſt franzöſiſch, und die Religion die römiſch-catholiſche. Chambery heißt die Hauptſtadt. (ſ. Chambery).

Scala, ſ. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäſer). Die Geſchichte dieſes berühmten Gelehrten iſt durch ſeine eigne Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinſichtlich ſeiner Herkunft Behauptungen aufſtellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt ſind. Zufolge ſeiner Erdichtung, ſo wie ſie in dem von ſeinem Sohne Joſeph herausgegebenen Briefe über den Glanz und das Alterthum des ſcaligeriſchen Geſchlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten iſt, war Julius Cäſar Scaliger ein Abkömmling des berühmten Hauſes der Scaliger, Fürſten von Verona, und 1484 auf dem Schloſſe Riva am Guarda-See geboren, wurde nachher Page beim Kaiſer Maximilian, dem er 17 Jahre im Kriege und Frieden diente, erhielt ſodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, ſtudirte zu Bologna, befehligte unter dem franzöſiſchen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte ſich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Biſchof von Agen (in Frankreich), welcher aus dem Hauſe Rovere war, nach ſeiner Diöceſe, wo er ſich wohnhaft niederließ. Dieſe Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer ſeines Sohnes Joſeph war, Glauben; aber ſie wurde auch zu ſeiner Zeit von Scioppius, Ryphus und Andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angeſehen.

Nach Tiraboſchi's Angabe iſt die wichtigſte Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetto Bordone's, eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunſt eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen ſeiner Werkſtätte oder dem Diſtrikt, worin ſie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu ſeinem 42ſten Jahr ſeine Zeit in Dunkelheit zu Venedig oder Padua verlebte, ſich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beſchäftigte und unter dem Namen Giulio Bordone einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Verſprechen oder die Hoffnung, ſeine Umſtände zu verbeſſern, ihn nach Agen zog, wo er ſeine übrigen Tage vollbrachte. 1528 ſcheint er noch nicht Willens geweſen zu ſeyn, ſich für einen Abkömmling jenes fürſtlichen Geſchlechts auszugeben, da er von Franz I. ſich ein Naturaliſationspatent unter dem Namen: Julius Cäſar della Scala de Bordone, Doctor der Phyſik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indeſſen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erſchienen ſeyn, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieſer Zeit an begann er öffentlich ſeine fürſtliche Herkunft zu verſichern, ohne jedoch darin durch irgend ein authentiſches Actenſtück, oder das Anerkenntniß eines Fürſten aus dem veroneſiſchen Hauſe unterſtützt zu werden. Rühmlicher machte er ſeinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten ſeiner Zeit erwarben, bekannt, obgleich die prahleriſche Anmaßung, welche in ſeinen Werken herrſchte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgeſetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen ſeines Sohnes ſcheint ſein Haus einer großen Menge von Beſuchenden jedes Ranges offen geweſen zu ſeyn, und er einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit ſeiner Schriften machte er ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er ſtarb jedoch als guter Catholik 1558 im 75ſten Lebensjahre. Julius Cäſar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen, ſowohl natürlichen als erworbenen, Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrſcheinlich, weil er ſeine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), ſo haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wiſſenſchaftlicher Rückſicht erſtiegen. Er hatte ein ſtarkes Gedächtniß und einen lebhaften Verſtand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rückſichtlich ſeiner ſittlichen Eigenſchaften wird ſeine große Wahrheitsliebe beſonders von ſeinem Sohne geprieſen, doch mußte bei Ausübung der letztern ſeine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von ſeinen phyſiſchen und naturhiſtoriſchen Werken bemerken wir: Exercitationum exotericarum Libr. XV, de Subtilitate ad Cardanum Par. 1557. 4. Hannov. 1634. 8. — Commentarien zum Hippocrates de Insomniis; deßgleichen ein Werk über Theophraſtus und Ariſtoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeſchichte der Thiere von dem letztern Schriftſteller, mit einer lateiniſchen Überſetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er dieſen mit vieler Bitterkeit behandelt, ſo wie auch ein vorzügliches Werk über die lateiniſche Sprache, betitelt: De causis linguae latinae Libr. XVIII. Lugd. 1540. 4. Genev. 1580. 8., welches als das erſte, nicht nach einer pedantiſchen, ſondern philoſophiſchen

Methode abgefaßte Werk über dieſen Gegenſtand betrachtet wird, jedoch manche unnütze und übertriebene Subtilität enthält. Sein Buch: De arte poetica Libr. VIII 1561, in fol. Lugd. Batav. 1691. 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteſte Werk der Art, welches bis dahin erſchienen war; obgleich unſer Schriftſteller mehr grammatikaliſche Kenntniß, als wahre dichteriſche Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte ſind nichts weniger als vortrefflich und ſeine Briefe oft dunkel und ſchwülſtig. Im Ganzen genommen ſtimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobſprüche ein, welche Lipſius, Caſaubon, Voſſius und andere ihm ertheilt haben. N. P.

Scaliger (Joſeph Juſtus), der Sohn des Vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, ward 1540 zu Agen geboren. Im elften Jahre ſeines Alters wurde er nach Bordeaux geſandt, wo er mehrere Jahre lang die lateiniſche Sprache ſtudirte. Die Peſt nöthigte ihn zur Rückkehr zu ſeinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateiniſche Rede über irgend einen von ihm gewählten Gegenſtand halten ließ, wodurch er bald mit dieſer Sprache aufs gründlichſte bekannt wurde. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er, 19 Jahr alt, nach Paris, wo er ſich auf das Griechiſche legte. Hierin war er hauptſächlich ſein eigener Lehrmeiſter. Er verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechiſchen Dichter mit ſolchem Eifer, daß er in vier Monaten ſie ſämmtlich durchgeleſen hatte. Als er in der griechiſchen Sprache ſich vervollkommnet hatte, ſtudirte er für ſich ſelbſt auch die hebräiſche, und übte ſich zugleich in poetiſchen Aufſätzen in den beiden gelehrten Sprachen. Er ſammelte auch einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, welche nachher die Grundlage ſeiner philologiſchen Arbeiten wurden. Es ſcheint, daß er lange ein unſtetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten beſitzen, geführt habe. Durch ſeinen Übertritt zur proteſtantiſchen Kirche ward ohne Zweifel ſeine Anſtellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Leiden, wohin er 1593 abging, und dort ſeine übrige Lebenszeit blieb. Er beſaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in ſeinen Büchern vertieft, auf die menſchlichen Angelegenheiten nicht achtet, ſo daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; und doch ſchlug er mehrere Male Geldgeſchenke von vornehmen Perſonen, die ſeine Talente und ſeine Gelehrſamkeit achteten, aus. In Rückſicht des Stolzes und der Anmaßung ſtand er ſeinem Vater wenig nach, und durch ſeinen Brief an Douſa über den Glanz der ſcaligerſchen Familie (m. ſ. den vorigen Artikel) bemühte er ſich, das Mährchen ſeiner fürſtlichen Herkunft, welches er vielleicht ſelbſt glaubte, zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen ſeine Widerſacher ſtärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten, von denen er ſich durch ſeine ausgebreitete Wort- und Sprachkenntniß einen unerſchöpflichen Schatz erworben hatte. Er wurde indeſſen zu den literariſchen Heroen jenes Zeitalters gerechnet, und zu Leiden, wo er 1609 an der Waſſerſucht ſtarb, mit außerordentlicher Achtung behandelt. Er war nie verheirathet. Joſeph Scaliger war übrigens ein Mann von überaus großer Gelehrſamkeit, und den Wiſſenſchaften ſo eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu eſſen in ſeinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte ſich, dreizehn Sprachen zu verſtehen, aber ohne Zweifel war ſeine Kenntniß von mehreren derſelben nur unvollkommen. In

ſeinen Urtheilen über Schriftſteller war er noch abſprechender, als ſein Vater, und ſchonte ſelbſt die Heiligen und Kirchenväter nicht, weßhalb er von den Catholiken ſehr getadelt wurde. Von ſeinen zahlreichen Werken iſt ſein Buch: De emendatione temporum zuerſt Paris 1583 in Fol. in der beſten Ausgabe zu Genf 1609, eines der wichtigſten. In dieſem ſehr gelehrten Werke ſtellte er zuerſt ein vollſtändiges, nach beſtimmten Grundſätzen geordnetes Syſtem der Chronologie dar, und verdient hierdurch, ſo wie durch ſeine Auffindung der julianiſchen Periode, den Namen des Urhebers jener Wiſſenſchaft. Manche Irrthümer, die von Petau und andern aufgedeckt wurden, verbeſſerte er in einem folgenden Werke: Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658 2. Vol. fol. Von ſeinen übrigen Werken führen wir hier ſeine Annotationen zu Seneca's Tragödien, zum Varro, Auſonius, Feſtus, bloß beiläufig an, und bemerken, daß er als Commentator ſich in zu viele Subtilitäten einließ, oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weiſe entdecken wollte, und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata haben keinen dichteriſchen Werth. Gehaltvoller hingegen ſind ſeine Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 8. Im Ganzen hatte Joſeph Scaliger weniger Genie, als ſein Vater, aber er beſaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in ſeinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern Nutzen geſchafft. P. N.

Scalpiren (von dem engliſchen Scalp, die Haut von der Hirnſchale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika an ihren todten oder ſchwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals, und ſchneiden die auf ſolche Weiſe ausgeſpannte Haut mit ihren Meſſern in einigen Schnitten herunter. Ihre Fertigkeit iſt ſo groß, daß ſie zu der ganzen Operation kaum eine Minute brauchen. Die abgezogenen Häute heben ſie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scanderbeg oder Iſcander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkiſcher Held, der Albanien unter dem Namen Georg Caſtriota beherrſchte. Er war 1404 geboren und kam noch ſehr jung nebſt drei Brüdern als Geiſel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieſer, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über ſeine Truppen an. Scanderbeg dachte aber ſchon ſeit ſeines Vaters Tode darauf, das muſelmänniſche Joch abzuſchütteln und ſein väterliches Erbtheil in Beſitz zu nehmen. Dieſen Entwurf führte er, als er gegen die Ungarn geſchickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungariſchen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, ſchlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptſtadt Albaniens, bemächtigte ſich derſelben, und wurde, da er ſich ſeinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens ſetzte deſſen Nachfolger, Muhamed II., elf Jahre lang den Krieg fort; ſeine Truppen wurden immer geſchlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu ſchließen. Auch für die Chriſten war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papſtes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm

einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er ſtarb 1467 im 63ſten Jahre ſeines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichſten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er beſaß außerordentliche Stärke, und ſoll ſelbſt an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens muſterhaft, und er war nur dann grauſam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach ſeinem Tode wurden die Albanier bald zu ſchwach zum Widerſtande, und kamen wieder unter das türkiſche Joch.

Scandinavien (Scandinavia) bedeutet die drei nordiſchen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen. (Man ſehe dieſe Artikel). Die Einwohner des ſcandinaviſchen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Sueonen (Schweden) als eines ſeefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinſel Nerigon (Norwegen, ſchwediſch Norrige, däniſch Norge). Thule, deſſen die Alten ſo oft erwähnen, deuten manche auf Island. Nur der Name Danus findet ſich erſt im Gregorius von Tours im 6ten Jahrhundert nach Chr. Geb. Schweden, Norwegen, Dänemark und Jütland bewohnte in den älteſten Zeiten ein germaniſcher Stamm, an welchen ſich in einzelnen Reichen Horden von finniſcher Abkunft anſchloſſen. Schon hundert Jahre vor Chr. Geb. erſcheinen in der römiſchen Geſchichte die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre nach Chr. Geb. beginnen die Fabeln vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9ten Jahrhunderts der ſcandinaviſche Norden in ein Dunkel verhüllt, welches erſt durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die ſüd- und weſtlichen Reiche Europa's und durch das Chriſtenthum, welches gegen das Jahr 1000 in Scandinavien ſich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieſer Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9te und 10te Jahrhundert waren für dieſe Völker die goldnen Jahrhunderte der Seeräuberei. Bei den weſtlichen Geſchichtſchreibern hießen ſie Dänen und Normänner, in den engliſchen Jahrbüchern jener Zeiten Easterlings, in den ruſſiſchen wurden ſie Varägi (Wäringer) und in den ſpaniſch-arabiſchen Mantſchu genannt. Aus Schweden, Norwegen, den däniſchen Inſeln, aus Jütland und Schleswig zogen dieſe Seeabenteurer an nahe und ferne Küſten innerhalb und außerhalb der Oſtſee, nach Nowgorod, Kiew und Plotzk, nach England, Irland, Holland, Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien, wo ſie bald bloß plünderten und zerſtörten, bald auch neue Reiche ſtifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Leſen in ſeine Füße auflöſen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende ſtärkere oder ſchwächere Betonung und Zeitdauer gibt und zugleich jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne beſondere Rückſicht auf den Inhalt des Verſes.

Scapulier (Scapularium) iſt ein Theil eines Mönchskleides, welches aus zwei Stücken Tuch beſteht, von denen das eine die Bruſt, das andere aber den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religioſen auf die Erde.

Scaramutz (ital. Scaramuccia) war einer von den grotesken Charakteren der italieniſchen Bühne, welcher ungefähr ums

Jahr 1680 an die Stelle des alten ſpaniſchen Capitains trat, ganz ſchwarz in ſpaniſcher Tracht, wie ſie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Perſonen gebräuchlich war, ging, und den Aufſchneider abgab, der aber am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. In Frankreich wurde er auch noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Aleſſandro), Ritter, Capellmeiſter am neapolitaniſchen Hofe, war im J. 1650 zu Neapel geboren. Die Geſchichte dieſes ausgezeichneten Mannes iſt wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Ruhm der Kunſt und das Oberhaupt der Componiſten, und Haſſe ſagte von ihm, daß in Hinſicht auf Harmonie er der größte Meiſter Italiens ſey; Jomelli ſah ſeine Kirchenmuſik als die beſte in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Cariſſimi erzogen wurde. Im J. 1680 wurde er bayriſcher Hofcomponiſt; hier ließ er italieniſche Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Reſt ſeiner Tage ruhig zu Neapel und beſchäftigte ſich mit der Bildung junger Muſiker. Der berühmte Haſſe verdankte ihm ſeine umfaſſenden Kenntniſſe in der Muſik. Im J. 1725 fand Quanz ihn zu Neapel; er componirte ungeachtet ſeines hohen Alters noch für die Kirche, und ſpielte trefflich die Harfe. Scarlatti hat eine große Menge von Motetten, Meſſen und Oratorien componirt. Man ſchätzt die Zahl ſeiner Meſſen auf zweihundert. Ein Privatmann zu Neapel verſicherte Quanz, daß er vierhundert Stück von Scarlatti's Compoſition beſitze. Die Oper La Principessa fedele wird allgemein als ſein Meiſterwerk angeführt. Scarlatti war der erſte, der obligate Recitative anbrachte. Auch erſchien das Da capo zuerſt in ſeiner 1693 aufgeführten Teodora. Seine Cantaten hat Durante als Duetten arrangirt. Sacchini lehrte danach im Conſervatorio del Oſpedaletto zu Venedig und am Ende jeder Lection küßte er ehrfurchtsvoll das Buch, das ſie enthielt.

Scarpa (Antonius) einer der berühmteſten Anatomen des 18ten Jahrhunderts, lehrte die Zergliederungs- und Wundarzneikunſt auf der Univerſität zu Pavia. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind die bekannteſten 1. Anatomicae observationes de structura fenestrae rotundae auris; Mod. 1772. 2. De nervorum gangliis et plexubus. 3. De auditu et olfactu. Pav. 1789 in fol.

Scarron (Paul), ein ſehr bekannter burlesker Dichter der Franzoſen, war der Sohn eines Parlamentsraths, und wurde 1610 oder 1611 zu Paris geboren. Sein Vater zwang ihn zum geiſtlichen Stande, er gehorchte, lebte aber ſehr weltlich geſinnt. Als er 24 Jahre alt war, machte er eine Reiſe nach Italien, wo er ſich allen Vergnügungen ergab. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris ſetzte er ſeine Lebensart fort. 1638 beſuchte er das Carneval zu Mans, wo er Canonicus war, und als er ſich eines Tages in einen Wilden verkleidet hatte, wurde er von allen Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Moraſt fliehen, wobei er ſich heftig erkältete, und von einer dadurch erfolgenden Nervenkrankheit faſt an allen Gliedern gelähmt wurde. Trotz dieſer Leiden behielt er ſeinen fröhlichen Sinn bei; er ließ ſich wohnhaft zu Paris nieder, und machte durch ſeine Luſtigkeit und die Annehmlichkeit ſeiner Geſellſchaft die geiſtvollſten

Perſonen des Hofes und der Stadt ſich zu Freunden. Als ſein Vater geſtorben war, hatte er einen Prozeß mit ſeiner Stiefmutter, den er, obgleich es ſein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weiſe betrieb und verlor. Frau von Hautefort, ſeine Freundin, durch ſein Unglück gerührt, ſtellte ihn der Königin vor, und der Dichter bat dieſe: „ſich ihren Kranken von Amts wegen nennen zu dürfen.“ Die Fürſtin lächelte, und Scarron, der dies als Einwilligung annahm, unterſchrieb und nannte ſich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden, unwürdiger Kranker der Königin. Um ſich dieſes Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Penſion von 500 Rthlrn. gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als Scarrons Mazarinade und ſein Typhon erſchienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Jetzt wandte unſer Dichter ſich an die Prinzen von Condé, deſſen Siege er beſang, und an den Coadjutor von Paris. Seine Verheirathung mit Franciska d'Aubigné (nachmaliger Marquiſe von Maintenon) vermehrte ſeine Lebensfreuden vielleicht, verbeſſerte aber nicht ſeine Glücksumſtände. Als der Notarius ihn fragte, was er ſeiner Gattin für ein Witthum ausſetzen wolle, antwortete er: der Name der Gemahlinnen von Königen ſtirbt mit ihnen; aber die Gattin Scarrons wird ewig leben. Übrigens hatte dieſe Heirath doch einen vortheilhaften Einfluß auf Scarrons Sitten und Unterhaltungen, welche durch die Sittſamkeit ſeiner Frau manches von ihrer vorigen Indecenz verloren. Scarron lebte aber ſo unwirthſchaftlich, daß er bald in ſehr dürftige Umſtände gerieth. Er verlangte jetzt mit Trotz und Unverſchämtheit ſeine Penſionen, wodurch er ſeine Lage noch verſchlimmerte. Seine Schauſpiele, die er ſchrieb, wurden nunmehr ein Erwerbszweig für ihn, obgleich er ſich wenig um die Regeln dramatiſcher Dichtkunſt bekümmerte. Ariſtoteles, Horaz, Plautus und Terenz würden ihm bange gemacht haben, und daß ein Ariſtophanes jemals gelebt habe, wußte er vielleicht gar nicht. Es war damals an der Tagesordnung bei den Franzoſen, die ſpaniſchen Dichter zu plündern, und Scarron, welcher ihre Sprache verſtand, erndtete daher nach Herzensluſt auf Feldern, die er nicht beſäet hatte. Sein Luſtſpiel Jodelet maître wurde übrigens mit dem meiſten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Chriſtine von Schweden würdigte unſern Dichter ihres Beifalls, und erlaubte ihm, ſich ihren Roland zu nennen. Dieſer Ehre genoß er aber nicht lange. Er wurde von einem heftigen Halskrampf befallen, ſo daß man jeden Augenblick ſeinen Tod befürchtete. „Wenn ich wieder geneſen bin, ſagte Scarron, dann werde ich eine ſchöne Satire gegen das Schlucken machen.“ Seine Hausgenoſſen und Verwandten vergoſſen Thränen an ſeinem Sterbebette. „Kinderchen,“ rief er ihnen zu, „ich werde Euch nie ſo viel zu weinen machen, wie ich Euch zu lachen gemacht habe!“ und ſtarb den 14ten October 1660. Seine traveſtirte Äneide in 8 Büchern und ſein komiſcher Roman, von welchen die erſtere durch Moreau de Braſey fortgeſetzt, der letztere aber verdeutſcht iſt (Scarrons komiſcher Roman, 3 Bände, Reval 1782, 8.) ſind unter uns am bekannteſten geworden. Der letztere zeichnet ſich durch originelle Charaktere, komiſche Laune, Raſchheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch vermiſchte Gedichte, Lieder, Oden, Epiſteln, Stanzen u. ſ. w. geſchrieben. Seine Werke ſind von Bruzen la Martinière geſammelt 1737 zu Paris in 10 Duodezbänden herausgegeben. N. P.

Scene, ſ. Schauſpiel.

Schachſpiel. Unter allen den unzähligen Spielen des höhern Alters gibt es keines, das ſo alt, ſo verbreitet, ſo geachtet, ſo ſchwierig, ſo geiſtreich zugleich wäre. Im letztern Betrachte kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Dem Zufall iſt hierbei nichts überlaſſen, ihm, der bei allen Spielen den Hauptcharakter macht. Nur Ueberblick, Klugheit, Vorſicht, entſcheiden in ihm den Sieg, und ſo iſt es mindeſtens das edelſte, des denkenden Mannes würdigſte Spiel, während es dem Jüngling Gelegenheit gibt, die Hitze der Leidenſchaft zu mäßigen, Geduld, Umſicht, Urtheilskraft, Faſſung zu üben. Es iſt, ſagten wir, das älteſte Spiel, wenigſtens behaupten die Chineſen es ſchon 200 Jahre vor unſerer Zeitrechnung gekannt zu haben; es iſt, wollen wir ſelbſt dies bezweifeln, doch mindeſtens ſchon im 6ten Jahrhundert aus Indien nach Perſien gekommen, und hat ſich von da durch die Araber und die Kreuzzüge *) über die ganze alte Welt verbreitet, ſo daß jetzt kein Land in allen fünf Welttheilen mit einiger Cultur, einheimiſcher oder europäiſcher dahin verpflanzten, iſt, wohin es nicht, mit einigen bald weſentlichen bald unweſentlichen Abänderungen, gekommen wäre. Allgemein verbreitet in den höhern, mittlern und niedern Ständen iſt es vorzüglich im ganzen Morgenlande, in Aſien, wo es in China, oder, wie eine andre Sage geht, in Indien erfunden iſt. Die ganze Zuſammenſetzung und Benennung der Hauptſteine beweiſ't dies. Die heilige indoſtaniſche (Sanskrit-) Sprache nennt es Schthrantſch, ein Wort, das die Haupttheile eines (dortigen alten) Heeres, Elephanten, Fußvolk, Wagen **), Pferd, anzeigt. Es verdrängte jedoch dieſe Benennung der perſiſche Name Shah, Schach (König), der dem Spiel in allen Sprachen geblieben iſt. (Echecs, Cheß, Stacho, Xaque, Escaque, Szache, Eskakes nennen es die Franzoſen, Engländer, Italiener, Portugieſen ꝛc.) Es wird das Schachſpiel gewöhnlich von zwei Perſonen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Quadrate geſpielt, ſo daß jeder auf den ihm zunächſt ſtehenden 16 Feldern in der vordern erſten Reihe derſelben acht ſogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Die Namen aller dieſer Steine mit Ausnahme des Königs, ſind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verſchiedenen Völker ſehr verſchieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vizier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzoſen ꝛc. als Ritter, Reiter, die Läufer werden in England zum Biſchof, in Frankreich zum Narren (Fou) gemacht; urſprünglich waren ſie Elephanten, mit Reiſigen verſehen; die Thürme ſind urſprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemein gewöhn-

*) Der Roman der Tafelrunde kernt es ſchon, und 1477 erſchien die erſte Ueberſetzung eines im 13ten Jahrhundert erſchienenen lateiniſchen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

**) Nämlich Streit- oder Sichelwagen.

liche Namen Rochen, aus dem Indiſchen Roch oder roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unſern Vorfahren Wenden; ein charakteriſtiſcher Zug, die Herabwürdigung dieſes Slavenſtamms, von den Deutſchen unterjocht, zu beweiſen. Die als Spieler und Schriftſteller berühmteſten Schachſpieler waren der Herzog von Braunſchweig, Auguſt, im 17ten Jahrhundert; (unter dem Namen Guſtav Selenus, gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerſt ſelten iſt), Philidor, in London vorzüglich 1780-1790 berühmt geworden; Gioacchino Greco bereits in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, iſt Kochs Codex der Schachſpielkunſt als das umfaſſendſte und deutlichſte Werk zu empfehlen. Es erſchien in der 2ten Auflage 1813-1815 in Magdeburg bei Heinrichshofen. — Unter den niedern Ständen iſt dies Spiel in Deutſchland nicht ſehr gewöhnlich, doch iſt es merkwürdig, daß ſich das Dorf Ströpke, Ströbek, in der Nähe von Halberſtadt durch eine bedeutende Fertigkeit ſeit wenigſtens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon beſtimmt angeben könne. Wahrſcheinlich iſt es, daß ein Biſchof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute der eignen Liebhaberei wegen damit bekannt, und dann ſpäterhin deßhalb und unter dieſer Bedingung von manchen Abgaben freigemacht hat. — Ungewöhnlicher iſt das Schachſpiel unter dreien und unter vier Perſonen. Eben ſo ſelten, und zugleich ungemein ſchwierig ſind das daraus entſtandene Curierſpiel auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zuſammengeſetztere Kriegsſpiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (ſ. d.) eine Maſchine in Geſtalt eines Türken verfertigt, die ſich durch ihr richtiges und ſicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der erſten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand ſie ſich noch 1809 zu Wien, von wo ſie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an ſie, wie faſt alle, verlor. *r.

Schacht iſt im Bergbau eine Öffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens, oder oben herunter durch das Gebirge oder Geſtein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Geſtein ohne metalliſchen Gehalt) gefördert werden, ſo heißt er ein Förder- oder ein Ziehſchacht. Wird in einem Schacht eine Waſſerhebungsmaſchine gebaut, ſo nennt man ihn Kunſtſchacht. Durch einen Fahrſchacht fährt man ein und aus, oder ſteigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einſturz zu ſichern, werden ſie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schad (Johann Baptiſt), Doctor der Philoſophie zu Jena, ehemaliger Benedictiner zu Banz, wurde 1758 zu Mürsbach im Itzgrunde zwiſchen Bamberg und Coburg geboren. Seine Ältern trieben Ackerbau, Bäckerei und Schenkwirthſchaft, waren ſehr ehrliche, tugendhafte Leute, aber im höchſten Grade bigott catholiſch. Überdies waren ſie arm, hatten elf Kinder, und konnten daher an die Erziehung derſelben wenig wenden. Dennoch wünſchte der Vater, daß dieſer Sohn ein Geiſtlicher werden ſollte. Schon frühe las Schad die abergläubiſchſten Bücher und Legenden, die er nur

bekommen konnte, und an denen die catholiſche aſcetiſche Literatur ſo reich iſt. Von ſeinem Vater wurde ihm von Kindheit auf unerſchütterlicher Glaube an die Lehren der catholiſchen Kirche und Ketzerhaß als Mittel zur Seligkeit anempfohlen; aber eben ſo eifrig wurde er ermahnt, nie Jemanden Unrecht zu thun, und auch ſelbſt den vermeintlichen Ketzern Gutes zu erzeigen, wo er nur könnte, weil ſie ewig verdammt würden, und alſo bloß in dieſer Welt glücklich ſeyn könnten. Ein zu Mürsbach wohnender catholiſcher Pfarrer, ein überaus wohlthätiger und rechtlicher, aber gleichfalls ſehr bigotter Mann, wirkte durch Lehre und Beiſpiel auf den jungen Schad, impfte aber zugleich durch den Religionsunterricht, welchen er ihm ertheilte, den Aberglauben und Ketzerhaß noch tiefer bei ihm ein, ſo daß dem Knaben die Namen Ketzer, Lutheraner und Teufel Eins wurden. Als er neun Jahr alt war, brachte ſein Vater ihn nach der berühmten Benedictinerabtei Banz im Bambergſchen, wo er als Discantiſt aufgenommen wurde. Hier bekam er von dem Chordirector einigen Unterricht im Lateiniſchen, und weil die Lehrmethode des Chordirectors ſo unzweckmäßig war, daß Schad nichts begreifen konnte, barbariſche Schläge. Übrigens wurden ihm die Klosterherrlichkeiten als das Paradies auf Erden, und als der gewiſſe Weg zum Himmel geſchildert. Obgleich Schad hier täglich die verführeriſchſten Beiſpiele in Rückſicht der Völlerei und Unmäßigkeit, beſonders an einem Pater Placidus Sprenger, der als einer der erſten Aufklärer und Gottesgelehrten des catholiſchen Deutſchlands von den proteſtantiſchen Theologen verehrt wird, vor ſich ſah, ſo ließ er ſich doch zur Nachfolge nicht hinreißen. Das Gepränge religiöſer Ceremonien aber, welches er täglich, beſonders an hohen Feſttagen ſah, gaben der Phantaſie des von Schwärmereien befangenen Jünglings immer mehr Nahrung. Vorzüglich vermehrte die ſchöne Kirchenmuſik und der Chorgeſang, verbunden mit der Leſung abenteuerlicher Legenden der Geiſtlichen, Schads Neigung für den Mönchsſtand. So weit Schad in allen übrigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen während dieſes frühern Aufenthalts zu Banz zurückblieb, ſo große Fortſchritte machte er doch in der Muſik, ja er fing ſelbſt an, Stücke zu componiren, in denen Kenner keine Fehler fanden. In ſeinem 14ten Jahre kam er nach Bamberg, um daſelbſt die Humaniora zu ſtudiren. Das Gymnaſium und die Univerſität waren erſt mit Jeſuiten, und nach Aufhebung derſelben, mit ihren Schülern beſetzt, ſo daß Schad einer durchaus jeſuitiſchen Bildung genoß. Hier erwachte der Ehrtrieb in ihm, und durch ſeine muſikaliſchen Talente, und ſeine raſchen Fortſchritte in wiſſenſchaftlicher Rückſicht gewannen ihm viele und angeſehene Freunde, die ihn mit Geld großmüthig unterſtützten, ſo daß er ſelbſt ſeiner armen Mutter und ſeinen Geſchwiſtern etwas abgeben konnte. Das Ziel ſeines Strebens blieb indeſſen auch hier Mönchsheiligkeit und Gelehrſamkeit. Er lebte daher in Bamberg äußerſt eingezogen, und ſeine Zeit war zwiſchen der Lectüre der Claſſiker und der Muſik getheilt. Wir müſſen uns wundern über den ſo hohen Grad ſeiner Befangenheit, daß die Leſung der claſſiſchen Schriftſteller ihm nicht früher ſchon eine freiere Anſicht geben konnte! Nach einem 6jährigen Aufenthalte zu Bamberg beſtimmte er ſich anfangs zum Stande der Weltgeiſtlichen. Als aber ein natürlicher Trieb — er war jetzt 19 Jahr alt — in ihm erwachte, deſſen Erwachen er für den ſchrecklichſten Vorfall ſei-

nes Lebens hielt, erwählte er das Mönchsleben. Um jenen Trieb zu erſticken, verfuhr er gegen ſich ſelbſt mit den grauſamſten Martern und Peinigungen, die Möncherei und Pfaffenthum erſonnen haben, ja er wandte ſelbſt glühende Kohlen an, ſo daß er beinahe ſeine Geſundheit zerſtörte. Einem Mönch zu Bamberg beichtete er ſeinen Seelenzuſtand, und dieſer rieth ihm das Kloſterleben noch mehr an, als ein Bollwerk gegen alle fleiſchlichen Lüſte. 1778 trat er in das obige Benedictinerkloſter Banz als Novize ein. Dieſes Kloſter, deſſen einzelne Mitglieder, z. B. Placidus Sprenger, ſich bei dem proteſtantiſchen Deutſchland den Anſchein von Aufklärung zu geben ſuchten, wurde in ſeinem Innern von dem verruchteſten finſterſten Mönchsgeiſte beherrſcht. Schads Novizenmeiſter war der wildeſte, ſtupideſte Eiferer, der nichts als blinden Glauben und Gehorſam gegen die Ordensregel predigte. Die entehrendſten Büßungen und eine faſt göttliche Verehrung der Obern — „in denen Chriſtus angebetet werde" — wurden dem unglücklichen Jünglinge auferlegt, Bücher, welche die abenteuerlichſten Ausgeburten des Mönchsgeiſtes waren, wurden ihm zur Leſung gegeben, und ſo gerieth er in eine Geiſtes- und Gewiſſensverwirrung, die bei ſeinem ſonſt hellſehenden Blick faſt unglaublich erſcheint. Schon als Novize ſtürmte er vom Mönchsgeiſte entflammt ſo heftig mit ſelbſt verurſachten Qualen und Bußübungen auf ſich ein, daß er von einer beinahe tödtlichen Nervenkrankheit überfallen wurde. 1779 legte er förmlich die Kloſtergelübde ab, obgleich ihm von der Schweſter des Fürſtbiſchofs zu Bamberg dieſer Schritt ernſtlich widerrathen, und ihr Schloß ihm zum Zufluchtsorte angeboten wurde, wobei ihm dieſe vornehme Frau noch auf eine ſehr gütige Weiſe verſprach, für ſein Glück zu ſorgen. Jetzt ward von den Mönchen Schads Ketzerhaß noch immer mehr entflammt, ſo daß er wünſchte, alle Ungläubige möchten nur Einen Kopf haben, und er das ſelige von Gott auserleſene Werkzeug ſeyn, ihnen dieſen Kopf abzuhauen. So war Schad noch ſieben Jahre ſeines Mönchslebens hindurch von dem ſchrecklichſten Aberglauben befangen, und verbrachte außer ſeinen Studien die Zeit mit Peinigungen, die er ſich ſelbſt oder ſeine Ordensbrüder ihm auferlegt hatten. Seine Geſundheit war durchaus zerrüttet, aber auch ſeine Geiſtesruhe war verloren. Von einer Nervenkrankheit ergriffen, glaubte er dem Tode ſich nahe. Jetzt erſt faßte er Muth, die Richtigkeit ſeines bisherigen Glaubens zu prüfen. So ſchritt er von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr weiter, und Jeſus ward „in ſeinen Augen erſt dann ganz göttlich, nachdem er durchaus menſchlich geworden war." Obgleich ſchon 1788 zu einem hohen Grade der Aufklärung gelangt, entſchloß ſich Schad, ſeinen Kloſterbrüdern zum Nutzen, und um auch dieſe auf eine höhere Stufe der Ausbildung zu heben, noch ferner zu Banz zu bleiben. Als er 1789 in einer Volksſchrift dreiſt dem Volke eine antimönchiſche Moral predigte, und das Volk auf die ſchändlichen Kunſtgriffe und Betrügereien des Mönchsthums aufmerkſam machte, da erwachte der Grimm ſeiner Mitbrüder wider ihn. Er mußte ſchwere, ſelbſt für ſeinen Geſundheitszuſtand nachtheilige Bußübungen verrichten, und wurde ſogar eingekerkert. Der Aufklärer Placidus Sprenger legte bei dieſem letzten Geſchäfte ſelbſt Hand ans Werk. Jetzt wurde er zwar von dem Herzoge von Wirtemberg zum Hofprediger berufen, mußte aber dieſen Ruf nach mehreren ihm ſehr ehrenvollen

Verhandlungen auf Zureden des Fürſtbiſchofs zu Bamberg ablehnen. Späterhin erhielt er einen Ruf nach Straßburg von dem conſtitutionellen Biſchof Brendel zu einer Pfarre von 800 Franken, wobei er zugleich an Eulogius Schneider verwieſen wurde. Dieſen Ruf lehnte Schad mit echtdeutſchem Unwillen ab, aber die Mönche bedienten ſich deſſelben, um ihn bei mehreren Höfen und im Publicum zu verläſtern, ſo daß er ſogar in den Henkeſchen Religionsannalen als franzöſiſcher Freiheitsſchwindler verdächtig gemacht wurde. 1796 machte Schad, von dem damaligen Erbprinzen, jetzigem Herzoge von Sachſen-Coburg, auf die edelſte Weiſe unterſtützt, eine Reiſe durch Sachſen, wozu er die Erlaubniß des Kloſters erhielt. 1797 erwachte in ihm der Gedanke, ſich von dem Kloſterleben zu befreien. Er hatte ſich mit dem Abt Otto zu Banz entzweiet, und dies befeſtigte ſeinen Entſchluß noch mehr, und die Beſchränkung ſeiner literariſchen Thätigkeit brachte ihn aufs Äußerſte. Schad ward, obgleich ſeine Geſundheit zerrüttet war, mit der größten Härte behandelt, und als ihm (12ten November 1798) von einem ſeiner geheimen Freunde (denn den Mönchen war faſt aller Umgang mit ihm verboten) geſagt wurde, daß der Abt ihn noch heute würde ergreifen laſſen, entfloh er in der Nacht (obgleich er ſchon wirklich feſtgenommen war), mit Zurücklaſſung ſeines Eigenthums, beſonders ſeiner bedeutenden Bibliothek, von der er nur weniges retten konnte. Sein erſter Zufluchtsort war Ebersdorf, wo der damalige Graf, jetzige Fürſt, von Reuß, ihn menſchenfreundlich aufnahm und unterſtutzte. Weil aber die Mönche zu Banz auch hier ihm nachſtellten, begab er ſich nach Gotha, und von dort nach Jena, wo er promovirte, und die Freiheit erhielt, über Philoſophie zu leſen. Hier erwarb er ſich übrigens die Liebe ſeiner Zuhörer und die Achtung des Publicums. Er verheirathete ſich, und wurde glücklicher Gatte und Vater. Die Mönche in Banz ſetzten indeſſen ihre Verfolgungen fort, und ſuchten Schad auch bei dem weimarſchen Hofe anzuſchwärzen, der aber zu hellſehend war, um von Läſterungen dieſer Art Kenntniß zu nehmen. Die Redaction der jenaiſchen Literaturzeitung aber, deren Mitarbeiter Schad war, ſchloß ihn auf der Mönche zu Banz und des geiſtlichen Raths Oberthür Angebungen aus, ohne daß jedoch Schad in Rückſicht ſeines häuslichen Wohlſtandes dadurch gelitten hätte. Seine Lebens- und Kloſtergeſchichte (Erfurt 1803, 2 Bände) charakteriſirt ihn als einen Mann von Geiſt und einer ſehr rechtlichen Gemüthsart, und iſt eine der beſten Selbſtbiographien, die wir beſitzen. Zugleich aber gibt dieſes Werk uns einen richtigen Begriff von der Organiſation des catholiſchen Kloſterweſens, und iſt nicht bloß dem Pſychologen, ſondern jedem Freunde einer belehrenden Lectüre zu empfehlen. Außerdem hat Schad mehrere philoſophiſche Werke geſchrieben, von denen wir hier nur anführen: Darſtellung des Fichteſchen Syſtems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie, 3 Bände, gr. 8., Erfurt 1800 bis 1802. Abſolute Harmonie des Fichteſchen Syſtems mit der Religion, gr. 8. Ebend. 1802; Syſtem der Natur und Transcendentalphiloſophie, Landshut 1804; Geiſt der Philoſophie unſrer Zeit, Jena 1800; Grundriß der Wiſſenſchaftslehre, 8., Jena 1800.

Schädellehre iſt die von Dr. Gall (ſ. d. Art.) ſyſtematiſch aufgeſtellte Lehre von der Structur und den Verrichtungen des Nervenſyſtems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im

Schädel eingeſchloſſen iſt, und das Gehirn zuſammenſetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur in ſo fern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieſer ſich nach ihm formt. Noch weniger darf ſie für eine Phyſiognomik angeſehen werden, obgleich ſie als Phyſiologie des Gehirns ſich ſehr fruchtbar auf Phyſiognomik, ſo wie auf Pädagogik und Arzneikunde anwenden läßt. Die Entſtehung der Lehre iſt bei der Biographie des Autors ſchon berührt. Kurz vor ſeinem Tode hat derſelbe zu Paris, durch ein eignes Werk (Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier) ſeine Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele Kupfer erläutert. Die Hauptpunkte ſeiner Lehre ſind folgende: Das Gehirn iſt dasjenige Organ, wodurch die geiſtigen Thätigkeiten des Menſchen vermittelt werden. Wodurch ſie an und für ſich hervorgebracht werden, gehört nicht hieher, denn die abſolute Intelligenz iſt kein Gegenſtand der Naturforſchung, ſondern die Art und Weiſe, wie ſie als vitale Erſcheinung in dem Menſchen beſtehe. Sie bedarf als Handlung eines Organs, und hat außer dem geiſtigen Charakter noch einen empiriſchen. Das Gehirn, als ein ſolches Organ, iſt aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in ſeiner ganzen Maſſe thätig, ſondern ſo wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jede beſondre Function im Körper einen beſondern Nerven als Werkzeug hat, eben ſo gehört jeder qualitativ verſchiedenen Denkverrichtung eine abgeſonderte Gehirnportion als Organ, wodurch ſie erſt möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge ſeiner Maſſe ſteht mit der Intenſität der in dieſem Organe auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältniſſe. Der Rüſſelnerve des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. Das Geſetz gilt auch in andern Theilen. Starke Muskeln zeigen von vieler Muskelkraft, die weite Naſe des Hundes von ſeinem feinen Geruche ꝛc. Anſtrengung und Übung bringt nicht nur Fertigkeit in die Organe, ſondern ſie vergrößert auch ihre Maſſe. Deßhalb zeigt ein an Maſſe größeres Gehirn die Möglichkeit eines intenſivern Denkvermögens im Allgemeinen an. Comparative Gehirnanatomie beſtätigt dieſen Satz durch die ganze Thierreihe. Je mehr ein Thier Gehirn hat, deſto mehr kann es Fähigkeiten und Neigungen entwickeln, d. h. die größere Menge des Gehirns iſt durch eine größere Summe einzelner Organe gegeben, die wieder eine größere Quantität verſchiedner Fähigkeiten zulaſſen. Nur bei Vergleichung zweier Thiere derſelben Art, die alſo gleiche Organe haben, wird das größere Gehirn eine geſteigerte Ausbildung derſelben Organe und der durch ſie bedingten Fähigkeiten annehmen laſſen. Der Menſch beſitzt, im Verhältniſſe zu ſeinem übrigen Körper, das größte (aus den mehrſten Theilen zuſammengeſetzte) Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm ſind alſo weit mehr Organe vorhanden, als in allen Thieren, er trägt in ſeinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, ſondern er beſitzt noch außerdem andre, den Thieren fehlende. Daher laſſen ſich aus dem menſchlichen durch Hinwegdenken einzelner Gehirntheile die Schädel aller übrigen Thiere conſtruiren, und wenn man zu einem Thierſchädel die fehlenden Theile zuſetzt, ſo entſteht ein Menſchenſchädel daraus. Die Menſchenſchädel zeigen aber unter ſich, ſowohl in der Menge ihres Gehirns,

als in der Vergrößerung einzelner Punkte, große Verſchiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der beſſere Kopf ſich (wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Punkte deſſelben, alſo) durch größere Gehirnmaſſe auszeichnet. In der Jugend, als der Entwickelungsperiode und Bildungszeit der ſchlummernden Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, ſo drängt ſich das Gehirn hervor, und kann durch Aufſetzung des Deckels nicht wieder in dieſelbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel iſt dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. (Es verſteht ſich übrigens dieſes alles nur bei geſunder Organiſation.) Auch einzelne Gehirnportionen vergrößern ſich in der Jugend, die Stirne eines zweijährigen Kindes iſt weit gewölbter als die eines halbjährigen u. ſ. w., und dieſes Hervortreten verbreitet ſich bei zunehmendem Kindesalter immer weiter und um ſo ſtärker, je mehr durch Erziehung und Übung die Fähigkeiten geweckt, d. i. die Organe angeſtrengt werden. — Die Verrichtungen beſtimmter Gehirntheile ſind von einander nummeriſch verſchieden, und behaupten ſich in wechſelſeitiger Unabhängigkeit, ſo wie auch die ihnen vorgeſetzten Gehirntheile ſelbſt durch beſtimmte und eigenthümliche Formen ſich unterſcheiden. Rückſichtlich der Sinne war dieſes Geſetz längſt vor Gall bekannt, aber ſeine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hat Gall zuerſt gemacht, und dadurch die Verwirrung in der empiriſchen Pſychologie um vieles gehoben. Vor ihm wurden mehrere qualitativ verſchiedene Thätigkeiten des Denkvermögens nur für quantitativ oder graduell verſchieden angeſehen, ſo wie viele graduellen Verſchiedenheiten für qualitativ verſchiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Scharfſinn, Verſtand ſtanden neben einander als Seelenkräfte, da ſie jedoch nichts als verſchiedene Stufen der Entwickelung von den Geiſteseigenſchaften ſeyn können. Es fängt das Organ ſeine Ausbildung auf der niedrigſten Stufe mit Erlernungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine zweite Stufe gibt Beobachtung, eine höhere Production und Beurtheilung (Verſtehen) des erkannten Stoffes. Hinwiederum erklären ſich aus der richtigen Unterſcheidung mehrerer unabhängiger Seelenvermögen und ihrer beſondern Organe im Gehirn: wie in den verſchiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwickelung des einen Vermögens und Zurückſinken des andern Statt finden kann; wie durch Verletzungen beſtimmter Hirnſtellen nur beſtimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgeſetzte Anſtrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, bisher ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnißvermögen, Bezug hat, muß eben ſo auch von den Neigungen, d. i. dem Begehrungsvermögen, geſagt werden. Es exiſtiren für ſelbige ebenfalls Organe im Gehirn. Das Gehirn iſt ein Convolut von Organen. Man muß ſich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorſtellen, wo Rückenmark und Gehirn zuſammenſtoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, ſehr leicht getödtet wird.

Ein Theil der Nervenmaſſe geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers, und zertheilt ſich endlich vollſtändig in Nervenfäden. Die zweite Portion ſteigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Äſte zum kleinen Hirn, und verbreitet ſich ſtrahlenförmig in der ganzen Maſſe des großen, oder ſetzt dieſes vielmehr ſelbſt zuſammen, indem ſie an vier Orten Zwiſchenräume (Gehirnhöhlen) läßt, die während der Geſundheit mit etwas Feuchtigkeit angefüllt ſind, und durch welche Adergeflechte gehen. Die Vielſeitigkeit in den Verrichtungen iſt durch eine eben ſo große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargeſtellt. Denn die ſtrahligen Markverbreitungen endigen ſich auf der Oberfläche der Hirnhemiſphären in mannichfaltigen Windungen, indem ſie nach und nach ihre markige Beſchaffenheit verlieren, und in eine graue Rindenſubſtanz übergehen. Während dieſes Überganges dehnt ſich die Hirnmaſſe in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; dieſe Fläche iſt in jene Windungen knaulförmig zuſammengewickelt, doch ſo, daß ſie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch ſich dann von ſelbſt aus ihren Windungen entwickelt, ſobald beträchtliche Waſſeranſammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns ſind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmaſſe läßt ſich in zwei durchaus gleiche Hälften ſpalten und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnſchwiele) Statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinſchaftlichen Bewußtſeyn beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Deßhalb iſt bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Function der zweiten noch möglich, ſo wie eine Niere, ein Hode fehlen kann, ohne daß weder die Urinabſonderung, noch die Zeugungskraft völlig unterdrückt iſt. So wie jedoch bei allen doppelten Organen (den Augen, Händen ꝛc.) eins jedesmal ſtärker iſt, ſo ſind die Organe der einen Hirnhälfte ebenfalls thätiger, ausgebildeter und größer. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn verſehenen Thieren zukommen (ſolche, die mehr auf Energie und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Baſis des Schädels zu; ſo wie aber das Gehirn ſich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, ſo finden ſich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergeſtalt gibt ſich die Vergrößerung einzelner Hirnpartien durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält ſich der Schädel leidend, d. h. ſeine Form wird durch die Beſchaffenheit der Gehirnoberfläche erſt beſtimmt, er drückt im geſunden Zuſtande nicht auf das Gehirn. Denn ſchon iſt im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel ſich bildet; es iſt dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Sonach legt ſich die Knochenmaſſe gleichmäßig an die Fläche der Hirnhaut an. Und da jeder Theil des Körpers nur durch immerwährende Zerſtörung und Bildung beſteht, ſo wird auch die ſpäter erzeugte Schädelmaſſe jederzeit mit der Gehirnoberfläche parallel laufen. Die Schädelknochen beſtehen beim Erwachſenen aus zwei Tafeln, zwiſchen denen eine markige Diploe liegt. Man könnte demnach glauben, es richte

ſich nur die innere Tafel nach dem Gehirn; doch dem iſt nicht ſo. In der Jugend, wo noch keine eigentliche Diploe vorhanden iſt, ſind beide Tafeln füglich als eine anzuſehen, und von dem Lebensalter an, wo die Diploe erſcheint, bis zum vierzigſten Jahre, lehren die Beobachtungen einen parallelen Verlauf beider Tafeln, welcher aus der ſich immer gleichbleibenden Stärke der Diploe reſultirt, die beide Platten immer gleich weit von einander entfernt hält, krankhafte oder verletzende Einflüſſe abgerechnet. Daraus ergibt ſich ebenfalls der parallele Verlauf der äußern Schädelfläche mit der des Gehirns, welcher bis auf folgende Stellen richtig gefunden wird: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. Dieſe Stellen ausgenommen, wird man am ganzen Schädel im Stande ſeyn, die Erhöhungen einzelner Stellen des Gehirns außen durch Geſicht und Taſten wahrzunehmen. Genaue und fortgeſetzte Beobachtung und Vergleichung der Menſchen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf ſehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen ſchließen laſſen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt ſind (Wielands Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, ſondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menſchen in ihren verſchiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomiſch-phyſiologiſche Unterſuchung des Gehirns und vorzüglich comparative Anatomie mit Rückſicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologiſche Beobachtungen an Gehirn- und Geiſteskranken, als an Cretinen, Blödſinnigen, Wahnſinnigen, Menſchen mit Verletzungen am Gehirne ꝛc. müſſen als die Stützen der Schädellehre angeſehen werden. Durch eine Menge ſolcher Beobachtungen und Arbeiten iſt es Gall gelungen, die Orte der Gehirnpartien für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufzufinden. Daß dieſe, in ſo fern ſie außen erkannt werden können, nur ſolche ſind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, iſt von ſelbſt klar; eine Menge andrer in der Tiefe und Mitte gelegener laſſen ſich zwar jetzt ſchon vermuthen, aber ſich erſt durch fortgeſetzteres Studium erkennen. Was die einzelnen Organe betrifft, ſo nennt Gall denjenigen Fortſatz zum verlängerten Marke, als **Organ der Lebenskraft**, welcher ſich in jedem Gehirn findet, und der bei gehirnten Thieren von niedriger Organiſation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt ſich auf die Stärke dieſes Organs ſchließen. Alle Thierarten mit Geſchlechtsunterſchied beſitzen neben andern Hirnpartien zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen ſchloß Gall, das **kleine Gehirn ſey das Organ des Geſchlechtstriebes**; ſeine Stärke gibt ſich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender iſt. Über und hinter den Ohren iſt bei fleiſchfreſſenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfreſſenden fehlt; er nennt ſie **Würgſinn**. Im Keilfortſatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptsloche befindet ſich eine Schädelgrube, die durch das Organ des **Lebenstriebes** ausgefüllt wird. Über dieſen Organen ſind die Nerven

der Sinne gelagert. In der Nähe des verlängerten Marks befinden ſich noch die olivenförmigen, die vordern und hintern pyramidaliſchen Körper nebſt der Schreibfeder, über deren Beſtimmung ſich noch nichts gewiſſes ergeben hat. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit ſeinen Wölkungen, Einſchnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, ſo daß ſie die Stellung derſelben verſchieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterſcheidet hier den Sachſinn gleich über der Naſenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortsſinn, der ſich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und ſeinem Inhaber die Fähigkeit gibt, ſich in Gegenden, Wegen, aſtronomiſch am Himmel leicht zu orientiren; den Wortſinn, das Vermögen, Worte, Terminologien ꝛc. zu faſſen, in der hinterſten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Klotzauge wird; den Sprachſinn, der ſich durch Einſicht in den Sprachbau auszeichnet, und durch Herabſenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, ſo daß er Schlappaugen macht; den Tonſinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlenſinn, der dem Menſchen ausſchließend zukommt, und an einer tiefen Herabſenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, ſo daß dadurch die Stirn faſt viereckig wird. Etwas neben dem Tonſinne nach innen ſteht der Farbenſinn. Iſt aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Queraxe des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), ſo verräth das Perſonenſinn, d. i. die Fähigkeit andre Menſchen, ſie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Äußeres haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. Höher an der Stirn trägt der Menſch die Organe, welche ſeiner Gattung ausſchließend zukommen und den Vorzug ſeiner Menſchennatur ausmachen. Sie geben Aufſchluß und Berichtigung über die camperſchen Beſtimmungen der Geſichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geiſtesſtärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geiſteskräften. Bei ſehr jungen Kindern, in dem Alter, wo ſich das Auffaſſungsvermögen (Beobachtungsgeiſt) zu regen anfängt, ſo wie bei ausgezeichneten Beobachtern, iſt die verticale Stirnhöhe kugelich gewölbt. Die philoſophiſche Speculation zeigt ſich in der Mitte der Stirn an ihrem höchſten Punkte, die populäre Beredſamkeit etwas unter derſelben, der Witz offenbart ſich durch die zwei hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirne, drückt ſich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grauſamkeit durch die Abweſenheit derſelben; hinter derſelben zeigt eine fortgeſetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatiſch, myſtiſch, religiös, poetiſch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnath, ſtrebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darſtellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als ſie ſelbſt, neben dem Zahlenſinne, drückt der Kunſtſinn, die Anlage zu mechaniſchen Fertigkeiten ſich durch eine Erhöhung des Schädels aus;

weiter nach hinten, nach den Ohren zu un über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, die, wenn ihr die Unterſtützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn ſie im hohen Grade vorhanden iſt, zum Diebsſinne ausartet. Dieſer erzeugt dann ein Vergnügen an dem liſtigen Entwenden eines Gegenſtandes, nicht an dem Beſitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo ſich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtſinn zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortſatze zu findet ſich die freundſchaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgſinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit ſteht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundſchaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberſtehenden gezogen, durchſchneidet die Ältern- und Kindesliebe; über dieſer nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte gränzt an die Beharrlichkeit der Höheſinn, der phyſiſch (die Gemſe, den Steinbock) zum Steigen treibt, moraliſch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Die genauere Bezeichnung der Organe, ihre Gränzen, Ausdehnung, die wichtige Geſchichte ihrer Entdeckung, ihre Nachweiſſung an verſchiedenen Schädeln ſolcher Thiere, die den Beſitz der verſchiedenen Organe durch beſondre Triebe und Fähigkeiten beurkunden, ſind in dem Werke des Autors dieſer Lehre ſelbſt zu finden. Hier nur noch die Bemerkung, daß die Lehre zwar aus der angebornen größern Maſſe des einzelnen Organs die ſchnellere oder überwiegende Entwickelung ſeiner Fähigkeit oder Neigung feſtſetzt, daß dieſe Maxime aber weder zum Materialismus führt, noch die Willensfreiheit, noch die Möglichkeit läugnet, die Richtung des Geiſtes und Gemüths durch Erziehung zu beſtimmen. Da ſie vielmehr, der Erfahrung zufolge, die durch Natur nicht gegebne überwiegende Größe eines Organs durch lange Übung erſetzen lehrt, auch zeigt, wie durch den Einfluß edlerer Organe ſich die Neigung veredelt, die ſonſt ſich ſelbſt überlaſſen in Rohheit ausartet, ſo deutet ſie den Weg ſehr vollſtändig an, welchen die Erziehung zu nehmen habe, um die Willensfreiheit zu befeſtigen. Denn dem Menſchen iſt dieſe durch die große Menge von Organen gegeben, mit deren Thätigkeit er abwechſeln kann, ſo daß er im Stande iſt, die nach ſeiner Überzeugung ſchlechtere Neigung dadurch zu unterdrücken, daß er eine beßre an ihrer Stelle hervorruft. Abſolute Ruhe iſt nur im Schlafe möglich, bei dem wachenden Menſchen, ſo wie beim Thiere, iſt jederzeit wenigſtens ein Organ thätig; hat die Erziehung ihm die Herrſchaft über ſeine Organe gegeben, daß er ſie nach Willkür in Thätigkeit und Ruhe verſetzt, ſo iſt er frei, ſteht dieſe Abwechſelung ihm nicht zu Gebote, ſo gleicht er dem Thiere, das inſtinctmäßig, unaufhaltſam der Sclave ſeiner Neigung wird. Dieſe Anſichten ſind durch Erfahrung und phyſiologiſche Organologie (eine Lehre, die ſich ſonſt nur auf die mehr in die Sinne fallenden Organe, keineswegs aufs Gehirn bezog) gegeben, und ſchließen ſich unmittelbar an die Pſychologie an. Sie verknüpfen alſo die Realität der Menſchennatur mit der ſpeculativen Anthropologie, und haben ganz beſonders ihren Werth auf dem unterſten Standpunkte der empiriſchen Philoſophie, von welcher alle höhere, wenn ſie zuverläſſig ſeyn ſoll, erſt ausgehen kann. Endlich wird

ſich daraus von ſelbſt ergeben, daß die Cranioſcopie oder Schädelphyſiognomik nur ein Nebenzweig der aufgeſtellten Lehre iſt, die bei den vielen Schwierigkeiten, welche ſich ihr entgegenſtellen, noch die Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit an ſich trägt. F.

Schaden, darunter verſteht man jeden Verluſt von etwas, worauf man ein Recht hat. Schadenerſatz iſt die Vergütung des erlittenen Schadens. Juriſtiſch betrachtet, kann der Schaden ſeyn: 1. ein poſitiver, d. h. ein ſolcher, der eine Entziehung oder Verſchlechterung deſſen, was wir wirklich ſchon beſitzen; oder ein privativer, d. h. ein ſolcher Schaden, der eine Entziehung oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden Gutes enthält. Ferner wird der Schaden eingetheilt in doloſen, d. i. ein auf widerrechtliche Weiſe mit Vorſatz zugefügter Schaden; dieſer muß ohne Unterſchied, ſelbſt dann vergütet werden, wann vorher ein Vertrag, daß kein Schadenerſatz Statt finden ſolle, geſchloſſen war; nur wenn ein ſolcher Vertrag nach erfolgter Kenntniß des Beſchädigten von dem erlittenen Schaden geſchloſſen wird, ſo findet keine Vergütung Statt; 2. in culpoſen Schaden, der durch Nachläſſigkeit angerichtet wird. Die Juriſten nehmen drei Grade der Nachläſſigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die geringe (c. levis), und die geringſte (c. leviſſima). Der mittlere Grad der Nachläſſigkeit wird wieder in die concrete (culpa levis in concreto), und in die abſtracte (c. levis in abstracto) abgetheilt. Die erſtere Art der beiden letztern findet Statt, wenn Jemand nicht die Aufmerkſamkeit in Rückſicht Andrer beweiſ't, welche er in ſeinen eignen Angelegenheiten anwendet, um ſeinen Schaden zu verhüten. Die zweite Art iſt das Gegentheil hievon; 3. theilt man den Schaden in zufälligen (d. casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterſchied a) des rein zufälligen damni mere casualis) und b) des gemiſcht zufälligen (damni mixte casualis). Zufall iſt nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, deſſen Abwendung nicht in unſerer Macht ſteht, deſſen Entſtehung aber in unſern Handlungen ihren Grund haben kann. Iſt es nun ein ſolcher Zufall, der nicht durch unſre Handlungen veranlaßt ward, als ein Blitzſtrahl oder Hagelſchlag, ſo iſt der daraus entſpringende Schaden ein reinzufälliger, und der Beſchädigte iſt, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Aſſecuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend Jemand einen Schadenerſatz zu begehren. Iſt der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menſchen ſeinen Grund hatte, entſtanden, ſo iſt es ein gemiſcht zufälliger Schaden, und der Beſchädigte iſt in dem Grade zur Foderung des Erſatzes berechtigt, in welchem der Beſchädiger verpflichtet war zur Unterlaſſung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Erſatz für culpoſe oder durch Nachläſſigkeit zugefügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (ſ. Verträge und Quaſiverträge) nach dem Grade des Fleißes verlangt, welchen ein Vertragſchließender nach der Natur des Vertrags oder Quaſivertrags dem Mitpaciscirenden zu leiſten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Erſatze des nachläſſiger Weiſe zugefügten Schadens freilich auch ſehr auf den Grad jener Nachläſſigkeit und der dadurch entſtandenen Beſchädigung an; indeſſen iſt der Beſchädiger hier auch bei dem niedrigſten Grade der Schuld zum Erſatz des durch ihn

veranlaßten Schadens verpflichtet (ſ. Verbrechen und Quaſiverbrechen). Für privative Beſchädigungen (ſ. oben) geſtatten in der Regel unſre bisherigen Geſetze keine Verpflichtungen zum Schadenerſatz, wofern nicht der privative Schaden aus einer poſitiven Beſchädigung entſprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen iſt. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Erſatz des durch eine widerrechtliche doloſe oder culpoſe Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Beſitze dieſes Vortheils geweſen iſt. Noch bemerken wir, daß kein Beſchädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch ſeines Rechts veranlaßte, zum Erſatze verpflichtet iſt; und daß jeder Schaden, den Jemand durch ſeine eigne Schuld leidet, ihm allein zur Laſt fällt: damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur. N. P.

Schadow (Johann Gottfried), Profeſſor, Vicedirector der königlichen Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin, auch königlicher Hofbildhauer, und Mitglied der Akademie der Künſte zu Stockholm und Copenhagen, einer der berühmteſten deutſchen Bildhauer, wurde am 20ſten Mai 1764 zu Berlin geboren, und zeigte ſchon früh einen unwiderſtehlichen Hang zu den zeichnenden Künſten; allein die Dürftigkeit ſeines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den erſten Unterricht im Zeichnen von einem penſionirten Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hauſe des Bildhauers Teſſaert bekannt ward, dort ſich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlaſſenen Wahl zwiſchen Mahlerei und Bildhauerei ſich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete ſie dort im 21ſten Jahre ſeines Alters, und ging, Lehre, Penſion, Ältern und alle Ausſichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Koſten ſeines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der Jahre 1785, 1786 und 1787 ſeine meiſte Zeit in dem Muſeum des Vaticans und des Capitols. Zu dem ſogenannten Concorſo di Paleſtra machte er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er gar keine Beſchützer hatte, wie ſo viele andre mit ihm um jenen Preis ſich bewerbende Künſtler. J. 1788 erhielt Schadow durch den Staatsminiſter von Heinitz die durch Teſſaerts Tod erledigte Stelle ungeachtet ſeiner Jugend, jedoch mit etwas geringerer Einnahme und wenigern Vorrechten. Sein erſtes großes Werk in Deutſchland war das, dem verſtorbenen jungen Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., errichtete und 1790 vollendete Denkmal, welches in der Dorotheenkirche zu Berlin ſich befindet. Dieſem in mancher Hinſicht vortrefflichen Kunſtwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur ſeine coloſſale Bildſäule des Generals von Ziethen in Huſarenuniform, die Bildſäule Friedrichs des Großen zu Stettin, ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzeſſin, jetzt verewigte Königin Luiſe von Preußen und ihre Schweſter, die Prinzeſſin von Solms-Braunfels, jetzige Herzogin von Cumberland darſtellt, wie ſie ſich herzlich an einander lehnen und umarmen; die Bildſäule des Fürſten Leopold von Deſſau, im Luſtgarten zu Berlin; mehrere Sandſteinarbeiten am neuen Münzgebäude daſelbſt; das Denkmal des Generals von Tauenzien

zu Breslau anführen. Außer den Modellen zu einem Monumente für Friedrich den Großen arbeitete Schadow auch 1805 und ſpäter an einem Denkmal auf Luther. Die Quadriga auf dem brandenburger Thor iſt gleichfalls von Schadow modellirt, und von dem Kupferſchmid Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. — Schadows Söhne, Rudolph (auch der Jüngere genannt) und Wilhelm, haben erſterer als Bildhauer, der andere als Mahler, ſchöne Hoffnungen erregt.

Schaf. Dieſes nützliche Hausthier lebt faſt unter jedem Himmelsſtriche, ſobald nur Kälte und Näſſe nicht übermäßig ſind; es liebt reine Luft und gute Kräuterweiden. In Geſtalt und Anſehn gibt es mehrere von einander verſchiedne Abarten des Schafs; ſo haben die isländiſchen Schafe mehrere Hörner, die arabiſchen in Aſien fette und dicke, oft bis 40 Pfund ſchwere Schwänze, die ungariſchen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa ſind die ſpaniſchen und die engliſchen die beſten Arten; jene ſtammen aus Afrika, dieſe aber durch Veredlung aus Spanien. Auch in Deutſchland haben Regierungen und Privatperſonen große Koſten zur Veredlung der Schäfereien aufgewendet und ſpaniſche Schafe (ſogenannte Seidenſchafe) angeſchafft. Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier, hat es bereits gelammt, ſo nennt man es Mutterſchaf, wie das männliche Widder, Stöhr, Stähr oder Bock genannt wird. Der verſchnittene Bock heißt Hammel, und der gemäſtete Hammel Schöps. Ein neugebornes Schaf heißt Lamm; man unterſcheidet nach dem Geſchlecht Bocks- und Kalblämmer. Die Bockslämmer werden, wenn ſie nach einigen Wochen verſchnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Kalblämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitſchafe, und dieſe werden zur Begattung gelaſſen. Eine andre Eintheilung der Schafe iſt in ein- und zweiſchürige, je nach dem ſie jährlich ein oder zwei Mal geſchoren werden. Selten bekommt man vom zweiſchürigen Viehe mehr Wolle als von dem einſchürigen, und immer iſt dieſe beſſer und feiner. Auch ſind zweiſchürige Schafe ſchwer zu veredeln, denn immer müſſen ſie beim Anfange der Veredlung in einſchürige verwandelt werden. Das Alter der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat acht Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Der Farbe nach ſind die Schafe weiß, braun, ſchwarz und ſcheckicht. Scheckichte nennt man auch Spiegelſchafe. Die weiße Farbe iſt die beſte, weil ſie ſich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man daher auch bloß weiße Schafe. Die ſchönſten Schafe ſind die ſpaniſchen, daher man auch durch ſie die Schäfereien veredelt. Gute Pflege und Fütterung ſind dabei das wichtigſte. Um die Ausartung zu verhindern, iſt es nöthig, alle drei Jahre den Ankauf edler Stöhre zu wiederholen. Man muß dabei außer der Geſtalt und Geſundheit beſonders auch die Weide berückſichtigen, an welche ſie gewöhnt ſind, da ſie einen bedeutenden Wechſel nicht leicht vertragen. Schafe von ſtarkem Leibe, breiter Bruſt und kurzen Beinen ſind trefflich; ſie bleiben gern bei der Heerde und freſſen gut; dabei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren ſeyn. Ein geſundes Schaf hat lebhafte und helle Augen mit vielen rothen Adern, iſt munter und frißt gut. Alte Schafe, die ſchon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, ſondern am be-

ſten nur zwei= und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtſames, ſchwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der ſteten Aufſicht. Zu dieſem Zwecke ſind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Heerde vor Wölfen ſchützen und in Ordnung halten. Ihre Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfichte Wieſen ſind ihnen ſchädlich, zumal im März und April. Man darf ſie nicht zu früh austreiben, ſondern erſt, wenn der Thau abgegangen iſt. Auch muß man dafür ſorgen, ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verſchaffen; daher weidet man ſie morgens auf der Morgenſeite und Nachmittags auf der Mitternachtsſeite. Ihre Lieblingspflanzen ſind das Schafgras (Festuca ovina), das Täſchelkraut (Bursa pastoris), mehrere Treſpenarten u. ſ. w. Die natürliche Begattungszeit der Schafe iſt im September und October; wo aber die Stöhre frei unter der Heerde gehn, begatten ſie ſich ſchon im Auguſt und ſelbſt im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, ſo würden die Lämmer im härteſten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, ſondert man die Widder von den Schafen und läßt ſie erſt zu Ende Octobers zu ihnen. Ein Stöhr zur Zucht muß wenigſtens ein Zeitbock, ſtark, breit, krausköpfig und wollreich ſeyn. Ein Schaf aber wird am beſten erſt zugelaſſen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens iſt die ſorgfältigſte Pflege und Wartung nöthig; man muß ſie mit unverdorbnem und gutem Futter verſehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage beſonders gethan, und erſt nach 10 Tagen kann man ſie unter die übrigen Schafe laufen laſſen. Einige Mütter laſſen ihre Lämmer nicht ſaugen, dieſe muß man abſondern und eigens daran gewöhnen. Man muß ihnen in dieſer Zeit das beſte Heu und Grummet geben. Das erſte Geſchäft nach der Geburt der Lämmer iſt, ſie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geſchieht. Später folgt dann das Verſchneiden bei den männlichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derſelben Zeit muß man ſie an das Freſſen gewöhnen. Wenn das jüngſte Lamm drei Monate alt iſt, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mai's oder Anfang Juny's. Man treibt ſie nun auf die beſte Weide und ſchafft ihnen dabei die möglichſte Abwechslung. Im Stalle muß man ſie noch, ſo viel es geſchehen kann, mit feinblättrigem Wieſengraſe und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum iſt es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müſſe. Man tränkt ſie am beſten vor dem Austreiben, oder treibt zuerſt dahin, wo ſie geſundes Waſſer finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei ſehr behutſam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erſtenmal erſt bei der zweiten Schur geſchoren. Der Kopf behält die Wolle, weil ſie beſſer verhindert, daß Inſecten ſich einniſten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Gute Wartung iſt bei der Schafzucht die Hauptſache. Man halte daher nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gewähren als viele ſchlechtgepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man ſich mit Heu und Stroh einrichten. Beim erſten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil ſie ſonſt zu begierig

alles, was ihnen vorkommt, freſſen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachſen iſt, kann man ſie allenthalben hintreiben, nur nicht an moraſtige Orte. Darf man ſie nicht mehr auf die Weiden treiben, ſo kommen ſie auf die Brachäcker, und werden dieſe umgeriſſen, ſo haben ſie eine Hungerweide, wenn nicht bloß für ſie beſtimmte Weide hinlänglich vorhanden iſt. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf ſie haben, ſie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man ſie auch öfters Salz lecken laſſen, beſonders wenn ſie ihre Begierde danach durch Belecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hiebei auf 5 Schafe alle 10 Tage eine Handvoll Salz. Der Nutzen, den uns die Schafe gewähren, iſt vielfach, und beſteht vornehmlich in der Wolle, dem Miſt, der Milch und dem Fleiſch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Korduan und ſämiſchem Leder. Das Fett braucht man an Speiſen, das Unſchlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zum Leim. Unter den verſchiednen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen ſind, ſind die hauptſächlichſten die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwaſſer und die Raude.

Schafſchur. Bei einſchürigen Schafen iſt die Zeit der Schafſchur im Mai; bei zweiſchürigen im Mai und um Michaelis. Den Tag vor der Schur ſchwemmt oder badet man die Schafe und ſorgt dafür, daß ſie ſich bis zur geendigten Schur nicht wieder beſchmutzen. Das Scheeren geſchieht am beſten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hüthet ſich aber möglichſt, es zu verletzen. Man ſortirt hiebei zugleich die Wolle ſo viel möglich; vornämlich ſondert man die Lämmerwolle ab, weil ſie viel feiner iſt. Der Ertrag bei der Schafſchur iſt ſehr verſchieden, gewiß aber iſt es, daß alle veredelten und gutgefütterten Schafe mehr Wolle geben. Die geſchornen Schafe führt man auf die beſte Weide, oder füttert ſie noch beſonders gut, weil ſie eine größere Eßluſt haben.

Schafzucht. In der Schafzucht können uns die Engländer und Spanier zum Muſter dienen. Die engliſche Schafzucht wurde ſchon vor 100 Jahren durch die Verpflanzung ſpaniſcher Race auf den engliſchen Boden veredelt. Man nahm hiezu die erſten Schafe aus der ſpaniſchen Barbarei, welche ſehr wohl gediehen. Aber erſt unter Eliſabeth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu caſtilianiſche Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch ſchon nach acht bis zehn Jahren eine ſo ausgezeichnete Race von Schafen, als man ſie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgeſetzte Cultur hat ſie in dieſem vollkommnen Zuſtand zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen engliſchen Schafe ſind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder ſind größer und ſeitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hämmel hingegen liegen am Kopfe an, gehen über die Ohren, auch wohl unter denſelben weg, oder ſind gleich über den Augen gekrümmt. Viele haben auch keine Hörner. Die beſten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanenhälſe. Die beſten Schafe findet man in Treswater, Lincolnſhire,

Dorſetſhire, Wiltſhire, Herfortſhire, Norfolk, Wallis und Moß. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entſchiedenſten Einfluß hat, ſo wählt man die Arten jedesmal nach der Beſchaffenheit der Weide. Bei dem Verſetzen der Schafe kommt man ihnen durch künſtliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafheerden ſind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; ſie beſſer verſorgen zu können, theilt man ſie in mehrere kleine Abtheilungen. Der engliſche Landwirth hält auf künſtliche Wieſen, ſucht auch wohl Communweiden zu benutzen. Er baut Turnips und Kraut zur Winternahrung der Heerde. Dabei rechnet er auf 100 Schafe für fünf Monate 4 Acker mit Turnips. Sonſt muß er wenigſtens 20 bis 30 Morgen Landes für jedes hundert Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um ſie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pferch fährt er, und zwar mitten im Winter, auf trocknes und kieſigtes Land. Die jungen Schafe benutzt er noch anderweitig. Er kauft ſie nämlich im September, hält ſie bei den Lämmern auf dem ärmſten Lande, und zieht ſie dann mit Turnipskraut ſpärlich auf. Im folgenden Sommer verkauft er erſt die davonkommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar wo möglich ſchon im Mai, wo ſie am meiſten gelten. Einige kaufen im Herbſt jährige Mutterlämmer, ſtellen ſie in einen beſondern mit Rüben beſetzten Platz, laſſen ſie ſelbſt die Rüben ausreißen und abfreſſen, und machen ſie dann zum Verkauf fett. Mehr Nutzen ſoll dabei ſeyn, wenn man zwei- bis dreijährige Widder anſchafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beſtändig auf trocknem Sande mit Grasland zum Pferchen ſtellt, ſie dann mit allerhand Futter anfüttert, und im April oder Mai verkauft, wo ſie am theuerſten ſind. Kraut macht ſie beſſer fett als Turnips. Einige geben ihnen vom October bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben ſie im Nothfall auf Korn- und Weizenſaat, oder wenn der Boden naß iſt, auf trocknes Grasland. Im Herbſte ſchmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Raude zu verhüten. Im October und November läßt der Engländer auch durch magre Schafe den Reſt des Sommergraſes abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum mäſten iſt Heu mit Turnips, auch Gerſtenmehl, Malzſtaub, kurz jedes trockne Futter, ſelbſt Spreu, verbunden mit dem wäſſerigen Turnip; Rüben mit Linſenſtroh und zuweilen Heu, was viele Deutſche geben, ſchlagen ebenfalls ſehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das ſchottiſche Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai, doch werden zur Abwechslung mehrere Felder erfodert. Vom Februar an füttert der Engländer ſtatt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Iſt noch Raygras oder ſonſt ein Futtergras vorhanden, ſo gibt er auch dies. In dieſer Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern, und verkauft lieber einen Theil, um den andern beſſer verſorgen zu können. In der Mitte des Mai's treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Triften, die oft voll Katzenzahl und Farrenkraut ſtehn und mit Ameiſenhaufen bedeckt ſind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wieſen. Dabei kommt die Eigenſchaft der Heerde in Betracht. Beſteht der Stamm aus magern Schafen, die man bloß der Lämmer

und der Wolle wegen zieht, ſo gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wieſen hat, kauft man im Auguſt und September Schafe, bringt ſie auf Brachfeld, oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert ſie bis zur Sommerszeit möglichſt gut, damit ſie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pferchen an, und beſonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nach dem man ſie mäſten, oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, ſo wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaſchen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutſamkeit, erſt an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geſchoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um ſie mehr vor der Witterung zu ſichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich vierundzwanzig Stunden im Stall, welcher geſund, luftig und reinlich iſt. Man wäſcht, kämmt und bürſtet die Schafe, um ſie von aller Unreinigkeit frei zu halten. Der Engländer berückſichtigt ſorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demſelben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich iſt, ſo gibt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockne Triften, bei trocknem hingegen in naſſe Gegenden. Auch theilt er ſeine Heerde ſo ab, daß die ſtarken Schafe nicht den ſchwächern das Futter wegfreſſen, ſondern alle genugſames Futter erhalten. Da der Wohlſtand der Heerde urſprünglich von den Widdern abhängt, ſo berückſichtigt er bei der Wahl derſelben alle Umſtände. Ein Widder zur Zucht muß feine, glänzendweiße Wolle ohne Flecken haben, über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling ſeyn. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr geſetzt und von der Mutter ſo lange geſäugt worden ſeyn, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. In England allein ſollen über 43, in Schottland und Irrland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die ſpaniſche Schafzucht wurde durch afrikaniſche Schafe veredelt, denn das urſprünglich ſpaniſche Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutſche. Um die ſo veredelten Schafheerden, Merino genannt, nicht wieder ausarten zu laſſen, hütete man ſie ſorgfältig vor aller Vermiſchung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigne Anſtalten, um einen ſo einträglichen Zweig der Staatswirthſchaft immer mehr zu vervollkommnen, namentlich beſtellte man eigne Gerichte für alle Gegenſtände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. ſ. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafheerden in Spanien behandelt werden, iſt gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Gegend kommen, wo ſie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeſchloſſen bleiben, lebt die veredelte Gattung beſtändig unter freiem Himmel, hält ſich den Winter über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Caſtilien oder der Montaña, und in der Herrſchaft Molina von Aragon auf, welche die höchſten Gegenden von Spanien ſind, und zugleich ſeine vorzüglichſten Weideflächen abgeben. Die Montaña iſt die höchſte, und die Molina die niedrigſte Sommerweide. Jene ſteht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieſer fehlen; ſonſt ſind dieſe Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken,

Stechpalmen und Haſelſtauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachſen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Heerde mit ſeinen Schafen an den Ort ſeines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächſt ſo viel Salz, als ſie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den 5 Sommer-Monaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Böcke zu den Schafen gelaſſen, 5 bis 6 auf 100 Schafe, vor- und nachher werden ſie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht ſo feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Böcke oder 5 Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Waſſer aufgelöſ'ten Ocker oder der ſogenannten Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Heerden aus dieſen kalten gebirgigen Gegenden in die ſüdlichen Ebnen von La Mancha, Andaluſien, vorzüglich aber nach Eſtremadura getrieben. Daher heißen ſie Merino d. h. wandernde Schafe. Sie fangen den Zug nach wärmern Gegenden zu Ende Septembers an, wobei ſie beſonderer Gerechtigkeiten genießen. Bisweilen machen ſie 6 bis 7 Meilen an einem Tag, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man ſchätzt die ganze Reiſe vom Gebirge bis ins Innere von Eſtremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen ſie etwa 40 Tage. Nun iſt die erſte Sorge des Schäfers, ſie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meiſten Jungen geworfen worden, zu führen. Dieſen Ort erkennen ſie ſelbſt, mittelſt des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann ſchlechtere, die trächtigen eine beſſere, die aber welche gelammt haben, die beſte Weide. Die ſpäteſten Lämmer kommen nach den fetteſten Gegenden, um deſto geſtärkter zur Reiſe zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Naſe mit einen heißen Eiſen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzuſägen und die zu Hammeln beſtimmten zu verſchneiden. Im April iſt die Zeit nach dem Gebirge zurückzukehren; die Heerde ſelbſt äußert um dieſe Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. ſ. w. Mit dem erſten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich iſt. Das Scheren geſchieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden 4 bis 800 Schritt lang und 100 Schritt breit beſteht. Davon werden gegen Abend ſo viele, als man den nächſten Tag zu ſcheeren gedenkt, in eine lange, ſchmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo ſie dicht an einander ſtehend ſtark ausdünſten müſſen. Dadurch wird die Wolle ſanfter und für die Scheere geſchmeidiger gemacht. Die Wolle wird ſortirt und vor der Verſendung gewaſchen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne fehlen, zum Schlachten ausgeſucht. Man rechnet in Spanien 8 Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchſten Wichtigkeit iſt.

Schäfergedicht (Idylle, Bukolikon, Ekloge) iſt die dichteriſche Darſtellung von Begebenheiten, Leidenſchaften, Empfindungen und Sitten ländlicher, oder doch nicht in den gekünſtelten Verhältniſſen des höhern, beſonders des ſtädtiſchen Lebens ſich befindender

Perſonen. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichſte und ihre Sitten die ſanfteſten und unſchuldigſten, ſchienen, ſo wurden hauptſächlich ſie zu handelnden Perſonen von ältern und neuern Dichtern für dieſe Dichtungsart, die daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch iſt die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beſchränkt. Es können alle ländlichen Perſonen, mythiſche und wirkliche, handelnd und redend in dem Schäfergedichte aufgeführt werden, nur müſſen Handlungen, Sitten und Reden nicht dem Zweck dieſer Dichtungsart, welche in Darſtellung ländlicher Natur und Einfalt beſteht, entgegen ſeyn. Unſtreitig gewinnt auch die Idylle an Wahrſcheinlichkeit und Intereſſe, wenn der Dichter nicht aus einer idealiſchen, mit der unſrigen gar nicht übereinſtimmenden Hirtenwelt, ſondern aus unſern jetzigen ländlichen Umgebungen, ſo wie Voß, ſeinen Stoff hernimmt und veredelt. So wenig aber die idylliſche Darſtellung ſich in das Beſtandlos-Phantaſtiſche verlieren, und über die Sphäre der Gefühle und Begriffe der geſchilderten Perſonen verſteigen darf, eben ſo wenig muß ſie in das Unedle und Gemeine ausarten. Ihr Ausdruck ſey nicht geziert, ſondern natürlich, einfach und edel; nicht empfindelnd und matt, aber milde, häuslich und ſanft; nicht redneriſch und witzig, aber ſchön und naiv. Auch traurige Begebenheiten, Empfindungen und Leidenſchaften ſind zuläſſig, nur muß ihre Darſtellung und ihr Ausdruck ſanft und gemäßigt ſeyn. Eine ſehr verwickelte Handlung findet um ſo weniger Statt, da es dem ländlichen, ränke- und intriguenloſen Leben an Handlungen dieſer Art fehlt, und die dichteriſche Wahrſcheinlichkeit durch den Mangel an Einfachheit leiden würde. Die Form des Schäfergedichts kann epiſch, dramatiſch, dialogiſch, und lyriſch ſeyn. Im erſtern Falle redet und erzählt der Dichter ſelbſt; im zweiten wird die Handlung des Gedichts durch Geſpräch und Mienenſpiel der theilnehmenden Perſonen ausgeführt; der dialogiſchen Form bedient man ſich bloß, um Geſinnungen, Empfindungen und Charaktere der dargeſtellten ländlichen Perſonen durch Unterredung ohne Handlung zu entwickeln. Die epiſche Behandlung einer ländlichen Begebenheit von größerm Umfange heißt Schäferepopöe oder idylliſches Epos z. B. Voßens Louiſe. Die kunſtmäßige dramatiſche Ausführung aber eines größern idylliſchen Stoffes heißt Schäferſpiel. Dieſer letztern Art der Behandlung haben ſich zuerſt die Italiener bedient. Schon in den Zeiten der Urwelt iſt die Entſtehung des Hirtengedichts zu ſuchen. Theokrit, Moſchus und Bion waren die einzigen Idyllendichter Griechenlands, von denen wir Gedichte dieſer Art aufbehalten haben; und aus dem goldnen Zeitalter der Römer ſind uns bloß die Eklogen Virgils übrig geblieben. Faſt alle gebildete neuere Nationen haben ſich in dieſer Dichtungsart verſucht; aber wir Deutſchen errangen durch die Meiſterwerke unſers Geßner und Voß, der mehr oder minder ſchätzbaren Werke eines Chr. E von Kleiſt, Blum, J. F. Schmidt, J. N. Götz, Friedrich (Mahler) Müller, Bronner, und Anderer nicht einmal zu gedenken, in dieſer Dichtungsart gewiß vor allen Völkern den Preis. N. P.

Schafhauſen iſt einer der neunzehn alten Cantonen der Schweiz, und gränzt an Schwaben und den Canton Zürich; erſt 1501 trat er zur ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, hat ungefähr 7 Quadratmeilen und 23,000 Menſchen. Das Land iſt flach, größten-

theils mit niedrigen Bergen bedeckt, fruchtbar, und hat bedeutenden Weinbau. Gartenbau und Gemüſe werden gleichfalls gebauet, und Flachs und Wolle wird mehr für ausländiſche als inländiſche Manufacturen geſponnen. Die Hauptſtadt Schafhauſen iſt eine der bedeutendſten in der Schweiz. Sie enthält mehr als 6000 Einwohner, ein gutes akademiſches Seminarium, in der Johanniskirche eine vorzüglich gute Bibliothek, ein Zeug-, Kauf- und Magazinhaus. Die dabei befindliche Feſtung Unoth iſt auf dem Emmerſberge gebauet, und Handlung und Gewerbe ſind um ſo blühender, da alles, was auf dem Rheine verſchifft wird, hier ausgeladen werden muß. Außer den unbedeutenden Seidenfabriken gibt es hier beträchtliche Gerbereien. Über den Rhein geht hier eine hölzerne Brücke, 360 Fuß lang, mit zwei Schwibbogen. Die ehemalige ſteinerne Brücke wurde (1754) durch eine Überſchwemmung, und die darauf gebaute hölzerne 1799 von den Franzoſen zerſtört. Die Stadt und der Canton bekennen ſich zur reformirten Kirche. Johannes von Müller, der Geſchichtſchreiber der Schweiz, wurde hier 1752 geboren.

Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante **Saphir** genannt, iſt ein lohgares ſtarkes und hartes Leder, das auf der Narbenſeite überall kleine körnigte Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt, und ſich im Waſſer erweicht. Dieſer Handlungsartikel wird von den Tatarn, Ruſſen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Waldeſel zubereitet. Aber irrig glauben Manche, daß dieſe Eſelshäute von Natur das Narbichte an ſich haben, und aus keiner andern Thierhaut ſich Schagrin machen laſſe. Im Gegentheil wird zu Aſtrakan in Rußland, und in ganz Perſien Schagrin aus den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerſte Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Dieſe Hautſtücke werden in Geſtalt eines halben Mondes ausgeſchnitten. Die entfleiſchte, enthaarte, und vollkommen von Unebenheiten frei gemachte Haut ſpannt man in einen Rahmen aus, bedeckt ſie auf der Haarſeite mit den harten Körnern einer Art Melde (Chenopodium album), und drückt dieſe durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Brett gelegt, läßt man ſo die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem beſondern ſcharfen Meſſer die durch das Eindrücken der Körner auf derſelben Seite entſtandenen Erhöhungen hinweg. In Waſſer eingeweicht, gehen die Körner hernach von ſelbſt wieder aus der Haut, und laſſen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erſt werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichſte und beliebteſte Farbe iſt die **meergrüne** (mittelſt des Kupferſtaubes und einer Salmiakauflöſung), aber auch **blau**, **roth**, **ſchwarz** und **aſchgrau** färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eſelshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich ſchön gefärbten Häute, die uns Aſtrakan und Perſien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenſtücken der Pferdehäute bereitet. Am ſchwarzen Meere, inſonderheit zu Ghöslewo, macht man ſie bei vielen Tauſenden. Sie gehen beſonders nach Bender, Kauchan und Conſtantinopel, wo ſie zu Meſſer- und Säbelſcheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinſorten kommen aus verſchiedenen Gegenden von der barbariſchen Küſte, beſonders von Tripolis. Die ſchlechteſte Art iſt die, welche bei uns auch hie und da aus Ziegenfellen oder wohl gar aus Corduan verfertigt wird. Letzteres er-

kennt man daran, daß ſich die Oberfläche ſchält. Die Schagrinhäute müſſen recht groß, von ſchönem Anſehn, überall gleich fein, und nur wenig glänzende ungranulirte Stellen haben. Man handelt ſie nach Dutzenden. — Auch nennt man Schagrin die mit härtern und ſchärfern Körnern zubereitete Haut von Fiſchottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik, Scheikh, Schech (arabiſch), ſo viel als Alter oder Älteſter, heißen die Befehlshaber arabiſcher Stämme oder Horden. Sie ſind äußerſt ſtolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel Emir an, ohne zu Mahomeds Geſchlecht zu gehören. Scheik von Mecca heißt der Fürſt von Mecca, welcher ſich für einen echten Nachkömmling Mahomeds ausgibt, und von den Caravanen Geſchenke fodert. — Auch nennen die Mahomedaner die Vorſteher ihrer Klöſter Scheiks, und der türkiſche Mufti wird zuweilen Scheik Ulislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schalenthiere. Unter den Gewürmen gibt es mehrere, denen ein kalkartiges, ſchalenförmiges Haus zur Wohnung angewieſen und angeboren iſt, und die ſich nicht ohne Verluſt ihres Lebens daraus entfernen laſſen. Man nennt ſie Schalthiere. Ihre Gehäuſe ſind oft ſehr einfach; ſo lebt die Wurmröhre, Dentalium, in Röhren, die an beiden Enden offen ſind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm, Teredo, in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel, Echinus, ſitzt in einem runden, ſtachlichen Gehäuſe. Die Häuſer der Schnecken und Muſcheln ſind ſchon künſtlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen wurden ſie ſonſt zu hohen Preiſen verkauft; hieher gehören die ſchraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebſt andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmutter, Mytilus margaritifer, ſchätzt man die Schale ſelbſt und ihre Auswüchſe, die Perlen, welche ſich durch Erhärtung ausgeſchwitzter Feuchtigkeit erzeugen, womit das Thier die Öffnungen ſeines Gehäuſes verſchließt, welche feindliche Pholaden hineinbohren. In ſüßen Waſſern gibt die Mya margaritifera ebenfalls Perlen. Die Floßmuſchel, Mya pictorum, dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken ſucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den ſchon die Alten kannten, und als Purpurfarbe dem Golde gleich ſchätzten; ſie ſind Buccinum lapillus, eine Trompetenſchnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuſelförmige, und Murex ramosus, eine Stachelſchnecke. Die Wiesmuſcheln und Steckmuſcheln, Pinna, ſpinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auſter, Ostrea edulis, iſt als Leckerbiſſen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die Korallen; ſie ſind baumartige Thiergehäuſe, welche ganze Familien von Würmern beherbergen, und zugleich von dieſen Thieren, mittelſt Ausſchwitzung und Erhärtung eines kalkartigen Saftes vergrößert werden. Von ihnen ſchätzt man die rothe, Isis nobilis, am mehrſten, weniger die weißern Röhrenkorallen (Tubiporen), Punktkorallen (Milliporen), Sternkorallen (Madreporen). Dieſe wachſen zu unglaublichen Maſſen an, denn man hat Beweiſe, daß viele flache Eilande der Südſee urſprünglich Korallenbänke ſind, welche durch angetriebenen Schlamm nach und nach zur Vegetation geſchickt wurden. F.

Schall iſt eine jede zitternde Bewegung, die ſtark und ſchnell genug geſchieht, um auf unſere Gehörwerkzeuge zu wirken (ſ. Acuſtik). So entſteht ein Schall, wenn man eine geſpannte Saite in bebende oder zitternde Bewegung ſetzt, wenn eine Peitſchenſchnur ſchnell in der Luft geſchwungen, wenn die Luft mit Heftigkeit durch eine Trompete getrieben, oder wenn ein entzündbares Gas angebrannt wird. Zur Hervorbringung eines Schalles gehört ein ſchallender Körper, und ein Mittel, welches den Schall fortpflanzt. Ein ſchallender Körper iſt ein jeder, deſſen Theile einer ſchwingenden Bewegung fähig ſind; und da alle Körper irgend einen Grad von Elaſticität beſitzen, ſo gehören eigentlich alle zu den ſchallenden, nur daß bei vielen die Elaſticität ſo gering iſt, daß der Schall, den ſie erregen, kaum merklich wird. Das gewöhnlichſte Fortpflanzungsmittel des Schalles iſt die Luft; in Verbindung mit einem andern Körper kann ſie auch in vielen Fällen zugleich der ſchallende Körper ſeyn. Dies iſt der Fall bei Entſtehung des Donners, des Heulens und Sauſens der Winde im Schornſtein, bei dem Knalle der Peitſche, dem Schalle der Blasinſtrumente u. ſ. w. Hingegen bei Saiten, klingenden Gläſern und Glocken u. ſ. w. pflanzt die Luft zwar den Schall bis zu unſerm Ohre fort, trägt aber zur Entſtehung des Schalls ſelbſt nichts bei. Die ältern Philoſophen erklärten den Schall der Körper durch ein Erzittern ihrer kleinſten Theile; allein jetzt wiſſen wir, daß er durch die Schwingungen ganzer Stellen verurſacht wird. Chladni hat dies außer allen Zweifel geſetzt und zugleich Mittel erfunden, die ſchwingenden Bewegungen auch bei klingenden Flächen bemerkbar zu machen, und die ruhenden Stellen anzuzeigen. Er bedient ſich dazu einer reinen kreisrunden Glasſcheibe, welche mit feinkörnichtem Sande beſtreut, mit ihrem Mittelpunkte auf ein zugeſpitztes Korkſtückchen gelegt, von oben mit dem Finger darauf angedrückt und am Rande in ſenkrechter Richtung mit einem Violinbogen geſtrichen wird. Die Scheibe ſchallt, und die ſchwingenden Stellen werfen die Sandkörnchen dahin, wo Ruhe iſt; hier erhalten ſie gegen einander mancherlei Lagen, und bilden dadurch irgend eine Form, welche Chladni **Klangfigur** nennt. Durch Halten und Unterſtützen der Scheibe an verſchiednen Stellen kann man verſchiedene Klangfiguren hervorbringen. Mit der Veränderung der Töne der Scheibe verändern ſich jedesmal die Klangfiguren. Bei den mehrſten derſelben nehmen gewiſſe feſte Linien mehrentheils ſchlangenförmige Krümmungen an, deren Anzahl bei jeder Figur beſtimmt iſt. Beim Klingen der Glocken ſchwingen ebenfalls ganze Stellen, und einzelne dazwiſchen liegende Linien befinden ſich in Ruhe. Wenn man ein gemeines Trinkglas, welches in dieſem Falle die Stelle einer Glocke vertreten kann, halb mit Waſſer anfüllt, daſſelbe nahe über dem Boden zwiſchen zwei Fingern hält, und den Rand des Glaſes 45 Grad (den ganzen Rand als einen Kreis betrachtet) von der gehaltenen Stelle mit einem Violinbogen beſtreicht, ſo wird das Waſſer durch vier verſchiedene ſchwingende Theile des Glaſes in Bewegung geſetzt, und dieſe Bewegung ſteigt am Ende ſo, daß das Waſſer in Geſtalt eines feinen Staubes aufſpritzt. Streicht man dagegen den Rand des Glaſes 60 Grad von der gehaltnen Stelle entfernt, ſo gibt dies höhere Töne, und der ſchwingenden Stellen an den Wänden des Glaſes ſind ſechs. Der Klang oder Ton der Blasinſtrumente, der Pfeifen, Flöten u. ſ. w. entſteht nicht durch die

Schwingungen der Materie, woraus die Inſtrumente verfertigt ſind, ſondern dadurch, daß ſich die Theilchen der durchs Hineinblaſen zuſammengedrückten Luft ſchnell, aber doch ſtufenweis und ungefähr in gleichen Zeiträumen wieder ausbreiten. Durch das Hineinblaſen wird die in der Pfeiſe eingeſchloſſene Luftſäule elaſtiſcher als die äußere Luft; daher ſtößt ſie letztere zurück; ein Theil von der Säule tritt heraus, und die Säule dehnt ſich plötzlich ſo lange aus, bis ſie wieder mit der äußern Luft gleichförmig elaſtiſch iſt. Man kann füglich das Wort Schall für alles Hörbare, was die Bewegung elaſtiſcher Körper in der Luft verurſacht, gebrauchen, und dann die verſchiedenen Arten des Schalles durch eigne Ausdrücke unterſcheiden. Von Klang und Ton handeln beſondre Artikel. — Geräuſch oder Getös nennen wir einen Schall, wenn die Schwingungen des ſchallenden Körpers ſehr unregelmäßig und in geringer Zahl erfolgen. Ein ſehr heftiger und augenblicklich verſchwindender Schall wird Knall genannt. Verſchiedene Modificationen des Schalles ſind auch das Klatſchen, Pfeifen, Knirſchen, Knarren, Brauſen u. ſ. w. Weiche oder überhaupt wenig elaſtiſche Körper, welche ſelbſt faſt gar keinen oder keinen merklichen Schall geben, verhindern auch den Schall ſehr elaſtiſcher Körper ganz oder zum Theil. So hört ein Glas auf zu ſchallen, wenn es feſt mit der Hand umſchloſſen wird; die Saiten eines Claviers werden gedämpft, wenn man ſchmale Tuchſtreifen dazwiſchen flicht, und ein muſikaliſches Inſtrument klingt dumpfer in einem Zimmer, das mit Tapeten bekleidet iſt, als in einem getäfelten oder bloß getünchten. Harte Körper erregen durch ihr Anſchlagen an Glocken und Gläſer einen ſtärkern Schall als weiche. — Die Stelle eines elaſtiſchen Körpers, welche zuerſt angeſchlagen wird, geräth zuerſt in ſchwingende Bewegung; ihre Schwingungen pflanzen ſich aber mit unglaublicher Schnelligkeit durch die übrigen Theile des Körpers fort. Dieſe Fortpflanzung des Schalles erklärt mehrere hiehergehörige Phänomene, z. B. die Reſonanz, das Klirren der Fenſter bei Gewittern, und wenn auf dem Straßenpflaſter Wagen ſchnell vorüberraſſeln. Das gewöhnliche Fortpflanzungsmittel des Schalles iſt indeß, wie ſchon bemerkt worden, die Luft. Durch dieſelbe gelangt er zu unſern Ohren; durch einen luftleeren Raum wird der Schall nicht fortgepflanzt; je verdünnter die Luft iſt, deſto ſchwächer pflanzt ſie den Schall fort. Eine Piſtole, auf einem hohen Berge abgeſchoſſen, knallt ungleich ſchwächer als in der Ebne. Muſikaliſche Inſtrumente tönen in kalten Stuben ſtärker als in geheizten, wo die Wärme die Luft verdünnt hat. Die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft muß man ſich ungefähr ſo denken, wie ein ins Waſſer geworfener Stein eine große Menge kleiner einander treibender Wellen hervorbringt. Ein in ſchwingende Bewegung geſetzter ſchallender Körper verurſacht eine wellenförmige Bewegung in der Luft, wobei dieſe ſich abwechſelnd verdichtet und verdünnt. Je weiter die von einem Wurfe im Waſſer verurſachten Wellen ſich fortwälzen, einen deſto größern Umfang nehmen ſie ein, aber verhältnißmäßig deſto ſchwächer werden ſie. So auch die Luftwellen, die der Schall verurſacht. Sie dehnen ſich nach allen Seiten aus, verlieren dabei aber auch zugleich an Kraft; daher hört man den Schall immer ſchwächer, je weiter man ſich von dem ſchallenden Körper entfernt, wenn nicht beſondre Umſtände ihn in der Entfernung verſtärken. Über die Geſchwindigkeit des Schalles hat man

eine Menge Verſuche angeſtellt. Daß ſie ungleich geringer ſey, als beim Lichte, lehrt die tägliche Erfahrung. Wenn ein Mann in der Entfernung von 2 bis 300 Schritten einen Baum fällt, ſo ſehen wir allemal die Hiebe einige Augenblicke eher an den Stamm fallen, bevor der Schall zu uns kommt. Schießt jemand in der Entfernung von mehrern hundert Schritten eine Büchſe los, ſo ſehen wir das Feuer in demſelben Augenblicke, der Knall aber gelangt erſt nach einem ſehr merklichen Zwiſchenraume in unſer Ohr. Durch den Knall einer Kanone hat man den Grad der Geſchwindigkeit des Schalles zu beſtimmen geſucht, und hiernach gefunden, daß er ſich in einer Secunde ungefähr 173 Toiſen oder 1038 Fuß fortpflanzt. Die Kenntniß der Geſchwindigkeit des Schalles gibt ein Mittel an die Hand, Entfernungen, deren Beſtimmung der Augenblick erfodert, durch das Feuer und den Knall einer Kanone zu ſchätzen. Man hat auch durch Rechnung die Geſchwindigkeit des Schalles zu beſtimmen geſucht, aber die dadurch erlangten Reſultate ſtimmen nicht mit den Beobachtungen überein. Regen oder trockne Luft zeigten keinen Einfluß, wohl aber die Richtung des Windes. Der Schall pflanzt ſich geradlinicht fort, daher kann man ſich gewiſſermaßen Schallſtrahlen vorſtellen, welche ſich, wie die Lichtſtrahlen aus einem leuchtenden Punkt, aus dem ſchallenden Körper nach allen Richtungen hin verbreiten.

Schalmei, Schäferpfeife, welche gemeiniglich aus Rohr gemacht iſt; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinſtrument ſo genannt, welches ſieben Löcher, zwei meſſingene Klappen und bei der untern noch ein beſondres Loch hat, und von f bis zum zweigeſtrichnen a und b, auch dreigeſtrichnen c geht. Seitdem die Hoboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinſtrumenten erhalten hat, iſt jenes Inſtrument ziemlich ganz abgekommen. — Übrigens pflegt man auch der Pfeife an dem Dudelſack (ſ. Sackpfeife) den Namen der Schalmei beizulegen; auch gibt es bei den Orgeln ein gewiſſes Schnarrwerk unter dieſem Namen.

Schaltjahr wird ein Jahr genannt, das aus 366 Tagen beſteht, wo ein Tag zwiſchen den 28ſten Februar und 1ſten März noch eingeſchaltet wird. Bekanntlich beſteht ein Jahr aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden; es dauerte aber lange, ehe man dieſe wahre Größe des Jahres auch nur ungefähr kannte, und ſelbſt die Römer hatten unter Romulus ein Jahr von 304 Tagen in 10 Monate vertheilt. Es fing im März an und endete im December. Numa fügte 51 Tage und 2 neue Monate, den Januar und Februar, zu dem Jahre hinzu, aber dieſes unvollkommne Jahr von 355 Tagen gerieth wegen der unterlaſſenen Einſchaltungen in eine ſolche Unordnung, daß 45 Jahre vor Chriſti Geburt Julius Cäſar einen neuen Calender einführte, der noch jetzt nach ſeinem Namen genannt wird; in dieſem hatten 3 Jahre 365 Tage, das vierte war aber allezeit ein Schaltjahr von 366 Tagen, wobei man angenommen hatte, daß das Jahr aus 365¼ Tage beſtände. Da dieſes Jahr um 11 Minuten zu groß angeſetzt war, ſo verurſachte dieſes in 400 Jahren einen Unterſchied von etwa 3 Tagen, um welche ſich ſein Anfang verſpätet hatte. Papſt Gregor XIII. ließ 1582 den julianiſchen Calender verbeſſern, man ließ damals 10 Tage weg und zählte gleich nach dem 4ten den 15ten October, um die Nachtgleiche wieder, wie zur Zeit des Conciliums

zu Nicäa, auf den 21ſten März zu bringen, und wurde beſtimmt, daß für die Folge aller 100 Jahre ein Schalttag ausfallen ſollte, wodurch nur in 100 Jahren faſt 6 Stunden verloren gehen. Die griechiſche Kirche, die ſich noch immer des julianiſchen Calenders bedient, fängt daher ihr Jahr jetzt ſchon um 11 Tage ſpäter an als wir. P. S.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einem Theil von China, in Siberien und Kamtſchatka, die Prieſter, die zugleich Ärzte, Zauberer und Geiſterbeſchwörer ſind, und unter den in jenen Ländern wohnenden Nationen den Aberglauben erhalten. Wahrſcheinlich wurde die ſchamaniſche Religion, welche aus den albernſten Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen beſteht, in den ſüdlichen Gegenden Aſiens erſt durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaſter verdrängt. Die neue in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde ſchamaniſche Religion iſt aus dem alten ſchamaniſchen Heidenthum und dem neſtorianiſchen Chriſtenthume gemiſcht, und heißt die lamaiſche oder ſchigemuniſche, die ſich in China durch die Mandſchu verbreitet hat, und dort die Hofreligion iſt, und außerdem in Tibet, einem Theile Oſtindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrſcht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor ſeiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuſchamaniſchen Religion aus. Die altſchamaniſche Religion iſt noch weit abergläubiſcher als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erſchaffene, theils unerſchaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder lebloſen Geſchöpfen beſtehen, oder auch durch Menſchen in willkürlichen Formen gemacht ſind; auch exiſtiren gute und böſe Geiſter. Die Menſchen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zuſtande, der weder durch gute, noch böſe Handlungen ſich verändern läßt, fort, ohne daß die Götter, die nichts thun, ſich um ſie bekümmern. Der ganze Gottesdienſt der ſchamaniſchen Religionsbekenner beſteht daher in Opfern, Gebeten, Geſängen und allerlei Ceremonien, wodurch ſie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen, und die böſen mit ſich zu verſöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geſchenke machen ſich die Schamanen oder Prieſter zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einſiedler oder Waldbruder.

Schandau. Ein Städtchen im meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen am rechten Elbufer, beim Einfluß der Kirnitzſchbach in die Elbe gelegen, hat 166 Häuſer und 950 Einwohner, welche ſich beſonders vom Elbhandel mit Holz und Steinen nähren, wozu ihnen eine gewiſſe Stapelgerechtigkeit über böhmiſche Schiffe, die ſie bisher geübt haben, ſehr nützlich iſt. Das Städtchen ſelbſt liegt unter einer Sandſteinfelſenkette, und auf dem Kiefricht, einem gleich über dem Markte ſich erhebenden Berge, ſtand im Mittelalter ein Schloß, wovon man jetzt noch die Ruinen ſieht. 1730 wurde die ¼ Stunde hinter Schandau aus Sandſteinfelſen entſpringende mineraliſche Quelle entdeckt, und ſeit einigen Jahren iſt bei der Ciſterne vom Kaufmann Hernig ein ſehr geſchmackvolles und zweckmäßiges Badehaus angelegt worden. Was den Aufenthalt für Curgäſte beſonders angenehm macht, ſind die Umgebungen des Orts, die ſogenannte ſächſiſche Schweiz. Gleich hinter dem Bade erhebt ſich der

oſtrauer Berg mit der ſogenannten Carlsruhe, wo man einer entzückenden Ausſicht genießt. Der Kuhſtall, die beiden Winterberge, der Zahngrund und mehrere romantiſche Partien ſind nur in der Entfernung von einigen Stunden. Im Orte befindet ſich auch ein königliches Floßamt, das im Durchſchnitte jährlich gegen 2000 Schragen hartes und weiches Scheitholz nach Dresden und Meißen liefert. P. S.

Schandpfahl, Pranger (man ſ. auch Pilory), iſt ein ſteinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfoſt, an welchem Verbrecher, meiſtens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile durch den Gerichtsfrohn befeſtigt oder hingeſtellt, und zur Strafe der öffentlichen Beſchämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht bloß Abſchreckungsmittel für Andre ſeyn, ſondern auch zur Beſſerung des Beſtraften dienen, und ihn außer Stand ſetzen ſoll, ferner die Geſetze der Geſellſchaft zu verletzen; ſo iſt gewiß jede öffentliche, alle bürgerliche und menſchliche Achtung zerſtörende Beſtrafung höchſt zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Menſch auch den letzten Reſt des ſittlichen Gefühls, falls er deſſen noch hat; ihm wird dadurch die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Geſellſchaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeſchnitten, und er iſt nicht allein für die Menſchheit vernichtet, ſondern wird auch in den erbittertſten Feind derſelben umgewandelt, und ſchädlicher als vorher werden. Auch als Abſchreckungsmittel für andre können Strafen dieſer Art nicht nützen; denn der ſittlich verderbte Menſch wird vielleicht dadurch bewogen, das geſtrafte Individuum, gewiß aber nicht die Handlung deſſelben zu verachten; er wird ſich die letztere um ſo leichter erlauben, als auch bei ihm das Ehrgefühl etwa ſchon erloſchen iſt; und aus dieſen Gründen glauben wir, daß jeder andern Art von Beſtrafungen, ſelbſt den Lebensſtrafen, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben ſey. — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseiſen feſtgeſchloſſen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (ſ. d. Art.). N. P.

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde umgeben und ſo eingerichtet iſt, daß dahintergeſtellte Truppen ſich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine Schanze. Der Erdaufwurf ſelbſt, die Bruſtwehr genannt, deſſen innere Höhe einen Mann völlig decken muß, und deſſen äußere ſo beſchaffen iſt, daß, wenn der Soldat auf eine hinter der Bruſtwehr angebrachte Erderhöhung, das Banket, von $2\frac{1}{2}$ Fuß tritt, er ſein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 bis 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln ihn nicht leicht durchbohren und einen Einſturz deſſelben bewirken können. Sowohl von innen als auch von außen und von oben erhält die Bruſtwehr Abdachungen (Böſchungen). Die innere Böſchung wird ſehr ſteil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Bruſtwehr treten kann, die äußere wird zu 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Anlage aufgeführt, die obere Böſchung (Krone der Bruſtwehr) dient ſowohl um zu verhindern, daß das Regenwaſſer ſich nicht auf ihr ſammle und ſie dadurch beſchädige, als auch, um den Feind in einer gewiſſen Entfernung noch mit Vortheil beſchießen zu können. Um die Bruſtwehr herum wird ein Graben geführt, deſſen Erde zur

Erbauung der Bruſtwehr und des Bankets verwendet wird, und der den Feind beim Sturm auf die Schanze an demjenigen Ort aufhalten ſoll, wo er dem Geſchütz- und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirkſamſten ausgeſetzt iſt. Die Tiefe und Breite deſſelben richtet ſich nach der Menge der zu brauchenden Erde, nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will, und nach der Zeit, welche man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man einen Strom in der Nähe, ſo kann man das Waſſer deſſelben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geſchickter wird. Alle übrig bleibende Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieſes das Glacis der Schanze genannt. Zwiſchen der Bruſtwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von zwei Fuß Breite ſtehen, der verhindern ſoll, daß die von der Bruſtwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieſes horizontale Stück die Berme. Das Geſchütz in den Schanzen wird auf Kanonenbänken oder hinter Schießſcharten placirt. Die Schanzen werden in offene und geſchloſſene, einzelne und zuſammenhängende abgetheilt. Eine offene, bloß aus zwei Seiten beſtehende und unter einem Winkel von 60 oder mehreren Graden verbundene Schanze heißt eine Fleſche. Ein aus vier geradlinigten Seiten und vier ausgehenden Winkeln geſchloſſenes Werk wird eine Redoute genannt. Beſteht der Umfang einer Schanze aber aus ein- und ausgehenden Winkeln, ſo gibt man ihr den Namen Sternſchanze. Iſt bei einer geſchloſſenen Schanze in den Ecken derſelben die Bruſtwehr beſonders noch herausgeführt, ſo heißt ſelbige eine Schanze mit Bollwerken. Große Schanzen haben noch beſondere flankirende und ſecundirende Werke, als Caponniren, Horn- und Kronwerke, Ravelins ꝛc.; auch wird es zuweilen nothwendig, dem Graben eine ſtarke Vertheidigung zu geben, wozu beſondere Einrichtungen erfoderlich ſind. Eine Schanze, die zur Deckung einer Brücke beſtimmt iſt, heißt eine Brückenſchanze. Die Anlage einer zuſammenhängenden Verſchanzung richtet ſich nach dem zu vertheidigenden Terrain. Vor und an eine Schanze bringt man noch gewiſſe Hinderniſſe an, wodurch dem Feinde das Andringen und Erſtürmen des befeſtigten Werks erſchwert wird. Hieher gehören Palliſaden, Sturmpfähle, ſpaniſche Reiter, Pfähle, Eggen, Bretter mit Nägeln, Sturmbalken, Verhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Fladderminen und Überſchwemmungen. P. S.

Scharbock (Scorbutum), eine Krankheit, welche den ganzen Körper in ſeinen tiefſten Lebensquellen angreift, aufs ſchmerzlichſte dem Tode nahe bringt, wenn keine Mittel dagegen angewandt werden können. Sie war ſonſt weit häufiger und gefährlicher als jetzt, ſeitdem man die Mittel, ſie zu verhüten und zu heilen, näher kennen lernte. In kalten nördlichen Gegenden, beſonders an den Seeküſten, in feuchter kalter Luft entſteht ſie vorzüglich gern, daher ſie an den Seeküſten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimiſch iſt, und es ſonſt auch auf den Schiffen war. Wahrſcheinlich herrſchte ſie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingebornen ſeltner als unter den Ankömmlingen, die des climatiſchen Einfluſſes weniger gewohnt, demſelben bald unterliegen mußten. Am ſchlimmſten war ſie auf Schiffen, welche weite Seereiſen zu machen hatten, beſonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Urſachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zuſammen-

wirkten. Daher man oft auf ſolchen Schiffen über die Hälfte der Mannſchaft an dieſer Krankheit liegend hatte, und ſie nicht ſelten in die mißlichſte Lage dadurch verſetzt wurden. In der älteſten Zeit hingegen iſt wahrſcheinlich die Krankheit weniger häufig vorgekommen, weil die Schifffahrt doch meiſtens nur beſchränkt war, bloß in Küſtenſchifffahrt beſtand, oder doch noch nicht in das große Weltmeer ſich hinauswagte. — Die Zufälle dieſer Krankheit ſind verſchieden, je nach dem ſie einen geringern oder höhern Grad erreicht; alle aber zeigen, wie man ſehen wird, an, daß das Weſen der Krankheit in einer Schwäche der Lebensthätigkeit beſteht, welche von dem Nervenſyſtem auf das Muskelfaſerſyſtem, von dieſem auf das Gefäßſyſtem übergeht. Das Entſtehen der Krankheit kündigt ſich ſchon vorher durch verdrießliche, traurige und niedergeſchlagene Gemüthsſtimmung, und durch das vorherrſchende Gefühl von Müdigkeit an. Allmählig nimmt dieſe letztere ſo zu, daß ſie große Schwäche und Mattigkeit, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beſchwerlicher und mühſamer wird. Bildet ſich die Krankheit weiter aus, ſo wird nun das Zahnfleiſch dunkelblau, ſogar ſchwärzlich, ſchwillt auf, blutet bei leichter Verletzung, der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Geſichtsfarbe blaß und ſchmutzig, es entſtehen Flecken von blaurother Farbe auf der Haut, beſonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geſchwulſt zuerſt an den Füßen ein, verbreitet ſich aber auch weiter hin über den Körper. Die übrigen Functionen des Organismus gehen dabei noch eine Zeit lang ungehindert von Statten, doch iſt der Urin ſchon ſehr dunkel, und geht ſchnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsſtimmung des Kranken beſtändig niedergeſchlagen und traurig. Dieſe und ſeine große körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, ſo nothwendig und heilſam ſie ihm auch wären, und ſo ſehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer überwindung kann er ſich dazu entſchließen, allein bald zwingt ihn die äußerſte Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niederſinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, ſo nehmen alle die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringſten Verſuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erſtickung überzugehn droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es ſtellen ſich ſchmerzhafte Empfindungen in den Gliedern, Reißen und Ziehen in denſelben ein, welche bis in das Innerſte der Knochen zu bohren ſcheinen. Das Zahnfleiſch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; ſelbſt aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geſchwüre, welche leicht bluten. Dieſe Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt ſich ſo ſehr, daß in noch höherm Grade der Krankheit Blutflüſſe entſtehen, welche ſchwer zu ſtillen ſind, und die Schwäche auf das äußerſte vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines ſolchen heftigen Blutfluſſes. Der Brand greift hie und da weiter um ſich, ſo daß ganze Glieder davon ergriffen und ſchwarz werden. Zuletzt ſtellt ſich allgemeine Anſchwellung des Körpers, und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Alles dies zeigt an, daß zur Entſtehung dieſer Krankheit Einflüſſe auf den Körper wirken müſſen, welche der Idee des Lebens zuwider, dieſes in den Functionen, welche zur Erhaltung beſtimmt ſind, ſchwächen

und herabſetzen. Daher kommt nicht nur bloßes Gefühl von Müdigkeit und Ermattung, ſondern wirkliche Schwäche und Erſchlaffung aller Muskelfaſern, welche zuletzt auch auf die Adern und alle Gefäße übergeht. Da aber von der kräftigen Function der Lebenserhaltung auch die geſetzmäßige Beſchaffenheit der Säfte des Körpers abhängt, ſo weicht auch dieſe, zugleich mit der Abweichung und Erſchlaffung der Muskelfaſern und feſten Theile ab, und daher entſteht eine Verderbniß des Blutes und der übrigen Flüſſigkeiten des Körpers, welche ſich durch zu große Dünnigkeit, Wäſſerigkeit, Neigung zum Ausfließen aus den kleinen Aderzweigen, und zum ſchnellen Übergang in Fäulniß äußert. Die Einflüſſe, welche ſo feindlich gegen das Leben wirken, ſind ſolche, welche ſämmtlich in dem lebenden Körper einen Mangel an wohlthätigem Lebensreiz für das Blutſyſtem bewirken, und im Gegentheil das auflöſende Princip, welches in dem lymphatiſchen Syſtem vorherrſcht, begünſtigen. Es befördert das Leben am beſten mäßig warme, trockne Luft, und der Genuß geſunder Nahrungsſtoffe. Näſſe und Kälte ſind allem organiſchen, und ſomit vorzüglich auch dem thieriſchen Leben feindlich, und ſie unterdrücken es endlich. Daher entſteht dieſe Krankheit am meiſten in den ſchon angeführten Orten, weil Näſſe, Kälte und der Genuß ſchlechter, verdorbener Nahrungsmittel daſelbſt oft zuſammentrifft. Dieſe Erfahrung, noch mehr aber der innre Inſtinct der Natur, hat auch den Menſchen die Mittel dagegen gelehrt, und es iſt bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren climatiſche Beſchaffenheit vorzüglich die Entſtehung dieſer Krankheit begünſtigt, in den kälteſten Nordküſtenländern, beſonders in Grönland, auch zugleich ein ſouveränes Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloſer Menge wächſt, und am beſten gedeiht. Der Inſtinct ſelbſt fodert in der Krankheit dieſes und ähnliche Mittel, beſonders ſäuerliche, ſcharfe, pikante, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt des Lebenserhaltungsſyſtems erregende Genüſſe. Der Kranke ſehnt ſich nach dergleichen, und Citronenſäure, Eſſig, Kreſſe, Senf, Rettig ſind ihm vorzüglich angenehm, und die beſten Heilmittel. Seitdem man die Krankheit näher kennen lernte, hat man beſonders auf den Schiffen auch gelernt, auf alle Weiſe ſie zu verhüten. Daher wird daſelbſt ſo viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaſchen; die Mannſchaft muß ſich in müßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Am meiſten hat aber wohl die Einrichtung gewirkt, daß unter dem Schiffsproviant mehr Auswahl und die möglichſte Reinlichkeit beobachtet wird, und beſonders reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen werden, welches zur Verhütung dieſer Krankheit als das einfachſte und wohlfeilſte Mittel ſich bewährt hat. H.

Scharfſchützen (Tirailleur). Die Infanterie theilen die Tactiker gemeiniglich in Linientruppen und zerſtreut fechtende Truppen, Schützen genannt, ab. Vorzugsweiſe nennt man aber denjenigen Infanteriſten einen Scharfſchützen, der beſonders aufs genaue Schießen und richtige Treffen eingeübt und mit einem gezogenen Gewehre verſehen iſt. Man gebraucht die Schützen und Scharfſchützen beſonders im Gebirgskriege und Kriege im durchſchnittenen Terrain, bei Überfällen, Aufhebung und Beunruhigung feindlichen Trainweſens, zur Deckung bei Recognoscirungen oder beim Rück-

zuge anderer Truppen. Da dieſe Truppe meiſt Mann gegen Mann ficht, bald einzeln, bald in Maſſe ſich aufſtellt, dem Feind bis auf einige Schritte entgegenkommen, dann ſich möglichſt ſchnell von ihm entfernen muß, auch oft weit von der Armee ab, beſonders des Nachts, auf unbekannten Wegen, durch Gründe und Wälder ſich ſchleichen muß; ſo wird ſie beſonders aus muthvollen und raſchen Jünglingen und Männern organiſirt, die zweckmäßig bewaffnet und bekleidet werden. Der gemeine Mann ſoll beſonders geübt im Schießen ſeyn, weßhalb man vorzüglich Jäger zum Dienſte derſelben wünſcht; die Offiziere müſſen außerdem auch Terrain- und geographiſche Kenntniſſe hinreichend beſitzen, wenn ſie ihrem Zweck vollkommen entſprechen wollen. Was brauchbare unerſchrockne Scharfſchützen, beſonders wenn es die Vertheidigung und Selbſtſtändigkeit ihres eignen Landes gilt, leiſten, hat die Geſchichte Tyrols, der Schweiz und des letztern Befreiungskriegs gezeigt. P. S.

Scharlach iſt eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zuſammengeſetzt. Der Ölmahlerei mangelt noch ein ſchönes Scharlachpigment, weil Öl das Ausſehn des Materiales mehr oder weniger ändert. Für Waſſermahlerei bedient man ſich dazu des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflöſung bereitet iſt. Selbſt die Färberkunſt ſchlägt dieſen letztern Weg ein, um ſchönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerſt in Zinnauflöſung gebeizt, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt. F.

Scharlachfieber, gehört unter die fieberhaften Ausſchlagskrankheiten (Hautkrankheiten, oder Exantheme), welche in der Regel ſtets als Epidemie vorkommen (ſ. d. Art.) und zugleich durch ihr eigenes Gift ſich fortpflanzen. Die Krankheit beſteht in dem eigenthümlichen Scharlachausſchlag und einem Fieber, dieſes iſt bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch ſehr bösartig. Der Ausſchlag beſteht in dunkelrothen Flecken, die ſich bald in unbeſtimmt großen und unregelmäßigen Formen abgeſondert, bald zuſammenfließend über die Haut verbreiten. So wie die Maſern das Eigenthümliche haben, daß ſie mit Beſchwerden der Reſpirationsorgane, mit Huſten, und mit Entzündung der Augen, verbunden ſind, ſo ſtellt ſich auch beim Scharlachfieber Entzündung des Halſes und der Halsdrüſen als jedesmalige Begleiterin ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt ſich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er gewiſſe Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Wir können in dieſer Rückſicht beſonders vier Hauptperioden unterſcheiden, von denen die erſte die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlaſſes, die vierte die Periode der Abſchuppung genannt werden kann. Die erſte Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit ſeinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erſcheint zuerſt. Mißmuth und Übelbefinden, Mattigkeit, Übelkeit, oft bis zum Erbrechen, laufender Froſt über den ganzen Körper, Schmerz im Halſe beim Schlingen ſind die krankhaften Erſcheinungen der zwei bis drei erſten Tage. Bei Manchen kommt gleich anfangs heftiges Kopfweh, Schlafloſigkeit und Irrereden dazu. Vom dritten Tage an, in ſeltenen Fällen, wenn die Krankheit ſehr heftig und ungeſtüm verläuft, ſchon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorſchein, erſt

klein und gleichſam nur durch die Haut ſchimmernd, allmählig aber größer in einander fließend und ſtärker gefärbt, gemeiniglich zuerſt im Geſicht, an dem Leib, dann an den Händen und Füßen. Dieſe Flecken haben die größte Ähnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben ſo flach in der Haut ſitzen, und die Röthe verſchwindet beim Druck, kehrt aber ſogleich wieder zurück, ſobald dieſer aufhört. Täglich wächſt nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und ſechsten Tage. Die Kranken werfen ſich entweder unruhig und ſchlaflos hin und her, oder ſie liegen in Betäubung und Phantaſie. Oft ſteigt das Irreſeyn bis zum Raſen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt ſind, ſchwellen etwas auf, beſonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerſpitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halſes ſteigt zuweilen immer höher, zugleich wächſt die Geſchwulſt der Halsdrüſen ſo, daß die Kranken nicht mehr ſchlucken können, und der Speichel ſogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach iſt, und ihren Verlauf ohne Störung durchſetzt, iſt der fünfte Tag der höchſte der Entzündung und des Fiebers, allein oft geht das Letztere bis zu dem ſiebenten, neunten, ja nicht ſelten bis zum vierzehnten und noch länger fort. An dem ſechsten oder ſiebenten Tage fängt die Periode des Nachlaſſes an. Das Fieber wird nun gelinder und verſchwindet zuweilen ſo ſchnell, als es erſchienen iſt; hiermit läßt auch das Irrereden nach, und der Schlaf ſtellt ſich ſtatt deſſen ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert ſich in der Ordnung, wie ſie erſchienen iſt; ſo daß meiſtens Hände und Füße noch roth, geſchwollen und ſchmerzhaft ſind, wenn die Haut des Geſichts, des Halſes u. ſ. f. beinahe die natürliche Farbe ſchon wieder hat. Der Halsſchmerz verliert ſich in dieſer Periode ganz; war aber Geſchwulſt der Halsdrüſen vorhanden, ſo iſt dieſe meiſtens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen ſich ſchon die erſten Spuren der Abſchuppung des Oberhäutchen, und einige Tage darauf geht dieſe wirklich vor ſich. Die alte Oberhaut (Epidermis) wird von der neugebildeten abgeſtoßen, und läßt ſich in großen Stücken losſchälen. Auf der Bruſt, auf den Armen, Händen und Füßen iſt dieſe Häutung am ſtärkſten, ſo daß z. B. wenn die Krankheit ſehr ſtark geweſen iſt, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerſtücke von einem Handſchuh ſich abziehen läßt. Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber iſt die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Geſundheit kehrt wieder zurück. Anders aber iſt der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber andere gefährliche Zufälle ſich geſellten, die entweder von der Heftigkeit oder von einem bösartigem Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachläſſigung, von verkehrter Behandlung, und andern Umſtänden herrühren können. Das einfache Scharlachfieber beſteht in ſeinem Weſentlichen in einer eigenen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, Hitze, die Aufgedunſenheit der Haut, die beſchleunigte Function derſelben, beſonders desjenigen Theils, welcher die Epidermis bildet, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zuſtand des Haargefäßſyſtems der Haut iſt zugleich die Urſache, daß weit mehr Blut dahin ſtrömt, als im geſunden Zuſtande geſchieht, daher auch der Wechſel der Stoffe, beſonders das Freiwerden des

Wärmeſtoffes in der Haut viel raſcher von Statten geht. Dieſer entzündliche Zuſtand der Haut iſt in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieſes nicht einzig von der Hautentzündung herrühren ſollte, ſondern von der gemeinſchaftlichen Urſache des Scharlacherauthems erregt wird, ſo wirkt doch zuverläſſig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Urſache des Fiebers, denn diejenigen Kranken, welche wenig Scharlacheranthem haben, kommen in der Regel auch mit leichterem Fieber weg, je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut iſt, je mehr ſie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, deſto mehr wächſt auch das Fieber. In dem geſunden Zuſtande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor ſich, aber in ſo langſamer und ſtiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staub, der ſich auf der Haut einfindet, wenn ſich ein Menſch lange Zeit nicht gebadet oder gewaſchen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu der übermäßigen Anſtrengung gezwungen, dieſe neue Bildung in die kurze Zeit von einigen Tagen zu concentriren, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Syſtem im Organismus, ſondern auch einen ſo ſchnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers ſtille ſteht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organiſchen Stoffe aufgelöſ't und verflüchtigt werden, ſchon in wenig Tagen äußerſt abgezehrt erſcheinen. Die meiſte Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit ſich, welche ſowohl von der urſprünglichen Erregung des Fiebers, als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entſtehen kann. Am meiſten iſt dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Blutes im Kopfe, welche um ſo ſchneller gefährlich wird, da ſchon im geſunden Zuſtande eine ſo bedeutende Menge Blutes nach dem Kopfe ſtrömt. Daher entſtehen bei dem Scharlachfieber ſo häufig und oft ſo ſchnell heftige Kopfſchmerzen, Betäubung, Irreſeyn, Schlafſucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in abſondernden Häuten innerer Theile ein, und ſo wie auf der äußern Haut die Entzündung die neue Epidermis erzeugt, ſo iſt das Product der Entzündung der innern häutigen Organe Schleim, lymphatiſche Flüſſigkeit, ſcharfe Galle u. ſ. w. In dieſem Falle geht die Krankheit einen weniger ſchnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erſt alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber iſt, und das Fieber entweder aufhört, oder nur von dem innern Entzündungszuſtande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entſtehen. Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrſchend werden. Am meiſten überfällt es Kinder, doch ſind auch Erwachſene demſelben ausgeſetzt, aber ſeltener, weil die Krankheit in der Regel den Menſchen nur einmal befällt, und die meiſten ſchon als Kinder damit befallen werden. Wenn in einem Hauſe, wo mehrere Kinder ſind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, ſo folgen zwar in den meiſten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus dieſen Erfahrungen iſt der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Product einer beſondern Beſchaffenheit der Luft, einer epide-

miſchen, endemiſchen, oder Witterungsconſtitution, noch eine nothwendige Bildungskrankheit iſt, welche der Menſch durchlaufen muß, ſondern daß ſie von einem Anſteckungsſtoffe entſteht, welcher jedesmal im weſentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derſelbe Fall Statt findet. Gleichwohl muß auch noch eine beſondre, bisher noch nicht erforſchte Dispoſition des menſchlichen Organismus dazu gehören, dieſen Anſteckungsſtoff aufzunehmen, und von ihm in dieſelbe krankhafte Erregung verſetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn kann wahrſcheinlich durch Einfluß der Luftbeſchaffenheit befördert werden. Deßhalb vielleicht ſind zu manchen Zeiten, beſonders im Winter und Frühjahr, bei naßkalter Witterung, bei Nordweſt- und Nordoſtwinden, unter welchen Umſtänden die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derſelben krankhaft geſtimmt wird, und katarrhaliſche Zufälle, beſonders Halsentzündungen häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. In Anſehung der Vorherſagung des Ausgangs dieſer Krankheit ſind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglich. Viele Kranke kommen ſehr leicht durch, bei Andern iſt die Krankheit äußerſt heftig; Manche geneſen trotz der ſchlimmen Zufälle, bei Andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anſchein, und plötzlich treten die gefährlichſten Zufälle ein, welche oft plötzlich den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. So viel bis jetzt Erfahrungen gelehrt haben, rührt die größte und dringendſte Gefahr oft von einem ſchnell eintretenden Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung, auch wohl Lähmung deſſelben, oft auch von einem unvermuthet ſchnell überhand nehmenden Zuſtand von Schwäche der Lebenskräfte her, welcher bis zur Lähmung der Blutgefäße und der Fäulniß ähnlichen Verderbniß der Säfte herabſinken kann. Andre innre Organe, z. B. Drüſen, die Leber u. a. m. werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zuſtande ergriffen, allein in dieſen Fällen hat die Krankheit keinen ſo raſchen Verlauf. Dieſer oft ſo trügliche Anſchein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefahrdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben beſonders die Gemüther der Familienväter und Mütter in große Beſorgniß verſetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jetzt eine Bösartigkeit mit ſich führe, die es ſonſt nicht gehabt habe. Dies iſt jedoch nicht der Fall, indem auch die ältern Ärzte, welche Beſchreibungen dieſer Krankheit lieferten, Beiſpiele ihrer Bösartigkeit aufſtellen. Obgleich z. B. Sydenham in der Mitte des 17ten Jahrhunderts ſie meiſtens nur als ein gelindes Fieber geſehen hat, ſo daß er ſie nur für eine mäßige Aufwallung des Geblüts hielt, ſo berichtet er doch ſchon, daß er auch Fälle von Krämpfen, epileptiſchen Zuckungen, Schlafſucht und Betäubung beobachtet habe. Morton, welcher (um die nämliche Zeit) das Scharlachfieber noch nicht genau von den Maſern unterſchied, hat ſehr bösartige Fälle deſſelben beobachtet. Weiterhin gab es auch ſchon ſehr bösartige Epidemien, welche die Ärzte der damaligen Zeit zum Theil unter andern Benennungen, z. B. als bösartiges Frieſel (wie Simon Schulze), Halsbräune, (wie Tiſſot in dem Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) u. ſ. w. beſchrieben, meiſtens aber auch unter ihrem jetzt allgemein bekannten Namen ſchilderten. Es ſind alſo ſeit der langen Zeit, als man anfing, aufmerkſamer auf das

Scharlachfieber zu ſeyn, eben ſo wohl gefährliche und tödtliche Zufälle dabei erſchienen als jetzt, und es erſcheint noch jetzt eben ſo häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es ſonſt darin auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die ſich bösartig zeigen, und von der ſo viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Conſtitution der Krankheiten überhaupt herrſchen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erſtreckt. Nicht in der Krankheit ſelbſt liegt folglich die Bösartigkeit, ſondern in äußern Umſtänden und Verhältniſſen, welche diejenige Tendenz der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, beſonders begünſtigen. Dieſe liegen beſonders in gewiſſen Veränderungen der Luftbeſchaffenheit, z. B. ſtarke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, beſonders naſſe und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünſtigen. Eine vorzügliche Urſache ſchlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachläſſige Behandlung. Dieſe iſt zu verſchiedenen Zeiten ſehr abweichend geweſen, je nach dem eine verſchiedne Meinung über das Weſen der Krankheit unter den Ärzten und dem Volke herrſchte. Eine Schule wollte mit erdigen und einſaugenden Mitteln die Schärfe wegnehmen, oder mit Bezoarpulvern ſie durch Ausdünſtung aus dem Körper ſchaffen; die andre wollte mit hitzigen ſchweißtreibenden Mitteln das Gift heraustreiben, und glaubte ſchon viel gewonnen, wenn man nur den Ausſchlag recht ſtark auf der Haut erſcheinen ſah; nach einer andern Theorie wollte man mit ſogenannten antiſeptiſchen Mitteln der Fäulniß vorbeugen, oder wieder nach einer andern mit Reizmitteln und ſogenannten ſtärkenden Mitteln die Schwäche heben, welche man als Urſache der Krämpfe, der Betäubung u. ſ. w. anſah; andre Ärzte verſuchten mit Brech- und Laxirmitteln die im Magen oder in den Gedärmen vermutheten Unreinigkeiten wegzuſchaffen. Keine dieſer Methoden iſt unbedingt zu tadeln oder anzupreiſen, jede derſelben kann nach Zeit und Umſtänden in einzelnen Fällen anwendbar, nach Beſchaffenheit der epidemiſchen Conſtitution eine Zeit lang nothwendig ſeyn, nur dürfen ſie nicht als allgemeine Richtſchnur empfohlen werden. Wer dieſe Krankheit richtig behandeln, ſie nicht ohne Noth mit vielen Mitteln bekämpfen, aber auch nicht Gefahren, die abgewendet werden können, durch Verſäumniß der nöthigen Vorkehrungen heranwachſen laſſen will, muß zuvörderſt die Krankheit ihrem Weſen nach (ſo weit es der jetzige Stand der Wiſſenſchaft begünſtigt), und in ihren Veränderungen und Verbindungen, unter welchen ſie im Organismus des Menſchen vorkommt, kennen, den einzelnen Fall vorzüglich nach Beobachtung und mit gehöriger Würdigung der herrſchenden Krankheitsconſtitution, und des möglichen Einfluſſes der vorhergegangenen und gegenwärtigen Witterung, unterſuchen, und dann zunächſt erforſchen, welchen Charakter das Fieber hat, in welcher Periode die Krankheit ſteht, welche Region des Körpers am meiſten angegriffen iſt, welche Gefahr gegenwärtig am dringendſten iſt, welche wahrſcheinlicher Weiſe noch eintreten kann, u. ſ. w. Da hier der Ort nicht iſt, wo es paſſend wäre, die ärztliche Behandlung des Scharlachfiebers durchzuführen, ſo verweiſen wir diejenigen, welche ſich mit des Verfaſſers Anſichten hierüber näher bekannt machen wollen, auf deſſen Abhandlung über das Scharlachfieber und die

Nachkrankheiten deſſelben in den allgemeinen mediciniſchen Annalen *). Doch können wir die Gelegenheit nicht vorbeilaſſen, einige herrſchende Vorurtheile zu rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieſer Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erſte dieſer Vorurtheile iſt, daß man, in der Vorausſetzung, als müſſe ein Frieſel (wie man den Scharlachausſchlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorſchein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausſchaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel, den Ausbruch dieſes Frieſels befördern, und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängſtliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurücktritt dieſes Frieſels verhüten müſſe. Man glaubt demnach, daß der innre Organismus deſto reiner von dem Scharlachgift werden müſſe, je mehr Röthe und Ausſchlag auf der Haut zum Vorſchein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten ſey. Dieſe Maximen entſpringen nicht nur von einer ganz falſchen Meinung über das Weſen des Scharlachfiebers, ſondern es widerſpricht ihnen auch alle geläuterte und vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben ſchon oben berührt, daß das Weſen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszuſtande des bildenden Theils der Haut mit Fieber beſtehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieſer entzündliche Zuſtand iſt, deſto ſtärker muß die Röthe der Haut, deſto ſtärker muß das Fieber, deſto heftiger müſſen die daher rührenden Zufälle ſeyn. Was dieſe Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren, und ſogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern; dagegen dasjenige, was dieſe Entzündung in Schranken hält, ſo daß ſie ihre natürlichen Gränzen nicht zu überſchreiten vermag, was die zu hoch geſtiegene Entzündung herabſetzt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft ſehen wir, daß Kinder, welche von dieſer Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausſchlag bekommen, und doch ihre Krankheit ſo leicht iſt, daß ſie kaum nöthig haben, ſich in das Bette zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Röthe übergoſſen ſind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, ſondern in den meiſten Fällen wächſt es in dieſer Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht ſelten den Kindern gegeben werden, um das ſogenannte Frieſel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verſtärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder ſeyn, die mit entzündeter ſcharlachrother heißer Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunſt qualmenden Federbetten ſtecken müſſen! Da iſt es denn wohl natürliche Folge, wenn ſolche Kranke immer höher ſteigende Fieberparoxysmen bekommen, Delirien und ſogar Raſerei eintreten und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beiſpiele genug geſehen haben. Dagegen mußte uns auffallend ſeyn, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausſchlag auf der Haut im Freien herumgelaufen ſind, nicht allein ohne Nachtheil, ſondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beſchleunigung des glücklichen Verlaufs derſelben. Erfahrung und die Theo-

*) S. Annalen der Heilkunſt des Jahrs 1815, Mai.

rie von dem Weſen des Scharlachfiebers lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, alſo in den erſten fünf bis ſechs Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müſſen. Der Aufenthalt des Kranken ſey in einer zwar trockenen aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren verſehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe dem Kranken kühlendes Getränk, z. B Abkochung von ſäuerlichen Früchten, friſches Waſſer mit Citronenſäure oder Weineſſig und Zucker. Alle erhitzenden Getränke und ſchweren Speiſen, der zu häufige Genuß warmer Getränke, Hollunderblütenthee und dergl. laſſe man ihn vermeiden. Stellt ſich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, ſo muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei ſehr heißer, trockner und rother Haut öfteres Waſchen des ganzen Körpers mit kaltem Waſſer, die vorzüglichſten und hülfreichſten ſind. Man laſſe ſich durch kein Vorurtheil und durch keine ungegründete Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausſchlags davon abhalten. Das Fieber vermindert ſich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nach dem die Fieberhitze heftig iſt, eher oder ſpäter, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem wieder zu, man wiederholt deßhalb das Waſchen des Körpers mit kaltem Waſſer, worauf die ruhigen Zwiſchenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft und in ihrem Product erloſchen, und die Criſis mit gänzlichem Nachlaß eingetreten iſt, was bei dieſem Verfahren eher geſchieht, als bei dem entgegengeſetzten. Übrigens verſteht es ſich, daß ſogleich bei Entſtehung dieſer Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da ſo viele unvorgeſehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beiſtand eines Arztes unumgänglich nothwendig iſt. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelaſſen haben, und die Abſchuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken ſich ändern, und etwas wärmer werden. Waſchen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette, oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es iſt höchſt nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergeneſung die Ausdünſtung ungeſtört von Statten gehe, und alſo alle Erkältung, beſonders die Berührung der Luft vermieden werde. Auch hierin wird nicht ſelten ſehr gefehlt. Man überſieht oft die Wichtigkeit dieſer Periode, und erlaubt den Kranken oder Reconvalescenten Nachläſſigkeiten, die ſie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müſſen. Das Scharlachfieber hat das Eigne, daß es gern eine Geneigtheit des Organismus zu krankhafter Anſammlung wäſſerigter Feuchtigkeit unter der Haut nicht allein, ſondern auch in innern Höhlen des Körpers, zu Haut-, Bauch-, Bruſt- und Kopfwaſſerſucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Urſache davon iſt, denn man findet ſie auch bei ſolchen Kindern, bei denen der Hautausſchlag ſehr gering war, beinahe eben ſo oft, als bei ſolchen, bei denen er ſehr ſtark war, obgleich die letztern noch größere Dispoſition dazu behalten; allein gewiß iſt es, daß Erkältung, oder auch nur wenn die Reconva-

lescenten der freien Luft während der Abſchälung der Haut ausgeſetzt werden, dieſe Anhäufung von wäſſerigter Flüſſigkeit am öfterſten und ſchnellſten veranlaſſen. Jede vom Scharlachfieber geneſende Perſon ſollte noch vier Wochen nach der Criſis die Stube hüten und warm gekleidet ſeyn, eine Vorſicht, die jedoch ſelten ganz beobachtet wird. Noch ein Vorurtheil herrſcht bei vielen Menſchen in Rückſicht der Behandlung dieſer Krankheit, dieſes nämlich, es ſey bei derſelben nichts zu brauchen, man müſſe es der Natur überlaſſen. Dies iſt nur halb wahr. Die Krankheit ſelbſt kann wohl nicht mehr unterdrückt werden, wenn einmal der anſteckende Stoff im Körper iſt, und die Erregung des krankhaften Bildungsprozeſſes beginnt. Allein die Verordnung des jeder Periode angemeſſenen Verhaltens des Kranken, die Beſtimmung der zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers, die zeitige Abwendung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüſſe auf den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwickelungen mit dem Scharlachfieber, und vieles andre, ſind Gegenſtände von dem größten Gewicht für die Achtſamkeit und Thätigkeit eines Arztes; Dinge, an welche freilich der große Haufe nicht denkt, welcher gewohnt iſt, nur dann erſt die Gegenwart des Arztes für wünſchenswerth zu halten und zu verlangen, wenn der Kranke ſchon mit augenfällig gefährlichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben und Tod durch ängſtliche und grauſenerregende Bewegungen andeuten, und dem Arzte nur noch übrig laſſen, den Ausſchlag zum letztern vorauszuſehen, und den traurigen Ruhm zu erwerben, ihn ſogleich angeſagt zu haben. H.

Scharnhorſt (Gebhard David von), geboren im J. 1756 zu Hämelſee im Hannöveriſchen von bürgerlichen Ältern, die daſelbſt und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine merkwürdige Ungerechtigkeit in einen weitläuftigen Prozeß verwickelt, konnte ſeinen Sohn nur in die Dorfſchule ſchicken und beſtimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieſer erreichte unter den geringſcheinenden Beſchäftigungen einer beſchränkten Landwirthſchaft das 15te Jahr. Durch einige Schriften über den ſiebenjährigen und den öſterreichiſchen Succeſſionskrieg, die er beim Paſtor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers war in ihm der Wunſch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einſt als Unteroffizier Vorpoſten zu commandiren, begeiſterte ihn ſchwärmeriſch. Endlich gewann der Vater ſeinen gerechten Prozeß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsſchule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen, der des Jünglings zwar von Kenntniſſen entblößten, aber geſunden und kräftigen Geiſt zu wohl erkannte, um ihm den Eintritt zu verweigern. Neuere Sprachen, Geſchichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Phyſik und die eigentlichen Kriegswiſſenſchaften waren die Gegenſtände des Unterrichts. Scharnhorſt bildete ſich ſchnell. Dabei wurden Göthe's Werke, der Wandsbecker Bothe und Youngs Nachtgedanken ſeine Lieblingsbücher und ſchärften ſeinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach fünf Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 ſtarb. Der hannöveriſche General Eſtorf verſchaffte ihm Dienſte als Fähndrich bei ſeinem eignen Regiment. Er mußte zugleich die Unteroffiziere

und ſelbſt die ältern Offiziere des Regiments unterrichten. Damals wurde er auch dem Publicum bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch ſehr brauchbare ſtatiſtiſche Tabellen. Im J. 1780 wurde er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweiter und bald nachher erſter Lehrer an der damals errichteten Kriegsſchule. Nach zwölf Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein ſchriftſtelleriſcher Ruhm war ſchon durch ſein Handbuch der Kriegswiſſenſchaften, dann durch das Taſchenbuch für Offiziere und das militäriſche Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er ſeinen Ruhm als Krieger. Als der hannöveriſche General Hammerſtein 1794 für die ſchöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchſchlagen durch einen zehnfach ſtärkern Feind den Dank ſeines Fürſten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieſer das ganze Verdienſt in Plan und Ausführung Scharnhorſt zu, der von dem König von Großbritannien einen Ehrenſäbel empfing, zum Major im Generalſtabe und bald darauf zum Obriſtlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunſchweig ſtellte ihn der König von Preußen als Obriſtlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalſtab als dritter Quartiermeiſter-Lieutenant verſetzt, hielt er zu Berlin Vorleſungen für die Offiziere. Im J. 1804 wurde er Obriſt, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerſtädt zwei Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef vom Generalſtabe deſſelben. Ausgewechſelt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, deſſen Achtung und Vertrauen er verdienter Weiſe beſaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilſit zum Präſidenten der Commiſſion zur neuen Einrichtung der Armee. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das geſammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preußiſchen und ruſſiſchen Orden. Mit beſonnenem Eifer griff Scharnhorſt auf das thätigſte ein, als für Preußen die Stunde erſchien, das Franzoſenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach ſeinem Plane geſchah. Als Chef des Generalſtabs erſchien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachſen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kardätſchenkugel am Fuße verwundet, und ſtarb an den Folgen dieſer Wunde, da er ſich nicht die erforderliche Ruhe gönnte, ſondern in Aufträgen ſeines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und ſtarb, wird ſein Andenken ſtets in Ehren halten.

Schatulle heißt diejenige Caſſe des Landesherrn, welche aus ſeinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften beſteht, welche er nicht in der Eigenſchaft des Landesherrn, ſondern als Privatmann zu erheben hat. **Schatullengüter** ſind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann ſowohl rückſichtlich des Eigenthums als der Benutzung zugehören. Sie ſind den Rechten nach andern Privatgütern derſelben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieſelben Laſten zu tragen, wofern ſie nicht von dem Landesherrn beſonders privilegirt ſind.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Mahlerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die geſtaltete Form beſtimmt. So wie das ſanfte Dunkel des Schat-

tens auf jedem Gegenſtande unſerm Auge erſt Ruhe gewährt und Haltung gibt, ſo iſt auch kein Kunſtwerk denkbar ohne Schatten. Selbſt der einfachſte Umriß hat ſeine Schattenſeite, wo die Linie dunkler und breiter iſt. Schatten hebt das Licht erſt heraus, er iſt ſtärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernſt des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Perſiens Roſengefilden, bei Indiens Ambraſtauden, wo die ſenkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verſcheuchen, da verſteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunſt, nicht Schatten in eine Darſtellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientaliſchen Gemähldes; ſchmerzfühlend irrt unſer Auge darauf umher und bemerkt die Ruheloſigkeit, die gerade aus jenem trägen Meiden des Kampfes mit der Dunkelheit und der Tiefe entſteht. Eben ſo ſind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt, ſchattenlos und bunt mahlen die Mexikaner und Peruaner. Im reinſten Licht erſcheinen uns die Gebilde griechiſcher Kunſt, doch da dieſe ſich mehr zur Plaſtik neigt, ſo ſteht ſie in ſtiller Klarheit und läßt die wechſelnden Schatten über ſich hinſchweben wie den Hauch der Jahrhunderte; Himmelslicht überſtrahle ſie freundlich, Fackelſchimmer umleuchte ſie zauberiſch, ſie iſt empfänglich für beides, ſie leuchtet durch das Dunkel der Zeiten. Griechiſche Mahlerei war blüthenhell und jugendfriſch. Unſere gemäßigten Himmelſtriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechſels und des reizenden Helldunkels, je mehr nach Süden, deſto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur ſelbſt dazwiſchengemiſchte tiefe Dunkel des Haares und der Augen, alles dies erſetzt den Schatten und ahmt ſeine Wirkung nach. In den Gemählden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptſchatten, Schlagſchatten und Halbſchatten. Der Hauptſchatten breitet ſich über alle die Theile des Gemähldes aus, die dem einſtrömenden Licht entgegenſtehen; nothwendiger Weiſe muß jeder einzelne Gegenſtand ſeinen Hauptſchatten haben, doch ſind dieſe Schatten der einzelnen Theile von abgeſtufter Dunkelheit, nachdem ſie dem Hauptlicht näher ſtehen. Je breiter die Maſſen der Schatten ſich verbinden und je mehr alle verſtreuten zufälligen Lichter vermieden ſind, um ſo einfachgrößer iſt die Wirkung des Ganzen, es hat Haltung und Ruhe. Schlagſchatten ſind ſolche, die durch einen auf dem Gemählde befindlichen Gegenſtand geworfen werden, die alſo nicht dazu dienen, deſſen Rundung anzudeuten, ſondern vielmehr ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenſtänden. Halbſchatten ſind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteltinte zwiſchen dem Licht und dem Hauptſchatten ſo, theils bezeichnet man auch zuweilen die Reflexe mit dieſer Benennung. Auf der Schattenſeite eines gerundeten Gegenſtandes nämlich wird ſich nie der Hauptſchatten bis an den Umriß erſtrecken, weil ein gebrochner Lichtſtrahl, der von hinten um den Gegenſtand herumſchimmert, ſowohl, als der Widerſchein des zunächſt befindlichen Gegenſtandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen werden; dieſe Widerſcheine oder Reflexe ſind die zweite Art der Halbſchatten. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemählden entſteht nicht ſowohl durch völlige Abweſenheit des Lichtes (dies wäre Finſterniß und könnte nicht mehr Gegenſtand der Kunſt ſeyn), ſondern durch das Brechen und Einſaugen der Lichtſtrahlen. Wer alſo, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, ſchwarze Farbe hinmahlen zu müſſen, wird

nimmermehr ſeinen Zweck erreichen, ſie wird ſelbſt zum Körper, der das Licht wieder zurückſtrahlt. Nur durchſichtige, gebrochene Farbentöne ſaugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigne Farbe und der Widerſchein der benachbarten Gegenſtände in ihnen verſchmelzen. Unter den Meiſtern der italieniſchen Schule bleibt ewig Correggio der größte Künſtler in dieſer herrlichen Benutzung des Schattens und Lichtes, er dichtet mit beiden und weiß ſie wunderbar zu beſeelen; wir werden aber nie einen ſchwarzen Schatten auf ſeinen Gemählden finden, alles iſt klar, alles durchſichtig. Nicht in dem grellen Gegenſatz, ſondern in der höchſten Verſchmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendſte Wirkung. Die Meiſter der lombardiſchen und venetianiſchen Schule ſind am bewundernswertheſten hierin, man kann von ihnen ſagen, daß ſie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben; Gherardo della Notte, der von ſolchen kunſtvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier beſonders bemerkt zu werden. Die römiſche und florentiniſche Schule beſchäftigt ſich mehr mit der Form und iſt näher mit der allesgeſtaltenden Plaſtik verwandt, da jene ſich mehr zur zauberwirkenden Muſik hinneigen. Schon die gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man ſagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemähldes. In der Muſik ſelbſt wird die hinreißendſte Wirkung durch Forte und Piano, Schatten und Licht hervorgebracht, ſobald wir uns über den engbeſchränkten Begriff erheben als ob nur das Sichtbare ſo zu nennen ſey. Die ganze Schattenſeite unſers Lebens und unſerer Schickſale mit höherm Licht zu durchſtrahlen und zu verſchmelzen, daß ſie geſtimmt werde zur reinſten Harmonie, zum vollſten Accord, dies iſt ja das eigentliche Streben der himmliſchen Künſte! — Bei der Betrachtung des Schattens und Lichtes müſſen wir auch der niederländiſchen Schule gedenken, deren Meiſter dieſen Zauber trefflich anzuwenden verſtanden. Da ſie die Farben beſonders zart und durchſichtig behandelten, ſo brachten auch ſelbſt untergeordnete Künſtler bei ihnen große Wirkungen dieſer Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteſte dieſer Schattenkünſtler. Er wußte auf ſeinen Gemählden alles mit warmen, bräunlichgrünen Dinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zuſammenzudrängen, ſo daß es da flammenartig wirkte. Durch dieſe wundervolle Beleuchtung weiß er oft den trivialſten Gegenſtänden, den gemeinſten Formen, eine höhere Bedeutung und wahre Poeſie zu geben. Viele der Meiſter im Fach der kleinen zartausgeführten Cabinetsſtücke ſind hierin auch bewundernswerth, beſonders Gerhard Dow, Shalken und Mieris. Die deutſche Schule bleibt hierin weit hinter Italienern und Niederländern zurück, meiſt ſind ihre Schatten trocken, grau und undurchſichtig; es iſt als hätte die treue Ehrlichkeit der altdeutſchen Meiſter ſich dieſe täuſchenden Zauberkünſte nicht erlaubt. Schon der Goldgrund, den ſie ſo ſehr liebten und ſo oft anwendeten, zeigt das Streben dieſer ſchlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heil ge erſchien ihnen ſo helleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen ſo klar und eintönig, daß ihre Phantaſie gar nicht auf die magiſchen Schattenwirkungen hingeleitet wurde, ihnen wären dies Schwarzkünſteleien geweſen. Sie gränzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechiſchen und byzantiniſchen Künſtler. Das ſtillbeſchauende des Orients lebte noch in ihnen, ſo wie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die ſie ſo ungern trübten und

verdämmerten. Die düſtern ſchwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Mahler (beſonders Marillos und Spagnoletto) mahlten oft mehr finſter als dunkel. Die ältere franzöſiſche Schule zeichnet ſich nicht durch Schattenwirkungen aus, daher haben auch faſt alle ihre Gemählde etwas flaches und kaltes, beſonders ſcheinen ſie den tiefern Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; ſie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine practiſche Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würde der ſinnige Pouſſin und der fromme Le Sueur wirken, wenn ihr Pinſel zum Zauberſtab würde, der tiefere und wärmere Schattendinten hervorzulocken vermöchte! Die neue franzöſiſche Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete ſchon bei ſeinen beiden berühmteſten Gemählden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchſt ſinnig an; bei den erſtern deutet alles auf die Zukunft hin und fodert zum kräftigen Handeln auf, da fällt volles Licht auf die Gruppe der Männer und dämmerndes Helldunkel verbreitet ſich über die der Frauen; beim Brutus hingegen, wo die Handlung vorüber iſt und alles Schmerz und Dulden ausſpricht, da treten die Frauen hellleuchtend hervor und alles übrige iſt in tiefes aber klares Dunkel gehüllt. Gérard und Richard wiſſen den Schatten und das Helldunkel meiſterlich zu behandeln. Die neuere deutſche Schule hat auch in dieſem Fach treffliche Meiſter, doch da ihre Leiſtungen ſich nicht auf einen Brennpunkt zuſammendrängen, ſondern ſich ſonnig wohlthuend verbreiten, ſo kann man die Einzelnen weniger anführen. Doch ſo wie wir unter den Meiſtern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerſt erwähnten, ſo müſſen wir auch zuletzt auf ſeine heilige Nacht in der dresdner Gemähldegallerie als auf das höchſte in Vertheilung und Anwendung der Schatten verweiſen. Es iſt eine wahrhaft geweihte Nacht, ſelige Klarheit entſtrömt dem tiefſten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferſtichen gilt daſſelbe von dem Schatten, was bei den Gemählden geſagt iſt, nur daß ſie auf techniſch verſchiedene Weiſe hervorgebracht werden, bald durch ſchräg über einander gelegte Striche oder Schraffirungen, bald durch Punkte, bald durch einen weich in einander verblaſenen Hauch, welche Manier man: à l'estompe, oder: verwiſchte Manier nennt bei den Zeichnungen, ſchwarze Kunſt aber bei den Kupferſtichen. Einen neuen ſymboliſchen Werth hat der Schatten bekommen durch die Dichtung, wie der Peter Schlemihl um den ſeinen kam, und wie drückend dieſer Verluſt war. — Daß hier ſo viel vom Schatten ſo wenig aber vom Licht geſagt iſt, wird nicht befremden; dies iſt klar und erklärt ſich ſelbſt, der Schatten bleibt uns im Schickſalsgewebe wie im Kunſtwerk ſo leicht dunkel, kalt und trübe, wenn nicht höheres Licht ihn ſinnend durchſtrahlt und in farbenglühenden Farbenſchmelz taucht. W. L.

Schattirung, (Mahlerei) iſt die Veränderung einer Farbe, die durch die verſchiedene Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; ſobald es einmal gegeben iſt, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerſchein geſchehen, nothwendig aus der erſten Stellung. Daher muß der erfindende Künſtler, beſonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, ſich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts geſammelt haben, die ihn in den Stand ſetzen, die Natur zu copiren. Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, ob ein Ge-

mählde oder eine Stickerei Wirkung thut, aber ſehr ſchwer, ob dieſe Wirkung wahr und nach Grundſätzen richtig iſt. Viele wollen für Schattirung, Nuance, Mittelfarben, ſagen; und rechnen ſie darunter alle Dinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenſtandes von dem höchſten Lichte allmählig abnimmt, es ſey, daß ſie ſich in ganzen oder halben Schatten verliert oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, ſo mögen ſie Recht haben. Man ſieht Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, ob ſie ſich gleich vollkommen runden. Hier entſteht die Wirkung von den ſogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatz (Thesaurus), nennt man eine verborgene bewegliche Sache von Werth, deren ehemaliger Beſitzer oder Eigenthümer durchaus unbekannt iſt. Ein abſichtlich geſuchter Schatz gehört dem Eigenthümer des Bodens; ein durch Zauberkünſte oder abergläubiſche Mittel geſuchter ganz dem Fiscus. Von einem zufällig gefundenen Schatze erhalten Arbeitsleute und Dienſtboten, ſo wie auch der zufällige Finder die Hälfte. (Schatz des Staats, ſ. Staat).

Schatz (Georg), ward am 1ſten Nov. 1763 zu Gotha geboren, und ſchon frühzeitig von einer unwiderſtehlichen Begierde zu leſen gefeſſelt. Der Zufall führte ihm einige gute Bücher in die Hände, wie z. B. den Lafontaine und Boileau, die Literatur-Briefe und die allgemeine deutſche Bibliothek, welche damals ein unumſchränktes Anſehn genoß. Dieſe Lectüre entwickelte ſeinen Hang zur Kritik für ſein ganzes Leben. Neben jenen Werken las er Leſſings Schriften, deren geniale Eigenthümlichkeit ſeinem eignen Geiſte am meiſten analog war. Er las ſie beſtändig; er verehrte Leſſing mit einem Enthuſiasmus, deſſen nur wenige Jünglinge ſeines Alters gegen einen Schriftſteller dieſer Art fähig ſeyn dürften. Er beweinte Leſſings Tod aus der Fülle ſeines Herzens. In einer ſolchen Gemüthsſtimmung ſchrieb er die ſchöne Viſion Leſſings, die man im Anhange zu ſeiner Überſetzung von Merciers Träumen findet. Michaelis 1787 ging er vom Gymnaſium zu Gotha, auf welchem er bis dahin ſeine erſte gelehrte Bildung erhalten hatte, auf die Univerſität zu Jena, wo er anfangs Jurisprudenz ſtudiren wollte, aber dieſer Wiſſenſchaft keinen Geſchmack abzugewinnen im Stande war. Da nun, außer für die ſogenannten Brodwiſſenſchaften, damals eben kein Intereſſe für andere Studien in Jena herrſchte, Schatz auch überdies zu lebhaft war, als daß er ſich mit Ernſt einem anhaltenden Studiren hätte widmen ſollen, ſo trug ſein Aufenthalt daſelbſt nicht viel zu ſeiner gelehrten Bildung bei. Doch fing er an, das Griechiſche und das Italieniſche zu lernen, in welchem letztern er es bald zu einer großen Fertigkeit brachte; auch beſchäftigte ihn in der letzten Zeit in Jena eine metriſche Überſetzung der Adelphen des Terenz. Nachdem er von hier nach Gotha zurückgekehrt war, und mit Gottern und einigen andern dortigen Gelehrten in vertraute Bekanntſchaft gerathen war, welche alle ihn bei ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe zogen; fand er ſich auf dieſe Weiſe in einer Lage, die ihm das Studium der Literatur und Poeſie nur noch theurer machte. Er entwarf den Plan zu einer metriſchen Überſetzung des Taſſo; ſo wie er eine Überſetzung der florentiſchen Geſchichte des Machiavell größtentheils beendigte. Sein Lieblingsgedanke war übrigens, wenn er ſich durch Vorarbeiten hinlänglich dazu würde in den Stand geſetzt

haben, für die Bühne zu arbeiten. Doch iſt auch dieſe Idee unausgeführt geblieben. Auf Gotters Empfehlung ward er Vorleſer bei dem Oberhofmarſchall von Studnitz, der ein Mann von glänzendem Geiſte war, ein langes Leben im raffinirteſten Genuſſe aller Art hingebracht hatte, mit Frankreich und Italien durch wiederholte Reiſen bekannt und nun jetzt in ſeinen ſiebenziger Jahren, wo er viel an ſein Zimmer gebunden war, Freund eines kleinen geiſtreichen Cirkels wurde, in welchem ſich auch Gotter und mehrere der dortigen bedeutendſten Köpfe befanden: Schatz konnte alſo in einer ſolchen Geſellſchaft nur gewinnen. Das erſte bedeutende Werk, welches von ihm erſchien, waren die **Blumen auf dem Altar der Grazien**, 1787, welche größtentheils aus vortrefflichen Gedichten der leichtern Gattung, aus Liedern, Epiſteln, Fabeln, Epigrammen und andern Stücken, die ſich dem Ernſte der Ode nähern, beſtehen. Dieſes Werk fand keine günſtige Aufnahme: mehrere Schriftſteller, die ſchon früher von Schatz getadelt waren, glaubten ſich in den Epigrammen abermals angegriffen, und ſchrieben deßwegen bittere und höhnende Recenſionen jenes Werks. Erſt 1792 erſchien eine Beurtheilung deſſelben in der Allg. Lit. Zeit., in welcher man dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Dieſe ungünſtige Aufnahme ſeines Erſtlingswerks war Urſach, daß er von nun an keine Verſe mehr machte. Dagegen beſchäftigte ihn ſeine **Bearbeitung des Home, der Memoiren des Goldoni, der Laura, der Träume des Mercier, der Erzählungen des Cazotte, der kleinen Schriften Franklins** und die **Nachträge zum Sulzer**, die er mit einigen ſeiner Freunde anfing. Den größten Theil ſeiner Zeit nahmen ihm jedoch ſeine Arbeiten an den angeſehenſten kritiſchen Zeitſchriften weg, für die er mit einem Eifer arbeitete, der ohne Beiſpiel iſt. Übrigens bekleidete Schatz nie ein Amt; im Gegentheil lehnte er einige vortheilhafte Anträge ſtets von ſich ab, weil er Unabhängigkeit und freie Macht ſeines Thuns und Laſſens für das höchſte Gut hielt, das er nur in dem äußerſten Nothfalle aufzuopfern gewilligt war. Doch erwarb ihm ſein Fleiß mehr, als er bedurfte. Obgleich ein durchaus redlicher Mann, hielten ihn ehrliche Leute, da er ſeinen Witz nicht verbergen konnte, für einen gefährlichen, die Heuchler ſogar für einen furchtbaren Menſchen; aber die meiſten hätten ihm alles verziehen, wenn er nur eben ſo platt und alltäglich geweſen wäre, als ſie ſelbſt. Da die Anſtrengungen der letzten Jahre ſeine Geſundheit, die ſchon von Jugend auf ſchwächlich geweſen war, untergraben hatten, ſo verfiel er in eine Art von Auszehrung, deren vornehmſte Quellen ein fehlerhafter Bau ſeiner Bruſt war. Er ſtarb von allen geiſtvollen Menſchen betrauert und nur von heuchleriſchen Gemüthern, deren eignes böſes Gewiſſen in ſteter Furcht vor Schatzens Satire geſchwebt hatte, gehaßt, am 4ten März 1795.

Schaubühne, Schauſpielhaus, iſt der Ort, wo Schauſpiele vor den Augen der Zuſchauer aufgeführt werden; und zwar iſt die Bühne ſelbſt erhöht, damit die Zuſchauer den Schauſpieler vollkommen im Auge haben können. Die Schaubühnen der Römer und Griechen waren auf freien Plätzen; der hintere Grund derſelben beſtand aus einer feſten Wand, ſo daß die Länge oder Tiefe des Theaters nie erweitert oder verkürzt werden konnte; auf der Wand waren insgemein Facaden von Gebäuden gemahlt, wo die Schauſpieler aus den Thüren derſelben hervortraten; rechts und links beſchränkten eini-

ge Bäume die Bühne. Die Zuſchauer ſaßen oder ſtanden auf halbrunden Plätzen vor dem Schauplatz (m. ſ. auch d. Art. Amphitheater). — Die Unbeſtändigkeit unſers Clima's machte es nothwendig, daß man bedeckte Plätze zu Vorſtellungen von Schauſpielen wählte, wozu anfangs große Säle hinreichend waren, bis endlich die Baukunſt eigne Gebäude dazu lieferte, in denen die Mahlerei und Maſchinerie eine bewegliche Welt im Kleinen darſtellten. Hier beſteht nun die Schaubühne aus einem verhältnißmäßig breiten und hohen Platze, deſſen Seiten durch bewegliche Wände (Couliſſen), deſſen Höhe durch bewegliche Deckenſtücken (Soffiten) und deſſen Hintergrund durch ganze Vorhänge, die die Länge der Bühne nach Beſchaffenheit der Umſtände verkürzen oder verlängern, eingeſchloſſen werden. Die Kunſt der Maſchinerie, verbunden mit einer richtig berechneten Mahlerei, ſind in unſern Zeiten auf einen ſehr hohen Gipfel gekommen; die Schauſpielhäuſer in Frankfurt am Main, Berlin, Dresden, Wien, ohne die ausländiſchen in Italien, Frankreich, England, Schweden und Rußland zu erwähnen, geben davon glänzende Beiſpiele. Die nicht abzuhelfenden Mängel der alten und neuen Schaubühnen ſind unſtreitig die bei allen Verwandlungen der Scene bleibende Breite und Höhe des Theaters; denn ſo ſehen wir eine und dieſelbe Breite und Höhe in einer Bauernhütte, in einem königlichen Zimmer und in einer freien Gegend: nur die Tiefe oder Länge des Theaters wird durch einen Vorhang nach der nöthigen Größe des Platzes beſtimmt. Auch bleibt in Hinſicht der richtigen Beleuchtung noch manches zu wünſchen übrig. Die Zuſchauer befinden ſich heut zu Tage in mehrern Reihen über einander ſtehender Abtheilungen (Logen) und unten in einem vor der Breite des Theaters befindlichen Platz (Parterre). Die Menge der Zuſchauer in einer großen Stadt macht die Übereinanderſetzung der Logen nöthig; es gewährt aber keine vortheilhafte Anſicht, beſonders wenn ſie ganz ſenkrecht über einander ſtehen; weit vortheilhafter würde es daher ſeyn, wenn die obern Reihen der Logen verhältnißmäßig gegen die untern Reihen zurückgebaut wären; ſo würde ein breites Proſcenium etwa 3 Ellen tief, gewölbt, ſo wie die Decke über die Zuſchauer, wenn auch nur von Holz gut in einander gefügt, ohne mit Leinwand überzogen zu werden, ſehr vortheilhaft für den Schall ſeyn, beſonders wenn die obere Reihe der Logen nicht unmittelbar an die Decke ſtieße, ſondern hier noch eine feſte breite Wand über derſelben an der Decke herumginge, worauf man nur gemahlte Hohlkehlen (Simſe) anbringen dürfte. Je größer die Bühne iſt, deſto beſſer ſind die cirkelförmig gebauten Logen um den Schauplatz. Die Bühne ſelbſt muß nicht zu tief ſeyn, weil ſonſt der Schauſpieler, wenn er mitten in der Scene ſteht, nicht verſtanden werden kann. Das nothwendigſte Erforderniß einer guten Schaubühne iſt, daß die Zuſchauer allenthalben gut hören und ſehen können, d. h., die Regeln der Acuſtik, Perſpective und Mahlerei müſſen genau beim Bau beobachtet worden ſeyn, und das Ganze muß mit ſeinen Theilen ein angenehmes und zierliches Verhältniß haben; daher auch ein Schauſpielhaus, ſo viel ſein Äußeres betrifft, als Tempel einer Kunſt, die ſo viele wieder in ſich vereinigt, in einem edeln und gefälligen Styl gebaut ſeyn muß. — Für die Bequemlichkeit der Treppen und der damit verbundenen Ausgänge muß beſonders zur Sicherheit der Zuſchauer geſorgt ſeyn.

Schauſpiel oder **Drama** iſt ein Gedicht, welches zur theatraliſchen Vorſtellung einer von den theilnehmenden Perſonen durch Geſpräch und Geberdenſpiel ausgeführten Handlung beſtimmt iſt. Unter Handlung (wovon das Schauſpiel auch den griechiſchen Namen **Drama** erhielt) verſteht man die Reihe von Veränderungen, welche durch die abſichtliche Thätigkeit wirkender Weſen herbeigeführt wird. Die dramatiſche Handlung wird als gegenwärtig entſtehend, fortſchreitend und ſich entwickelnd gedacht; wohingegen die Handlung des epiſchen Gedichts als vergangen vorausgeſetzt wird. Die Fabel gibt den Stoff zur **Handlung** und dieſe gibt der Fabel wieder ihre Wirklichkeit. Die Fabel iſt alsdann das, was geſchieht und bewirkt wird; und die Handlung der Inbegriff der Wirkungsmittel und Thätigkeiten. Häufig verſteht man aber unter beiden Wörtern den ganzen Inhalt eines Schauſpiels. Die erſte und wichtigſte Eigenſchaft der dramatiſchen Handlung iſt, daß ſie wahrſcheinlich und natürlich ſey, ſo daß das, was geſchieht, aus den vorhergehenden Urſachen auf eine ungezwungene verſtändliche Art hat erfolgen müſſen, denn ſonſt fällt die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe hinweg. Es muß deßhalb in der ganzen Handlung nichts geſchehen, als was aus den Verhältniſſen und aus dem Charakter der Perſonen entſpringen kann. Zweitens muß die Handlung intereſſant ſeyn; der Geiſt des Zuſchauers muß dadurch unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor allem aber iſt Einheit der Handlung dem dramatiſchen Gedichte nothwendig. Nur Eine Hauptbegebenheit, auf welche ſich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Intereſſe getheilt und geſtört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollſtändig ſeyn. Man muß den Anfang klar und deutlich bemerken, die Triebfedern der in Thätigkeit geſetzten Perſonen erkennen; man muß den Fortgang der Handlung wahrnehmen, bei ihrem Ausgange von allen Umſtänden genau unterrichtet ſeyn, und über nichts in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem ſtrenger als jetzt foderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beſtändigen Anweſenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger ſtrenge; und die neuere Einrichtung unſerer Bühnen verſtattet dem Dichter auch mehrere Freiheiten, ſobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu ſtrenge Beſchränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege ſtehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorſtellung von der ſcheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterſcheiden. Öftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich ganz vermeiden; wenigſtens müſſen ſie nicht ſo plötzlich und unwahrſcheinlich geſchehen, daß ſie die Täuſchung der Zuſchauer ſtören, und ihr Intereſſe vermindern könnten. Jedes Schauſpiel muß ein Bild des Lebens ſeyn, wenn es ſeinen Zweck, jene Täuſchung der Zuſchauer zu bewirken, erreichen ſoll. Daher muß der dramatiſche Dichter die Natur auf das Getreueſte nachahmen; beſonders muß er den Charakter der Menſchen aufmerkſam ſtudiren und dafür ſorgen, daß die Reden und Handlungen der dargeſtellten Perſonen mit ihren Geſinnungen übereinſtimmen. Vor allen muß er nach jener dramatiſchen Objectivität ringen, die uns bloß die angeführten Perſonen nach ihren Verhältniſſen und Geſinnungen, nicht aber den Dichter ſehen läßt. Um dieſen Zweck zu erreichen, muß der Ausarbeitung eines dramatiſchen

Gedichts ein wohl überdachter, in allen ſeinen Einzelnheiten geordneter Plan vorausgehen. Sorgfältig muß alles Widerſprechende, Gekünſtelte und Unwahrſcheinliche vermieden, jede an Handlung leere Scene weggeſtrichen werden; denn nichts thut der Wirkung eines dramatiſchen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, wie gedehnte und überflüſſige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten. Auch die glänzendſten Denkſprüche können den Zuſchauer für ſeine auf ſolche Weiſe hingehaltene Erwartung nicht entſchädigen. Aus den Hinderniſſen, welche ſich der Haupthandlung des Drama entgegenſtellen, entſpringt die Verwickelung, welche in jedem Schauſpiele nothwendig iſt, falls es die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer erregen ſoll. Doch iſt die Verwickelung nicht in allen Schauſpielen gleich; in Trauerſpielen iſt ſie beſſer ganz einfach, denn hier würde ein allzuverſchlungener Knoten unſere Aufmerkſamkeit ſo ſehr beſchäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander beſtehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Luſtſpiele ſchaden, und oft iſt es ſogar vortheilhaft, den Zuſammenhang mancher verwickelten Umſtände mehr den handelnden Perſonen, als den Zuſchauern räthſelhaft ſeyn zu laſſen; vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal ſtärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Überraſchung. Unter Auflöſung wird die Wegräumung und Hebung der Hinderniſſe, die ſich der Haupthandlung in den Weg legten, verſtanden. Dieſe Auflöſung darf nie gewaltſam geſchehen; ihr Keim muß gleichſam ſchon in der Haupthandlung ſelbſt, in dem Charakter der Perſonen und in ihren Verhältniſſen liegen. Keine Auflöſung von fremder Hand, kein Deus ex machina iſt zuläſſig. Die Zahl der Perſonen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung beſtimmt. Mehrere, als dazu erfodert werden, ſind überflüſſig und fehlerhaft, denn ſie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und leiten dieſelbe von dem Hauptgegenſtand ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. Obgleich die Charaktere — ſowohl im Guten, wie im Schlimmen — ſchärfer gezeichnet ſeyn müſſen, als ſie in der Wirklichkeit ſich äußern, ſo müſſen ſie, wenn ſie anders Theilnahme erregen ſollen, doch nicht in das Idealiſche oder Phantaſtiſchbeſtandloſe übergehen. Auch hier muß die menſchliche Natur treu, wenn auch zuſammengedrängter in ihren Äußerungen, dargeſtellt werden. Hat der Dramatiker die Perſonen aus der wahren Geſchichte genommen, ſo ertheilt er ihnen ihren hiſtoriſchen Charakter. Doch ſteht es ihm frei, in ſo fern es ſeinem Zwecke entſpricht, ihnen eine von der geſchichtlichen abweichende Gemüthsart beizulegen. Von den Verhältniſſen oder Situationen, in welche der Dichter ſeine Perſonen verſetzt, hängt auch beſonders die Äußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deßhalb müſſen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weiſe angelegt ſeyn. Nicht der Contraſt allein, worin die verſchiedenartigen Charaktere gegen einander ſtehen, ſondern derjenige, in dem ſie zu ihren Situationen ſich befinden, dieſes Kämpfen und Ringen gegen die Verhältniſſe und gegen das Schickſal ſelbſt, macht eine dramatiſche Dichtung ſo anziehend. Indeſſen kann auch der Contraſt der Charaktere ſelbſt ſehr vortheilhaft wirken, nur müſſen die letztern nicht allzuabſtechend gegen einander noch allzuähnlich ſeyn. So wie der dramatiſche Dichter ſorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung

des Charakters der dargeſtellten Perſonen achten muß, ſo iſt die Beobachtung des Coſtume, oder des nach dem Zeitalter und den Nationalſitten der dargeſtellten Perſonen üblichen, ſeine Pflicht; beſonders dann, wann der Stoff aus der wahren Geſchichte genommen, oder die Handlung doch in einem andern Zeitalter oder unter einem andern Volke vorgegangen ſeyn ſoll. Hier müſſen die Sitten, die Denk- und Handlungsweiſe, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und was in die dramatiſche Dichtung eingreift, genau beobachtet und dargeſtellt werden. Die Kleidungen der Schauſpieler und die Verzierungen der Bühne müſſen dem gleichfalls entſprechen, wenn die Täuſchung der Zuſchauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden ſoll. Die äußere weſentliche Form jedes Schauſpiels iſt dramatiſches Geſpräch, d. h. ein ſolches, wo während und mittelſt der Unterredung ſelbſt zwiſchen den ſprechenden Perſonen eine Handlung oder Veränderung des äußern Zuſtandes entſteht und ausgeführt wird. Das dramatiſche Geſpräch hat alſo eine durch daſſelbe auszuführende, gegenwärtig geſchehende Handlung zum Gegenſtande. Das hiſtoriſche Geſpräch aber berichtet uns bloß die Urſachen und den Verlauf einer ſchon geſchehenen Handlung, und iſt alſo eigentlich bloß Erzählung in Geſprächsform. Die dramatiſche Unterredung alſo bewirkt und veranlaßt die Handlung ihrer Entſtehung und ihrem Verlaufe nach; die hiſtoriſche erzählt ſie nur, wenn ſie ſchon geſchehen iſt. Eben ſo verſchieden iſt auch das dramatiſche Geſpräch von dem philoſophiſchen, welches ſich mit Zergliederung und Unterſuchung allgemeiner Wahrheiten beſchäftigt, ohne daß dadurch eine Veränderung des äußern Zuſtandes der ſich Unterredenden bewirkt würde. Das dramatiſche Geſpräch muß die Denkart und den Gemüthszuſtand der redenden Perſonen richtig darſtellen; ſie müſſen ſo ſprechen, und ſich ſo ausdrücken, wie ſie in der Wirklichkeit unter denſelben Verhältniſſen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deßhalb muß der dramatiſche Dichter höchſt aufmerkſam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menſchen nach ihren verſchiedenartigen Verhältniſſen, ihrem Alter, ihrem Temperamente ſeyn; denn obgleich es allgemeine Charaktere gibt, die allen Völkern, allen Altern, Geſchlechtern u. ſ. w. eigen ſeyn können, ſo werden ſie doch durch äußere und innere Urſachen oft höchſt verſchieden modificirt, und auf die richtige Zeichnung übrigens gleicher allgemeiner Charaktere nach ihren oft ſehr verſchiedenen Äußerungen, ſowohl durch Reden als Handlungen, kommt es bei jedem Schauſpiele beſonders an. Übrigens muß der Dialog natürlich und einfach ſeyn, er muß im richtigen Verhältniſſe zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenſchaft, und zu dem äußern und innern Zuſtande der Perſonen ſtehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Intereſſes bei. Monologe oder Selbſtgeſpräche, worin nur Eine Perſon zu ſich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig ſind oder an dem Selbſtgeſpräche keinen unmittelbaren Antheil nehmen, darf der Dichter nur dort einmiſchen, wo die eingeführte redende Perſon in einen ſo leidenſchaftlichen Gemüthszuſtand oder in ſolche Vertiefung des Nachdenkens über ſich und ihre Lage gerathen iſt, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrſchein-

lich wird. Um ſo größer iſt der Werth der Selbſtgeſpräche, wenn ſie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenſchaft des Redenden mitwirken. Die Sprache ſolcher Monologen muß nicht periodiſch und ausführlich, ſondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Geſinnungen ſtark und forteilend ſeyn. Durch die *Pantomime*, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatiſche Vorſtellung lebhafter, wahrer und ausdrückender. Sie muß daher dem Schauſpieldichter immer vorſchweben, und von ihm ſowohl den nichtredenden, wie den redenden Perſonen, dort, wo ſie die Worte mit Handlung begleiten oder unterbrechen ſollen, genau vorgeſchrieben werden. Nach der verſchiedenen Art des Gegenſtandes und der Behandlung theilt man das Schauſpiel ein in das *Trauerſpiel*, das *Luſtſpiel* und die *Oper*. Jede dieſer Hauptarten zerfällt wieder in Unterabtheilungen, die ſowohl durch die äußere Form, als durch den Inhalt beſtimmt werden. Vom Luſtſpiel und vom Trauerſpiel oder der Tragödie werden wir in der Folge hier ſprechen, da auf den vorliegenden Artikel verwieſen iſt. Da das Singſpiel unter dem Artikel *Oper* hauptſächlich nur hiſtoriſch nach ſeiner Entſtehung behandelt iſt, ſo behalten wir uns vor, es auch hier in der Kürze darzuſtellen. Übrigens wird Geſpräch und Handlung jedes Schauſpiels in Aufzüge oder Acte, und dieſe wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Luſtſpiele (Komödie) ſind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer; ſelten zwei oder vier; das Trauerſpiel hat gewöhnlich fünf, die ernſthafte Oper drei; und die ſcherzhafte ſo viel wie das Luſtſpiel. Die Anzahl und Länge der Scenen iſt unbeſtimmt, denn hier entſcheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben ſo unbeſtimmt iſt auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören, denn dies richtet ſich gleichfalls nach der Beſchaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufſchubs oder Stillſtandes derſelben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet ſeyn muß. Es kann folglich ein Act wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nach dem der Gegenſtand es heiſcht. Jeder der Aufzüge oder Acte hingegen hat, wenn das Schauſpiel deren mehrere enthält, ſeinen beſtimmten Antheil an dem Ganzen. Der erſte Aufzug macht den Zuſchauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Perſonen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden ſoll, bekannt. Dies geſchieht durch Geſpräch und Thätigkeit der Perſonen ſelbſt, aber nicht durch Beſchreibung und Erzählung, und wird die Expoſition genannt. Auch muß ſchon im erſten Acte die Verwicklung der Handlung beginnen. Perſonen, von denen nicht bereits in dem erſten Aufzuge die Rede, oder die dort nicht vielleicht ſchon ſelbſt thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erſcheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerkſamkeit und Erwartung der Zuſchauer immer geſpannter, bis ſie durch die Auflöſung, welche erſt am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Dieſe Auflöſung muß übrigens vollſtändig ſeyn, und hat ſie einmal Statt gehabt, ſo darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerſtört werden würde. Auf die Bearbeitung der einzelnen *Auftritte* oder *Scenen* hat der dramatiſche Dichter beſonders den höchſten Fleiß zu verwenden; da ſie nicht bloß als abgeſonderte

Abſchnitte und Stücke der Aufzüge, ſondern als gemeinſchaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten ſind. Deßhalb müſſen ſie auf das engſte mit einander verbunden werden; in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige, oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftritts erſcheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlaſſung dürfen keine Perſonen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schluſſe eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug ſelbſt beſchließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung ſichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrſcheinlich werden. Übrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene verſteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatiſchen Dichtung und Vorſtellung, ſondern auch die Bühne ſelbſt, und in noch ausgedehnterm Sinne ſogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauſpiels vorfällt. — Das Trauerſpiel oder die Tragödie iſt die dramatiſche Bearbeitung einer an ſich, oder doch in ihren Folgen wichtigen, Beſorgniß, Mitleiden und Schrecken erregenden Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Perſonen mit dem, durch Leidenſchaften oder Verkettung der Umſtände herbeigeführten Schickſal ihren Grund, und gewöhnlich einen unglücklichen Ausgang hat. Zum Weſen einer tragiſchen Handlung gehört alſo, daß ſie die Gefühle der Beſorgniß und des Mitleidens in uns erreze, d. h. diejenigen Gefühle, die auf unſern eignen Zuſtand zurückgehen, und uns ſelbſt für die Unfälle beſorgt machen, denen wir unſer Mitleid ſchenken. Ferner muß die tragiſche Handlung uns den Menſchen im Kampfe mit dem waltenden Schickſale oder mit ſeinen Leidenſchaften zeigen; denn nur darin kann der Menſch ſeine Kraft und Sittlichkeit bewähren; je kräftiger er in dieſem Kampfe daſteht, deſto höher wird das Gemüth erhoben, wenn er ſiegt; deſto tiefer wird es erſchüttert, wenn er unterliegt. Aber auch dieſe Erſchütterung erhebt die Seele des Zuſchauers, wenn das Ringen des Menſchen in ſeiner größten Stärke, das waltende Schickſal und die Leidenſchaft aber, troß alles Kämpfens, unbeſieglich erſcheinen. Das Gemüth des Zuſchauers fühlt ſich ſodann geſchmeichelt durch die Kraft, welche der Menſch in dem Streite mit dem Schickſale oder der Leidenſchaft beweiſt, und er fühlt ſich ermuthigt in einem gleichen Falle mit gleich ſtarker innerer Freiheit gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang iſt kein weſentliches Erfoderniß des Trauerſpiels; aber ein ernſter Ausgang iſt durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuſchauer erregten Gefühle der Beſorgniß, des Mitleidens, und beſonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie iſt, wieder zerſtört werden. Hieraus ergibt ſich, daß die Wahl des Gegenſtandes von der größten Wichtigkeit iſt. Der Trauerſpieldichter kann ſeinen Stoff aus der Geſchichte nehmen, oder ihn ſelbſt erſinden. Im erſtern Falle ſteht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als ſie in der Geſchichte erſcheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umſtände vorſichtig ſeyn, damit die Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt werde. Übrigens iſt ein hiſtoriſcher Stoff wegen des höhern Intereſſe und der

größern Wahrſcheinlichkeit der vortheilhafteſte. Das Trauerſpiel iſt in Hinſicht auf den Gegenſtand am nächſten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfodern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt ſie als vergangen, das Trauerſpiel ſtellt ſie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umſtänden zuſammengeſetzten Gegenſtand, und ſchildert den Helden in vielfachern Verhältniſſen und Lagen; das Trauerſpiel iſt mehr auf einen durch die Handlung zu bewirkenden Glückswechſel beſchränkt. Die Handlung im Trauerſpiel muß alſo wichtig ſeyn. Dieſe Wichtigkeit beruht hauptſächlich in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anſtrengung der handelnden Perſonen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird. Indeſſen kann die Theilnahme der Zuſchauer gar ſehr geſpannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine ſolche Begebenheit wählt, die an ſich oder in ihren Folgen einen beſonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menſchheit gehabt hat. Die Handlung muß vollſtändig ſeyn; ſie muß ein abgeſchloſſenes Ganzes ausmachen, deſſen Theile mit einander in genauer Verbindung und in ſolchem Verhältniſſe ſtehen, daß keiner derſelben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Sie muß Anfang, Mittel und Ende haben. Bei dem Mangel des Anfangs der Handlung würde der Zuſchauer ſich die Thätigkeit der theilnehmenden Perſonen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden, und daher iſt es nöthig, ihn ſchon frühe mit der Veranlaſſung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, den Mitteln und Hinderniſſen und mit einigen dunkeln Vermuthungen über den Ausgang bekannt zu machen. Das heißt die Expoſition, und ſie findet gleich im Anfange durch die Unterredungen der theilnehmenden Perſonen Statt. Zur Vollſtändigkeit der Handlung gehört ferner das Mittel derſelben, oder derjenige Theil des Trauerſpiels, welcher den Fortgang der Handlung umſchließt. Hier darf dem Zuſchauer kein Umſtand, der auf den Ausgang der Handlung Bezug hat, dunkel oder zweifelhaft bleiben. Er muß von Allem unterrichtet werden. Das Ende oder der Ausgang der Handlung muß gleichfalls vollſtändig ſeyn. Nichts darf in Hinſicht des Schickſals der handelnden Perſonen verborgen und räthſelhaft bleiben, alles muß entſchieden werden. Auch in Hinſicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerſpiel daſſelbe erfodert, was wir deßhalb im Allgemeinen oben ſchon angeführt haben. Um dieſe Einheit aber nicht zu verfehlen, muß der Trauerſpieldichter den Zuſammenhang der Handlung oder Fabel gehörig überdenken, und alle einzelnen Theile zu einem unzertrennlichen Ganzen ordnen. Hier muß er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptperſonen richten, und epiſodiſche Vorfälle und Nebenperſonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Intereſſe des Zuſchauers zu theilen oder zu ſchwächen. Sehr viel kommt beſonders auf die Wahl der Perſonen an. Weder vollkommen tugendhafte noch durchaus laſterhafte Perſonen ſind für das Trauerſpiel geeignet; denn den erſtern fehlt es an Wahrſcheinlichkeit, ſie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen können uns nur mit Unwillen und Abſcheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragiſchen Perſonen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältniſſe

ſtehen. Obgleich übrigens bei dem Trauerſpiele mehr Darſtellung der Handlung, bei dem Luſtſpiele mehr Schilderung der Charaktere zum Zweck des Dichters gehört, ſo muß der letztere doch die Charaktere der tragiſchen Perſonen ſorgfältig zu zeichnen und zu halten wiſſen, weil hierauf ein großer Theil der Wahrſcheinlichkeit beruht. Überhaupt verſteht man unter den Sitten der tragiſchen Perſonen alles das, was zu ihrem Charakter, ihrer Denkart und den Quellen ihrer Handlungen gehört. Der Dichter muß dieſen Sitten eine gewiſſe Größe geben. Die handelnden Perſonen müſſen Menſchen der erſten Gattung ſeyn, d. h., ſie müſſen eine vorzügliche Kraft der Seele beſitzen. Jene Größe der Sitten iſt ſowohl die Größe im Guten, als im Böſen, und äußert ſich in ſtarken muthvollen Entſchließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiſte, und in gefährlichen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenſchaften. Allein nicht bloß die Heftigkeit der Leidenſchaften macht ihre Größe aus, ſondern die Kraft des Geiſtes, von der ſie begleitet ſind, und das Ziel, wohin ſie ſtreben. Eben ſo wenig trägt der Rang, den der Dichter ſeinen tragiſchen Perſonen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; auch unter den Königen gibt es niedrige Seelen, die keines höhern Auffluges weder im Guten noch im Böſen fähig ſind, und ſich nie über das Gemeine erheben. Das Trauerſpiel erhält alſo durch den äußern Rang der Perſonen keine Größe; obgleich eben nach dieſer Verſchiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreiſes der Unterſchied zwiſchen heroiſchem und bürgerlichem Trauerſpiel bis jetzt Statt gefunden hat. Doch hat der Dichter ſich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfällt. Reden und Handlungen müſſen den Verhältniſſen angemeſſen ſeyn; der Bürgermeiſter einer Landſtadt kann nicht ſo ſprechen wie ein Conſul zu Rom. Die dichteriſche Wahrheit der Sitten iſt die Übereinſtimmung der Reden und Handlungen der Perſonen mit ihren Verhältniſſen und ihrem Charakter, und gleichfalls ein wichtiges Erfoderniß. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contraſt und Mannichfaltigkeit, und jene Grundzüge moraliſcher Güte geben, die zur Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Beſorgniß fähig ſind. Cataſtrophe nennt man im Trauerſpiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schickſalen der Hauptperſonen eine wichtige und entſcheidende Veränderung hervorbringt. Die Glücksveränderung ſelbſt heißt Peripetie, welches der Übergang aus glücklichen in unglückliche Verhältniſſe, oder aus einer hoffnungsloſen Lage in eine glückliche iſt. Übrigens muß ſowohl die Glücksveränderung als der Ausgang durch natürliche und vorbereitete nie durch wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Der Ausdruck und die Sprache des Trauerſpiels müſſen der Würde, dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszuſtande der tragiſchen Perſonen gemäß ſeyn. Für das heroiſche Trauerſpiel iſt die metriſche Einkleidung am vortheilhafteſten; doch findet dieſe auch bei dem bürgerlichen Statt, obgleich man dort häufiger die proſaiſche Einkleidung wählt. Bei uns Deutſchen ſind die Jamben von verſchiedner Länge die gewöhnlichſte Versart, deren ſich die neuern Dichter bedienen. Urſprünglich waren die Tragödien gemiſchte lyriſche und erzählende Geſänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feſte der Weinleſe, und erhielten ihren Namen zuerſt von Tragos, Bock und Ode, Geſang, weil derjenige, welcher am be-

ſten geſungen oder geſpielt hatte, einen Bock zum Preiſe bekam; oder auch, weil man dem Bacchus einen Bock opferte. Die Spuren dieſes feſtlichen Urſprungs der griechiſchen Tragödie verloren ſich nie aus derſelben; und die Begleitung von Tanz und Muſik blieb, ſo lange noch ein griechiſches Trauerſpiel aufgeführt wurde. Die Erfindung der Tragödie ſchreibt man dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon und Piſiſtratus mit einer Geſellſchaft von Schauſpielern auf einem Wagen in Attica umherzog, um das Volk bei den Bacchusfeſten zu unterhalten. Wahrſcheinlich war der Inhalt der Vorſtellungen des Thespis ernſthafter Art. Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Äſchylos. Thespis hatte nur einen Schauſpieler auftreten laſſen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit herſagte, den Chor ablöſen mußte, um der Vorſtellung mehr Reiz zu geben. Äſchylos verwandelte die bisher bloß mimiſche Darſtellung einer Begebenheit in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauſpieler hinzuthat, den Dialog erfand, und durch die Freigebigkeit des Staats unterſtützt der Aufführung mehr Würde verſchaffte. Nun ward einer ſeiner Schauſpieler der Held des Stücks, und erregte vorzüglich die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der Zuſchauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Geſänge deſſelben wurden abgekürzt, obgleich ſie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchſten lyriſchen Schwunge abgefaßt waren, der ſelbſt ſich bisweilen im Dialog findet. Äſchylos ſah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erſchütterte und flößte Entſetzen, ſelten aber Rührung ein. In ſeinen Trauerſpielen waren noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrſcht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung in ſeinen Trauerſpielen iſt überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beſchäftigte ſich nicht mehr bloß mit Abſingen von Geſängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug hatten, ſondern er gehört zum Ganzen, iſt der Vertraute der handelnden Perſonen, der Rathgeber der Könige, der Tröſter der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Äſchylos führte ſtatt der Weinhefen, womit die Schauſpieler des Thespis ihr Geſicht beſchmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange ſchleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das ſtolze majeſtätiſche Anſehn, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen ſchlechten Brettergerüſtes erhielt er eine mit Maſchinen und Decorationen verſehene Bühne, und ſeine Schauſpieler übte er faſt immer ſelbſt in der Declamation (ſ. Äſchylus). Ihm folgte Sophokles (ſ. d. Art.), ein vorzüglicher Meiſter der tragiſchen Kunſt, der Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenſchaften der Theilnahme, des Mitleidens und des Bedauerns auf das Innigſte zu erregen wußte. Euripides, weniger erhaben und groß, als Äſchylus und Sophokles, verſtand dennoch beſſer als beide die Kunſt zu rühren; allein in der Anordnung ſeiner Stücke war er weit weniger glücklich, verletzte oft die Wahrſcheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht ſelten die Auflöſung des Knotens. Durch dieſe drei großen Männer wurde das griechiſche Trauerſpiel ausgebildet. Ihnen folgten ſehr viele andre griechiſche Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben iſt. Unter den deutſchen Trauerſpieldichtern ſind die berühmteſten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegk, von Brawe, Leſſing, von Gerſtenberg, Leiſewitz,

Klinger, Babo, von Göthe, von Schiller, die Grafen von Stolberg, von Kotzebue, A. W. Schlegel, H. J. von Collin, M. von Collin, Körner, Werner, Öhlenſchläger u. ſ. w. Übrigens iſt die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Luſtſpiel oder die Komödie iſt die dramatiſche Bearbeitung und Darſtellung einer aus dem täglichen und häuslichen Leben genommenen Handlung, deren Vorfälle ſowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargeſtellten Perſonen zur Beluſtigung, Unterhaltung und Belehrung der Zuſchauer dienen. Der Gegenſtand dieſer Schauſpielgattung iſt alſo das Privatleben der Menſchen, ſowohl der höchſten wie der niedrigſten mit allen ihren dort ſich äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Unedle und Haſſenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menſchlichen Lebensweiſen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derſelben Charaktere und Vorfälle von verſchiedener Art und Wirkung dargeſtellt; oft iſt ſo wenig die Hauptperſon wie die Haupthandlung lächerlich. Man würde den Begriff des Komiſchen zu ſehr beſchränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verſtehen, und nicht alles, was der Behandlung in der Komödie fähig iſt, hieher rechnen wollte (ſ. weiter unten). Der Dichter kann die Handlung des Luſtſpiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der wirklichen Geſchichte einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erſtere iſt das Gewöhnlichſte, und das Luſtſpiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Wahl ſolcher Begebenheiten und Perſonen, die der Zuſchauer ihrem Charakter, ihren Reden und Handlungen nach als gleichzeitig und als Vorfälle und Perſonen aus der jetzigen gewöhnlichen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anſtändigen und Unanſtändigen; daher kann der Luſtſpieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Perſonen und die Scene ſeines Stücks einheimiſch ſind. Indeſſen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, gehörig modificirt, gleichfalls brauchbar. Das Komiſche des Luſtſpiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komiſchen, welche nämlich durch den Contraſt des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, iſt gewiß die wirkſamſte. Man theilt übrigens das Komiſche in das hohe und niedre ein; eine Eintheilung, die nicht durch den Stand der dargeſtellten Perſonen, ſondern durch die Beſchaffenheit des Stoffs und ſeine Behandlungsart veranlaßt iſt. Man kann ſich auch beider Gattungen des Komiſchen in einem Luſtſpiele gemiſcht und vertheilt bedienen. Wenn das Niedrigkomiſche, welches aber nicht die Schranken des Wohlſtandes überſchreiten, nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Luſtſpiele herrſchend iſt, ſo heißt es ein Poſſenſpiel oder eine Farce. Ein Charakterſtück nennt man hingegen ein ſolches Schauſpiel, wo der Dichter hauptſächlich ſeinen Fleiß auf Darſtellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauſpiele dieſer Art haben überaus viel Anziehendes, wenn ſie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet ſind; nur erfodern ſie eine geſchickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperſon entſpringen, oder wenigſtens mit demſelben in beſtändiger Beziehung ſeyn müſſen. Auch muß der Dichter dieſem

die Nebencharaktere gehörig unterordnen, und ſie ſo mit demſelben gruppiren, daß der Totaleindruck dadurch verſtärkt und erhöht wird. Ein Luſtſpiel darf kein einzelnes Porträt, es ſoll ein volles, reichhaltiges Gemählde des Lebens ſeyn, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, ſondern die ganze Gattung darſtellen. Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Perſonen ſein Geſchäft ſeyn läßt, ſo entſteht das Intriguenſtück. Dort, wo der Dichter anziehende, dem Anſcheine nach, unglückliche Situationen, die aber einen glücklichen Erfolg haben, herbeiführt, und beſonders auf die Rührung der Zuſchauer zu wirken ſucht, entſteht das rührende oder das weinerliche Luſtſpiel (Comédie larmoyante), welches bei uns vorzugsweiſe Schauſpiel heißt. Unter Situationen verſteht man in jedem dramatiſchen Gedichte auf eine ſchickliche Weiſe herbeigeführte unerwartete Vorfälle, die zur Haupthandlung gehören, und ſich darauf beziehen, und dieſer ein ganz neues Anſehn geben, oft den Ausgang aufs neue zweifelhaft machen, oft ihn auf einmal zu entſcheiden ſcheinen, und vorzüglich Anlaß zur Entwickelung und Thätigkeit der Charaktere geben. Sie müſſen glücklich erfunden ſeyn, und wenn ſie gut wirken ſollen, die Charaktere ſtark und treffend darſtellen. Übrigens können ſie im Luſtſpiele ſowohl rührend und leidenſchaftlich als lächerlich und beluſtigend ſeyn; da die Komödie ein Bild des Lebens ſeyn ſoll, worin das Ernſte und Feierliche mit dem Lächerlichen abwechſelt. Auch kann im Luſtſpiele ein gewiſſer Grad von Übertreibung bei der Schilderung der Charaktere und Begebenheiten Statt finden, wodurch der Eindruck gar ſehr erhöht wird. Die ſeltner und vereinzelt ſich äußernden Charakterzüge können nemlich mehr gehäuft, die Veranlaſſungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen ſeinen Seiten und in allen ſeinen Nuancen zu zeigen. Nur muß die Schilderung nie in Caricatur ausarten, und nie muß die Wahrſcheinlichkeit verloren gehen. Bloß in dem eigentlichen Poſſenſpiele findet Caricatur oder Übertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung Statt. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Luſtſpiels entſpringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatiſche Handlung beſteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuſchauers in Hinſicht des Ausganges. Durch die Mitwirkung der verſchiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten; aber nicht auf eine gewaltſame Weiſe muß die Auflöſung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung ſowohl, als die Auflöſung müſſen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, ſie müſſen auch als ein natürliches und wahrſcheinliches Reſultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. Auch müſſen die letztern nicht ungewöhnlich ſeyn, ſondern im gewöhnlichen Leben wirklich erſcheinen. So wie richtige Haltung und Darſtellung der Charaktere, Leidenſchaften und Begebenheiten weſentliche Erfoderniſſe eines guten Luſtſpiels ſind, ſo wird auch die Wahrſcheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen um ſo mehr erfodert, als der Stoff dieſer Dichtungsart aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß dieſe Wahrſcheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemei-

nen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabſinken. Ferner muß die Handlung vollſtändig und intereſſant ſeyn, und hier gelten, wie überall, die Regeln, welche wir im Allgemeinen über das Drama gegeben haben. Nicht minder iſt auch Einheit der Handlung erfoderlich. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieſelbe eingewebten Nebenhandlungen oder Epiſoden müſſen jener beſtändig untergeordnet bleiben, und ſo wenig ihr Fortſchreiten hemmen, als ihren Zuſammenhang unterbrechen. Der Dialog des Luſtſpiels muß den Charakteren, den Verhältniſſen und Leidenſchaften der redenden Perſonen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des geſellſchaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und elegant ſeyn. Bei den Griechen und Römern waren die Luſtſpiele durchgehends metriſch, die Neuern ahmten dieſe Form nach, aber jetzt hat man faſt allgemein ſich dieſes Zwanges als unnatürlich entledigt. Ertheilt auch der proſaiſche Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, ſo kommt ſie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkür des Dichters iſt faſt ganz die Wahl des Titels für ſein Luſtſpiel überlaſſen. Indeſſen wählt man doch gern ſo, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperſon, oft die Moral des Stücks zum Titel. Häufig wird derſelbe auch von einer vorzüglich weſentlichen Scene, oder von der Cataſtrophe, d. h. demjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schickſalen der Hauptperſonen eine wichtige und entſcheidende Veränderung hervorbringt, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter u. ſ. f. hergenommen. Nicht bloß Beluſtigung und Unterhaltung der Zuſchauer, ſondern auch ihre Belehrung und ſittliche Verbeſſerung durch lebendige Darſtellung menſchlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menſchlichen Herzens iſt Endzweck des Luſtſpiels. Dieſer Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch ſo glänzende, Gemein- und Sinnſprüche, nicht durch moraliſche Betrachtungen, ſondern hauptſächlich nur durch das Beiſpiel der in Handlung und Thätigkeit geſetzten Perſonen erreicht werden. Übrigens hängt die Wirkung des Luſtſpiels bei der theatraliſchen Vorſtellung hauptſächlich von der Pantomime ab. Hierauf muß der Luſtſpieldichter deßhalb beſtändig Rückſicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leſer ſowohl als dem Schauſpieler zu Hülfe kommen. Der Schauſpieler kann aber die Wahrheit und Täuſchung des Stücks durch eine leichte, natürliche Darſtellung, die durchaus keine Kunſt ahnen laſſen darf, durch richtige Betonung und Declamation, durch ein heftiges mannichfaches Mienen- und Geberdenſpiel ſehr heben. Außer den natürlichen Anlagen, ſowohl des Geiſtes, als des Körpers und der Stimme, wird ein tiefes Studium des menſchlichen Herzens und der Charaktere aus allen Ständen und Altern, Lebhaftigkeit der Phantaſie, ein ſicheres treues Gedächtniß u. ſ. w. erfodert, wovon unter dem Artikel Schauſpieler weiter die Rede ſeyn wird. — Die Komödie, deren Entſtehung bei den Griechen in die 50ſte Olympiade fällt, wurde von Suſarion erfunden, der auf einem Brettergerüſte die Thorheiten und Laſter ſeiner Zeit angriff. Die urſprüngliche Form des Luſtſpiels unterſchied ſich von der gegenwärtigen gar ſehr, denn die alte Komödie der Griechen beſtand aus dramatiſch-epiſchen Geſängen, die mit Tanz verbunden waren, womit

umherziehende Luſtigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entſprang auch der Name Komödie, der ſo viel wie Dorfgeſang bedeutet. Der Inhalt dieſer Geſänge war überaus fröhlich und poſſenhaft, oft ſogar ausſchweifend und unanſtändig; indeſſen war der Inhalt wenig von den damaligen Tragödien unterſchieden, welche bei den Feſten der Weinleſe zu Ehren des Bacchus abgeſungen wurden, und gleichfalls beluſtigen ſollten. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernſthaft und anſtändig; ſie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatiſcher Vorſtellung begleitet, und machten hauptſächlich die Beluſtigung des attiſchen Landvolks aus. Selten nur kamen ſolche Geſellſchaften von Komödianten nach Athen, wo ſie zwar von der Regierung geduldet, aber nicht genehmigt waren. Endlich wurde aber auch eine ordentliche Geſellſchaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen für die Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperſon, ein tanzender und ſingender Chor, mehrere Schauſpieler und ein ſchickliches Theater wurden eingeführt, und durch die Masken ſuchte man die perſönliche Beleidigung und Satire, welche in der alten Komödie vorherrſchten, zu mildern. Indeſſen betrafen alle dieſe Veränderungen mehr die äußere Form, als das innere Weſen der Komödie, denn Verſpottung und Verſchmähung oft der wichtigſten Perſonen und Gegenſtände, ja der Religion, der Regierungsform und der Tugend ſelbſt blieb ihr Gegenſtand. So blieb die Komödie lange, und man nennt ſie die alte, um ſie von der nachher durch den Weltweiſen Epicharmus in Sicilien verbeſſerten neuen zu unterſcheiden. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete ſeine Stücke nach der Form des Trauerſpiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, beſonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter ſeinen Nachfolgern zeichneten ſich beſonders Phormes, Magnes, Crates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Ariſtophanes aus. Indeſſen blieb perſönliche Satire noch immer in der Komödie der Hauptgegenſtand, und ſowohl obrigkeitliche als Privatperſonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeſchlüſſe und Geſetze verboten. Erſt mit dem Ende des peloponneſiſchen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Geſtalt. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieſer Rückſicht zu ſichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenſtande des Spottes zu machen. Es wurde durchaus verboten, lebende Perſonen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen geweſen war, wurde abgeſchafft, und auch die Bildniſſe auf den Larven verſchwanden. Selbſt Ariſtophanes mußte ſich in ſeinen letzten Stücken dieſer Veränderung unterwerfen; und ſo trat an die Stelle der vormaligen Zügelloſigkeit mehr Anſtand und Sitte. Die Gegenſtände des Luſtſpiels wurden indeſſen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und der Geſchichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine, als individuelle Züge, und ſeltener bediente man ſich der Anſpielungen auf lebende Perſonen. Jetzt hatte die Bearbeitung des Luſtſpiels das Anſehn einer Kunſt erlangt. Auch kam bisweilen der Chor wieder zum Vorſchein, und alsdann wurden, wie

früher, Zwiſchenſpiele und Geſang unter die Declamationen gemiſcht. Endlich (300 J. vor Chr. Geb.) erſchien Menander, der durch die Feinheit ſeines Witzes, durch ſeine Laune und die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke die komiſche Bühne der Griechen auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit erhob. Von ihm und dem Philemon ſind uns nur Bruchſtücke übrig geblieben, und von den zahlreichen Komödien des Ariſtophanes (ſ. d. Art.) kamen nicht mehr als elf Stücke zu uns. Nicht viel glücklicher waren wir in Hinſicht der römiſchen Luſtſpieldichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen ſind, von welchen wir vollſtändige Werke in dieſer Art erhalten haben. Die Luſtſpieldichter der neuern fremden Nationen übergehen wir, um noch einen Blick auf die Geſchichte unſrer deutſchen Bühne zu werfen. Unter allen neuern Nationen Europa's gehören die Deutſchen zu den erſten, welche Schauſpiele geſchrieben und aufgeführt haben, und nach Gottſched ſoll bereits am Hofe Carls des Großen ein Schauſpiel in altfrieſiſcher Sprache gegeben worden ſeyn. Daß übrigens zu den Zeiten der Carolinger dramatiſche Vorſtellungen in Deutſchland üblich geweſen ſind, erhellt auch aus einem Verbote beim Heineccius (Capit. Lib. V. c. 388, p. 1509), wodurch unterſagt ward, daß Niemand Prieſter- oder Mönchskleider anlegen ſolle. Roswitha oder Hroswitha, eine Nonne zu Gandersheim (980), verfertigte im 10ten Jahrhundert ſechs Luſtſpiele, als eine Nachahmung der terenziſchen, welche zuerſt 1501 von Conrad Celtes herausgegeben wurden. Es ſind mehr Trauerſpiele voll catholiſcher Frömmelei, als Luſtſpiele: die triumphirende Tugend einer Chriſtin, und die unterliegende einer Heidin, Heidenbekehrungen und Martyrertode machen den Inhalt dieſer dramatiſchen Producte aus, die bloß ihres Alterthums wegen merkwürdig ſind. Mönche und Nonnen jener Jahrhunderte beſchäftigten ſich mit Aufführung von Schauſpielen, und aus dieſen Kloſterkomödien entſtanden ſpäterhin die Schulſchauſpiele, die auch noch nach der Reformation häufiger, als die Privattheater waren. Das erſte Schauſpiel in deutſcher Sprache ſoll zu Eiſenach funfzehn Tage nach Oſtern, auf den Ablaß der Predigermönche unter dem Titel: Die zehn Jungfrauen, in dem Thiergarten des Markgrafen Friedrichs von Meißen gegeben worden ſeyn. Der Markgraf wurde aber bei der erſten Vorſtellung ſo ſehr gerührt, daß er ſchwermüthig ward, und ſtarb. In dieſem Schauſpiele ſollen ſich einige Spuren von Regelmäßigkeit finden. Noch ſchlimmer ging es 1412 zu Bautzen, wo eine geiſtliche Komödie von der heiligen Dorothea auf dem Markte aufgeführt wurde. Eine Menge von Zuſchauern ſaß auf dem Dache des lobauſchen Hauſes; das Dach ſtürzte ein, und 133 Menſchen verloren das Leben. Seitdem hatte dieſe Kurzweile dort ein Ende. Den 31ſten Januar 1417 ließen die engliſchen Väter vor Kaiſer Sigismund nach der Zurückkunft von der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz eine Komödie aufführen, deren Inhalt die Geburt Chriſti, die Ankunft der Weiſen aus dem Morgenlande, und der bethlehemitiſche Kindermord war. Das erſte Faſtnachtsſpiel, welches gedruckt wurde, war von Hans Schnepperer, genannt Roſenblüth; indeſſen war dieſe Art dramatiſcher Arbeiten gewiß ſchon früher bekannt. Unter allen dramatiſchen deutſchen Schriftſtellern jener Zeiten war Hans Sachs zu Anfange des 16ten Jahrhunderts unſtreitig der fruchtbarſte, denn er gab 59 Trauerſpiele, 76 Luſtſpiele und 65 Faſtnachtsſpiele heraus. Der

vollſtändige Titel der letztern lautete: *Mancherlei kurzweilige Faſtnachtsſpiele, geſammelt von kurzweiligen Schauſpielen mancherlei Art, darin die Wahrheit mit guten Schwänken bedeckt und eingewickelt iſt.* Unter ſo ſonderbaren Titeln erſchienen auch die dramatiſchen Arbeiten andrer Dichter jener Zeit, unter denen auch der Herzog Julius von Braunſchweig keine unbedeutende Stelle einnimmt. In dieſer Periode ſoll auch das Singſpiel bei uns Deutſchen entſtanden ſeyn. Im 17ten Jahrhundert machten ſich Martin Opitz von Boberfeld (ſ. Opitz), Andreas Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, ſt. 1664) und Caspar von Lohenſtein einigermaßen um das deutſche Drama verdient. Der Geſchmack an *Schäferdramen* entſtand durch die Überſetzung des Guarini; man nannte ſie auch *Waldkomödien*, *Waldgedichte* und *Schäfereien*. Alle dieſe Arbeiten hatten indeſſen keinen dramatiſchen Werth, und zeichneten ſich mehr oder minder durch gänzliche Geſchmackloſigkeit aus. Erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob ſich unſere komiſche Bühne aus jenem Zuſtande, aber auch ſo ſchnell, daß wir jetzt mit allen übrigen gebildeten Völkern nicht bloß in Hinſicht der Anzahl, ſondern auch der treffenden Darſtellung der Natur und des Lebens, der wahrhaften komiſchen Kraft, der Fruchtbarkeit des Witzes und der Erfindung, und jedes komiſchen Talents um den Rang ſtreiten dürfen. Einige unſerer vornehmſten Luſtſpieldichter ſind: J. E. Schlegel, Gellert, Weiſſe, Krüger, Romanus, G. E. Leſſing (der auch als Dramaturg ſo große Verdienſte um dieſen Zweig der Literatur hatte), deſſen Bruder K. G. Leſſing, J. J. Engel und K. C. Engel, Brandes, von Göthe, von Klinger, Stephanie, Wezel, Großmann, Schröder, Jünger, Huber, von Kotzebue, Iffland, Jul. von Voß, Heinrich von Kleiſt, Beck, Weiſſenthurn, von Knigge, von Steigenteſch, Winkler (ps. Theod. Hell), Heun, Gubitz, Müllner, Salice Conteſſa u. m. A. Das *Singſpiel* oder die *Oper* iſt ein lyriſch-dramatiſches Gedicht, deſſen theatraliſche Vorſtellung von Geſang und Muſik, gewöhnlich auch vom Tanze begleitet wird, um die Worte, Empfindungen und Leidenſchaften der redend und handelnd aufgeführten Perſonen möglichſt lebhaft auszudrücken, und die Täuſchung und das Intereſſe der Zuſchauer im höchſten Grade zu bewirken. Um dieſen Zweck völlig zu erreichen, werden auch die Verzierungen der Mahlerei und Baukunſt mit zu Hülfe genommen, ſo daß hier faſt alle ſchönen Künſte vereint ſind, um Auge und Herz zu entzücken, und aus tauſend Vergnügen ein einziges zu machen. Man theilt die Oper in die *große* oder *ernſthafte*, und in die *ſcherzhafte* ein. Die erſtere nimmt ihren Stoff aus der Götter-, Feen- und Heldenwelt; ſie hat daher, die dramatiſche Form abgerechnet, mit dem Heldengedichte viel Ähnliches, doch iſt der Umfang der Handlung natürlich in Rückſicht der Zeit und des Orts mehr beſchränkt, als beim Heldengedichte. Man theilt dieſe ernſthafte Oper nach der Art ihres Stoffs wieder in die *Götter-* und in die *Heldenoper* ein. In der erſtern ſind mythiſche Weſen und Götter die handelnden Perſonen, und überhaupt iſt das Wunderbare hier vorherrſchend. Die heroiſche Oper hingegen nimmt ihren Stoff aus der Ritterwelt oder aus der wirklichen Geſchichte. Sie hat weniger Wunderbares, und gleicht mehr dem heroiſchen Trauerſpiele, nur daß ihr Plan einfacher, ihr Dialog lyriſch und zum Geſange beſtimmt, und ihr Aus-

gang meiſt glücklich iſt. Der Inhalt der ernſthaften Oper iſt alſo entweder mythiſch, oder hiſtoriſch oder romantiſch. Im erſtern Falle zeigt ſie ſich durch höhern Glanz, und durch größere Mannichfaltigkeit, aber ſie erregt mehr die Bewunderung und das Erſtaunen des Zuſchauers als ſeine Theilnahme. Die hiſtoriſche oder eigentliche Heldenoper, welche Perſonen aus der Geſchichte nimmt, erfodert freilich nicht die äußere Pracht der Verzierungen, ſie iſt aber anziehender durch den höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit und durch die vollkommnere Entwickelung der menſchlichen Leidenſchaften und Empfindungen. Die romantiſche Oper, welche ihre handelnden Perſonen aus den Rittererzählungen nimmt oder ſie auch in jene Zeiten verſetzt, hat mehr Wunderbares, weniger Wahrſcheinlichkeit, aber gleich der Ritterepopöie einen Anſtrich des Komiſchen. Die Weſen aus dem neuern fabelhaften Syſtem der Geiſterwelt, Feen, Sylphen und Gnomen können auch hier ihren Platz finden. Die Entwickelung und Darſtellung der Charaktere iſt in der ernſthaften Oper freilich einfacher, als in jeder andern dramatiſchen Dichtungsart; der Dichter kann ſelbſt einer genauern Zeichnung der beſtimmten und völlig bekannten Charaktere überhoben ſeyn; allein für nicht bekannte, nicht genau beſtimmte wird auch hier eine ſorgfältige Darſtellung erfodert. Beſonders muß der Operndichter die Leidenſchaften in ihren Abſtufungen bald ſtärker und heftiger, bald gemildert, wie die Verhältniſſe es heiſchen, ſchildern, damit die Wahrſcheinlichkeit nicht verfehlt wird, und die begleitende Muſik nicht länger bei dem Ausdrucke der nämlichen Empfindung und Leidenſchaft, und des nämlichen Grades derſelben zu verweilen braucht, als die Natur und die äſthetiſche Wirkung es fodern. Eben ſo müſſen die Reden der handelnden Perſonen nach den verſchiedenen Charakteren und Verhältniſſen derſelben, und nach dem Inhalte der herrſchenden Leidenſchaft gehörig vertheilt und contraſtirt werden. Die Wirkung jedes dramatiſchen Gedichts, beſonders der ernſthaften Oper, beruht auf der Harmonie und dem richtigen Verhältniſſe ihrer einzelnen Theile unter einander und gegen das Ganze; auf der Zuſammenſtimmung der mitwirkenden Künſte zu dem Einen gemeinſchaftlichen Zweck der Täuſchung, Rührung und Beluſtigung der Zuſchauer. Obgleich nun der Dichter die Erreichung dieſes Zwecks nicht allein in ſeiner Gewalt hat, da ſo viele andre Künſte ihn befördern helfen ſollen, ſo kann er doch durch glückliche Bearbeitung und Wahl ſeines Stoffs, durch Beachtung der weſentlichen Erfoderniſſe dieſer Schauſpielgattung, und durch die Bekanntſchaft mit der vortheilhafteſten Wirkungsart der übrigen Hülfskünſte zur Erreichung jenes Zwecks ungemein viel beitragen. Durch Rhythmus, Sylbenmaß und nachahmende Harmonie iſt die Dichtkunſt mit der Muſik auf das naheſte verwandt. Jene Eigenſchaften ſind es beſonders, wodurch ſie ſo mächtig auf das Herz des Menſchen und auf ſeine Einbildungskraft wirkt, und die Tonkunſt verſtärkt und erhöht dieſe Wirkungen durch Töne, welche weniger von der Sprache abhängig ſind, und ihnen daher eine größere Allgemeinheit verleihen. Beſonders muß der lyriſch dramatiſche Dichter mehr auf Erregung der Leidenſchaften und Beſchäftigung der Phantaſie der Zuſchauer, wozu ihm die Tonkunſt, welche bloß ſinnlich wirkt, behülflich iſt, als auf Entwickelung von Begriffen des Verſtandes Rückſicht nehmen. Überhaupt herrſcht in der Oper durchgehends eine lyriſche, leidenſchaftliche Sprache in

mancherlei Abſtufungen. Der Ausdruck der lebhaftern und ſtärkern Leidenſchaft gehört hier, wie in jedem Singgedichte, in die Arie; die Sprache und der Ausdruck gemäßigterer Empfindung aber ins Recitativ. Zwiſchen ihnen ſtehen das obligate Recitativ, das Arioſo und die Cavatine (man ſ. d. genannten Art.) in die Mitte. Die Duette und Terzette (ſ. gleichfalls d. Art.) kommen ſeltner vor. Gewöhnlich hat eine Oper deren nur eins oder zwei; doch kann das Bedürfniß des Inhalts ein Anderes beſtimmen. Von der vortheilhafteſten Wirkung für die Oper ſind die Chöre, welche gewöhnlich am Schluſſe derſelben vorkommen, allein nicht bloß dort, ſondern auch beim Anfange derſelben, wenn die Handlung eine Zuſammenkunft vieler ſingender Perſonen veranlaßt, oder wahrſcheinlich macht. Dieſe Chöre dienen zur Erhöhung des äußern Glanzes, der mit zum Zweck der Oper gehört; auch ſind ſie nicht immer ein vereinter Geſang, der von allen Perſonen zugleich geſungen wird, ſondern häufig wird durch Abwechſelung einzelner Stimmen oder durch Wechſelgeſang ihre Wirkung verſtärkt. Um den Tanz oder die Ballete inniger mit der Oper zu verbinden, theilt man ſie gern den Perſonen zu, welche, wenn ſie auch nicht an der Handlung mit Theil nehmen, doch unmittelbar damit in Beziehung ſtehen. Die oft fehlerhafte Behandlungsart mancher Dichter und Tonkünſtler zog größtentheils der Oper den Vorwurf der Unwahrſcheinlichkeit zu. Wenn aber auch dieſer Vorwurf ungegründet iſt, ſo wird ſie doch nie das recitirende Schauſpiel verdrängen können. Beide haben ganz verſchiedne Zwecke, von denen keiner dem andern zuwider iſt, oder ihn aufhebt. (Über den Urſprung der Oper ſ. d. Art. im 7ten Bande.) Wir Deutſche beſitzen, außer einigen Stücken von Wieland, Gotter und J. G. Jakobi wenig Opern der ernſten Gattung, die dichteriſchen Werth haben. — Die komiſche Oper aber unterſcheidet ſich ſowohl durch den Stoff, der meiſtens aus dem gewöhnlichen, oft gar aus dem niedrigern Leben genommen wird, als auch durch die leichte komiſche Behandlungsart, worin ſie ſich dem Luſtſpiele ſehr nähert, von der ernſthaften Oper. Sie kann übrigens gleichfalls eine ganz lyriſch=dramatiſche Form haben, oder ſie hat ſtatt des Recitativs einen proſaiſchen, mit Arien und Liedern untermiſchten Dialog. Ihr vorzüglichſter Inhalt iſt Sittenſchilderung und Contraſtirung ſowohl des ländlichen als des ſtädtiſchen Lebens, um das Lächerliche, Gute und Angenehme von beiden bemerklich zu machen. Auch kann eine aus komiſchen Vorfällen andrer Art beſtehende Handlung den Stoff geben, nur muß die Intrigue weniger verwickelt als in der Komödie ſeyn. In der Operette werden übrigens die Charaktere ſchärfer contraſtirt als im Luſtſpiele, und das Komiſche gränzt hier häufig an das Groteske. Indeſſen darf der Dialog, er ſey proſaiſch oder metriſch, nie in das Gemeine, Unnatürliche oder Geiſtloſe ausarten; er muß im Gegentheil mit dem größten Fleiße bearbeitet werden, und die eingeſtreuten Arien und Lieder müſſen immer in Beziehung mit dem vorhergehenden Geſpräche, mit der ganzen Handlung und mit den Leidenſchaften und Charakteren der handelnden Perſonen ſtehen. Auch erheben ſich die in die Operette eingemiſchten Geſänge und Lieder nie zu dem Grade von Leidenſchaftlichkeit, wie bei der ernſthaften Oper. Zu unſern beſten deutſchen Operettendichtern gehören Weiſſe, welcher eigentlich dieſe Dichtungsart zuerſt bei

uns einführte, Michaelis, Engel, Gotter, Meißner, von Göthe, Bretzner, Bürde, von Baczko, Herklots u. A. Noch haben wir einige dramatiſch-lyriſche Dichtungsarten von minder beträchtlichem Umfange, wohin zuerſt das bei den Italienern übliche Intermezzo gehört. Es beſteht aus einer ſehr einfachen Handlung, an deren Vorſtellung meiſtens nur zwei ſpielende Perſonen Theil nehmen, und aus zwei Aufzügen, welche entweder für ſich, oder zwiſchen dem erſten und zweiten, und dem zweiten und dritten Aufzuge größerer Singſpiele aufgeführt werden. Die erſt in der letztern Hälfte des 18ten Jahrhunderts bei uns Deutſchen aufgekommenen Monodramen, Duodramen und Melodramen ſind von ähnlicher Form, aber meiſtens ernſten leidenſchaftlichen Inhalts, und in einem Aufzuge. Häufig ſind ſie ganz proſaiſch, und werden nur während der Ruhepunkte des Vortrags von der Muſik begleitet. — Noch bemerken wir, daß man im engern Sinne auch oft ein ſolches Drama, welches einen rührenden, aber keinen unglücklichen Ausgang hat, Schauſpiel nennt. N. P.

Schauſpielhaus, Schauſpielkunſt, ſ. Theater, theatraliſche Darſtellung.

Scheeren heißen die Seeklippen auf den Küſten in Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche ſich 16 bis 17 Meilen weit ins Meer erſtrecken, und die Einfahrt in die Häfen unſicher machen. Scheerenflotte, ſ. Schweden.

Scheibenſchießen. Dieſes geſchieht entweder zur Übung für das Militär, beſonders für leichte Truppen, oder zum Vergnügen von gewiſſen Geſellſchaften, die ſich Schützengeſellſchaften nennen. In frühern Zeiten bildeten ſich dieſe Vereinigungen, und als man noch nicht eine ſo beträchtliche Zahl ſtehender Truppen hielt, wurde ihnen die Vertheidigung gewiſſer Plätze mit übertragen. Jetzt werden die bürgerlichen Schützen nur ſelten zu kriegeriſchen Operationen benutzt, ſondern ihr Zweck iſt lediglich auf Vergnügen berechnet. Das Schießen nach der Scheibe geſchieht gemeiniglich mit Büchſen oder gezogenen Gewehren, die, um das Rohr recht ſicher in die Ziellinie zu richten, auf eine Unterlage gelegt werden. Der vorzüglichſte Schuß iſt derjenige, der den Mittelpunkt der Scheibe trifft, der folgende iſt der Schuß ins Schwarze, und dann folgen die Abſtufungen nach immer größern Kreiſen, bis zum Rande der Scheibe. Wer die Scheibe gar nicht trifft, wird unter die ſchlechten Schützen gezählt. In den meiſten großen und kleinen Städten Deutſchlands findet man beſondre Häuſer, Schützenhäuſer, wo ſich die Schützen verſammeln, und ihre Angelegenheiten beſorgen; in der Nähe dieſer Häuſer iſt gemeiniglich der Schießplatz. P. S.

Scheiden heißt in der Chemie die Beſtandtheile eines zuſammengeſetzten Körpers von einander trennen; die Chemie ſelbſt wird von dieſer in ihr Gebiet gehörigen Operation Scheidekunſt genannt. Man vergl. d. Art. Auflöſung und Chemie.

Scheidewaſſer iſt Salpeterſäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewaſſer) Waſſer verdünnt. Es wird durch Schwefelſäure mittelſt der Deſtillation in vorgeſchlagenes Waſſer aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieſer iſt, deſto beſſer wird das Scheidewaſſer. Im reinen Zuſtande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückſtand klar auflöſen. Es dient als das vorzüglichſte Auflöſungsmittel der mehrſten Metalle, und färbt Haut und

Seide dauerhaft gelb. Königswaſſer oder Goldſcheidewaſſer, das Auflöſungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewaſſer und ¼ Salzſäure bereitet, auch dient ſtatt letzterer Kochſalz oder Salmiak. F.

Scheidung, ſiehe Ehe und Eheſcheidung.

Schein, in pſychologiſcher Hinſicht, iſt das Verhältniß der Gegenſtände zu unſerm Vorſtellungsvermögen, oder dasjenige an der Erſcheinung (ſ. d. Art.), wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet ſich daher auf einen Schein, iſt aber nicht ſelbſt der Irrthum (ſ. d. Art. Irrthum). Ein Schein findet Statt, wenn die Erſcheinungen ſo beſchaffen ſind, daß einerlei Gegenſtände verſchiedene, oder verſchiedene Gegenſtände einerlei Vorſtellungen erwecken, ſo daß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verſchieden, dieſe für einerlei (in Hinſicht auf Natur, Eigenſchaften, Urſache, Wirkung) zu halten. Wer nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenſtand für etwas, was er nicht iſt (z. B. eine Bildſäule für eine lebendige Perſon), oder für das nicht, was er doch iſt. In ſo fern aber der Schein immer auf einem ſubject'ven Grunde beruht, iſt der Schein gleichſam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Seyn; und je größer der Schein iſt, deſto größer iſt auch die Scheinbarkeit, und deſto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, deſto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein aber zu widerlegen, muß man die Urſachen deſſelben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein ſubjectives Verhältniß iſt, ſo liegen auch die Gründe deſſelben zunächſt in unſerer auffaſſenden und erkennenden Thätigkeit, ſo wie in dem ganzen Verhältniſſe unſerer geiſtigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erſcheinungen (innerer und äußerer Sinn) hat ihren beſtimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunkt, und was den äußern Sinn insbeſondere betrifft, ſo verurſacht z. B. die beſondere, zum Theil krankhafte Beſchaffenheit unſerer Sinnesorgane auf mannichfaltige Weiſe Schein. Hiernach gibt es einen optiſchen, akuſtiſchen rc. Schein. Wer alſo das ſubjective Verhalten unſerer Sinnesorgane, z. B. des Geſichts (hier iſt im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenſtänden für etwas Objectives, d. h. für eine reale Beſchaffenheit der letztern, nimmt, der irrt durch Sinnenſchein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnesempfindung ausfüllt, das gegebene vergrößert, verkleinert, und bei der Vergleichung der Gegenſtände Einbildungen unterſchiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entſteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derſelben zu ſtark werden, ſo daß ſie an Lebhaftigkeit den Sinnesanſchauungen ſich annähern, oder willkürliche Ideenaſſociationen ſtatt Urtheile ſich eindrängen; das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir manches vergeſſen, was wir dann als nichtvorhanden betrachten. Der Verſtand bewirkt den Schein durch Mangel an Selbſtthätigkeit, Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Denkgeſetze (daher der logiſche oder dialectiſche Schein, der in der Nachahmung der Denkformen beſteht), Armuth an Kenntniſſen; ſo auch Verwechslung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrſchaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirkt auch überhaupt

Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verſchiedenen Lagen und individuellen Verhältniſſe der Menſchen. Der Vernunftſchein im Gegenſatz des empiriſchen, der durch die Erfahrung erkennbar iſt, beruht auf der Neigung des Menſchen, gewiſſe Vorſtellungen des Ueberſinnlichen für wirklich exiſtirende Erfahrungsgegenſtände zu halten, oder die Geſetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verſchwindet entweder, ſobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenſtänden Betrug der Sinne (ſ. d. Art) oder richtiger Sinnentrug — denn der Betrug deutet mehr auf böſe Abſicht — oder er bleibt, und wir überlaſſen uns ihm gern; dann wird er Illuſion genannt. Einen ſolchen bewirkt die Kunſt. T.

Scheintod iſt der Zuſtand eines Menſchen, da alle Äußerungen des Lebens, welche von andern Menſchen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innerſten des Körpers noch Leben vorhanden iſt, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erſcheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen deſſelben aber noch Statt finden. In einem ſolchen Zuſtande kann alſo der Menſch völlig todt ſcheinen, und doch nach einer gewiſſen Zeit wieder zum Leben kommen. Die äußern Bewegungen, wodurch ſich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle dieſe Erſcheinungen können fehlen; ſind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte Organiſation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und normale Beſchaffenheit der Flüſſigkeiten deſſelben, noch nicht ſo weit angegriffen, daß ſie des Lebens ganz unfähig ſind, ſo iſt wenigſtens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche ſchon leblos erſcheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So ſehen wir an einzelnen Gliedern z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß ſie von Kälte gleichſam abgeſtorben erſcheinen, daß ſie kalt, gefühllos, erſtarrt und ohne Bewegung ſind, und doch, wenn ihre Organiſation im innerſten noch nicht zerſtört iſt, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir ſehen ferner an der Ohnmacht, daß der Menſch einige Zeit ohne alle Äußerungen des Lebens da liegen kann, obgleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm ſey, da dieſer Zuſtand gemeiniglich nicht lange dauert, ſondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit ſich von ſelbſt wieder einſtellen. Indeſſen kann auch der Zuſtand einer tiefen Ohnmacht ſo lange anhalten, daß der Menſch wirklich todt zu ſeyn ſcheint, und doch kann eben ſo gut das Leben noch in ihm verborgen ſtecken, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Menſch, welcher in Asphyxie liegt (ſ. d. Art.), hat ſogleich von Anfang an ganz den Anſchein eines Lebloſen, allein obgleich viele in dieſem Zuſtand wirklich geſtorben ſind, ſo wurden doch vielleicht noch mehrere auch gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen, und gewiß kann man behaupten, daß alle Asphyctiſche im Anfang nur ſcheintodt ſind. Gleiche Beiſpiele des Scheintodes liefern uns die Erfrornen, welche ohne alle Zeichen des Lebens da liegen, und von denen bei gehöriger Behandlung doch auch Mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein durch äußere Einflüſſe, welche die Verrich-

tungen des Lebens einige Zeit hemmen, deßwegen einen Todähnlichen Zuſtand hervorbringen können, ſondern auch der Scheintod durch innere Vorgänge ſelbſt veranlaßt werden, und nicht allein die Äußerungen, ſondern auch alle Verrichtungen des Lebens im Organismus ſelbſt einige Zeit aufgehoben werden können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beiſpiele. Das innere Leben des Menſchen mit allen davon herkommenden Äußerungen beruht zunächſt vorzüglich auf zwei Factoren, auf dem Blute, welches das Materiale zu allem organiſchen Anſatz im Körper hergibt, und auf dem Nerven, welcher das begeiſternde, ſchaffende und ordnenende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebender Organismus beſtehen. Wird dem Nervenprincip das Materiale entzogen, ſo ſtrömt es entweder auf andere Theile mit über, und begeiſtet dieſe, oder zieht ſich in ſich ſelbſt ruhend zurück. Daher entſtehen nach übermäßigem Blutverluſt oft Krämpfe und Convulſionen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anſtrengung des Nervengeiſtes, durch widrige directe Einwirkungen auf denſelben von dem Gemüthe aus, das Nervenfluidum erſchöpft, in ſeinen Verrichtungen zerrüttet, geſtört, gebunden, oder wird die Einwirkung deſſelben auf den Organismus (vielleicht in manchen Fällen nur auf das Muskelſyſtem deſſelben) verhindert, oder, die Einheit deſſelben von ſeinem Centrum im Gehirn verrückt, nach einem andern Centrum (vielleicht dem großen Sonnengeflechte des Ganglienſyſtems) verſetzt, ſo bleibt die Partie des Körpers, von welcher dies gilt, als todte Maſſe, ohne Bewegung, ohne Leben zurück. Daher können auch Krankheiten, beſonders Nervenkrankheiten einen Zuſtand hervorbringen, in welchem der Menſch einem Todten ähnlich wird, obgleich noch im Innern Leben vorhanden iſt. Auch hiervon hat uns vielfältige Erfahrung Beiſpiele genug geliefert. Wir wiſſen, daß Perſonen, welche z. B. an einem Fieber mit heftigen Nervenzufällen krank lagen, endlich in ſo große Schwäche und in Erſtarrung verfielen, daß ſie allgemein für todt gehalten, wohl gar ſchon in den Sarg gelegt wurden, und gegen alles Vermuthen ſich wieder erholten. Hyſteriſche Frauensperſonen verfallen nach heftigen Krämpfen und Convulſionen nicht ſelten in Ohnmachten, aus denen ſie ſehr ſchwer und erſt nach langer Zeit wieder erwachen. Auch Catalepſie, Starrſucht, Starrkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß ſolche Kranke von Unkundigen für todt könnten gehalten werden. Manche Perſonen, welche ſcheintodt ſind, haben dabei ihr volles Bewußtſeyn, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche ſich bewußt ſind, haben auch Manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt mittelſt des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Bei andern Scheintodten iſt das Nervenſyſtem ſo zerrüttet, daß der Mittelpunkt der Wirkſamkeit des Nervenäthers von dem Gehirn nach dem Ganglienſyſtem verſetzt iſt, und die Seele zwar ihr Bewußtſeyn noch hat, aber ihre Wirkſamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Seelenorgan, ſondern in einem der Geflechte des Ganglienſyſtems hat, deßwegen auch des willkürlichen Gebrauchs ihrer Bewegungsmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne beraubt iſt. Dieſer Zuſtand iſt zwar noch nicht oft genug beobachtet und nicht genau genug erforſcht worden, mag aber ſchon häufiger bei Nervenkranken eingetreten ſeyn, als man bis

jetzt vermuthete. So erzählt Renard (in Mainz) *) von einigen Cataleptiſchen, welche in todtähnlichem Zuſtande lagen, ſo daß ſie nicht die geringſte Wahrnehmung der Umgebung mittelſt der Sinne bekamen, das, was man ihnen ſagte oder ſogar laut zuſchrie, nicht hörten, und daß ſie nicht die Macht hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieſes aber änderte ſich, ſobald der Arzt in unmittelbare Verbindung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die ſeinigen auf ihre Herzgrube legte. Das, was der Arzt alsdann, wenn auch leiſe, zu ihnen ſagte, verſtanden ſie vollkommen, ſie wußten bei noch krampfhaft verſchloſſenen Augen, wer in der Stube anweſend war, konnten aber nur diejenigen Bewegungen mit ihren Gliedern vornehmen, welche der Arzt ihnen befahl. Zugleich hatten ſie ihr Bewußtſeyn, und die Kenntniß ihres Zuſtandes, wußten auch, daß ſie nicht in demſelben bleiben würden. Hieraus läßt ſich hinlänglich ſchließen, in welcher qualvollen Angſt diejenigen Scheintodten liegen müſſen, welche ihr volles Bewußtſeyn, und ihr Gehör noch haben, ohne ſich im geringſten bewegen, oder ſonſt nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wie muß einer Perſon zu Muthe ſeyn, wenn ſie nun hört, wie ſie von den Anweſenden unter die Todten gezählt, wie von ihrem Begräbniß geſprochen wird, und ſie alſo die ſchreckenvolle Erwartung hat, noch lebend in das Grab hinabgeſenkt zu werden! Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtſeyn und das Gehör behalten, ſo bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus dieſem Zuſtand wieder in das Leben mit Bewußtſeyn zurückzukommen, und ſelbſt im Grabe kann dies noch geſchehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünſtigt. (S. d. Art. Beerdigung.) Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrſcheinlichkeit in dem Verhältniſſe zu, in welchem ſich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich iſt, bis zu denen, wo der nur ſchnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel am Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeiſtes, einen Anſchein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrſcheinlichkeit des Scheintodes iſt daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Uebertreibung bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben ſo wenig iſt er bei Verſtorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerſtörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungenſucht, an Leberver-eiterung u. dergl. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächſt die Wahrſcheinlichkeit, wenn die Perſon mit übrigens geſunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerſtörten Eingeweiden, an bloßer Erſchöpfung der Lebenskraft oder Entziehung des Lebensmaterials, geſtorben iſt, und dieſe Wahrſcheinlichkeit muß um ſo eher als Gewißheit reſpectirt werden, je ſchneller jene Urſache des ſcheinbaren Todes auf ſonſt geſunde, oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Perſonen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Urſachen ſich vereinten. Am meiſten hat man deßwegen Urſache bei Wöchnerinnen auf der Hut zu ſeyn, zumal wenn ſie mit Krämpfen an Blutflüſſen ſtarben. Bei ihnen iſt die Wahrſcheinlichkeit des Scheintodes auf den höchſten Grad geſtiegen.

*) S. Journal der practiſchen Heilkunde von Hufeland und Harles. 1815. II. St.

Ein ſolcher Fall wird von Klein erzählt*). Eine Wöchnerin hatte jedesmal bei der Entbindung heftige Convulſionen; nach der Geburt verfiel ſie in einen Scheintod, welcher zwölf Stunden anhielt, wobei Wärme, Puls, Athemholen und Bewegung ſo ganz wegblieben, daß man ſie das erſte Mal für todt erklärte und ſchon Trauerbriefe geſchrieben wurden. Auch bei dieſer Perſon wurde der Zuſtand dadurch qualvoll gemacht, daß ſie alles hörte, was um ſie vorging, ohne daß ſie im geringſten fähig war, ſich zu rühren. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit Nerven erſchütternden Auftritten, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere ſo tief, ſo hartnäckig und anhaltend werden kann, daß ſie zum Scheintode wird. Einen ſolchen Fall, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich zutrug, erzählt Kluge**), der ihn aus ältern Schriften über die Gefahren der zu frühen Beerdigung entlehnt hat, und deſſen Wahrheit daraus erhellt, daß er zu einem Prozeſſe Veranlaſſung gab, deſſen Acten ſich noch kurz vor der Revolution in den Regiſtraturen des franzöſiſchen Parlaments befanden. Ein junger Mann in Paris verliebte ſich in die ſchöne Tochter eines reichen Bürgers und gewann auch ihre Gegenliebe. Deſſen ungeachtet wurde ſie gezwungen, einen andern ihr verhaßten Mann zu heirathen. Anhaltender Gram und Kummer verzehrten allmählig ihre Kräfte, ſie wurde krank, immer ſchwächer, und ſtarb endlich, oder verfiel vielmehr in einen Zuſtand, der dem Tode ſo ähnlich war, daß ſie wirklich für todt gehalten und als ſolche ſchon nach 24 Stunden begraben wurde. Ihr Geliebter ſchlich während der darauf folgenden Nacht zu dem Kirchhofe hin und ließ ſich das Grab und den Sarg öffnen. Mit einem Male ſteigt, bei dem Anblick der Verblichenen der Gedanke in ihm auf: ſie ſey für ihn nicht todt. Er hebt ſie aus dem Grabe, zwingt den Todtengräber, den Sarg wieder zu verſcharren, und den Vorfall zu verſchweigen, und trägt die Leiche in eine benachbarte Wohnung. Von heißer Sehnſucht und Liebe beſeelt, wendet er hier alle Mittel zu ihrer Wiederbelebung an. Mehrere Stunden waren bereits unter dieſen bisher vergeblichen Bemühungen verfloſſen, als endlich ein Seufzer hörbar aufſtieg, und mit ihm das Leben der Geliebten wiederkehrte. Beide reiſ'ten hierauf nach England und verehelichten ſich. Als ſie nach einigen Jahren nach Frankreich zurückkehrten, machte der erſte Mann ſeine Anſprüche geltend und einen Prozeß darüber anhängig, allein durch abermalige Flucht nach England entzogen ſie ſich einer neuen Trennung. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es ſich nicht gar ſelten, daß ſie ſcheintodt geboren werden, wovon beinahe tägliche Erfahrung hinlängliche Beweiſe aufſtellt. Perſonen, von welchen man vermuthet, daß ſie nur ſcheintodt ſind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Verſuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber ſelbſt alsdann, wenn dieſe vergeblich angewendet worden ſind, darf man ſie nicht in das Grab legen, bis man von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen ſeyn könne, überzeugt, und ein Sachverſtändiger darüber Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung ſelbſt muß ſanft, gradweiſe und kräf-

*) Journal der pract. Heilkunde von Hufeland &c. 1815. September.

**) In ſeinem Verſuche einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus. Berlin 1811.

tig, darf aber nicht ſtürmiſch und verwirrt unter einander geſchehen, damit durch ein tumultuariſches Verfahren der ſchwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends verlöſche. Ein mäßiger Grad von Wärme, als erſte Bedingung alles organiſchen Lebens, iſt dabei vor allem nothwendig, doch bedarf auch deren Anwendung die größte Vorſicht, indem z. B. bei Erfrornen, mit dem geringſten Grad von Wärme angefangen werden muß, welcher dem Grad von Kälte des erſtarrten Körpers zuerſt beinahe gleichkommen muß, und nur ganz allmählig höher ſteigen darf, daher bei dieſen das Schneebad und das Reiben des Körpers mit Schnee vorzüglich anzurathen iſt. Bei andern Scheintodten kann man aber gleich mit lauwarmen Bädern anfangen, dabei muß man kräftige, auf die Nerven der Haut reizend wirkende Einreibungen, und übrigens unermüdet anhaltend unter der Leitung eines Arztes alle nöthigen Mittel anwenden. Der übrigen Vorſichtsmaßregeln iſt unter dem Artikel Beerdigung bereits Erwähnung geſchehen. H.

Scheitel- oder Verticalkreis heißt in der Aſtronomie ein größter Kreis, deſſen Peripherie durch den Scheitel- und Fußpunkt oder durch das Zenith und Nadir geht. Die Zahl der Scheitelkreiſe iſt demnach unendlich. Sie dienen in der Aſtronomie zur Beſtimmung der Höhen der Geſtirne, ſo wie ihrer Abſtände vom Zenith.

Scheitelpunkt, ſ. Zenith.

Schelde (franzöſiſch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in Artois oder dem jetzigen Departement des Pas de Calais entſpringt, durch Flandern fließt, bei Gent die ſchiffbare Leye oder Lys aufnimmt, und bald darauf bei Antwerpen zum ſehr beträchtlichen Strome wird. Die Fluth des Meers bringt nämlich bis über dieſe Stadt hinauf, verſchafft bei derſelben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da dieſe Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, ſo wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und ſichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieſer Stadt theilt ſich der Fluß in Oſt- und Weſtſchelde. Die letztere iſt der Hauptfluß, hat den Namen Hond, fließt zwiſchen Nordflandern und den ſeeländiſchen Inſeln, und verliert ſich bei Vlieſſingen in die See. Von dieſem Fluſſe hatte zur Zeit der franzöſiſchen Oberherrſchaft über die Niederlande der nördliche Theil von Flandern, nebſt einem Stück von Brabant, worin Gent die Hauptſtadt iſt, den Namen des Scheldepartements (Departement de l'Escaut). Es begriff 628,900 Einwohner, und war in die Arrondiſſements Gent, Oudenarde, Termonde und l'Ecluſe (Sluys) eingetheilt. Der Flächenraum betrug 58 geogr. □ Meilen. Es hat die Gegend, welche zu dieſem Departement gehörte, einen überaus fruchtbaren Boden an Getreide, Flachs, Hopfen, Küchengewächſen, ferner viele wichtige Manufacturen und Fabriken von Leinwand, Tuch, Wachs, Zwirn, Porcellan, Glas, und viele Zuckerbäckereien und Raffinerien ꝛc.

Scheller (Imman. Joh. Gerh.), Magiſter der Philoſophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnaſio zu Brieg, war geboren am 22ſten März 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im ſächſiſchen Churkreiſe, nicht weit von Dahme. Sein Vater, Johann Gerhard Scheller, hatte ſich der Theologie gewidmet und war nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn als Hofmeiſter mit einem Zöglinge auf Reiſen gegangen, wo er beſonders Schweden und Lappland

beſuchte. Er iſt Verfaſſer der Reiſebeſchreibung von Lappland und Bothnien, Jena 1713 (u. 1727). 8. Zuletzt war er Prediger in dem genannten Dorfe Ihlow, wo er 1740 ſtarb. Der junge Scheller, der ſeinen Vater früh verlor, legte den erſten Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung auf der Schule zu Apolda, wohin ſich ſeine Mutter begeben hatte, unter dem damaligen Rector Schneegaß, deſſen Verdienſte Scheller ſtets dankbar anerkannte. Im Herbſt des Jahrs 1747 kam er auf das Lyceum zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, und nach einem fünftehalbjährigen Aufenthalt, da er 17 Jahr alt war, auf die leipziger Thomasſchule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors Joh. Aug. Erneſti und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Profeſſors) Fiſcher in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hierauf bezog er die Univerſität in Leipzig, wo er ſich dem theologiſchen und hauptſächlich philologiſchen Studium mit großem Eifer widmete. Im Jahre 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlauſitz, wo er am 7. Auguſt eingeführt wurde. Gegen Ende des Jahrs 1771 wurde ihm das Rectorat am Gymnaſio zu Brieg angetragen, das er auch im folgenden Jahre antrat und 31 Jahr bis an ſeinen Tod verwaltete. Er ſtarb daſelbſt in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1803 in ſeinem 69ſten Lebensjahre. Die Verdienſte, welche ſich Scheller um ein gründliches Studium der alten Sprachen erworben hat, ſind allgemein bekannt, und bei vielen ſeiner Schüler noch in dankbarem Andenken. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er durch ſeine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweiſungen zum lateiniſchen Styl, die ſeinem Namen auch im Auslande eine große Celebrität verſchafften, und durch welche er ſich ein Denkmal geſtiftet hat, das die Zeit ſobald nicht zerſtören wird. Der Werth ſeines lateiniſch-deutſchen und deutſch-lateiniſchen Wörterbuchs, 7 Bände, und ſeines Handwörterbuchs, 3 Bände, iſt allgemein anerkannt, und letzteres, deſſen neuſte Ausgabe der gelehrte Lünemann beſorgt hat, iſt zum Schulgebrauch von allen, die wir beſitzen, bei weitem das empfehlenswertheſte. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meuſel im gelehrten Deutſchland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joſeph), Schellingſche Philoſophie. Von dieſes berühmten Philoſophen äußerm Leben iſt uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er in Leipzig und Jena ſtudirt hat, Fichte's Schüler geweſen und dieſem als Lehrer der Philoſophie in Jena mit großem Beifall nachgefolgt iſt, jetzt aber ſeit mehrern Jahren mit der Stelle eines Secretärs der königl. Akademie der bildenden Künſte in München lebt. Wichtiger als alle Notizen dieſer Art iſt die originelle philoſophiſche Anſicht, welche ſich aus dem tiefſinnigen Geiſte dieſes genialen Mannes entwickelt hat. Die Einſeitigkeit des fichtiſchen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die kantiſche Kritik und Wiſſenſchaftslehre mit philoſophiſchem Ernſt und Eifer aufgefaßt und bearbeitet hatte (ſeine erſte Schrift iſt über die Möglichkeit einer Form der Philoſophie überhaupt Tüb. 1795), derſelben eine Naturphiloſophie entgegenzuſtellen, in welcher er „das Ideelle aus dem Reellen zu erklären" verſuchte. Hieher gehören ſeine Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Tüb. 1795, ſpäter in der 3. Aufl.; Von der Weltſeele, eine Hypotheſe der höhern Phyſik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamb.

1798; Erſter Entwurf der Naturphiloſophie, Jena 1799. Dieſer ſetzte er ſeinen transcendenten Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben ſollte, „das Reelle dem Idellen unterzuordnen." (Hieher gehört ſein Syſtem des transcendentalen Idealismus, Tüb. 1800, 8.) „Beide Wiſſenſchaften aber ſind ihm eine, nur durch die entgegengeſetzten Richtungen ihrer Aufgaben ſich unterſcheidende Wiſſenſchaft, und beiden kommt im Syſteme des Wiſſens gleiche Nothwendigkeit zu." Es leuchtet daraus ein, daß es falſch iſt, Schellings ganze Philoſophie Naturphiloſophie zu nennen; und es iſt dieß nur daraus zu erklären, daß Schelling dieſe Seite ſeines Syſtems *zuerſt* bearbeitete und am meiſten *ausgebildet* hat. Ihren höhern Vereinigungspunkt ſollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Abſoluten eins (identiſch) ſey — daher die ſchellingſche Philoſophie mit größerm Recht den Namen *Identitätsſyſtem* oder *Philoſophie des Abſoluten* empfing, indem ſie von dieſer Idee ausgeht. Schwer iſt es, ſagt ſelbſt einer der vorzüglichſten Schüler und Kenner dieſer Philoſophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland überhaupt und über die ſchellingiſche Philoſophie insbeſondere, Nürnberg 1813) von der Philoſophie Schellings einen erſchöpfenden Begriff aufzuſtellen; denn ſie iſt noch kein völlig entwickeltes, und zur äußern (ſyſtematiſchen) Einheit verbundnes Ganzes, und die über dieſelbe herrſchenden Meinungen durchkreuzen ſich ſo ſehr, daß man es vielen Menſchen nicht verdenken kann, wenn ſie dieſelbe mißverſtehen und unrichtig deuten. — Wir verſuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philoſophie, welchen Schelling aufſtellt, und die Hauptlehren ſeiner philoſophiſchen Anſicht herauszuheben, indem wir uns ſo viel als möglich ſeiner eignen Worte bedienen. Die erſte Idee der Philoſophie, wenn dieſe mehr als ein *bedingtes* Wiſſen enthalten ſoll, beruht auf der ſtillſchweigenden Vorausſetzung einer möglichen Indifferenz des abſoluten Wiſſens mit dem Abſoluten ſelbſt, mithin darauf, daß das abſolut Ideale auch das abſolut Reale ſey. Das abſolut Ideale iſt das abſolute Wiſſen, und dieſes ein ſolches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengeſetzte vereinigt, ſondern worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt iſt. Das Abſolute iſt eine Identität, ſich ſelbſt Stoff und Form, Subject und Object, das *gleiche Weſen* des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weiſe ſich ſelbſt in ſeiner Ganzheit als Idee, als lautere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weiſe ſich ſelbſt als Form, in ſo fern als Object, in das Weſen oder das Subject auflöſ't," oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es ſeine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur weſentlichen Einheit der letztern mit den erſtern gebiert, und ſich ſelbſt in ſeine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Weſen verwandelt (dieſes die *Subjectobjectivirung*). Im *Abſoluten* ſelbſt ſind dieſe beiden Einheiten (Form und Weſen) nicht verſchieden; es iſt in ſeiner Abſolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren ſchlechthin Eines und dennoch in dieſer Einheit unmittelbar eine Allheit, der drei Einheiten nämlich, derjenigen, in welcher das Weſen abſolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form abſolut in das Weſen geſtellt wird, und derjenigen, worin dieſe beiden wieder *eine* Abſolutheit ſind (Triplicität in der Iden-

tität). Die Einheiten ſind zugleich die Ideen oder Dinge an ſich. Die erſte iſt die Natur, die andere die ideale Welt, und die dritte wird als ſolche da unterſchieden, wo in jenen beiden die beſondere Einheit einer jeden, indem ſie für ſich abſolut wird, ſich zugleich in die andere auflöſ't und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punkt der Abſolutheit haben, wo die beiden entgegengeſetzten zuſammenfließen, ſo muß auch jede in ſich wieder die drei Einheiten unterſcheidbar enthalten, die in dieſer Unterſcheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, ſo daß dieſer allgemeine Typus der Erſcheinung ſich nothwendig auch im Beſondern und als derſelbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philoſophie iſt Wiſſenſchaft des Abſoluten; aber ſo wie das Abſolute in ſeinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, ſo hat die Philoſophie, von Seiten der Form angeſehen, ſich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Weſen eben darin beſteht, beide Seiten als Eins in dem abſoluten Erkenntnißact zu ſehen — und ſo iſt alle Philoſophie Idealismus, aber abſoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus, wie den Realismus unter ſich begreift." — Dies Schellings Begriff von der Philoſophie (vergl. Einleitung zu den Ideen zu einer Philoſophie der Natur, N. A.; auch entwickelt in ſeinen Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums, Tübingen 1803, 8. 2. Aufl. 1814) und die damit verbundenen philoſophiſchen Grundbegriffe. Der Verf. dieſes Artikels will dieſer Anſicht eine andere vielleicht deutlichere Darſtellung dieſes Begriffs der Philoſophie und ihrer Hauptlehren beifügen. Das wahre und eigentliche Wiſſen, welches die Philoſophie immer hervorzubringen geſucht hat, iſt ein in ſich ſelbſt begründetes, allumfaſſendes, lebendig (organiſch) entwickelndes, und ſeinem Gegenſtande vollkommen entſprechendes. Denn die Wahrheit kann nur in der vollkommnen Übereinſtimmung des Wiſſens mit dem Gewußten beſtehen. Indem nun alles Philoſophiren von der Vorausſetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geiſt wahrer Erkenntniſſe fähig ſey, ſo folgt auch, daß das Wiſſen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht weſentlich entgegengeſetzt ſeyn könne, und es mithin möglich ſey, das wahre Seyn der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung iſt nun, daß das Weſen des Denkenden und Seyenden, der Seele und des Leibes, Ein und daſſelbe ſey (abſolute Identität), dieſe mithin nur Formen eines und deſſelben Weſens ſeyen, und ſo hob er die Gegenſätze zwiſchen Seyn und Wiſſen, Leib und Seele in Hinſicht des Weſentlichen auf, ohne jedoch die Verſchiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieſer weſentlichen Einheit des Wiſſens und Seyns (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geiſt ſeiner Subſtanz nach den Dingen gleichartig iſt, iſt der letztere fähig, die Dinge, wie ſie in der Wahrheit oder dem Weſen nach ſind, im Erkennen abzubilden. Eine ſolche Erkenntniß iſt keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beſchränkt iſt, ſondern die ſpeculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem ſie ſich durch intellectuelle (reingeiſtige und productive) Anſchauung über die Erſcheinungen bis zum identiſchen Urſprunge derſelben oder zur Idee des Abſoluten erhebt, in den Ideen das Weſen der Dinge ergreift. Dieſe (Ideen) bringen wir zum Bewußtſeyn mit Hülfe der Sinne durch Re-

flexion. Die Kunſt der Reflexion, die Ideen zu entfalten, iſt die Dialectik. Dazu gehört, daß man das identiſche Princip in ſeiner geſetzlichen Entwicklung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß ſowohl im Verhältniß zur Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntniſſen beſtimme. Dieß iſt die Methode der Conſtruction. „Sich der dem Geiſte inwohnenden Geſetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das beſondre Wiſſen entſprechend der Exiſtenz der Dinge geſtalten, macht die Methode der Philoſophie aus, ohne welche kein Schritt in dieſer Wiſſenſchaft mit Sicherheit gethan werden kann." Mittelſt ihrer entſteht die philoſophiſche Wiſſenſchaft, und die Philoſophie iſt ſonach eine Wiſſenſchaft des Seyenden durch die Ideen (Wiſſenſchaft der Ideen), d. i. eine Wiſſenſchaft von Gott, ſeinem Verhältniſſe zur Welt, der Natur und dem Menſchen. Und ſo erhellt zugleich, wie die ſchellingſche Anſicht von der kantiſchen nicht nur in Hinſicht der Erkenntnißart, welche ſie vorausſetzt, ſondern auch der Gegenſtände, von denen ſie ein wahres Wiſſen für möglich hält, verſchieden, ja dieſer ſogar entgegengeſetzt iſt. Ihrem Weſen nach will ſie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die „Natur-, Menſchen- und Geiſterwelt;" in Hinſicht ihrer Darſtellung will ſie aus eben dieſem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge deſſen Alles in zuſammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortſchreitet, nachahmen, von den unterſten Stufen des Seyns beginnen und zu den höhern Entwickelungen deſſelben fortſchreiten. Durch letzteres entſtehen die ſogenannten Potenzen, welche bei dieſer Conſtruction angenommen werden. Die Grunddogmen der ſchellingſchen Lehre laſſen ſich nun auf folgende zurückführen: Das Abſolute, Gott, iſt das Seyn und Wiſſen in der Einheit ohne Gegenſatz (abſolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegenſatz hervorgegangen, und in welche alles durch ſeine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt: 1) das Abſolute, Gott, iſt mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur); kein Seyn, iſt das eine und ewige Weſen aller Dinge. Alles wahre Seyn das nicht göttlich wäre, oder an dem göttlichen Seyn Antheil nähme. Die Dinge ſind daher nicht mit ihrem wahren Weſen, ſondern nur quantitativ verſchieden, womit die Subſtanzialität und ſpecifiſche Verſchiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2) Das Abſolute hat ſich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weiſe ſelbſt geoffenbart in Raum und Zeit. Das Abſolute iſt die Urſache alles Seyenden. Seine Offenbarung aber iſt eine lebendige Entwickelung unendlicher ſelbſtſtändiger Dinge durch wirkende Gegenſätze (daher auch Selbſtentzweiung genannt), dieſe Gegenſätze ſind im allgemeinen das Reale und Ideale. 3) Dieſe Gegenſätze ſtreben ſich auf verſchiedenen Stufen (wo ſie verſchiedene Benennung erhalten) mit verſchiedenem Übergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge ſind um ſo vollkommner, je mehr die Gegenſätze in ihnen vereinigt, und ſie dadurch Abbilder des Abſoluten ſind. Ihre völlige Vereinigung (abſolute Indifferenz) findet Statt in dem univerſellen Organismus (Univerſum), und dieſe Wiedervereinigung iſt die vollendete Selbſtoffenbarung Gottes. Der Menſch iſt ein Abbild des Univerſums (Microcosmus), in ſo fern er die Gegenſätze des Reellen und Ideellen auf ſeine Weiſe wiedervereinigt. — Tiefer in das

Einzelne einzugehen, iſt hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philoſophie nicht in abgeſonderten Disciplinen bearbeitete, und ſich nach den deßhalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, ſondern mehr um die Unterſuchung ſelbſt bemüht und auf die höchſten Probleme der Philoſophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieſes denjenigen anſtößig ſeyn mußte, welche in den gewohnten Eingränzungen und ängſtlichen Verzäunungen gegebener Erkenntniſſe und herrſchender Anſichten das Weſen der Wiſſenſchaft ſetzen. Die erſte allgemeine Darſtellung ſeines Syſtems, welche Schelling, nach ſeiner eignen Erklärung in der *Zeitſchrift* für ſpeculative Phyſik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, iſt „wegen äußerer Umſtände“ nicht fortgeſetzt worden. Er hat ſich ſeitdem mehr auf naturphiloſophiſche Unterſuchungen beſchränkt, und nur einzelne Hauptpunkte aus dem Gebiete der Philoſophie theils dialogiſch (wie im *Bruno* oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieſer Darſtellungsweiſe verwandten, und weniger ſyſtematiſchen Form, in der kleinen Schrift *Philoſophie und Religion*, Tüb. 1804, 8., und in ſeiner Abhandlung: *philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit, und die damit zuſammenhängenden Gegenſtände*, im erſten und bis jetzt einzigen Bande ſeiner geſammelten philoſophiſchen Schriften, Landshut 1809, (worin auch ſeine ſchätzbaren frühern Abhandlungen *vom Ich*, als Princip der Philoſophie, oder über das Unbedingte im menſchlichen Wiſſen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferner die philoſophiſchen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, ehemals im niethammerſchen phil. Journal, Jena 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre, ebenfalls daſelbſt; und die 1807 zum Namensfeſte des Königs von Bayern gehaltne, meiſterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zu der Natur enthalten ſind) ſchriftlich behandelt. Jacobi's Behauptungen über die neueren Philoſophien in der Schrift von den göttlichen Dingen bewogen Schelling zu einer Schrift (Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lüge redenden Atheismus, Tüb. 1812, 8.), deren polemiſcher Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden iſt. In ſeiner allgemeinen Zeitſchrift von und für Deutſche (von welcher nur 3 Hefte erſchienen ſind, Nürnberg 1813, 8.) befindet ſich Schellings Antwort auf ein Schreiben Eſchenmayers über die vorhin genannte Abhandlung über die Freiheit, welche dieſen Gegenſtand noch etwas genauer beleuchtet. — In einer früheren Schrift gab er eine Darlegung des wahren Verhältniſſes der Naturphiloſophie zu der verbeſſerten fichtiſchen Lehre (Tüb. 1806, 8.). Dies ſind ſeine *philoſophiſchen Schriften*. Schellings originelle Anſicht, die ſich unter dem vorzüglichen Einfluſſe des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er ſelbſt erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, beſchloſſenes Syſtem vor den Augen des Publicums; er hat nur einzelne Seiten eines ſolchen und auch dieſe oft nur in einer einzelnen (z. B. polemiſchen) Beziehung gezeigt, ſomit ſeine Schriften ſelbſt für Bruchſtücke eines Ganzen erklärt, deren Zuſammenhang einzuſehen eine feinere Bemerkungsgabe, als ſich bei zudringlichen

Nachfolgern, und ein beſſerer Wille, als ſich bei Gegnern zu finden pflegt, erfodert würde. Auch ſind ſeine, die höchſten Gegenſtände alles Wiſſens umfaſſende tiefſinnige Unterſuchungen mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnen ausgearbeitet und in verſchiedenen Darſtellungsformen aufgeſtellt worden, ſo daß es leicht und natürlich zu erklären iſt, warum Schelling ſo viele Tadler und Gegner fand. Zu den letztern gehörte beſonders Fr. Köppen (Jacobi's Schüler), Weiller, Fries und Eſchenmayer (Übergang der Philoſophie zur Nichtphiloſophie, 1804), welcher Schelling vorwarf, aus ſeinem Syſtem ſey die Seele, der Glaube und die Tugend ausgeſchloſſen. Dieſem antwortete Schelling in der Schrift: Philoſophie und Religion, in welcher er dieſe Gegenſtände im Sinne ſeines abſoluten Idealismus berührt, und die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Abſoluten mit Platon durch Abfall oder Entfernung der Ideen von dem Abſoluten erklärt, woraus dann durch Wiedererhebung, freie Wiedervereinigung die Sittlichkeit entſpringe. Dem letztern Gegner trat auch Jacob Wagner, früher Anhänger der ſchellingiſchen Philoſophie, bei, und tadelte deſſen Anſicht 1) als reinen Idealismus oder leere Speculation, die ſich die Abſolutheit anmaße, 2) das Verhältniß des Abſoluten zum Wirklichen nicht zu löſen vermöge und 3) des Princips der Religion und Sittlichkeit ermangle. Der erſte Vorwurf iſt mit dem Einwurfe der kritiſchen Philoſophie nicht zu verwechſeln, es widerſtreite dem Begriffe der philoſophiſchen Methode, das an die Spitze der philoſophiſchen Unterſuchung zu ſtellen, was erſt das Reſultat derſelben ſeyn könne (das Abſolute), wogegen Schellings Anhänger rühmen, daß Schelling die Philoſophie wieder auf die Idee Gottes gegründet, welche axiomatiſcher Natur ſey, und dadurch auch der in der kantiſchen Lehre eine höchſt untergeordneten Stelle behauptenden Religionswiſſenſchaft ihren gebührenden Rang zurückgegeben habe, und hinzufügen, das Abſolute ſey als ſolches keiner eigentlichen Deduction oder Demonſtration fähig ꝛc. Was aber Wagners erſten Vorwurf betrifft, ſo hat man ihm, ſo viel wir wiſſen, nirgends geantwortet. Der zweite, betreffend das Dogma vom Abfall, trifft entweder einen Machtſpruch, oder beruht auf der Unbeſtimmtheit der Darſtellung Schellings in jener Lehre; es iſt aber zugleich ein Vorwurf, der, wenn von Erklärung der Art und Weiſe, wie die wirklichen Dinge aus dem Ewigen entſtanden ſind, die Rede iſt, alle Philoſophie trifft, die nicht den Gegenſatz als das Urſprüngliche ſetzt (Dualismus), oder die Probleme des Philoſophirens auf die Geſetze des menſchlichen Geiſtes, ebenfalls durch einen nur mehr oder minder verſteckten Machtſpruch, beſchränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und daß namentlich Schellings Lehre pantheiſtiſch oder atheiſtiſch ſey, iſt ſeitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigſten Grunde, da Schelling den ethiſchen Theil der Philoſophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er ſich gegen dieſen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmal ꝛc. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht bloß ängſtliche Buchſtabenkritiker ſind. Am merkwürdigſten iſt ſeine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgeſtellte Gotteslehre, nach welcher Gott ſich aus einem, von ihm verſchiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Exiſtenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott ſchlechthin, den er auch ſpäterhin ein intelligentes, allervollkommenſtes und perſönliches Weſen nannte, ſondern dem durch die Welt

ſich offenbarenden, und ſeine Vollkommenheit kund gebenden Gotte ſprach. Ferner hatte man behauptet der Menſch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmöglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht ſittlich ſeyn, wogegen Schelling erwiedert, die Gottheit kann nur ſich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich iſt, in freien, aus ſich ſelbſt handelnden Weſen ꝛc. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte ſeyn, aus einander zu ſetzen, wie Schelling die Entſtehung des Böſen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit, aus ſeiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, iſt: er hebe die Verſchiedenheit der Dinge auf und identificire ſie mit Gott, alles, ſelbſt Gott, ſey ihm Natur; worauf zum Theil ſchon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen iſt, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erſcheinungen im gewöhnlichen Sinne, ſondern dasjenige Princip in Gott verſteht, woraus die ganze Welt, Geiſterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Urſprung hat. Aber hier iſt zugleich zu bemerken, daß Schelling oft willkürlich ſeinen eignen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch ſelbſt eine Menge Mißverſtändniſſe und Irrthümer bei ſeinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen vorausſetzen müſſen. Vorzüglich aber wirft man ſeiner Philoſophie Myſticismus und poetiſche Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie ſehr es noch unter denen, die von Myſticismus ſprechen, an einem klaren Begriffe des Myſticismus fehlt, und bedenkt, wie ſogar Schelling da, wo Andere nur von Ahnung reden, ein beſtimmtes Wiſſen für möglich hält und ein wiſſenſchaftliches Verfahren verlangt, der wird auch wiſſen, wie wenig dieſer Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverſtändlichkeit, die bei einer originellen, umfaſſenden und im Einzelnen nicht immer conſequent, ja oft ſehr dunkel ausgeſprochnen Anſicht unvermeidlich iſt. Die poetiſche Schärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne ſeine reichen, beſonders naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und ohne den Geiſt ſeiner Methode zu beſitzen, die eben ſo philoſophiſchen als der poetiſchen Darſtellung fähigen Anſichten deſſelben in ein loſes Spiel des Witzes und der Phantaſie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgeſetzte und aus dem Gebiete der Philoſophie verwieſene Phantaſie zwar wieder in ihre Rechte einſetzte und ſich des poetiſchen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber ſich von dem „haltungsloſen poetiſchen Taumel“ vieler ſeiner Anhänger ſelbſt losgeſagt hat. (Vorrede zu ſeinen philoſophiſchen Schriften). Dagegen kann behauptet werden, daß ſeit ihrem Erſcheinen der Geiſt dieſer Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wiſſenſchaft und ſelbſt ins Leben eingedrungen ſey, um ſo mehr, da die Principien derſelben in alle Wiſſenſchaften eingreifen, und die ſchellingiſche Philoſophie keine lebloſe abſtracte, bloß für die Studirſtube beſtimmte, für das wirkliche Leben unbrauchbare, ſondern eine Welt- und Lebensanſicht iſt, welche die echte Erfahrung mit dem Vernunftwiſſen in Verbindung bringen will, mithin umfaſſender und lebendiger iſt als viele andere philoſophiſche Syſteme der Neuern; weßhalb ſelbſt Fichte in ſeiner letzten Zeit ſeiner Wiſſenſchaftslehre aus dieſer Anſicht manches zuzuſetzen anfing. Auch ſind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendſten und geiſtreichſten Männer hervorgegangen, welche die ſchellingiſche Philoſophie nicht bloß erläutert, ſondern

zum Theil auch auf andere Wiſſenſchaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verſchafft haben. Hieher gehören G. M. *Klein* (Beiträge zum Studium der Philoſophie, als Wiſſenſchaft des All, nebſt einer vollſtändigen und faßlichen Darſtellung ihrer Hauptmomente, Würzb. 1805. Verſuch, die Ethik als Wiſſenſchaft zu begründen ꝛc. Rudolſt. 1811. — Man nennt ihn auch als Verfaſſer der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand ꝛc., welche zugleich als eine Art von Apologie der ſchellingſchen Philoſophie angeſehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphiloſophie Steffens, Troxler, Oken, Windiſchmann, Schelvers, Baader, Kieſer, C. E. Schelling, Schubert, Walter, Weber; in andern Fächern Aſt, Thanner, Creuzer, Solger, Görres, Daub, Zimmer, Krauſe, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eignen Weg gegangen iſt. Vorzüglich hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geiſtreichen Forſchung der Natur, vermöge deren man dieſelbe mehr als *organiſches* und lebendiges Ganzes betrachtet und den innern Zuſammenhang ihrer Erſcheinungen erforſcht hat, und zu vielen Entdeckungen in der Phyſiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philoſophiſche Anſicht ſchließt ſie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philoſophie aufzulöſen verſucht hat und verbindet die philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufs innigſte. Doch iſt ihr ſchwächerer, oder bis jetzt am wenigſten ausgebildeter Theil der der ethiſchen Philoſophie, der ſtärkſte die Naturphiloſophie; und es wäre daher auch in dieſer Hinſicht zu wünſchen, daß Schelling ſein längſt verſprochenes Werk, das ſeine Lehre im Zuſammenhang enthalten ſoll, bald mittheilen möchte, ſo wie eine erſchöpfende Prüfung ſeines Syſtems von einem ihm congenialen Philoſophen ebenfalls noch zu wünſchen ſteht. Die Hoffnung zu dem erſtern hat Schelling denen, die an einer ſo wichtigen Sache Intereſſe nehmen, vor der Hand dadurch benommen, daß er ſich gegenwärtig mit mythologiſchen Unterſuchungen beſchäftigt, welche ſich ſeiner Anſicht anſchließen ſollen, wovon er neulich eine Probe in der Schrift: *Über die Gottheiten von Samothrace* (Tüb. 1816) aufgeſtellt hat.

Schenkung nennt man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch Jemand einem Andern freiwillig und *unentgeldlich* etwas, ſey es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engern Sinne wird bloß die unentgeldliche Übertragung des Eigenthums *einer Sache* an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes *Recht* unentgeldlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter den Lebendigen (Donationes inter vivos) erhalten, ſobald die Annahme des Geſchenknehmers, welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt iſt, ihre Gültigkeit, und der Geſchenknehmer (Beſchenkte) hat das Recht, wenn der Zeitpunkt der Übergabe des Geſchenks da iſt, dieſelbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter den Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tauſend Speciesthaler) betragen, erfodern eine gerichtliche Unterſuchung und Beſtätigung, ſonſt werden ſie, falls das geſchenkte Object nicht ſchon übergeben iſt, auf Verlangen des Schenkers, ſeiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beſchränkt. Ausgenommen hievon ſind Schenkungen des Landesherrn und ſeiner Gemahlin, der Militärchefs an ihre Untergebenen, und ſolche Schenkungen, die zur *Errichtung* einer frommen Stiftung, oder zur

Auslöſung von Gefangenen gemacht ſind. Außerdem werden hieher alle remuneratoriſchen Schenkungen, die bloß zur Belohnung der Verdienſte des Geſchenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Laſten des Ehe- und Witwenſtandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müſſen; alle dieſe, welche man juriſtiſch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Unterſuchung und Beſtätigung nicht. Einfache Schenkungen (Donationes simplices), im Gegenſatze der qualificirten, welche in der Abſicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht ſind, können binnen 5 Jahren, nachdem die Notherben die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beſchwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Abſicht des Schenkers muß aber bewieſen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall ſolcher Beſchwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten ſind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch den Tod des letztern aber werden ſie beſtätigt. Aber ſolche Schenkungen, welche Eheleute ſich einander zum Beweiſe ihrer Liebe machen, ſind gleichgültig, doch darf das Geſchenkte nicht in Grundſtücken oder Geld beſtehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn ſie mit einem Eide beſtätigt ſind, und dies nicht in der böſen Abſicht, einem Dritten zu benachtheiligen, geſchehen iſt. Schenkungen von Todes wegen (donationes mortis causa) ſind ſolche, die nach der Abſicht des Schenkers erſt durch ſeinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache oder das Recht erſt nach ſeinem Tode übertragen werden ſollen. Zu ſolchen Schenkungen wird in Rückſicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Teſtamentserrichtung erfoderlichen Eigenſchaften beſitzt, daß der Geſchenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geſchenknehmers. Sie iſt widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieſer ſich nicht verpflichtet hat, ſie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Teſtament eingeſetzte Erbe die Erbſchaft nicht antritt, und alſo das Teſtament, welches die Erbeinſetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende ſtirbt, braucht der auf dieſe Weiſe Beſchenkte fähig zu ſeyn, gültig zu einem Erben eingeſetzt zu werden. Der Geſchenknehmer von Todes wegen hat übrigens alle die Klagen, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtniſſen bedachten Perſonen zukommen. N. P.

Scherif (arab. edel, heilig), bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde, und iſt beſonders ein Titel der Nachkommen Mahomeds von ſeiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — Deßgleichen heißt Scherif eine türkiſche Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. werth.

Schiboleth, ein Wort oder Ausdruck, wodurch man ſich verräth, daß man nicht zu einer gewiſſen Partei gehöre. Es war dies nämlich das Wort, welches, zu Folge der bibliſchen Erzählung (B. d. Richter XII. 6.), die liſpelnden Ephraimiter, auf die Anfrage der Gileaditer, nur Siboleth ausſprechen konnten; dadurch verriethen ſie ſich, und wurden alsdann von dieſen an dem Jordan ſofort niedergemacht. Der ſo Erſchlagenen waren damals an 42,000 Mann.

Schickſal, ſ. Fatum.

Schiebeler (Daniel) ein bekannter Dichter, wurde 1741 zu Hamburg geboren, und erhielt ſeine erſte Bildung von Privatlehrern. Schon frühe zeigte er einen hellen Verſtand, viel Scharfſinn, Gedächtniß und beſonders eine lebhafte Einbildungskraft, die durch das Leſen von Romanen und Schauſpielen noch mehr entwickelt wurde. Dieſe Lectüre, ſo wenig ſie ſeinem jugendlichen Alter angemeſſen ſeyn mochte, erregte doch den Wunſch in ihm, die neuern Sprachen zu lernen, und ſchon im 20ſten Jahre verſtand er franzöſiſch, engliſch, italieniſch und ſpaniſch, und machte ſpäterhin ſelbſt dichteriſche Verſuche in dieſen Sprachen. Der Unterricht, den er auf dem Gymnaſium und Johanneum erhielt, wirkte auf ſeine ſittliche und poetiſche Ausbildung vortheilhafter, als der frühere Privatunterricht, indem zwei vortreffliche Lehrer an dieſen Anſtalten, der Rector Müller und der Subconrector Volkmann, ſich nichts angelegener ſeyn ließen, — als geiſtreiche Jünglinge durch ihren Rath und Beiſtand zu ermuntern. Wirklich machte der junge Schiebeler ſchon dazumal als Dichter mehrere jugendliche Verſuche, welche — freilich in einer ſehr mangelhaften Geſtalt — gedruckt wurden. Bloß der hergebrachten Nothwendigkeit wegen, ſich zu einer der drei Facultätswiſſenſchaften zu bekennen, ging er 1763 nach Göttingen, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Aber er verwandte dort ſeine meiſte Zeit auf das Studium der ſchönen Literatur. 1765 ging er nach Leipzig. Durch die Annehmlichkeiten des Orts, durch den Umgang mit alten und neuen Freunden, die er hier fand, beſonders mit dem Schauſpieler Starke und deſſen Gattin, und durch ſeine Beſchäftigungen mit Muſik und Theater, ward er wieder aus dem traurigen Zuſtande, worein er beſonders durch ſeine Hypochondrie verſetzt war, herausgeriſſen. Er ſchrieb hier mehrere Nachſpiele und andere dramatiſche und muſikaliſche Gedichte, beſonders aber ſeine Romanzen die mit Melodien (von Hiller), 1767 zuerſt herauskamen. Dies ſind unſtreitig die beſten von Schiebelers dichteriſchen Producten, und ſie gehören noch immer zu den deutſchen Meiſterſtücken in dieſer Dichtungsart. Schiebelers Herz war zu weichen Empfindungen geſchaffen. Körperliche Reize, Vorzüge des Geiſtes und Herzens rührten ihn auf das lebhafteſte. Schöne Frauen und Mädchen, die Sinn und Talent für Muſik hatten, erweckten in ihm einen Beifall, der ſchnell in die innigſte Zuneigung überging. Aber gewöhnlich blieb ſeine Zärtlichkeit unerklärt, und mußte daher für ſein empfindliches Herz deſto peinlicher ſeyn. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Canonicat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit ſeinen Freunden, beſonders mit Ebeling und dem Buchhändler Bode, lebte. 1770 gab er eine Sammlung ſeiner Poeſien unter dem Titel: Muſikaliſche Gedichte von S. heraus, die er Metaſtaſio zueignete, der ihn dafür mit Lobſprüchen überhäufte. Er ſtarb an der Auszehrung den 19ten Auguſt 1771. Eſchenburg hat eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke unter dem Titel: Daniel Schiebelers auserleſene Gedichte, Hamburg 1773 (kl. 8.) herausgegeben. In dieſer Sammlung ſind außer einem Lehrgedichte, Heroiden, Sinngedichte, lyriſche Gedichte geiſtlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, deſſen Ausſpruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die

Annahme bloß von dem Belieben jeder Partei abhängt. Schiedsrichter (Compromissarius) hingegen iſt ein Vermittler, der von ſtreitenden Parteien zur Entſcheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß ſie ſich ſeinem Ausſpruche (laudum) unterwerfen wollen, gewählt iſt. (S. Compromittiren).

Schiefe der Ekliptik wird, wie bereits im Artikel Ekliptik geſagt worden iſt, der Winkel genannt, unter welchem ſich Ekliptik und Äquator ſchneiden. Die Größe dieſes Winkels genau zu wiſſen, iſt für aſtronomiſche und geographiſche Beſtimmungen von größter Wichtigkeit. Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreiſſen durch ihre ſchiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreiſes mißt, welcher ſo gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Punkten, wo ſie am weiteſten von einander abſtehen, rechtwinklicht durchſchneidet. Dieſe Durchſchnittspunkte fallen 90 Grad von den Punkten entfernt, in welchen ſich Äquator und Ekliptik ſchneiden, d. h. in die Solſtitialpunkte. Schon im Alterthum hat man die Schiefe der Ekliptik zu meſſen gewußt. Nach Plinius fand ſie Anaximander zuerſt; nach Gaſſendi hat ſie ſchon Thales beſtimmt. Die berühmteſte Meſſung im Alterthum iſt die Meſſung des Pytheas zu Maſſilien. Er fand ſie 350 Jahre vor Chr. Geb. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre ſpäter ſoll ſie nach Ptolemäus Bericht Eratoſthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher beſtimmten mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unſere Zeiten, und merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Beobachter ſie faſt übereinſtimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Die letzten Beſtimmungen ſind von Caſſini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″; von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″. In Betreff der ſucceſſiven Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmteſten Aſtronomen unſrer Zeit, z. B. La Lande, an, daß ſie ununterbrochen fortſchreite. Louville beſtimmte ſie für jedes Jahrhundert auf 1′, La Caille auf 44″ und La Lande auf 33″. Mehrere Phyſiker der neueſten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebne der Ekliptik mit der Ebne des Äquators ehedem zuſammengefallen ſey; daß nachher ein Stoß von einem Cometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derſelben die ſchiefe Richtung gegeben habe, daß nunmehr ſchon ſeit Jahrtauſenden die Erdaxe ihrer urſprünglichen Lage wieder entgegenrücke, und nach 198,000 Jahren abermals in dieſelbe gelangen werde. La Place dagegen hat mit Hülfe der Analyſis zu zeigen geſucht, daß dies nie geſchehen werde, ſondern daß die Abnahme der Größe des Winkels bloß von einer periodiſchen Wirkung der übrigen Planeten herrühre, und daß ihr höchſtes Maß ſich nicht über 1° 48′ erſtrecken könne. Nur ein ſehr langer Zeitraum wird verſtatten, Beobachtungen anzuſtellen, die hierüber etwas Näheres beſtimmen laſſen. — Außer dieſer bisher betrachteten Veränderung iſt die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei iſt, die Lage der Erdaxe gegen dieſe noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher ſie abwechſelnd 9 Jahre wächſt und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterſchied 18″ beträgt.

Schiefer oder Schieferſtein iſt ein gemeines, ſehr weit verbreitetes Mineral von verſchiedener Beſchaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die ſich in platte undurchſichtige Tafeln ſpalten laſſen, Schiefer. Es gibt Kalk- und Thonſchie-

fer. Dieſer letztere iſt von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher mehrentheils eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche ſchiefrig, ſcheinbenförmig iſt, und zum Theil an die Zunge klebt. Beſonders thut dies der aſchgraue Hygrometer-Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die lowitz'ſchen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke, und heißt dann Kräuterſchiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flötze; und findet ſich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflötze. Wenn er von Erdharz durchdrungen iſt, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlenſchiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonſchiefer über, welches die andere Gattung dieſer erdigen Mineralien iſt. Die Hauptfarbe des Thonſchiefers oder Laienſteins, auch Wacke genannt, iſt grau, und geht durch viele Abſtufungen ins Schwarze und Schwarzblaue über. Zum Theil zeigt er rothe und weiße Streifen und Flecken. Manche Arten dieſer Gattung glänzen faſt wie Seidenſtoffe. Auf dem Bruche iſt dieſer Schiefer theils gradblättrig, theils wellenförmig; ſein Korn von ſehr verſchiedener Feinheit, und der Strich grauweiß oder aſchfarben. Außer der Grunderde, welche in verhärtetem Thone beſteht, hat dieſer Schiefer auch häufig andere erdige und metalliſche Minerale bei ſich, woher die verſchiedenen Abänderungen entſtehen. Wegen des beigemiſchten Erdharzes fängt der Thonſchiefer leicht Feuer. In der Hitze verändert er ſeine Farbe, und ſchmilzt zu einem leichten, ſchaumartigen, auf dem Waſſer ſchwimmenden Glaſe. Der Thonſchiefer iſt härter, wie der Schieferthon, und läßt ſich beſſer in Tafeln ſpalten. Nach der verſchiedenen Feinheit ſeines Korns und ſeiner ſonſtigen Beſchaffenheit führt der Thonſchiefer verſchiedene Namen, z. B. Probierſtein, Tafelſchiefer, Dachſchiefer; nach den fremden beigemengten Mineralien heißt er Kieſelſchiefer, Glimmerſchiefer u. ſ. w. Eine ganz beſondere Spielart iſt die ſchwarze Kreide, welche, da ſie weich iſt und abfärbt, zum Zeichnen dient. Die Metallſchiefer gehören zu den Erzen und nicht hieher. Der Thonſchiefer findet ſich in Ganggebirgen und in Flötzen. Seine Lage und Schichten, und die Abdrücke von Pflanzen, Fiſchen u. ſ. w. zeugen dafür, daß er im Waſſer entſtanden ſeyn müſſe. Man gewinnt den Schiefer überhaupt, beſonders den metalliſchen, bergmänniſch, ſprengt in den Brüchen große Blöcke aus, fördert ihn zu Tage, und zerſchneidet denjenigen, der zu Tafeln gebraucht werden ſoll, ſo lange er noch feucht iſt, mit ſtählernen Werkzeugen. Den eigentlichen Thonſchiefer benutzt man vorzüglich zu Rechentafeln, Schreibtafeln, Tiſchplatten, wenn er von feinem Korn iſt, den gröbern aber zum Dachdecken. Man findet beide Arten in mehreren Provinzen Deutſchlands von verſchiedener Güte. Ein gutes Schieferdach ſteht nicht ſelten 100 Jahre, ohne ſonderlicher Ausbeſſerung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er zu Dächern gebraucht wird, vorher unterſucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerſpringt, und ob er im Waſſer einfrieren kann, ohne zu zerberſten. Beide Eigenſchaften ſind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch iſt bei Feuersbrünſten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beſte Schiefer wegen des beigemiſchten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. Die Schieferaſche, die man durch das Zerkleinern des Abgangs erhält, iſt ein Düngungsmittel für Weinberge.

Schießen und Schuß. Wenn eine Kugel aus einem metallnen Rohre in größter Schnelligkeit nach einer Gegend hingetrieben wird, so nennt man diese Wirkung einen Schuß, und die Handlung selbst Schießen. Geschütz und Gewehr sind die vorzüglichsten Werkzeuge zum Schießen, und es kommt hierbei alles darauf an, daß man einen entfernten Punkt sicher noch mit einer Kugel durchbringe. Zum Forttreiben der Kugel aus dem Rohre bedient man sich gemeiniglich des Pulvers, und bloß die Windbüchse macht hiervon eine Ausnahme. Indem das Pulver entzündet wird, entwickelt sich mit Heftigkeit die im Salpeter verschlossene Luft, und indem diese sich ausbreiten will, treibt sie den Gegenstand, der sie am mindesten behindert, vor sich weg. Je genauer die Kugel ins Rohr paßt, desto mehr Kraft muß die gepreßte Luft äußern, und desto sicherer und weiter geht auch die Kugel, woraus die Wirkung gezogner Röhre und geschliffener Kugeln zu erklären ist. Man kann einen Gegenstand in gerader Linie und im Bogen beschießen, indem er ruht, oder indem er sich fortbewegt. Die Theorie hierzu greift in das Gebiet der Mathematik ein, indem die Lehre von der beschleunigten Kraft der Schwere und andre Sätze hier ihre Anwendung haben. Die Practik, gut zu schießen, setzt Übung, ein scharfes Auge und eine gewisse Ruhe des Bluts voraus, letzteres besonders bei aller Art von Gewehr. P. S.

Schießpulver ist ein Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel. Mit Wahrscheinlichkeit ist zu vermuthen, daß die Chinesen diese Erfindung vor 1600 Jahren schon machten, daß die Kenntniß davon durch die Sarazenen nach Europa kam (wo Kallinicus im 7ten Jahrhundert sie mit nach Byzanz brachte) und daß Berthold Schwarz schwerlich der Erfinder, wohl nur der Verbreiter derselben war. Schon 1073 beschoß der ungarische König Salamon Belgrad mit Donnerbüchsen. Der Salpeter zur Bereitung des Pulvers wird gereinigt, der gereinigte in seinem Crystallwasser geschmolzen, und zu Pulver gerührt (gebrochen), Kohlen und Schwefel müssen ebenfalls ausgelesen werden. Besonders wird Kohle von Erlen, Weiden, Haseln, Faulbäumen, Kornelkirschen, Linden und Hanfstengeln gerühmt. Die vorzüglichste dazu ist die, welche am wenigsten Feuchtigkeit anzieht. Der beste Schwefel ist der gediegene. Die quantitativen Verhältnisse des Schießpulvers richten sich nach seinem Zwecke. Büchsenpulver, Kanonenpulver, Sprengpulver, jedes verlangt eine andre Zusammensetzung, auch sind die Quantitäten der Bestandtheile in jedem Lande anders. Schwefel, Kohle und Salpeter werden erst jedes für sich fein zerstoßen, und dann mittelst Wasserkraft, durch Walzen, Stampfen oder Vorrichtungen zum Reiben (aus Marmor, Holz, Messing, Kupfer) unter Besprengung mit Wasser zu einem zarten, ganz gleichförmigen Teige geknetet. Diese noch feuchte Masse, Pulvermasse, Pulverversatz, wird im Körnhause dadurch gekörnt, daß man sie durch ein Sieb drückt. Von dem gekörnten Pulver wird der Staub abgesiebt und dasselbe in freier Luft, oder in Trockenhäusern oder auf Kupferplatten, die mit Wasserdampf geheizt werden, getrocknet. Feines Pulver wird endlich noch geglättet, indem man dasselbe in Tonnen schüttet, und darin eine Zeit lang die Körner sich reiben läßt. Das Aufbewahren des fertigen Schießpulvers hat seine Schwierigkeiten, es verdirbt mit der Zeit, und muß bisweilen umgepackt werden. F.

Schießſcharten. Gewiſſe Einſchnitte in die Bruſtwehr, in welche das Rohr des Geſchützes zu liegen kommt, nennt man Schießſcharten. Die untere Fläche heißt die Schießſchartenſohle, die Seitenflächen nennt man die Schießſchartenbacken, das unter der Schießſchartenſohle ſtehen gebliebene Stück Bruſtwehr heißt die Brüſtung, und nun gibt es eine äußere Höhe und eine innere Höhe (Kniehöhe) derſelben. Das zwiſchen zwei Schießſcharten liegende Stück Bruſtwehr heißt das Merlon, der Kaſten, oder die Schartenzeile. — Die Kniehöhe muß ſo viel betragen, daß das in der Laffette ruhende Kanonenrohr in derſelben eben Raum hat, horizontal und elevirt gerichtet zu werden, und darf dieſerhalb nicht über drei Fuß betragen. Die Sohle der Schießſcharte bekommt eine ſolche Lage, daß ihre Verlängerung auf den äußern Grabenrand trifft. Die Weite der innern Öffnung hängt von dem Kaliber des Geſchützes ab, das durch die Schießſcharte feuern ſoll. Die Weite der äußern Öffnung macht man größer, damit man nach mehreren Richtungen feuern kann, und der Gebrauch des Geſchützes hinter Schießſcharten nicht beſchränkt wird, und der angreifende Feind dem Artilleriefeuer aus der Schanze ſich nicht leicht entziehen kann. Die Schießſchartenbacken bekommen eine Böſchung, deren Anlage gemeiniglich ein Fuß beträgt, man bekleidet dieſe Böſchungen mit Raſen, Faſchinen oder Flechtwerk, um ſie deſto feſter zu machen. Sobald zwei oder mehrere Schießſcharten neben einander gelegt werden ſollen, ſo hängt die Entfernung ihrer Mittellinien, mithin auch die Länge des Merlons einmal davon ab, wie weit zwei Kanonen von einander geſtellt werden müſſen, um bequem bedient zu werden, und dann, wie lang ein Merlon gemacht werden muß, damit es den feindlichen Kanonenkugeln hinlänglich widerſtehen kann. — Da es nothwendig iſt, wenn der angreifende Feind den Graben paſſirt hat, und die Bruſtwehr erſteigen will, daß das Geſchütz zu feuern aufhört, ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man das Banket ununterbrochen hinter der Bruſtwehr fortführt, und es nur ſo breit einrichtet, daß es mit einem Gliede Infanterie beſetzt werden kann. In die ausſpringenden Winkel der Werke Schießſcharten anzubringen, iſt eine ſehr mißliche Sache, vorzüglich, wenn dieſer Winkel ſpitz iſt, da dann die Kanone nur nach der Richtung der Capitallinie abgefeuert werden kann, und das Herumſchränzen, des engen Raums wegen, ſo gut als unmöglich wird; will man an ſolchen Stellen doch Schießſcharten anbringen, ſo ſtumpfe man die Winkel ab. — Ricochettſchießſcharten ſind ſolche, wo die Sohle nicht parallel mit der obern Abdachung der Bruſtwehr (der Krone) läuft. Das Kanon wird hinter ſelbigen etwas elevirt, und die auf ſolche Weiſe aus dem Kanon gehenden Kugeln werden, da ſie in ſehr flachen Bogen geflogen kommen, beim Auftreffen auf hartes Erdreich wiederum aufhüpfen, und ſo einige Male hinter einander aufſchlagen, was man Ricochettiren nennt. — In manchen Fällen werden auch die Schießſcharten ſchief in die Bruſtwehr eingeſchnitten, wodurch aber das Merlon ſehr geſchwächt wird, und wenn ſolche Stellen der feindlichen Artillerie bloßgeſtellt ſind, ſo entſtehen gerade daſelbſt gefährliche Breſchen. — Das Feuer aus Schießſcharten gewährt den Vortheil, daß die Artilleriſten beſſer als auf Kanonenbänken gedeckt ſind, jedoch muß man bei Schießſcharten langſamer feuern, da die Kanone, wenn ſie geladen iſt, erſt jedesmal in die Schießſcharte geführt wer-

den muß, auch kann man hinter Schießſcharten nicht nach allen Richtungen feuern. Aus dieſem folgt alſo, daß man ſich der Schießſcharten bedient, wenn man hohle Wege, Brücken, Verſchanzungslinien und dergleichen beſchießen will. P. S

Schiff, Schiffbau, Schiffskunſt, ſ. Seewiſſenſchaften.

Schifffahrt, oder das Befahren der Meere, Seen, Flüſſe und Gewäſſer mit Schiffen, um Perſonen und Sachen von einem Orte zum andern zu bringen, iſt für die Menſchheit einer der wichtigſten Gegenſtände, ſowohl in Hinſicht der nähern Verbindung der Menſchen unter einander, als in Hinſicht ihrer bürgerlichen, ſittlichen und geiſtigen Ausbildung und Vervollkommnung. Die Phönizier werden für die Urheber der Schifffahrt gehalten, wenigſtens haben ſie nach der alten Geſchichte das mittelländiſche Meer zuerſt bis nach Spanien befahren. Wahrſcheinlich wurde mit den kleinſten Verſuchen zuerſt der Anfang gemacht, und vielleicht gaben Stücke Holz, die auf dem Waſſer ſchwammen, die erſte Veranlaſſung zu dieſer jetzt zu einer ſolchen Höhe gediehenen Kunſt. Bei der Nothwendigkeit über Flüſſe und Seen zu ſetzen, verſuchte man durch Zuſammenfügung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und ſo entſtanden Fähren oder Flöſſe. Die erſten Fahrzeuge der Deutſchen waren hohle Bäume. Anfänglich ſchiffte man bloß an den Küſten und Ufern; wurde man vielleicht von denſelben durch Stürme verſchlagen, ſo mußten die Geſtirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wieder zu finden. Hatten Ungewitter oder andre Unfälle jene verborgen, ſo hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man vorausſetzte, daß ſie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compaſſes (ſ. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verſchiedenen Himmelsgegenden ſelbſt bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und ſich nun auch außer dem Geſichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt mit immer größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugieſen, Engländer und Holländer ſuchten ſie von jener Zeit an zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; auch ſcheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher geſtiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunſt haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und ſo haben die Europäer die wichtigſten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel beſonders zu ſeinem höchſten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schifffahrt ſuchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüſſe und Meere mit einander zu verbinden, und ſchon Carl der Große verſuchte die Donau mit dem Rhein und Mayn zu vereinigen. Auch in Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schifffahrt zu befördern, der große Canal durch Guienne und Languedoc zur Verbindung des atlantiſchen mit dem mittelländiſchen Meere angelegt. Jetzt ſind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographiſche Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Beſitze der größten und einträglichſten Schifffahrt und der meiſten Handlungs- und Kriegsſchiffe unter allen Nationen Europa's. Dagegen iſt Holland, ehemals der Nebenbuhler Bri-

tanniens, in dieſer Hinſicht ſehr von ſeiner Höhe herabgeſunken, und die Franzoſen haben, wenn gleich ihre Schifffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung iſt, doch das große Verdienſt um dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand, unter Ludwig XIV. die erſten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt, und die Schiffkunſt zuerſt in wirkliche Regeln gebracht zu haben.

Schifffahrtskunde oder Steuermannskunſt, iſt die Kunſt, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewiſſen Punkt aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen beſtimmten Ort zu gelangen. Sie erfodert eine gute Kenntniß der Rechenkunſt, der ebnen und ſphäriſchen Trigonometrie, der ſphäriſchen Aſtronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbeſondre, und eine geſchickte Hand in Zeichnung geometriſcher Conſtructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge ſind der Compaß, das Log, einige Inſtrumente zur Höhenmeſſung und das erfoderliche Reißzeug; außerdem ſind ihm genaue Seecharten unentbehrlich. Vom Seecompaß iſt unter Compaß geſprochen worden. Man unterſcheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Viſir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor ſich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und ſo eingerichtet iſt, daß Nachts zwiſchen beiden Compaſſen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenſtände oder der Himmelskörper in Abſicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Das Log iſt ein hölzernes Dreieck, ſechs oder ſieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft iſt. Dieſes wird ins Waſſer gelaſſen, worin es ſich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber ſtehenden Theil eingegoſſenen Bleis, ſenkrecht ſtellt. Damit das Dreieck aber ſeine breite Fläche dem Waſſer entgegenſtelle, iſt unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer ſtarken Schnur angebunden; eine andre kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt ſich mit jener mittelſt eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz geſteckt wird. So lange man von dem ſegelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, ſtellt ſich die breite Fläche des Dreiecks dem Waſſer entgegen nach der Richtung des Schiffes; ſobald man, nach vollendetem Verſuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an ſich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe ſeine ſchmale Seite zu. Mit dieſem Werkzeuge mißt man die Geſchwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Waſſer unbewegt ſtehe, und ſchließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geſchwindigkeit des Schiffes, allein mit vollkommner Sicherheit kann dies nicht geſchehen, da das Log nicht feſt ſteht. Auf Kriegsſchiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteiſchiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. Lauf und Kiel eines ſegelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Dieſe Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird beſonders auch durch einen ſchief in die Segel ſtoßenden Wind verurſacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Compaſſes, welche bloß auf die Richtung des Kiels geht, zu verbeſſern ſuchen. Die Inſtrumente, deren ſich der Schiffer zur Meſſung der Höhen der Himmelskörper bedient, ſind jetzt vornehmlich der engliſche Schiffs-

quadrant und der hadleyiſche Reflexionsoctant, deren Beſchaffenheit und Gebrauch wir jedoch hier nicht beſchreiben können. — Die Charten, deren ſich die Seefahrer bedienen, ſind entweder platte oder reducirte. Jene ſtellen ein Stück der Erdfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden als einer Bay oder einem kleinen Theile einer Küſte gebraucht werden. Die reducirten oder runden Charten ſind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer ſolchen Charte werden von den Ländern nur die Küſten, die Häfen, die Mündungen der Flüſſe gezeichnet, außerdem aber alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wiſſen nothwendig iſt, als Inſeln, Klippen, Sandbänke, Meerſtröme, Waſſertiefen u. ſ. w. An mehrern Stellen werden die 32 Striche des Compaſſes aufgetragen, daß er, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derſelben an die nächſte Windroſe, leicht den Strich erfahre, nach dem er ſein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Charte tragen könne, wenn er den gehaltnen Curs weiß. Die graphiſchen Operationen auf der Charte nennt der Schiffer Beſteck ſetzen. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reiſe, doch durch beträchtliche Theile derſelben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denſelben Curs hält, heißt die loxodromiſche Linie, deren Berechnung dem Seefahrer ſehr nöthig iſt, weßwegen man auch loxodromiſche oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die acht Striche eines Quadranten auf dem Compaſſe für jede Meile des Weges vom Äquator an die dazu gehörige Länge und Breite 'angeben. Der Schiffer kann alſo aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunktes weiß, den Unterſchied der Länge und Breite des andern Endpunktes finden. Nothwendig iſt dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreiſe vom Äquator an, wie ſie in den reducirten Charten aufgetragen werden, angegeben iſt. Mit dieſer Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Geſetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, ſo kann er von dem zuletzt auf der Charte bemerkten Orte ſeines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs zeichnen, und die Länge deſſelben nach der Größe der Meridiangrade zwiſchen den Parallelen der Breite, wo er ſich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Dieſe Verzeichnung ſeines Weges muß er möglichſt oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Compaſſes macht, heißt der geſegelte oder angelegene Curs; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abtrift verbeſſerte wahre Winkel, ſo wie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Charte abgeſetzt wird, heißt der behaltene Curs. Der Schiffer muß den Punkt ſeiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, ſondern kurz vorher, ehe er die Küſte verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Charte bemerkten Örter mit dem Peilcompaſſe aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Charte durch jeden Ort ziehn. Dann gibt der Durchſchnitt beider Striche die Stelle an, wo ſich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Iſt er im Schätzen geübt, ſo mag er auch bloß die Richtung eines Punktes auf der Charte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaße ſchätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punkt der Abfahrt

durch eine Kreuzpeilung feſtlegen; das andre nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küſte vornehmen, um ſeine Angaben dadurch zu verbeſſern. Dieſes Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu beſtimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie beſteht in der Auflöſung des rechtwinklichten Dreiecks, welches der Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreiſe mit einander machen, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einſchließen, die erſte aber die zweite unter einem ſpitzen Winkel ſchneidet, welcher der Curs iſt. Zwei von dieſen Stücken (außer dem rechten Winkel) ſind gewöhnlich gegeben; am öfterſten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nach dem man dieſes Dreieck auf der platten oder auf der runden Charte darſtellt, unterſcheidet man in der Steuermannskunſt das Segeln nach der platten oder nach der runden Charte. Zwiſchen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da immer die Schiffsrechnung unſicher bleibt, ſo muß der Seefahrer, ſo oft er kann, die Länge und Breite ſeines Orts durch aſtronomiſche Beobachtungen zu erfahren ſuchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne iſt aus einem aſtronomiſchen Calender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichniſſen zu erſehen. Der Unterſchied oder die Summe der Höhe und der Declination aber gibt die Höhe des Äquators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts iſt. Die Zeit, wo das Geſtirn im Meridian iſt, erfährt man hiezu hinlänglich genau mittelſt des Compaſſes. Kann man aber auch keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, ſo läßt ſich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derſelben, und den Zwiſchenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichteſten, wenn die Zwiſchenzeiten gleich ſind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß beſonders zur Erforſchung der Länge nöthig iſt, erfährt der Seefahrer am zuverläſſigſten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derſelben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und dieſen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein andres Mittel iſt, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelſt berechneter Tafeln wiſſen kann. Der Unterſchied der berechneten und beobachteten Zeit iſt die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berückſichtigt werden. Das wichtigſte und ſchwerſte iſt die Erforſchung der Länge zur See; auf eine ſichere Methode, ſie zu beſtimmen, ſetzte das engliſche Parlament im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie dieſe Aufgabe von Harriſon mittelſt genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelſt ſeiner Mondtafeln gelöſ't worden, haben wir unter dem Artikel **Länge** angeführt. Demnach iſt es gegenwärtig nicht mehr von beſondrer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Charte genau angeben, die Schiffsrechnung

damit vergleichen und verbeſſern, und den fernern Lauf des Schiffes beſtimmen. Außer den eigentlichen aſtronomiſchen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andre beſitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner ſeyn, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beſchaffenheit der Ebbe und Fluth u. ſ. w. kennen und zu beurtheilen wiſſen.

Schiffbrücke iſt eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig iſt, zu ſchlagen pflegt. Im erſten Fall pflegt man ſich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Fluſſe befeſtigt und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geſchlagen werden, gehören vornehmlich die militäriſchen, welche gewöhnlich aus kupfernen Schiffsböden (Pontons) beſtehen, die eigens zu dieſem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen. (Vergl. Brücken.)

Schiffmühle iſt eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut iſt, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Waſſerrad von dem daran ſchlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine ſolche Mühle hebt und ſenkt ſich mit dem ſteigenden und fallenden Waſſer, muß aber mit ſtarken Seilen oder Ketten, entweder an das Land gehangen und befeſtigt, oder tüchtig verankert werden.

Schiffpfund iſt ein Gewicht, in allen Handelsſtädten an der Oſt- und Nordſee gebräuchlich, nach welchem ſchwere Laſten gerechnet werden. Es iſt zwar nach Verſchiedenheit der Orte ebenfalls verſchieden; doch wird es gemeiniglich auf 3 Centner oder 20 Lispfund (jedes zu 15 gemeinen Pfunden) mithin zu 300 Pfund gerechnet.

Schildknappe (Schildträger, Junker, Wapener), hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters ſich zum Kriegsdienſte und zu den Ritterſpielen vorbereitete. Als in der letztern Hälfte des elften Jahrhunderts die Ritterſpiele (Turniere, deren Urſprung jedoch in Frankreich zu ſuchen iſt) aufkamen, und allgemein beliebt wurden, behandelte man ſie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienſte (ſ. Ritterweſen). Jeder, ohne Unterſchied der Geburt, der einſt Ritter ſeyn und heißen, und als ſolcher bei Ritterſpielen erſcheinen und thurnieren wollte, mußte ſich allen deßhalb beſtehenden ausdrücklichen und ſtillſchweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten ſich ordentlich in Nationen ein, und jeder derſelben ſtand ein angeſehener und beliebter Ritter vor, der deßhalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andre Ritter, wenn auch von noch ſo hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter (Miles) wieder dergleichen junge Männer unter ſich, die, weil ſie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen und ſeinen ganzen Apparat nachtragen und herbeiſchaffen, außer Turniertagen aber ihm auf ſeiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbſt junge Fürſten unterzogen ſich in Deutſchland gern ſolchem Dienſte, und wenn auch der Meiſter von nicht ſo hoher Geburt war. Um aber Schild-

knappe zu werden, mußte man bis zu Kaiſer Friedrichs II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterſtande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiſer verordnete, daß bloß diejenigen zu Lehrlingen der Ritterſpiele angenommen werden ſollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiſer wegen ihrer Verdienſte mit dieſem Rechte würden begünſtigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16ten Jahrhunderts. Von dem Meiſter des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterſchlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulaſſen, wo kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geſchlagen ward. Dieſe Ertheilung der Ritterwürde geſchah von Kaiſern, Königen und berühmten Fürſten, beſonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürſt ſich vermählen oder zur Succeſſion gelangen, wenn er nicht erſt auf jene Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den ſogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und ſind von allen andern Geſchöpfen durch den ſie oben und unten bedeckenden Schild unterſchieden, durch den ſie meiſtentheils Kopf, Füße und Schwanz willkürlich hervorſtrecken und wieder einziehen können. In Anſehung der Größe ſind die Schildkröten ſehr verſchieden. Der Schild der größten Art mißt 4 bis 5 Fuß in der Länge, und 3 bis 4 Fuß in der Breite; die Dicke beträgt an den erhabenſten Stellen nicht ſelten 4 Fuß, und das Gewicht des ganzen Thiers gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinſten Gattungen dagegen ſind 2 bis 3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beſchaffenheit ihres Aufenthalts und der ſich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterſcheidet man Meer-, Fluß- und Landſchildkröten. Der Rückenſchild iſt bei dieſen Thieren ſo feſt, daß ein Laſtwagen darüber hingehn kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachſen ſehr langſam, und ſcheinen ein ſehr hohes Alter zu erreichen; dabei iſt ihre Lebenskraft ſo groß, daß ſie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erſt nach mehrern Tagen ſterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen iſt. Sie pflanzen ſich durch Eier fort, welche ſie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten laſſen. Eine Schildkröte legt deren jährlich wohl 1000 bis 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten ſelbſt ſind eine angenehme Speiſe. Die Rieſenſchildkröte, welche zwiſchen den Wendekreiſen einheimiſch iſt, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann ſie leicht fangen, denn da ſie ſich nicht umwenden kann, darf man ſie nur mittelſt eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn ſie ans Land kommt. Bei ihrer großen Menge können auf dieſe Weiſe wenige Menſchen in einer Nacht 30 bis 40 Stück dieſer Schildkröten fangen. Das Fleiſch wird theils friſch, theils eingeſalzen genoſſen. — Die gemeine Flußſchildkröte oder die europäiſche Schildkröte bewohnt die meiſten Länder Europa's bis Preußen hinauf, und wird ebenfalls häufig gegeſſen, da ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt. — Das Schildpatt, welches aus den Schalen der ſchuppigen und der Caretſchildkröte beſteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug ſind.

Schill (Ferdinand von), berühmt und dem deutſchen Patrioten werth und in ehrendem Andenken als ein kräftig aufſtrebender Held, der ſich ſchnell durch ſeinen Geiſt emporſchwang, die Liebe

ſeiner Nation gewann und, hingeriſſen von gerechtem Haß gegen Preußens und Deutſchlands Unterdrücker, mit dem Schwerte in der Hand für ſein Vaterland ſtarb, unter Umſtänden, die ihn doppelt merkwürdig machen. Schill war 1775 in Schleſien geboren. Sein Vater, preußiſcher Oberſt-Lieutenant, der ſpäter nach Pommern zog und ihn überlebt hat, widmete ihn dem Militärdienſt. Im J. 1806 ſtand Schill als Unterlieutenant bei dem preußiſchen Dragoner-Regiment der Königin (ehedem Anſpach-Bayreuth) und kam, in der unglücklichen Schlacht vom 14ten October verwundet, noch ehe er völlig geneſen war, nach Pommern, wo er ſich zuerſt an den Befehlshaber der Feſtung Colberg, den Oberſten von Loucadou, wendete, und ihn um Unterſtützung bei ſeinen Streifzügen bat, die ihm jedoch nur ſelten gewährt wurde. Dennoch ließ er nicht ab, mit ſeiner ganzen Thätigkeit den Feinden entgegenzuwirken. Alles, was er that, war einzig ſein Werk, von ſeinem Haupte erſonnen, und mit ſeiner Fauſt durchgefochten. Zwei Dragoner von dem Regimente, welchem er angehörte waren die erſten, mit denen er einige kühne Streiche ausführte. Der Ruf mancher gelungenen That führte ihm bald viele der flüchtig Herumirrenden zu, aber Loucadou's neidiſche Beſorglichkeit ließ ſeine Freiſchaar nie über 50 bis 60 Mann anwachſen, worüber Schill ſich mit Recht auf das heftigſte aber vergebens beklagte. Sein vorzüglichſtes Gefecht in jener Zeit war bei Neugardt, wo er jedoch leider eine neue Verwundung erhielt, die ſeine Thätigkeit unterbrach, ſein glücklichſter Fang der General Victor, gegen welchen Blücher ausgewechſelt wurde. Nicht eiteln Selbſtruhm ſondern den höhern Vortheil des Vaterlandes im Auge, beſchränkte Schiller ſich auf einen Wirkungskreis, der für ihn vielleicht minder glänzend war, auf dem er aber mit Erfolg nutzen konnte. Ohne ihn wäre wahrſcheinlich Colberg vor Gneiſenau's Ankunft übergeben worden. Er war im Begriff, unter Blücher mit größerm Nachdruck in Pommern aufzutreten, als der tilſiter Frieden erfolgte. Die Regierung erkannte Schills Verdienſte an. Er ward nicht nur Major und Chef eines Huſarenregiments, ſondern noch überdies von dem Könige und der Königin ehrenvoll ausgezeichnet. Zugleich war Schill der Liebling des Volks geworden. Davon ward ihm der ſchönſte rührendſte Beweis, als er im J. 1808 an der Spitze ſeines Regiments in Berlin einzog. Ein beiſpielloſer Freudentaumel beſeelte alle Volksclaſſen, auf deren begrüßendes Zujauchzen der beſcheidne Held nur durch Thränen danken konnte. Der beſonnene Zeuge jenes Tages konnte ihn als eine ſichere Gewähr annehmen, daß das preußiſche Volk, wenn auch beſiegt und in ſchmachvoller Erniedrigung ſeufzend, ſich doch das Heiligſte, den Glauben gerettet habe, daß der Gedanke, der nach dem tilſiter Frieden eingetretne Zuſtand könne dauern, nirgend Wurzel geſchlagen, daß man in Schill einen künftigen Erretter ſah. Er ward jetzt der Mittelpunkt, um den ſich das berliniſche Leben drehte; edle Frauen, Gelehrte, jüngere und ältere Offiziere, auswärtige Geſandte, alle warben mit gleichem Eifer um Schills nähern Umgang, wobei es auch an heimlichen Haſſern und Neidern nicht ganz fehlte. Krieg gegen Frankreich war der Wunſch aller Herzen. Öſterreich rüſtete ſich und erklärte endlich den Krieg. Viele lagen dem Könige von Preußen an, dieſen günſtig ſcheinenden Zeitpunkt zu benutzen. Wirklich pflog man Unterhandlungen, die ſich aber zerſchlugen.

Schill empfing aus Königsberg von einer wichtigen Hand dieſe Zeilen: „Der König ſchwankt, Schill muß fort, damit der König nicht wieder zurück kann.“ Da zog der kühne Jüngling ohne ſeines Königs Wiſſen und Willen, als wolle er exerciren, mit ſeinem Huſarenregiment aus Berlin, und ſchnell über die Gränze; Fußjäger folgten ihm, aber auch mancher, der zugeſagt hatte, blieb zurück. Nicht auf Antrieb des ſogenannten Tugendvereins hatte Schill dies Wagſtück unternommen, denn er gehörte nicht dazu; vielmehr hatte er den Eintritt mit der Antwort abgelehnt: „ich bin ein Hitzkopf, könnte leicht einen dummen Streich machen; was ich thun will, werd' ich allein thun, aber auch allein verantworten.“ Wohl aber befanden ſich Mitglieder dieſes Bundes unter ſeinen Begleitern. — Schills Unternehmung beruhte einzig auf der Hoffnung, daß die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich in Bayern vordringen würden; dann wäre, welchen Entſchluß auch Preußen genommen hätte, Norddeutſchland durch ihn aufgeregt worden. Statt deſſen ging die Schlacht bei Regensburg, und ſomit die Möglichkeit, den Öſterreichern ſich anzuſchließen, verloren; Preußen ſah ſich genöthigt, den Mann zu ächten, der es befreien wollte; das Volk in Norddeutſchland zögerte, zu den Waffen zu greifen, da es dem Erfolg nicht vertraute. Schill wagte nicht mehr, ſich von der Elbe zu entfernen. Er zog über Baumgartenbrück nach Cöthen, vertrieb den daſigen Fürſten, der ihn einen Räuber geſcholten, und ging bei Wittenberg über die Elbe. Sein erſtes Gefecht beſtand er bei Dodendorf gegen eine ihm weit überlegne Zahl Weſtphalen und Franzoſen. Hier fielen ſeine Freunde Kattenburg, Diegalsky und Stock. Statt jetzt, wie man erwartete, nach Leipzig zu gehn, wo man ihn günſtig aufgenommen hätte, zog er an der Elbe entlang nach der Altmark, wo er bei Arneburg dieſe Worte zu den Seinen ſprach: „Kameraden, Inſurgenten ſind wir nicht; wir wollen bloß für unſer Vaterland ſtreiten, und unſerm Könige die verlornen Länder wiedergewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehn wir alle nach Hauſe, und ich ſchwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden als preußiſcher Offizier.“ Eine ſolche Anſicht war vollens nicht geeignet, unter den obwaltenden höchſt ſchwierigen Verhältniſſen, die jedoch durch den Preis von 10,000 Franken, den Hieronymus auf Schills Kopf geſetzt hatte, um nichts gemehrt worden, zu einem glücklichen Ausgang zu führen. — Von der Altmark wendete ſich Schill nach Meklenburg, wo er Dömitz beſetzte, um einen ſichern Übergang über die Elbe und zugleich einen feſten Waffenplatz zu haben. Seine Schaar mochte auf 6000 Mann angewachſen ſeyn. Dann zog er nach Pommern, um ſich durch Gewinnung der Meeresküſte den Rücken frei zu halten. Hätte er mit einiger Gewißheit auf einen wirklichen allgemeinen Aufſtand rechnen können, ſo würde er gewiß nicht angeſtanden haben, in das Herz des Königreichs Weſtphalen vorzudringen; unter den eingetretnen Verhältniſſen war ſeine Mannſchaft zu gering für ein Unternehmen von ſo ungewiſſem Erfolg. Und wer möchte ihn tadeln, daß er das Leben ſo vieler Wackern, ja den ganzen Zweck des Wagſtücks nicht tollkühn daran ſetzen, ſondern lieber Zeit gewinnen, und im ſchlimmſten Fall ſich einen Ausweg offen halten wollte. Stralſund ſchien ihm dieſe Vortheile zu gewähren, darum warf er ſich den 25ſten Mai in dieſe Stadt, in der er ſich ſogleich zu befeſtigen ſuchte. Aber ihn, dieſen glimmenden Funken, der

leicht zur gefährlichen Flamme werden konnte, ſchnell zu erdrücken, hatte Napoleon ſogleich die kräftigſten Maßregeln ergriffen. Zehntauſend Mann Holländer und Dänen unter Gratien und Ewald rückten gegen Stralſund an. Schill, das Mißliche ſeiner Lage einſehend, ſchlug den Seinigen vor, ſich dem Meere anzuvertrauen; aber ſie antworteten ihm einmüthig: „So weit die Erde feſt und der deutſche Himmel über uns iſt, wollen wir ziehn, aber nie zu Schiffe!“ — So blieb denn nichts übrig als zu fechten auf Leben und Tod. Am 31ſten Mai erſchienen die Holländer und Dänen vor Stralſund, und drangen nach einem fürchterlichen Kanonen- und Gewehrfeuer in die Stadt, in der bald durch alle Straßen gekämpft wurde. Schills tapfre Genoſſen fochten wie Verzweifelnde. Er ſelbſt war im heißeſten Gewühl, und erſchlug eben den holländiſchen General Carteret mit den Worten: „Hundsfott, beſtell' mir Quartier!“ als er ſelbſt unter den feindlichen Säbeln fiel. Mit ſeinem Tode hörte der Widerſtand auf. Viele der Seinen waren geblieben, viele wurden gefangen und zu ſchmählicher Strafe verurtheilt, nur wenige retteten ſich. Aber auch der Feind hatte ſeinen Sieg theuer erkauft. So endigte ein kühnes, aus reinem Patriotismus mit einem begeiſterten Herzen gewagtes Unternehmen, deſſen Helden von dem Vaterlande wohl nicht gebührend anerkannt worden.

Schiller (Friedrich von), dieſer große Dichter, Philoſoph und Geſchichtſchreiber der deutſchen Nation, der ſich mehr als irgend ein andrer die allgemeine Liebe und Verehrung ſeiner Landsleute erworben hat, deſſen Dichtungen mehr als irgend andre ein Gemeingut Aller geworden, in allen Volksclaſſen Entzücken und Bewunderung erregt haben, und noch erregen, und der nicht nur in ſeinem Vaterlande, das er mit den Erzeugniſſen ſeines ſeltnen Genius verherrlichte, ſondern bei allen gebildeten Nationen unſterblich fortleben wird, war am 10ten November 1759 zu Marbach im Wirtembergiſchen geboren. Sein Vater, damals Lieutenant, hernach Major und Commandant der Solitude, eines herzoglichen Luſtſchloſſes, zugleich Inſpector der Baumſchulen des Landes, war ein geiſt- und kenntnißreicher, durch ſein ſchätzbares Werk: Die Baumzucht im Großen (2te Auflage, Gießen 1806) rühmlich bekannter Mann. Die Mutter, eine treffliche, geiſtvolle Frau, ſuchte beſonders auf die ſittliche Bildung des Sohnes zu wirken. Dieſer äußerte ſchon als Knabe eine feurige lebhafte Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänger des alten Bundes; Heſekiels Viſionen vor allen entzückten ihn; dabei erſchien er ſchon in ſeiner Kindheit oft finſter, in ſich ſelbſt zurückgezogen, und lebte mehr in einer idealen Welt, denn die Schranken der wirklichen waren ſeinem Geiſte zu enge. In ſeinem vierzehnten Jahre brachten ſeine Ältern ihn auf die Militärakademie, die nachherige hohe Carlsſchule in Stuttgart, welche wegen der dort herrſchenden Ordnung und Pünktlichkeit, und wegen des Eifers, womit daſelbſt für die wiſſenſchaftliche Bildung der Zöglinge geſorgt wurde, berühmt war. Hier ſollte er zunächſt in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, in der Mathematik, Erdbeſchreibung, Geſchichte, und in den Grundlehren der Religion Unterricht empfangen. Allein bloß in der lateiniſchen Sprache machte er einige Fortſchritte; von allem übrigen haftete wenig. Deſto eifriger beſchäftigte er ſich für ſich ſelbſt mit den Werken der Dichter. Beſonders zog ihn Klopſtock, und vor allen deſſen Meſſias mächtig an. Gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alt-

teſtamentariſchen Dichtern, und nachher das enthuſiaſtiſche Studium von Klopſtocks ernſten, hohen, oft durch erhabne Einfachheit ſo tief erſchütternden, oft aber auch nach einem Unerreichten und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entſchiednen Einfluß ſowohl auf die Entwicklung, als noch mehr auf die Richtung ſeines dichteriſchen Genius. Aber nicht bloß genießend und leidend verhielt ſich Schiller bei ſeiner poetiſchen Lectüre, ſondern er verfuhr mit freier kritiſirender Urtheilskraft, von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung beſtochen. So ſtrich er damals in ſeinem Exemplar von Klopſtock in der Ode: So ſchweigt der Jüngling lang' u. ſ. w., nach den Worten: Ich liebe dich, mein Vaterland, die übrigen Strophen weg, weil ſie nach ſeinem Gefühl den Eindruck nur ſchwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle an Gehalt aber nicht ſo reiche Ode: Die Geneſung, durchſtrich er ganz, weil ſie ihm weiter nichts zu ſagen ſchien, als: Wäre ich nicht geneſen, ſo wäre ich geſtorben, und hätte meine Meſſiade nicht vollenden können. Wer erkennt nicht ſchon in dieſer ſtrengen Kritik ſeines Lieblingsdichters den ſelbſtſtändigen Geiſt Schillers, der ſich einſt frei auf ſelbſt gebrochnen Bahnen bewegen ſollte? Durch die fortgeſetzte Lectüre der Bibel und Klopſtocks war ſein religiöſer Sinn ſo angeregt worden, daß er ſich für den geiſtlichen Stand beſtimmte, für welchen er erſt in der Folge das Studium der Arzneikunde wählte, und daß er, um ſeinen Ideen Geſtalt zu geben, an einem epiſchen Gedicht zu arbeiten anfing, deſſen Held Moſes, der Befreier, Heerführer und Geſetzgeber ſeines Volks, ſeyn ſollte. Die Bekanntſchaft mit Gerſtenbergs Ugolino aber, dieſem an den gräßlichſten und erſchütterndſten Scenen ſo reichen Trauerſpiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragiſchen Dichtkunſt; Göthe's Götz von Berlichingen, Leiſewitzens Julius von Tarent, und Leſſings dramatiſche Arbeiten nährten dieſe Gluth; Shakſpeare's belebender Athem endlich fachte ſie zur Flamme an. Schiller unternahm die erſten dramatiſchen Verſuche: Der Student von Naſſau, ein Trauerſpiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauſpiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchteteren Verfaſſer ſelbſt verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieſes Urtheil gerecht war. Seine gleichzeitigen lyriſchen Verſuche gelangen noch weniger, da ſie nicht aus einem in ſich ſelbſt klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, ſondern größtentheils getrübte Reminiſcenzen aus andern Dichtern waren, die ſeine ſtürmiſche, leidenſchaftlich bewegte Phantaſie zu überbieten ſuchte. Im J. 1777 ſchuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gigantiſches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünſtleriſch zu tadeln, dem ſie aber nicht die Bewunderung der Leſer und Zuſchauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutſche Probeſchrift unter dem Titel: Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, heraus. Man findet darin angeblich als eine Überſetzung aus dem Engliſchen ein Bruchſtück aus dem 5ten Act ſeiner damals noch ungedruckten Räuber als einen pſychologiſchen Beleg angeführt. Schiller bediente ſich dieſes Vorwandes, um ein ſcherzhaft gegebnes Verſprechen, in ſeiner Probeſchrift etwas aus ſeinem Schauſpiele

anzuführen, was er außerdem nicht ohne ſchwere Ahndung hätte thun dürfen, zu erfüllen. Überhaupt herrſchte in der Militärakademie der größte Zwang. Dadurch wurde allerdings in Schiller manche Kraft für die Zeit ſeines dortigen Aufenthalts gehemmt; aber ſie brach nur deſto gewaltſamer hervor, als er Herr ſeines Willens geworden war. Ja ſelbſt in den Mauern dieſes militäriſch-pädagogiſchen Inſtituts war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corporationsgeiſt unter den jungen Studirenden entſtanden, der, wie er ihren Eifer in den Studien ſchärfte, und ſie antrieb, in dem Gebiete der Wiſſenſchaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorſchwebte, auch große und erhabne Ideen in ihnen weckte, und den dichteriſchen Genius mächtig in ſeinem Aufſchwung unterſtützte. Unverkennbar floſſen aus dieſer Quelle, wiewohl mittelſt einiger Übergänge, die Scene in den Räubern, in welcher Carl Moor mit ſeinen Gefährten den ſchrecklichen Bund ſchließt, und jene andre, in welcher er dem platten Dolmetſcher der Gerechtigkeit Rechenſchaft von ſeinen Thaten gibt. Noch in ſeinen ſpätern Jahren verſicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einſchränkung auf der Akademie zu Stuttgart, ſeine glücklichſten Tage dort verlebt habe. Auch fehlte es nicht an mehr oder minder gleichgeſinnten Freunden. Der geniale Zumſteeg gehörte zu ſeinen Schulfreunden; auch der unglückliche Schubart fand ſich von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Im J. 1780 wurde Schiller nach ſeinem Austritt aus der Akademie als Regimentsarzt in Stuttgart angeſtellt. Jetzt ließ er ſeine Räuber drucken, nachdem er auf den Rath ſeiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz geſtrichen, oder doch gemildert hatte. Natürlich mußte ein ſo originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines Aufſehn machen; aber unglücklicher Weiſe war das vaterländiſche Ehrgefühl eines Graubündners durch eine Stelle in jenem Schauſpiel, wo von ſeinen Landsleuten als von gemeinen Straßenräubern die Rede war, gekränkt worden. Dieſer führte Beſchwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, weiter etwas drucken zu laſſen. Schiller, dem dieſe Beſchränkung von allen die unerträglichſte geweſen wäre, nahm ſeinen Abſchied, ging nach Manheim, und wurde 1782 Theaterdichter an der dortigen Bühne, auf welcher damals Iffland, Bock, Beil, Caroline Beck, und andre Talente glänzten. Zugleicher Zeit nahm ihn die churfürſtliche deutſche Geſellſchaft zu Manheim zum Mitgliede auf. Dieſer unternahm jetzt ſeine rheiniſche Thalia, und ließ zwei andre Trauerſpiele, Fiesko und Cabale und Liebe, drucken. In der Ankündigung zu erſterm Werke erklärt er ſich ſelbſt auf eine merkwürdige Art über ſeine Jugendjahre und ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit. „Frühe," ſagt er, „verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel; aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — un-

bekannt mit den Menſchen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn; — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſetzte. — — Ich meine die Räuber. Dies Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung ſey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir nur einer begegnete.“ So urtheilte der Dichter über ein Stück, welches troz allen theils üppigen theils mißgeſtalteten Auswüchſen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntniß geregelten Phantaſie immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in ſeiner urſprünglichen unkünſtleriſchen Rohheit nicht antaſten darf, wie alle theils vom Verfaſſer ſelbſt, theils von Andern gemachten, aber mißrathenen Verſuche mit Feile und Schere beweiſen. Tief ruhende Falten des menſchlichen Herzens ſind in den Motiven entwickelt, welche die beiden Brüder von Moor jeden auf ſeine ſtrafbare Bahn hinleiten. Franzens Monolog, wo er ſagt: „ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will ſie geltend machen;“ und Carls Empfang des väterlichen Fluchs, ſtatt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum erſehnten Guten und Rechtlichen werden ſollte, ſind pſychologiſche Meiſterzüge, und zeigen, daß wenn Schillern damals die Welt noch fremd war, er den Menſchen ſchon kannte; deſſen Innerſtes, wenn auch nur in der Ahnung, ſchon tief ergründete. — Fiesko und Cabale und Liebe zeigen bei aller ſchroffen Größe, die auch ſie auszeichnet, ſchon ein beſonneneres Streben, wie auch eine beſſere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote ſtehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befeſtigen. Mit dieſen drei Tragödien ſchließt ſich in Schillers Dichterleben die erſte Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufſtrebenden Kraft hinlänglich charakteriſirt zu haben glauben. Noch fallen in dieſen Zeitraum einige kleinere Gedichte in der von ihm und Stäudlin gemeinſchaftlich herausgegebnen Anthologie. Getrieben von dem Wunſch, ſeine äußere Lage zu verändern, verließ Schiller, zwar ohne Vermögen, aber mit gerechtem Vertrauen auf ſeinen Geiſt und ſeinen Ruf, Manheim, und ging nach Maynz. Das Studium der Philoſophie hatte

ihm eine neue ideale Welt aufgeſchloſſen, die er in ſeinem Don Carlos zu geſtalten begann. Die erſten Aufzüge dieſes Werks las er damals dem erhabnen Beſchützer und Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, dem jetzigen Großherzoge von Weimar, vor, mit dem er bekannt geworden. Auch Maynz zog ihn nicht länger an. Er eilte nach Sachſen. Viele geiſtreiche Männer, die er in Dresden kennen lernte, die ſchönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunſtſchätzen, und vornehmlich die köſtliche Bibliothek feſſelten ihn an dieſen Aufenthalt. Er ſtudirte des Don Carlos wegen alles, was er über Philipp II. und ſeine Regierung hier auffinden konnte. Eine Frucht dieſer Studien, die ihn unvermerkt in das hiſtoriſche Gebiet führten, war ſeine Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung (Leipzig 1788, 1ſten Thls. 1r u. 2r Bd. N. Aufl. Ebendaſ. 1801, 8. mit Kupf. — 2ter Thl. Fortgeſetzt von C. Curth, Leipzig 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländiſche Revolutionskrieg u. ſ. w). In dieſem Werke (zu dem er ſpäter nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philoſophiſch hiſtoriſchen Unterſuchungsgeiſte, eine lebendige Darſtellung und glänzende Schreibart. Der Leſer ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm hingeriſſen, und auch der Kenner fand ſich befriedigt. Seine bekannte Freigeiſterei der Leidenſchaft, welche aber, wie ſo manche ſeiner andern Gedichte, durch ſpätre Änderungen und Abkürzungen, ſehr an ihrem urſprünglichen Charakter verlor, ſchrieb er um dieſelbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geiſtes und Gemüths begabte Menſch, der früher den Genuß des Lebens entbehren müſſen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, ſetzte auch Schiller, da ihm die Freiheit geworden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber ſeine Freuden waren genialiſch und edel wie er ſelbſt. Sie ſpiegeln ſich kräftig in ſeinem unſterblichen Hymnus an die Freude. Gern mochte er ſein allem Großen wie allem Sanften geweihtes Herz dem ähnlichen öffnen, und im Austauſch der verwandten Gefühle ſein Daſeyn vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabne, das ſchauerlich und würdig Begeiſternde ſprach ihn mächtig an. Wohl mocht' er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen, wenn Stürme die Wellen durchbrauſ'ten, und ſchwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eignen Bruſt, und ſtrömte gern die Gefühle in die Saiten. Wer wandelte nicht in ſeinem Spaziergang mit Entzücken an ſeiner Seite! — Mit Ernſt und Eifer ſetzte er indeß ſeine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren dieſen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrne und verwirrende Treiben der Außenwelt ſchwieg, dann ſprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöſchenden Fackel des Tages entzündete ſich die Flamme ſeiner Begeiſterung, und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafs genoſſen hatte. — Von Dresden ging Schiller nach Gohlis, einem angenehmen Dorfe bei Leipzig, wo er ſich einen Sommer lang bei ſeinem Freunde, dem Buchhändler Göſchen, auf deſſen Landſitze aufhielt. Der zu früh verſtorbne Roman- und Luſt-

ſpieldichter Jünger wohnte auch hier, und beide wurden Freunde. Hier vollendete Schiller ſeinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das ſchon allein den Namen des Verfaſſers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen es erlangt hätte, wenn Schiller ſeinen urſprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er ſelbſt ſagt in dieſer Hinſicht (in ſeinen Briefen über Don Karlos in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften Th. 1. S. 163 bis 262) „Es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Acten dieſes Stücks andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. — — Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiednen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus geſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn.“ Auch wollte er dieſes Stück nicht für ein Theaterſtück gehalten wiſſen, obgleich es als ſolches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, und immer eine Zierde unſrer Bühnen bleiben wird. Er nannte es ein Familiengemählde aus einem königlichen Hauſe. 1787 ging Schiller von Leipzig nach Weimar, wo er mit dem Herrn von Wollzogen bekannt wurde, auf deſſen Gute Bauerbach im Meiningiſchen er einige Jahre lebte, und mit deſſen Schweſter er ſich nachmals verheirathete. Schon früher, 1784, hatte er von dem Herzoge von Weimar den Rathstitel erhalten, und auf Göthe's Veranlaſſung, deſſen, ſo wie Wielands Freundſchaft er ſich in Weimar erworben hatte, nahm er 1789 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie in Jena an. Er lehrte mit dem ausgezeichnetſten Beifall Geſchichte, in der Folge auch Äſthetik. In jeder ſeiner Lehrgattungen enthielt er ſich aller abſchreckenden, zu Nichts führenden Subtilitäten, aller barbariſchen, geheimnißvollen Formeln; er benutzte vielmehr den Reichthum der deutſchen Sprache zur Darſtellung auch der abgezogenſten Begriffe, wie der erhabenſten Ideen und verwickeltſten Thatſachen. Hier begann er ſeine Memoiren. Auch ſtudirte er Kant und Fichte. Und fürwahr, Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geiſtesgewandtheit ein, womit ein Dichter, in ſich ſelbſt ſchon reich und groß, die tiefſinnigſte Philoſophie der neuern Zeiten ſich zueignen machte, und ihre Lehren auf Kunſt und Menſchheit anzuwenden verſtand. In dem Taſchencalender für Damen von 1790-1793 gab er ein zweites herrliches Werk ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen, ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges heraus, welche mit Enthuſiasmus in ganz Deutſchland aufgenommen wurde. „Sie iſt,“ ſagt Johannes von Müller, „eine für Männer von Cultur eben ſo intereſſante Geſchichte, als die des peloponneſiſchen Krieges durch

Thucydides ward. Der Verfaſſer hat aber auch dieſe verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung ſo viel Kenntniß des vaterländiſchen Staatsrechts gehört, mit ſolcher meiſterhaften Klarheit und in ſo lichtvoller Ordnung dargeſtellt, auch das unvermeidlich Trockne durch Reflexionen und Schilderungen (worin er vorzüglich glücklich iſt) kunſtvoll und doch ſo natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotiſchen Gefühl, und die nur immer würdig ſind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutſcher Männer zu ſeyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unſer Geſchlecht leſen werden. So ſoll es auch ſeyn: der echte Geſchmack gefällt allen Geſchlechtern und Altern; ſeine unveränderlichen Grundſätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Schiller hätte ohne einige Unbeſcheidenheit, ohne den geringſten Mißſtand, ſein herrliches Werk eben ſowohl einem Calender für die Nation, als nur für einen Theil derſelben, einverleiben können. . . . . Gewöhnt als theatraliſcher Dichter, den Menſchen zu analyſiren und in jedem Zug das Charakteriſtiſche ſeiner Leidenſchaften aufzuſpüren; in hohem Grade mit dem Talente begabt, eine Sache deutlich aus einander und mahleriſch darzuſtellen, und ſchon durch die niederländiſche Geſchichte in der Anwendung dieſer ſeltnen Gaben geübt — war es ihm genug, die reichhaltigen Quellen, die wir zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs haben, aufmerkſam zu ſtudiren, und in denſelben weit mehr zu finden, als vorher Jemand, zumal in Anſehung des moraliſchen Theils, daraus geſchöpft. Wir wiſſen nicht gewiß, ob wir ſeinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir ſagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgne Schriften, wohl aber alle die beſten, mit andern Augen geleſen. Er liefert uns über dieſen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: ſich ſelbſt, ein mit der ihm eignen Kunſt entworfenes Gemählde; Gedanken und eine Darſtellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem, als einem Mann von Geiſt und Herz, möglich iſt. . . . . Wenn wir von dem Geiſte dieſes Buchs mehr als von den erzählten Thatſachen ſagen, ſo möchten wir ungern ſo verſtanden ſeyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigſten Memoires vortrefflich benutzt. . . . . Mit der Genauigkeit iſt eine doch gar viel ſeltnere Tugend, welche ſich nur bei ſehr vorzüglichen Schriftſtellern findet, die Unpartheilichkeit eigentlich verbunden. . . . . Kaum ſind etwa noch einige gegen Öſterreich etwas harte Ausdrücke dem Verfaſſer entgangen; in den Sachen blickt auch nicht die mindeſte Vorliebe durch. Der Grund liegt darin, weil er, was Andre zu tadeln ſich begnügen, erklärt; und in den Umſtänden und Intereſſen pflegt gemeiniglich Entſchuldigung zu liegen . . . ꝛc. Wir können dieſe Anzeige nicht ſchließen, ohne Deutſchland Glück zu wünſchen, daß die hiſtoriſche Laufbahn, in der wir ſonſt noch zurück waren, ſeit einigen Jahren durch mehrere Schriftſteller mit vielem Ruhm betreten wird. Schiller iſt gewiß einer der vorzüglichſten (wir könnten wohl mehr ſagen, wenn die Discuſſion der verſchiednen Manieren hier Platz finden dürfte), und andre deutſche Geſchichtſchreiber (wenn ſie mehr Gelehrte und Schriftſteller als Bürger ſind) haben Urſache, ihn zu beneiden; wenn ſie aber edle Menſchen ſind, ſo werden ſie ſich ſeiner freuen." — In

und außerhalb Deutſchland wurden Schillers große Verdienſte anerkannt, und von Fürſten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt gleichfalls ſchon 1788 den Titel als Rath. 1790 wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franzöſiſche Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutſche Kaiſer erhob ihn 1802 in den Reichsadelſtand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeigungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, ſo ſind ſie doch als Beweiſe freiwilliger Anerkennung jenes Werthes ſchätzbar. In dieſen Zeitraum ſo mannichfaltiger literariſcher Thätigkeit fällt ſein Wallenſtein, der die zweite Periode ſeines Dichterlebens ſchließt, und von dem weiter unten noch die Rede ſeyn ſoll. Anhaltendes nächtliches Studiren hatte Schillers Geſundheit untergraben, nur langſam genas er von einer gefährlichen Krankheit, ohne ſich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte ſeine Thätigkeit nicht. Göthe, der ſeinen Freund nicht bloß für das Leben zu erhalten, ſondern ganz in ſeiner Nähe zu beſitzen wünſchte, zog ihn nach Weimar. Hier lebte er fortan ohne Amtsgeſchäfte, beſchränkt, aber zufrieden, in Göthe's, Wielands und andrer trefflichen Männer vertrautem Umgang, glücklich als Gatte und Vater, in dem ſchönen Bewußtſeyn, allgemein geliebt und verehrt zu werden; er gewann aufs neue Kraft des Körpers und Heiterkeit des Geiſtes. In dieſer dritten Periode ſeines Dichterthums ſchuf er ſeine gelungenſten Werke, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Meſſina, Wilhelm Tell. Jedes derſelben erhöhte den Enthuſiasmus für den Dichter. Im J. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollſten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anſchein nach wieder geneſen, als er am 9ten Mai 1805 in ſeinem 46ſten Lebensjahre unerwartet ſtarb. Wohl nie erregte der Tod eines deutſchen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinſcheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wiſſenſchaft und Kunſt, und mit Wahrheit ſagte ſein großer Freund von ihm:

Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen", ſagt eben derſelbe, „daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben." — Bisher haben wir nur von ſeinen ſeltnen Geiſtesgaben

geſprochen; gleich ſelten waren die Gaben ſeines Herzens. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er ſchnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, deſto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, ſein hageres bleiches Geſicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im erſten Augenblick gleichgültig laſſen; aber dem Forſcher leuchtete in ſeinem blauen Auge ein geiſtvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und ſobald ſich die Lippen zur Rede öffneten, war über ſeinem Geſicht, dem in der Lebhaftigkeit des Geſprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeſchreibliche Anmuth verbreitet. Seinen Charakter ſchildert er, ohne daran zu denken, ſelbſt in einem ſeiner kleinern Aufſätze. „Den kindlichen Charakter," ſagt er, „den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu; nicht ſowohl weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt; aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt." — Schiller gehörte zu den Seltenen, die vermöge der Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit ihres Talents in vielen und verſchiednen Fächern gleich herrliche Meiſterwerke geliefert haben. Von der Natur mit einer mächtigen dichteriſchen Schöpferkraft ausgeſtattet, zeigt er ſich uns nicht minder als tiefdenkenden Philoſophen, erhabnen Moraliſten, feinen Menſchenkenner, geiſtvollen Geſchichtſchreiber und ſcharfſinnigen Äſthetiker, Kunſtkenner und Kritiker. Talente, die bei andern ausgezeichneten Geiſtern entweder nur einzeln glänzen oder mit wechſelſeitiger Beeinträchtigung gegen einander wirken, durchdrangen ſich bei Schiller ſo harmoniſch, daß ſeine verſchiedenſten Werke faſt immer den gemeinſchaftlichen Einfluß ſeiner hohen und ausgebildeten Gaben verrathen. Belebendes Feuer und entzückende Anmuth ſtrömten aus ſeiner durch erhabne Ideen begeiſterten Einbildungskraft, wie aus ſeinem für das Wahre und Göttliche glühenden, nicht minder zart als männlich fühlenden Herzen; Licht aus ſeinem tief und hell blickenden Verſtande. Wie in ſeinen Poeſien der Geiſt der Philoſophie weht, ſo iſt ſeine Philoſophie von warmem, dichteriſchen Gefühl beſeelt. Seine meiſterhaften Geſchichtswerke kleidet ſein poetiſcher Sinn in gefällige Form, wie ſein philoſophiſcher Tiefblick ihnen Gehalt, Leben und Einheit gibt. Seine Kritiken zeichnet nicht minder männliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, als echte Beſcheidenheit aus. — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, ſtehen ſeine dramatiſchen obenan. Wenn aber Shakſpeare und Calderon die vielgeſtaltige Welt in den mannichfaltigſten Schöpfungen abbilden und darſtellen, ſo ſehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdiſchen, Menſchlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menſchlicher Geiſt erreichen kann. Ein zweiter Prometheus, ſtrebt er nach dem himmli-

ſchen Feuer, das dem Sterblichen verſagt iſt. Sagt er doch ſelbſt, daß nur unbeſtürmt der Himmel ſich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie, ſich und ſein Werk zu trennen, ſondern immer erſcheint uns in demſelben zugleich der reflectirende Dichter; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus als die Tragik, in der ſein auf das Erhabne und Ernſte gerichteter Geiſt ſich einheimiſcher fühlte. Daher mußte ihm vor allen und mit Recht das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens als ein ſchlechter Stoff für die Bühne verhaßt ſeyn, worüber er ſich in Shakſpeare's Schatten kräftig ausſpricht:

„Was? Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen?
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr?"
„„Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs, oder Huſarenmajors."“
„Aber, ich bitte dich Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?"
„„Was? Sie machen Cabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr!"“
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?"
„„Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier."“ —
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe!
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?" —
„„Nimm's nicht übel, mein Heros! das iſt ein verſchiedener Caſus:
Das Geſchick das iſt blind, und der Poet iſt gerecht."“
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?!" —

Wir übergehn Schillers dramatiſche Jugendarbeiten, von denen bereits die Rede geweſen, eben ſo wenig verweilen wir bei Don Carlos, über den wir Schillers eignes Urtheil angeführt haben. Dieſem folgte Wallenſtein, unſtreitig durch gleichmäßige Haltung und ſtete Sicherheit dem Carlos wie den meiſten Werken ſeiner Gattung weit vorzuziehn. Allenthalben iſt verſtändige Berechnung und einſichtsvolle Ökonomie ſichtbar, die Charakteriſtik einiger Perſonen aus der Tiefe des geſammten Lebens geſchöpft und feſt in ſich ſelbſt gegründet. Zugleich iſt die Sprache und ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. Zwei Werke folgten dem Wallenſtein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wenn ſich jenes durch echt tragiſche Motive, durch meiſterhafte Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen, und durch den Geiſt der Religioſität, der die Seele dieſer Tragödie iſt, auszeichnet und tief erſchüttert, ſo ſtrahlt dieſe im ſchönſten und reichſten Schmucke der Romantik *), und ſetzt eine fremde Heldin in ihre Rechte wieder

*) Dem Verfaſſer, welcher der erſten Aufführung ſeiner Jungfrau von Orleans in Leipzig beiwohnte, wiederfuhr daſelbſt eine in Deutſchland ungewöhnliche Ehre, deren wir hier als eines Beweiſes von dem Entzücken der Zuſchauer erwähnen. Als der Vorhang nach dem erſten Acte gefallen war, hallte ein tauſendſtimmiges: Es lebe Friedrich Schil-

ein, deren durch Voltaire's unheiligen Spott entweihte Manen Schiller ſchon früher in einem Gedichte verſöhnt hatte, das er als wahrer Apoſtel der beſſern Natur des Menſchen mit den ſchönen Worten ſchließt:

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn:
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn;
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Der Dichter ſelbſt ſchrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein ſchönes Licht auf ſein damaliges inneres Leben werfen. In ſeinem nächſten Drama, der Braut von Meſſina, wich Schiller wieder ab von der betretnen Bahn. In dieſem Stücke, das zugleich einen Verſuch enthält, den Chor der Griechen auf unſre Bühne zu bringen, ſind mit lyriſchem Feuer die glühendſte Liebe und die furchtbarſte Rache geſchildert, aber wenn ſchon die Vermiſchung der Religionen ſtörend wirkt, ſo iſt die Darſtellung des Schickſals, das nicht als die ernſt gerechte Strafgöttin, ſondern als furchtbare Furie erſcheint, welche die ſchönſten Bande nur knüpft, um ſie hohnlachend zu zerreißen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Sein letztes Werk war Wilhelm Tell, mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigeſinnten, unverderbten Volks, das in glücklicher Abgeſchiedenheit lebt, geſchildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargeſtellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieſes Werk zum koſtbaren Erbe ſeinem Volke, deſſen Erniedrigung er nicht ſchauen ſollte. Möge das Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das ſein ſcheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus ſeinem Andenken kommen! — Wir glauben das einzeln Angeführte nicht bündiger in ein Geſammturtheil zuſammenfaſſen zu können, als wenn wir herſetzen, was Fr. Schlegel in ſeinen Vorleſungen (B. 2 S. 318) über ihn ſagt: „Wenn auch zwiſchen ſeiner Poeſie und unſrer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, ſo iſt Schiller doch als der wahre Begründer unſrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derſelben und die ihr angemeßne Form am glücklichſten getroffen hat. Er war ganz dramatiſcher Dichter; ſelbſt die leidenſchaftliche Rhetorik, die er neben der Poeſie beſitzt, iſt dieſem weſentlich. Seine hiſtoriſchen, und auch ſeine philoſophiſchen Werke und Verſuche ſind nur als Studien und Vorübungen ſeiner dramatiſchen Kunſt zu betrachten. Doch ſind die philoſophiſchen auch von der Seite merkwürdig, daß ſie uns am meiſten darſtellen, wie er in ſeinem Innern dachte, und wie wenig er in ſich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde,

ler! wie aus Einem Munde, und Pauken und Trompeten wirbelten und ſchmetterten darein. Der beſcheidne Dichter dankte aus ſeiner Loge mit einer Verneigung. Aber nicht Alle hatten ihn geſehn. Als das Stück geendigt war, ſtrömte Alles aus dem Hauſe, um ihn zu ſehen. Der Platz vom Schauſpielhauſe bis zum nahen Thore ſtand gedrängt voll Menſchen. Schiller trat heraus; eine Gaſſe wurde gebildet; Stimmen geboten, das Haupt zu entblößen, und ſo ging der Gefeierte durch die bewundernde Menge; und Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor, und riefen: Der iſt es!

ſkeptiſche und unbefriedigte Anſicht leuchtet aus allen jenen Verſuchen, ſeinem forſchenden Geiſt ein Genüge zu leiſten, hervor. Er iſt durchaus im Zweifel ſtehen geblieben, daher weht uns ſelbſt aus ſeinen edelſten und lebendigſten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen. Einige ſind der Meinung geweſen, das Studium der Philoſophie ſey ihm ſchädlich geweſen, auch für die Kunſt. Allein in Zweifel befangen war er ſchon früher; und die innere Befriedigung eines ſolchen Geiſtes muß doch immer als das Erſte gelten, und iſt wichtiger als alle äußere Kunſtübung. Und ſelbſt für die Kunſt dürften dieſe großen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Zurüſtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln ſeyn. Nicht durch eine noch ſo große Menge und ſchnelle Arbeiten vielſchreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und hiſtoriſchen Gehalt iſt dramatiſche Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, ſo inſonderheit für uns erreichbar. Iſt Schiller in einigen Werken ſeiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Speculation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien, ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für ſeinen Zweck vollendet waren." — Noch iſt uns übrig von Schiller als einem Dichter, der ſich außer der dramatiſchen in verſchiednen andern Gattungen mit Erfolg verſucht hat, zu ſprechen. Auch dieſe Poeſien tragen ſämmtlich das Gepräge ſeines Geiſtes. Von ſeinen lyriſchen Stücken gehören zu den köſtlichſten die Götter Griechenlands, Reſignation, die Ideale, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, und der herrliche Hymnus an die Freude. Durch Innigkeit und Zartheit ſind vor andern ausgezeichnet Thekla's liebliche Geiſterſtimme und das Mädchen aus der Fremde, eine ſchöne Allegorie, die durch den geheimnißvollen Schleier, durch den der Sinn hindurchblickt, bezaubert. Das tiefſinnigſte vielleicht von allen iſt das Reich der Formen. Viele dieſer Gedichte leben und werden ſtets leben in dem Munde aller Gebildeten. Ein eignes großes Gepräge tragen ſeine Balladen und Romanzen. Ohne die Einfachheit zu haben, die urſprünglich dieſer Gattung gehört, rühren ſie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Taucher, die Kraniche des Ibicus, der Ritter Georg, der Gang nach dem Eiſenhammer u. ſ. w. vor allen aber der Ritter Toggenburg, der nimmer veralten und ſtets zum Herzen ſprechen wird, ſo lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden. Muſterhaft ſind ſeine Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meiſten derſelben einzuprägen gewußt hat. Zu ihnen gehört auch ſein Antheil an den 1797 zuerſt erſchienenen Xenien, die zur Genüge beweiſen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatiſchen Witze fehlte. Dagegen iſt er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meiſter, wie er ſich denn auch in andern Versmaßen und im Reime je zuweilen kleine Nachläſſigkeiten erlaubt, die er leicht beſeitigt haben würde, wenn er nicht irriger Weiſe zu

wenigen Werth darauf gelegt hätte. — Von ſeinem hohen Talent als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn uns auch in dieſer Gattung als Meiſter zeigt. Außer der ſchönen Erzählung der Sonnenwirth und einigen andern Fragmenten in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften, beſitzen wir von ihm nur einen unvollendet gelaßnen Roman, der Geiſterſeher. Die Wahrheit und Tiefe in der Charakterzeichnung, die Kunſt in der Verſchlingung der Begebenheiten, und die Gediegenheit und Lebendigkeit der Diction erheben ihn zu einem Meiſterwerk. Leider verlor der raſtlos fortſchreitende Dichter ſein Werk bald aus dem Auge, und kehrte nie wieder zu ihm zurück. Daß Follenius die Fortſetzung und Beendigung davon übernahm, wollen wir nicht tadeln, ihm auch nicht zum Vorwurf machen, daß er, was nicht wohl anders ſeyn konnte, um vieles hinter ſeinem Vorgänger zurückblieb; Schiller ſelbſt ſprach ihm nicht alles Verdienſt ab. Noch wäre uns manches anzuführen übrig, ſeine Überſetzungen verſchiedner Schauſpiele, ſeine Huldigung der Künſte, ſeine Geſchichte der Verſchwörung der Pazzi, ſeine Horen und Muſenalmanache, und ſeine einzelnen Abhandlungen über philoſophiſche und äſthetiſche Gegenſtände, ſo wie ſeine hiſtoriſchen Memoiren (33 Bände); wir glauben indeß, daß das Bild, welches wir von Schillers Leiſtungen, Beſtrebungen und ſeinen vielſeitigen und hohen Verdienſten, ſo wie von ſeinem großen Geiſte zu geben uns vorgeſetzt hatten, nicht weſentlich dadurch gewinnen würde, und ſo haben wir dieſe bloße Anführung für genügend gehalten. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorſchlag, Schillers Namen auf eine Weiſe zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieſer Vorſchlag beſtand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutſchlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranſtalten, und den Geſammtertrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum ſeiner Familie bleiben ſollte. Die Stürme der letztern Jahre haben gewiß auch hier nachtheilig gewirkt; möge das Vaterland noch jetzt nach wiedergewonnener Ruhe daran denken, dieſe heilige Schuld abzutragen! möge es erwägen, daß der große Dichter Vermögen zu erwerben darum nicht befliſſen war, weil er es für ſchöner hielt, ſein Vaterland durch unſterbliche Werke zu belehren, zu erheben und zu verherrlichen!

Schilling iſt eine deutſche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römiſchen Solidis herleitet (wovon auch die franzöſiſchen Sols oder Sous, ingleichen die italieniſchen Soldi ꝛc. herſtammen). In Deutſchland iſt ſie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20 bis 24 Groſchen werth; daher denn auch dieſe Schillinge, ſo wie die nachher erfolgten Groſchen, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutſchen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge ſind hiervon ſehr verſchieden; wiewohl es heut zu Tage ſchwerere und leichtere gibt, die an verſchiednen Orten in verſchiedner Währung ſtehn. Von jenen, den ſchweren, machen gemeiniglich ſechs Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur ſechs Pfennige. In Anſehung der ausländiſchen Schillinge

rechnet man den brabanter Schilling ungefähr 3½ Groſchen ſächſiſch, den engliſchen (12 Pence haltend, etwa 7⅓ bis ½ Groſchen.

Schilling (Friedrich Guſtav), einer unſrer berühmteſten und geiſtreichſten Romanſchriftſteller, wurde zu Dresden am 25ſten November 1766 geboren. Schon im 9ten Jahre verlor er ſeine Mutter (eine Schweſter des Geheimenraths und Commerzien-directors Freiherrn von Ferber) durch den Tod, und Berufsgeſchäfte entfernten ſeinen Vater, welcher churſächſiſcher Aſſiſtenzrath war, oft Monate lang von ihm. Deßhalb nahm Frau Sophia Kaufmann zu Biſchofswerda, eine der edelſten und gebildetſten ihres Geſchlechts, und Freundin des elterlichen Hauſes, den kränkelnden, mutterloſen Knaben bei ſich auf. Während der Jahre 1779-1781 befand ſich der junge Schilling auf der Fürſtenſchule zu Meißen, trat aber von dem damals dort vorherrſchenden Pennalismus und ſeiner Vorliebe für den Soldatenſtand gedrängt, 1781 in das ſächſiſche Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von ſieben Jahren und nach dem vierjährigen Beſuch der Artillerieſchule zum Offizier vorgerückt, wohnte er (ſeit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Maynz, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meiſten Gefechten des ſächſiſchen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde er nebſt noch 122 ſächſiſchen Offizieren gefangen. Im Jahr 1808 führte ihn der Krieg nach Warſchau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chroniſchen, immer zunehmenden Nervenübels, auf ſein Geſuch mit Penſion entlaſſen, nach Freiberg zurückkehrte. Gewiß iſt Schilling einer unſrer geiſtvollſten, gewandteſten und launigſten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, beſonders in den höhern und gebildetern Ständen, verbindet er eine faſt unerſchöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantaſie, einen leichten, natürlichen, nie geſuchten Witz, und eine Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit der Anſichten und Darſtellungen, wie man ſie bei einem ſo fruchtbaren Schriftſteller nicht erwarten ſollte. Sein Guido von Sohnsdom iſt eins ſeiner erſten und gelungenſten Werke. Eine kühne, oft zu kühne Darſtellung der höhern Verhältniſſe des Lebens, eine Charakterſchilderung, wie nur die Hand eines Meiſters, der in die Myſterien der großen und vornehmern Welt eingeweiht iſt, ſie entwerfen kann, herrſcht in dieſer ſchönen Dichtung. Außer dieſem und vielen andern lobenswerthen Romanen beſitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die faſt durchgehends zu Muſtern dieſer Gattung dienen können. Es ſind liebliche geiſtvolle Darſtellungen aus dem Leben, die eben ſo anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts ſind, wie durch die Zartheit der Empfindungen, den leichten gefälligen Witz, und die tiefe Menſchen- und Sittenkenntniß, welche durchgehends herrſchen. Beſonders iſt der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deßhalb möchte man es bedauern, daß dieſer Schriftſteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß ſeine Sprache nicht immer gleich correct iſt. Übrigens gehört er zu den wenigen deutſchen Schriftſtellern, die ihre Selbſtſtändigkeit auch darin gezeigt, daß ſie ſich nie einer Schule angeſchloſſen haben.

Bei Arnold in Dresden kommt ſeit 1810 eine Ausgabe von Schillings ſämmtlichen Schriften heraus, die, ſo viel wir wiſſen, jetzt bis zum 30ſten Bande vorgerückt iſt. N. P.

Schimmelpennink (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präſident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpenſionärs der bataviſchen Republik, aber mit faſt monarchiſcher Gewalt bekleidet, iſt in Amſterdam aus einer angeſehenen Familie geboren. Er widmete ſich der Rechtsgelahrtheit, und war zu der Zeit des Ausbruchs der Revolution gegen das Haus Oranien, nach dem Einrücken der Franzoſen in Holland unter Pichegru im Jahr 1795, einer der berühmteſten Advocaten in ſeiner Vaterſtadt. Er wurde an die Spitze der neuen proviſoriſchen Regierung geſtellt, und trat nachher in die Nationalverſammlung, wo er einer der vorzüglichſten Wortführer wurde, und den größten Einfluß auf alle Geſchäfte gewann. Dann erhielt er den wichtigen Poſten eines erſten Geſandten bei der franzöſiſchen Republik. Er wußte ſich hier geltend zu machen; und bei den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher Botſchafter beiwohnte, hielt er ſehr glücklich die Intereſſen der bataviſchen Republik aufrecht. Nach geſchloſſenem Frieden wurde er zum bataviſchen Ambaſſadeur am engliſchen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 verſuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, und dies würde ihm gelungen ſeyn, wenn Bonaparte, damals erſter Conſul, ſie hätte zugeſtehn wollen. Er kehrte jetzt wieder nach Paris zurück, wo ihn Bonaparte zuerſt nicht ſehr günſtig aufnahm, da er ihn als dem Intereſſe Englands ergeben anſah; bald aber gewann Schimmelpennink Bonaparte's ganzes Vertrauen, und als des Letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realiſirt und in dieſem Sinne eine neue Conſtitution gebildet wurde, trat ſtatt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von zehn Perſonen unter dem Namen Staatsbewind), Schimmelpennink im Mai 1805 als Präſident unter ſchon angeführtem Titel an die Spitze. Er bediente ſich ſeiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbeſondre gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzſyſtem, wobei ihn ſein Studium der engliſchen Staats- und Finanzwiſſenſchaft trefflich leitete. Im Jahr 1806, nach kaum einjähriger, den Umſtänden nach glücklicher Regierungsverwaltung verſchlimmerte ſich eine vieljährige Augenkrankheit ſo ſehr, daß er faſt gänzlich erblindete, und ſich keinem Geſchäfte mehr unterziehn konnte. Bonaparte benutzte dieſen Umſtand, ſeinen Bruder Louis als König vorzuſchlagen, und obgleich Schimmelpennink alles anwendete, dieſem gewaltſamen Aufdringen eines nicht geachteten Fremdlings, dem freie Bürger zu Unterthanen überliefert werden ſollten, entgegenzuwirken, ſo waren doch ſeine Bemühungen vergebens. Er erwartete die Ankunft Louis nicht, ſondern zog ſich auf ſeine Güter im Geldriſchen zurück. Als Holland ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Senator. Nach deſſen Sturz und der Rückkehr des oraniſchen Hauſes zog ſich Schimmelpennink ganz in den Privatſtand zurück.

Schirach (Gottlob Benedict von), königl. däniſcher Etatsrath, bekannt als ein Mann von vielſeitiger gelehrter Wirkſamkeit und vornehmlich als Begründer und vieljähriger Herausgeber des poli-

tiſchen Journals, war geboren den 13ten Junius 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlauſitz, wo ſein Vater Prediger war. Er ward mit einiger Strenge zu den Wiſſenſchaften erzogen, beſuchte mit ſeinem ſechzehnten Jahre das Gymnaſium zu Lauban, deſſen Rector, der verdienſtvolle Bauer, ihn lieb gewann und ihm das Zeugniß der ſelteſten Vertrautheit mit der lateiniſchen griechiſchen und den orientaliſchen Sprachen gab, und bezog darauf die Univerſität Leipzig, wo Erneſti ſein Lehrer und Rathgeber ward. Mit Eifer ſtudirte er die alten Sprachen, Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften; fühlte aber dagegen ſo entſchiedne Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterſtützung entſagte. Im J. 1764 ging er von Leipzig nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literariſche Verbindung mit Letzterm ward Urſach, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Schirach verließ das Gebiet der orientaliſchen Literatur, um ſich ganz der lateiniſchen und griechiſchen Sprache zu widmen. Über den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz und andre Claſſiker ſchrieb er Commentare und einzelne kritiſche Anmerkungen. Auch die Geſchichte beſchäftigte ihn, und er gehörte zu den erſten, die ſie mit Kritik und philoſophiſchem Geiſt behandelten. Die ſchöne Literatur zog ihn ebenfalls an und verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Geſchmacks thätig waren. Er gab ſelbſt einen Band Gedichte heraus, lieferte mehrere belletriſtiſche Beiträge, ſchrieb über die Harmonie des Styls und die poetiſche Sympathie und überſetzte das engliſche Gedicht Olivier und Marmontels Werk über die Dichtkunſt. Hierdurch kam er mit den erſten deutſchen Schriftſtellern jener Zeit, einem Gellert, der früher ſein Lehrer geweſen, Weiße, Gleim, Uz, Gebler, Göckingk, in Verbindung, und machte ſeinen Namen ſo vortheilhaft bekannt, daß ihm ſchon 1769 eine außerordentliche Profeſſur in der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Helmſtädt angetragen wurde, die er auch annahm. Bereits ein Jahr darauf ward er ordentlicher Profeſſor. Jetzt wählte er vor allen Geſchichte und Statiſtik zu ſeinen Fächern. Die erſte Frucht ſeines Fleißes zu Helmſtädt war (1770) der erſte Band der Biographie der Deutſchen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Beſtreben einer philoſophiſchen Behandlung, das ſich darin offenbart, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Im J. 1776 erſchien ſein Leben Kaiſer Carls VI., pragmatiſch von ihm beſchrieben, in welchem er die Reſultate ſeiner kritiſchen Unterſuchungen über einen wichtigen Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts niederlegte. Maria Thereſia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelſtand. Daß er auch jetzt ſeinen alten Lieblingsfächern der Philologie und ſchönen Literatur nicht ganz untreu geworden, beweiſ't ſeine Überſetzung des Plutarch (8 Bände), ſeine vierjährige Herausgabe des Magazins der deutſchen Kritik, ſeine Ephemerides litterariae Helmstadienses (6 Bände) u. ſ. w. Im J. 1780 legte er ſein Lehramt nieder, um einem Rufe der däniſchen Regierung, veranlaßt durch ſeine Schrift über das königl. däniſche Indigenatrecht, als königl. däniſcher Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem J. 1781, in dem noch beſtehenden politiſchen Journal einen Plan auszuführen, der ihn ſchon lange beſchäftigt hatte, und welcher zum Ziel hatte, ſeinen Landsleuten in einer periodiſchen Schrift eine concentrirte fortlaufende

Zeitgeſchichte zu liefern. Vierundzwanzig Jahre hindurch bis an ſeinen Tod, welcher im J. 1804 erfolgte, widmete Schirach dieſem nützlichen Inſtitut ſeine Zeit, Kraft und Thätigkeit, ja ſelbſt ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Unläugbar hat er ſich dadurch ein Recht auf den Dank ſeiner Zeitgenoſſen erworben, wenn auch einige Schwachheiten, die er beſonders bei der Redaction des politiſchen Journals zeigte, den übrigens wackern Patrioten dem Spotte ſeiner Zeitgenoſſen ausſetzten.

Schisma, Kirchenſpaltung, wird derjenige Zuſtand der catholiſchen Kirche genannt, wo die oberſte Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpſte, deren jeder von einzelnen Staaten anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben iſt. Das Beiſpiel der längſten Spaltung dieſer Art war das ſogenannte große Schisma, welches 1378 durch die Wahl zweier Gegenpäpſte begann, und erſt durch die Kirchenverſammlung zu Coſtniz, die die allgemeine Anerkennung des von ihr 1417 erwählten alleinigen Papſtes Martin V. bewirkte, völlig zu Ende gebracht wurde. Vergl. d. Art. Papſt. E.

Schlaberndorf (Guſtav, Graf von), geboren zu Breslau im J. 1749. Eine ausführliche Schilderung dieſes höchſt ausgezeichneten Mannes würde ein großes Buch erfodern. Er iſt nie als Schriftſteller aufgetreten, hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, und hat nichts deſto weniger den ausgebreiteſten Einfluß auf unzählige Weiſe für ſein Zeitalter wohlthätigſt ausgeübt; wie auch einſt Sokrates nichts geſchrieben, ſondern nur deſto mächtiger durch Tugend und Rede gewirkt hat. — Ein ſehr anſehnliches Vermögen und ſonſtige günſtige Verhältniſſe ſetzten ihn früh in den Stand, ganz ſeinem Trieb nach Erkenntniß in faſt allen Kreiſen menſchlicher Forſchung nachzuhängen. Nachdem er Deutſchland durchreiſ't, und noch vor der Revolution Frankreich geſehen, brachte er ſechs Jahr in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb ſeitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiſte ſtand er im drängenden Gewühl dieſes großen politiſchen Lebens, eifrig und thätig für Alles, was in dem Wechſel der Ereigniſſe als wahrhaft gut und rechtſchaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anſtalten, die er gefördert, die menſchenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen in den verſchiedenſten Fällen dargereicht, ſind nicht aufzuzählen. Doch iſt dies Alles nichts gegen die Wirkung ſeines eben ſo tiefen, als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der herrlichſten Beredſamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einſtrömte, und beſonders für Deutſche, von denen er die beſten und würdigſten in Paris ſeit fünfundzwanzig Jahren zu ſeinem ehrenden Umgang ſich drängen geſehn, lehrreich und heilſam war. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geſchehenden, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, hinreißend über die politiſchen Gegenſtände und vieles, was in Büchern oder Depeſchen unter anderm Namen Aufſehn und Bewunderung erregte, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich erneuerten Geſpräche; ſein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war ſo groß, daß er

niemals nöthig hatte, das Ausgeſprochne noch als ſein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefſinnigen Unterſuchungen, die ſich aus eigner, allein ſtehender Kraft in den höchſten Höhen, zu denen der Aufſchwung deutſcher Philoſophen in neuerer Zeit gelangt, einheimiſch fanden, und die großen Anſchauungen, die ſein großartiger Sinn auffaßte, geſtalteten ſich zu einer vollſtändigen Philoſophie des Staats, und zu einem ſtrengen Syſtem aller dahin gehörigen Verfaſſung und Einrichtung. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. ſeine Forſchungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarſten Aufſchlüſſe überraſchen. — Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahr lang im Gefängniß, bis der Fall der Jacobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Bonaparte's Herrſchaft, gegen den er nie aufhörte, mit allem Nachdruck der Wahrheit zu reden, und deſſen Sturz er lange vorausſagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit ſeiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unſchädlichkeit nehmen mochte. In einem ſchlechten Zimmer, das er nie verſchließt, und ſelten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerriſſener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Beſuche an, die ihm täglich von Menſchen aller Art und jedes Standes zukommen; ſein ganzes Weſen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade ſeinen rechtſchaffenen Wandel verfolgt, nichts für ſich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen ſucht, nichts erwartet, der ohne Ehrgeiz, und ſogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüſterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er ſeine Geſinnungen und Meinungen nicht verhehlte, ſelbſt den abgeſchickten Kundſchaftern nicht, ſo konnten ſie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beſchäftigt war, ließ ihn in Ruhe; ſeine edle Freimüthigkeit und ſein ungebeugter Trotz hatten geſiegt. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für ſich faſt gar nichts braucht, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, beſonders für Landsleute, denn in faſt dreißigjähriger Abweſenheit blieb er ein Deutſcher und ein Preuße und ein Schleſier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und ſo wußte und kannte er auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußiſchen Kriegsgefangnen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und das in Zeiten, wo ihm der größte Theil ſeines Vermögens in Preußen, wegen ſeiner langen Abweſenheit, mit Beſchlag belegt worden war, der erſt ſpäter wieder aufgehoben wurde. Im J. 1813 wollte er an der endlich ſeinen heißeſten Wünſchen entſprechenden Begeiſterung des preußiſchen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren, allein böſe Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereigniſſe abwarten. Aber auch von hier aus wußte ſein vaterländiſcher Eifer ſo herrlich in die Heimath zu wirken, daß der König ſich bewogen ſah, ihm das eiſerne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Bonaparte's im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlaſſen und nach Deutſchland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er ſich in Paris, ein unbeſtechlicher Zuſchauer der Dinge, die da kommen ſollen, und deren Anſchein wohl nirgends von der Art iſt, um einen Mann wie ihn mit jugendlichen Hoffnungen allzuſehr zu reizen.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geſchmolzene Geſtein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer ſich abſondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Geſtalt bekommt. Sie ſchmilzt zwar im Feuer, löſ't ſich aber im Waſſer nicht auf.

Schlaf iſt der Zuſtand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ausruhen, um ſich dadurch neue Kräfte zu neuer Anſtrengung zu verſchaffen. Man bemerkt am Menſchen zwei auffallend verſchiedene Syſteme von Organen; ein Syſtem gehorcht der Willkür und ſeine Organe ſind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen, führenden Muskeln und Nerven; das zweite Syſtem verrichtet ſeine Function ohne Einfluß der Willkür, ſeine Organe ſind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes Syſtem zeigt ein höheres animaliſches Leben und iſt unmittelbar ans Bewußtſeyn geknüpft, ſeine Organe erfodern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Maſſe an ernährendem Blute, als die zweiten, ſie erſchöpfen ſich leichter und müſſen Ruhepunkte haben, um den Verluſt zu erſetzen. Dieſe Ruhepunkte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtſeyn während des geſunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moraliſch und phyſiſch gewährt; wohin Alexanders Beiſpiel gehört, der nach gehörigem Schlafe erſt, in ſeiner verzweifelten Lage, einen richtigen Entſchluß faſſen konnte. Die zweite Reihe von den einzähligen Organen dagegen bedarf keiner ſolchen auffallenden Ruhepunkte, ſie verrichten in der Geſundheit ihre Function ununterbrochen, ohne ſich durch Willkür ſtören oder beſchleunigen zu laſſen. Krankhafter Schlaf muß als Nervenkrankheit angeſehen werden, er entſteht entweder durch organiſche Hemmung der Nervenfunction im Gehirn (Erguß von Waſſer, Entzündung) oder durch Zerſtörung und Ausartung der Nerven ſelbſt und dadurch entſtehende Unfähigkeit zu ihren Verrichtungen (Schwäche). Magnetiſcher Schlaf, ſiehe Magnetismus. Fs.

Schlägeſchatz wurde ſonſt theils der Pacht, welchen ein Münzmeiſter dem Landesherrn von dem Ertrage der Münze geben mußte, theils die Abgabe genannt, welche an den Landesherrn für das Recht, münzen zu dürfen, entrichtet werden mußte; endlich hieß es auch eine Abgabe der Unterthanen an den Landesherrn, die Unkoſten der Münzen zu beſtreiten, wogegen dieſer ſich verpflichten mußte, den Gehalt der Münzen nicht zu verringern. Und eben daher rührt noch in manchen Ländern ein gewiſſer Zoll von Waaren, eine Abgabe vom Getränke, welche Schlägeſchatz oder Schlagelſchatz genannt wird.

Schlagfluß nennt man eine plötzlich (gleichſam mit einem Schlage) eintretende krankhafte Erſcheinung am menſchlichen Körper, welche im Verluſt des Bewußtſeyns, des Gefühls und aller willkürlichen Bewegungen beſteht, während das Athmen, der Herz- und Arterienſchlag fortdauern. Ein vom vollkommenen Schlage gerührter Menſch fällt plötzlich, wie von einer unſichtbaren Macht getroffen, nieder, oder wenn er ſchon ſitzt, rückwärts zuſammen, iſt unfähig, ſeine Glieder ſelbſt zu bewegen, unfähig zu ſprechen, hört auf keinen Zuruf, hat kein Gefühl, ſieht nicht, wenn gleich ſeine Augen offen ſtehen, athmet ſtark und zuweilen mit Schnarchen, wie ein im tiefſten Schlafe liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagfluß ſind manche Zufälle gelinder. Das Be-

wußtſeyn fehlt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung iſt noch etwas frei, oder fehlt doch nur auf einer Seite, die Sprache fehlt zuweilen nicht ganz, ſondern ertönt noch als ein unverſtändliches Lallen. Deßhalb theilen die Noſologen den Schlagfluß nach ſeiner Verſchiedenheit in der äußern Form in den Halbſchlag (Hemiplegie), wo der Kopf und die Hälfte des Körpers gelähmt iſt; in die Paraplexie, wo der Kopf, das Bewußtſeyn und die Sprache frei und unverletzt geblieben ſind, aber der ganze Rumpf gelähmt iſt, und in den vollkommenen Schlagfluß (apoplexia exquisita), wo der oben beſchriebene Zuſtand eintritt. Die weſentliche Urſache des Schlagfluſſes iſt eine Lähmung des Gehirns, wahrſcheinlich auch des Rückenmarks, entweder in ſeinem ganzen Umfang, welches den vollkommnen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplegie entſteht, oder nur im Rückenmark, wovon wahrſcheinlich Paraplexie entſteht. Von der ungeſtörten Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarks hängen die Bewegung, die Sprache, der Gebrauch der Sinne und das Bewußtſeyn im Menſchen ab, ſo wie von demjenigen Theil des Nervenſyſtems, welches wir das Ganglienſyſtem nennen, alle Verrichtungen, welche zur Erhaltung und Ernährung des Körpers gehören, abhängig ſind. (M. ſ. den Artikel Nervenſyſtem, auch Phyſiologie überhaupt). Obgleich nun beide Nervenpartien in ſoweit von einander unabhängig ſind, daß momentane Störung oder Hemmung der einen nicht auch die Thätigkeit der andern ſogleich aufhebt, wie wir vielfältig und ſelbſt bei dem Schlagfluß ſehen, wo bei gänzlicher Bewußtloßigkeit, Mangel an aller Bewegung, an allen Sinneseindrücken, doch der Athem und Pulsſchlag nicht nur ungeſtört fort-, ſondern ſogar eine Zeit lang noch ſtärker von Statten gehen, ſo daß es beinahe ſcheint, als wenn es im Gegenſatz ſeine Thätigkeit auf Koſten jenes Syſtems erhöhe; und obgleich nur eine Hemmung, nicht aber eine gänzliche Trennung zwiſchen dem Hirnſyſtem und Abdominalnervenſyſtem Statt findet: ſo hat die Unterdrückung der Function jenes Syſtems endlich doch auch Schwächung und Lähmung des letztern zur Folge, indem eine ſo bedeutende Verletzung des Organismus in ſeinem Innerſten nicht lange beſtehen kann, ohne daß das Leben darüber zerſtört werde. Daher iſt der Ausgang des Schlagfluſſes verſchieden, entweder er iſt, jedoch in den ſeltneren Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode verbunden, oder der Anfall tödtet erſt in zwei bis drei Tagen, während welcher Zeit man oft einen fieberhaften Gang bemerkt; oder es folgt zuweilen Geneſung, doch bleibt meiſtens Lähmung irgend eines Gliedes, oder mehrerer Glieder zurück. Was nun aber dieſe plötzliche Lähmung jener wichtigen Theile ſelbſt verurſacht, iſt ſchwer aufzuhellen, obgleich neuerer Zeit von mehreren Ärzten Verſuche darüber gewagt wurden. So viel lehrte Erfahrung anderer Fälle, daß ein Druck auf das Gehirn einen dem Schlagfluß ganz ähnlichen Zuſtand hervorzubringen vermag, daß, ſobald dieſer Druck aufhört oder weggenommen wird, das Bewußtſeyn, die Empfindung und der Gebrauch der Sinne und Glieder wieder zurückkehrt. Ja man hat bei Perſonen, bei welchen das Gehirn zum Theil entblößt lag, z. B. bei Verwundeten, Trepanirten, durch abwechſelndes Drücken auf das Gehirn und Nachlaſſen des Drucks ein eben ſo abwechſelnd erfolgendes betäubtes Einſchlafen und Erwachen bewirken können. Perſonen, welche durch einen heftigen Schlag auf den Kopf verletzt

worden ſind, wodurch ein Erguß von Blut, oder ein Austreten von Blutwaſſer entſtand, oder wodurch in dem Schädel ein Knochenſtück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche ſogleich aufhört, ſo bald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden iſt. Von ähnlichen Zufällen hat man auf ähnliche Urſachen den Schluß gemacht, und deßhalb auch bei dem Schlagfluß einen Druck auf das Gehirn vermuthet. Indeſſen kann auch dies nicht allemal und für ſich allein der Fall ſeyn, denn man hat bei Leichenöffnungen mancher an Schlagfluß verſtorbenen Perſonen nicht allemal Zeichen eines ſolchen vorhanden geweſenen Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil, ohne alle ſolche Veranlaſſungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß entſtehen ſehen. Man kann daher für jetzt folgende, nach den entfernten Urſachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagfluſſes als die beſte anſehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane iſt gelähmt, entweder 1. durch einen mechaniſchen Druck auf daſſelbe, oder 2. durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensyſtem, oder 3. durch unverhältnißmäßiges Zuſtrömen des erſtern nach dem Gehirn oder 4. durch eigene Schwäche und Erſchöpfung des Nervenäthers ſelbſt. Was die erſte Urſache betrifft, ſo kann der Druck auf das Gehirn entſtehen von übermäßiger Anhäufung des Blutes im Gehirn (gewöhnlich Blutſchlagfluß, apoplexia sanguinea genannt) welche durch Entzündung des Adernetzes in demſelben, durch Hemmung des Zurückfluſſes des Blutes aus den Behältniſſen deſſelben, ſelbſt durch heftige Affecten, welche das Blut nach dem Kopfe treiben, durch übermäßige Erhitzung des Körpers, durch Hemmung des Athemholens, z. B. bei Ertrunkenen; durch habituelle Hemmung des Rückfluſſes, z. B. bei ſehr großen Körpern u. ſ. w. veranlaßt werden kann. Der lähmende Druck auf das Gehirn kann auch ausgeübt werden von einer Anhäufung wäſſeriger, lymphatiſcher oder eiterartiger Flüſſigkeit (wäſſeriger Schlagfluß, apoplexia serosa) z. B. bei der innern Hirnwaſſerſucht, nach Hirnentzündungen bei Ausſchwitzung von dergleichen Flüſſigkeit, bei einem plötzlichen Erguß von Eiter aus Hirngeſchwüren. Die zweite Urſache, krankhafte und übermäßige Ableitung des Nervenäthers aus dem Gehirn, kann vorfallen bei heftigen oder oft wiederholten Erregungen anderer Organe, übermaß im Genuſſe von ſinnlichen Vergnügungen, überfüllung des Magens mit Speiſen, heftigen Krämpfen, ſtarken Reizen im Unterleibe und dergl. Daher der ſogenannte gallichte, gaſtriſche und krampfhafte Schlagfluß (apoplexia spasmodica). Die dritte Urſache findet nicht ſelten Statt bei heftigen Affecten, von dem Genuß von narkotiſchen Giften, von dem übermäßigen Genuſſe geiſtiger Getränke. Dieß könnte man Schlagfluß von Betäubung (apoplexia narcotica) nennen. Endlich die vierte Urſache kann eintreten nach heftigen Anſtrengungen, Folge heftiger, lang anhaltender oft wiederkehrender Krämpfe, Schwäche überhaupt und Mangel an Blut, übermäßiger Genüſſe der Sinnlichkeit u. a. m., welche Art zuweilen apoplexia nervosa, Nervenſchlag, genannt wird. Man ſieht ſchon hieraus, daß die Heilung des Schlagfluſſes nicht leicht iſt, indem die Verſchiedenheit der Urſachen berückſichtigt, und die Behandlung darnach eingerichtet werden muß. Es iſt jederzeit ein ſehr bedeutender Zufall, doch iſt die Gefahr nicht allemal in gleich hohem Grade: manche Kranke ſterben ſchon nach einigen Stunden, manche bekom-

men Fieber, deſſen Nachlaß und Verſchlimmerung man deutlich bemerkt, und das zuweilen einige Tage anhält, nach deſſen Verlauf endlich noch, zuweilen indem nach zwei bis drei Tagen eine Wiederholung des Schlagfluſſes eintritt, der Tod erfolgt. Nicht ſelten erholen ſich auch die Kranken wieder, indem entweder die Geſundheit ganz wieder zurückkehrt, oder Lähmung einer Seite, einzelner Muskeln, z. B. der Sprachwerkzeuge, Muskeln des Geſichts, zurückbleibt, ſo daß der Mund nach einer Seite gezogen, die bisherige Phyſiognomie des Kranken verändert wird. Ein tödtlicher Ausgang iſt meiſtens zu erwarten, wenn der Schlagfluß vollkommen und hartnäckig iſt, wenn das Bewußtſeyn und die Empfindung ganz verloren ſind, wenn die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht ſich gar nicht regt, wenn der Kranke gar nicht ſchlucken kann, wenn das Athmen immer ſchwerer und mühſamer wird, einige Tropfen Blut aus der Naſe, oder Schaum aus dem Munde kommen, wenn der Puls anfängt ſchwächer zu werden. Dagegen iſt ziemliche Hoffnung zu einem beſſern Ausgang da, wenn ſich bald nach dem erſten Anfall wieder Nachlaß der Zufälle zeigt, wenn Spuren von Bewußtſeyn, von Empfindung, von Aufnahme der Sinneseindrücke zurückkehren, wenn der Kranke ſchlucken kann, wenn das Athemholen ruhiger wird und das Schnarchen und Röcheln ſich verlieren, wenn ein hinlänglicher Blutabgang ſich einfindet mit Erleichterung. Obgleich die Behandlung eines ſolchen Kranken, ſo bald als nur möglich iſt, der Leitung eines Arztes muß übergeben werden, ſo ſind doch einige allgemeine Regeln nothwendig zu befolgen, ehe man noch gewöhnlich den Arzt bekommen kann. Man bringe alſo einen ſolchen Kranken recht bald in eine bequeme Lage, den Kopf etwas hoch liegend, und entferne allen Druck der Kleidung. Die Temperatur des Zimmers darf nicht zu warm ſeyn. Äußerliche Mittel zum Einreiben, Klyſtiere und Fußbäder können ſogleich mit angewendet werden. Zum Einreiben in die Glieder kann man in Ermangelung reizender Salben von Salmiakſpiritus einſtweilen warmen Wein, Branntwein mit Eſſig auf wollene Tücher gegoſſen anwenden, wobei man vom Kopf die Haare wegſchneiden und denſelben, wenn er nicht ſchwitzt, mit kaltem Waſſer waſchen und ſchnell wieder abtrocknen läßt. Zu den Klyſtieren nimmt man halb Waſſer und halb Eſſig, oder die Auflöſung von einem Speiſelöffel voll Salz nebſt etwas Seife im Waſſer. Zu den Fußbädern nimmt man etliche Hände voll Aſche nebſt ſo viel oder etwas weniger Salz, man kann auch etliche Loth Senfkörner dazu abkochen. Iſt dieſes alles geſchehen, ſo können Pflaſter von geſtoßenem Senf, mit Sauerteig angemacht, auf die Waden oder Schenkel gelegt werden. Es iſt gewöhnlich, den Aderlaß für das erſte Mittel bei ſolchen Patienten zu halten, allein man unternehme ihn nicht ohne die Beſtimmung des Arztes, weil es Fälle gibt, in denen er geradezu vom größten Nachtheil iſt. Es gibt Menſchen, welche vor andern, vermöge ihrer körperlichen Beſchaffenheit, in Gefahr ſind, von dieſem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er eigentlich wohl nie ſo ſchnell und unvorbereitet, als es bei manchen Kranken dieſer Art der Fall zu ſeyn ſcheint, ſondern es verkündigen manche vorausgehende Zeichen ſeine Ankunft. Wenn man noch genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen beobachten, denn nur der letzte Schlag kommt ſchnell auf eine beſondere Veranlaſſung, allein die vorbereitenden Urſachen wirken vielleicht Jahre lang vorher. Be-

ſonders ſcheinen ſolche Perſonen zu dem Schlagfluſſe geneigt, welche ſchon etwas in die Jahre vorgerückt ſind und einen dicken, ſchwammichten, fetten, kurzgebauten Körper haben, deren Kopf etwas groß, der Hals kurz iſt; ferner Perſonen welche an ſteten Krämpfen leiden, u. ſ. w. Zeichen welche bei Perſonen, die ſchon Anlage dazu haben, baldigen Schlagfluß befürchten laſſen, ſind beſtändige hohe Röthe des ganzen Geſichts, Schwindel, Ohrenbrauſen, übelkeit bei nüchternem Zuſtande, plötzliche Abnahme des Gedächtniſſes, einzelne kleine Lähmungen, beſonders im Geſichte. Wenn Perſonen Anlage zum Schlagfluſſe haben, oder Vorboten davon merken, ſo müſſen ſie in allen ſinnlichen Genüſſen ſich der größten Mäßigkeit befleißigen, nie den Magen überladen, beſonders Abends nicht viel und nur leichte Speiſen genießen, ſich der erhitzenden Getränke enthalten, nach dem Eſſen keine anſtrengende Kopfarbeit vornehmen, vor Erhitzung überhaupt ſich hüten, beſonders aber ſchnelle Erkältung, Zugluft bei ſchwitzendem Körper, oder Erkältung des Kopfes, wenn er ſchwitzt, vermeiden. Dagegen müſſen ſolche Perſonen mäßige Bewegung vornehmen, ſtets auf gehörige, regelmäßige und leichte Leibesöffnung halten, und nach Maßgabe der Verhältniſſe und Conſtitution jährlich wenigſtens einmal etwas Blut weglaſſen. Doch erfodert dies letztere vorzüglich die nähere Beſtimmung eines Arztes nach den oben angegebenen Urſachen. Indeſſen machte wohl öfter, als mitunter ſelbſt Ärzte denken, Übermaß der Säfte, beſonders des Blutes, von zu fetter Lebensweiſe, und gewohnter Andrang deſſelben nach dem Kopfe von täglichem, reichlichem Genuſſe des Weins u. a. dergl. eine Verminderung der Blutmaſſe nothwendig. H.

Schlagſchatten (Mahlerei) heißt derjenige Schatten, welcher aus der Stellung des Gegenſtandes gegen die Sonne, oder irgend einen andern leuchtenden Körper geworfen wird, und welchen man bei einem erleuchteten Körper von dem Lichte abgekehrt bemerkt. (S. Schatten).

Schlangen, die zweite Ordnung der Amphibien, ſo benannt, weil ſie ſich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerſt biegſamen und geſchmeidigen Körpers auf mancherlei Art in ſich ſelbſt und um andere Körper ſchlingen oder winden können. Ihr wurmförmiger Körper, der gänzliche Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, ſowohl der Beine als der Floſſen, zeichnen ſie hinlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen ſich die Schlangen mit ungemeiner Geſchwindigkeit. Ihr langer geſtreckter Körper ſchießt, da vermöge ſeiner wunderbaren Einrichtung jeder Theil deſſelben eine elaſtiſche Feder iſt, die bei der Berührung des Bodens losſchnellt, pfeilſchnell dahin und ſcheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzufliegen, als die Erde ſelbſt zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden ſie ſich die Bäume hinan und heben ſich, wenn Zorn oder Liebe ſie erhitzt, auf ihren geringelten Schwanz geſtützt, mit dem Vordertheile ihres Körpers in die Höhe. Die Schlangen haben auch keine äußeren Ohren, wohl aber innere Gehörorgane und hören ziemlich gut. Das Verhältniß des Kopfs zum Rumpf, ſo wie die Geſtalt deſſelben, iſt ſehr verſchieden; die Augen ſind ſchön und feurig; die Mundöffnung iſt ungemein weit, und der Rachen kann ſtark erweitert werden, da die Kinnladen nur mittelſt elaſtiſcher Bänder zuſammenhängen; der Schlund dehnt ſich zu einem Kropfe aus, der ein drei bis vier Mal größeres Thier faßt, als die Schlange ſelbſt, we-

nigſtens in Rückſicht ihrer Dicke, iſt. Die Zunge liegt in einer Scheide verborgen, iſt lang und geſpalten, und bewegt ſich pfeilſchnell im Rachen, beſonders wenn man das Thier zum Zorn reizt. Die Ränder der Kinnladen ſind gezähnt, dienen aber nicht zum Zermalmen der Speiſen, ſondern bloß zum Feſthalten des erhaſchten Raubes. Nur bei Einigen finden ſich vorn ein Paar längere zum Verwunden geſchickte Zähne. Dieſe ſind hohl, beweglich, in einen feſten Knochen eingeſenkt, und ſtehen mit der Speicheldrüſe in Verbindung. Sie können durch eine Bewegung des Unterkiefers und mittelſt eigner Muskeln hervorgeſtreckt und eingezogen werden. Hinter ihrer Wurzel liegen kleine Bläschen, in welchen ſich aus der Speicheldrüſe ein Gift abſondert, welches beim Biß vermittelſt eines Drucks in den hohlen Zahn und durch eine äußerſt feine Öffnung an der Spitze deſſelben in die Wunde fließt. Viele Schlangen, beſonders in den heißen Ländern, führen ein ſo ſcharfes Gift bei ſich, daß es in kurzer Zeit, ja ſelbſt auf der Stelle tödtet. In Anſehung der äußern Bekleidung halten die Schlangen das Mittel zwiſchen den Fiſchen und Eidechſen. Die Schuppen, welche den äußern Überzug bei den mehreſten ausmachen, weichen in Hinſicht auf Größe und Geſtalt bei den verſchiednen Gattungen ſehr von einander ab, und auf ihrer Zahl und Zuſammenſtellung beruhen meiſt die Charaktere der Geſchlechter und Gattungen, obgleich dieſe Merkmale nicht ganz ſicher ſind. Das Knochengerüſte der Schlangen iſt höchſt einfach und beſteht außer dem Schedel in einer vom Kopfe bis zum Schwanze reichenden Reihe von Wirbelbeinen, ohne irgend weitere Verzweigungen. Die einzelnen Wirbelbeine ſind ſehr beweglich, und endigen ſich am hintern Theile mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins frei ſpielt. An den Seiten derſelben ſtehen die Rippen, die ſich nach mehrern Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Zacken. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen feſten Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile ſind daher von unten durch nichts als durch die breiten Bauchſchuppen und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwiſchen Haut und Eingeweiden beſchützt. In der Größe findet ſich bei den Schlangengattungen die äußerſte Verſchiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen meſſen andere nur wenige Zoll. Dabei ſind die Zeichnungen und Farben ungemein mannichfaltig und bei einigen ſo prächtig, daß man ſie zu den ſchönſten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden ſich nur in der heißen und in den gemäßigten Zonen, nicht jenſeit des Polarkreiſes. In den heißen Ländern innerhalb der Wendekreiſe gibt es die meiſten, die größten, die ſchönſten und die gefährlichſten. Mehrere Gattungen trifft man ſowohl in der alten als neuen Welt an. Faſt alle lieben feuchte, dumpſige, aber zugleich warme Örter. In der Hitze des hohen Sommers ſind ſie am lebhafteſten und thätigſten, die giftigen aber auch am gefährlichſten. Dagegen werden ſie im Herbſt immer träger und erſtarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen ſtreng iſt. In dieſem Winterſchlaf verbleiben ſie, bis das Frühjahr ſie wieder erweckt. Alsdann häuten ſie ſich. Die größern Schlangengattungen ſind dem Winterſchlaf nicht unterworfen, da ſie nur in heißen Ländern leben; auch zeigen ſie keine Geſelligkeit, dagegen man die kleinern öfters in ganzen Geſellſchaften und in einander verſchlun-

gen in Erdhöhlen u. ſ. w. findet. Alle Schlangen können im Waſſer leben, und ſuchen zum Theil ihren Fraß dort; aber ſie müſſen beſtändig Luft ſchöpfen, wenn ſie nicht erſticken ſollen. Die Nahrung der Schlangen beſchränkt ſich bloß auf das Thierreich. Die kleinern Gattungen fangen allerhand Inſecten und Gewürme, die größten aber ſtellen auch den größten Säugthieren nach, und ſelbſt Panther und Leoparden werden ihnen öfters zur Beute. Die Schlangen zerkauen ihren Fraß nicht, ſondern verſchlucken ihn ganz. Iſt ihre Beute dazu zu groß, ſo zermalmen ſie ſie durch ihre Windungen. Die Verdauung der mit Haut und Haar verſchluckten thieriſchen Körper ſcheint bei den mehrſten Schlangen viel Zeit zu erfodern, und daher ihr Fraß im Magen ſelbſt in Fäulniß überzugehn. Daraus laſſen ſich die übelriechenden Ausdünſtungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Urſach ſeyn mögen, daß man ihnen ſonſt eine betäubende Zauberkraft zuſchrieb. Sie gehören ſämmtlich zu den eierlegenden Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Leibe ſelbſt durch ihre eigne Wärme aus; dieſe pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (Viviparae) zu nennen. Für den Menſchen haben die Schlangen keinen bedeutenden Nutzen; einige dienen zu Arzneimitteln, andre, ſelbſt die giftigſten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geſchlechter der Schlangen, welche in ungefähr 104 Gattungen zerfallen.

Schlangenbad, ein warmer Quell in der Gegend von Wiesbaden und von Schwalbach, der durch einen Gehalt an Thonerde ſehr erweichend wirkt. Hufeland ſagt: es ſey gemacht ein Bad für Damen zu ſeyn, indem es die Haut fein, weich und jugendlich erhalte, und die durch Alter verlorne Gelenkigkeit der Glieder wieder herſtelle. Ebenfalls wird ein Quell bey Töplitz, in dem ſich ſonſt bisweilen Schlangen einfanden, ſo genannt.

Schlegel (Johann Elias), wurde 1718 zu Meißen geboren. Sein Vater war daſelbſt Appellationsrath und Stiftsſyndicus, und ließ dieſen Sohn durch Privatlehrer unterrichten. Schon im zwölften Jahre fing er an deutſche Verſe zu machen. Mit großen Kenntniſſen in den ſogenannten Schulwiſſenſchaften ausgerüſtet, beſuchte er Schulpforte, wo er auch über ſeinen jüngern Bruder Johann Adolph Schlegel die Aufſicht übernahm. Durch ſeinen Vater ermuntert, ſtudirte er den Horaz, ſuchte dieſen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu überſetzen, und verfertigte ſchon in ſeinen Schuljahren ſelbſt ein Trauerſpiel, welches er die Trojanerinnen benannte. Dieſen und mehrere Verſuche wagte er ohne weitern Beiſtand ſeiner Lehrer. So begeiſtert er war, wenn er arbeitete, ſo ſtrenge in der Kritik war er gegen ſich ſelbſt, und er ſtrich häufig die Hälfte ſeiner Arbeiten am andern Morgen durch, die er Abends vorher gemacht hatte. Mehrere, freilich ſelbſt für jene Zeit noch mittelmäßige dramatiſche Arbeiten vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 beſuchte, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, wurde er mit Gottſched bekannt, der, ſeinen wandelbaren Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu ſichern bemüht, auch Schlegel an ſich zog, und mehrere Aufſätze deſſelben in ſeine Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit aufnahm. Nach Beendigung ſeiner Univerſitätsjahre (1743) nahm ihn ſein Verwandter, der ſächſiſche Kriegsrath und Geſandte von Spener als Privatſecretär mit nach Copenhagen. Schlegel nahm

ſpäterhin an den bremiſchen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes thätigen Antheil, und gab ſelbſt eine Wochenſchrift unter dem Titel: der Fremde, heraus, worin er ſeine Bemerkungen über däniſche Sitten, Verfaſſung, Geſchichte, Sprache u. ſ. w. vortrug. Dieſe Wochenſchrift wurde in Dänemark ſowohl als in Deutſchland ſehr günſtig aufgenommen. Zum Behuf des däniſchen Theaters arbeitete er einige Luſtſpiele aus, welche nach ſeiner deutſchen Handſchrift in's Däniſche überſetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, deſſen Gunſt er ſich durch ſeinen Fleiß in der däniſchen Geſchichte und Sprache erworben hatte, wurde er (1748) zum außerordentlichen Profeſſor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Seine Einkünfte waren ſehr geringe, deſto größer ſeine Arbeitſamkeit, die verbunden mit Nahrungsſorgen ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er den 13ten Aug. 1749 im 31ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Höchſt rühmlich, aber kärglich belohnt war das Streben dieſes Mannes für die Literatur ſowohl ſeines erſten als zweiten Vaterlandes. Er war der erſte deutſche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind ſeine dramatiſchen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth geſunken, den ſie bei ihrem urſprünglichen Erſcheinen hatten, ſo bleiben ſie doch immer ſchätzbare Denkmale des erſten Aufblühens unſerer ſchönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel zu Copenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatiſchen Stücken befinden ſich Epiſteln, epiſche, lyriſche und allegoriſche Gedichte, und proſaiſche Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenſchrift: der Fremde, in dieſer Sammlung. Außerdem hat man auch eine Überſetzung des erſten und zweiten Bandes der Luſtſpiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Johann Adolph) geboren zu Meißen den 18ten Sept. 1721, bezog mit ſeinem Bruder Joh. Elias, nachdem beide zu Schulpforte die erſte gelehrte Bildung empfangen hatten, die Univerſität zu Leipzig. Hier entſtand zwiſchen ihnen, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A. der innige Freundſchaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutſchen Geſchmacks ſo vortheilhaft wirkte. Die bremiſchen Beiträge waren die erſte Frucht dieſes Bündniſſes. Späterhin gaben dieſelben Verfaſſer, von denen Johann Adolph Schlegel einer der eifrigſten war, unter dem Titel: vermiſchte Schriften, eine Monatsſchrift heraus, die als Fortſetzung jener Beiträge zu betrachten iſt. Nachher arbeitete dieſer Schlegel mit an der von J. A. Cramer herausgegebenen Wochenſchrift: der Jüngling. In äſthetiſcher Rückſicht erwarb ihm jedoch ſeine Überſetzung von Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen Grundſatz (les beaux arts reduits à un même principe), welche er mit eigenen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete, den meiſten Ruf, obgleich ſeine Anſichten oft eben ſo unhaltbar und beſtandlos ſind, wie diejenigen des von ihm verdeutſchten, und zum Theil widerlegten Originals. 1754 ward er als Prediger und Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium zu Zerbſt angeſtellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und, nach mehreren Beförderungen zu geiſtlichen Ämtern, das Amt eines Generalſuperintendenten des Fürſtenthums Lüneburg 1787 erhielt. Er ſtarb am 16ten September 1793. Obgleich der größere Theil von J. A.

Schlegels dichteriſchen Werken für unſere Zeiten keinen Werth mehr hat, obgleich ſeine äſthetiſchen Anſichten, ſeinem Zeitalter gemäß, noch höchſt beſchränkt waren, ſo verdienen doch ſeine Bemühungen um die deutſche ſchöne Literatur Achtung, und ſelbſt ſeine Fabeln (Leipzig 1769) und ſeine geiſtlichen Lieder (vermiſchte Gedichte Th. 1. Hann. 1786) gehören zum dem Beſſern, was wir Deutſchen in dieſen Dichtungsarten aufzuweiſen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner ſicherte ſich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 3 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern iſt. Seine beiden Söhne, Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, haben ſich einen entſchiednern Ruhm als Dichter und Äſthetiker erworben. (S. Beide).

Schlegel (Johann Heinrich), geboren zu Meißen 1724, ein Bruder von Joh. Elias und Joh. Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt. Er ſtudirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswiſſenſchaften, beſchäftigte ſich aber beſonders mit der Geſchichte der ſchönen Literatur, und kam durch Vermittelung ſeines ältern Bruders Joh. Elias als Secretär der däniſchen Kanzlei nach Copenhagen, wo er (1780) als Profeſſor der Geſchichte, königl. Hiſtoriograph und Juſtizrath ſtarb. Er hat mehrere Schauſpiele von Thomſon und andern engliſchen Dramatikern, nach Maßgabe ſeiner Zeit ſehr glücklich, verdeutſcht. Außer andern die däniſche Geſchichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geſchichte der däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Stamme (Copenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geſchrieben.

Schlegel (Auguſt Wilhelm) und Friedrich Schlegel, zwei Brüder, welche durch ihre kritiſchen Beſtrebungen durch eigene poetiſche Erzeugniſſe, durch Nachbildungen und Überſetzungen ihr Zeitalter ergriffen und eine literariſche Revolution veranlaßt haben, die, wiewohl ſie nicht in das Innere der Nationalität eindrang, doch auf deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft heilſam gewirkt hat. A. W. Schlegel iſt 1767 zu Hannover geboren, F. Schlegel eben daſelbſt 1772. Ihr Vater war Johann Adolph Schlegel, ihr väterlicher Oheim Johann Elias Schlegel, welche beide der gellertſchen Periode angehörten und ſich rühmlich in der Literatur hervorthaten. (S. oben.) Das wiſſenſchaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zuſammen; indeſſen fodert Jeder vorläufig ſeine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles" andeutet, herrſchte im älterlichen Hauſe das liebevollſte Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet. Ein beſondres Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten ſich ſeine Dichteranlagen und ſchon in ſeinen erſten, zum Theil abenteuerlichen Jugendverſuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling ſprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine ſelbſtverfertigte hexametriſche Rede, die eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen ſtudirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürgers Freundſchaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte 1789 die poetiſche Weihe gab und in einem klangreichen Sonette

die Unſterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an deſſen Akademie der ſchönen Redekünſte, in welcher ſich z. B. ſeine Ariadne findet. Zugleich war er ein Mitglied des philologiſchen Seminariums unter Heyne, und eine lateiniſche Abhandlung über die homeriſche Geographie, welche im Jahr 1787 das Acceſſit erhielt, bewährte früh ſeine gründliche Bekanntſchaft mit einem der ſchwierigſten Theile des Alterthums. Auch fertigte er im J. 1788 das Regiſter zum heyniſchen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeiſter nach Amſterdam, in das Haus des großen Banquiers Muilman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in ſein deutſches Vaterland zurückkehrte. Er nahm an den Horen, ſo wie ſpäter an den Muſenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil, beſonders zogen, außer den Briefen über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache, die Überſetzungen aus dem Dante mit ihrem Commentare die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich, wiewohl die Form des Originals abſichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taſchenbuche für das geſellige Vergnügen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil ſcherzhafte Beiträge, und war bis zum J. 1799 vielleicht der fleißigſte Mitarbeiter an der alten jen. Lit. Zeit., mit deren Redacteur, dem Hofrath Schütz, er bald auf eine ärgerliche Weiſe zerfiel. Im J. 1797 begann er die Überſetzung des Shakſpeare, in welcher bei der vollkommenſten Treue die Sprache, nach dem Ausdruck eines genialen Schriftſtellers, alle ihre Künſte ſpielen läßt. Der wohlthätige Einfluß dieſer Überſetzung auf den Geiſt und auf das Gemüth verwandter Deutſchen, ſo wie auf theatraliſche und declamatoriſche Darſtellung wird noch lange fortdauern. Von dieſer Überſetzung, die noch unübertroffen daſteht, ſind bis jetzt 9 Bände erſchienen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Profeſſor in Jena, wo er äſthetiſche Vorleſungen hielt, und ſich vom J. 1798 bis 1800 mit ſeinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband, einer Zeitſchrift, die, durch 5 Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzuſondern und bei aller kritiſchen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfänglichen Gemüthern zu entfalten ſuchte. Dieſes Athenäum, wiewohl es ſeiner Schärfe und ſeines übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geiſter viel beigetragen, einen freiern Geiſt in der Anſicht deutſcher Literatur aufzuregen, und die geiſtigen Vortheile werden in ſo fern den Nachtheil überwiegen, den dieſe Zeitſchrift ſowohl durch ihre eigene Hyperſthenie, als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkt hat. Noch erſchien während ſeines Aufenthalts in Jena die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte im J. 1800, unter welchen beſonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutſchen A. W. Schlegel iſt, namentlich die geiſtlichen und Kunſt-Sonette (die ihr Daſeyn einer Reiſe nach Dresden verdanken) einen Chor von geſchickten und ungeſchickten Nachahmern erweckt haben. In die letzten Jahre ſeines polemiſchen Lebens in Jena fällt noch das Leben Nicolai's von Fichte, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die Erſcheinung der Ehrenpforte für den Theater-Präſidenten von Kotzebue (1800). Dieſe Geburt des Capriccio, durch den hyperboreiſchen Eſel von K. veranlaßt, iſt nicht mit Unrecht von Vielen angefochten worden; doch muß man, um das Schauſpiel zu übergehen, die Spottgedichte aus ihrem eigenthümlichen Geſichtspunkte betrachten und der Wahrheit zur Ehre geſtehn, daß

A. W. Schlegel dieſes Quodlibet herausgab, als öffentliche Zeitungen die gewiſſe Rückkehr Kotzebue's ſogleich nach ſeiner Gefangennehmung gemeldet hatten. In das J. 1801 fallen die Charakteriſtiken und Kritiken in zwei Theilen, von beiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über Bürgers Werke, von A. W. Schlegel mit umfaſſender Einſicht und Unparteilichkeit ausgeſprochen, neu war; die andern Aufſätze waren aus mehrern Zeitſchriften zuſammengeſtellt. Gewiß iſt es, daß dieſe Sammlung manchen Geiſtesfunken entzündet und manche treffliche Ideen und Grundſätze mehr in Umlauf gebracht hat. Bald darauf erſchien der Muſenalmanach auf d. J. 1802, welchen er mit L. Tiek gemeinſchaftlich herausgab. Der Geiſt des Myſticismus und der Symbolik herrſcht hier vor; doch werden Viele mit Freuden dieſer Erſcheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schlegel an ſeine Stieftochter Auguſta Böhmer. Überhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein ſchönes Leben mit gleichgeſinnten Freunden, und nur der Tod von Novalis (ſ. d. Art. Hardenberg) hatte ſie in dieſem Zeitraume betrübt. — Jetzt hatte ſich A. W. Schlegel, der mit ſeiner Gattin, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte und ſich von ihr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802 Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters hielt, die im dritten Bande der Europa ſeines Bruders abgedruckt ſind. Im J. 1803 erſchien der Ion, ein antikes Trauerſpiel, über welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatraliſche Darſtellung ſehr lehrreiche Discurſe zwiſchen Bernhardi, Schelling und dem Verf. verführt wurden. Jener Zeitung hatte ſich bald der Freimüthige unter Kotzebues und Merkels Redaction entgegengeſetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die ſogenannte neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klätſchereien und Caricaturen nicht verſchmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf dieſen Schmutz nicht ein. In demſelben Jahr 1803 erſchien der erſte Band des ſpaniſchen Theaters, welcher 3 Stücke des Calderon enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte kurz zuvor im zweiten Stücke der Europa das Publicum auf den Genuß jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Überſetzer des Shakſpeare keine geringen Foderungen machen; ſie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl ſagen, daß er hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Überſetzung iſt treu, auch hat er ſich in Beziehung auf Sylbenmaße, Reime und Aſſonanzen die ſtrenſten Geſetze vorgeſchrieben und durchgeführt. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter allen Überſetzern; auch hat er nicht bloß unſere Literatur mit Überſetzungen aus ſüdlichen Sprachen bereichert, ſondern ſeine Virtuoſität auch in andern Überſetzungen, beſonders aus dem Griechiſchen, bewährt. Die Blumenſträuße der italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie, in welchen auch Gries einige Sonette des Petrarca überſetzt hatte, gaben im J. 1804 einen neuen Beweis dieſer Kunſtfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin gewann nun einen neuen Wendepunkt, indem er einer unfreundlich beengenden Proſa durch eine der edelſten Frauen entriſſen ward, mit welcher er ſich im freiern Lichte der Welt ſonnte und nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forſchte. Mit der Frau von

Staël, die er auch in der Elegie: „Rom" gefeiert hat, ging er im J. 1805 auf Reiſen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. Einige Recenſionen von ihm aus dieſem Zeitpunkte finden wir in der jen. Lit. Zeit., ſpäterhin in den heidelberger Jahrbüchern. In franzöſiſcher Sprache ſchrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den pariſer Literatoren ungewöhnliches Aufſehn machte. Im Frühlinge des J. 1808 hielt er in Wien vor einem glänzenden Kreiſe Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die 1809 bis 11 in 3 Theilen erſchienen ſind. Seine Abſicht dabei war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbingungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt. Und in der That herrſcht in dieſen Vorleſungen eine Klarheit und, wenn man den Überfluß von Liebe für einige Meiſter abrechnet, eine Beſonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Eben ſo beſorgte er im J. 1811 eine neue Sammlung ſeiner poetiſchen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In dieſen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben ſpielt, findet ſich der größte Reichthum poetiſcher Formen. Man kann den Werth dieſer von echter Bildung durchdrungenen Poeſien als bekannt vorausſetzen, ſich aber dabei nicht verſchweigen, daß die Elegie: „Rom," etwas alexandriniſch erſcheint, und daß ſie ihre Anſprüche in techniſcher Hinſicht doch nicht vollkommen rechtfertigt. Auch darf man fragen, ob der Dichter mit der Aufnahme einiger alten Gedichte, namentlich auf Merkel und Kotzebue, nicht den Wohllaut ein wenig verletzt habe? An dem deutſchen Muſeum ſeines Bruders nahm er beſonders durch die gründlichen Unterſuchungen Antheil, welche er in mehrern Stücken deſſelben über das Lied der Nibelungen anſtellte, von welchem er uns eine kritiſche Ausgabe verſprochen hat. — Die großen Ereigniſſe der Zeit bemächtigten ſich nun ſeines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politiſcher Schriftſteller in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, und begleitete ſelbſt den Kronprinzen von Schweden, welchen er im J. 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär, auch hat er zur Anerkennung ſeines Verdienſtes mehrere ſchwediſche Orden erhalten. Jetzt lebt er wieder in Copet. Das Neueſte, was wir von dieſem reichen Geiſte beſitzen, iſt ein Aufſatz über Necker im dritten Stücke der Zeitgenoſſen, und eine italieniſche ſehr gelehrte Abhandlung in der Biblioteca italiana 1816, über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechiſche Kunſtwerke erklärt. Noch möchte zu bemerken ſeyn, daß er manche Werke jüngerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den Lacrimas, 1803 und die dramatiſchen Spiele von Pellegrin, 1804. — Wir eilen nun zu ſeinem Bruder, Friedrich Schlegel, jetzt von Schlegel. Seine Kindheit verlebte er bei ſeinem Oheim, und dann bei ſeinem älteſten Bruder, welche beide Landgeiſtliche waren. Obgleich der Vater ihn dem Kaufmannsſtande zu widmen wünſchte, ließ er ihm doch einen vielſeitigen Unterricht geben, um ihm eine deſto freiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte indeſſen bei natürlichem Verſtande und lebhaftem Geiſte keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talents; doch fühlte er, da er in Leipzig die Handlung erlernte, ſeine Unfähigkeit dazu ſo lebhaft, daß der Vater ſeinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im 16ten Jahre, fing er ſeine ge-

lehrte Bildung mit dem glühendſten Eifer an. Er widmete ſich der Philologie, ſtudirte nur ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ſich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. Die erſte Schrift, mit welcher er, ſo viel wir wiſſen, öffentlich auftrat, iſt ein Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen, der etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an dem Journale Deutſchland, welches in den Jahren 1795 und 1796 Reichard in Berlin herausgab, ſo wie am Lyceum der ſchönen Künſte, welches 1797 unter derſelben Direction erſchien. Seine Beiträge beſtanden in Charakteriſtiken und Kritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufſätze über Forſter und Leſſing (deſſen Gedanken und Meinungen er ſpäter auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden herausgab), in das unter demſelben Titel angeführte Werk übergegangen ſind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden herauskam. Nur die Nachrichten über den Boccaz, zu welchen er ſpäterhin einen Nachtrag in der Europa lieferte, waren neu. Die erſte Schrift Fr. Schlegels von größerm Umfange waren die Griechen und Römer, 1797, welcher ein Aufſatz über die platoniſche Diotima und über die Darſtellung der Weiblichkeit in den griechiſchen Dichtern angehängt war. Den Werth dieſer Schrift erkannte ſelbſt Heyne mit Achtung an. Sie iſt nicht fortgeſetzt worden; man kann aber die Poeſie der Griechen und Römer, 1798, als den zweiten Theil derſelben anſehen, wiewohl auch dieſe Geſchichte leider nur ein Torſo geblieben iſt. In dieſen Werken zeigte Fr. Schlegel bei einer Fülle von Gelehrſamkeit die Originalität des Selbſtdenkers und die Kraft der hiſtoriſch-kritiſchen Waffen, mit welchen er ſich im Felde der antiken und modernen Poeſie zu bewegen anfing. Es kann hier der Ort nicht ſeyn, das Ganze zu charakteriſiren; indeſſen kann man ſagen, daß im erſt genannten Werke die beiden Kunſtwelten und ihre Erſcheinungen ſtrenge geſchieden wurden, und daß hier nach der vortrefflichen Abhandlung von Schiller in den Horen der Gegenſatz des Antiken mit dem Modernen, des Claſſiſchen mit dem Romantiſchen ſcharf ausgeſprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugniſſe der griechiſchen Poeſie in ihrem organiſchen Zuſammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrinismus, ſo wie die römiſche Ausartung, von helleniſcher Harmonie abzuſondern. Dabei beſchäftigte er ſich mit der Kritik des Platon, von welcher wir noch das Reſultat erwarten, weil er in ihm ein ergänzendes Princip ſuchte, ſo wie er ſich ſpäterhin zur indiſchen Literatur hinwendete. In Beziehung auf den Platon verband er ſich in Berlin mit Schleiermacher, zog ſich aber von der projectirten Überſetzung dieſes Schriftſtellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im Athenäum, welches er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich herausgab, befinden ſich viele gediegene Aufſätze von ihm, auch bloße fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. ſ. w. Im J. 1799 erſchien, als freies Werk der Phantaſie, des Gefühls und der Reflexion zugleich, der erſte Theil der Lucinde, die bis jetzt unvollendet geblieben iſt, wiewohl der Verf. einſt in der Europa erklärte, daß er ſie fortzuſetzen gedenke. Schwerlich haben ſich je über ein Werk mehr verſchiedene, zum Theil pöbelhafte Stimmen erhoben, und die Verkehrtheit in den Urtheilen der Menge, die in die-

ſem Romane bloß eine Art von Ardinghello fand, und in der Freiheit dichteriſcher Anſchauungen der Liebe das Wahre und Schöne nicht zu ſchätzen, den Geiſt und den Körper nicht zu ſcheiden wußte, hat wahrſcheinlich die Fortſetzung verhindert. Damals lebte Friedr. Schlegel in Berlin. Im J. 1800 habilitirte er ſich als Privatdocent in Jena, wo er mit großem Beifall philoſophiſche Vorleſungen hielt. In dieſer Periode trat er zuerſt als Dichter auf, da er vorher immer geklagt hatte, daß es ihm nur an der Sprache gebreche. Die erſten Gedichte von ihm befinden ſich im Athenäum, deſſen letztes Stück im J. 1800 herauskam, namentlich die kräftigen Terzinen an die Deutſchen. Im zweiten Bande der Charakteriſtiken und Kritiken, 1801, erſchien darauf ein größeres Gedicht im elegiſchen Sylbenmaße: „Hercules Muſagetes," welches für die Ergreifung ſeines eigentlichen Charakters und Strebens ſehr wichtig iſt. Von jetzt an ſprach er ſich in den mannichfaltigſten Formen aus, z. B. im Muſenalmanache von Vermehren auf 1802 und 1803, vorzüglich aber im M. Alm. von Tiek und A. W. Schlegel, worin die Abendröthe ein eben ſo architektoniſches, als muſikaliſches Gedicht iſt, um andere Gedichte zu übergehen. Die Aſſonanz wendete er bei größern Gedichten zuerſt an, nämlich im Alarkos (1802), einem Trauerſpiele, welches äſchyleiſch gedacht, doch dem Stoffe und der Äußerlichkeit nach romantiſch genannt werden muß. Auch dieſes Trauerſpiel erfuhr viele ungünſtige Urtheile; doch iſt es in Berlin und Weimar aufgeführt worden. Im J. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathete Schweſter öfters hinzogen. Dann reiſ'te er mit ſeiner Gattin (einer Tochter Mendelsſohns, mit welcher er ſpäter in Cöln zur römiſch-catholiſchen Kirche überging) nach Paris, wo er Vorleſungen über die Philoſophie hielt, die Europa, beſtehend aus zwei Bänden, oder vier Stücken, herausgab, und ſich außer der Kunſt und den ſüdlichen Sprachen beſonders mit der indiſchen Sprache und Literatur beſchäftigte. Die Reſultate dieſes Studiums legte er 1808 in der Schrift: „Über die Sprache und Weisheit der Indier," nieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieſes Verſuchs iſt doch der glückliche Fleiß dieſes unermüdlichen Forſchers rühmlich anzuerkennen. Auch machte er ſich während ſeines Aufenthalts in Paris um die altfranzöſiſchen Ritterromane verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handſchriftlichen Quellen in 2 Theilen herausgab, ſo wie 1805 den Lother und Maller. Doch war das Original der Rittergeſchichte, die er nach einer ungedruckten deutſchen Handſchrift bearbeitete, urſprünglich italieniſch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatiſche Aufklärungen über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den Notices et Extraits zog. Fr. Schlegel ging nun nach Deutſchland zurück, und ſein vaterländiſches Gemüth ergoß ſich auf der Reiſe zum Theil in dithyrambiſchen, zum Theil in elegiſchen Geſängen; doch immer weht die Hoffnung, wie friſche Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieſes Gefühls nicht allein in ſeinen Gedichten (1809), ſondern auch in ſeinem poetiſchen Taſchenbuche für d. J. 1806, worin er zugleich über die deutſche Kunſt, beſonders über das Weſen der gothiſchen Baukunſt treffliche Worte geſprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht in Romanzen, mit durchgehender Aſſonanz gebildet hat. Ein

noch ungedrucktes hiſtoriſches Drama, Carl V., durch Benutzung hiſtoriſcher Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war im folgenden Jahre als kaiſerlicher Hofſecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl, und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geiſt der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literariſchen Thätigkeit zurück, hielt zu Wien Vorleſungen über die neuere Geſchichte und über die Geſchichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erſchienen ſind. Wenn im erſten Werke bei der Eigenthümlichkeit hiſtoriſcher Anſichten eine gewiſſe Parteilichkeit durchſchimmert, ſo findet man im zweiten ein lebensreiches Gemälde aller Literaturen ſowohl der alten und mittlern, als der neuern Zeit. Im J. 1812 gab er das deutſche Muſeum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb ſich Metternichs Vertrauen durch manche diplomatiſche Schrift, und iſt jetzt Legationsrath der öſterreichiſchen Geſandtſchaft bei dem deutſchen Bundestage zu Frankfurt a. M. Die neueſte politiſche Schrift von ihm iſt eine Darſtellung der jetzigen Staatenverhältniſſe. Wir haben bei der gedrängten Überſicht der Werke dieſes großen Denkers, Schriftſtellers und Dichters manche Beiträge nicht erwähnt, die er z. B. in Roſtorfs Dichtergarten, im attiſchen Muſeum niedergelegt hat; auch hat er mit ſeinem Freund Ludwig Tiek die Schriften von Novalis, den erſten Theil des Florentin von ſeiner Gattin, und 1807 noch vor der Erſcheinung des franzöſiſchen Originals die Corinna der Frau von Staël deutſch herausgegeben, welche Überſetzung auch von ſeiner Gattin herrühren ſoll. — Wir äußerten im Anfange, daß die literariſche Revolution, welche dieſe geiſtigen Dioskuren bewirkten, nicht ganz in das Innere der deutſchen Bildung einging. Sie war, wiewohl ſie noch jetzt Spuren genug hinterlaſſen hat, größtentheils eine vorübergehende Erſcheinung, mehr durch die Schuld vieler ſogenannter Schlegelianer, als der Stifter ſelbſt, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntniſſe und bei dem Reichthume ihres Geiſtes eine zweckmäßige Form der Darſtellung nicht abſprechen kann. Beſonders iſt die Proſa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher ſich der Tiefſinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poeſie des Erſten, vorzüglich in den ſpätern Erzeugniſſen, bisweilen eine ungemein zierliche Künſtlichkeit. Wir müſſen aber von den eigenen poetiſchen Schöpfungen dieſer verbrüderten Kraft die kritiſchen Beſtrebungen ſondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilſames für die Zukunft erwarten darf, da ihre literariſche Laufbahn noch gar nicht geendet iſt. Es verdient Lob, daß ſie bei ihren ſteten polemiſchen Berührungen, ohne Rückſicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entſchiedenem Haſſe verwarfen, wenn ſie auch in jugendlichem Enthuſiasmus, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen ſeyn ſollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des Athenäums. Sie unterſchieden, wie oben ſchon angedeutet iſt, die Gränzen der antiken und romantiſchen Kunſt und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darſtellung, und machten in dieſer Hinſicht auf unſern größten Meiſter aufmerkſam, deſſen gründlicheres Studium ſie wirklich eingeleitet haben. Auch blieben ſie durch ihr reges Leben

in einer reichern Welt, ſo wie durch den ſchnellen Umtauſch ihrer Ideen von aller Pedanterie und geiſtigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall iſt. Die gegenſeitigen Verhältniſſe der beiden Brüder ſind am beſtimmteſten ausgeſprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1. Th S. 218 und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten ſtets harmoniſch mit einander, wenn ſie auch ihre Anſichten nicht immer theilten. Über eine gewiſſe Einſeitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen franzöſiſche Poeſie, wie über manches Andere, hat ſich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Stael, beſonders im dritten Theile ihres Werks über Deutſchland erklärt. Bey ſo vielen Verdienſten können ſie eben nicht ſo ſtrenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten, in der deutſchen Literatur, gleich einem Geſpenſt umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es iſt aber auch nicht zu läugnen, daß bei Vielen die Form vorwaltete, daß oft ein loſes Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Thyrſus ſchwangen, ohne begeiſtert zu ſeyn. bb.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernſt), einer unſrer gelehrteſten und geiſtreichſten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau den 25ſten Nov. 1768, empfing er ſeine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, fing darauf in dem Seminarium derſelben in Barby das theologiſche Studium an, hörte aber im J. 1787 auf, ein Mitglied dieſer Gemeine zu ſeyn, und bezog die Univerſität Halle, wo er ſeine Studien unter Nöſſelt und Knapp fortſetzte, dabei auch Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Univerſitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenſtein in Preußen und trat ſodann zu Berlin in das Schullehrerſeminarium unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerſt Hülfsprediger in Landsberg an der Warte, dann von 1796 bis 1802 Prediger am Charité-Hauſe zu Berlin. Hier trat er zuerſt als Schriftſteller auf, indem ihm der jetzige Biſchof Sack einen Theil der Überſetzung des letzten Bandes der blairſchen Predigten übertrug. Dann überſetzte er auf deſſen Anrathen Fawratts Predigten, zwei Bände, nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgegebnen Athenäum, und ſchrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Religion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des Sendſchreibens jüdiſcher Hausväter an Teller „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin.“ In dieſen Jahren wurde zwiſchen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinſchaftliche Überſetzung des Platon verabredet, von der jedoch Schlegel ſich, als das Werk begonnen werden ſollte, wieder zurückzog und die hernach Schleiermacher allein unternahm. Von derſelben ſind aus Schuld ſeiner wechſelnden Lagen und der Zeiten überhaupt von 1804 bis jetzt erſt fünf Bände erſchienen. Die Republik, Timäus, Critias, die Geſetze und Briefe, und eine verſprochene Charakteriſtik des Platon und ſeiner Philoſophie ſind noch zu erwarten. Dieſe Arbeit gehört unſtreitig zu den wichtigſten und fruchtbarſten, die über den Platon unternommen worden, da wohl ſchwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerſchöpflichen und unergründlichen Geiſt dieſes Philoſophen eingedrungen ſeyn möchte. Nach 1802 gab er die erſte Sammlung ſeiner Predigten heraus, denen bis jetzt zwei andre allmählig gefolgt

ſind. Einige Predigten, größtentheils bei beſondern Veranlaſſungen, ſind außerdem einzeln gedruckt. Alle dieſe Reden ſind Muſter eines klaren, gediegnen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht zu läugnen, daß er ſich minder an das Gefühl als an das Denkvermögen ſeiner Zuhörer wendet. In dieſer letztern Gattung der Erbauungsrede iſt er Meiſter, aber auch der erſtern keineswegs fremd. In demſelben Jahre ging Schleiermacher als Hofprediger nach Stolpe, wo er die „Kritik der Sittenlehre" und die „zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens" verfaßte, letztere ohne ſeinen Namen. Einen Ruf an die Univerſität Würzburg lehnte er nach dem Wunſch der Regierung ab, und ward noch in demſelben Jahre als Univerſitätsprediger und außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Philoſophie nach Halle berufen. Der Univerſitätsgottesdienſt kam jedoch erſt 1806 kurz vor dem Kriege zu Stande, der die Univerſität auf eine Zeit lang wenigſtens unterbrach. In dieſen zwei Jahren hatte er theologiſche Encyclopädie geleſen, exegetiſche und dogmatiſche Vorleſungen gehalten, auch philoſophiſche Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807 erſt nur auf einen Sommer nach Berlin zurück, begab ſich dann, als Halle abgetreten worden, ganz dahin, und hielt Vorleſungen vor einem gemiſchten Publicum. Zugleich nahm er als wahrer Patriot den lebhafteſten Antheil an den politiſchen Verhältniſſen, unter welchen ſein Vaterland ſchmachtete, und ſprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichſten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muth und Trotz, der ſelbſt inmitten der Bajonette Davouſts unerſchütterlich blieb. In dieſer Zeit erſchienen auch ſeine kleine Schrift „Über Univerſitäten," das „Sendſchreiben über den erſten Brief an den Timotheus" und der Aufſatz über Heraklit im wolfiſchen Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften, und früher „die Weihnachtsfeier." Im J. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete ſich. Als im Jahre nachher die neue Univerſität eröffnet wurde, trat er bei ſelbiger als ordentlicher Profeſſor auf, wie er es auch zuletzt in Halle ſchon geweſen war. Wohl möchte der Lehrſtuhl vor allem der ihm angemeſſenſte Wirkungskreis ſeyn. Hier zeigt ſich ſeine Beredſamkeit noch glänzender als auf der Kanzel. Im großen zuſammenhängenden Redebau, deſſen Kunſt von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags belebt wird, faßt er die ſchwierigſten und reichhaltigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft mit Klarheit zuſammen und verfolgt ſie in das Einzelnſte mit heller Ordnung und Sicherheit. Im J. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und 1814 Secretär der philoſophiſchen Claſſe, bei welcher Gelegenheit er von dem Antheil, den er ſeit 1810 an den Arbeiten in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern gehabt hatte, wieder diſpenſirt ward. Seit 1811 kommen in den Denkſchriften der Akademie mehrere Abhandlungen, beſonders die philoſophiſche Geſchichte betreffend, von ihm vor. Auch fällt in dieſe Zeit noch ſeine Darſtellung des theologiſchen Studiums. Von Vielen wird ihm, mit welchem Rechte, ſteht dahin, das Glückwünſchungsſchreiben an die zur Verbeſſerung der Liturgie niedergeſetzte Commiſſion zugeſchrieben. Unverkennbar herrſcht darin dieſelbe platoniſche Dialectik, die in der Schrift gegen Schmalz (ſ. d.) eben ſo bewundernswürdig als grauſam erſcheint. Die Schrift über Religion und Mythologie iſt ſeiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm.

Schleſien, ein jetzt zu Preußen, ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum gränzt gegen Morgen an das Königreich Polen, an Gallizien und an das Großherzogthum Poſen, gegen Mittag wird es von Ungarn durch ein dickes, ſtellenweiſe über eine Meile breites Gebüſch geſchieden, welches weder zu Ungarn noch zu Schleſien gehört, und da es von beiden Seiten nicht ausgerottet werden darf, ſowohl dem einen als dem andern Lande zur undurchdringlichen Vormauer dient, indem nur eine einzige Landſtraße durchgehauen iſt. Gegen Abend grenzt Schleſien an Böhmen, an die Ober- und Niederlauſitz, und an die Grafſchaft Glatz, und gegen Mitternacht an die Mark Brandenburg. Von dem ſudetiſchen Gebirge, wovon Schleſien gegen Weſten und Süden umgeben wird, ſehe man Carpathiſches Gebirge, Mähren und Rieſengebirge nach. Das Land ſelbſt wird eingetheilt in Ober- und Niederſchleſien. Zu Oberſchleſien gehören Teſchen, Troppau, Jägerndorf, Oppeln, Ratibor und Bielitz, die Standesherrſchaften Pleß und Beuthen, und einige Minderherrſchaften. Zu Niederſchleſien zählt man die Fürſtenthümer Breslau, Brieg, Glogau, Jauer, Liegnitz, Münſterberg, Sagan, Neiſſe, Öls, Schweidnitz, Wohlau, Trachenberg, und Carolath, die Standesherrſchaften Wartenberg, Militſch und Goſchütz, und mehrere Minderherrſchaften, auch rechnet man die Grafſchaft Glatz jetzt hieher. Politiſch iſt die Eintheilung in das preußiſche und öſterreichiſche Schleſien, welcher wir auch der leichtern Darſtellung und Überſicht wegen folgen wollen. Preußiſch-Schleſien begreift alle vorhin genannten Fürſtenthümer, Standes- und Minderherrſchaften, mit Ausſchluß der beiden Fürſtenthümer Teſchen und Bielitz, einiger Antheile an den Fürſtenthümern Neiſſe, Troppau und Jägerndorf, und elf Minderherrſchaften, aus welchem Allen das öſterreichiſche Schleſien beſteht. Preußiſch-Schleſien enthält auf einem Areal von 685 Quadratmeilen 1,948,000 Menſchen, 160 Städte, 30 Flecken, und 5650 Dörfer. Es iſt im Ganzen genommen ein ſehr fruchtbares Land, reich an Getraide jeder Art, als Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Spelz, Mais, Erbſen, Linſen, Heidekorn und Bohnen, und die Einwohner könnten hievon noch mehr ausführen, wenn die gebirgigen Gegenden in dieſer Hinſicht ergiebiger wären. Die beſten Gartengewächſe baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neiſſe. Das Obſt bei Niederbeuthen und Grüneberg iſt das vorzüglichſte. Der ſchleſiſche Wein, beſonders der am letztern Orte wachſende, iſt, wenn er einige Jahre gelegen hat, ſehr gut, und es wird damit nach dem Auslande hin ein ſtarker Handel getrieben. Aus dem ſchlechtern Wein wird Eſſig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden ſich weniger zum Getraide- und Gartenbau eignet, iſt er doch mit Holz bewachſen, oder gibt gute Weiden und Wieſen. Flachs wird in großer Menge gebaut, und iſt ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht ſo viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländiſchen Kaufmann im 16ten Jahrhundert eingeführt ward, iſt deſto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen, beſonders in der Gegend von Münſterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, ſammelt man in mehreren Gegenden fuderweiſe ein. Der Tabaksbau iſt ſeit einigen Jahren gleichfalls ſehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande

ab, indeſſen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpentin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfniſſen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Polen und Ungarn hergebracht, und auf den größern Ochſenmärkten, welche zu Brieg, Breslau und Schweidnitz gehalten werden, hat man ehedem wohl mehr als 15,000 Ochſen, auf einem Platze geſehen. Die inländiſche Schafzucht iſt veredelt, und die Wolle der ſchleſiſchen Schafe wird ſehr gerühmt. Wildpret iſt reichlich vorhanden, und die Oder, die übrigen kleinern Flüſſe, Seen und Teiche liefern viele und gute Fiſcharten. Das Mineral- und Steinreich iſt gleichfalls ſehr ergiebig an Eiſen, Kupfer, Blei, etwas Silber, mehreren Arten unechter Edelſteine, Marmor, Steinkohlen u. ſ. w. Auch gibt es in Schleſien mehrere Heilquellen, von welchen die zu Warmbrunn häufig beſucht und als Bad gebraucht wird. Die Manufacturen Schleſiens, beſonders die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen, ſind ſehr berühmt. Die letztern Manufacturen lieferten im Jahre 1805 für 10½ Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen ſtieg beinahe eben ſo hoch. Die **Oder** iſt der Hauptfluß in Schleſien, welches von ihr der Länge nach durchfloſſen wird. Auch die **Weichſel** und **Elbe** entſpringen beide in dieſem Lande und zwar die erſtere im Fürſtenthum Teſchen, fließt dann durch die Standesherrſchaft Pleß, und ſo nach Polen; die Elbe aber hat ihre Quelle auf dem Rieſengebirge im Fürſtenthum Jauer. Die Oder entſpringt freilich in Mähren, wird aber erſt in Schleſien zum bedeutenden Strome. Außerdem ſind hier noch viele kleinere Flüſſe, von denen der Bober und die Katzbach in der Geſchichte von 1813 ſo berühmt geworden ſind. Preußiſch-Schleſien iſt in kameraliſtiſcher Rückſicht in 48 landräthliche Kreiſe eingetheilt, von denen 32 zu dem breslauiſchen, und 16 zu dem glogauiſchen Departement gehören. Die höchſte Gerichtspflege beſorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Glogau, und Brieg. Außerdem ſind dem Lande 4 königliche Regierungen zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln vorgeſetzt. Ein großer Theil der oben genannten Fürſtenthümer, Standes- und Minderherrſchaften wird von mittelbaren Fürſten, Standes- und Minderherren beſeſſen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Juſtizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufſicht der königlichen Oberlandescollegien untergeordnet ſind. Die meiſten Einwohner beſtehen aus Lutheranern und Catholiken. Doch gibt es auch andere gottesdienſtliche Parteien, denen freier Cultus geſtattet iſt, als Huſſiten, Reformirte, griechiſche Chriſten, Herrenhuther, Schwenkfelder und Juden. Die Catholiken ſtehen in Kirchenſachen unter dem Biſchof von Breslau, der zugleich Fürſt von Neiſſe iſt, jedoch unbeſchadet der landesherrlichen Rechte des Königs von Preußen über dies Fürſtenthum. Die geiſtlichen Sachen der Lutheraner werden von den Provinzialconſiſtorien, und in letzter Inſtanz von dem Oberconſiſtorium zu Breslau geſchlichtet. Schleſien iſt als das Vaterland vorzüglicher Dichter und Gelehrten berühmt. Zu Breslau, der Hauptſtadt des ganzen Herzogthums Schleſien, iſt eine Univerſität. Eben daſelbſt, zu Glogau, Glatz, Leobſchütz, Oppeln, Neiſſe und Grüſſau ſind Gymnaſien, und zu Lignitz iſt eine Ritterſchule und gleichfalls ein Gymnaſium. Über-

haupt wird ſowohl auf dem Lande, als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das Beſte geſorgt. Der König von Preußen hat aus ſeinem Schleſien jährlich 8 Millionen Einkünfte. — Unter Öſterreichiſch-Schleſien verſteht man denjenigen Theil, welcher im hubertsburger Frieden 1763 dem Hauſe Öſterreich verblieb. Er gränzt gegen Oſten und Süden an Ungarn, Gallizien und Mähren, und begreift, wie ſchon geſagt, die Fürſtenthümer Teſchen und Bielitz, den größten Theil von Troppau und Jägerndorf und einen Theil vom Fürſtenthum Neiſſe nebſt 11 Minderherrſchaften. Das Ganze iſt ſeit 1784 in den troppauer und teſchener Kreis eingetheilt, und zu Mähren geſchlagen. Öſterreichiſch-Schleſien enthält einen Flächenraum von 81 Quadratmeilen, 24 Städte, einen Marktflecken, 536 Dörfer, und zwiſchen 260 bis 270,000 Einwohner. Die landesherrlichen Einkünfte betragen 800 000 Fl. Das Land iſt ſehr gebirgicht, und trägt Hafer und Gerſte, aber nicht hinlängliches Getraide für ſeine Einwohner, und iſt im Ganzen beſonders gegen Oſten nach dem carpathiſchen Gebirge zu, unfruchtbar und rauh. Aber der Flachsbau und der Kunſtfleiß der Bewohner, welche ſich mit Leinwand-, Tuch- und andern Wollenmanufacturen beſchäftigen, erſetzen das Fehlende. Auch gibt es hier Eiſenbergwerke, und die Bienen- und Viehzucht, beſonders an Pferden und Rindvieh, ſind ſehr wichtig und ergiebig. Obſt wird gleichfalls viel gebaut, und Waldungen gibt es ſehr viele. An Wildpret iſt daher kein Mangel, und in den carpathiſchen Gebirgen gibt es noch Bären und Wölfe. Die catholiſche Religion iſt freilich die herrſchende, doch haben auch die hier wohnenden zahlreichen Proteſtanten in ihren 12 Gemeinen, denen ein Superintendent vorgeſetzt iſt, freien Gottesdienſt. Die Geſchichte von Schleſien gehört hierher, und konnte nicht nach der neuen politiſchen Eintheilung dieſes Landes getrennt werden. Doch verweiſen wir hier beſonders auf die Artikel Friedrich Wilhelm (den großen Churfürſt), Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Preußen, und Thereſia (Maria), und beſchränken uns gegenwärtig bloß auf die Anführung der Hauptereigniſſe Schleſiens vor 1740. In ältern Zeiten wurde dieſes Land von den Lygiern und Quaden bewohnt, zwei Völkern, welche im 6ten Jahrhundert durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schleſien an Polen kam. Der Name Schleſien entſtand aus dem ſlavoniſchen Worte Zle, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böſe) bezeichneten. Unter polniſcher Herrſchaft wurden auch polniſche Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schleſiens fortbeſtehen, und die chriſtliche Religion eingeführt. Zur Befeſtigung der Letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polniſche Regent Boleslaus III. ſeine Länder unter ſeine Söhne theilte, bekam der älteſte, Wladislav oder Uladislaus, außer andern Landſchaften auch Schleſien, und den vornehmſten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von ſeinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und ſein Bruder Boleslaus III., der ſich ſeiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zuſtimmung ſeiner Brüder Wladislavs II. Söhnen, nämlich dem Boleslav, mit den Zunamen der Hohe, oder Altus, Miecislav und Conrad Schleſien 1163 ab. Dieſe drei Brüder, welche ſich in das Land theilten, wurden die Stammväter der ſchleſiſchen Herzoge aus dem piaſtiſchen Geſchlechte. Die

zahlreichen Nachkommen dieſer drei Herzoge theilten ſich wieder in ihre väterlichen Landesantheile, und daher entſtanden die vielen kleinen Fürſtenthümer, aus denen Schleſien beſteht. Johann, König von Böhmen, ſuchte das durch dieſe Theilungen, durch die Uneinigkeit ſeiner Regenten, und durch andere Urſachen geſchwächte Schleſien unter ſeinen Scepter zu bringen, und von 1327 trugen auch wirklich alle ſchleſiſche Herzoge (2 ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der anſehnlichſten fürſtlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger Karl IV. erhielt durch Heirath das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürſtenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schleſien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leiſteten 1335 und 1338, nachher wieder 1356 und 1372 auf Schleſien Verzicht. Unter der böhmiſchen Herrſchaft breiteten ſich hier Huſſens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus, und die Anhänger derſelben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienſtes. Das Ober- und Fürſtenrecht (supremum, tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislav 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher miteinander, allein der Letztern Macht ward immer mehr geſchwächt, ſo wie die Gewalt der Oberherrn zunahm, und die piaſtiſchen Herzoge ausſtarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürſten, allein mit weit größern Einſchränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polniſchen Regenten verſchwanden auch größtentheils polniſche Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutſchen Fuß geſtellt, und Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften fingen an, aufzublühen. Noch höher aber würde ſchon in frühern Zeiten der Flor des Landes geſtiegen ſeyn, wenn nicht die Proteſtanten während der öſterreichiſchen Herrſchaft ſo ſehr gedrückt worden wären. (Das Weitere unter den angeführten Artikeln und unter Reich (deutſches). N. P.

Schleswig, ein ſouveränes Herzogthum, ſonſt Süderjütland genannt, welches gegen Mitternacht an Norder-Jütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holſtein, gegen Abend an das deutſche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt gränzt. Es hat 192 Quadratmeilen Areal, ohne die dazu gehörigen Inſeln. Es iſt reich an Getraide, von welchem jährlich an 150 000 Tonnen ausgeführt werden, an Rindvieh, womit nicht bloß gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, ſondern welches auch Butter und Käſe zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fiſchen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz iſt Mangel. Unter den Manufacturarbeiten zeichnen ſich bloß die Spitzen von Tondern, und die Strümpfe und andere Wollenarbeiten der anliegenden Inſeln aus. An beiden Küſten, ſowohl der Nordſee als des Belts, iſt fruchtbares Marſchland. In dieſem Lande ſind 13 Städte, 11 Flecken und 1500 Dörfer, in denen ſich die geſammte Menſchenzahl auf ungefähr 286 bis 287,000 Einwohner beläuft, die ſich zur lutheriſchen Kirche bekennen. Seit 1792 hat Schleswig einen eigenen Generalſuperintendenten, unter welchem 11 Propſteien und 265 Prediger ſtehen. Dies Land gehört nicht mit zu Deutſchland, und iſt ſeit 1720, mit Ausſchließung der holſteiniſchen Herzoge, welche ſonſt hier gleichfalls Landesantheile beſaßen, der Krone Dänemark einverleibt. Übrigens hat das Herzog-

thum Schleswig ſeine Landſtände, welche aus dem Adel und den Städten beſtehen. 1805 wurde die Leibeigenſchaft hier völlig aufgehoben, und Schleswig wird jetzt mit Holſtein durch einen gemeinſchaftlichen königlichen Statthalter nach gleichen Geſetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geſchlichtet. Die Hauptſtadt dieſes Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley. Sie beſteht aus der Altſtadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, hat 1200 Häuſer und ungefähr 6800 Einwohner, ohne das Militär. Die Häuſer ſind meiſt gut gebaut und vorzüglich zeichnet ſich das Rathhaus aus. Auch iſt der Dom ſehenswerth. Es befinden ſich hier mehrere milde Stiftungen, unter denen das graue Kloſter, das Waiſenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichſten ſind. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, iſt das Johanniskloſter, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. In Schleswig reſidirt auch der königliche Statthalter, ferner iſt die Stadt der Sitz der höchſten Landesgerichte des Generalkriegscommiſſariats und des Generalſuperintendenten. Die Schifffahrt iſt, da die verſandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp.

Schleuſe nennt man einen Bau von Holz, Erde, Steinen oder dergleichen, der beſtimmt iſt, das Waſſer eines Sees, Fluſſes u. ſ. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es nöthigen Falls fließen zu laſſen. So hat man Schleuſen, wodurch das Waſſer von Flüſſen gehemmt und geſammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu laſſen; andere Schleuſen wieder dienen dazu, das Seewaſſer von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig iſt, unter Waſſer zu ſetzen, wie z. B. die Schleuſen in Flandern u. ſ. w. Wenn zwei ſchiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht ſind, und ein Theil des höher liegenden Stromwaſſers in den niedrigern geleitet worden; oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebauete Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: ſo legt man darin Schleuſen oder Waſſergebäude an, mittelſt deren man an einem Punkt das Waſſer des niedrigern Stroms dem höhern gleich erhöhen, und im umgekehrten Falle das Waſſer des höhern Stromes dem niedern gleich erniedrigen kann. Dieſes Gebäude nun beſteht in einer auf allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die ſo weit iſt, daß ein Schiff gemächlich hindurch kann, aber eine ſolche Länge hat, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt ſowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, iſt die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleuſen nur mit Stäben verſehen. Will nun ein Schiff ſtromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, ſo werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelaſſen; das Waſſer in der Kammer wird nun durch das zuſtrömende anwachſen, und ſich ſo weit erhöhen, bis es ſich mit dem höhern Stromwaſſerſpiegel in einer Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geſchloſſen, und die untern geöffnet, worauf das Waſſer aus der Schleuſe abfließt, und endlich bis auf den unterhalb befindlichen Stromſpiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich

mit geſunken, und hierdurch auf den öfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden iſt, ſo kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortſetzen. Will im Gegentheil ein Schiff stromauf fahren, ſo läuft es in die Kammer der Schleuſe ein; die untern Thorfliegel werden geſchloſſen, die obern aber geöffnet. Das zuſtrömende Waſſer ſteigt dann in der Kammer ſo lange, bis es die Höhe des höher liegenden Waſſerſpiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann dann ebenfalls auf dem Canal weiter ſtromauf bis in den Hauptſtrom fahren.

Schloſſer (Joh. Georg), wurde 1739 zu Frankfurt am Main geboren, ſtudirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altdorf die Rechtswiſſenſchaften, und erhielt am letztern Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienſte des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Carlsruhe, wo er Hofrath wurde, ferner Amtmann zu Emmendingen im Hochbergſchen, auch Geheimer Hofrath, kam als ſolcher 1787 nach Carlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer Rath und Director des Hofgerichts. Er ſtand ſeinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. Im J. 1794 foderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe ſeinen Abſchied, weil ein Geſetz, welches er zu Gunſten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten ſollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er ſich 1796 nach Eutin. Im Jahre 1798 wählte ihn ſeine Vaterſtadt Frankfurt zu ihrem Syndikus, wo er ſich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geſchäftsmann zeigte, aber ſchon den 17ten Oct. 1799 im 61ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Schloſſer war ein feuriger Denker und Wahrheitsforſcher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig ſchrieb und handelte. Er ſammelte die wohlthätigſten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geſchichte, Moral und practiſchen Philoſophie überhaupt und ſpendete ſie mit allen Blumen einer glänzenden Beredſamkeit aus. Man mußte ſeine Talente bewundern, ſein wohlwollendes Herz lieben, ſeine weltbürgerliche Geſinnung, ſeine Freimüthigkeit, und den edlen männlichen Ton ſeines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewiſſen Hange zur Paradoxie und zum Neuen und Ungewöhnlichen freiſprechen kann. Vor eigentlichem Myſticismus bewahrte ihn ſein heller Verſtand, ſo nahe auch ſeine Anſichten der Grundſätze des Glaubens und Wiſſens und der Umgang mit ſeinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi, und dem Grafen Friedrich Leopold von Stollberg darauf zu führen ſchienen. Er hat ſich durch mehrere Aufſätze um die practiſche Philoſophie verdient gemacht. Da er gewohnt war, alles auf practiſche Wirkſamkeit, auf das Thun zurückzuführen, und da ſein phantaſiereiches Philoſophiren nicht für trockene, abſtrakte Speculationen gemacht war, ſo gereichte ihm Kants kritiſche Philoſophie mit ihren tiefſinnigen Unterſuchungen zum Ärgerniß; und er ſchrieb mit einer Leidenſchaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des practiſchen Weiſen nicht würdig war. Sein Seuthes, oder der Monarch, und ſeine Schriften über die preußiſche Geſetzgebung und über andere Gegenſtände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und ſtudirte die Alten fleißig und hat den Longin vom Erhabenen und aus dem Äſchylus, Plato, Ariſtoteles, Thucydides u. ſ. w. Manches überſetzt. Auch hier waren es vorzüglich practiſche Beziehungen auf Moral oder Politik,

die er aufſuchte und hervorhob. Einer ſeiner Bekannten ſagt mit Wahrheit von ihm: „Vor Schloſſern, dem Popularphiloſophen und Menſchen, dem Bürger und Geſchäftsmann, dem Gatten und Vater, dem warmen Freunde des nahen und fernen Freundes, dem Lobredner der Abweſenden, dem Ermunterer jeglichen Verdienſtes, dem anſpruchloſen, traulichen Geſellſchafter, welcher für alles Gute Berührungspunkte hatte, vor ſeiner vollen, reichlichen und verborgenen Wohlthätigkeit muß auch der ſchwärzeſte Neid und der bitterſte Haß verſtummen." — Außer ſeinen zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufſätze und Überſetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schloſſers kleine Schriften, 6 Theile 8., Baſel 1779 — 1794 herausgekommen ſind. Seine Überſetzung des Longin vom Erhabenen erſchien mit einem Anhange und mit Anmerkungen zuerſt zu Leipzig 1781 kl. 8.

Schloſſer (Johann Ludwig), geboren den 20ſten October 1738 zu Hamburg. Er empfing ſeine erſte Bildung auf den beiden hamburgiſchen Schulen, dem Johanneum und dem Gymnaſium, und ging von letzterm auf die Univerſität Jena, um Theologie zu ſtudiren. Als er darauf wieder nach ſeiner Vaterſtadt zurückkam, wurde er in Bergedorf, welches den Reichsſtädten Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich gehörte, als erſter Prediger angeſtellt. Vereinigt mit dem Rector Friedrich Wilhelm Maſcho zu Bergedorf bemühte ſich Schloſſer in ſeiner Gemeine geläuteterte Begriffe über Religion zu verbreiten, welches ihm auch gelang. Als Candidat hatte Schloſſer 1768 mehrere Luſtſpiele, die damals zu den beſten gehörten, geſchrieben und drucken laſſen. Der Senior J. Melchior Göze nahm daran ein Ärgerniß und griff zu ſeinen polemiſchen Waffen. Die göttingiſche theologiſche Facultät gab ein Schloſſern nicht günſtiges Gutachten, mehrere Gelehrte miſchten ſich in den Streit, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, bis endlich der Magiſtrat zu Hamburg allen weitern Schriftwechſel verbot, und Schloſſern gegen ſeine Gegner in Schutz nahm.

Schlözer (Auguſt Ludwig von), einer unſrer gründlichſten und umfaſſendſten Geſchichtsforſcher, war geboren den 5ten Julius 1735 zu Jagſtadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergiſchen, und ſtammte aus einer alten rechtlichen Predigerfamilie. Er ſtudirte in Wittenberg Theologie. Hier ergriff ihn zuerſt der Wunſch, den er faſt ſein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt, und doch nicht erreicht hat, den Orient zu bereiſen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientaliſchen Sprachen. Dann ging er nach Stockholm, wo er 1758 ſeinen Verſuch einer Handelsgeſchichte herausgab. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich in Göttingen der Medicin, und bereitete ſich durch fortgeſetztes Ergründen der morgenländiſchen Sprachen, beſonders des Arabiſchen, in welchem er auch Unterricht gab, und die andern nöthigen Vorkehrungen, zu ſeiner Reiſe nach Aſien vor, als er nach Petersburg berufen ward, um dort Hauslehrer und Gehülfe des Hiſtoriographen Müller zu werden. Er kam dort im November 1761 an. Die Abenteuer ſeiner Reiſe und ſeines dortigen Aufenthalts bis 1765 beſchreibt er ſelbſt ſehr intereſſant in dem erſten Fragment ſeiner Autobiographie. In Rußland richtete er, durch mancherlei Umſtände bewogen, ſeine Arbeiten auf Geſchichte, Statiſtik und Politik. Manches ſeiner ſchätzbaren Werke dankt jener Periode ſeine Entſte-

hung. Von 1769 an war er Profeſſor in Göttingen, für das er eine ſolche Vorliebe gefaßt hatte, daß er oft ſagte: Extra Gottingam vivere non est vivere. Er verließ es nur in ſpätern Jahren, um mit ſeiner Tochter eine Reiſe durch Italien und die Schweiz zu machen. Dem Plan, den Orient zu beſuchen, hatte er entſagt. Er ſuchte ſich durch ein Reiſecollegium, das er einigen ausgezeichneten Wißbegierigen las und hernach auch drucken ließ, zu entſchädigen. Den 9ten September 1809 ſtarb er. Seine Verdienſte um die Geſchichte ſind bekannt. Mit ſeltener Erudition und ungemeinem Scharfblick beleuchtete er die verborgenſten Winkel der Staatsmaſchinen, beſonders der deutſchen, auch der ruſſiſchen. Sein Briefwechſel, und deſſen Fortſetzung, die Staatsanzeigen, ſein Neſtor, ſeine Univerſalgeſchichte reichen hin, ihm einen ehrenvollen Platz unter den Hiſtoriographen zu ſichern. Auch machte ihn ſein Talent, die verſteckteſten Verhältniſſe durch geſchickte Combinationen klar zu entwickeln, zu einem verdienſtlichen Schriftſteller für die Jugend. Meuſel in ſeinem gelehrten Deutſchland, und vornehmlich Heinſius in ſeinem allg. Bücherlexicon liefern die Verzeichniſſe ſeiner zahlreichen Schriften. — Auch ſeine Tochter, Dorothea, verehel. Rodde verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntniſſe eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die ruſſiſche Münzgeſchichte in den trockenſten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde, und trat mit ihrer Verheirathung anſpruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirkſamkeit zurück.

Schlüſſel, Muſik- oder Notenſchlüſſel. — Weil man ſich in der modernen Muſik eines größern Umfanges der Töne bedient als in der alten, und weil dieſer Umfang der bei uns gebräuchlichen Töne nicht mit einem Linienſyſteme von fünf Linien vorgeſtellt werden könnte, ohne die Noten bis zur Verwirrung des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen, ſo hat man in der Tonſchrift ein Kunſtmittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Töne jeder Stimme und jedes Inſtruments mit Bequemlichkeit darſtellen zu können. Dieſes Kunſtmittel beſteht in der Verſchiedenheit der Schlüſſel, vermittelſt welcher man den auf dem Linienſyſteme dargeſtellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region der Töne verſchaffen kann. — Man bedient ſich drei verſchiedner Arten dieſer Schlüſſel, nämlich erſtens des F-Schlüſſels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Töne unſeres Tonſyſtems dargeſtellt wird, und den man daher auch den Baßſchlüſſel oder das Baßzeichen nennt. Seine Form iſt 𝄢 und er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er geſetzt wird, das kleine f ſteht, und daß von dieſer Stelle die Stellen der übrigen Töne gezählt werden müſſen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite Schlüſſel iſt der G-Schlüſſel. Er dient für die höhere Hälfte der Töne und heißt auch Violinſchlüſel. Seine Form iſt: 𝄞 Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er ſteht, das eingeſtrichne g iſt, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der dritte Schlüſſel iſt der C-Schlüſſel: 𝄡 Er zeigt an, daß auf der Linie,

auf welcher er ſteht, das eingeſtrichne C iſt. Man braucht ihn anjetzt hauptſächlich in der Tonſchrift für die Discant-, Alt- und Tenorſtimme. Für den Discant ſetzt man ihn auf die unterſte Linie und nennt ihn dann Discantſchlüſſel; für den Alt wird er auf die mittlere Linie geſetzt, und heißt Altſchlüſſel, und für den Tenor auf die zweite von oben, und heißt Tenorſchlüſſel.

Schmalte, iſt eine blaue Farbe (oder Stärke), welche aus Kobalterzen auf nachfolgende Weiſe verfertigt wird. Die gedachten Erze werden von unmetalliſchen Theilen gereinigt, trocken gepocht, und auf dem Heerde des Calcinirofens durch starkes Reverberirfeuer unter öfterm Umwenden geröſtet, um ſie vom Arſenik zu befreien, der hiebei als Nebenbenutzung in dem ſogenannten Giftfange des Ofens geſammelt wird. Nach dem Abkühlen ſiebt man die geröſteten oder verkalkten Erze, und pocht die größern Stücke nochmals. Dieſer Kobaltkalk heißt Zaffer oder Safflor. Er wird nun mit mehr oder weniger fein gepülvertem Sande oder Kieſeln nach ſeiner verſchiedenen blaufärbenden Kraft vermengt, angefeuchtet, in Tonnen geſchlagen, worin er nach einiger Zeit zuſammenbäckt, und unter dem Namen Safflor als Handelswaare verkauft. Um nun aus den geröſteten Kobalterzen (Kobaltkalken) Schmalte zu machen, werden ſie, je nach dem ſie reicher oder ärmer an Farbe ſind, und die Schmalte ſelbſt blaſſer oder dunkler ausfallen ſoll, mit mehr oder weniger Pottaſche und reinem Sande, oder gebrannten und fein gepülverten Kieſeln in einem hölzernen Troge genau unter einander gemengt, und dann im Schmelzofen geſchmolzen, und von Zeit zu Zeit umgerührt, bis das daraus entſtehende Glas gut fließt, und durch und durch gleichförmig blau tingirt iſt. Nun ſchöpft man die fließende Maſſe mit eiſernen Löffeln durch die Schöpflöcher des Ofens aus, und ſtürzt ſie in große, mit kaltem Waſſer angefüllte Gefäße, worin das Glas verhärtet. Dieſes wird ſodann in einem eigenen Pochwerke trocken gepocht, geſiebt, und nachher auf eigenen Mühlen naß gemahlen, bis es gehörig fein iſt. Durch mehrmaliges Waſchen reinigt man die hiedurch erhaltene Schmalte noch, und ſortirt ſie nach ihrer größern oder geringern Feinheit. Die Schmalte oder blaue Farbe wird in verſchiedenen Künſten häufig verbraucht. Man färbt damit Cryſtall- und Schmelzgläſer, bemahlt damit das echte Porzellan, die Fayance und Töpferwaaren; auch die Mahler bedienen ſich derſelben. Die geringſte Sorte gebrauchen die Wäſcherinnen als Zuſatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäſche zu erhöhen. Anſtalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke. Die beträchtlichſten findet man in Sachſen bei Schneeberg und Tſchonau; auch gibt es in Schleſien und andern Gegenden Deutſchlands Kobaltbergwerke, und Blaufarbenwerke. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man ſie als unnütz weg, und fürchtete ſie wegen ihrer giftigen Eigenſchaften.

Schmacke (holländ. Smak-Ship), iſt ein kleines Fahrzeug, hinten und vorn breit, mit einem Gabelmaſt verſehen, mit flachem Kiele und hohem Verdeck. Es hat ein breiteres und ſchwereres Steuerruder als andere Schiffe, und wird in Holland meiſtens auf den Binnenlandswäſſern, in Deutſchland auf der Elbe und Weſer, auch zum Lichten großer Schiffe gebraucht.

Schmähſchrift (Libellus famosus), heißt ein ſchriftlicher, ohne Nennung des Verfaſſers verbreiteter Aufſatz, wodurch Jemand

eines Verbrechens beſchuldigt wird. Nach römiſchem Rechte traf den Urheber die Strafe der Deportation, welches eine Capitalſtrafe war, da ſie ſowohl den Verluſt der ſtaatsbürgerlichen Rechte (capitis deminutionem mediam) als auch der Familienrechte (capitis deminutionem minimam), d. h. des Rechts der Teſtamentserrichtung, der Ehe, und der Contracte, in ſich begriff. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Carls V. ſollten die Urheber der Schmähſchriften mit der Strafe der Wiedervergeltung (Poena talionis) belegt werden, nämlich mit der Strafe, welche auf das Verbrechen ſtand, deſſen Jemand in der Schmähſchrift beſchuldigt ward. Zum Begriff der letztern gehörte nothwendig 1. die Anſchuldigung eines Verbrechens gegen einen Dritten; 2. daß die Schrift verbreitet werde und zwar durch Mitwirkung des Verfaſſers ſelbſt; „daß er ſie ausbreite," ſagt die peinliche Halsgerichtsordnung; 3. daß der Verfaſſer ſich nicht genannt habe. — Eine Schrift alſo, die von dem Verfaſſer nicht bekannt gemacht wird, iſt, ſo lange ſie in deſſen Pult verborgen bleibt, keine Schmähſchrift; eine von Erſterm freilich verbreitete, aber nicht die Anſchuldigung eines Verbrechens enthaltende, jedoch ſonſt für Jemand beleidigende Schrift iſt bloß ein Pasquill; eine Schrift endlich, die zwar von dem Verfaſſer verbreitet iſt, wozu derſelbe ſich aber durch Vorſetzung ſeines Namens bekennt, und in der er einen Andern eines Verbrechens beſchuldigt, oder auch etwas minder Ehrenrühriges vorbringt, iſt weder Schmähſchrift noch Pasquill, ſondern bloße Injurie. S. auch Weber über Injurien und Schmähſchriften. N. P.

Schmalkaldiſcher Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun proteſtantiſchen Fürſten und Grafen, und 11 Reichsſtänden zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit gegen den Kaiſer Carl V. und die catholiſchen Stände zu Schmalkalden im Hennebergiſchen, vorläufig auf 6 Jahre, geſchloſſen und auf den Conventen zu Frankfurt im Juni und December deſſelben Jahres mit der Beſtimmung beſtätigt wurde, daß der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten ſollten. Er wurde, da der ſeichte nürnberger Religionsfriede ſeine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beſchluß, ein ſtehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, ſehr verſtärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anweſenden Theologen unterſchrieben wurden, und unter dem Nahmen der Schmalkaldiſchen Artikel bekannt ſind. Ihre erſte Beſtimmung auf dem vom Papſte angekündigten Concilio in Mantua zur Darſtellung des evangeliſchen Glaubens zu dienen, konnten ſie zwar nicht erreichen, da dieſes Concilium nicht zu Stande kam, doch ſind ſie als völlig übereinſtimmend mit der augsburgiſchen Confeſſion unter die ſymboliſchen Bücher der evangeliſch lutheriſchen Kirche aufgenommen worden und durch ihren derben Ton in Beſtreitung der papiſtiſchen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rückſichtsloſen Heftigkeit, von der Luther und ſeine Partei damals beſeelt war. Immer mehr gab ſich von dieſer Zeit an der ſchmalkaldiſche Bund eine feindliche Stellung gegen die Catholiſchen. Die volle Hälfte der Kräfte Deutſchlands war damals auf ſeiner Seite, ganz Sachſen, da das Meißni-

ſche nach Georgs Tode an den gut lutheriſchen Herzog Heinrich von Freyberg fiel, Heſſen, Wirtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltiſchen und mansfeldiſchen Lande in Vereinigung mit den oberdeutſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, rheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen Städten, die faſt alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die ſich weder die 1538 geſchloßne heilige Ligue der catholiſchen Fürſten, noch der durch die Türken und durch ſeine wiederholten Kriege mit Frankreich beſchäftigte Kaiſer ſtark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunſten der Städte Goßlar und Braunſchweig, durch Vertreibung des Herzogs Heinrich d. j. von Braunſchweig, welcher das eifrigſte Mitglied der Ligue war, und durch völlige Beſitznahme ſeiner Lande wagten, vor der Hand ungeſtraft, der Kaiſer wendete jedes Mittel der Liſt an, die Proteſtanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und dieſe würden gerade jetzt durch einen offnen, gemeinſamen Angriff des Kaiſers alles erlangt haben, was ſie wünſchten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen ſelbſt, die Verlegenheit Philipps wegen ſeiner Doppelehe und Johann Friedrichs Unentſchloſſenheit und grillenhafter Eigenſinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie ſahen der Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlaßnen Churfürſten von Cöln unthätig zu, ſie lehnten aus fürſtlichem Stolz den Beitritt tapfrer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab, ſie ſetzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeſchobene Unterſtützung des Königs von Frankreich, der freilich, weit entfernt den Proteſtantismus beſchützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiſer zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römiſchen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieſer ſelbſt ihr ärgſter Türke zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Juli 1546 von dem Heere der oberländiſchen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüſteten Kaiſer in Verlegenheit zu ſetzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um der aus Italien heranrückenden kaiſerlichen Armee den Paß zu verſperren. Doch die traurige Eiferſucht des Churfürſten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch dieſen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20ſten Juli gegen beide Bundeshäupter erlaßnen kaiſerlichen Achtserklärung, Moriz von Sachſen die Churlande als Vollſtrecker der Acht in Beſitz nahm, wodurch der Churfürſt zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich ſein Churfürſtenthum noch im Herbſte 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebſt ſeinem Bruder Ferdinand mit einem ſchlagfertigen Heere, das ihm ſchon ſämmtliche oberdeutſche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald ſtanden Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlaſſen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg den 24ſten April 1547 brachte ſie beide in des Kaiſers Gewalt. Dieſer traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den ſchmalkaldiſchen Krieg und löſ'te den ohnehin zerſtreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherſtellung der Religionsfreiheit,

für die die Proteſtanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Churfürſten Moriz erreicht, der 1552 den paſſauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. den Art. Moriz von Sachſen. E.

Schmalz nennt man ein weiches und ſchmieriges, thieriſches Fett, welches beſonders den fleiſchfreſſenden Thieren eigen iſt, dahingegen die bloß pflanzenfreſſenden Thiere ein Fett von feſterer Conſiſtenz (Talg) ausſchließend beſitzen.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), königl. preußiſcher Geheimerath und Profeſſor der Rechte auf der Univerſität zu Berlin, iſt geboren zu Hannover 1759, ſtudirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte an letzterm Ort 1786 die juriſtiſche Doctorwürde, und ward daſelbſt 1787 außerordentlicher Profeſſor der Rechte. Im J. 1789 ward er nach Königsberg in Preußen berufen. Als Schriftſteller hatte er ſich ſchon 1783 durch ſeine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe gezeigt. Jetzt erſchien von ihm nach kantiſchen Grundſätzen bearbeitet das Naturrecht in 3 Theilen, nämlich Darſtellung des reinen Naturrechts, das natürliche Staatsrecht, und das natürliche Familien- und Lehnrecht, ſämmtlich längſt vergeſſen. Späterhin ward er ein rüſtiger Phyſiokrat und verfocht Grundſätze, die bereits von den trefflichſten Staatsmännern gründlich widerlegt worden. Im J. 1802 ward er Director der Univerſität Halle, und erſter Profeſſor der Rechte daſelbſt, ging aber nach dem tilſiter Frieden nach Königsberg, und ward nachher bei der berliner Univerſität angeſtellt. Andre Schriften von ihm ſind: Handbuch der Staatswirthſchaft, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der halliſchen Juriſtenfacultät und Annalen der Politik. Wir bezweifeln ſeine Verdienſte ſo wenig als ſeine Rechtſchaffenheit. Aber ein nicht rühmliches Aufſehen erregte er im J. 1815, und reizte den Unwillen der Rechtlichen gegen ſich. Wohl aus keinem ſchlimmern Motiv, als aus dem eiteln Wunſche, einmal von ſich ſelbſt und ſeinem Antheile an dem Sturze der Franzoſenherrſchaft, ſo wie von ſeinen Verdienſten um König und Vaterland, wovon allerdings nichts zur allgemeinen Kunde gekommen war, öffentlich zu ſprechen, benutzte der Geheimerath eine ihn betreffende unrichtige Notiz in der ſchon vier Jahre zuvor erſchienenen bredow-venturiniſchen Chronik auf 1808, und berichtigte dieſelbe, obgleich der Irrthum im Buche ſelbſt längſt verbeſſert worden, 1815 in einer eignen kleinen Schrift unter dem Titel: Berichtigung einer Stelle in der venturiniſchen Chronik auf das Jahr 1808 über politiſche Vereine und ein Wort über Scharnhorſt und ſeine (Schmalzens) Verhältniſſe zu ihnen. In dieſer Schrift erzählt der Geheimerath unter andern (was wir als bloß ſeine an und für ſich gar nicht intereſſante Perſon betreffend übergehn), daß er im J. 1808 zum Director des Tugendbundes für die Marken ernannt worden, dieſe Ernennung aber, wie jede Theilnahme am Bunde nach Durchſicht der Statuten abgelehnt habe, und daß er deßhalb vielfältig angefeindet worden, und noch werde, obgleich er doch dem Bunde, wenn auch nur indirect, weſentliche Dienſte geleiſtet. Trotz der nachherigen geſetzlichen Aufhebung des Bundes, behauptet er, dauere derſelbe in der Stille in andern aus ſeinen Trümmern entſtandnen Verbindungen fort. Von dieſen gingen aus jene „pöpelhaften" Schmähreden gegen andre Re-

gierungen, und jene „tollen" Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutſchlands unter Eine Regierung in einem Repräſentativſyſtem, wie ſie es nennten. Es charakteriſire die Mitglieder dieſer politiſchen Vereine leidenſchaftliches Predigen unbedingten Todhaſſes gegen Frankreich, verbunden mit den ſchmählichſten Beſchuldigungen gegen alle deutſche Regierungen. Mit Vergiftung der heiligſten Sittlichkeit lehrten ſie wirkliche beſondre Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere, übertreten. Wie vormals die Jacobiner die Menſchheit, ſo ſpiegelten ſie die Deutſchheit vor, um uns der Eide vergeſſen zu machen, wodurch wir Jeder ſeinem Fürſten verwandt ſind. Sie wollten durch den Krieg Deutſcher gegen Deutſche Eintracht in Deutſchland bringen, durch bittern gegenſeitigen Haß Einheit der Regierung gründen, und durch Mord, Plünderung und Nothzucht, welche letztere gar klärlich gepredigt werde, altdeutſche Redlichkeit und Zucht vermehren. Zwar rühmten ſie gar keck, was ſie, die Verbündeten (zu denen auch alle deutſche Schriftſteller gehören, die vor und in jener verhängnißſchwangern Zeit durch Wort und Beiſpiel den vaterländiſchen Sinn ihrer deutſchen Landsleute zu erheben und mit Glauben, Muth und Hoffnung zu ſtärken ſuchten), gethan hätten, um die preußiſche Nation zu begeiſtern; allein ſie ſagten nur keck die Unwahrheit. Von Begeiſterung ſey 1813 bei den Preußen keine Spur geweſen. Das Volk habe in ruhiger Kraft auf den Wink des Königs gewartet, und ſey nur auf königlichen Befehl zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit geeilt. Und das ſey gerade das Edle, Schöne und Große geweſen, daß Niemand die Miene angenommen, als thäte er etwas Beſonderes, ſondern daß man die Waffen genommen habe, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löſchen einer Feuersbrunſt beim Feuerlärm eilt ꝛc. ꝛc. Wenn ſo grundloſen und abgeſchmackten Behauptungen einer Seits Mangel an aller höhern Einſicht zum Grunde liegt, ſo beruhen ſie auf der andern ſichtbar auf einem Übermaß von Eitelkeit und Selbſtliebe. Der Geheimerath empfand es übel, daß in jener großen Zeit ſo Unzählige mehr gethan als er, er wollte zeigen, daß er damals ganz im Geiſte eines guten Patrioten und Unterthanen gehandelt, pflichtmäßig und beſonnen, während jene großentheils von einem gefährlichen Schwindel ergriffen geweſen. Die Anführung, daß das Volk im Ganzen eben ſo wie er gehandelt habe, ſteht mit dieſer Anſicht ſo wenig im Widerſpruch, daß ſie ſie vielmehr beſtätigt; er und das Volk waren Eins, und unter dieſer namenloſen Menge erſcheint allerdings der Geheimerath als ein Vorzüglicher, während er gegen jene Andern, deren Namen ein Eigenthum der Nation geworden, verſchwindet. Sehr übel hatte der Geheimerath die Folgen ſeiner nichtigen Behauptungen vorausgeſehn. Sie bekamen dadurch eine, wenn auch unbeabſichtigte, Wichtigkeit und Bedeutung, daß ſie gerade in dem Zeitpunkt erſchienen, wo nach Beendigung des großen Kampfes alle deutſche Völker das Anerkenntniß ihres Werths und ihrer Selbſtſtändigkeit durch Gewährung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten von ihren Regierungen erwarteten. Daher das Aufſehn. Zunächſt trat **Niebuhr** (geheimer Staatsrath, jetzt preußiſcher Geſandter zu Rom) mit einer Schrift: **Über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation**, gegen den Geheimenrath auf, worin er ſtatt leerer Behauptungen gerichtlichen Beweis von demſelben fo-

derte. Ohne dieſen zu geben und geben zu können, antwortete jener theils durch Wiederholung des Behaupteten, theils durch Ausflüchte, ohne daß ſeine Sache dadurch gewann. Aber zu gleicher Zeit waren auch Koppe (Die Stimme eines preußiſchen Staatsbürgers in den wichtigſten Angelegenheiten dieſer Zeit; reich an den trefflichſten Anſichten), Ludwig Wieland (Bemerkungen gegen die Schrift des Geheimenraths Schmalz in Berlin über politiſche Vereine u. ſ. w., und ſpäter: über die ſchmalziſche Vertheidigungsſchrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr), Fr. Schleiermacher (An den Herrn Geheimenrath Schmalz; ein wahres Meiſterſtück verſpottender Dialektik), Fr. Förſter (Von der Begeiſterung des preußiſchen Volks im J. 1813 als Vertheidigung unſres Glaubens), Fr. Rühs (Das Mährchen von den Verſchwörungen), Krug (Das Weſen und Wirken des ſogenannten Tugendbundes und andrer angeblichen Bünde), ferner die deutſchen Blätter in zwei, auch einzeln gedruckten, Aufſätzen (Gegen den Geheimenrath Schmalz, und: Die neuen Obſcuranten im J. 1815), die Nemeſis (Band 5) und mancher andre Gegner (z. B. Wenige Worte vom Untugendbund u. ſ. w.) gegen den Geheimenrath in die Schranken getreten und hatten auf eine mehr oder minder glimpfliche und feine Weiſe dargethan, daß die Behauptungen deſſelben ohne allen Grund ſeyen. So vielen und ſowohl durch die Sache als durch den Geiſt ihm weit überlegnen Widerſachern konnte der Geheimerath nicht ſtehen. Mit wenigem Glück ſuchte er ſich durch ſein Letztes Wort über politiſche Vereine zu rechtfertigen. Er fühlte zu lebhaft ſelbſt, daß er unüberlegt gehandelt habe, und konnte am Ende nichts weiter thun, als ſich auf ſeine anerkannte Rechtſchaffenheit berufen, um wenigſtens den Vorwurf von ſich abzuwenden, daß er Volk und Fürſten habe entzweien, rechtliche Männer verleumden wollen u. dergl. mehr. Ein Befehl des Königs von Preußen, worin derſelbe die Verdienſte des von ihm früher beſtätigten, nachher aber aufgehobnen ſittlich wiſſenſchaftlichen ſogenannten Tugendbundes anerkannte, aber nun zu ſchweigen gebot, machte in den preußiſchen Landen dem mit großer Erbitterung geführten Streite ein Ende. Der Geheimerath trat geſchlagen vom Kampfplatz, zwar von dem König von Preußen mit dem rothen Adlerorden, und von dem König von Wirtemberg mit dem Civilverdienſtorden belohnt, aber in der Meinung des Publicums ſo ſehr geſunken, daß wir vermuthen, er fühlt über den ganzen Vorfall die bitterſte Reue. Uns fällt dabei das alte Wort ein, das auch auf den Geheimenrath ſeine Anwendung findet: Si tacuisses, philosophus mansisses.

Schmauß (Johann Jacob), einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, wurde zu Landau im Elſaß 1690 geboren, ſtudirte zu Straßburg und Halle, hielt daſelbſt Vorleſungen, und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath, und 1728 von eben demſelben zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Profeſſor des Staatsrechts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er den 8ten April 1757 ſtarb. Er las zu Göttingen mit dem größten Beifall über Geſchichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein genialer Kenner und Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaften, beſonders der neuern Geſchichte. Er war ſcharfſinnig und freimüthig, und eröffnete manche neue Anſichten. Aber ſein Charak-

ter hatte viele Flecken. Er war ein Tyrann in ſeinem Hauſe, und ein roher anſtößiger Mann in ſeinen Sitten. Unter Schmaußens Schriften ſind zu merken: Corpus Juris publici sacri Romani Imperii academicum. Lips. 1715, Vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendaſ. 1774, 8.; Corpus Juris gentium academicum, Vol. II. Lips. 1730, 8.; Einleitung zu der Staatswiſſenſchaft, 2 Theile, Leipzig 1741. Durch ſein neues Syſtem des Rechts der Natur (Göttingen 1753) erregte er Aufmerkſamkeit, da er einige neue Anſichten darin aufſtellte. Sein neueſter Staat von Portugal (2 Theile, Halle 1714, 8.) verdient gleichfalls als eine ſehr gute Geſchichte von Portugall voll vortrefflicher kritiſcher Bemerkungen Achtung.

Schmelzen iſt der Übergang eines feſten Körpers in den tropfbaren Zuſtand. Dieſer Übergang wird durch Wärme oder Hitze, die bei dem einen Körper ſtärker, bei dem andern geringer ſeyn muß, bewirkt. Es ſcheint nur der Wärmeſtoff den Zuſtand der Flüſſigkeit bewirken zu können, indem er ſich vermöge einer chemiſchen Verwandtſchaft mit den Theilen eines feſten Körpers verbindet, und den Zuſammenhang derſelben, welcher den Zuſtand der Feſtigkeit ausmacht, aufhebt. Nach angeſtellten Verſuchen wollte Blei in bloßem Waſſerſtoffgas nicht ſchmelzen, dagegen es augenblicklich ſchmolz, als man atmoſphäriſche Luft hinzuließ; darf man dieſen Verſuchen trauen, ſo beweiſen ſie, daß zum Schmelzen noch etwas anderes als Wärmeſtoff erfoderlich iſt. Nicht alle Körper ſind ſchmelzbar. Einige verändern ihren Aggrezatzuſtand in den höchſten Wärmegraden nicht, andre verflüchtigen ſich endlich, ohne zu ſchmelzen, mit oder ohne Zurücklaſſung eines Rückſtandes, den man Kohle nennt. Die wirklich ſchmelzbaren Körper erfodern, um in Fluß zu kommen, einen ſehr verſchiednen Wärmegrad. Iſt dieſer noch nicht erreicht, ſo dehnen ſie ſich zwar ihrem Umfange nach aus, allein ſie bleiben immer noch mehr oder weniger feſt. Wird er überſchritten, ſo reißt die ausdehnende Kraft die geſchmolznen Theile in Dampfgeſtalt mit ſich fort. Man pflegt nach den Graden, welche ſie zum Schmelzen erfodern, leichtflüſſige und ſtrengflüſſige Körper zu unterſcheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grunde beruht, viel Willkürliches und Unbeſtimmtes hat, denn ſo leichtflüſſig auch Blei, und ſo ſchwerflüſſig auch Eiſen dagegen iſt, ſo iſt doch jenes gegen Butter ſchwerflüſſig, und dieſes gegen Platina noch leichtflüſſig. In vielen Fällen wird die Strengflüſſigkeit durch Verbindung mit andern Materien vermindert. Kupfer mit Zink vermiſcht fließt leichter als für ſich; reine Thonerde fließt in der ſtärkſten Hitze nicht, wohl aber in Verbindung mit dem Kalk. Verſchiedne Subſtanzen ſind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüſſig, als Waſſer, Milch, Wein, ätheriſche Öle, Queckſilber. Letzteres iſt unter allen bekannten Stoffen derjenige, welcher zu ſeiner Flüſſigkeit des geringſten Wärmegrades bedarf. Die Art und Weiſe, wie der Zuſtand der Flüſſigkeit eintritt, ſo wie die Nebenumſtände, ſind auch bei verſchiednen Körpern verſchieden. Einige zerfließen nach und nach, wie das Eis, andre erweichen immer mehr und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eiſen, noch andre zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu ſeyn, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andre nicht.

Schmergel iſt eine Steinart, die zum Granatgeſchlechte gehört, und ehemals bei Schneeberg in Sachſen in verhärtetem Talke (Agalmatholit) vorkam. Er iſt blauſchwarz und ſehr hart; er wird deßhalb zum Steinſchneiden und Poliren ſehr geſucht. Ihm ähnlich iſt der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonſt werden auch Granaten, Pyrenäit, Eiſenkieſel für Schmergel zum Steinſchneiden verkauft. F.

Schmerz nennt man jede hervorſtechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dies nur von körperlichen Gefühlen, uneigentlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme innere Empfindungen, und nennt daher auch eine heftige unangenehme Erregung des Gemüths mit dem Worte Schmerz. Unter dem Gefühle iſt aber hier nicht der beſondre Sinn, den wir auch Gefühl, als Gefährten der übrigen Sinne, des Geſichts, Gehörs, Geruchs und Geſchmacks nennen, zu verſtehn, ſondern das allgemeine Gefühl, welches wir, in ſo fern es den ganzen, innern ſowohl als äußern, Organismus umfaßt, phyſiologiſch Gemeingefühl nennen. (Man ſehe die Artikel Phyſiologie, Gemeingefühl und Nervenſyſtem.) Das Gemeingefühl, auf welches unſer Selbſtgefühl in körperlichem Betracht ſich gründet, wird durch das den ganzen Körper durchdringende Nervenſyſtem vermittelt. Durch daſſelbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eignen. Auf dieſes Gemeingefühl folgt zunächſt das äußerliche Gefühl der Haut, welches zuerſt in noch unbeſtimmter Stärke über die ganze Oberfläche des Körpers vermöge des Gewebes der Hautnerven verbreitet iſt. Dieſes Gefühl iſt der Boden, auf welchem die eigentlichen Sinne wurzeln, denn alle dieſe ſind nur eine feinere Modification, eine Erhebung zu einem höhern Grade, und durch eine Auswärtskehrung der Nervoſität nach der Außenwelt bedingt. Das Gefühl als Sinn des Getaſtes ſelbſt entwickelt ſich erſt vollkommen in den Fingerſpitzen, und einigermaßen auch in den Fußzehenſpitzen. Dieſe Sinne aber ſind nicht der Sitz des Schmerzes; ſie werden nur von den ihnen angemeſſenen Gegenſtänden erregt, angenehm oder unangenehm, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geſchmack z. B. iſt noch kein Schmerz, eben ſo wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer ſchlechten Muſik u. ſ. f. Allein das Sinnesorgan ſelbſt, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und iſt es in ſo fern auch mit Nerven des Gemeingefühls verſehen, folglich auch durch dieſes ſelbſt des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, ſondern überhaupt als Theil des Organismus. Auch kann kein Sinneseindruck, als ſolcher, Schmerz erregen, ſondern nur in ſo fern er ſo heftig oder ſo beſondrer Art iſt, daß er die eigenthümliche, zärtere oder feinere Empfänglichkeit des Sinnesnerven gleichſam durchbricht, und die allgemeinere des Gemeingefühls ergreift. Das Gemeingefühl wird im geſunden Zuſtande gar nicht erregt, ſondern die Geſundheit des Organismus offenbart ſich der Seele alsdann, wenn dieſe ihre Aufmerkſamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch dieſe genußreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Waſſerſpiegel ſeine Klarheit durchſchauen läßt. Das Nervenſyſtem des Organismus, welches (als das reproductive) die Ausbildung und Erhaltung deſſelben beherrſcht, enthält, als der irdiſche Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das höchſte Ziel ſeiner Thätigkeit iſt erreicht, wenn dieſer ſowohl im Ganzen, als in den ein-

zelnen Theilen harmoniſch beſteht. Geht dieſe harmoniſche Thätigkeit des Nervenſyſtems ohne Störung fort, ſo geht auch das Leben der Idee ohne Störung, ohne Aufregung in ſich klar und ungetrübt fort. Es iſt folglich kein Grund vorhanden, daß es eine andre Hemmung erfahren ſollte, da das Ziel ſeiner Thätigkeit in ihm ſelbſt liegt, und es ganz eins mit dem ihm angehörigen Organ iſt, indem ja dieſes ſelbſt nichts anders als die leiblich geoffenbarte dem Nerven inwohnende Idee iſt. Folglich kann das Gemeingefühl kein Object haben, weil dieſes (wie bei den Sinnen) etwas ihm Entgegengeſetztes, ihm Fremdes ſeyn müßte, was aber das den Nerven umgebende Organ nicht ſeyn kann, da es mit ihm eins iſt. Dieſe Klarheit des Selbſtgefühls iſt daher ein nothwendiger Begleiter der Geſundheit, und das eigentliche behagliche Gefühl des Wohlbefindens. Jede geſetzwidrige Hemmung der Function des Nerven und ſeines Organs veranlaßt nun eine Trübung dieſes Selbſtgefühls, offenbart ſich als Übelbefinden, und wenn die Einwirkung heftig iſt, als Schmerz. Jede Krankheit äußert ſich daher durch unangenehme Gefühle, ſo wie jeder Theil des Organismus, welchen man hervorſtechend fühlt, krank iſt. Der körperliche Schmerz entſteht demnach von einer heftigen und beſchränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine ſolche Einwirkung kann theils von außen herkommen, von mechaniſchen Urſachen, von Verletzung des Zuſammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck; von chemiſcher Einwirkung zerſtörender Subſtanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organiſch einwirkenden, die Function eines Theils gewaltſam hervorrufenden Dingen, wie z. B. von dem ſcharfen Stoffe der Canthariden. Theils aber kann der Schmerz von innen ſelbſt erzeugt werden durch widrige Affection des Gemeingefühls, entweder von geſetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor dem andern, wodurch die Harmonie aufgehoben worden, und ein Theil des Nerven in ſeiner Function eine Störung und Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um ſo mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven verſehen iſt, daher iſt auch jedes Fieber mit ſchmerzhaften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl iſt, auf deſto wichtigere Störungen der Geſundheit iſt zu ſchließen. Der körperliche Schmerz kann in ſeinen Folgen nachtheilig, aber auch wohlthätig ſeyn. Das erſtere iſt er durch ſeine niederſchlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig iſt, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervenſyſtems, welche zuweilen durch ſtarken und anhaltenden Schmerz ſo heftig werden können, daß bloß hiervon der Tod erfolgen kann. Doch haben ſie auch als Natureinrichtung ihre wohlthätigen Folgen. Der Schmerz überhaupt macht die Seele aufmerkſamer auf das Leiden ihres Körpers, als es ohne ihn geſchehen würde, und treibt daher den Menſchen als ein mächtiger Sporn, ſich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilſam auf die verirrte Aufmerkſamkeit der Seele, wenn das Bewußtſeyn ſelbſt ſchlummert, oder, wie in Verrückungen unterdrückt iſt. Auch dürfen wir nicht überſehn, daß der Schmerz ſelbſt ein Zeichen wiederkehrender Geſundheit iſt, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Urſachen davon Statt fanden, z. B. bei Lähmung

des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit deſſelben, in Verhärtungen und manchen kalten Geſchwülſten. Endlich müſſen wir auch noch in Anſchlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Übermaß in ſinnlichen Genüſſen, und als moraliſches Zuchtmittel bei Manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut ſchon ſtarke Schläge verlangt, wenn das moraliſche Selbſtgefühl erwachen ſoll. Jeder zu hoch getriebne Genuß wird zum Schmerz, weil er als ſtörendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und alſo Schmerz erregt, ſo wie das Aufhören eines jeden Schmerzes ſchon an ſich als Luſt empfunden wird, weil die Störung in den Nervenfunctionen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbſtgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzſtillende Mittel. S. d. Art. **Anodyna.** Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die directen ſchmerzſtillenden Mittel benehmen durch ihr narkotiſches Princip den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für das Object des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung deſſelben. Ihr Gebrauch kann aber nur da Statt finden, wo die Urſache des Schmerzes nicht gehoben werden, oder nicht ſo ſchnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit des Schmerzes erfoderte; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes ſelbſt nachtheiliger wirkt, als die Urſachen des Schmerzes, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günſtige Entſcheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Urſache des Schmerzes kennt und entfernen kann, ſondern hier muß der rationelle Arzt die indirecten ſchmerzſtillenden Mittel, nämlich ſolche anwenden, welche die Urſachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen. H.

Schmettau (von). Aus dieſem gräflichen Hauſe ſind folgende denkwürdige Männer zu nennen: **Samuel**, des heil. römiſchen Reichs Graf von Schmettau, königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, erſter Curator der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren 1684. Er focht zuerſt in einem fürſtlich anſpachiſchen Regiment, welches in holländiſchen Dienſten ſtand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochſtädt 1704, 13ten Aug.; im J. 1714 trat er in polniſche Dienſte, wo er bei den dortigen ſogenannten Conföderationsunruhen dem Könige Auguſt wichtige Dienſte leiſtete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Oberſten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad 1717 trat er in öſterreichiſche Dienſte, und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geſchickt, wo er als Generalfeldwachtmeiſter in der Schlacht bei Villafranca rühmlichſt focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Meſſina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiſerlichen Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dieſes gelang ihm, und nun zog er im Jahr 1733 als Generalfeldmarſchall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig-Bevern gegen die eindringenden Franzoſen nach dem Rhein. Im Jahr 1737 zog er wiederum gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beſchuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Übergabe und Schleifung Belgrads gehabt, iſt er völlig freigeſprochen. 1741 ward er

Feldmarſchall. Beim Ausbruche des Kriegs zwiſchen Öſterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preußiſchen Vaſallen zurück, und er folgte gern, da in Wien ſeine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünſchte, gegen Öſterreich zu fechten, ſo brauchte ihn Friedrich mehr als Geſandten, zuerſt nach München, dann an Kaiſer Carl VII. und an den König Ludwig XV. von Frankreich. — Er ſtarb zu Berlin 1751, im 68ſten Jahr. Er hat in 23 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. Siehe das zedlerſche Univerſallexicon Bd. 35. S. 348, und hiſtor. geneal. Nachrichten für das Jahr 1751 Seite 1062. — Carl Chriſtoph, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußiſcher Generallieutenant, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, geboren 1696. Er war ein Bruder des erſtgenannten, auch zuerſt in kaiſerlich öſterreichiſchen, dann während des ſiebenjährigen Kriegs in preußiſchen Dienſten, in der Kriegsgeſchichte genannt wegen ſeiner tapfern Vertheidigung Dresdens im J. 1759.

Schmetterlinge oder Zweifalter ſind geflügelte Inſecten (ſ. d. Art.), welche die dritte Ordnung dieſer Claſſe von Thieren einnehmen; ſie charakteriſiren ſich durch vier beſtaubte Flügel und eine ſpiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel beſteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen ſcheinen; ihr Hauptgeſchäft iſt die Fortpflanzung ihrer Art. Um zu dieſem Vermögen zu gelangen, und ihre vollſtändige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen ſie mehrere unvollkommne Zuſtände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) mit nicht weniger als 8, aber nicht über 16 Füßen kriechen, die ſehr gefräßig ſind, ſich einige Male häuten, und in den Zuſtand der Puppen übergehen, wo ſie mehrere Zeit ohne Nahrung und faſt leblos verweilen, und unterdeſſen ſich zum vollkommnen Inſect, das mit Geſchlechtsunterſchied verſehen iſt, entwickeln. Während des Puppenzuſtandes erzeugt ſich in ihnen rothes Blut, was zur vollkommnen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und ſtets im Überfluſſe vorhanden iſt. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft mit Blutregen verwechſelt wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherſchwärmen, und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, ſie werden Tagvögel, Papilio, genannt; andre haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon ſchwärmt in der Dämmerung; ſie heißen Dämmerungsvögel, Sphinx, ein andrer, die Nachtvögel, Phalaena, ſind in der Nacht am geſchäftigſten. Die Raupen der Tagvögel haben alle 16 Füße, ſie verpuppen ſich ohne Geſpinnſt; ihre Puppen ſind gewöhnlich goldfarbig (Chryſaliden), hängen ſich an dem Hintertheile auf, und kommen in drei Wochen aus. Zu dieſen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unſern Obſt- und Küchengewächſen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht ſitzen (daher der Name Sphinx), und ſich unter der Erde ohne Geſpinnſt verpuppen. Die Vögel ſelbſt ſchwirren beim Fliegen, weßhalb ſie Schwärmer heißen, fliegen ſehr ſchnell, und legen beim Stillſitzen die Flügel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, ſind die bekannteſten dieſes Geſchlechts. Das Geſchlecht der Nachtvögel iſt an Arten weit zahlreicher als die beiden vorigen, ihre Raupen aber auch weit ſchädlicher. Beide, Vögel und Raupen, ſind

des Nachts ſehr munter, dieſe verkriechen ſich oft am Tage in die Erde, und gehen erſt des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen ſich alle, die Federmotte ausgenommen, in ſeidenartiges Geſpinnſt. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe, Phal. bombyx mori, ſammelt man dieſes Geſpinnſt und verarbeitet es als Seide (ſ. d. Art.). Außerdem gibt die Raupe des Atlasvogels, der acht Zoll breit iſt, in China wilde Seide, die ſpinnenwebenartig in die Citronenbäume geſponnen iſt, und von da geſammelt wird. Auch liefert die Ph. noctua serici in Japan eine ſehr leichte Seide, ſo daß zehn lange Frauenkleider, die davon gewebt ſind, nur ein Pfund wiegen. Zu den ſchädlichen Raupen dieſer Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupe, die Prozeſſionsraupe und andre. F.

Schmid (Conrad Arnold), geboren zu Lüneburg 1716, empfing ſeinen erſten literariſchen Unterricht auf der Johannisſchule zu Lüneburg, deren Rector ſein Vater war, und ſtudirte ſodann in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie. In Leipzig, wo er Magiſter wurde, geſellte er ſich jenen jungen Gelehrten zu, die unter Gärtners Vorſitz die bremiſchen Beiträge herausgaben; doch war ſeine Theilnahme daran nur gering. Jetzt, nach ſeines Vaters Tode, wurde er zu deſſen Nachfolger erwählt. Im J. 1751 erſchienen von ihm die Erklärungen der Gemüthsbewegungen nach den Sätzen der ſtoiſchen Weiſen aus dem Griechiſchen überſetzt, ein Werk, das unter trocknen, unfruchtbaren Spitzfindigkeiten die herrlichſten Früchte einer feinen Menſchenkenntniß verbirgt. Sechs Jahre ſpäter gab Schmid den Arrian ſeines verſtorbnen Schwiegervaters Raphel heraus, den er mit den Eklogen des Photius vermehrte, auch Summarien hinzufügte. Nach einem alten Gebrauche lag ihm ob, zu Weihnachten Kirchenlieder (ſogenannte Cantilenen) zu verfertigen, die von den Cantoren componirt und von den Schülern abgeſungen wurden. Dieſe Lieder wurden mit Schmids Bewilligung von ſeinen Freunden geſammelt; und ſo erhielt das Publicum in Schmids Liedern auf die Geburt des Erlöſers eine Sammlung religiöſer Gedichte, die ſich durch Fülle und Stärke der Gedanken, Mannichfaltigkeit der Wendungen und des Ausdrucks, innige Sprache des Herzens und Wohlklang auszeichneten. Im J. 1760 folgte er dem Rufe als Profeſſor der Theologie und römiſchen Literatur am Collegium Carolinum zu Braunſchweig um ſo lieber, als er ſich dadurch mit ſeinen akademiſchen Freunden Gärtner, Ebert und Zachariä wieder vereinigte. Auch trat er mit Jeruſalem, Leſſing, Eſchenburg, welcher Letztere ſein Eidam ward, in genaue Freundſchaft. Hier war ſeine erſte öffentliche literariſche Arbeit eine Umarbeitung der Überſetzung des Arrian von Raphel, der er eine Überſetzung von Hanno's Seereiſe, von Dodwells Prüfung der Seereiſe des Nearch und Bougainville's Abhandlung von der Seereiſe des Hanno beifügte. Darauf überſetzte er den Ätna des Cornelius Severus, und gab einige Zeit ſpäter den Brief des Biſchofs Adelmann an den Berengar, den man bisher nur verſtümmelt kannte, aus einer wolfenbüttler Handſchrift heraus. Im deutſchen Muſeum 1784 erſchien zuerſt ſein Gedicht: des heiligen Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen, ſein letztes Werk, aber reich an der lieblichſten Laune und echt attiſchem Witz. Er ſtarb als Conſiſtorialrath im J. 1789, und hinterließ zugleich den Ruf eines höchſt liebenswürdigen und rechtſchaffnen Mannes.

Schmid (Chriſtian Heinrich), geboren zu Eisleben im Jahr 1746, bezog, nachdem er durch Haus- und Privatlehrer unterrichtet worden, im J. 1762 die Univerſität Leipzig, um nach dem Willen ſeines Vaters die Rechte zu ſtudiren. Da er noch ſehr jung war, wurden ihm für ſeinen akademiſchen Aufenthalt fünf Jahre bewilligt, von denen er die beiden erſten den philoſophiſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften widmen konnte. Daneben beſchäftigte er ſich mit der engliſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache. Aber dieſe Studien ſchlugen ſo tiefe Wurzel, daß er der Jurisprudenz nie Geſchmack abgewinnen konnte, und ſich mit ihr nur aus Gehorſam gegen ſeinen Vater beſchäftigte. Der Dichter Michaelis und Dyk waren unter ſeinen akademiſchen Freunden diejenigen, welche auf ſeine Jugendarbeiten im Fache der ſchönen Literatur den meiſten Einfluß hatten. Nachdem er ſchon früher Magiſter geworden und ſich habilitirt hatte, wurde er 1769 Doctor der Rechte mit der Anwartſchaft auf eine Stelle in der leipziger Juriſtenfacultät. In demſelben Jahre wurde er als Profeſſor juris elegantioris ordinarius, jedoch ohne Gehalt, nach Erfurt berufen, wo er mit Wieland, Riedel, Meuſel, Herel in Verbindung kam. Da ſeine Hoffnung zu einem Salar nicht erfüllt worden, folgte er 1771 einem Rufe als Lehrer der Beredſamkeit und Dichtkunſt nach Gießen. Im J. 1784 erhielt er den Titel eines Regierungsraths, ward 1787 zweiter und 1790 nach Böhms Tode erſter Univerſitätsbibliothekar, und ſtarb im J. 1800. Als Schriftſteller fehlt es ihm nicht an Talent, Kenntniſſen und Beleſenheit, wohl aber an Stetigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit. Er ſchrieb zu viel und in zu verſchiedenen Fächern, um gründlich ſchreiben zu können. Sein Hauptverdienſt iſt, im Fache der poetiſchen Literatur der Deutſchen mit Fleiß geſammelt zu haben. Seine Chronologie des deutſchen Theaters, ſeine Anweiſung zur Kenntniß der vornehmſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt, ſein Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften verſtorbner deutſchen Dichter, ſelbſt ſeine Skizze einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt waren zur Zeit ihrer Erſcheinung, in Ermangelung des Beſſern, von Werth; auch ſeine Bearbeitungen und Überſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Schauſpiele waren zu jener Zeit nicht unverdienſtlich, und fanden größtentheils Beifall.

Schmidt (Michael Ignaz), einer der berühmteſten Geſchichtſchreiber Deutſchlands, wurde den 30ſten Januar 1736 zu Arnſtein, einer Stadt im vormaligen Hochſtift Würzburg, geboren. Den erſten Unterricht erhielt er in ſeiner Vaterſtadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode ſeines Vaters auf dem Gymnaſium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeiſtlichen, und trat deßhalb in das biſchöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, beſonders ſich mit der Geſchichte, und nächſtdem mit dem Studium der Philoſophie und der franzöſiſchen Sprache beſchäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Prieſter, und als Caplan zu Haßfurt angeſtellt, und bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeiſter von Rotenhan. Dieſer, ein Mann von vielen Kenntniſſen und hohem Geiſte, führte den jungen Gelehrten in eine, dem letztern ganz neue Schule der practiſchen Weisheit und in die wirkliche Welt ein. Schmidt lernte hier die beſten Schriftſteller aller Nationen kennen, und bildete ſich durch den Umgang mit mehreren

angeſehenen und geiſtvollen Männern. Im 7jährigen Kriege begab ſich Rotenhan nach Schwaben auf ſeine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm ſeinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geiſtliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Reſidenz, wo Pracht und Luxus damals den höchſten Gipfel erreicht hatten, gab ihm Gelegenheit, die Schauſpiele und glanzvollen Feſte oft zu beſuchen, und dadurch erhielt ſein Geiſt einen höhern Schwung und eine freiere unbefangnere Anſicht des Lebens, die ſeinen Arbeiten und ſeinem Umgange mehr Ton und Annehmlichkeit gaben. Indeſſen ließ er ſich nur durch jene Vergnügungen ſo weit von ſeinen ernſtern Studien abziehen, als nöthig war, um in der Welt kein Fremdling zu bleiben, und in das Weſen der ſchönen Künſte einzudringen. Im Jahre 1771 wurde er zum Bibliothekar der Univerſität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürſtbiſchofe zur Reform des Erziehungsweſens angeordneten Schulcommiſſion, darauf Beiſitzer der theologiſchen Facultät, und Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte. 1774 erhielt er eine anſehnliche Präbende, und die Würde eines geiſtlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geiſtlichen Regierung. Nun war er ernſtlich auf die Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens bedacht, wobei er von ſeinem Landesherrn möglichſt unterſtützt wurde. Schon 1769 hatte er indeſſen durch ſeine ſchätzbare Schrift: über die Methode zu catechiſiren (Methodus tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc. Bambergae et Wirceburgi 1769. 8), auf dieſe Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit ſtiftete der Fürſtbiſchof mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landſchullehrer, eins der erſten in Deutſchland, das ſelbſt bei den Proteſtanten großen Beifall fand. 1772 erſchien ſeine Geſchichte des Selbſtgefühls (Frankfurt und Leipzig, der eigentliche Verlagsort war aber Würzburg). Dies Werk machte dem philoſophiſchen Beobachtungsgeiſte ſeines Verfaſſers viel Ehre. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward Schmidt zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe ſeiner Geſchichte der Deutſchen, der er ſein ganzes übriges Leben widmete. Dieſem Werke verdankte er ſeinen Ruf zum Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indeſſen reiſ'te er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte zu benutzen. Jetzt ließ die Kaiſerin ihm ihren Antrag, in ihre Dienſte zu treten, wiederholen; und da er denſelben, ohne weiter auf den Fürſtbiſchof zu achten, annahm, ſo wurde er als wirklicher kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von viertauſend Gulden angeſtellt. Der Kaiſer Joſeph kannte Schmidts Werth zu gut, und benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organiſirten Cenſurcollegiums und zum Lehrer in der Geſchichte für ſeinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiſer Franz von Öſtreich, ernannte. Nachdem er vierzehn Jahre in Wien gelebt hatte, ſtarb Schmidt den 1ſten November 1794 im 58ſten Jahre ſeines Alters. Er war der Erſte, welcher eine Geſchichte der deutſchen Nation ſchrieb, denn ſeine Vorgänger bearbeiteten nur deutſche Kaiſer-, Reichs- und

reichsſtändiſche Geſchichte. Er hingegen gab eine wahre Geſchichte der Deutſchen, als eines Volks, das bei aller Verſchiedenheit der örtlichen Verhältniſſe einzelner Männer doch durch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, durch gemeinſchaftliche Verfaſſungen und Geſetze, Sprache, Sitten u. ſ. w. ein Ganzes ausmacht. Seine Hauptabſicht war zu zeigen, wie Deutſchland ſeine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber ſeine ſo ſehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfaſſung erhalten habe; kurz, wie es das geworden ſey, was es wirklich iſt. Und ſo war die Culturgeſchichte der Nation ſein vornehmſter Gegenſtand. So weit er dieſen durch ſeinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geſchah es mit Wahl, Ordnung, Geſchmack und philoſophiſchem Scharfſinn. Indeſſen iſt er bei der Erzählung der großen Kirchenverbeſſerung des 16ten Jahrhunderts nicht immer treu und zuverläſſig. Auch iſt ſeine Schreibart und Sprache nicht durchaus muſterhaft. Aber immer wird Schmidt, wenn auch nicht zu den wenigen ſchönen, doch zu den guten und bewährten deutſchen Geſchichtſchreibern gerechnet werden. Seine Geſchichte kam heraus unter nachſtehenden Titeln: M. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Erſter bis fünfter Theil (auch unter dem Titel: Ältere Geſchichte der Deutſchen. Erſter bis fünfter Theil) Ulm 1785-1787. M. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Sechster bis elfter Thl. (auch unter dem Titel: Neuere Geſchichte der Deutſchen; erſter bis sechster Band). Ebendaſ. 1788-1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Verfaſſers fortgeſetzt von Joſeph Milbiller. Zwölfter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geſchichte der Deutſchen, ſiebenter Band) Ebendaſ. 1797, gr. 8.; Mich. Ign. Schmidts Geſchichte der Deutſchen, fortgeſetzt von Joſeph Milbiller. Dreizehnter bis zweiundzwanzigſter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geſchichte ꝛc. achter bis ſiebzehnter Band) Ebendaſ. 1799-1808, gr. 8. Der Vollſtändigkeit halber führen wir hier noch an: Joſeph Milbillers Geſchichte des deutſchen Reichs unter Kaiſer Franz II.

Schmidt (Jacob Friedrich), geboren im J. 1730 zu Blaſienzell im Herzogthum Gotha, empfing ſeinen erſten Unterricht von ſeinem Vater und dem Diaconus Beutler, kam 1746 auf das Lyceum zu Ohrdruff, und ging 1750 nach Jena, um dort Theologie zu ſtudiren. Natürlicher Hang und Bedürfniß führten ihn zur Dichtkunſt, die er zu zahlreichen Gelegenheitsgedichten anwandte; aber dieſer Umſtand gab ſeinem poetiſchen Talent eine nachtheilige Richtung, auch litt dadurch ſein Eifer für das gelehrtere Studium der Theologie. Unter den akademiſchen Lehrern hielt er ſich beſonders an den Philoſophen Reuſch, wurde Magiſter und Privatdocent zu Jena, und repetirte Reuſchens Naturrecht und andre philoſophiſche Vorleſungen mit den Studirenden. Auch trat er hier in freundſchaftliche Verbindung mit H. W. von Gerſtenberg, mit welchem ihn gleiche Liebe zur deutſchen Literatur vereinigte. Er lebte hierauf theils als Hauslehrer, theils privatiſirend im Holſteinſchen, in Schleswig und Lübeck, und kehrte, da mit dem Tode des Herzogs von Plön eine nahe Ausſicht auf ein Amt ihm verloren gegangen war, im J. 1760 nach Gotha zurück, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, und endlich 1765 Diaconus in ſeinem Geburtsorte wurde. Hier beſorgte er neben ſeinen Amtsgeſchäften den Unterricht zweier Söhne des Amtmanns Manſo,

von denen der älteſte ſich nachmals in unſrer Literatur ſo rühmlich bekannt gemacht hat. Für Schmidt ſelbſt war dieſer Unterricht vortheilhaft anregend, denn nur zu ſehr fehlte es ihm an dem kleinen Orte, wo er lebte, an äußerer Auffoderung zur Fortbildung ſeiner Anlagen, da er des Umgangs literariſcher und kritiſcher Freunde entbehren mußte. Daraus iſt es zu erklären, wie in ſeinen Schriften neben Stellen, die unverkennbar von Talent zeugen, ſo manche Geſchmackloſigkeiten vorkommen. Da er ſchon längſt einen literariſchen Ruf und zugleich Predigergaben hatte, ſo wurde er im J. 1773 als dritter Diaconus nach Gotha verſetzt und nebenher als Lehrer der deutſchen Sprache am Gymnaſium angeſtellt. Als er bald darauf in das zweite Diaconat rückte, gab er die Lehrſtelle am Gymnaſium wieder ab. Er ſtarb 1796 als erſter Paſtor an den beiden Hauptkirchen in Gotha. Schmidt war von Charakter gutmüthig, gerade und heiter frohſinnig. Eine gewiſſe Heftigkeit, Rauheit und Leidenſchaftlichkeit wirkte oft unangenehm auf ſeine Umgebungen, und war Urſach, daß er manchen guten Zweck verfehlte. Man hat gefunden, daß er und Baſedow einander nicht nur im Äußern, ſondern auch an natürlicher Gemüthsanlage, an Fehlern und Tugenden, ſehr ähnlich waren. Als Prediger fand er großen Beifall; ſeine Lebhaftigkeit, Beredſamkeit und Anſchaulichkeit machten ihn zu einem wahren Volksredner. Zur Bildung der deutſchen Poeſie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trug auch er bei. Seine dichteriſchen Producte wurden damals mit allgemeinem Beifall geleſen, und auch noch jetzt behauptet ſein Name einen Platz in der Geſchichte unſrer ſchönen Literatur, hauptſächlich wegen ſeiner poetiſchen Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte, und der von ihm gelieferten Überſetzung der horaziſchen Oden, aber auch wegen mancher eignen Oden, Lieder, Erzählungen und Kirchengeſänge.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorner Waſſerdünſte. Über die Bildung des Schnees herrſchten bisher verſchiedne Meinungen. Die durchſichtigen elaſtiſchen Waſſerdünſte werden in den obern Luftregionen durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunſtbläschen, welcher Zuſtand ihrer gänzlichen Niederſchlagung als Waſſer vorangeht. Haben dieſe Bläschen durch die Kälte allen Wärmeſtoff verloren, ſo ſchießen ſie unter gewiſſen Umſtänden in kleine Eisnadeln an, welche ſich noch ſo lange in der Luft ſchwebend erhalten, bis die Wolke, zu der ſie gehörten, ihre Electricität verloren hat. Nun fallen ſie herab, und ſetzen ſich, wenn ſie unterwegs einander nahe kommen, meiſt unter Winkeln von 60 aber auch von 30 und 120 Graden an. Nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre und andrer Umſtände verbinden ſich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocken nennen, und welches bei näherer Unterſuchung eine ſehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine ſolche Schneeflocke beſteht aus lauter ſechseckigen Sternchen von verſchiedner Größe und — die ſechseckige Figur ausgenommen — von unbeſchreiblich mannichfaltiger Bildung und Zuſammenſetzung. Je kälter die Luft iſt, deſto kleiner ſind die Flocken, ja bei ſehr ſtrenger Kälte fallen die einfachen Nadeln ſelbſt herab; gegen die Pole hin iſt der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen ſind die Schneeflocken um ſo größer, je gelinder das Wetter iſt. Wegen ſeiner großen Lockerheit fällt der Schnee ſehr langſam herab, ſenkt ſich auch, wenn er einige Zeit gelegen

hat, und gibt verhältnißmäßig zu ſeinem Volumen nur wenig Waſſer. Er iſt, wie das Waſſer und Eis, der Verdünſtung unterworfen, beſonders ſobald heftige, wenngleich kalte Winde wehen. Die Polargegenden ſind das rechte Vaterland des Schnees. Um die Pole ſelbſt ſchneit es faſt unaufhörlich, ſelbſt im Sommer, und die Schneemaſſen ſammeln ſich dort bis zu ungeheuern Höhen an. Ungefähr 140 bis 150 Meilen diesſeit des Nordpols ſchneit es, wenigſtens in manchen Gegenden, in den Monaten Julius und Auguſt nicht. Je mehr man ſich nach Süden wendet, deſto längere Zeit des Jahres bleibt vom Schnee frei. In Norddeutſchland kann man in der Regel annehmen, daß es in den Monaten Mai, Junius, Julius, Auguſt und September nicht ſchneit; in Süddeutſchland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger Schnee; in Oberitalien iſt er nicht ſelten, doch bleibt er ſelten ſo lange liegen, daß Schlittenbahn würde. Im Königreich Neapel fällt in den Ebnen faſt gar kein Schnee, und er thaut gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreiſe hin, auf Malta und in Nordafrika kennt man den Schnee nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenſeit des ſüdlichen Wendekreiſes fängt er ſich ſchon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher ewiges Schneegeſtöber als gegen den Nordpol zu. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Ätna, die Schneeberge in Südafrika und ſelbſt die Andes und Cordilleras unter oder am Äquator in Südamerika, haben ewigen Schnee. — Der Schnee iſt von wohlthätigem Einfluß. Bei dem heftigſten Froſte der Polargegenden bleibt der Schnee immer 4 Fuß unter der Oberfläche bei der Temperatur des aufthauenden Eiſes. Man ſieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit allen darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm ſelbſt die unter dem 6 bis 8 Ellen hohen Schnee begrabnen Hütten der Polarmenſchen liegen müſſen. Auch bei uns iſt der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächſe gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen ſchadet er ſelbſt nicht den zarteſten Gewächſen, die gar keinen Froſt ertragen können. Sie liegen ſicher darunter, und viele einheimiſche Pflanzen wachſen und blühen ſogar unter dieſer Decke. Eben ſo ſchützt der Schnee den thieriſchen Körper gegen die zerſtörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reiſende, von der Kälte erſtarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, da ſie an der freien Luft nie erwacht wären. Daher wühlen ſich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn ſie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, ſo tief als möglich in den Schnee ein, und ſetzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reiſe weiter fort. Sehr nützlich wird der Schnee auf den Gebirgen als Unterhaltungsmittel der Quellen. — Irrig iſt es, ihm eine beſondre befruchtende Kraft beizulegen; er kann den Pflanzen nur als Feuchtigkeit und als Decke gegen die Kälte nutzen.

Schneeberg iſt eine ſächſiſche Bergſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe in Meißen, von 606 Häuſern, und etwas über 4000 Einwohnern. Sie iſt der Sitz eines Bergamts und eines Oberforſtamts. Ihre Bergwerke gaben vormals einen ſehr reichen Gewinn. Die Ausbeute hat aber ſehr abgenommen, wiewohl noch immer Silber und Kobalt die Hauptproducte ausmachen; auch werden von Zwirn, Seide, Goldzwirn und Neſſelgarn hier und in den benach-

barten Bergſtädten Blonden, Spitzen, Bänder und andre Waaren verfertigt.

Schneekoppe iſt der höchſte Berg auf dem ſchleſiſchen Rieſengebirge, im Fürſtenthum Jauer, an der böhmiſchen Gränze, der gräflichen Familie von Schafgotſch gehörig. Er erhebt ſich 4950 rheiniſche Fuß über der Meeresfläche. Auf demſelben ſteht eine Capelle, worin jährlich fünf Mal catholiſcher Gottesdienſt gehalten wird.

Schneider (Eulogius), ein deutſcher Prieſter, biſchöflicher Vicar des conſtitutionellen Biſchofs von Straßburg, nachher Civilcommiſſär bei der Armee vom Elſaß, und öffentlicher Ankläger bei dem peinlichen Tribunal des Niederrheins, war einer der Fremden, die zu Anfange der Revolution nach Frankreich eilten, um Theil daran zu nehmen. Durch ſeine Grauſamkeiten ſuchte er noch die von den Nationalfranzoſen verübten Gräuel zu übertreffen. Unaufhörlich durchreiſ'te er an der Spitze einer Revolutionsarmee und gefolgt von der Guillotine, jene unglücklichen Gegenden. Auf die bloße Ausſage zweier ſeiner Agenten wurden Menſchen jedes Geſchlechts und Alters, jedes Standes, Reiche und Arme, von ihm auf das Blutgerüſt geſchickt. Einmal kam er auf ſeinen Reiſen in ein Dorf, ging zu dem Friedensrichter des Cantons, der gerade bei Tiſche war. Man lud ihn ein, mitzuſpeiſen. Die Gäſte räumten ihm den oberſten Platz ein, und Alles bemühte ſich, ihn auf das Beſte zu bedienen. Durch die Menge der Flaſchen und die köſtliche Bewirthung ſchien er auch wirklich heitern Sinnes zu werden, als er plötzlich den Hausherrn fragte: ob er noch viel Wein von dieſer Art hätte? Einige Flaſchen, war die Antwort. Laß ſie bringen, ſagte das Ungeheuer, denn in dreiviertel Stunden wirſt du keinen Wein mehr trinken. Wirklich ließ er die Guillotine auf den Hof ſeines Wirths bringen, und ihn in Gegenwart ſeiner weinenden Gattin und Kinder, ſeiner Freunde und Hausgenoſſen, unter dem Vorwande, daß er Einnehmer des Cardinals von Rohan geweſen ſey, hinrichten. Nachdem Schneider noch mehrere, weit größere und ſchauderhaftere Gräuelthaten verübt hatte, ließen ihn die Commiſſäre des Convents, Saint Juſt und Lebas, mehr durch ſeinen Hochmuth als durch ſeine Verbrechen wider ihn aufgebracht, den 20ſten December 1793 verhaften. Den folgenden Tag wurde er auf einem Blutgerüſt zur Schau ausgeſtellt, darauf nach Paris geſchickt, wo er am 1ſten April 1794 hingerichtet wurde. Er hat eine Sammlung von Gedichten herausgegeben, und iſt auch Verfaſſer des ehemals ſo beliebten Volksliedes:

Treue Bruderliebe üben,
Jeden, der ein Menſch iſt, lieben,
Dies, o Gott, dies lehre mich;
Daß ich, Schöpfer, dir gefalle,
Weiſe durch dies Leben walle,
Ueber Alles liebe dich.

Welcher Contraſt in Worten und Werken! P. N.

Schneider, Dr., ſiehe **Vorarlberg**.

Schnepfe (Scopolax). Von dieſem, größtentheils wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches beliebten Geſchlechte der Vögel ſind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an vierzehn noch nicht genau beſtimmte Gattungen in Deutſchland einheimiſch ſind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verſchie-

denen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforſcher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1. mit abwärts gekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem, und 3. mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten ſich meiſtens an der Erde auf, und nur ſelten ſieht man ſie auf Bäumen. In den Sümpfen, Moräſten und ſeichten Gewäſſern waten ſie mit Bequemlichkeit umher, und ſuchen Gewürme, Inſectenlarven und Inſecten, wovon ſie ſich nähren; doch freſſen ſie auch verſchiedne Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehn die Schnepfen meiſtens im Herbſt nach den ſüdlichen.

Schnepfenthal, ſ. d. Art. Salzmann.

Schnepper oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine ſtählerne Armbruſt wegen des ſchnappenden Lautes der Sehne. An der Mündung der Balglinſe iſt das Schnäpperlein ein dünnes Eiſen, welches vor derſelben befeſtigt iſt, und die Mündung verſchließt, wenn der Balg aufgezogen und wieder mit Luft gefüllt wird, damit kein Feuer durch die Linſe in den Balg gezogen werde. Beſonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlaſſen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hanns) von Kloe, ein rühmlich bekannter Mahler, geboren zu Schneeberg im Erzgebirge im J. 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechaniſchen und bildenden Kunſt, und verſuchte ſich darin. Da ihm die damalige Beſchaffenheit der niedern Schulen den entſchiedenſten Widerwillen einflößte, ſo wuchs er faſt ohne alle wiſſenſchaftliche Kenntniſſe heran; deſto lebhafter intereſſirte ihn die Natur, in der er, ſich ſelbſt überlaſſen, einen großen Theil ſeiner Zeit verlebte. Als vierzehnjähriger Knabe begleitete er ſeinen Vater auf einer Geſchäftsreiſe nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieſer Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einſt dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu ſtudiren, ſogleich an. Mit Beiſeiteſetzung aller ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen ſtudirte er jetzt mit raſtloſem Fleiße, und brachte es in drei Jahren ſo weit, daß er mit Ehren die Univerſität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht wahrhaft feſſeln, und als nach vollendeten Studien und beſtandnem Examen ſein Vater ſtarb, ging er verheirathet und durch eigne Verhältniſſe getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Univerſitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die freundliche Einladung von einigen der erſten adeligen Häuſer, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an, und entſprach ihr mit gutem Erfolg. Vor allen fühlt er ſich den gräflichen Häuſern von Kaiſerling und Dohna verpflichtet. Schnorr war im Begriff, von hier mit dem Sohne eines ruſſiſchen Miniſters nach Petersburg zu gehn, als er auf Betrieb ſeiner Mutter den Antrag einer Stelle an der magdeburger Handlungsſchule erhielt, den er auch annahm. Nach einem Jahre verließ er contractmäßig Magdeburg, und zog nach Leipzig zurück. Hier beſchäftigte er ſich mit Miniaturmahlen und Buchhändlerarbeiten. Durch raſtloſes Studium der Kunſt und im Umgange mit Oſer, Weiße und andern trefflichen Männern bildete er ſeine Anlagen immer vollkommner aus, wiewohl ihm das Glück nicht zu Theil wurde, ſeine ganze Zeit ſorgenfrei und einzig der Kunſt zu widmen. Er hat bisher vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kup-

fer, Thon und Gyps geliefert, die den Beifall der Kenner fanden.

Schnupfen iſt die allgemein bekannte Krankheit, welche gewöhnlich in folgenden Zufällen beſteht: zuvörderſt entſteht ein leichtes Fröſteln, wenigſtens eine beſondre Empfindlichkeit gegen die Kälte, hierauf folgt Hitze des Körpers beſonders Nachmittags und Abends, und am meiſten um den Kopf herum, zuweilen ſelbſt Kopfſchmerz, beſonders vorn in der Stirn, dabei läuft aber immer auch noch etwas Froſt mitunter. Zugleich mit der Hitze, oft ſchon in der Froſtperiode, ſtellt ſich häufiges Nieſen ein. Nun entſteht zuerſt Trockenheit und innere Anſchwellung der Naſe, bald aber ein häufiger Ausfluß einer dünnflüſſigen Feuchtigkeit, die nicht ſelten tropfenweiſe beſtändig aus der Naſe fließt, und ſalzig und ſcharf iſt, ſo daß ſie die Naſe und die Lippen, die ſie beim Herabfließen berührt, roth und wund macht. Dieſer Periode, die zuweilen nur einige Tage, gewöhnlich ſieben Tage, zuweilen länger, vierzehn und mehrere Tage dauert, folgt eine andre, da die Hitze des Kopfes und das dazwiſchen laufende Fröſteln gewöhnlich nachläßt, der Ausfluß ſich verändert und dicker wird. Auch dieſe Periode dauert gewöhnlich ſieben bis vierzehn Tage. Oft, wenn der Schnupfen langwierig iſt, vernachläſſigt oder falſch behandelt wird, wiederholt ſich auch wohl die erſte Periode, ſo daß die Naſe wieder trocken und mehr verſtopft wird. Oft fließt abwechſelnd bald das eine, bald das andre Naſenloch, je nach dem die eine oder andre Naſenhöhle mehr Schleim abſondert, oft aber richtet ſich dies auch bloß nach der Lage des Kopfes. Endlich nimmt dieſer Ausfluß allmählig ab, und verliert ſich wieder, ſo daß die gewöhnliche Feuchtigkeit der Naſenhöhle allein zurückbleibt. Während der ganzen Zeit iſt die Naſenhöhle verſtopft und innerlich verſchwollen, ſo daß der Durchgang der Luft durch beide Naſenlöcher, oder abwechſelnd durch das eine oder andre Naſenloch verhindert iſt; der Geruch fehlt während dieſer ganzen Zeit, ſo wie auch der Geſchmack; beide kehren erſt nach Beendigung des Schnupfens wieder zurück. Wenn die Feuchtigkeit abfließt, ſo nennt man den Schnupfen fließend oder triefend; iſt aber die Naſe innerlich ſehr verſchwollen, und der Ausfluß fehlt ganz, oder iſt ſehr zäh, ſo nennt man dies den **Stockſchnupfen**. Man hielt ſonſt den Schnupfen für einen Ausfluß einer ſchädlichen Schärfe im Körper, und deßhalb für keine Krankheit, ſondern im Gegentheil für ein Beförderungsmittel der Geſundheit. Dieſe Meinung herrſcht auch noch jetzt unter einem großen Theil des Publicums, und man hört nicht ſelten den Wunſch, den Schnupfen zu bekommen, oder die Klage, daß man gar nicht wieder den Schnupfen bekommen könnte, und ſchreibt dieſem Mangel ſogar das Leiden wichtiger Theile zu. Dieſe Meinung iſt auch die Urſache, daß Mancher bei der Erſcheinung eines Schnupfens ſehr froh iſt, durch ihn von größern Krankheiten befreit zu werden glaubt, keinen Arzt dabei zu Rathe zieht, ſich ſehr fürchtet, den Schnupfen zu unterbrechen, oder etwas dagegen zu thun, oft ſogar durch mancherlei Mittel ihn, mit oder ohne Willen, verlängert. Da nun dieſer Zufall ſo allgemein iſt, da die daran Leidenden ſelten ärztliche Mittel dagegen anwenden, und ſein Einfluß auf die Geſundheit wirklich ſehr bedeutend iſt; ſo liegt es uns ob, durch eine nähere Betrachtung deſſelben die Urtheile darüber zu beſtimmen. Der Schnupfen hat ſeinen Sitz in der Naſenhöhle. Dieſe erſtreckt

ſich von dem vordern Dache der Naſenknochen, wo ſie durch die Scheidewand der Naſe in zwei Höhlen getheilt iſt, deren Ausgänge nach vorn die beiden Naſenlöcher ſind, bis nach hinten über dem Gaumen weg, nach dem Halſe zu; auf beiden Seiten geht ſie bis an die Wölbung der obern Kinnladenknochen, nach oben bis an die Knochen des untern Bodens der Hirnhöhlen, wo ein durchlöcherter ſiebförmiger Knochen die Naſenhöhle von der Hirnſchädelhöhle abſondert. Beide Abtheilungen der Naſenhöhle ſind wieder durch drei kleine muſchelförmige Knochen in drei verſchiedne Gänge abgetheilt. Der eine dieſer Gänge ſteht mit der zwiſchen den Knochenplatten des Stirnbeins befindlichen Höhle, der andre mit den in dem Siebknochen befindlichen Öffnungen, der dritte mit den beiden Höhlen der obern Kinnbackenknochen in Verbindung. Hieraus ſieht man, wie ausgebreitet der innre Raum der Naſenhöhle iſt, und wie ſie ſich dem Gehirn durch die Stirnhöhle und die Öffnungen des Siebbeins, den Augen durch die Kinnbackenhöhle, deren obere Wand der Grund der Augenhöhle iſt, nähert. Nach hinten öffnen ſich die Naſenhöhlen über dem weichen Gaumen in der Nähe der innern Ohröffnung (der euſtachiſchen Röhre) in den Hals. Dieſer ganze Raum der Naſenhöhle mit den daran befindlichen Seitenhöhlen und den Naſenmuſcheln iſt zunächſt mit dem auf den Knochen unmittelbar aufliegenden Knochenhäutchen, und dann über dieſer mit der Schleimhaut der Naſe ausgekleidet. Dieſe Haut (membrana Schneideriana *) iſt zwar eigentlich eine Fortſetzung der äußern Haut, doch unterſcheidet ſie ſich wieder durch ihre weiche und ſchwammige Beſchaffenheit, indem ſie aus lockerem Zellgewebe beſteht, in welches ſich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen veräſtelt, wodurch dieſe Haut ihr rothes Anſehen erhält. Außer mehreren andern Nerven, welche ſich in dieſer Haut verbreiten und ſie ſehr empfindlich machen, iſt beſonders der eigentliche Geruchsnerve, als das erſte Paar der von dem Hirn unmittelbar abgehenden Nerven, merkwürdig, indem dieſer ſeine durch die ſiebförmige Platte des Siebbeines herabgehenden Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Naſenmuſcheln und den größten Theil der Scheidewand der Naſenhöhle bedeckt. Dieſe Zweige ſind außerordentlich weich, und vermiſchen ſich zuletzt ganz mit dem ſchwammigen Gewebe der Schleimhaut, ſtehen auch überall mit Zweigen des fünften Nervenpaares, die ſich in der Schleimhaut der Naſe verbreiten, in Verbindung. Die unzählbaren Veräſtelungen der vielen Arterien, welche ſich in die Schleimhaut verbreiten, bilden ein Gewebe von den feinſten Haargefäßen durch dieſe ganze Haut hindurch. Schon die zarten Enden dieſer Arterien hauchen auf die Oberfläche der Haut einen feuchten Dunſt aus, aber außerdem ſind in ihrem Gewebe eine unzählbare Menge von kleinen Schleimhöhlchen oder Schleimdrüſen verborgen, aus deren offenen Mündungen beſtändig der abgeſonderte Schleim hervorquillt, ſo daß die Oberfläche der ganzen Haut immerwährend feucht und mit Schleim bedeckt iſt. Dieſe Abſonderung von Feuchtigkeit und Schleim iſt aber offenbar zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfaſſenden Haut, alſo zur Beförderung des Geruchſinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von

*) Von dem Anatomen Conrad Victor Schneider ſo genannt, † 1680 in Wittenberg.

Schärfen vorgerichtet; denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil beſtimmen, welcher durch die Menge ſeiner Nerven, durch die Zertheilung derſelben zu einem äußerſt empfindlichen Organ wird, eben ſo wenig als die Abſonderung der Thränen in der Thränendrüſe des Auges, die Abſonderung des Ohrenſchmalzes im äußern Gehörgange u. ſ. w. als reinigende Abſonderungen in Rückſicht des Blutes zu betrachten ſind. Dagegen iſt die mit ſo zahlreichen arteriellen Haargefäßen verſehene Haut um ſo leichter der Entzündung ausgeſetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders ſey, als eine Entzündung der Schleimhaut der Naſenhöhle. Durch jede Entzündung entſteht Vermehrung der Wärme, Geſchwulſt der Theile und höhere Empfindlichkeit derſelben, und jede Entzündung in abſondernden Theilen zeichnet ſich noch dadurch aus, daß die Abſonderung im Anfang unterdrückt, dann verändert, dann vermehrt erſcheint, und daß ſich die Entzündung gewöhnlich in dieſer Vermehrung der Abſonderung erſchöpft und verliſcht. Alle dieſe Erſcheinungen finden wir in obiger Beſchreibung des Schnupfens. Dieſe Entzündung entſcheidet ſich gewöhnlich durch vermehrte Abſonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraum ſie ſich wieder zertheilt, die Geſchwulſt der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Naſe gezogen werden kann. Das Fieber, welches mit jeder Entzündung, alſo auch mit dem Schnupfen verbunden iſt, läßt ſchon früher nach, ſo bald die Entzündung ſich zu mindern anfängt. Dieſer mit Fieber verbundene Schnupfen heißt der acute. Zuweilen wird aber der Schnupfen langwierig, iſt ohne Fieber, und wird dann der chroniſche genannt. Dieſer hält Monate lang an, ſcheint manche Tage ſich zu vermindern, dann nimmt er wieder zu, aber er bekommt nie den Grad von Heftigkeit, welchen der acute Schnupfen hat, und iſt wenigſtens in der Regel von keinem Fieber begleitet. Über die veranlaſſenden Urſachen des Schnupfens ſind die Meinungen eben ſo verſchieden, wie über das Weſen deſſelben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angeſehen. Daß der abgeſonderte dünne Schleim oft ſehr ſcharf iſt, die Haut der Naſe inwendig und äußerlich roth und wund macht, iſt bloß ein Beweis, daß durch die Entzündung die Abſonderung der Schleimhaut verändert und verdorben wird, wie wir bei jedem entzündeten abſondernden Organe ſehen, z. B. bei der Entzündung des Auges, wo aus den Rändern der Augenlieder, auch aus der Thränendrüſe, eine ganz veränderte und ſcharfe Feuchtigkeit kommt. Dagegen finden wir oft, daß ganz geſunde Menſchen, bei denen keine Schärfe im Blute zu vermuthen iſt, den Schnupfen bekommen, dagegen andre, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht normale Miſchung und Beſchaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht, oder doch nicht beſtändig haben. Mehr Anſchein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimſtoffe die Entſtehung des Schnupfens begünſtige, und dieſer als Ableitung deſſelben anzuſehen ſey, obgleich es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß nicht dieſe Menge des Schleimſtoffes ſelbſt, ſondern die ihm zum Grunde liegende Dispoſition des arteriellen Syſtems die Entſtehung des Schnupfens begünſtige, indem eben dieſe ſeine hervorſtechende Herrſchaft in dem lymphatiſchen Syſtem, alſo auch in den ſchleimabſondernden Häuten anzeigt, wodurch dieſe um ſo eher in exceſſive

Thätigkeit, d. h. in entzündlichen Zuſtand verſetzt werden. Erkältung iſt ebenfalls nicht allemal Urſache des Schnupfens, denn ſie findet gar oft bei mehreren Menſchen Statt, ohne daß ſie den Schnupfen bekommen, dagegen es Viele gibt, welche den chroniſchen Schnupfen kaum in den wärmſten Sommertagen los werden, viele Perſonen, die im Winter nicht aus der Stube gehen, immer warm, doppelt und mehrfach bekleidet ſind, und deſſen ungeachtet den Schnupfen bekommen. Alles, was Entzündung überhaupt, und insbeſondre Entzündung der Schleimhaut der Naſe hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Die wahren Urſachen ſind erſtlich eine beſondre Dispoſition des Blutſyſtems, da ſeine innere Kraft und Reizbarkeit erhöht iſt, es folglich in ſeiner Thätigkeit nach ſolchen Reizen, die beſonders auf daſſelbe wirken, leicht zum Exceß gebracht werden kann, welches eben die Entzündung iſt; bei einem Organ, wie die Schleimhaut der Naſe, das ſo reichlich mit arteriellen Adern verſehen iſt, muß dies alſo um ſo leichter der Fall ſeyn können. Ferner muß das oben erwähnte hervorſtechende übergewicht des lymphatiſchen Syſtems, vermöge deſſen der Körper eine feuchte, ſchwammige Conſtitution und Geneigtheit zu übermäßiger Thätigkeit der Schleimhäute bekommt, als disponirende Urſache angeſehen werden. Endlich können wir noch eine Art von Nervenſchwäche dazu rechnen, die mit vermehrter Empfindlichkeit der Nerven verbunden iſt, ſo daß diejenigen, welche eigentlich die Function der Organe reguliren ſollen, von ſchädlichen Einflüſſen leicht gereizt werden, aber nicht im Stande ſind, der nachtheiligen Wirkung langen Widerſtand zu leiſten. Die Urſachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlaſſen, ſind ſolche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßſyſtems der Schleimhaut zum Exceß bringen, beſonders Einwirkung von ſauerſtoffreicher Luft, daher bei kalter Luft, vorzüglich bei Nordoſt- und Nordweſtluft der Schnupfen, ſo wie überhaupt catarrhaliſche Entzündung jeder Art, allgemein herrſchend wird. So kann auch ſchon das Einziehen von Gas, von überſaurer Salzſäure in die Naſe einen Schnupfen erzeugen. Aber auch jede Veranlaſſung zu Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutſyſtems übermäßig erregt wird, kann dieſes bewirken, daher plötzlicher Übergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, ſelbſt geheizte Stuben überhaupt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken, beſonders Wein und Branntwein, ihn ſehr oft erregen. Eine häufige Veranlaſſung zum Schnupfen iſt die Unterdrückung einer Function, welche mit der Thätigkeit der Schleimhaut der Naſe in naher Verbindung ſteht, nämlich der Hautausdünſtung. Verminderung der Ausdünſtung aus der äußern Hautbedeckung hat meiſtens eine Vermehrung der Abſonderung der innern Häute zur Folge, daher oft Durchfall, oder Vermehrung der Urinabſonderung darnach ſich einſtellt; daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen ſich häufiger einfindet, weil die ſchon mit Feuchtigkeit erfüllte Luft die Ausdünſtung der Haut nicht ſo leicht aufnimmt, als die trockne, und die Kälte ſchon ohnehin zum Schnupfen geneigt macht. Winter und Frühjahr ſind daher beſonders die Jahrszeiten, in welchen der Schnupfen herrſchend iſt, weil in ihnen alle oben angeführte Urſachen, kalte und feuchte Luft, ſchneller Wechſel von Kälte und Wärme, überfüllung des Blutes mit ſchleimigen rohen Stoffen, von zu reichlichem Genuſſe der Nahrungsmittel, beſonders Statt finden.

Aus dem bisher Geſagten läßt ſich erſehen, daß der Nutzen des Schnupfens nur in der Einbildung beſtehen kann, da er allemal eine Krankheit iſt, und man allenfalls bloß darüber ſich freuen kann, daß an Statt ſeiner nicht eine bedeutendere und gefährlichere Krankheit eingetreten iſt. Aber auch dieſer Troſt iſt nicht ganz ſicher, denn oft iſt der Schnupfen nur der Vorbote einer ſchweren Krankheit, oft geht auch der Schnupfen ſelbſt theils durch eigne Heftigkeit, theils durch hitzige und andre unzweckmäßige Mittel in andre Krankheiten über, die man alsdann für Folge eines zurückgeſchlagenen, oder vertriebenen und unterdrückten Schnupfens hält. Das Wahre an der Sache iſt allerdings, daß der Schnupfen als geringere Krankheit immer leichter zu überſtehen iſt, als eine heftigere, welche vielleicht nach den Einwirkungen der Witterung eben ſo gut entſtehen konnte, daß aber oft eine allgemeine ſtarke fieberhafte oder eine Entzündungskrankheit mit der Localaffection in der Schleimhaut der Naſenhöhle anfängt, welche im Verlauf der heftigern Entzündung, oder des Fiebers, nicht bemerkt oder nicht weiter ausgebildet, und daher für unterdrückt gehalten wird, welche aber wieder zur Bemerkung kommt, ſobald die heftigere Affection der Krankheit nachläßt, welches letztere jedoch nicht die Folge des wiederhergeſtellten Schnupfens, ſondern umgekehrt die Urſache ſelbſt iſt, daß dieſer wieder bemerkt wird. Eben ſo kann aber auch aus dem Schnupfen allein eine gefährlichere Krankheit entſtehn. Wir haben oben erwähnt, daß die Schleimhaut der Naſenhöhle in Verbindung ſtehe mit dem Hautüberzug der Stirnhöhle, mit der Hirnſchädelhöhle, mit der Höhle des Oberkinnladenknochens, ſelbſt mit der Augenhöhle, ferner nach hinten zu mit dem Halſe, mit den Luftröhren und deren Vertheilung. Was der Schnupfen in der Naſe, das iſt die Bräune im Halſe, der Catarrh in den Bronchien und die Lungenentzündung in den Lungen; was den einen erregte, kann auch die andern hervorbringen, daher auch oft Huſten und Schnupfen in Geſellſchaft erſcheinen. Iſt aber auch die Krankheit urſprünglich nur Schnupfen, ſo kann doch dieſe Entzündung der Schleimhaut der Naſe ſich weiter verbreiten nach oben, z. B. in die Stirnhöhle und durch das Siebbein nach dem Gehirn zu, wodurch heftiger Kopfſchmerz entſteht, der um ſo bedenklicher wird, wenn er dauernd, mit heftigerm Fieber begleitet wird, wenn Betäubung, Schläfrigkeit oder Schlafloſigkeit ſich dazu einſtellen, weil ſich dann leicht weiterer Übergang der entzündlichen Affection auf das Gehirn befürchten läßt. Auch in die Höhle des Oberkinnladenknochens kann ſich die Entzündung verbreiten, wodurch nicht nur ſtechende Schmerzen in den Backen entſtehen, ſondern auch Stockungen der ausgeſchwitzten Maſſe ſich bilden können, wodurch ſogar Entzündung und Anſchwellung des Knochenhäutchens der Kinnbackenhöhle, Übergang in eiterhafte Entzündung entſtehen kann, wie die Erfahrung Beiſpiele davon aufweiſ't. Die Entzündung kann aber auch nach hinten ſich verbreiten, kann die Theile der innern Ohröffnung ergreifen, wodurch Anſchwellung der euſtachiſchen Röhre, Schmerz in dem Ohre und Taubheit deſſelben entſtehen kann; oder der Hals, der Zapfen, die Mandeln werden mit ergriffen, oder die Entzündung verbreitet ſich, was gar nicht ſelten iſt, bis in die Luftröhre und in die Lungen, erregt Catarrh und gar Lungenentzündung, oder gibt doch Anlaß zu langwierigem Huſten, zu Knoten in den Lungen und endlich zur Lungenſucht und Auszehrung. Dies ſind die

nächſten Verbindungen und Verbreitungen des Schnupfens, deren Wirklichkeit Theorie und Erfahrung beweiſen. Will man aber entferntere Übel von unterdrücktem Schnupfen herleiten, ſo geſchieht dies ohne Grund. Jene erwähnten Übel aber ſind der größten Beherzigung werth, weil ſie gefährlicher ſind als der Schnupfen ſelbſt iſt, und ſchwer zu heilende Übel nach ſich ziehen können. Da dieſer theils gar nicht geachtet, oder noch gar mit verkehrten Mitteln behandelt wird, ſo wird er oft heftiger, ſtärker und von längerer Dauer gemacht, als er für ſich geworden wäre, und außer der länger dauernden Unbequemlichkeit iſt auch mehr Gefahr der Folgen wegen zu befürchten. Kann man alſo den Schnupfen verhüten, ſo iſt es in der Regel beſſer, nur darf man nicht glauben, daß man ihm bloß dadurch entgeht, wenn man ſich recht warm hält, im Gegentheil verzärtelt man ſich dadurch, und ſetzt ſich um ſo leichter der Gefahr aus, ſich zu erkälten. Gerade diejenigen, die in warmen Stuben ſich aufhalten, ſich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten ſich, wenn ſie von einem rauhen Lüftchen beſtrichen werden, und haben beinahe beſtändig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch dieſe Verzärtelung verſetzt wird, pflanzt ſich auch auf die innere Haut der Naſenhöhle fort, und gibt die Anlage zu chroniſchem Schnupfen, der aus Mangel an Energie ſich nicht entſcheidet, ſondern ſich immer auf jede kleine Veranlaſſung erneuert. Die einzig richtigen Geſetze der Verhütung ſowohl als der Behandlung des Schnupfens müſſen auf die oben angegebne Darſtellung des Weſens, der Anlage und Urſachen deſſelben gegründet ſeyn. Erhaltung der Harmonie in den Functionen des Organismus, Stärkung des Nervenſyſtems, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüſſe der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen ſchleimigen Nahrungsſtoffen im Blute müſſen der Grund aller Präſervationsregeln ſeyn, von denen wir hier nur die nothwendigſten aufzählen wollen. Man erhalte die Thätigkeit der Haut durch öfteres Baden in lauem, und durch tägliches Waſchen, beſonders des Kopfes, des Halſes und der Bruſt, mit kaltem Waſſer; Perſonen, welche etwas ſchlaffer Conſtitution, ſchwammig und phlegmatiſch ſind, müſſen ſich wöchentlich einige Mal noch den ganzen Körper mit einer Bürſte reiben; bei dem Waſchen gewöhne man ſich, öfters kaltes Waſſer in die Naſe zu ziehen, auch mit ſolchem Waſſer ſich zu gurgeln. Täglich mache man ſich einige Bewegung in freier Luft, und allmählig gewöhne man ſich, dies ſogar bei rauher und kalter Witterung zu thun. Es verſteht ſich übrigens, daß diejenigen, welche an Ausübung dieſer Vorſchriften noch nicht gewöhnt ſind, im Anfange behutſam verfahren und ſtufenweiſe vorſchreiten müſſen. Dabei beobachte man Mäßigkeit im Eſſen. Zu ſchwere, zu nahrhafte und fette Speiſen vermeide man, oder genieße ſie wenigſtens nicht oft und nicht in zu großer Menge. Eben ſo behutſam ſey man in dem Genuſſe hitziger Getränke; ſie können, beſonders bei denjenigen, welche Anlage zu catarrhaliſchen Krankheiten haben, oder in ſolcher Witterungsbeſchaffenheit und Jahreszeit, wo dergleichen am meiſten zu erwarten ſind, nicht den Schnupfen allein, ſondern auch noch tiefer eingreifende entzündliche Krankheiten erregen. Bei erhitztem oder ſchwitzendem Körper vermeide man ſchnelle Abkühlungen durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waſchen, man vermeide aber auch den ſchnellen Wechſel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die

Umſtände, ſo verhalte man ſich, aus der Kälte kommend, erſt in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere ſich begibt, ſo lange, bis der Körper ſich erſt an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen iſt, unterſcheide zuvörderſt, nach obiger Beſchreibung, ob derſelbe acut oder chroniſch iſt. Bei dem erſtern vermeide man vor allen das noch ſo häufige Vorurtheil, ſich nun recht warm zu halten, die Stube zu hüten, immer um den heißen Ofen ſich aufzuhalten, und viel warme Getränke zu trinken. Der Schnupfen wird dadurch entweder in die Länge gezogen, oder er wird heftiger gemacht, und man kann ſogar zu den oben erwähnten Verbreitungen der Entzündung und den gefährlichen Folgen derſelben Veranlaſſung geben. Noch mehr aber ſetzt man ſich in die Gefahr dieſer Folgen, wenn man die Bravourmethode, oder die einige Zeit lang von gewiſſen Ärzten und deren Nachbetern geprieſene Modecur mit Arrack in Thee, mit Opiumtinctur, hitzigen Eſſenzen, oder ſtarkem Wein und dergleichen mehr befolgen will. Jeder, wer den acuten Schnupfen hat, wird erfahren, daß dieſer ſtärker wird, wenn man Wein getrunken hat, oder daß derſelbe darnach wieder zunimmt, wenn er vorher ſchon in der Abnahme geweſen iſt. Man unterſcheide die Perioden des Schnupfens, und richte ſich in der Diät und Behandlung nach denſelben, ſo wird man nicht nur allen übeln Folgen vorbeugen, ſondern den Schnupfen ſelbſt auch ohne den geringſten Nachtheil ſehr abkürzen können, was immer wünſchenswerth iſt, da ſich dieſe, obwohl leichte, Krankheit doch auch ſehr beſchwerlich macht. In der erſten Periode, von etwa drei bis vier Tagen, beobachte man durchaus die kühlende Methode. Man halte ſich viel im Freien oder in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf. Man waſche den Kopf, das Geſicht, den Nacken, den Hals und die Bruſt einige Mal des Tags mit kaltem Waſſer, gurgle ſich öfters mit Waſſer, worin etwas Salpeter aufgelöſ't, oder welches mit ein wenig Weineſſig vermiſcht iſt. Wer ſich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Waſſer in die Naſe zu ziehn, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt iſt und heftigen Stockſchnupfen hat, mit ſtarkem Schmerz in die Stirne hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmen Waſſer in die Naſe, ſetze aber dieſes nicht länger als die Umſtände es nöthig machen, fort. In Anſehung der Speiſen und Getränke lege man ſich ſtrenge Enthaltſamkeit auf. Das Getränk beſtehe aus Limonade, Cryſtallwaſſer, oder auch bloßem reinen Waſſer; Bier, Wein und andre erhitzenden Getränke vermeide man. Der Speiſen enthalte man ſich ſo viel als ſeyn kann, und genieße bloß etwas Suppe von Hafergrütze, leicht beſtrichenes Butterbrot, oder etwas ähnliches. Dabei nehme man einige Mal des Tags, beſonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinſteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehn waſche man ſich noch einmal auf ſchon angezeigte Weiſe, und ſetze die Füße in ein laues Bad, worin Aſche und Salz und allenfalls die Abkochung von drei Loth Senf befindlich iſt; man laſſe die Füße dabei recht reiben, und nach einer Viertel- bis halben Stunde recht abtrocknen, worauf man ſich in ein nicht erwärmtes Bette in einer nicht geheizten Stube legt. Dabei vermeide man auch in dieſer Periode nicht den Genuß der freien Luft, ſondern, zumal wer ſchon daran

gewöhnt iſt, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man ſich bei der Zurückkunft. Durch dieſe Behandlung bricht man ſchon in dieſer Periode die größte Stärke des Schnupfens, ſo daß Fieber, Hitze und Kopfſchmerzen, ſo auch die läſtige Verſchwellung und Verſchließung der Naſenhöhle und die Entzündung derſelben nicht weiter zunehmen und ſich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dieſelbe Methode nur etwas gelinder fortzuſetzen. In Anſehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und den Appetit mit mehrern Speiſen befriedigen; doch muß dies noch immer mit großer Mäßigung und mit der Auswahl nur leichter Speiſen geſchehen, ſo daß z. B. Hafergrütze, Graupenſchleim, einfache Waſſerſuppe, gewelktes und gekochtes Obſt, wenig oder lieber noch gar kein Fleiſch genoſſen wird. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaſter legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Taſſen Thee von Fliederblumen mit Weinſteinrahm und Zucker trinken, dabei ſetzt man die Fußbäder fort, und legt ſich in nicht gewärmte Betten. Stellt ſich nun Schweiß ein, ſo wechſelt man früh die Wäſche vor dem Aufſtehn, und begibt ſich in ein nur ganz mäßig geheiztes Zimmer. Bei dieſer Behandlung wird der Schnupfen nicht lange dauern, noch weniger in eine andre Krankheit übergehn können. Sollte er aber, was bei hitziger Behandlung nicht ſelten geſchieht, heftig und beſchwerlich werden, oder mit Zufällen drohen, die ſogar Verbreitung der Entzündung auf andre Theile andeuten, z. B. es ſtellten ſich heftige Kopfſchmerzen, ſtarkes Fieber, Huſten mit Beenzung der Bruſt, beſchwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein; ſo laſſe man alsbald den Arzt rufen, und beruhige ſich nicht mehr mit dem Gedanken, es ſey nichts als Schnupfen. Der chroniſche Schnupfen findet meiſtens bei Perſonen Statt, welche den acuten vernachläſſigt, oder unrichtig behandelt haben, oder zu wenig Energie des Blutſyſtems beſitzen, als daß es zu einer kräftigen Reaction und kritiſchen Entſcheidung kommen könnte. Sie müſſen zuvörderſt trachten, ihre Conſtitution überhaupt zu ſtärken; ſie müſſen daher im Allgemeinen ſich an die oben angegebne Präſervativmethode halten, dabei aber ein Glas rothen Wein vor oder bei dem Eſſen, auch einige Mal des Tags eine Gabe von einem vitriolſauern Elixir auf Zucker in Waſſer nehmen. Dabei müſſen ſolche Perſonen täglich Abends ein etwas geſchärfteres Fußbad nehmen, ein ſtärkeres Zugpflaſter in den Nacken legen, auch wohl einige Mal etwas einnehmen, das die Hautausdünſtung ſtark erregt. H.

Schnürbruſt, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfaſſenden Bedeckung des Unterleibes und der Bruſt ſowohl als der Seiten und des Rückgrathes beſteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Feſtigkeit der Anlage ſo geeignet iſt, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgibt, und deren Form annimmt, ſondern im Gegentheil die bedeckten weichen Theile in Zwang hält, und ſeine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fiſchbein, ſelbſt von Stahl verfertigt, werden in Leinwand eingenäht, auf dieſe Weiſe in die paſſende Form gebracht, und am Rücken herauf zuſammengeſchnürt. Die Form ſelbſt iſt zu verſchiednen Zeiten verſchieden geweſen, je nach dem nun die Abſicht ihres Gebrauchs ſie nach der herrſchenden

Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem beſondern Bedürfniſſe beſtimmte. Wenn wir von einer richtigen Idee der wahren weiblichen Schönheit ausgehn, ſo darf der Begriff der Zweckmäßigkeit darin nicht fehlen, wenn gleich der Eindruck einer ſchönen Form in kleinen Abänderungen von der Empfindungsfähigkeit und dem Geſchmack der Menſchen abhängt. Ein weiblicher Körper verdient einem richtigen Urtheile nach nur dann ſchön genannt zu werden, wenn das Ganze mit den einzelnen Theilen, mit der Erreichung der Beſtimmung des Weibes nicht im Widerſpruch ſteht. Das Verhältniß der einzelnen Theile unter ſich kann dabei unendlich mannichfaltig ſeyn, und es kann immer Schönheit dabei beſtehen, was dann auf den Geſchmack der Einzelnen ankommt. Die Beſtimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit ſich, daß der weibliche Körper mehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegſamkeit und Weichheit hat, daß beſonders in der Form ein unmerklicher ſanfter Übergang von einem Gliede zum andern, von einem Theil des Körpers zum andern Statt finden muß. Das Geſicht, als den vorzüglichſten Sitz der geiſtvollen Schönheit, übergehen wir hier, da wir es zu unſerm Zwecke bloß mit dem übrigen Körper zu thun haben. Von dieſem erfodert die Idee der Schönheit, daß er in harmoniſchen Verhältniſſen ſchlank, rund und voll ſey, daß der Buſen und Unterleib, jener in ſtärkerm, dieſer in ſchwächerm Bogen nach außen ſich bemerklich mache. Der Übergang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Bruſt herunter mit unmerklich einwärtsgehenden, von da über die Hüfte mit ſanft auswärtsgehendem Bogen geſchehen. Der Bekleidung des Körpers iſt nur erlaubt, außer dem Hauptzwecke, Schutz deſſelben gegen die Witterung und Befriedigung der Foderungen des Wohlſtandes, auch die Nebenzwecke zu verfolgen, die Schönheit des Körpers bemerkbar zu machen, durch Hinzufügung fremdartiger Schönheit (Putz) das erregte Wohlgefallen zugleich auf die Perſon ſelbſt zu leiten, Verſtöße in den harmoniſchen Verhältniſſen der Form zu verbergen, und fehlende Schönheit, wenigſtens dem Scheine nach, zu erſetzen. Dieſe Erlaubniß aber kann der Foderung der Weisheit und Vernunft gemäß nur ſo weit ſich erſtrecken, als dadurch der wahre Zweck der Kleidung nicht verhindert, vor allem aber dem Wohle der Perſon ſelbſt oder einer andern nicht zuwider gehandelt wird. Sobald aber der wichtigere Hauptzweck der Kleidung, oder gar die Geſundheit und eignes oder fremdes Wohl dieſen Nebenzwecken aufgeopfert wird, ſo wird es Thorheit und Unrecht. Man hat häufig genug beides dem Gebrauch der Schnürbrüſte und Schnürleiber vorgeworfen, allein im Allgemeinen nicht ganz mit Recht, und man hat gefehlt, daß man dies zu allgemein, wohl auch mitunter zu heftig that. Die Mode geht ihren Gang fort, und lacht der gelehrten und ungelehrten Strafpredigten. Ein Gebrauch, der ſo allgemein iſt, ſo lange ſich nach ſo manchen Veränderungen, mitunter mit Verbeſſerungen, ſich doch immer in Anſehen erhalten hat, muß doch entweder wirklich unentbehrlich oder doch von unbeſtreitbarem Nutzen ſeyn. Auch können wir doch, wenn wir gegen das weibliche Geſchlecht gerecht ſeyn wollen, uns nicht anmaßen, einzig Richter in dieſer ſie betreffenden Angelegenheit ſeyn zu wollen, oder zu glauben, daß alle die, welche den Gebrauch der Schnürleiber ſelbſt mitmachen, es ohne vernünf-

tigen Grund, und ohne überwiegenden Nutzen davon zu haben, thun ſollten, oder ohne von dem Bedürfniſſe gezwungen zu ſeyn, kleine Nachtheile davon zu überſehen. Auch dürfen wir nicht überſehen, daß wenn auch ſonſt die Mehrheit der Frauenzimmer, welche ſich der Schnürbruſt bedienten, ſie von einer Form hatten, die nicht nur der Schönheit ganz zuwider war, ſondern auch der eigenen Geſundheit und dem Wohl andrer Geſchöpfe Eintrag that, wo folglich die Nachtheile den Vortheilen weit überlegen waren, doch eigenes Nachdenken und davon genommene Überzeugung den größten Theil des weiblichen Geſchlechts dahin vermochte, die vormalige ſchädliche Form gegenwärtig zu verbannen. Wenn dagegen noch einige Nachtheile von der Form, wie ſie jetzt bei Manchen wieder in Gebrauch ſind, zu befürchten wären, ſo iſt zu hoffen, daß gegründete Vorſtellungen und gehörige Kenntniſſe diejenigen in den höhern Ständen, welche für die andern den Ton angeben, auch von ſelbſt dahin bringen werden, daß ſie, ohne daß man ihnen zumuthen darf, dieſes Kleidungsſtück gänzlich abzuſchaffen, doch allmählig durch zweckmäßige Veränderungen es ſo weit vervollkommnen werden, daß es in Zukunft ſeine Dienſte leiſtet, ohne Nachtheil für die Geſundheit zu bewirken. Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, ſo wird auch die Geſchichte dieſes Stücks derſelben ſeyn. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geſchlechts für Decenz und Verſchönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verſchlimmerte und verbeſſerte daran, ſo daß es bald zur Caricatur ausartete, bald wieder ſeinem urſprünglichen Zwecke ſich näherte, je nach dem Eitelkeit, Nachahmungsſucht oder beſſere Überzeugung die Herrſchaft hatten. In ſo fern die Schnürbruſt und der Schnürleib den oben genannten Foderungen entſprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht abläugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut anliegt, ſich an denſelben anſchließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer ſchicklichen und bequemen Befeſtigung der untern Kleidungsſtücke dient, ohne den Unterleib zuſammen zu ſchnüren, wie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich iſt. Durch ſeine anſchmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die ſchöne Geſtalt des weiblichen Körpers nicht verſteckt, ſondern ſie bei dem Gebrauch der übrigen Kleidungsſtücke noch bemerken läßt, durch welche ſie außerdem zu ſehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Feſtigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung, unterſtützt den Unterleib, und beſchränkt die unverhältnißmäßige Ausdehnung deſſelben, die bei Perſonen, welche zum Fettwerden geneigt ſind, oder bei ſolchen, die mehrmals geboren haben, zum Nachtheil der Schönheit der Form Statt findet, eben ſo wie das zu tiefe Herabſinken der Brüſte, welche durch eine gut geformte Schnürbruſt gleichfalls unterſtützt und in der gehörigen Lage erhalten werden. Dieſe Vortheile empfehlen den Gebrauch der Schnürbruſt oder des Schnürleibes, und ihre Anwendung kann keinem billigen Tadel unterworfen ſeyn, wenn ſie in den Schranken bleibt und die Schnürbruſt diejenige Form hat, welche jene Vortheile gewährt, ohne die Geſundheit zu gefährden, oder ohne die ſchöne Geſtalt des weiblichen Körpers, welche die Natur ihm beſtimmt hat, zu entſtellen. Um dieſe Nachtheile zu vermeiden, muß die Form und Anwendung der Schnürbruſt folgenden Regeln unterworfen ſeyn. Zuvörderſt muß ſie der Geſtalt des weiblichen

Körpers überhaupt, und der Perſon insbeſondre angemeſſen ſeyn, für welche ſie beſtimmt iſt, ohne bedeutende Abweichung, weder in Anſehung der Größe noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbruſt darf, indem ſie angelegt wird, durchaus die Form des Körpers nicht verändern, ſondern ſie muß ſich ganz nach ihr richten; ſie muß demnach vorn elaſtiſch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einen kaum merklichen Bogen ausſchweifend ſeyn. Die Seiten herunter müſſen durchaus über die Hüften, wenigſtens einige Zoll tief herunter gehen, und dieſen geſchloſſen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umſchloſſen wird, kann die Form ſteif und etwas rund ſeyn, nach oben muß ſie vorn mehr platt und breit ſeyn, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbruſt anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu ſtark iſt, wenn er herunterhängt, kann und muß ſie durch etwas feſtern Druck unterſtützen. Dies iſt nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Gefühl beim Gehen ſehr wohlthätig, ſondern es iſt auch für den Körper ſelbſt vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterſtützt, und die zu große Ausdehnung deſſelben, welche der Schönheit zuwider iſt, beſchränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Bruſt, muß aller Druck von der Schnürbruſt aufhören. Hier muß ſie ausgeſchnitten ſeyn, und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehn. Soll ſie vorn an der Bruſt noch höher heraufgehen, ſo muß ſie nach dem Bogen, den die Brüſte in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt ſeyn, ſo daß ſie von der ſiebenten Rippe an etwa noch anderthalb oder zwei Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüſten, wenigſtens bis über die untere Hälfte derſelben, Schutz gegen Druck und Verletzung, und eine Unterſtützung geben, daß ſie nicht zu tief herabſinken. Zum Material der Schnürbruſt ſchicken ſich dünne Fiſchbeinſtäbchen am beſten, welche mit der gehörigen Elaſticität verſehen ſind, ohne zu ſtarken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geſchnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbruſt iſt zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig ſeyn muß, ſo daß ſie an allen Stellen zwar geſchloſſen und feſt anliegt, doch den Theilen keine andre, als die naturgemäße Form geben, überhaupt der Perſon, welche ſie trägt, keine von ihrer gewöhnlichen ganz abweichende Form aufzwingen ſoll. Der verhältnißmäßig ſtärkſte Druck muß von dem unterſten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe ausgehen, weil die Schwere der Eingeweide herunterwärts drängt, und alſo der Unterleib der meiſten Unterſtützung bedarf. Hiernach muß ſich auch die Stärke des Drucks richten, dieſer muß nämlich gerade ſo ſtark ſeyn, daß die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage erhalten, oder wenn ſie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derſelben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieſelbe zurückgehoben werden. Daher kann der Druck durch das Zuſammenſchnüren des Schnürleibes in letztern Fällen aber nur bis zur Erreichung des genannten Zwecks bei ſolchen Perſonen, wo dies noch geſchehen kann, vermehrt werden. Bei jüngern Perſonen, deren Geſtalt durch die Jahre oder durch andre Veränderungen noch nicht gelitten hat, braucht auf den Unterleib nur ein mäßiger Druck

durch das Zuſammenſchnüren angebracht zu werden, ſo daß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur feſt anliegt und dem Gegendruck nicht nachgibt, ſondern daß er nur ein Stützpunkt für den Unterleib wird. Von hieraus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweiſe abnehmen, ſo daß es um die kurzen Rippen herum ſchwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. Auf dieſe Weiſe können die Abſichten der Damentoilette mit den Foderungen der Vernunft und Diätetik ſehr gut vereinigt werden. Geſchieht dieß nicht, ſo kann freilich der Gebrauch der Schnürbruſt und des Schnürleibes höchſt nachtheilig, ja ſehr verderblich und gefährlich für die Geſundheit werden. Die Fehler, welche dabei vorfallen, betreffen entweder die Form der Schnürbrüſt und des Schnürleibes, oder die Art der Anwendung, oder die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſie gebrauchen. Die Form der Schnürbruſt iſt fehlerhaft, wenn ſie nicht dem natürlichen Bau des Körpers und beſonders der Perſon angemeſſen iſt, jenem eine andere Form, als die Natur beſtimmt hat, aufzwingen will. Nur die Geſtalt des weiblichen Körpers, welche, mit der oben angegebenen Beſtimmung der Natur übereinſtimmt, kann für ſchön gelten. Sie verändern wollen, um ihre Schönheit zu erhöhen, wäre eben ſo thöricht, als wenn wir die Schönheit der Roſe durch Beſchneiden ihrer Blätter oder durch Veränderung ihrer Geſtalt ſchöner darſtellen wollten, als die Natur ſie gebildet hat. So zweckwidrig dieſe Abweichung der Form der Schnürbruſt iſt, ſo nachtheilig iſt es auch für die Geſundheit. Vor einigen Jahrzehnden hatte die Schnürbruſt die Geſtalt eines auf der Spitze ſtehenden Kegels oder eines Trichters, nach welchem nun der Körper geformt werden ſollte. In ihren kleinern Raum wurde der Unterleib gedrängt, ſo daß derſelbe über den Hüften zuſammengepreßt wurde. Dieſe Mode iſt zwar nicht mehr herrſchend, doch haben aber viele der jetzt wieder gebräuchlichen Schnürbrüſte den Fehler, daß ſie unten zu enge ſind, und den Unterleib zu enge einpreſſen. Hierdurch müſſen allemal die Eingeweide deſſelben ſehr viel Druck ausſtehen, beſonders leiden die Leber, die Milz, der Magen viel durch die entſtehende Stockung des Blutumlaufs in ihnen. Theils wird durch das Heraufdrängen der Gedärme und aller Eingeweide nach dem obern Theile der Bauchhöhle das Athmen ängſtlich und erſchwert, woher Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, beſonders Bluthuſten, und andere Übel mehr entſtehen, theils werden auch die Gedärme und andere Theile in dem Becken gedrängt, welches gleichfalls Blutſtockungen zur Folge hat. Bei allen aber muß auch die ſchädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung geſtört werden, daher ſo häufig Krämpfe, Hyſterie, ſelbſt Melancholie ihren Urſprung bloß von dem Gebrauch oder vielmehr von dem Mißbrauch der Schnürbrüſte haben. Noch mehr üble Folgen werden verurſacht bei Perſonen, welche ſogar im ſchwangern Zuſtande dergleichen Schnürleiber tragen, und dieſe ſchaden nicht nur ſich ſelbſt, indem alle jene erwähnten Übel noch in höherm Grade entſtehen können, ſondern ſie ſetzen auch das Leben und die Geſundheit des Kindes in Gefahr. Ein anderer Fehler in der Form der Schnürbrüſte iſt der, wenn ſie zu weit heraufgehen, und dabei eng und platt ſind, ſo daß ſie, die Brüſte mit Gewalt heraufdrängen und

an ihrem untern Theile drücken. Dieſer Fehler der Schnürbrüſte iſt jetzt, da man die ehemalige Form derſelben etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode ſollte es für Schönheit gelten wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum ſo eng zuſammengeſchnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorſtanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taſchen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, ſo daß damals die ſo angeputzten Damen mit Recht einem Inſecte verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig iſt, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Bruſt mehr verſchont, weil die Schnürbruſt nach oben geräumiger war, und die Brüſte weniger drückte. Die neuere Art aber preßt dieſe nicht nur mehr in die Höhe, ſondern drückt ſie auch von unten beinahe platt. Dieß iſt nicht nur der natürlichen Schönheit ganz zuwider, ſondern kann auch zu den traurigſten Folgen Veranlaſſung geben. Die Natur hat die Brüſte nicht unter das Kinn verſetzt, wohinauf man jetzt zuweilen ſie gepreßt erblickt, ſondern ihr Platz iſt von der dritten bis zur ſechsten oder ſiebenten Rippe, und hier ſollen ſie nicht als ein plattgedrücktes Bret, ſondern in ihrer runden gewölbten Form erſcheinen. Die Kunſt darf ſie nur in derſelben erhalten und gegen äußern Druck und Beleidigung ſchützen. Es iſt ein gänzlicher Mißgriff, wenn manche Frauenzimmer in der Meinung, ſich dadurch zu verſchönern und reizender darzuſtellen, den Buſen mit Gewalt in die Höhe preſſen; ſie können ſich überdies durch den Druck, der auf den untern Theil der Brüſte dadurch ausgeübt wird, das traurigſte Übel zuziehen. Jeder Druck auf dieſe Theile iſt ſchädlich. Die Natur hat ſie mit beſonderer Zartheit und mit dem vorzüglichſten Reize verſehen, und zugleich auch durch die edelſte Beſtimmung geheiligt. Jede Verletzung derſelben ſollte daher ſorgfältig vermieden werden. Schon ein äußerlicher Stoß, ein Schlag auf die Bruſt hat oft Knoten in einer Bruſt veranlaßt, welche in den fürchterlichen Krebs übergingen. Auch ein gelinderer, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf dieſe Theile kann daſſelbe Übel veranlaſſen, und man ſchreibt wirklich das öftere Vorkommen dieſer ſchrecklichen Krankheit nicht ohne Grund dem unvorſichtigen Gebrauche der Schnürbruſt zu. Gewiß kann jeder fühlende Menſch nicht anders als mit dem innigſten Mitleid daran denken, daß Unvorſichtigkeit, Mangel an Kenntniß und mißgeleiteter Verſchönerungstrieb ein ſo beklagenswerthes Schickſal herbeiführen können. Indeſſen iſt vielfältige Erfahrung der Beweis dafür, und folglich iſt es Pflicht für das weibliche Geſchlecht, durch größere Vorſichtigkeit ſich dagegen zu bewahren. Nicht in der Form der Schnürbruſt allein, auch in der Art der Anwendung kann ein Fehler ſeyn. Wenn nämlich auch die Form nicht die oben getadelten Fehler hat, ſo wird ſie vielleicht ſo feſt angelegt, wird allenthalben ſo ſtark angezogen, daß es ohne heftigen Druck auf die Bruſt ſowohl als auf den Leib nicht abgeht, überhaupt auch alle die oben erwähnten Übel von Druck auf den Magen und Unterleib hiervon folgen. Auch iſt diejenige Art ſchädlich, da die leichten Schnürleibchen mit einem ſogenannten Blankſcheit vorn verſehen ſind, welches nach oben zwiſchen dem Buſen auf die Bruſtknochen drückt, und das Schnürleibchen ſo gegen die Brüſte andrängt, daß dieſe von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieſes

Blankſcheit ſo auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen feſter und ſtärker denſelben zurückdrängt. Dieſe Anwendung des Blankſcheits, zumal wenn es zu lang, von zu feſtem Material, z. B. von Holz oder gar von Metall iſt, hat in jeder Rückſicht Manches wider ſich. Es iſt der wahren Schönheit und Grazie nicht günſtig, wenn ein Frauenzimmer ſo gerade, ſteif, gezwungen und geſtreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geſchnitzt wäre, oder wenn die Bruſt von unten herauf wie ein Bret platt gedrückt iſt, oben der Stab heraufguckt, oder unten auf dem Leibe die untere Spitze des Blankſcheites ſich von dem Drucke nach oben biegt, und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Iſt aber auch das Blankſcheit nicht zu lang, ſo kann ſich doch ein Frauenzimmer beim Bücken durch den Druck von demſelben, wenn es zu ſtark und hart iſt, auf die Bruſt oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn ſie denn aber nöthig ſind, ſo muß dazu ein dünnes elaſtiſches, kurzes und breites Stäbchen von Fiſchbein genommen werden, welches oben und unten ſtumpf abgerundet und in das Leibchen feſtgenäht iſt, ſo daß es auf den Körper keinen unmittelbaren ſtarken Druck ausüben kann. Endlich iſt noch auf die Perſonen Rückſicht zu nehmen, welche eine Schnürbruſt oder einen Schnürleib tragen dürfen, oder welche nicht. Für Kinder paßt eine eigentliche Schnürbruſt gar nicht, denn in dieſem Alter, wo nicht einmal alle Knochen ihre gehörige Ausbildung und Feſtigkeit haben, ſondern noch weich und nachgiebig ſind, die Rippen beſonders noch viel Knorpel haben, werden dieſe zu ſehr von einem äußern Drucke aus ihrer Lage gebracht, und da die Theile des Kindes noch im Bilden und Wachsthum begriffen ſind, ſo nehmen ſie von einem äußern Drucke ſehr leicht eine falſche Richtung an. Es iſt ausgemacht richtig, daß die meiſten verwachſenen Perſonen dieſen Übelſtand der Schnürbruſt zu danken haben, welche ihnen als zarten Kindern angelegt wurden. Will man kleinen Kindern, welche nun einmal getragen werden ſollen (obgleich es ihnen weit beſſer wäre, wenn ſie nicht getragen würden), eine Schnürbruſt anlegen, um ſie bequemer anfaſſen und tragen zu können, ſo darf dies nur ein Schnürleibchen von Filz geſchnitten, oder von Leinwand mit nur vorn um den Leib herum befeſtigter dünner Pappe und einigen Fiſchbeinſtäbchen geſteift, ſeyn. Sobald die Kinder nicht mehr getragen werden, laſſe man auch den Schnürleib weg, und lege der Natur keinen Zwang in der vollen und ſchönen Ausbildung des Körpers an. Nach den Kindern iſt der Gebrauch jeder Schnürbruſt und ſelbſt des Schnürleibes ſchwangern Frauen am meiſten nachtheilig und gänzlich zu verbieten, weil ſie durch den Druck derſelben ſich ſelbſt ſchaden, üble Zufälle in der Schwangerſchaft, eine ſchwere oder unglückliche Niederkunft, und ſelbſt ihrem Kinde den größten Nachtheil, vielleicht auf das ganze Leben, zuziehen können. Hier in dieſem Falle, wo Unvorſichtigkeit zum Leichtſinn wird, ſollte, weil es zugleich das Schickſal eines andern, unſchuldigen Weſens betrifft, die Medicinalpolizei durch ein Verbot eingreifen, unbeſchadet übrigens der Freiheit eines jeden Frauenzimmers in der Wahl ihres Putzes. Manche Kränklichkeiten oder ſelbſt Anlage zu Krankheiten verbieten gleichfalls den Gebrauch der Schnürbruſt, beſonders Bruſtkrankheiten, Anlage zu Bluthuſten, ſo wie auch zu andern Blutflüſſen, hektiſcher Zuſtand, aſthmatiſche Beſchwerden, Krämpfe im Unter-

leibe, u. dergl. m., da alle dieſe übel noch vermehrt werden durch den Druck einer Schnürbruſt. Auch ſtillende Mütter ſollen ſich wenigſtens ſehr mäßigen, und ſich in keinem Fall eines andern als des nach obigen Regeln angegebenen Schnürleibes und auch deſſen nur mäßig zuſammengeſchnürt bedienen, weil ſie ſonſt leicht ſich Knoten in den Brüſten, Entzündung derſelben und bleibende traurige Folgen zuziehen können. H.

Schock wird 1. eine Anzahl von ſechzig Stücken genannt; 2. war es ehedem, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutſchlands eine Rechnungsmünze von 60 Groſchen. In Sachſen hatte man früherhin zwei Arten Groſchen, nämlich Wilhelminer oder alte ſilberne, wovon 160 eine feine Mark Silbers enthielten, und Löwengroſchen, von denen 60 Stück ein Schock und ſo viel wie 20 alte ſilberne Groſchen ausmachten. Daraus entſtand der Unterſchied zwiſchen alten und neuen Schocken, der in Sachſen noch jetzt in gewiſſen Fällen, z. B. bei Geldſtrafen ꝛc., Statt findet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groſchen, ein neues aber zu 2 Rthlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3. heißen gewiſſe Landesſteuern in Sachſen Schocke. Um dort einen ſichern Steuerfuß einzuführen, wurden die unbeweglichen Güter geſchätzt, und nach dem Werthe, der nach ſolchen Schocken berechnet wurde, machte man die Vertheilung der Abgaben, welches die Beſchockung genannt wurde.

Scholarchat heißt die über eine gelehrte Schule Aufſicht führende Behörde. Scholarchen ſind die Glieder dieſer Behörde oder die Aufſeher über Lyceen und Gymnaſien. Gewöhnlich wird dieſe Würde von den oberſten Magiſtratsperſonen und den erſten Geiſtlichen bekleidet. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Scholaſtiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredſamkeit. Im Mittelalter entſtand eine eigne philoſophiſche Secte unter dem Namen der Scholaſtiker und eine eigne ſcholaſtiſche Philoſophie, oder Schulweisheit, durch die für das Leben kein Reſultat gewonnen werden ſollte, ſondern deren Zweck war, mit Aufbietung des höchſten Scharfſinns die Philoſopheme des Ariſtoteles und der Alexandriner gegen die Einwürfe der Vernunft ſicher zu ſtellen. Einige machen den Auguſtinus zum Urheber des Scholaſticismus, Andre finden ſeinen Anfang in den monophyſitiſchen Streitigkeiten im 5ten und 6ten Jahrhundert. Buhle hebt ihn mit dem Johannes Scotus Erigena im 9ten Jahrhundert an, ohne dieſen zum eigentlichen Urheber deſſelben zu machen. Nach ihm bekam die ſcholaſtiſche Philoſophie ihren Namen und Charakter zufällig. In dem Zeitalter Carls des Großen hießen die Lehrer an den Schulen Scholaſtiker. Die hier vorgetragne Philoſophie hieß die ſcholaſtiſche und beſtand in einem aus den lateiniſchen Commentatoren des Ariſtoteles, beſonders dem Auguſtinus und Boethius gezognen Aggregat logiſcher Regeln und ontologiſcher Begriffe, die unter dem Namen Dialectik die theoretiſche Philoſophie überhaupt ausmachten und mit der ſpätern alexandriſchen Vorſtellungsart von Gott, ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen zur Welt verbunden, oder darauf angewendet wurden. Der Zweck war kein andrer, als das dogmatiſche Religionsſyſtem der Kirche zu befeſtigen und zu vertheidigen. Buhle ſetzt drei Perioden feſt: die erſte bis auf Roſcelinus (1089) oder bis auf den Streit der Nominales und Reales; die zweite Periode bis auf Albertus Magnus (ſt. 1280), wo die ariſtoteliſchen

Werke außer der Logik allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die dritte bis auf die Wiederherſtellung der alten Literatur in der Mitte des 15ten Jahrhunderts und die dadurch bewirkte Verbeſſerung der Philoſophie. — Nach Tiedemann, der den Scholaſticismus als diejenige Behandlungsart der Gegenſtände a priori erklärt, wo, nach Aufſtellung der meiſten für und wider aufzutreibenden Gründe, in ſyllogiſtiſcher Form, die Entſcheidung aus Ariſtoteles, den Kirchenvätern und dem herrſchenden kirchlichen Syſteme genommen wird, fängt die Geſchichte deſſelben mit dem Franziscaner Alexander von Hales (ſt. 1245), einem Kloſter in Glouceſterſhire, an. Die Form dieſer Philoſophie, nach Autorität zu entſcheiden, iſt aus der ältern Theologie durch Hildebert von Lavardin (ſt. 1134) zuerſt aufgebracht, aus der Hierarchie entſprungen, und aus der Theologie herübergekommen. Roſcalinus, Abälard ſind Dialectiker, nicht Scholaſtiker. Man muß hier erinnern, daß Ariſtoteles nicht die einzige feſte Autorität bei den Scholaſtikern war, ſondern daß auch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte Alexander Haleſius war der erſte ausführliche Commentator der Sentenzen Peters des Lombarden, und erwarb ſich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor irrefragabilis. Auch commentirte er die Pſychologie des Ariſtoteles. Ohne eignes Denken entſcheidet und urtheilt er allenthalben nach andern Kirchenſchriftſtellern und Philoſophen. Das zweite Zeitalter der Scholaſtiker beginnt Tiedemann mit Albertus Magnus (ſ. d.), welcher ſowohl die phyſikaliſchen als philoſophiſchen Schriften des Ariſtoteles, mehrere bibliſche Bücher u. ſ. w. commentirte. Noch größern Ruhm erwarb ſein Schüler, Thomas von Aquino (ſ. d.), der Vater der Moral und ein ſtrenger Anhänger des Ariſtoteles, über den er 52 Commentare hinterließ. Dieſem ſtellte ſich der Franziscaner Johannes Duns Scotus entgegen, einer der ſpitzfündigſten Dialectiker, den man mit Recht als den Urheber des ſcholaſtiſchen oder barbariſchen Lateins nennt. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten ſich zwei Parteien, die Thomiſten und Scotiſten, deren Zwiſtigkeiten beſonders lebhaft wurden, als Scotus ſich gegen die ſtrenge auguſtiniſche Lehre von der Gnade, der Thomas anhing, erklärte, und welche Jahrhunderte lang ſich in der Kirche erhielten. Außerdem waren ſcharfſinnige Scholaſtiker dieſes Zeitraums der Franziscaner Bonaventura, Schüler des Alexander Haleſius, der General des Dominicanerordens Hervey, der Franziscaner Franz Mairon, Schüler des Duns Scotus und Stifter der ſorbonniſchen Disputation zu Paris, bei welcher der Reſpondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitſätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu ſich nehmen durfte. Zugleich zeichnete ſich Mairon unter den Scholaſtikern dadurch aus, daß er abſtracte Begriffe oft definirt und nicht ſelten glücklich ſchließt. Das dritte Zeitalter des Scholaſticismus fangen einige mit Wilhelm de St. Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (geſtorben zu Meaux 1333) an; beſſer beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der ſcholaſtiſchen Theologie. Wegen ſeiner Fertigkeit in Auflöſung ſpitzfündiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterſchied zwiſchen theologiſcher Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philoſophiſcher (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eignes Nachdenken begründet wird) und gab zu, daß manches theologiſch wahr und doch philoſophiſch falſch

ſey. Andre fangen den dritten Zeitraum der Scholaſtiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (geſtorben 1347) an, einem Franziscaner, der die faſt vergeſſnen Streitigkeiten der Nominaliſten wieder belebte, und ſich merkwürdig machte als unerſchrockner Vertheidiger der chriſtlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpſte. Einer der Letzten dieſes Zeitraums war Gabriel Biel (geſt. 1495), ein beſcheidner Nominaliſt und thätig bei der Begründung der Univerſität Tübingen (1477). Mit der Reformation verſchwand nach und nach der Scholaſticismus. Nur einzeln ſtanden noch bedeutende Scholaſtiker auf, wie in dem ſpaniſchen Jeſuiten Suarez (geſtorben 1617) Baco von Verulam endlich iſt als der Wiederherſteller der Philoſophie und ihr Befreier von dem ſcholaſtiſchen Weſen anzuſehen.

Scholien, Scholiaſten. Scholien ſind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den practiſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft lehrten, hinzuzuſchreiben pflegten. Die Verfaſſer ſolcher Scholien heißen Scholiaſten. Wir beſitzen noch eine Menge alter Scholien zu griechiſchen Dichtern und Schriftſtellern, weniger zu lateiniſchen. Die Namen der Verfaſſer ſind uns meiſt unbekannt. Ihr Werth iſt zwar ſehr ungleich, doch verdanken wir ihnen vielfältige Aufſchlüſſe, die wir außerdem ganz entbehren würden.

Schomberg (Friedrich Armand, Graf von), churbrandenburgiſcher Geheimer Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußen und Oberfeldherr über das ganze brandenburgiſche Heer und ſämmtliche preuß. Truppen. Er war in der Pfalz geboren im Jahr 1615, ſein Vater war pfälziſcher Oberhofmarſchall, ſeine Mutter eine Tochter des engliſchen Pairs Edmund Dudley. — Dem zum König von Böhmen erwählten, aber von dort wieder geflüchteten Churfürſten von der Pfalz Friedrich V. folgte er nach Holland, wo er unter den Prinzen von Oranien Friedrich Heinrich und Wilhelm II. zuerſt in dem niederländiſchen Kriege mit focht. Von hier begab er ſich zu dem Prinzen Condé nach Frankreich, und weil er mehr ein fahrender Ritter, als ein vaterländiſcher Held war, zog er mit Turenne, dem Rheinverwüſter, gegen ſein eignes Vaterland zu Felde. Im Jahr 1660 trat er als Generalfeldmarſchall in portugieſiſche Dienſte. Ihm verdankte Portugal den vortheilhaften Frieden, den es 1668 mit Spanien ſchloß; noch während des Krieges ward Schomberg als Graf von Mortala unter die Zahl der Granden aufgenommen. — Jetzt ging er nach Frankreich zurück, ward 1675 Marſchall von Frankreich, wendete ſich aber wiederum in ſeinem 70ſten Jahre nach Portugal, weil man nach der Aufhebung des Edictes von Nantes ihn nöthigen wollte, den catholiſchen Glauben anzunehmen. Auch hier trieb ſein in ſo hohem Alter noch unruhiger Geiſt ihn fort nach Holland. Dem großen Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mit dem er hier zuſammentraf, folgte er jetzt nach Berlin, wo ihm das ganze Kriegsweſen anvertraut wurde, mit dem unmittelbaren Range nach den Prinzen von Geblüte. — Weniger geneigt war ihm der folgende Churfürſt (hernach König) Friedrich III. Schomberg verließ deſſen Dienſte und begleitete Wilhelm von Oranien nach ſeinem königl. Thron nach England. Dort ward er Generalfeldzeugmeiſter, Ritter vom blauen Hoſenbande, Herzog von Harwich und Brentfort, Freiherr

von Tayas. In einer Schlacht gegen die Aufrührer am Fluſſe Boyne in Irland blieb er im 75ſten Jahre ſeines Alters, 1690. —

Schoen, auch Schoenhauer oder Schoengauer (Martin) einer der älteſten und vorzüglichen deutſchen Mahler, wurde zu Colmar, nach Andern zu Culmbach von augeburgſchen Ältern geboren und ſtarb 1486, oder wahrſcheinlicher 1499 zu Colmar. Er lernte bei Lupert Ruſt, und war unter Deutſchlands Mahlern einer der Erſten, die ſich einen bedeutenden Ruhm erwarben. Er wohnte zu Colmar, und ſtiftete eine dauernde Freundſchaft mit Peter Perugino, dem Lehrer Raphaels. Wegen ſeiner damals ſehr bewunderten Kunſtfertigkeit erhielt er den Beinamen Hipſch Martin (Hübſch Martin) und die Italiener nannten ihn Bonmartino oder Martino d'Anverſa. Michel Angelo ſoll in ſeiner Jugend den Traum des heil. Antonius, den Martin Schoen in Holz geſchnitten hatte, copirt haben. Seine bekannteſten Stücke werden auf 121 geſchätzt, von denen eine große Anzahl aus der bibliſchen und Kirchengeſchichte ſind. Noch gegenwärtig geſtehen Kenner unſerm Künſtler ein ſeltenes Genie, einen Reichthum an Ideen und das Verdienſt zu, ſeinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und ſich faſt über alle Künſtler ſeiner Zeit emporgeſchwungen zu haben. Der Florentiner Gherardo, W. Hollar und Andere haben nach M. Schoens oder Schoenhauers Gemählden geätzt.

Schön, Schönheit. Da es uns hier darauf ankommt, dem Zwecke dieſes Werks gemäß eine möglichſt populäre Entwickelung der Idee des Schönen zu geben, ſo dürfen wir von Betrachtungen ausgehen, die ſich unmittelbar an das Wort anknüpfen. Es iſt jedem bekannt, auf wie verſchiedenartige Gegenſtände daſſelbe angewendet zu werden pflegt, und wie verſchiedner Meinung die Menſchen in der Beilegung derjenigen Eigenſchaft ſind, die ſie durch dieſen Ausdruck bezeichnen, ſo daß Einige dieſelbe gewiſſen Dingen beilegen, welchen Andere ſie abſprechen, oder gar das Gegentheil beilegen. Indeſſen würde man ſich ſehr irren, wenn man, wie Einige gethan, welche eine Wiſſenſchaft des Schönen für unmöglich halten, daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feſte und allgemeine Beſtimmung zulaſſe, ſondern etwas nach Willkür und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Anſichten) Beſtimmtes ſey. Denn wie die Anwendung eines Geſetzes verſchieden ſeyn kann, ohne daß das Geſetz ſich ändere, wie ferner ein inneres Geſetz und urſprüngliches Bedürfniß des Menſchen auf verſchiedene Weiſe vorgeſtellt und ausgeſprochen werden kann; ſo kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit ſich erhebende Menſch in dem Beſtreben, ſich mit ſchönen Gegenſtänden zu umgeben, und ſie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der Stufe der Bildung, ſich mehr oder minder vollkommen ausſprechen, und der Eine von dem Andern ſich in der Auswahl der einzelnen Gegenſtände, ſo wie in der Beurtheilung derſelben weit entfernen, mithin auch die Schönheit ſelbſt ſich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, und der Eine als häßlich verwerfen, was der andre ſchön findet, ohne daß das Ziel ſich ändere, zu welchem alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinſtreben. Auf ähnliche Weiſe wird die Idee des Sittlichen auf höchſt verſchiedene Weiſe ausgeſprochen, wie wir von den verſchiedenen Moralprincipien ſehen; auch ſind die Menſchen in der moraliſchen Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einſtimmig,

ohne daß ſie als ſittliche Menſchen es wagten, das Weſen des Sittlichen für wandelbar zu halten. So verſchieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke ſeyn mag, ſo kommen doch alle darin überein, daß ſie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verſtehen; wenn auch das, was ſie für vollkommen halten, nicht wahrhaft vollkommen iſt. Die Schönheit iſt ſonach eine Idee, denn die Ideen ſind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, dem das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir ſelbſt durch den Ausdruck ſchön, welcher von ſcheinen herſtammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins, oder der Erſcheinung, die Schönheit iſt alſo die Idee von der Vollkommenheit der Erſcheinung, und ſchön iſt ſonach was einen vollkommenen Schein von ſich gibt. Das Schöne zeigt ſich alſo nicht nur an allen ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtänden, ſondern auch an denjenigen Veränderungen unſeres Inneren, die wir durch den innern Sinn erfahren, in ſo fern ſie durch die Einbildungskraft geſtaltet, ſich auf ſinnliche Vorſtellungen beziehen — denn in allen dieſen Fällen reden wir von Erſcheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdruck ſchön zunächſt an das ſichtbare denken, iſt nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausſtrahlenden Gegenſtänden ausgeht, die ſichtbaren Erſcheinungen aber die beſtimmteſten ſind, an welchen wir daher die Vollkommenheit ſinnlicher Gegenſtände am leichteſten und früheſten aufzufaſſen und feſtzuhalten gewohnt werden. Aus dieſem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunſt erkannt. Die Vollkommenheit der Erſcheinung iſt aber nicht bloß eine ſinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemeſſenheit der ſinnlichen Gegenſtände an unſere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen, und in ſo fern ganz ſubjectiv ſeyn, oder zugleich auf objectiven Eigenſchaften der Dinge, die wir mittelſt der Empfindungen vorzuſtellen angeregt werden. Wäre das Erſtere der Fall, dann würden nebſt den Urſachen der äußern Lebensempfindung die Gegenſtände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweiſe ſubjective nennen (d. i. des Geruchs und des Geſchmacks), um dieſer Einwirkung willen ſchön ſeyn, da ſie doch nur einen materiellen Reiz in unſern Organen hervorbringen; und ſo fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zuſammen. Auch würde daraus folgen, daß der ſinnlichſte Menſch die Schönheit am meiſten zu faſſen fähig ſey, und daß das Schöne die ſinnlichen Begierden am meiſten reize; — allein jenes widerlegt der Zuſtand uncultivirter Völker, dieſes gilt nur von einigen Arten deſſen, was ſchön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunſt- und Schönheitsſinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenſchaften, und zwar zunächſt individuelle Formen der Dinge anzuſchauen fähig ſind. Wo wir aber dieſe anſchauen, da iſt zwar der ſinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeſchloſſen, aber es verbindet ſich mit ihm die höhere Bedeutung des Geiſtigen. Vollkommenheit der Erſcheinung finden wir alſo da, wo wir ein durch die Sinne oder durch die Einbildungskraft anſchaubares und überſchauliches Ganzes betrachten und genießen, deſſen Mannichfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Geſammteindrucks zuſammenſtimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenſtandes), ſondern auch zu einer

das Ganze belebenden und bildenden Idee innigſt übereinſtimmt, (ideale Vollkommenheit). Die Schönheit, oder die Vollkommenheit der Erſcheinung beſteht alſo darin, daß die ſinnlich vollendete Form Form oder Ausdruck des Idealen wird, und ſich dadurch auf die höchſten Gegenſtände der Menſchheit bezieht. Sonach iſt weder das Sinnliche an ſich ſchön, ſondern nur durch eine in demſelben ſich ausprägende Idee, noch das rein geiſtige; und wir reden nur uneigentlich von einer ſchönen Seele, wenn ſie ſich nicht in entſprechenden anſchaubaren Handlungen äußert, wie wir andern Theils nur dann mit Recht von ſchönen Formen reden, wenn wir dieſelben auf einen idealen Typus beziehen können, der in ihnen gleichſam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was ſich dieſer Idee nähert, iſt etwas Sinnliches und Geiſtiges zugleich, aber beides in harmoniſcher Verbindung ſinnlich angeſchaut. Hiermit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit (το καλόν) der erhabnen Idee des Guten und Wahren beigeſellt wird. — Gleichwie nun die Idee der Menſchheit beide Geſchlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchem das rein Menſchliche unter verſchiedenem Charakter erſcheint, ſo wird auch die Anmuth (venustas) und Erhabenheit, von der Idee der Schönheit umfaßt, ſo daß wir jene die weibliche, dieſe die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegenſatz beruhen. Hiermit iſt auch zugleich der Grund des gemeinen und beſchränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meiſten Äſthetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn ſie das Schöne dem Erhabenen entgegengeſetzt, und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn ſo wird daſſelbe nur unter verſchiedenen Beziehungen genannt) verſtanden haben; auch zeigt ſich klar, wie einſeitig es iſt, nur das Weibliche ſchön zu nennen. — Es kann nämlich, unbeſchadet jenes harmoniſchen Verhältniſſes, ohne welches kein Ding ſchön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenſtand belebt, 1. entweder die Form ganz erfüllen, und gleichſam aus ihr hervorzugehen ſcheinen, welches der Fall iſt, wenn die Idee ſelbſt ſich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Übergewicht hervorzutreten ſcheint, reden wir von Anmuth und Grazie (ſ. d. Art.) und ſie iſt mehr die Gabe der Natur, der höchſte Reiz, welchen dieſe ihren Bildungen geben kann, und ſie erſcheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beſchauung feſſelnde Bewegung ſind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung; oder 2. die Form eines Gegenſtandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben iſt zu der Vorſtellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies iſt das Erhabene; und das Erhabne liegt in uns, in ſo fern es Etwas iſt, was den unendlichen Geiſt durch ſichtbare oder hörbare Einwirkung in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier ſcheint der Gegenſtand mehr durch ſein inneres Weſen auf uns zu wirken, als durch ſeine Form, ja er ſcheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felſenmaſſen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch ſeine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller For-

men an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und ſeine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieſer Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußrer Gegenſtand entweder extenſiv (dieſes das Mathematiſcherhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intenſiv (dieſes das Dynamiſcherhabene, welches auf Wirkſamkeit der Kraft beruht); das Geiſtige aber wirkt durch die Kraft der Vorſtellung oder durch Hoheit des ſittlichen Willens, das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede ſeyn, das unter dem Charakter der oben aufgeſtellten Idee der Schönheit erſcheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich ſchön (mithin geiſtig=ſinnlich) iſt. Es wird durch das Zuſammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen ſich die Gegenſtände (der Natur und Kunſt) größtentheils zu einer dieſer beiden Erſcheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen)] in verſchiedenen Graden hin. In der Kunſt, deren Princip die Schönheit iſt, ſoll die Anmuth durch Kraft geſtärkt, das Erhabene durch Anmuth geſänftigt ſeyn, und ſo ſuchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geſchlechter der Menſchen zur gegenſeitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menſchheit liebend hinſtreben, ſich in den höchſten Werken der Kunſt in einer Schönheit zu vereinigen. — Das Schöne iſt ferner Naturſchönes und Kunſtſchönes, und ſtellt ſich dort bewußtlos, hier durch den weltumfaſſenden Geiſt des geniellen Künſtlers dar. Von dieſer Eintheilung iſt zu unterſcheiden eine andere häufig vorkommende: in Natur= und Idealſchönheit, welche ſelbſt das Gebiet des Kunſtſchönen beſtimmen ſoll, und durch jene das in die Kunſt übergetragene Naturſchöne, durch dieſe das in dem Kunſtgebiete ideemäßig und originell erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künſtliche (intellectuelle und artiſtiſche) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunſt verrathen oder vorausſetzen. Hierüber haben wir Mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoeſie geſagt. In der Kunſt kann endlich das Schöne ſich eben ſowohl unter dem Charakter des Ernſten, als des Scherzenden darſtellen. Das Komiſche alſo wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzuſehen ſeyn, wenn es gleich ſeinem Begriffe zu widerſtreiten ſcheint. Jede Kunſt beruht aber auf einer eignen Darſtellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunſt, Poeſie, Mahlerei u. a. — Der Verfaſſer dieſes Artikels, welcher hier größtentheils ſeiner eignen Anſicht gefolgt iſt, kann in Hinſicht der zahlreichen Literatur dieſes Gegenſtandes auf Erſch. Lit. der ſchönen Künſte, vergl. Nr. 5 — 31 (Syſtematiſche Schriften über Äſthetik), und insbeſondere auf Nr. 55 — 67 S. 7 und 8 verweiſen. Kenner werden beurtheilen, wie ſich die hier gegebene Anſicht zu den kantiſchen Beſtimmungen „1. Schönheit iſt, was ohne alles Intereſſe gefällt, 2. Schönheit iſt Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, ſofern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3. ſchön iſt, was ohne Begriff allgemein gefällt; 4. ſchön iſt was ohne Begriff als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird‘,“ oder zu der daraus gefloſſenen Definition: ſchön iſt, was durch ſeine Form gefällt, oder: was durch ſeine Form Einbildungskraft und Verſtand in eine freie harmoniſche und ſpielende Thätigkeit verſetzt,

welche mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Luſt) verbunden iſt, verhalte. Doch iſt zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Erhabenen *entgegengeſetzt* wird. Übrigens vergl. mit dieſem Art. den Art. Äſthetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schöne Künſte ſ. Kunſt Nr. III. und IV.

Schöne Wiſſenſchaften, belles lettres. Unter ihnen verſtand man ſonſt vornehmlich die Dichtkunſt und Beredſamkeit, welche beide zu den Künſten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man den Ausdruck Kunſt, wie die alten die Worte ἐπιστήμη und τέχνη, scientia und ars oft gleichbedeutend nahm, und ſo das Verſchiedenartige verwechſelte (vergl. den Art. Kunſt Nr. II). Den Unterſchied der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſetzte man ſonſt in die Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſie ſich zur Darſtellung derſelben Gegenſtände bedienen. Die ſchönen Wiſſenſchaften nämlich, ſagte man, bedienten ſich der *willkürlichen Zeichen*, worunter man die menſchliche Sprache verſtand; die ſchönen *Künſte* dagegen bedienten ſich der natürlichen, d. i. der Töne und ſichtbaren Formen. Dann nennte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht ſtrenge Wiſſenſchaften *ſchöne Wiſſenſchaften*. Die Deutſchen haben nach genauerer Unterſuchung über die Verſchiedenheit der Künſte und Wiſſenſchaften dieſen Sprachgebrauch ſchon ſeit einiger Zeit mit Recht verlaſſen, ſo daß er faſt nur noch hiſtoriſches Intereſſe hat.

Schonen (ſchwediſch Skone), iſt eine Provinz von Gothland in Schweden (ſ. d. Art.) und zwar im ſüdlichen Theile Gothlands belegen. Es wird gegen Norden von den (ſchwediſchen) Provinzen Bleckingen, Smaland und Halland, gegen Oſten, Süden und Weſten von der Oſtſee, dem Sund und dem Cattegat umgeben. Dieſe Provinz iſt nicht bloß einer der ſchönſten und fruchtbarſten Theile von Südgothland, ſondern überhaupt des ganzen ſchwediſchen Reichs. Vormals gehörte ſie den Dänen, wurde aber im rothſchildſchen Frieden (1658) nebſt den Landſchaften Bleckingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat beinahe 260,000 Einwohner, Überfluß an Getraide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Die vorzüglichſten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen Schwedens und nach dem Auslande beſtehen in Getraide, Vieh und Holz. In dieſer einzigen Landſchaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen.

Schöpflin (Johann Daniel), einer der berühmteſten deutſchen Geſchichts- und Alterthumsforſcher, war 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo ſein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angeſtellt war, geboren. Er ſtudirte zu Baſel und Straßburg und wurde 1720 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit an dieſer Univerſität gewählt. In dieſem Amte erlangte er einen ſo großen Ruf, daß er von mehrern Fürſten und Univerſitäten Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Straßburg zu bleiben. Im Jahr 1726 bereiſ'te er Frankreich, Italien und England. Nach ſeiner Rückkehr wurde ihm ein Canonicat an St. Thomas verliehen. Auch wurde er franzöſiſcher Rath und Hiſtoriograph. Die Geſchichte des Elſaß beſchäftigte ihn; um Materialien dafür zu ſammeln, beſuchte er die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz. Die Frucht dieſer Bemühungen war 1751 der erſte Band ſeiner Alsatia illustrata, fol. Als er dieſes Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er dieſe Gelegenheit, für die Privilegien der proteſtantiſchen Univerſität Straßburg zu ſprechen und bewirkte deren

Beſtätigung. Der zweite Band der Alsatia illustrata erſchien 1761. In der Zwiſchenzeit gab er die Vindiciae celticae heraus, worin er bewies, daß die Celten ein ganz von den Germaniern verſchiedner Volksſtamm waren. Als Supplement zu ſeiner Geſchichte des Elſaß wollte Schöpflin noch eine Urkundenſammlung und eine Sammlung der Geſchichtſchreiber dieſer Provinz liefern. Dieſe Werke wurden erſt nach ſeinem Tode von Koch unter dem Titel Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores herausgegeben. Schöpflins letztes großes Werk war eine Geſchichte ſeines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: Historia Zuringo-Badensis 1763 — 66. Von ſeinen kleinern Abhandlungen ſind mehrere in den Denkſchriften der Akademie der Inſchriften gedruckt. Seine ſchöne Bibliothek und ſein reiches Muſeum vermachte er der Stadt Straßburg; Oberlin hat es in ſeinem Museum Schoepflinianum beſchrieben. Schöpflin ſtarb zu Straßburg im J. 1771.

Schöpfung iſt ein Begriff, der in zweifachem Sinne gebraucht zu werden pflegt. In Beziehung auf das ſchaffende Weſen iſt die Schöpfung derjenige freie Act der Gottheit durch welchen die Welt hervorgebracht wurde; in Beziehung auf das Geſchaffene aber der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge, daher man ſich des Ausdrucks: ſichtbare und unſichtbare Schöpfung, bedient. In dieſer paſſiven Bedeutung kommt der Begriff der Schöpfung meiſt nur im poetiſchen und oratoriſchen Sprachgebrauche vor, dagegen die erſtere active die gewöhnliche und im wiſſenſchaftlichen Vortrage geltende Bedeutung iſt. Da ſich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, ſo kann er auf die Art der Weltentſtehung, die die Corpuscularphiloſophie (ſ. d. Art. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch ſtimmt die in den orientaliſchen Cosmogonien und in den philoſophiſchen Syſtemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem ſchaffenden Princip nur das Geſchäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu geſtalten, zukommt, die daher entſtandene Lehre von einem der höchſten Gottheit untergeordneten Weltſchöpfer (vergl. d. Art. Gnoſis) und die Hypotheſe des Kirchenvaters Origenes, welcher ſich die Exiſtenz anfangsloſer Weltenreihen vor Entſtehung des gegenwärtigen Weltſyſtems dachte, mit dem bibliſchen und chriſtlichen Glauben nicht überein. Nach dieſem Glauben hat Gott die Welt in Anſehung auf Stoff und Form aus nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, bloß durch das Machtwort ſeines Willens geſchaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterſcheidet dieſe erſte unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geſchöpfe ſein Daſeyn gibt. Die Philoſophie der Neuern unterſtützt den chriſtlichen Glauben, indem ſie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich ſey und ohne einen von ihr verſchiedenen, reingeiſtigen Urheber nicht hätte entſtehen können. E.

Schöppen nennt man 1. die Beiſitzer in den Gerichten, beſonders aber in den Dorfgerichten; 2. vom Staate beſtellte Juſtizcollegien, deren Pflicht es iſt, Urtel über die an ſie zur Entſcheidung geſchickten Rechtsſachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil ſie gleichſam das Urtel ſchufen, d. h. erfanden (daher man ſie lateiniſch Scabinos nennt), nach Andern von ſchöpfen,

weil ſie ihre Ausſprüche aus den Rechten ſchöpften. Schon in den älteſten Zeiten Deutſchlands nahmen die Richter, welche aus den Angeſehenſten des Volks gewählt wurden, ſich freigeborne Beiſitzer zu Hülfe, welche nicht allein Rath gaben, ſondern auch ſelbſt Urtheilsſprüche machten, und von dieſen Beiſitzern, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen nannte, und ſelbſt in kleinen Orten und Dörfern als Gehülfen der Richter anſtellte, ſchreiben ſich noch unſere Dorfgerichts-Schöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juriſtiſchen Wiſſens in rechtlichen Sachen nicht die geringſte Gewalt haben, ſondern bloß der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meiſten Handlungen, die vor Gericht geſchehen, beſonders bei peinlichen Sachen, gegenwärtig ſeyn müſſen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Perſonale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter ſtiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Perſonen die Urtelsſprüche verfertigten, und nannte ſie Schöppenſtühle. Die Schöppen dieſer Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erſtreckte ſich bloß auf das eigentliche deutſche Recht, welches ſie daher auch ſehr ſtandhaft erhielten, und gegen das Eindringen der fremden römiſchen und canoniſchen Rechte ſchützten. Auch erwarben ſie ſich dadurch großes Verdienſt, daß ſie das deutſche Recht von ſeinem gänzlichen Untergange retteten (ſ. Sachſenſpiegel); und wo entweder keine Geſetze vorhanden waren (wie ſie denn damals faſt gänzlich fehlten) oder ihre ſehr eingeſchränkte Rechtskenntniß ſie verließ, entſchieden ſie nach Billigkeit, Herkommen und geſunder Vernunft, obgleich oft ſehr falſch. Das Anſehen derſelben ſtieg ſo hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländiſche Recht nach ihren Entſcheidungen bildete, ſondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtsſachen freiwillig ihren Ausſprüchen unterwarfen, welches beſonders bei dem magdeburgiſchen Schöppenſtuhle, dem berühmteſten unter allen, geſchah. Da aber nachher theils das römiſche und canoniſche Recht im Jahre 1495, als ſubſidiariſche Entſcheidungsquelle der im deutſchen Rechte nicht beſtimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juriſtenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren ſie das Monopol der rechtlichen Entſcheidungen und ſanken ſehr herab. Noch jetzt haben wir viele durch gründliche Kenntniſſe berühmte Schöppenſtühle, z. B. zu Halle, Jena, Leipzig, Wittenberg 2c.

Schoppen, das Schöppchen, überhaupt ein hohles Gefäß. In Oberdeutſchland iſt es ein beſtimmtes Maß zu flüſſigen Dingen, welches in den meiſten Gegenden die Hälfte, in einigen aber nur der vierte Theil eines Maßes iſt, wo es dann auch wohl die Schoppe heißt.

Schöppenſtuhl ſ. Schöppen.

Schörl oder Schirl nennen einige Naturforſcher ein Geſtein aus dem Thongeſchlechte. Es gibt hiervon mehrere Arten, die ſich durch die Farbe, im Bruche und andern Eigenſchaften unterſcheiden. So findet man braunen, ſchwarzen und grünen Schörl, der theils wie Glas, theils aber wie Fett glänzt. Der Bruch iſt bei den mehrſten muſchelig. Es ſind cryſtalliſirte Steine, die ſich in 3-6- und 9ſeitigen, der Länge nach geſtreiften Säulen mit dreiſeitiger kurzen End-

ſpitze zeigen. Man findet darunter Spielarten von allen drei oben erwähnten Farben zugleich, welche die ſonderbare Eigenſchaft beſitzen, daß ſie erwärmt Aſche und andere leichte Körper an ſich ziehen und abſtoßen. Dieſe nennt man Turmaline oder Aſchenzieher. Man kann ſowohl durch Reibung als dadurch, daß man ſie in warmes Waſſer legt, die Electricität dieſer Steine erregen. Auf die letztere Weiſe äußert ſich jene Eigenſchaft ſtärker und dauernder, und ſelbſt dann noch, wenn der Stein ſchon Stunden lang kalt iſt.

Schottland (Caledonia, ſ. auch Edinburg, Glasgow und Großbritannien), ein mit England 1707 unter dem gemeinſchaftlichen Namen Großbritannien vereinigtes Königreich, iſt der nördliche Theil der Inſel, und gränzt gegen Süden an das irländiſche Meer und an England, gegen Weſten, Norden und Oſten an das ſchottländiſche Meer. Das Königreich Schottland enthält 1634 geographiſche □ Meilen, und 1,600,000 Einwohner. Man theilt es in das nördliche, mittlere und das ſüdliche Schottland ein. Es umfaßt 30 Grafſchaften, und mehrere Inſeln. Die Bergſchotten oder Hochländer wohnen im nördlichen Theil, ſind muthig und ſtreitbar, treu, gaſtfrei und freiheitsliebend. Ihre Sprache, welche ſich von allen übrigen unterſcheidet, wird Erſe oder die erſiſche genannt. Die nördlichen Gegenden Schottlands ſind kalt, und überhaupt iſt das ganze Land mit hohen und ſteilen Bergen angefüllt, hat jedoch vortreffliche Weiden und herrliche Viehzucht. Das hieſige Schaffleiſch, obgleich die Schafe ſelbſt nur klein ſind, iſt von vorzüglichem Geſchmacke, und die Wolle gibt der ſpaniſchen an Güte nichts nach. In frühern Zeiten hatte Schottland ſeinen eigenen König. Seit dem Tode der Königin Eliſabeth von England hatte es zwar mit dieſem Reiche einerlei Regenten, allein doch noch immer ſein eigenes Parlament, welches erſt bei der erwähnten Union der beiden Königreiche (1707) mit dem engliſchen vereinigt ward. Schottland hat im Oberhauſe des brittiſchen Parlaments 16 Lords oder Lairds, wie man die ſchottiſchen Pairs nennt, und im Unterhauſe 45 Repräſentanten.

Schout by Nacht, ſ. Admiral.

Schraffiren, ſ. Schatten, Schattirung.

Schreber (Daniel Gottfried), einer der berühmteſten ökonomiſchen und cameraliſtiſchen Schriftſteller, geboren den 14ten Jan. 1708 zu Schulpforte, wo ſein Vater Rector war, ſtudirte zu Leipzig, erhielt 1743 zu Erlangen die juriſtiſche Doctorwürde, ging 1747 als Privatdocent nach Halle, ward 1760 zu Bützow Profeſſor der Cammeralwiſſenſchaften, kam 1764 nach Leipzig gleichfalls als Profeſſor der Ökonomie, Polizei und Cameralwiſſenſchaften. Durch ſeine gründlichen und zahlreichen Schriften über dieſe Gegenſtände hat er in Deutſchland Epoche gemacht. Wir führen hier bloß von ſeinen Werken an: Sammlung verſchiedener Schriften, welche in die ökonomiſchen, Polizei-, Cameral- und andere Wiſſenſchaften einſchlagen, 16 Theile. Halle 1755. Von Kammergütern und Einkünften, 2te Auflage. Leipzig 1754. Neue Kameralſchriften. Leipzig 1765 bis 1769. 12 Theile in 8.

Schrecken, eine heftige unangenehme Empfindung des Gemüths von einem plötzlich eintretenden, beſonders von einem Gefahr drohenden Gegenſtande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth ſo heftig, und wirkt auf das Nervenſyſtem ſo ſchnell

nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervenſyſtem eine deſſen Kraft vernichtende, lähmende Gewalt aus, ſo daß Betäubung, Ohnmacht, Stillſtand des Herzſchlags, Erſtarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, ſelbſt Verrücktheit darnach folgen können. Ein Menſch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl, wie einen electriſchen Schlag durch den ganzen Körper, ſein Bewußtſeyn verliert ſich auf einen Augenblick oder es verſenkt ſich doch ſo in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn ſo ſchmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt ſich ſeiner im nächſten Augenblick; nach dem erſten Zuſammenfahren bleibt er eine Zeit lang in der nämlichen Stellung; nach dem erſten unwillkürlich ausgeſtoßenen Ausruf bleibt die Sprache gleichſam in dem geöffneten Munde ſtecken. Der Herzſchlag und das Pulſiren der Arterien wird ſo ſchwach, daß die ſprichwörtliche Rede davon herkommt, „das Blut ſtand mir vor Schrecken in den Adern ſtille"; daher tritt auch ein Erblaſſen des Geſichts ſogleich mit ein, das nur dann erſt der lebensrothen Färbung wieder Platz macht, wenn der erſte Eindruck des Schreckens vorbei iſt. Die Röthe des Geſichts tritt um ſo ſchneller wieder ein, wenn der Gegenſtand des Schreckens ſich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt, denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im erſten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenſtande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer ſchwächer wird, da jeder Affect ſich in der Dauer ſelbſt ſchwächt, was bei dem Schrecken um ſo eher geſchieht, da der Gegenſtand bei näherer Betrachtung nie das iſt, was er bei dem erſten Eindruck zu ſeyn ſchien. In Rückſicht ſeiner Wirkung auf den Körper wirkt der Schrecken zunächſt auf das Nervenſyſtem vom Gemüth aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes ſo außer Faſſung, daß das Bewußtſeyn außer Stand geſetzt iſt, in demſelben Augenblicke den Gegenſtand, die Verhältniſſe der Außenwelt und den Zuſtand des Gemüths klar zu überſchauen, es bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorſtellung von dem Schrecken erregenden Gegenſtand, und auf den erregten Zuſtand des Gemüths, ſo daß es für alles andere verſchloſſen bleibt. Dieſe einzige ſtarke Erregung, ſie mag nun ſinnlich, durch einen wirklich zur Anſchauung kommenden Gegenſtand, oder durch ein bloß in der Einbildungskraft durch Worte, ſelbſt durch eigne Phantaſie erregtes Bild der Vorſtellung geſchehen ſeyn, iſt aber ſo heftig, daß ſie vor allen andern hervorragt, ſo wie unter einer ſanften ſtillen Muſik der Harmonica ein plötzlich ſchreiender Ton von einigen Trompeten ausgeſtoßen, alle jene Töne auf einmal verdunkeln, oder wie das ſanfte Dämmerlicht des Mondenſcheins plötzlich verſchwinden würde, wenn auf einmal tauſende von leuchtenden Feuerſtrahlen von Sonnen ausſtrömten. So wie aber die gewöhnlichen Vorſtellungen ſchnell durch Eine hervorbrechende verdunkelt werden, ſo müſſen wir uns auch denken, daß die Organe der Seelenverrichtungen im Gehirne ſelbſt auch gehemmt werden, da die Functionen des Geiſtes mit denen der Seelenorgane in ſo genauer Verbindung ſtehen. Alle traurigen Affecten wirken geradezu ſchwächend auf das Nervenſyſtem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der concentrirteſte Affect, dies im höchſten Grade

thun, und in einem Augenblicke die ſchrecklichſte Wirkung vereinigen, welche langſamer wirkende unangenehme Affecten auf Wochen und Monate vertheilen. Doch iſt die Wirkung des Schreckens auch nicht bei allen Menſchen gleich heftig, es kommt hier auf die Faſſungskraft, welche man Gegenwart des Geiſtes nennt, und auf die Energie des Nervenſyſtems an, vermöge deren es fähig iſt, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerſtehen. Je beweglicher das ätheriſche Nervenfluidum, deſto reizbarer iſt gewöhnlich der Menſch, deſto ſchwächlicher iſt er, und deſto leichter jedem auf ihn losſtürmenden Eindrucke hingegeben. Dagegen ein weniger beweglicher Nervenäther, weniger reizbare Nerven, oder ein feſtes Gemüth, das ein durch Erfahrung ſchon belehrter Geiſt in der gehörigen Herrſchaft erhält, oder deſſen Reizbarkeit auch durch ähnliche Affecten ſchon etwas abgeſtumpft worden iſt, nicht ſo leicht erſchüttert wird. Daher das, was den Einen heftig erſchreckt, den andern nur ſtutzig macht, nämlich ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, was jedoch das Bewußtſeyn für die übrigen Verhältniſſe nicht verdunkelt, auch auf den Körper keine ſo fürchterlichen Wirkungen hat, als der Schrecken. Da der Schrecken ſeine Wirkungen auf den Körper ſchnell äußert, ſo iſt es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derſelben zuvorzukommen. Hierzu ſind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erſchütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenſtande des Schreckens losgeriſſen werden, das Bewußtſeyn muß ſich auf andere Gegenſtände, beſonders auf die Function des Verſtandes und der Erkenntniß wenden, ſo daß der Gegenſtand, welcher den Schrecken erregte, ſelbſt von einer andern Seite angeſchaut und unterſucht wird. In phyſiſcher Rückſicht muß man ſuchen, die Lähmung des Nervenſyſtems, die krampfhafte Erſtarrung des Muskel- und Arterienſyſtems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuſtrömende, oder daſelbſt ſtockende Blut zu zertheilen. Man empfiehlt zwar den Aderlaß, um das Herz zu erleichtern, allein nach einem heftigen Schrecken wird ſelten Blut fließen, und wenn es wieder fließt, iſt der Aderlaß nicht mehr, wenigſtens nicht dringend nöthig, weil alsdann ſchon von ſelbſt das Blut ſich vom Herzen ableitet. Wo aber ſtarke Vollblütigkeit Statt findet, kann auch nachher noch etwas Blut entzogen werden. Am beſten und jederzeit anwendbar iſt ein warmes Bad, wenigſtens ein warmes Fußbad mit Abkochung von Senf, mit Salz und Aſche, dabei gebe man von Zeit zu Zeit eine Taſſe warmen Meliſſen- oder ähnlichen Thee, reibe den ganzen Körper mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürſte, mit aromatiſchen Eſſenzen beſprengt. Man laſſe öfters an dergleichen ſtärkende Eſſenzen oder Spiritus riechen, z. B. an dem ſogenannten engliſchen Riechſalze, Salmiakſpiritus mit Lavendelöl, cöllner Waſſer, u. dergl. Innerlich kann man auch zunächſt etwas kräftig ableitendes, und beruhigendes z. B. Salz in Waſſer aufgelöſt, Salpeter mit Weinſteinrahm, geben, dann aber, wenn der erſte Sturm vorüber iſt, laſſe man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Eſſigäther in Waſſer, oder Thee, oder hoffmanniſchen Liquor nehmen. Iſt der Schrecken vorher, ehe man etwas gegeſſen hat, vorgefallen, ſo thut man wohl, den Tag über zu faſten, bis die Ruhe und Harmonie im Körper wieder ganz hergeſtellt und die Verdauungskraft wieder in Thätigkeit iſt. War es der Fall während oder kurz nach der

Mahlzeit, ſo können von den Speiſen im Magen, welche wegen Unterbrechung der Verdauung als heterogene Reize liegen bleiben, üble Zufälle erregt werden. Man thut daher wohl, durch ein Brechmittel dieſe fortzuſchaffen, welches zugleich als ein kräftiges Ableitungsmittel wirkt. Indeſſen iſt es rathſamer, einen Arzt, wenn man einen in der Nähe hat, um Rath zu fragen. Vorzüglich aber muß dieſes letztere geſchehen, wenn bedenklichere Zufälle auf einen Schrecken eingetreten ſind, und noch für die Folgen deſſelben zu fürchten iſt, was oft bei Frauenzimmern der Fall iſt. H.

Schreibekunſt iſt die Kunſt, durch Buchſtaben oder andere Zeichen, auf Papier oder einer andern Maſſe, ſeine Gedanken vorzuſtellen. Sie begreift als Haupttheile 1. die Schönſchreibekunſt oder Kalligraphie (ſ. d. Art.), 2. die Rechtſchreibekunſt oder Orthographie (ſ. d. Art.) — welche auch ein Theil der Grammatik oder Sprachlehre (ſ. d. Art.) — iſt. Noch gehören zu derſelben als Nebentheile 3 die Geſchwindſchreibekunſt oder Tachygraphie, 4. die Geheimſchreibekunſt (Kryptographie oder Steganographie) und 5. die Schreibmahlerei (m. ſ. alle dieſe Art. unter ihren beſondern Rubriken). Die erſte Grundlage der Schreibekunſt waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Gegenſtände aufbewahrte, aus denen ſpäterhin die Hieroglyphen (ſ. dieſen Art.) entſtanden. Als eigentliche Erfinder der Buchſtabenſchrift nennt man die Phönizier; von dieſen kam ſie zu den Griechen, welche ſie den Lateinern und dieſe wiederum den Römern bekannt machten. Mit der Herrſchaft der Römer wurde die Schreibekunſt immer mehr verbreitet. In Deutſchland (auf welches wir uns hier allein einſchränken) war anfangs die Runenſchrift (ſ. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptſächlich die lateiniſche Schrift, ſo wie die lateiniſche Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutſchlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieſer Sprache ſchrieben, theils weil die deutſche Sprache noch zu rauh, und an Worten ſehr arm war. Erſt unter Carl dem Großen wurde ſie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im neunten Jahrhundert an, ſie zu ſchreiben, jedoch bloß mit lateiniſchen Buchſtaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Geſetze, Friedensſchlüſſe und Verträge, nicht bloß mit lateiniſcher Schrift, ſondern auch in lateiniſcher Sprache abgefaßt, weil die Geiſtlichen, die allein der lateiniſchen Sprache mächtig waren, ſich durch den Gebrauch derſelben in dem Alleinbeſitz der wichtigſten Staatsämter zu erhalten ſuchten. Die Zeit, in der zuerſt die deutſche Schrift gewöhnlich geworden, ſetzt man gemeiniglich ins dreizehnte Jahrhundert, unter die Regierung Kaiſers Friedrich II., dagegen andere dieſen Zeitpunkt ſpäter annehmen. Die Ausbildung der deutſchen Schrift wurde wohl am meiſten durch die Buchdruckerkunſt befördert. Deutſchland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur zwei eigne Schriftarten, die Fractur- und Current-Schrift, indem die Kanzlei-Schrift bloß eine zum Geſchwindſchreiben eingerichtete Fractur iſt, in der die Buchſtaben mehr gebogen und mit einander verbunden ſind. Die Fracturſchrift bildete ſich aus der im elften Jahrhundert entſtandenen ſogenannten neugothiſchen oder Mönchsſchrift. Späterhin und erſt am Ende des funfzehnten Jahrhunderts kam auch bei dem Drucke die Current- oder Curſivſchrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher bloß mit gerade ſtehender Schrift gedruckt, allein der ältere

Aldus Manutius in Venedig erfand auch die ſchief liegende oder Curſivſchrift. Im ſechzehnten Jahrhundert erhielt endlich die deutſche Schrift ihre vorzüglichſte Ausbildung durch Albrecht Dürer (ſ. d. Art.); dieſer ſetzte anfangs für die Fractur, nachher auch für die übrigen Schriften die gehörige Proportion feſt, worauf ſie durch ſeine Schüler und die Schönſchreiber die jetzige regelmäßige Geſtalt erhielten.

Schreibmahlerei (die Mahlerei mit der Feder) dankt ihren Urſprung den Schreibmeiſtern oder Schönſchreibern. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt war beſonders in Nürnberg eine Claſſe derſelben, die man Modiſten nannte; dieſe ſuchten nicht bloß ſchön zu ſchreiben, ſondern auch ihre Schrift durch allerlei Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerſt erfanden ſie die Kleinſchreiberei; ſie ſchrieben nämlich mit ſo kleinen Buchſtaben, daß man ſolche kaum ohne Vergrößerungsglas leſen konnte. Der Gebrauch derſelben erhielt ſich im 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts; und man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabinetten ganze Bildniſſe mit Einfaſſungen, die aus ganz kleiner Schrift beſtehen, welche die Geſchichte der abgebildeten Perſon oder eine Lobſchrift derſelben enthält. Da dieſe Arbeit mit vieler Mühe verbunden war; ſo wählten ſich die Schönſchreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Auszierung ihrer Schriften, beſonders zu Anfang und am Ende derſelben, mit der Feder ganze Landſchaften u. dergl. Der beſſere Geſchmack hat jedoch ſowohl die Kleinſchreiberei als auch die eigentliche Schreibmahlerei in Vergeſſenheit gebracht.

Schrift, heilige. Vergleiche die Artikel Bibel und altes und neues Teſtament.

Schriftgießerei (Schriftgießerkunſt) oder die Kunſt, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Peter Schoiffer, einem Geiſtlichen zu Gernsheim und Gehülfen von Johann Fauſt, gegen das Jahr 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunſt erfunden (ſ. auch den Art. Buchdruckerkunſt). Das Verfahren bei der Schriftgießerei iſt ungefähr folgendes: Der Buchſtabe wird zuerſt erhaben auf einen ſtählernen Stempel (poinçon) geſchnitten, und dieſer dann ſo gehärtet, daß man ihn in Kupfer einſchlagen kann; dieſer Abſchlag oder dieſe Form wird die Matrice genannt, in welche die Buchſtaben hernach mittelſt der Gießlade (moule) gegoſſen werden. Die gegoſſenen Buchſtaben werden dann auf Sandſtein abgeſchliffen, auf den Winkelhaken zuſammengeſetzt und in dem Beſtoßzeuge (coupoir) durch Abhobeln und Abſchaben der Rauheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgeſetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegoſſen werden, iſt eine Zuſammenſetzung aus Blei und martialiſchem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte gibt. Im Jahr 1467 brachten zu Rom zwei Deutſche, Arnold Pannarz und Konrad Schweinheim, zuerſt die Antiqua zu Stande. Der Italiener Altus Manutius, welcher 1515 ſtarb, hat die Curſivſchrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutſchen Schrift brachte Johann Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die ſogenannten Schwabacher Schriften. In den erſten 200 Jahren der Buchdruckerkunſt hatte Leipzig eigne Schriftſchneider und eigentliche Schriftgießereien

nicht; die erſte, wovon man Nachricht hat, beſaß der Buchdrucker Hahn im Jahre 1656, die er aber an den Buchdrucker Jänſon verkaufte. Aus dieſer entſtand in jenem Jahrhunderte noch die berühmte ehrhardiſche; allein die Abſchläge zu den Schriften ließ ſowohl dieſe als die zugleich entſtandene porsdorfiſche Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geſchickte Schriftſchneider gab. Der Buchdrucker, der ſich in Leipzig zuerſt aufs Stempelſchneiden legte, war Müller; die bei ſeinem frühen Abſterben hinterlaſſenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath ſeiner Witwe 1719 an den ältern (Bernhard Chriſtoph) Breitkopf, deſſen Sohn, Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, ſich durch große Erweiterung und Verbeſſerung ſeiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollſtändigſten in Europa iſt), durch Erfindung der muſikaliſchen Typen, der Landkartentypen und der beweglichen Lettern zur chineſiſchen Schrift, hauptſächlich aber als Hiſtoriograph ſeiner Kunſt große Verdienſte erworben hat. Das größte Verdienſt bei der Schriftgießerei beſteht in der Kunſt, Stempel zu ſchneiden; und hierin haben ſich früher Baskerville, unter den Deutſchen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didote in Paris und Bodoni in Parma ſehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichſten Schriftgießereien in Deutſchland ſind, außer der ſchon erwähnten breitkopfſchen die tauchnitziſche in Leipzig, die prillwitziſche in Jena, die ungerſche und frankiſche in Berlin, die mannsfeldiſche in Wien ꝛc.

Schriftſäſſig heißen namentlich in Sachſen ſolche Rittergüter deren Beſitzer bloß in der Landesregierung oder in ſonſt einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der erſten Inſtanz, Recht zu leiden pflichtig ſind, und deren Gerichte auch nur ein ſolches hohes Collegium als ihre Appellationsinſtanz anzuerkennen brauchen. Amtsſäſſige Güter dagegen ſind ſolche, deren Beſitzer das Amt, unter welchem ſie liegen, als ihre erſte Inſtanz anerkennen müſſen, und deren Gerichte auch hier ihre erſte Appellationsinſtanz haben. Die ſchriftſäſſigen Güter zerfallen wieder in altſchriftſäſſige, denen die Landtagsfähigkeit nebſt den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zuſteht, und in neuſchriftſäſſige bei denen dies nicht der Fall iſt, ſondern welche bloß ihren Beſitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns entziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten iſt die auf den Gerichtsſtand ſich beziehende Schriftſäſſigkeit verbunden.

Schröder (Friedrich Ludwig), geboren zu Schwerin den 3ten November 1744, ein als Schauſpieler, dramatiſcher Dichter und Menſch gleich ausgezeichneter Mann. Seine Mutter, Sophie Charlotte Schröder, geborne Biereichel aus Berlin, war die Gattin eines Organiſten, von dem ſie ſich, weil er kein guter Wirth war, trennen mußte, und 1742 in Hamburg eine Schaubühne eröffnete. 1744 vereinigte ſie ſich wieder auf kurze Zeit mit ihrem Gatten, der bald nachher ſtarb, und jener Wiedervereinigung verdankte Schröder ſein Daſeyn. 1749 verheirathete ſich ſeine Mutter in Moskau mit dem berühmten Schauſpieler Konrad Ernſt Ackermann. Sie errichteten mit ihrem in Rußland erſparten Gelde in Königsberg eine eigne Schaubühne. In letzterer Stadt erhielt der junge Schröder auf dem Friedrichscollegium ſeinen erſten Schulunterricht.

und blieb dort während der Reiſen ſeiner Ältern eine Zeitlang zurück. Schon ſehr frühe betrat er die Bühne. Als Kind von zwei Jahren figurirte er ſchon, und in ſeinem vierten Jahre ſprach er zum erſten Mal öffentlich. In Petersburg mußte er 1748 in einem allegoriſchen Vorſpiele die Unſchuld repräſentiren, wofür er den Beifall der Kaiſerin in ſo hohem Grade erhielt, daß ſie ihn in ihre Loge holen ließ, ihn auf den Schooß nahm und beſchenkte. Nach verſchiedenen Wanderungen durch Preußen, Polen, durch die Schweiz und am Rhein kam der junge Schröder mit ſeinen Ältern, welche ihr Leben nur auf eine kümmerliche Weiſe friſten konnten, nach Hamburg, wo Ackermann 1764 ſeine Bühne eröffnete, und der Gründer des dortigen ſtehenden Theaters ward. Schröder machte bei dieſer Schauſpielunternehmung zugleich den Balletmeiſter, und erntete durch ſeine fertigen komiſchen Tänze den höchſten Beifall ein. In der Komödie ſpielte er damals die Bedienten mit Leichtigkeit und Laune; dabei ſprach er mit ſehr geläufiger Zunge und richtiger Diction, und belebte ſeine Rollen durch ein höchſt glückliches Mienenſpiel. Als Ackermann 1767 ſeine Bühne an Seyler überließ, ging Schröder ab, weil Seyler das Ballet aufgab, doch ſchon 1768 trat er wieder in die Seylerſche Geſellſchaft ein, von welcher Ackermann bald darauf die Direction aufs neue übernahm, und jetzt ward Schröder wiederum Balletmeiſter. Nach Ackermanns Tode erhielt er die Direction, und zeichnete ſich durch ſeine große Kenntniß des Theaters, durch ſeine eifrige Sorge für die ſittliche und geiſtige Vervollkommnung der Schauſpieler, und durch ſeinen eigenen muſterhaften moraliſchen Wandel vor faſt allen Theaterdirectoren auf das ruhmvollſte aus. 1771 trat er zuerſt als dramatiſcher Schriftſteller mit ſeinem Luſtſpiele, der Argliſtige, auf, dem in der Folge mehrere theils Originalwerke, theils Bearbeitungen ausländiſcher Stücke folgten. Am 26ſten Juni 1773 verheirathete er ſich mit Anna Chriſtine Hart, geb. 1756 zu Petersburg, und in der dortigen Tanzſchule erzogen. Sie bildete ſich gleichfalls zu einer vortrefflichen Schauſpielerin, wobei ſie durch Jugend, Geſtalt und Talent unterſtützt wurde. In Merciers Eſſighändler ſoll Schröder zuerſt (1773) ſeinen Übergang von komiſchen zu tragiſchen Rollen gemacht haben; allein der Eſſighändler gehört durchaus nicht zu den ernſthaften Rollen, ſondern iſt echt humoriſtiſch. Daß Schröder ſo plötzlich dem Publicum als ein vollkommener tragiſcher Schauſpieler erſchien, kam daher, weil er von Jugend auf, ſobald ſein anſehnlicher Wuchs es erlaubte, einige jugendliche Liebhaber und Helden ſpielte. Erſt da er ſich vorzüglich dem Tanze widmete, überließ er dieſe Rollen an Andere, und beſchränkte ſich auf die komiſchen Bedienten, welches in den damaligen franzöſiſchen Stücken ein bedeutendes Fach war. Durch den Abgang mehrerer Schauſpieler, als Borchers, Reinecke's und Brockmann's, ward er jedoch gewiſſermaßen gezwungen, wieder ernſte Rollen zu übernehmen, und gleich die erſte öffentliche Darſtellung ließ nichts zu wünſchen übrig. Beſonders zeichnete ſich Schröder durch die Richtigkeit ſeines Urtheils, vermöge deſſen er die erreichbaren Abſichten des Dichters vollkommen zu faſſen und ſeine Kräfte zu ordnen wußte, aus. Er verſtand den Dichter und verbeſſerte ihn, wo es nöthig war; dabei hatte er immer ſeine Sprache, ſeinen Körper und ſeine ſehr reizbare Einbildungskraft in ſeiner Gewalt. Schröders Gattin glänzte beſonders als Ophelia im Hamlet, ſo wie er in ſeinem

König Lear der Maßſtab tragiſcher Größe ward. 1780 machte Schröder eine große theatraliſche Reiſe. Er beſuchte Paris, ſpielte in Berlin, Wien, München und Mannheim, und nahm 1781 einen Ruf nach dem k. k. Theater in Wien an. Im Jahre 1782 erſchien Schröder in ſeiner glanzvollſten Periode als Dichter. Sein Teſtament, der Murrkopf und der Fähndrich wurden zum erſten Male gegeben, und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. 1786 kam er von Hannover mit ſeiner Geſellſchaft nach Hamburg, eröffnete den 19ten April ſein Theater, und ſeit dieſer Zeit hat Hamburg ununterbrochen eine ſtehende Bühne gehabt. 1798 überließ er ſeine Schaubühne an andere Unternehmer, und begab ſich auf ſein Gut Relling; doch im Jahr 1811 übernahm er ſein Theater von neuem und leitete die Direction bis an ſeinen Tod, den 3ten September 1816. Sein Leichenbegängniß war beſonders auch durch die Theilnahme der Freimaurerloge, in welchem Orden er ſich ſehr thätig und wirkſam bewieſen hatte, prachtvoll und feierlich. Unſtreitig hat Schröder ſich als dramatiſcher Dichter ſehr große Verdienſte erworben; als Menſch aber war er gewiß einer der edelſten Männer ſeines Standes, der mit Recht von ſeinen Mitbürgern verehrt und geliebt ward.

Schröckh (Johann Matthias), zu Wien, wo ſein Vater Kaufmann war, den 26. Juli 1733 geboren, wurde von ſeinen eifrig lutheriſchen Ältern in alterthümlicher Frömmigkeit erzogen und, um ſeine Bildung auf dem lutheriſchen Gymnaſium zu Preßburg zu begründen, im 16ten Jahre ſeinem mütterlichen Großvater, Matthias Bel, evangeliſchem Prediger daſelbſt, übergeben. Hier brachte die früh erweckte Anhänglichkeit an ſeine Glaubensgenoſſen und der Anblick der harten Bedrückungen, die ſie damals von dem catholiſchen Klerus in Ungarn und Öſterreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entſchluſſe, einſt Prediger unter ihnen zu werden und ihre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comtoir geſehen hätte, gab dieſer Neigung nach und ſandte ihn nach jenes Großvaters Tode 1750 auf die Schule zu Kloſter Bergen, wo Schröckh in ſeiner Religioſität beſtärkt und nach anderthalb Jahren zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen unter Mosheim und Michaelis. Erſterem verdankte er den Geſchmack an der Geſchichte und hiſtoriſchen Kunſt, dem Andern die Kenntniß der orientaliſchen Sprachen und den Trieb zum eignen Forſchen. Dagegen trat hier an die Stelle jener frühern Neigung zum geiſtlichen Amte die Luſt am akademiſchen Leben, für welches er ſich ganz entſchied, da ſein Oheim, der damalige Profeſſor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zu ſich rief und nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm redigirten Actis eruditorum und den leipziger gelehrten Zeitungen wählte, ſondern auch ſonſt reichlich unterſtützte. Dem Recenſentengeſchäft, welchem Schröckh hier die meiſte Zeit widmen mußte, war er freilich noch nicht gewachſen, doch gewann er dabei an Leichtigkeit im Excerpiren und Darſtellen und nebenbei wußte er den Unterricht Chriſts und Erneſti's für ſeine philologiſche Bildung gut zu benutzen. Seit 1756 hielt er als akademiſcher Docent zu Leipzig Vorleſungen über die Bücher des A. Teſtaments und über die zur Theologie gehörigen hiſtoriſchen Disciplinen und fing neben einigen wenigen bedeutenden ſchriftſtelleriſchen Verſuchen die Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten und die allgemeine Biographie an, deren er-

ſter Band 1767 erſchien. Durch dieſes letztere Werk begründete er ſeinen Ruf als ein für die damalige Zeit geſchmackvoller Geſchichtſchreiber. Schon 1762 war ihm eine außerordentliche Profeſſur übertragen worden, und da ſich zu Leipzig eben keine paſſende Gelegenheit zu ſeiner weitern Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Profeſſur der Poeſie zu Wittenberg an; ein Entſchluß, an dem die Liebe zu ſeiner Braut, welche 1768 die treue Gefährtin ſeines Lebens wurde, größern Antheil hatte, als ſein natürlicher Beruf. Obwohl claſſiſch gebildet, ſchien er doch bei den Vorleſungen, die er nun zu Wittenberg über hebräiſche und lateiniſche Dichter las, fremden Göttern zu dienen, ſeine Amtspoeſien waren von geringem poetiſchen Gehalt; eifrig aber fuhr er fort, ſich in ſeinen hiſtoriſchen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er ſich auszeichnen ſollte, und ganz kam er in ſein Element, als er 1775 die Profeſſur der Geſchichte antrat. In dieſem Amte widmete er ſich der Geſchichte allein und wußte den Cyclus der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch ſeine Collegien über die Geſchichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die chriſtlichen Alterthümer, über Literar-, Reichs, Staaten- und ſächſiſche Geſchichte und über die Diplomatik in drei Jahren ſo zu vollenden, daß das Bedürfniß der Studirenden zu Wittenberg in dieſen Disciplinen von ihm allein befriedigt wurde. Nicht hinlänglich mit den nöthigen Hülfsmitteln verſorgt, wäre er gern nach dem auch literariſch reicheren Leipzig zurückgekehrt, als die Profeſſur der Geſchichte daſelbſt 1780, erledigt ward. Nach dem Fehlſchlagen dieſes Wunſches verlor er aber die Luſt zu weiteren Veränderungen ſeines Wirkungskreiſes, worin er bei dem ſteigenden Beifall ſeiner Zuhörer und des großen Publicums ſeiner Schriften immer die Freude ſeines Lebens fand. Ein durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit erworbenes kleines Vermögen verſtattete ihm den Genuß jeder Bequemlichkeit und Aufheiterung, die ſein genügſamer Sinn begehren mochte, die ausgezeichnetſte, durch keine Rivalität verkümmerte Achtung ſeiner Mitbürger und ein wohlgegründeter Ruhm in der gelehrten Welt, die ihn bald unter die erſten Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit zählte, befriedigte ſeinen Ehrgeiz, eine durch die regelmäßigſte Lebensordnung befeſtigte Geſundheit und ein ſchnelles Gelingen bei ſeinen Arbeiten ſicherte ihm die ungeſtörteſte Zufriedenheit. Das Miniſterium zu Dresden erkannte ſein Verdienſt nach Vollendung ſeiner Kirchengeſchichte bis zur Reformation durch ein Belobungsdecret und Ehrengeſchenk an; den ihm zugleich angebotenen Hofrathstitel lehnte er im Bewußtſeyn der Würde ſeines berühmten Namens ab. Reiſende Gelehrte und Große pflegten unter den Merkwürdigkeiten Wittenbergs vorzüglich ihn aufzuſuchen, und der Kaiſer Alexander ehrte ihn bei ſeiner Durchreiſe 1805 als ſeinen Lehrer in der Geſchichte mit beſondern Auszeichnungen. Sein häusliches Glück verdankte er ſeiner wirthlichen Gattin allein, denn von vier Kindern, die ihm geboren wurden, erlebte nur eins das 4te Jahr. Dagegen umgab ihn die Freundſchaft ſeiner edelſten Collegen, von denen Reinhard, Nitzſch und Wieland ihm am nächſten ſtanden. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachſen in die Gewalt der franzöſiſchen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umſtürzte. Durch dieſe Ereigniſſe und in Folge des Übermaßes ſeiner Thätigkeit für die Kirchengeſchichte, mit der er eifriger, als ſeinem Alter zukam, zum

Ende eilte, ſank plötzlich die Kraft ſeines ſonſt ungeſchwächten Körpers, Gichtſchmerzen nöthigten ihn 1807 ſeine Vorleſungen einzuſtellen, an ſeinem 76ſten Geburtstage hatte er das Unglück, durch einen Fall von der Bücherleiter in ſeiner Bibliothek das Bein zu brechen, worauf er nach ſechstägigen Leiden am 1ſten Auguſt 1808 ſtarb. Nitzſch und Pölitz ſetzten ihm kleine biographiſche Denkmale, eine ausführliche Beſchreibung ſeines Lebens und Charakters hat Tzſchirner im 10ten Bande der ſchröckhſchen Kirchengeſchichte ſeit der Reformation mitgetheilt. Schröckhs Körper ſtellte ſich angenehm dar, ſein Gliederbau war fein und proportionirt, ſein Anſtand gefällig und ungezwungen, der Ausdruck ſeiner Züge lebendige Regſamkeit und Selbſtgefühl gemildert durch Wohlwollen. Mäßig im Genuß, frei von heftigen Leidenſchaften erhielt er ſein Gemüth in einem Gleichgewichte, bei dem er die Tugenden des geſelligen und bürgerlichen Lebens ohne Mühe bewies. Er wußte mit zweckmäßiger Freigebigkeit wohlzuthun, redlich und edel im Handeln, human im Umgange, theilnehmend und freundlich im Geſpräch, gütig gegen Schwache zu bleiben. Seine überlegenheit machte er wohl bisweilen ſtärker, als emporſtrebende junge Docenten gern ſehen mochten, doch nie bis zur Beleidigung geltend, und wenn ſein mit Witz geſchärfter Spott Andersdenkende und neue Erſcheinungen auf dem Felde der Wiſſenſchaft z. B. die kantiſche Philoſophie, über die ihm kein Urtheil zuſtand, verfolgte, ſo ging dieſer Fehler aus einer Beſchränkung hervor, die ſeine Gewohnheit in Wittenberg alles unter ſich zu ſehen und ſein mehr an die Wirklichkeit gewieſenes Naturell erklärt. Zur philoſophiſchen Speculation und Tiefe, zu einem kühnen Schwunge der Gedanken war er nicht aufgelegt. Sein Talent hielt ſich in der Mitte, zu der jeder heranreichen kann. Daher die Faßlichkeit ſeiner freien Vorträge und des Tones in ſeinen Schriften. Doch verband er mit dieſem nüchternen Weſen die Gabe einer ſchnellen und richtigen Combination, eine geſunde Beurtheilung, ein ungemein glückliches Gedächtniß und eine Lebendigkeit im Empfinden und Darſtellen, die ihm ſeine Arbeiten leicht machte, ohne ihrer Gründlichkeit zu ſchaden. Ein großer Fleiß im Sammeln und Forſchen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten eine muſterhafte Treue und Zuverläſſigkeit, eine verſtändige, bequeme Anordnung blickt aus den Werken ſeiner hiſtoriſchen Kunſt hervor; ſeine Sprache iſt nicht erhaben, aber edel, ſein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um ſeinen Schriften Leſer aus allen Claſſen zu verſchaffen. Daher die weite Verbreitung ſeiner Weltgeſchichte für Kinder, welche zuerſt 1779 — 84 in 4 Bänden mit 100 Kupfern erſchien, ſeiner hiſtoriſchen Compendien, welche ältere unzweckmäßige verdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und ſeiner in mehreren einzelnen Darſtellungen vortrefflichen allgemeinen Biographie, welche 1767 — 92 in 8 Bänden erſchien. Auch hat er zur Herausgabe von Guthrie's und Gray's allgemeiner Weltgeſchichte die italieniſche, franzöſiſche, niederländiſche und engliſche Geſchichte 1770 — 76 mit einer Einſicht und Sorgfalt bearbeitet, die dieſen überſetzungen den Vorzug vor dem Original verſchafft hat. Doch unſterblich ward ſein Name durch ſeine Kirchengeſchichte. Dieſes anfangs weder ſo groß angelegte, noch für Gelehrte beſtimmte Werk, deſſen Plan ſich erſt unter der Arbeit entwickelte, erſchien unter dem Titel chriſtliche Kirchengeſchichte 1768 — 1803 in 35 Bänden, in denen die

Erzählung bis zum Zeitpunkte der Reformation fortgeführt iſt; daran ſchließt ſich ſeine Kirchengeſchichte ſeit der Reformation 1804—12 in 10 Bänden an, deren zwei letzte von dem leipziger Theologen Tzſchirner mit rühmlicher Einſicht und Sorgfalt abgefaßt ſind. Schröckh hat in ſeiner Kirchengeſchichte unſtreitig das ſchönſte Zeugniß und die reifſte Frucht ſeines Lebens gegeben; ſie iſt das vollſtändigſte zuſammenhängende Gemählde der Menſchen und Begebenheiten, die ſeit achtzehn Jahrhunderten in der chriſtlichen Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch Andre Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargeſtellt, ſo gibt es doch kein andres Werk, in dem das Ganze umfaſſender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in dem ſchröckhiſchen. Auch ſolchen Leſern ſagt es zu, die bei andern geiſtvollen Kirchenhiſtorikern die chriſtliche Geſinnung ungern vermiſſen; denn die aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schröckh an den Lehren und Gebräuchen ſeiner Kirche hing und die h. Schrift als ein über jeden Zweifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem ſkeptiſchen Geiſte neuerer theologiſchen Unterſuchungen Einfluß auf ſeine Darſtellungen zu verſtatten. Sey es, daß die Gelehrten deßhalb eine höhere philoſophiſche Kritik und ein raſches Fortſchreiten mit der Zeit in Schröckhs Kirchengeſchichte vergebens ſuchen, ſo wird ſie doch keinem proteſtantiſchen Leſer den Glauben an die Göttlichkeit der Wahrheiten und Anſtalten nehmen, die ihm heilig ſind. E.

Schröpfer (Johann Georg), ein berüchtigter Betrüger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der zu jener Zeit großes Aufſehen machte. Nachdem er als Caffeewirth in Leipzig Bankerott gemacht hatte, nahm er mit der größten Frechheit den Titel eines franzöſiſchen Oberſten und den Namen eines Barons von Steinbach an, und wollte den Freimaurerorden, der nach ſeinem allerdings nicht grundloſen Vorgeben viel von ſeiner urſprünglichen Reinheit verloren hatte, reformiren; allein gerichtliche und außergerichtliche Züchtigungen, die ihm zu Theil wurden, veranlaßten ihn, ein Vorhaben aufzugeben, wozu er nicht den mindeſten Beruf hatte. Deſto mehr Aufſehen machte er als Geiſterbeſchwörer. Nur wenigen Auserwählten — unter denen ſich ſogar fürſtliche Perſonen befanden — zeigte er, nachdem er durch berauſchende Getränke und die ſchauerlichſten, mit religiöſem Aberglauben durchwebten Vorkehrungen die Sinne erhitzt hatte, ſeine Zaubergebilde, die er für Erſcheinungen von Verſtorbenen ausgab. Daß künſtlich getroffene Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, und nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, daß endlich der exaltirte Zuſtand ſeiner Jünger die letztern in ihrem Glauben ſo unerſchütterlich ſtark machte, iſt wohl kein Wunder, da auch wahrſcheinlich optiſche Spiegel und die Electricität hier mitwirkten, unter Schröpfers Zuſchauern wenig tiefer blickende Menſchen waren, und ſein Anſehen, durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem ſehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geſchützt wurde. Wahrſcheinlich war er, ſo wie mehrere ſeiner Vorgänger und Nachfolger, das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Am 8ten October 1774 ging er mit einigen ſeiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, in das Roſenthal bei Leipzig, entfernte ſich ſeitwärts, und erſchoß ſich. Seine Papiere zeigten, daß er dieſen Schritt mit Überlegung that; Geldmangel und gänzliches

Verzweifeln an dem Gelingen ſeiner Plane waren die wahrſcheinliche Urſache.

Schrot heißt beim Münzweſen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegenſatz von **Korn**, welches den innern Gehalt, das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzſorte haben muß, bezeichnet.

Schubart (Chriſtian Friedrich Daniel), geboren den 26ſten März 1739 zu Oberſontheim in der ſchwäbiſchen Grafſchaft Limporg, wo ſein Vater Schullehrer, Cantor und Pfarrvicar war. Letzterer ward ſpäterhin als Prediger in Aalen angeſtellt, wo unſer Schubart ſeine erſte Erziehung genoß. Er zeigte anfangs wenig Fähigkeiten, aber plötzlich erwachten ſeine Geiſteskräfte; er übertraf bald alle ſeine Mitſchüler, und bewies zugleich ein bewundernswerthes muſikaliſches Genie. 1753 ſchickte ihn ſein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechiſchen und römiſchen Claſſiker, ſtudirte auch die Werke deutſcher Dichter, beſonders Klopſtocks Meſſias, und machte lateiniſche und deutſche Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er ſelbſt componirte, und die ihrem Zwecke entſprachen. 1756 wurde er auf die Schule zum heiligen Geiſt nach Nürnberg geſchickt. Obgleich er hier Nahrung für ſeinen Kunſtſinn fand, ſehnte er ſich doch, ſeinem Hange zur Ungebundenheit gemäß, nach der Univerſität, und ging 1758 nach Jena, wo er ſich bald einem zügelloſen Leben überließ, ſich in Schulden ſtürzte, und von wo er mit wenig Kenntniſſen und einem verwilderten Herzen zu ſeinen Ältern zurückkehrte. Seine Geſundheit war durch ſeine Ausſchweifungen auf Lebenszeit zerſtört; aber ſein Vater freute ſich, daß er fertig Latein ſprach, und gut auf dem Claviere ſpielte. Die Muſik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer geweſen, ſuchte er in Aalen und der Gegend umher ſein Brot durch Predigen für die dortigen Geiſtlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organiſt in Gaislingen, ſchien jetzt fleißig und ordnungsliebend zu werden, und verband ſich 1764 mit einer Frau, die ſich ganz in ſeine wunderlichen Launen zu ſchicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr ſo häufig machte, ſanft und geduldig ertrug. 1768 wurde er Muſikdirektor in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Offizieren Vorleſungen über Äſthetik hielt, große Bekanntſchaften machte, aber ſich immer größern Ausſchweifungen überließ, Schulden machte, und auch Andere zur Religionsſpötterei und zu Laſtern verführte. Seine Frau wurde ſchwermüthig darüber, und ihr Vater nahm ſie mit ihren Kindern zu ſich. Er ſelbſt wurde wegen ſeiner Unſittlichkeit zur Verantwortung gezogen, und auf eine Zeit lang ins Gefängniß geſetzt. Wegen eines ſatiriſchen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich ſeines Amtes für verluſtig erklärt, und des Landes verwieſen. Ohne zu wiſſen wohin, verließ er, nur mit Einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er ſich von Muſikunterricht nährte. Der Gedanke an ſeine unglückliche Familie, und der Wunſch, ihr wieder Brot zu ſchaffen, trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menſchenfreundliche Graf von Neſſelrode bei ſich aufnahm, bis er endlich von dem Churfürſten von der Pfalz Befehl erhielt, ſich vor ihm hören zu laſſen. Schubarts Spiel gefiel dem Churfürſten, und ſchon wollte dieſer ihn an-

ſtellen, als er durch eine unvorſichtige Äußerung über die mannhei-mer Akademie ſich den Unwillen des Fürſten zuzog. Jetzt nahm ihn, der wieder von Allen verlaſſen war, der Graf Schmettau bei ſich auf, und gab ihm Wohnung, Tiſch und Geld. Nachher ward er mit dem bayerſchen Geſandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, catholiſch zu werden. Schubart ſtand im Begriff dies zu thun, als ein Brief aus Stuttgart, wo man über ihn Erkundi-gungen eingezogen hatte, ankam, in welchem Schubart als ein Mann, der an keinen heiligen Geiſt glaube, geſchildert war. Er erhielt ſogleich Befehl, aus München ſich wegzubegeben. Nun ging er nach Augsburg, wo er ſeine deutſche Chronik ſchrieb, die in kurzer Zeit eines der geleſenſten deutſchen Zeitblätter ward. Er gab Unterricht in der Muſik und in den Wiſſenſchaften, ſchrieb und dichtete, und gab Leſeconcerte, in denen er die neueſten Stücke der deutſchen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbeſonnenheiten und Ausſchweifungen machte er ſich, beſonders unter der Geiſtlichkeit, die er verſpottete, viele Feinde. Auch griff er den Jeſuitenorden an, wurde plötzlich auf Befehl des catholiſchen Bürgermaiſters ver-haftet, und zwar wieder frei gegeben, aber genöthigt, die Stadt zu verlaſſen. Er ging nach Ulm, ſetzte dort ſeine Chronik fort, zog ſich aber auch hier, wo er ſich wieder mit ſeiner Familie ver-einigt hatte, eben ſo viel Feinde wie Freunde zu. Als angeneh-mer Geſellſchafter hatte er ſich hier Liebe erworben, aber bald ſollte er auf Anſtiften des kaiſerlichen Miniſters, General Ried's, arretirt werden, weil er in ſeiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiſerin Marie Thereſie ſey vom Schlage gerührt worden. Vorher ward der Herzog von Wirtemberg von dieſem Vorhaben unterrichtet. Nun ward Schubart auf eine verrätheriſche, von einem Bekannten angeſtellte Weiſe ins Wirtembergiſche gelockt, zu Blaubeuren (22ſten Januar 1777) auf landesherrlichen Befehl arretirt, und auf die Feſtung Asperg gebracht. Seine Frau und Kinder empfahl er der Fürſorge des Herzogs, und die erſtere erhielt 200 Gulden Jahr-gehalt, die letztern wurden in die Akademie zu Stuttgart aufge-nommen. Der Feſtungscommandant Rieger zu Asperg war ein Biedermann. Er tröſtete den Unglücklichen durch ſeine Beſuche, und durch Rath und That, denn er ſelbſt hatte vier Jahre lang in einer noch ſchrecklichern Gefangenſchaft geſchmachtet. Rieger theilte ſeinem Gefangnen auch geiſtliche Bücher mit, die aber myſtiſchen und theoſophiſchen Inhalts waren. Der durch Ausſchweifungen entnervte, von Leiden aller Art niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte, und mit einer glühenden Phantaſie begabte Schubart ward durch jene Schriften für das Myſtiſche geſtimmt. Im Februar 1778 wurde ſeine Gefangenſchaft etwas erleichtert; der berühmte Mecha-niker, Pfarrer Phil. Matth. Hahn erhielt Zutritt zu ihm, und befeſtigte den unglücklichen Gefangenen noch mehr in ſeiner Stim-mung. Nachdem Schubart zehn Jahre ohne alles Verhör, im Ker-ker geſeſſen hatte, ward er im März 1787 befreiet, und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt. Noch während ſeiner Gefangenſchaft hatte er ſeine Gedichte herausgegeben, die von ſei-nen zahlreichen Freunden mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an ſeine deutſche Chronik unter dem Titel: Vaterlandschronik, auch ſeine muſikaliſchen Arbeiten und ſeine Lebensbeſchreibung herauszugeben. Aber er ſtarb ſchon vor

der Vollendung der letztern den 10ten October 1791 im 52ſten Jahre ſeines Alters. Schubart war kein claſſiſcher Dichter, und Proſaiſt, aber er war ein genialiſcher Kopf, den ſeine ſonderbaren Schickſale, ſeine Verirrungen und Thorheiten eben ſo merkwürdig machen, wie ſeine Talente. Seine Chronik war ein echtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunſt und vaterländiſche Sitten, dem er durch ſeine nie verſiegende Laune, durch beſtändig abwechſelnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit ſtets neues Intereſſe zu geben wußte. Sie kam heraus von 1774-1778. Seine ſämmtlichen Gedichte wurden zu Frankfurt am Main 1787 in 2 Octavbänden herausgegeben. Eine beſſere und auserwähltere Sammlung derſelben erſchien eben daſelbſt 1802 unter dem Titel: Gedichte von Chriſt. Friedr. Daniel Schubart. Herausgegeben von ſeinem Sohne Ludwig Schubart in 2 Bänden. Eben dieſer Sohn unſers Dichters gab auch 1806 zu Wien: Chriſt. Fr. Dan. Schubarts Ideen zur Äſthetik der Tonkunſt heraus, gleichfalls voll genialiſcher Anſichten und Urtheile.

Schubart von Kleefeld (Johann Chriſtian), ſaalfeld-coburgiſcher geheimer Rath, geboren zu Zeitz im J. 1734 in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienſte eines dortigen Amtmanns, und wurde bald Haushofmeiſter des churſächſiſchen Geſandten am wiener Hofe. Wahrſcheinlich kam er hier in die maureriſchen Verbindungen, in welchen er ſich nachher, unmittelbar neben dem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Syſtems der Maurerei (des Syſtems der ſtricten Obſervanz) ſehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des ſiebenjährigen Kriegs kam er als großbritanniſcher Kriegscommiſſär und als heſſendarmſtädtiſcher Hofrath in ſein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würſchwitz, Poblas und Kreiſcha. Hier beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung der Landwirthſchaft, und ſein Name wurde ſehr vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berliner Akademie der Wiſſenſchaften aufgeſtellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Er ſtellte nun ein neues Syſtem der Landwirthſchaft auf, deſſen Grundlage war: Abſchaffung der Brache, und mit dieſer der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel gibt, größere Viehſtände auf den Ställen zu füttern, und auf dieſem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelſt deren der Getraidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächſe möglich gemacht werden können. Den Tabaksbau, Krappbau und die Runkelrüben brachte er durch Lehre und Beiſpiel in Aufnahme, und ſeine wichtigſten Verbeſſerungsvorſchläge findet man in ſeinen ökonomiſch-cameraliſtiſchen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in ſeinem ökonomiſchen Briefwechſel, 4 Hefte, ebendaſ. 1786. Er fand mit Recht viele Anhänger und Nachahmer, wiewohl die Heftigkeit und Unduldſamkeit, womit er fremde Meinungen beſtritt, ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbeſſerern der Landwirthſchaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er ſtarb 1787; ſeine Biographie erſchien zu Berlin 1790.

Schublehen (Schupflehen, Falllehen) heißen ſolche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewiſſe Zeit beſitzen, ſo daß der Grundherr ſie wieder einziehen kann, wenn er will. Der

Name wird von dem Worte ſchieben hergeleitet, weil die Erben ſolche Lehen nicht von ihrem Erblaſſer erhalten, ſondern ſie von dem Lehnsherrn gleichſam weggeſchoben werden.

Schuckmann (N. N. von), königlich preußiſcher Staatsminiſter, Miniſter des Innern und des Cultus, geboren im Meklenburgiſchen im J. 1754, ſtudirte in Halle die Rechte, und widmete ſich darauf dem preußiſchen Juſtizfach, weßhalb er bei dem Kammergericht zu Berlin als Referendarius eintrat. Bald erwarb er ſich den wohlverdienten Ruf eines thätigen und fähigen Arbeiters. Er wurde Kammergerichtsrath und nach Breslau zur dortigen Regierung verſetzt. Zur Anerkennung ſeiner Thätigkeit und Geſchicklichkeit ward er im J. 1792 als Oberpräſident in die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth geſchickt, welches Amt er auch bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 mit muſterhafter Treue und Umſicht verwaltete. Dem preußiſchen Staate unwandelbar ergeben, lehnte er mehrere Anträge fremder Höfe ab, und lebte ohne Anſtellung auf einem Landgute in Schleſien, bis er im J. 1810 bei der unter der Leitung des Staatskanzlers von Hardenberg veränderten Einrichtung der oberſten Staatsbehörden als geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilung für den Cultus, die Gewerbe und den Handel in Berlin angeſtellt wurde. Statt der letztern erhielt er 1812 die Abtheilung der allgemeinen Polizei, und 1814 wurde er Miniſter des Innern. Unläugbar iſt er ein Mann, den Geſchäftskenntniß, Gewiſſenhaftigkeit, Thätigkeit und richtige Urtheilskraft vollkommen würdig und fähig machen, an der Spitze einer Verwaltungsbehörde zu ſtehn, wiewohl ſeine Vorurtheile gegen alle höhere Speculation, namentlich gegen die Naturphiloſophie und den Magnetismus, ſo wie ſeine Unbekanntſchaft mit allen Anſichten der Äſthetik, die über die allgemeine deutſche Bibliothek hinausreichen, auf den Geſchäftsgang manchen unverkennbar ungünſtigen Einfluß haben müſſen. Ihnen allein iſt es zuzuſchreiben, daß die ſeit Fichte's Tode erledigte Profeſſur noch nicht wieder beſetzt worden iſt. — Übrigens ehrt der preußiſche, beſonders der ſchleſiſche Erbadel in ihm einen treuen Verfechter ſeiner Privilegien und Gerechtſame.

Schüte, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Maſten und Segel, welcher 2 bis 4 Laſten trägt; deßgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schulden und Foderungen, ſ. Verträge.

Schulden in ſtaatswirthſchaftlicher und ſtaatsrechtlicher Hinſicht, ſiehe Staatspapiere.

Schuldſchein (Schuldverſchreibung, Obligation, lateiniſch Chirographum), iſt eine ſolche Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewiſſe Sache oder Quantität ſchuldig ſey. Weil, beſonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldſcheine ertheilt werden, ehe noch der letztere dem erſtern das Darlehn wirklich vorgeſtreckt hat, ſo iſt die Beweiskraft durch die Geſetze ſehr beſchränkt worden, und es ſoll ein ſolcher Schuldſchein erſt nach Ablauf zweier Jahre gegen den Ausſteller beweiſen, ſelbſt wenn in der Verſchreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt iſt. Vor Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner nicht bloß ſich mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes ſchützen; er kann auch den ausgeſtellten

Schein mittelſt einer Klage zurückfodern. Bei wirklich geleiſteter Zahlung des Darlehns iſt es daher für den Gläubiger ſehr rathſam, ſich außer dem Schuldſchein noch eine beſondre Quittung über das Darlehn geben zu laſſen, oder die Zahlung deſſelben in Gegenwart zweier oder mehrerer ſicherer Zeugen an den Schuldner zu leiſten, weil ihm ſonſt, wenn der letztere oder deſſen Erben den Empfang des Geldes leugneten, die Beweislaſt obliegen würde. Um dieſen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinſen bezahlt habe. Auch iſt es zur Gültigkeit jedes Schuldſcheins erfoderlich, daß die Schuldurſache darin aufgeführt ſey, weil ſich der Debitor ſonſt gleichfalls mit einer Einrede wegen dieſes Fehlers ſchützen kann. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Geſetze nicht verbotenes Geſchäft, wie z. B. in den meiſten Ländern Spiele und Wetten ſind, zum Grunde liegen. Iſt ein in einem Lande verbotenes Geſchäft als Schuldurſache (causa debendi) in dem Schuldſchein angeführt, ſo iſt er unverbindlich. Nach Ablauf der zwei Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr Statt, doch gibt es bekanntlich Schutzmittel genug, wodurch ſich liſtige Advocaten und ſäumige Gläubiger ſelbſt gegen die bündigſte Schuldverſchreibung auf längere Zeit ſchützen können. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleiſtete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erſt nach 30 Tagen gegen den Ausſteller beweiſ't, und daß der Letztere im Fall nicht geleiſteter Zahlung das Recht hat, ſie zurückzufodern. Öffentliche, d. h. vor Gericht ausgeſtellte und beſtätigte Schuldſcheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs von zwei Jahren oder 30 Tagen, um geſetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der Reitkunſt die künſtlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, ſo wie die Art und Weiſe, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es ſeinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geſchiehet gewöhnlich auf beſondern mit Sand und Kies beſchütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Auf junge noch ganz rohe Pferde werden Puppen ſtatt des Reiters geſetzt, und das Thier muß nun an einem Seile befeſtigt, um den Bereiter herumlaufen, der mittelſt einer Peitſche es nach Befinden zum ſchnellern Laufe antreibt.

Schulen ſind Pflanzſtätten der Menſchenbildung, die nirgend fehlen dürfen, wo Menſchen geſellſchaftlich beiſammen wohnen. Das Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die Schule vermag, auch ohne ſie kann die ſtille Beſchauung zu ſelbſtſtändiger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender Umſtände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen; große Helden und Führer der Völker glänzen in der Geſchichte, die nie eine Schule beſuchten, denn die genialiſche Kraft dringt wohl überall von ſelbſt und am mächtigſten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt. Doch wenn die Völker nicht bloß von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unterjocht und vertreten ſeyn, ſondern ſelbſt erkennen und thun wollen, was ihnen frommt, wenn die Einzelnen nicht als Zahlen in der Maſſe, ſondern als freie denkende Menſchen gelten, mit Überzeugung und Luſt zum Geſammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verſtändig eingreifen

ſollen, wo die gemeinſchaftliche Sache ihrer bedarf; ſo muß der Zugang zu Kenntniſſen und Einſichten jeder Art ein Gemeingut Aller, auch der Niedrigen und Minderbegabten, ſeyn, wie das Sonnenlicht. Anſtalten, die dieſem Grundſatze entſprächen, zeigt uns die Geſchichte erſt in ſpätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben; da die Erwachſenen ſelbſt noch Kinder im Wiſſen waren, lernte die Jugend nicht mehr, als ſie von den Ältern gelegentlich hörte und abſah. Wo die Hierarchie des Prieſterthums oder der Despotismus der Könige über die Völker herrſchte, entſtanden zuerſt Schulen für die Söhne der Großen und Prieſter. In einer ägyptiſchen Prieſterſchule wurde Moſes, in einer Erziehungsanſtalt am perſiſchen Hofe Cyrus gebildet, die indiſchen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimſchulen fort, die Geſetzkundigen unter den Hebräern vor dem Exil in den Prophetenſchulen, nach dem Exil in den Synagogen und Rabbinenſchulen, wo wißbegierige Jünglinge ſich um einen Meiſter verſammelten, wie es noch Cäſar bei den Druiden in Gallien fand. Die Bildung war geſchloſſen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beſchränkte ſich auf Lehrgeſpräche, Leſen, Memoriren und Auslegen heiliger Bücher. Mehr geſchah unter den Griechen. Schon 500 vor Chr. Geb. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen leſen, ſchreiben und rechnen in Winkelſchulen, denn die Geſetzgebung überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkür, und was Lycurg in Sparta veranſtaltete, war mehr auf körperliche Erziehung abgeſehn. Jünglinge, die höher hinaus wollten, benutzten den Unterricht der Philoſophen und Sophiſten, deſſen ſchönſte Proben die ſokratiſchen Dialogen Platons und Xenophons ſind. Das Landvolk blieb in Unwiſſenheit. Eben ſo bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Geb. Knabenſchulen für die Städter, und ſeit dem Zeitalter Cäſars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höheren Lehranſtalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die lateiniſche und griechiſche Sprache wiſſenſchaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, ſie durch oratoriſche Übungen (declamationes) zur öffentlichen Beredſamkeit bilden. Ein geordnetes Schulweſen hatten aber alle dieſe Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anſtalten beſonderer Caſten oder Privatunternehmungen. Kaiſer Vespaſian ſtiftete zuerſt zur Bildung der römiſchen Jünglinge für den Staatsdienſt öffentliche Profeſſuren der Grammatik und Rhetorik mit beſtimmter Beſoldung und 150 nach Chr. Geb. gründete Antoninus Pius Kaiſerſchulen in den größern Städten des römiſchen Reichs, welche ſich mit unſern Kreisſchulen und Gymnaſien vergleichen laſſen, ohne jedoch, wie dieſe, durch ein Claſſenſyſtem und Zuſammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet zu ſeyn. Vielmehr näherte ſich die hohe Kaiſerſchule zu Rom nach der Conſtitution, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfaſſung unſrer Univerſitäten. Die berühmteſte hohe Schule für wiſſenſchaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9te Jahrhundert Studirende aus allen europäiſchen Staaten ſich einfanden, und ein oft ſehr zügelloſes Burſchenleben führten. In den niedern römiſchen Schulen alten Styles war die Disciplin ſehr ſtreng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbile. Inzwiſchen hatte das Chriſtenthum dem Unterrichte neuen Stoff

und Schwung gegeben. Zuerſt im Orient von den Geiſtlichen ausgehend, kam er allmählig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufſicht. Wo es Chriſten gab, errichteten ſie Schulen für Catechumenen in Städten und kleineren Flecken und zur Bildung der Cleriker in einigen Metropolen auch Catechatenſchulen, von denen im 2ten bis zum 4ten Jahrhundert die zu Alexandria die blühendſte war. Seit dem 5ten Jahrhundert ſcheinen jedoch dieſe höheren Lehranſtalten erloſchen, und an ihre Stelle die Episcopal- oder Kathedralſchulen gekommen zu ſeyn, worin die für den geiſtlichen Stand beſtimmten Jünglinge neben der Theologie die ſogenannten ſieben freien Künſte lernten, nämlich Grammatik, Dialectik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik (Quadrivium), wie ſie der Afrikaner Martianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in ſeiner Encyclopädie dargeſtellt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrſchende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiſerſchulen verloren ſich, da in der Periode der Völkerwanderung die Beſoldungen ausblieben, theils in dieſe Kathedralſchulen, theils in die ſtädtiſchen Parochialſchulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Leſen und Schreiben der nun beliebte encyclopädiſche Curſus des Trivium folgte, daher ſie ſpäterhin den Namen Trivialſchulen erhielten. Bedeutender als dieſe Anſtalten wurden ſeit dem 6ten Jahrhundert die Kloſterſchulen, die anfangs bloß Pflanzſtätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanſtalten für Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöſter in Irland, England, Frankreich und Deutſchland glänzten vom 6ten bis in das 11te Jahrhundert als die Hauptſitze der neuern europäiſchen Cultur. Die Zucht war hart und mönchiſch, der Unterricht aber meiſt beſſer als in andern Lehranſtalten, theils wegen des öftern Zuſammenfluſſes vorzüglicher Köpfe, die ſich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der beſſern Gelegenheit, bei dem beſtändigen Verkehr der Klöſter unter einander, und der Vereinigung ſchreibſeliger Kleriker in ihnen, zum Beſitze anſehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Prieſter und Mönche zogen weither Schüler an ſich, vor andern berühmt waren die Kloſterſchulen zu Armagh und Cloghar, zu Canterbury, York und Weſtminſter, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corvey, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutſche Schulmann des 9ten Jahrhunderts, lehrte, Hirſchau und St. Blaſien auf dem Schwarzwald u. ſ. w. aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der ſcholaſtiſchen Philoſophie (Scholaſtici hießen die Lehrer an den Kloſterſchulen) Geſtalt und Namen, und wetteiferten mit den biſchöflichen Kathedralſchulen, doch immer mehr zum Vortheil der Hierarchie, als der allgemeinen Nationalbildung. Dieſe hatte Carl der Große bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbeſſerung des Schulweſens für die Völker ſeines weiten Reiches ausgehen ließ. Nicht nur jeder Biſchofsſitz und jedes Kloſter, ſondern auch jede Parochie in Städten und auf dem Lande ſollte eine eigne Schule haben, jene zur Bildung der Geiſtlichen und Staatsbeamten, dieſe zur Verbreitung der Cultur in den niedern Ständen (vergl. d. Art. Landſchulen). An ſeinem Hofe errichtete Carl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er ſelbſt lernte und in der damit verbundenen Hofſchule (Schola Palatii) für ſeine Prinzen und andre fähige Knaben adeligen und unadeli-

gen Standes Unterricht ertheilen ließ. Dieſen beiden mit ſeinem Hoflager herumwandernden Inſtituten ſetzte er ſeinen gelehrten Freund Alcuin (ſ. d. Art.) als Rector vor, und auch die Damen ſeines Hofes nahmen an dem Unterrichte Theil, wie denn mehrere Frauenklöſter in der Sorge für die Cultur ihres Geſchlechts hinter den Mönchsklöſtern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt franzöſiſch. Carl führte ſelbſt die Oberaufſicht über die Schulen ſeines Reichs, ließ ſich Berichte einſenden, ſtellte Viſitationen und Schulprüfungen an, und hielt den Schülern ſeiner Hofſchule in eigner Perſon Ermahnungsreden. Da der Clerus an den Kathedral- und Domkirchen ſich im 9ten Jahrhundert zum canoniſchen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entſtanden die Stiftsſchulen, welche ſich mehr der allgemeinen Beſtimmung der Trivialſchulen näherten, dagegen die biſchöflichen Schulen Seminarien für den geiſtlichen Stand blieben, oder in die Verfaſſung der Facultätsſchulen und ſpäterhin der Univerſitäten übergingen. Maynz, Trier, Cöln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10ten Jahrhundert berühmte Stifts- oder Domſchulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben, Carls Verordnungen wurden während der Regierungsſtreitigkeiten ſeiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofſchule eingieng, nicht mehr aufrecht erhalten und ſeine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9ten Jahrhundert begonnene Schulorganiſation des großen Alfreds in England durch die Einfälle der Dänen geſtört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner ſie wieder herzuſtellen ſuchte, allmählig in Vergeſſenheit kam. Inzwiſchen hatten die Rabbinenſchulen der Juden in Syrien, Nordafrika, und ſelbſt in Europa, wo es zu Lünel in Frankreich im 7ten Jahrhundert und zu Corduba in Spanien im 10ten und 11ten Jahrhundert jüdiſche Akademien gab, Überreſte der wiſſenſchaftlichen Cultur des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geiſt und Geſchmack ſeit dem 9ten Jahrhundert die Schulen der Araber im orientaliſchen und afrikaniſchen Chalifat und in den mauriſchen Königreichen auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſich erhoben. Ihre Fortſchritte in den mathematiſchen und medicíniſchen Wiſſenſchaften theilten ſich zunächſt dem Süden des chriſtlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingeriſſenen Barbarei erſt König Lothar im 9ten Jahrhundert wieder Schulen für die größeren Städte angelegt hatte, in Spanien und Frankreich wurde beim Entſtehen der Facultätsſchulen der Einfluß arabiſcher Cultur bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabiſche Ärzte und die naturhiſtoriſchen und mathematiſchen Werke der Sarazenen wurden auch von chriſtlichen Gelehrten geſucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpſtlichen Kirchenrechts Anlaß zur Gründung beſondrer Rechtsſchulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten, und das Privilegium der akademiſchen Freiheiten, das die erſtere 1158 vom Kaiſer Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfaſſung der Univerſitäten, die im 12ten und 13ten Jahrhundert entſtanden. Es bedurfte auch ſolcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Jahrhunderten, wo die Trägheit und Üppigkeit des Clerus Stifts- und Kloſterſchulen in Verfall gerathen ließ, neue Generationen von Lehrern zu bilden, und das Intereſſe der Nationen für die Wiſſenſchaften zu beleben.

Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einſeitigkeit fehlen, da ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöſtern Volksſchulen verbanden, und in den ſtädtiſchen Parochien als Kinderlehrer auftraten, ſondern ſich auch als Docenten in die Univerſitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papſtes zu erhöhen. So war denn der Zuſtand des Schulweſens im Mittelalter keinesweges ſo blühend, als nach der Regſamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Carls des Großen Anſtalten zu erwarten geweſen. An die Stelle des freien Vortrags kam ſelbſt in höheren Schulen das zeitraubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrſamkeit, der todte Buchſtabe regierte und eine ſokratiſche Anleitung zum Verſtehen des Erlernten wurde faſt überall vermißt. Die Schüler auf den lateiniſchen oder Trivialſchulen brachten die meiſte Zeit mit Abſchreiben der Lehrbücher hin, in den niedern Parochialſchulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulaſſen, denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunſt ſollte dem Clerus vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibſchulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch beſondre Verträge mit der Geiſtlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerſtandes fingen dieſe Obrigkeiten ſelbſt für den von der Geiſtlichkeit ſehr vernachläſſigten Jugendunterricht zu ſorgen an, und ſtifteten eigne Stadtſchulen, in denen Leſen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für dieſe, und da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten, ſich mit dem Jugendunterrichte zu beſchäftigen, auch für die Stifts- und Parochialſchulen wurden herumſchweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete ſich ein Schullehrerſtand, der zwar dem geiſtlichen Stande, welcher damals allein im Beſitze gelehrter Bildung war, angehörte, aber durch ſeine zunftartigen Abſtufungen und durch das ſittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Character erhielt. Die Schul und Kindermeiſter wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfriſt oder vierteljährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl ſelbſt auf ähnliche Weiſe Gehülfen annehmen, und ihre Beſoldung mit ihnen theilen. Dieſe Unterlehrer oder Geſellen (locati, weil ſie gedungen wurden, Stampuales, weil ſie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zuſtand, nebſt ihren Meiſtern den Pfarrern untergeben, welche ſie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeiſter, welche Latein lehrten, Rectoren, die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Leſen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Pſalmen) anvertraut war, Cantoren. Aus dieſer Abtheilung entſtand in Deutſchland der Unterſchied der lateiniſchen und deutſchen Schulen, welche ſeit dem 16ten Jahrhundert entweder völlig von einander getrennt, oder wie an den meiſten Orten geſchah, durch Anſtellung von Conrectoren und Subrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den claſſiſchen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Lateiniſchen in die untern Claſſen als ein erweitertes Ganzes zuſammengeſchmolzen wurden. Die größeren Scholaren der Oberclaſſe wanderten häufig von einer Schule zur andern, und trieben als

fahrende (reiſende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künſte mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurſtiaden, daher ſie bald Histriones (Acteurs, weil ſie, wie in Frankreich die Jongleurs und Goliardi, die erſten Schauſpielerbanden bildeten), bald Bachanten (vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten ſie jüngere Schüler mit ſich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienſte leiſten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burſchenſprache, daher dieſe kleineren Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname A B C Schützen) Unterhalt verſchaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war das Unweſen dieſer ſcholaſtiſchen Landſtreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bachanten gab, die noch keinen lateiniſchen Autor exponiren konnten, in Deutſchland am ärgſten; ſie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unſicher und ſtörten nicht ſelten die öffentliche Ruhe. Wo ſie etwa Lernenshalber in einer Schule verweilten, fanden ſie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrere Schulen beſtanden, zwiſchen den beiderſeitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weiſe des Fauſtrechts blutig entſchieden wurden. Noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts beklagt Luther, daß ſolche verwilderte Menſchen Lehrerſtellen erhielten, denn meiſtentheils ließen nur Bachanten, die kaum eine Univerſität geſehen hatten, ſich als Locaten und Schulmeiſter dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geiſtlichen Pfründen und akademiſchen Lehrämtern ſtrebten. Einzig in ihrer Art war in der Geſchichte des Schulweſens dieſer Zeit die fromme pädagogiſche Brüderſchaft der Hieronymianer, welche Geert Groote, ein utrechter Canonicus, der zu Perugia die alten Claſſiker ſtudirt hatte, zu Deventer 1379 ſtiftete. Sie beſtand aus Clerikern und Laien, welche zuſammenlebten, und ſich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beſchäftigten. Dieſe lernten Leſen, Schreiben und nützliche Handarbeiten, für wißbegierige Knaben gab es höhere lateiniſche Schulclaſſen, wo ihnen eine gründliche philologiſche Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muſter dieſer in ihrer Tendenz humaniſtiſchen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philanthropiſchen Anſtalt entſtanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutſchland mehrere Schulen, die ſich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung ſetzten und das Studium der Claſſiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Johann Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus dieſen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freieren Bildung aus den Quellen des claſſiſchen Alterthums an. Zwar blieb, was ſchon ſeit der letztern Hälfte des 14ten Jahrhunderts von italieniſchen Höfen und Univerſitäten durch gelehrte Griechen und durch die platoniſche Akademie zu Florenz und gegen Ende des 15ten Jahrhunderts durch die von Conrad Celtis geſtiftete rheiniſche gelehrte Geſellſchaft für die Wiedererweckung der großen Alten geſchah, zunächſt mehr ein

geiſtiger Luxus der Großen und Gelehrten. Doch kam mancher geſchickte Schulmann von Baſel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches ſeit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutſchlands Lehrerin wurde. Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulviſitation in Churſachſen 1529 das vorleuchte Beiſpiel einer ernſtlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nur die Stadträthe Gymnaſien und Lyceen mit fixirten Lehrern. Das ſeculariſirte Kirchengut wurde von proteſtantiſchen Regierungen und Obrigkeiten in der Regel, doch nicht immer mit hinlänglicher Liberalität zum Beſten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Straßburg, ſt. 1589, Friedland genannt Trotzendorf in Goldberg, ſt. 1556, Heyder in Nürnberg ſt. 1568, Neander in Ilefeld ſt 1595, erwarben ſich als Methodiker um den Schulunterricht und die Disciplin weitwirkendes Verdienſt, die durch die Buchdruckerkunſt vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derſelben hörte auf, und jenes wilde, romantiſche Zeitalter wich der Proſa eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, der den alten Encyclopädismus bald verdrängte. Nur die Kloſter-, Stifts- und Trivialſchulen der Catholiken blieben noch in dem dürftigen Schematismus der ſieben freien Künſte gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der ſcholariſchen Lebensweiſe früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Übung im Lateinſprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die feſtlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterſtützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutſchen Zunftweſen ſo nahe verwandte Pennalismus. Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten beſondre Schulen, und ſtellte in proteſtantiſchen Ländern auf den Dörfern Schulmeiſter an, um den Catechismus zu lehren. Während ſich nun ſo im 16ten Jahrhundert unter den Proteſtanten ein planmäßig geordnetes Schulweſen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht ſelbſt in kleinen Landſtädten beſeelten, erhob ſich gegen Ende dieſes Jahrhunderts unter den Catholiken das Inſtitut der Jeſuiterſchulen (vergl. d. Art. geiſtl. Orden), die durch ihren beſſern Geſchmack und methodiſchen Geiſt bald das Übergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten, und ſelbſt die Eiferſucht proteſtantiſcher Schulmänner erregten, von denen ſie manches Gute angenommen hatten. Das Certiren pro loco und das frühe Lateinreden, das ſie nach des ſtraßburger Sturms Weiſe einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langſamen, ſie leiſteten viel in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, und widmeten der Geographie und Geſchichte beſondre Lehrſtunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die ſpielenden Methoden, die Verſtümmelungen der alten Claſſiker, die Vernachläſſigung des Griechiſchen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegiis Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieſer Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclaſſen eingerichtet, aus denen die Jeſuiten nur ſolche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden verſprachen, und bald zeigte ſich, daß ſie es damit nicht auf wahre Menſchenbildung, ſondern auf eine Abrichtung der Jugend für hierarchiſche Zwecke angelegt hat,

ten. Doch erwarben ſie ſich das Verdienſt bei der ſchnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wiſſenſchaftlichen Bildung in die entlegenſten, finſterſten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die beſten, in Ungarn und Polen neben den Kloſterſchulen die einzigen, ſelbſt Amerika und Aſien nahmen durch ihre Miſſionen Theil an den Fortſchritten der neuern europäiſchen Cultur. Dieſe gingen indeß im 17ten Jahrhundert bei weitem nicht ſo ſchnell von Statten, als im vorhergehenden. Das ſtrenge Halten auf orthodoxe Kirchlichkeit, das heftige Polemiſiren, der ſteife Dogmatismus ſelbſt in der Philologie und die kleinliche Sylbenſtecherei theilte ſich von den Univerſitäten höheren und niederen Schulen mit. Die Gymnaſien und Lyceen erſtarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialſchulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu ſeyn, die unterſten Volksſchulen blieben der elenden Führung verdorbner Studenten und Scholaren, oder unwiſſender Handwerker und Bedienten preisgegeben. Kaum wurde irgendwo eine andre Geiſteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbariſche Härte der Disciplin mußte erſetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Überdies zerſprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilder Fanatismus zerſtörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Beſtreben des Schullehrerſtandes, ſich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, beſonders unter den Proteſtanten ſichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer ſchon vor der Reformation aus dem geiſtlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meiſt von weltlichen Obrigkeiten abhingen, ſo verweltlichte ſich auch der in ihnen herrſchende Geiſt, und das Princip der akademiſchen Ungebundenheit trat an die Stelle der klöſterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäuſern, wie in den Fürſten- und Kloſterſchulen und bei den Jeſuiten zuſammenlebten. Inzwiſchen ſorgten um dieſe Zeit einige hervorragende pädagogiſche Schriftſteller, wie der engliſche Kanzler Baco und der landflüchtige Biſchof der mähriſchen Brüder, Amos Comenius, für eine zweckmäßigere Syſtematik und Methodik des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogiſchen Enthuſiaſten und Abenteurer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreiſ'te, das Heil der Menſchheit verkündigte, wie Baſedow, und endlich 1614 durch fürſtliche Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalſchule zu Cöthen kam, die aber bald wieder ſpurlos unterging. Die durch ſolche Rathſchläge und Verſuche empfohlne Cultur des Verſtandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen, als in die Privaterziehung der höheren Stände ein. Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts das durch Fenelon und Spener (vergl. d. Art. Pietismus und Quietismus) aufgeſtellte Princip der Andächtigkeit und frommen Beſchauung, auf das A. H. Franke (ſ. d. Art.) ſeine Stiftungen gründete. Schulmänner ſeines Geiſtes verbreiteten ſich in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts von Halle aus über das ganze nördliche Deutſchland, Kloſterbergen wurde eine Muſterſchule dieſer Art für Studirende, und auch in die Winkel- und Landſchulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den fränkiſchen Methoden. Doch ſtand es im Ganzen um das Volksſchulweſen viel ſchlechter,

als um die Gelehrtenſchulen, wo, wenn auch oft ohne Geſchmack, latein und griechiſch tüchtig erlernt wurde, denn die humaniſtiſche Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. d. Art. Human.) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menſchlichen Beſtimmung angemeßneren Lehr- und Erziehungsweiſe erhielt um dieſe Zeit eine vollſtändigere Entwickelung durch Locke und Rouſſeau (ſ. d. Art.) und der Philanthropismus Baſedows und ſeiner Freunde verpflanzte ſie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf deutſchen Boden. Hier fand die practiſche Tendenz dieſer Pädagogen, welche die Bildung der Jugend für den verſtändigen Genuß und die Geſchäfte des irdiſchen Lebens beabſichtigten und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Geſellſchaft hinarbeiteten, bei dem nicht gelehrten Leſepublicum großen Beifall. In die Gelehrtenſchulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch dieſen Einfluß der faſt ganz vernachläſſigte Unterricht in den Sachkenntniſſen (Realien), es entſtanden beſondre Realſchulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunſt gelehrt wurde, für die Söhne des höheren Bürgerſtandes. Sie wurden auch Mittelſchulen genannt, weil ſie zwiſchen den Volksſchulen und Gymnaſien mitten inne ſtehen. Zur Ausfüllung dieſer Lücke des deutſchen Schulweſens dienen auch die Militärakademien in den Reſidenzſtädten der größern Staaten, die Handlungsſchulen in Hamburg und Magdeburg, die Forſtinſtitute, als Bildungsanſtalten für beſondre Stände. In ähnlicher Abſicht errichtete die bayerſche Regierung bei ihrer neuen Schulorganiſation neben den Studienanſtalten (Gymnaſien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 die zu München, Augsburg und Nürnberg beſtehenden Realinſtitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künſtler, Wundärzte, Apotheker, Fabrikanten werden, oder ſich dem Bergbau, dem Kammeralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menſchlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachunterrichte auch die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften kennen lernen. Die Trivialſchulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymnaſien auch in größeren beſtanden, verwandelte man ſeit dem Ende des 18ten Jahrhunderts in höhere und niedere Bürgerſchulen (ſ. d. Art.), neben denen für die faſt ohne allen Unterricht aufwachſenden Kinder der Armen in größeren Städten beſondre Frei- und Armenſchulen, zu ihrer Beſchäftigung außer den Schulſtunden Arbeitsſchulen, auch Induſtrie- oder Gewerbſchulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andre nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Geſellen und junge Leute aus der dienenden Claſſe, die mit allzugeringen Vorkenntniſſen die Schule verlaſſen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsſchulen zur Nachhülfe im Leſen, Schreiben und Rechnen errichtet wurden. So erfüllte man die frommen Wünſche der Philanthropiſten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die catholiſchen Staaten Europa's hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen ſonſt den Jugendunterricht der Geiſtlichkeit allein überließen, und beſonders dem wohlthätigen Einfluſſe, der von den Jeſuiten, Piariſten, Urſulinerinnen und andern geiſtlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung

der Geſellſchaft Jeſu 1773 entſtand eine Lücke, welche die meiſt bloß auf Trivialſchulen eingerichteten Piariſten ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigſten wurde dieſer Mangel jedoch in Deutſchland fühlbar. Schon in den ſiebziger Jahren hatte Öſterreich durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerſt in Böhmen eingerichteten Normalſchulen (Muſterſchulen für die Jugend der niedern Stände, welche dem geſammten Volksſchulweſen der Monarchie zur Norm dienen ſollten) eine beßre Ordnung im Unterricht und Schulbeſuch vorbereitet und die Thätigkeit des edlen von Schulenſtein, der dieſe Schulreform in Böhmen auch auf die Landſchulen ausdehnte und Induſtrieſchulen anlegte, ernſtlich unterſtützt. Freilich ſchien die hier eingeführte ſteife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art der Exercierreglements entworfnen kaiſerlichen Schulverordnungen vorſchrieben, ein Gränzſtein künftiger Verbeſſerungen zu werden, es fehlte noch ſehr an brauchbaren Lehrern, und bei der mit der Schulaufſicht beauftragten Geiſtlichkeit an Theilnahme und pädagogiſcher Einſicht. Dieſe ſoll ſie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiſer errichteten Profeſſuren der Pädagogik an den Univerſitäten und biſchöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortſchritten, welche im 19ten Jahrh. die Stiftung neuer Bürgerſchulen und Gymnaſien, die Verbeſſerungen der Lehrergehalte und das Inſtitut der Sonntagsſchulen in dieſer Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. Die Normalſchulen fanden in den meiſten catholiſchen Staaten Deutſchlands bald Nachahmung. Maynz, Münſter, Fulda, Salzburg und beſonders Würzburg und Bamberg nahmen ſich ernſtlich des Volksſchulweſens an, das freilich an vielen Orten erſt entſtehen ſollte. Auch Ungarn und Gallizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Anſehung der ſtädtiſchen Schulen und Gymnaſien, die der Klerus nicht allein verſorgen konnte, geſchehen iſt, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule ſind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Klerus und der Willkür des Zufalls anheimzuſtellen. Außer einigen biſchöflichen Seminarien, den Piariſtenſchulen und den Klöſtern, in denen ſorgſame Ältern ihre Kinder unterrichten laſſen, gibt es dort keine Anſtalten, die mit unſern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana nach dem Muſter Öſterreichs zur Einrichtung guter Volksſchulen für beide Geſchlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzoſen glauben die italieniſchen Fürſten, wie der König von Spanien, die geiſtige Bildung ihrer Völker um ſo weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die franzöſiſche Aufklärung ihrer Ruhe geworden iſt. Die wiedererweckten, geiſtig ſehr unbedeutenden Jeſuiten werden in dieſer Stimmung nichts verändern und die alte Unwiſſenheit hegen. Um das Schulweſen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolution und unter Napoleon über dieſen Gegenſtand in Paris proclamirten Ideen, Plane und Decrete keine Rückſicht nehmen; ſie blieben geiſtreiche Einfälle oder wohllautende Verſprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab es außer den biſchöflichen Seminarien und Kloſterſchulen ſtädtiſche Lyceen und Colléges, wo die ſtudirende Jugend unter klöſterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksſchulweſen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geiſtlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, beſonders nach Fenelons Anregung,

Elementarſchulen unterhalten; was ſonſt geſchehen ſollte, mußten die Gemeinden ſelbſt unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geiſtlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Bigotterie beſchränkt und den Fortſchritten der deutſchen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanſtalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet, und dadurch die Mittel zur Herſtellung eines geordneten Schulweſens gerade von denen abgeſchnitten, die ſo viel Herrliches über Staatsbildung zu ſprechen wußten. Daß Paris unter dem National-Directorium eine polytechniſche Schule, der Verfaſſung und Abſicht nach ganz den bayeriſchen Realinſtituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbſchulen gründete, die verfallenden Fräuleinſtifte in Erziehungshäuſer für die Kinder der Ehrenlegionairs verwandelte und eine kaiſerliche Univerſität als Centralbehörde für das geſammte Unterrichtsweſen des Reichs conſtituirte, konnte nur ſehr wenigen zu Statten kommen. Der mit ſoldatiſcher Engherzigkeit entworfne Plan dieſer Univerſität gedieh in ſeiner Ausführung nicht weiter, als das ſchon vorhandene ſich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsſchulen) und die ganz militäriſch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anſtalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärſchulen (Bürgerſchulen) kamen an den wenigſten Orten, die Primärſchulen (Elementar- und Dorfſchulen) faſt nirgend zu Stande, weil es an Fonds und gutem Willen fehlte. Die Privatinſtitute, denen gewiſſenhafte Ältern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weiſe behindert, allen Unterricht in der Moral und Religion ſollte der 1806 publicirte Catechismus des Kaiſerreichs erſetzen, nur Mathematik und Naturwiſſenſchaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulweſen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entſtandenen Anſtalten und die in Eil verfügte Stiftung einer Normalſchule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenſchulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, ſchwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meiſten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die ſie etwa auf eigne Koſten anlegen, an die Bildung von Elementarlehrern iſt nirgend gedacht, die Kleriſei bleibt lau, weil das Miniſterium des Innern die Schulangelegenheiten zu ſeiner Verwaltung gezogen hat und ſelbſt in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenſchulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquiſitoriſche Bigotterie erſchwert. Sicher wächſt noch jetzt in dieſem des Vorzugs der feinſten Cultur ſich rühmenden Reiche ein Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Nicht viel beſſer ſteht es um die Jugend auf den großbritanniſchen Inſeln. Man weiß, daß die engliſche Regierung durch Aufrechterhaltung der biſchöflichen Kirche, in deren Schooße die nach altklöſterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuſer als bewährte Schulen der claſſiſchen Philologie beſtehen, hinlänglich für die geiſtige Wohlfahrt ihrer Völker geſorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenſtande beſtimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatgeſellſchaften überläßt. Die Penſionsanſtalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geſchlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, ſind nicht beaufſichtigt und von ſehr un-

gleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchſpielen Freiſchulen unterhalten, aber ſäumige Ältern nicht angehalten, ihre Kinder hineinzuſchicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, ſind die Sonntagsſchulen ein ſehr dürftiges Surrogat des ihnen ſonſt gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London ſelbſt wachſen nach den neueſten Nachrichten bei 30,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts ſtehen mag, beweiſ't der große Beifall, den Bell und Lancaſter mit ihrer aus Sparſamkeit für einen Cötus von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militäriſches Dreſſiren und Eintrichtern ausgehenden Lehrweiſe bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Diſſenters für ihre Schulen, doch die armen Catholiken in Irland dürfen keine öffentlichen Lehranſtalten haben. In Schweden ſteht das Schulweſen noch jetzt auf der Stufe, wo es im 17ten Jahrh. unter den deutſchen Proteſtanten war; die im Beſitz des Kirchengutes ihrer catholiſchen Vorfahren geſicherte Geiſtlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu verwenden und die Regierung iſt zu arm und jetzt zu eifrig auf völlige Abſchließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neuerer deutſchen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten. Das weite Rußland hat ſich ſeit 100 Jahren, wo es darin nur eine Kloſtererziehung für die Geiſtlichkeit und die ſchon von Wladimir d. Gr. erzwungnen Erziehungshäuſer für die Söhne der Großen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanſtalten für die höheren Stände in den Reſidenzen das Daſeyn gaben. Nach den Schulverordnungen des jetzigen Kaiſers ſollen Kreis-, Bezirks- und Kirchſpielſchulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwiſſenheit des bisher vernachläſſigten Volks abzuhelfen. Die Kreisſchulen beſtehen nun nach Art der deutſchen Gymnaſien in den meiſten Gouvernementsſtädten, die Bezirksſchulen in einigen Mittelſtädten, die Kirchſpielſchulen aber noch auf ſehr wenigen Dörfern und das meiſte und beſte dieſer neuen Schöpfung ſoll erſt werden. Etwas früher gab es ſchon in den deutſchen Provinzen gute Gymnaſien und einige Bürger- und Landſchulen, doch ſind die letztern noch in ſehr unvollkommnem Zuſtande. Für die Cultur der catholiſchen Jugend haben die von der Kaiſerin Catharina II. in Weißrußland aufgenommenen Jeſuiten auf ihre Weiſe geſorgt. Polen, wo ſonſt nur der Adel durch Ordensgeiſtliche erzogen wurde, hatte vor ſeiner letzten Theilung einige gegen Ende des 18ten Jahrh. geſtiftete Gymnaſien, Bürger- und Landſchulen, die es beſonders der Periode des preußiſchen Einfluſſes verdankte, doch lange noch keine vollſtändige Schulverfaſſung. Was die Plane des unter der herzoglich warſchauiſchen Regierung niedergeſetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geſchlechter in allen Kirchſpielen beabſichtigten, iſt jetzt noch in ſeiner Entwickelung begriffen. Dänemark, aus dem literariſche Nahrung in die lateiniſchen Schulen der ſehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die catholiſchen Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurückſtehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogiſchen Streben des proteſtantiſchen Deutſchlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Peſtalozzi's Anregung für die Volksſchulen noch mehr gethan haben, doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für Schullehrer, die Dänemark ſchon ſeit 40 Jahren hat. Eine weiſe Auswahl des Zweckmäßigſten aus dem gro-

ſen Vorrathe neuer pädagogiſcher Ideen iſt die von der däniſchen Regierung für die deutſchen Provinzen 1814 erlaſſene Schulordnung. Durch treffliche Anſtalten zur philologiſchen Bildung zeichnete ſich Holland ſchon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgeſellſchaft für das Gemeinwohl hat den Volksſchulen eine muſterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend beſteht. Doch nirgend wurde mehr über das Schulweſen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutſchland. Welche neuen Gattungen von Schulen hier entſtanden, haben wir ſchon oben erwähnt, und verweiſen in Rückſicht der Bildung des Landvolks auf den Art. Landſchulen. Das meiſte bei dieſen Verbeſſerungen hatten deutſche Fürſten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach veranſtaltet, eine allgemeine durchgreifende Organiſation des Schulweſens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18ten Jahrh. noch nicht unternommen. Bayern war der erſte größere Staat, der hierin ein Aufſehn erregendes Beiſpiel gab, da nach den ſeit 1806 ins Werk geſetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in dieſem Reiche ein wohlgegliedertes, zuſammenwirkendes Ganzes wurde. Eine beſondre Section im Miniſterium des Innern iſt die Centralbehörde des bayeriſchen Schulweſens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in ſich faßt, bei den General-Kreiscommiſſariaten durch die Kreisſchulräthe vertreten und, was die niedern Volksſchulen betrifft, durch die Decane und Diſtrictsinſpectoren beaufſichtigt und geleitet wird. Für die beßre Bildung und Beſoldung der Lehrer iſt dabei auf zweckmäßige Weiſe geſorgt und die anfangs nach franzöſiſchem Muſter verfügte Centraliſirung aller den Univerſitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur oberſten Behörde in München als ein den Geſchäftsgang erſchwerender und die Adminiſtrationskoſten vermehrender Mißgriff 1816 durch Zurückgabe der Verwaltung dieſer Fonds an die Localbehörden theilweiſe wieder aufgehoben worden. Verſchweigen läßt ſich dabei nicht, daß die bayeriſchen Schulverbeſſerungspläne noch keineswegs ſo viel genützt und Gutes bewirkt haben als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltſamen Verfahren möglich geweſen wäre. Die kleineren Staaten des proteſtantiſchen Deutſchlands ſind den größeren in der Verbeſſerung des Schulweſens vorausgeeilt. Muſterhaft iſt es im Lippe-Detmoldiſchen, im Anhalt-Deſſauiſchen und in den ſächſiſchen Herzogthümern eingerichtet, doch haben auch Wirtemberg, Baden, Heſſen und Naſſau, ſo viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. Hannover und Braunſchweig verbeſſerte ſchon in den ſiebziger und achtziger Jahren des 18ten Jahrh. die Gymnaſien und legte Seminarien für Landſchullehrer an; in neuern Zeiten ſcheint man dort etwas langſamer vorwärts zu gehn, was die unglückliche Periode der franzöſiſchen Herrſchaft wohl erklärt. Sachſen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn ſichern Schrittes verfolgt und fand immer, im Einzelnen verbeſſernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neuſten Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als ſeine Nachbarn. Der Ruhm ſeiner Fürſtenſchulen hat ſich behauptet, die Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerſchulen und die 1805 erlaßne Schulordnung beweiſen, daß auch hier das beßre Neue verſtändig angewendet wird. Obwohl ſchon ſeit der Mitte des 18ten

Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbeſſerung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberſchulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenſchulen befriedigend geſorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen ſehr jener Anregung, die das Volksſchulweſen dieſer Monarchie durch den edeln Willen des Königs ſeit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immermehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verſtändige Weiſe in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anſtalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel und auch die Geiſtlichkeit für die Sache der Schulen in lebhaftes Intereſſe gezogen iſt, dürfte es wohl, wenn die That dem Worte entſpricht, hier in wenigen Decennien zu einer wahren deutſchen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. Glücklicher Weiſe werden jetzt die Mißgriffe, welche zu Folge jenes heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerſtreuende Vervielfältigung der Lehrgegenſtände in höheren und niedern Schulen und durch ein übereiltes, eitles Hinaufſchrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunkt nicht bloß in den preußiſchen Ländern begangen und an dem bayeriſchen Schulplane ſo ſehr getadelt wurden, jetzt von der Mehrzahl der deutſchen Schulmänner erkannt und immer ſorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig, daß auf den Gymnaſien die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt, in den niedern Bürger- und Landſchulen aber die weitſchichtigen Stoffe der Naturgeſchichte und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in beſondern Lehrſtunden abgehandelt würden. Dagegen iſt das Leben der Schulen jeder Gattung in Deutſchland heiterer und menſchlicher, die Zucht weiſer und väterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beſeelende Geiſt gediegner und religiöſer geworden. Der deutſche Schulmann fühlt die Größe ſeiner Pflichten und die Würde ſeines Standes, welche von den übrigen Ständen immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen geſtehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und ſittliche Kraft der Völker auf die Beſchaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbſt die Juden nehmen Theil an den Wirkungen dieſer Denkart, indem ſie ſeit 40 Jahren viele verbeſſerte und ganz neue Elementarſchulen für ihre Gemeinden erhalten oder ſelbſt geſtiftet haben. Außer Europa gibt es nur in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulweſen, deſſen Erfolg jedoch für die Gelehrſamkeit bis jetzt unbedeutend und meiſt auf die Verbeſſerung des bürgerlichen Lebens beſchränkt geweſen iſt. In den auf europäiſchen Niederlaſſungen beſtehenden Schulen für die Coloniſten- und Sclavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der ſpaniſchen Indolenz, das Schulweſen am Cap und in den Miſſionen bei den Hottentotten Merkmale der holländiſchen Sorgfalt und Betriebſamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Weſtindien Spuren engliſcher Sparſamkeit und franzöſiſcher Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäiſcher Cultur gibt es in Oſtindien, China, Japan und den übrigen Reichen des öſtlichen Aſiens Schulen verſchiedner Grade, worin Despotismus und Prieſtergeiſt die Jugend dreſſirt, wie er

ſie braucht; auch Perſien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände leſen und ſchreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beſchränkt noch nach alter Weiſe allen Unterricht auf die zu Auslegern des Corans und zu Staatsdienern beſtimmten Jünglinge. So hat Europa an ſeinen Schulen und Anſtalten zur Volksbildung ein Palladium ſeiner geiſtigen Überlegenheit, das ihm noch lange nicht ein andrer Theil der Erde ſtreitig machen wird. E.

Schulen, philoſophiſche, ſ. d. Art. Philoſophie.

Schulen, künſtleriſche, ſ. d. Art. Mahlerei.

Schulenburg (von). Aus dieſem Geſchlecht nennen wir folgende: Achaz von Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei ꝛc., geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, ſtudirte zu Frankfurt und Wolfenbüttel, trat 1690 unter der Regierung des Churfürſten Friedrich III. in preußiſche Kriegsdienſte. Beſonders zeichnete er ſich in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er ſtarb 1731 im 62ſten Jahre ſeines Alters. Großes Verdienſt hat er ſich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. Sein Bild iſt von A. B. König in Kupfer geſtochen. Adolph Friedrich, Graf von Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, geboren zu Wolfenbüttel 1685, ſtudirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Vom J. 1705 bis 1713 befand er ſich in hannövriſchen Dienſten, und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preußiſche Dienſte, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerſchen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet, verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminiſter, geboren 1727, befand ſich während des ſiebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er ſtarb 1788.

Schulmeiſter, ein als franzöſiſcher Polizeiofficiant durch ſeine Anhänglichkeit an die bonapartiſche Sache, und beſonders durch ſeine neueſten Schickſale merkwürdig gewordener Mann, war der Sohn eines Specials (eines proteſtantiſchen Geiſtlichen erſter Claſſe) aus der jetzt großherzoglich badiſchen Gemeinde Neu-Freiſtatt bei Biſchofsheim am hohen Steg. Nachdem ſeine erſte Erziehung vollendet war, wurde er in einer badiſchen Landſchreiberei angeſtellt, und widmete ſich darauf dem Handel. Er lebte eine Zeit lang in der oberelſaſſiſchen Stadt Markirch, wo er ſich in der Folge mit der Tochter eines vormaligen Berginſpectors verheirathete. An den franzöſiſchen Revolutionsangelegenheiten nahm er keinen Antheil. Er wurde nachher Eigenthümer eines Etabliſſements in dem damaligen öſterreichiſchen Gebiet bei Kappel, hatte im Jahr 1799 lebhaften Theil an der Organiſation des ortenauiſchen Landſturms, bei dem er eine bedeutende Stelle bekleidete, und ſich in mehreren Gefechten mit den franzöſiſchen Truppen im renchner Walde durch Geiſtesgegenwart und Gewandtheit auszeichnete. Nach hergeſtelltem Frieden oder kurz vor demſelben ließ er ſich in Straßburg nieder, und errichtete dort eine Tabaksfabrik. Dieſe ging einige Jahre nachher wieder ein, und von jener Zeit an ſcheint er bedeutende

Geſchäfte mit Einſchwärzung von Waaren, deren Einfuhr in Frankreich verboten war, gemacht zu haben. Dieſe Speculation mißlang, und ſeine meiſten Waarenvorräthe wurden confiſcirt. Er ſelbſt mußte Frankreich, nachdem er einige Zeit als Beförderer des Schleichhandels verhaftet geweſen war, 1805 wieder verlaſſen. Bald darauf im Herbſte brach der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich aus. Schulmeiſter, der ſich wieder im Badichſen aufgehalten hatte, brachte es dahin, daß er als geheimer Agent des franzöſiſchen Generals angeſtellt wurde. Als ſolcher benutzte er ſeine Bekanntſchaften, um ſich Zutritt bei dem General Mack zu verſchaffen, was ihm um ſo mehr gelungen zu ſeyn ſcheint, da er das Zutrauen einiger Perſonen von deſſen Generalſtabe beſaß, und daher verſchiedene Male von dieſem Feldherrn mit geheimen Miſſionen beauftragt ward. Hier ſoll er Napoleon Bonaparte wichtige Dienſte geleiſtet und deſſen Gunſt erworben haben. Im Publicum ſchreibt man ihm das Gelingen einiger merkwürdigen Unternehmungen zu, welche auf die Operationen und den Gang des Feldzugs in Schwaben großen Einfluß hatten. Beſonders ſoll er dem General Mack die unglückliche Idee beigebracht haben, daß die franzöſiſche Armee ihre Hauptangriffe vom Kinzinger Thal und dem rechten Ufer der Donau her bewerkſtelligen werde, und daß alle auf dem linken Donauufer gemachten Bewegungen nur Demonſtrationen ſeyen, um Mack dahin zu bringen, die Stellung von Ulm zu verlaſſen, und ſich nach Bayern zurückzuziehen. Dadurch ward Mack bewogen, bei Ulm ſo lange zu verweilen, bis ſeine Armee umzingelt war. Als ſpäter Schulmeiſters Rolle entdeckt wurde, fiel er den Öſterreichern in die Hände und wurde nach Wien transportirt, wußte aber durch beſondere Kühnheit und Geiſtesgegenwart zu entkommen. Darauf ging er mit der franzöſiſchen Armee nach Wien, wo er bei der militärſchen Polizei angeſtellt wurde. Im Kriege gegen Preußen war er im Gefolge des Generals Savary und leiſtete dieſem wichtige Dienſte, um die Capitulationen von Nienburg bis Hameln ſchnell zu befördern. Zur Zeit des Treffens bei Heilsberg in Oſtpreußen (1807) war er bei Savary als Adjutant, dann wurde er eine Zeit lang franzöſiſcher Polizeidirector in Königsberg. Im Feldzuge von 1809 begleitete er abermals die franzöſiſche Armee nach Öſterreich, und war dann mehrere Monate lang franzöſiſcher Polizeidirector in Wien. In den folgenden Jahren hatte er mehrere Miſſionen in Norddeutſchland, und wegen Licenzgeſchäfte in engliſchen Häfen. Seine Arreſtation erfolgte im Herbſt 1815 auf Befehl des preußiſchen Staatsraths von Gruner, in ſeiner Qualität als oberſter Polizeidirector der verbündeten Heere. Die nähern Umſtände von Schulmeiſters Freilaſſung ſind noch nicht bekannt. Als er dieſelbe erhalten, kehrte er nach Paris zurück, und wohnt jetzt auf ſeinem ſchönen Gute in der Nähe dieſer Hauptſtadt ruhig, wiewohl dem Vernehmen nach unter Polizeiaufſicht. Er ſoll daſelbſt bedeutende Etabliſſements errichtet haben, und ſich mit Landbau beſchäftigen. Seine Güter in der Gegend von Straßburg ſoll er verkauft haben.

Schultens (Albrecht), einer der berühmteſten Orientaliſten, war den 22ſten Auguſt 1686 zu Gröningen geboren, ſtudirte dort, zu Leiden und zu Utrecht, außer der Theologie, beſonders die arabiſche Sprache, wurde 1711 Prediger zu Waſſenaer bei Leiden (1713) Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und 1717 Univerſitätsprediger zu Franeker. In der Benutzung des orientaliſchen Sprach-

ſchatzes brach er eine neue beſſere Bahn, indem er die mit der hebräiſchen verwandten morgenländiſchen Sprachen, vorzüglich die arabiſche, kritiſcher benutzte, und eine neue, das Studium dieſer Sprache ſehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er damit auf ſeine Landsleute, aber, obgleich ſpäter, doch folgenreicher auf die Deutſchen. Vorzüglich geſchah dies durch die Origenes hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc. Franecker 1724 T. 2. Lugd. Batav. 1738; noch mehr aber durch die Institutiones ad fundamenta linguae hebr. ibid. 1737, 4. von denen man einen holländiſchen und lateiniſchen Auszug hat. — Rühmlich traten in ſeine Fußſtapfen, ſein Sohn Johann Jacob, und ſein Enkel Heinrich Albrecht Schultens. Erſterer, geboren zu Franeker den 19ten September 1716, ſtudirte zu Leiden, wurde 1742 zu Herborn Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und ſtarb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Diſſertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn Heinrich Albrecht, zuerſt von ſeinem Vater gebildet, ſtudirte nachher zu Oxford, und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amſterdam. Als ſein Vater ſtarb, erhielt er deſſen Stelle in Leiden und ſtarb den 12ten Auguſt 1793, 44 Jahre 6 Monate alt. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, beſonders eine arabiſche Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink. Riga 1794. 8.

Schulz (Johann Chriſtoph Friedrich), zuletzt Hofrath und Profeſſor der Geſchichte am akademiſchen Gymnaſium zu Mietau, ward im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren und bekam durch die ſclaviſche Erziehung ſeines ſtrengen Vaters eine Art von blöder Zurückgezogenheit, die er erſt in ſpätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Als er einſtens einer theatraliſchen Vorſtellung der wäſerſchen Truppe, welche zu Magdeburg ſpielte, mit beigewohnt hatte, und darüber in Entzücken gerathen war, entlief er den Ältern, um Schauſpieler zu werden, ward aber nicht angenommen und von ſeinem Vater mit Schlägen in die alte Ordnung der Dinge zurückgeführt. Nachdem er ſich während ſeiner Schuljahre beſonders auf die franzöſiſche Sprache gelegt hatte, wagte er es, ob ihm gleich durch den plötzlichen Tod ſeiner Ältern alle fernere Unterſtützung entzogen worden war, auf gutes Glück die Univerſität zu Halle zu beziehen, wohin er ſieben Thaler an baarem Gelde mitbrachte. Seine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache verſchaffte ihm dort für's erſte das Nothwendigſte, indem er Bolts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande von Bengalen überſetzte. Übrigens erwarben ihm ſein Witz und ſeine gute Laune bei allen Freunden und Landsleuten Unterſtützung und gaſtfreie Aufnahme, ſo daß er faſt immer umſonſt aß und wohnte. Trotz deſſen konnte es nicht fehlen, daß er nicht dann und wann hätte in Noth gerathen ſollen. In einer dieſer Verlegenheiten wachte ſeine alte Neigung zum Theater wieder in ihm auf, und er ging im Jahre 1780 nach Dresden, um dort Schauſpieler zu werden. Als dieſes Project ſich abermals zerſchlagen hatte, beſchloß Schulz, in Dresden zu privatiſiren und ſich dort durch Schriftſtellerei zu ernähren. In dieſer Periode erſchien ſein Carl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld; ferner Ferdinand von Löwenhain, Fritz oder die Geſchichte eines Belletriſten und andere Schriften. Anfangs war ſeine Lage in Dresden nicht die glänzendſte; ſie ver-

beſſerte ſich aber, nachdem ſowohl er ſelbſt, als ſeine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf eine kurze Zeit nach Berlin und lebte dann bis zum Jahre 1791, ohne Amt und ohne einen feſten Wohnſitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar theils war er auf Reiſen. Am längſten hielt er ſich zu Weimar auf, wo er ſich durch ſeine angenehme Art zu erzählen, durch ſeinen Witz und durch ſeine Gutmüthigkeit viele Freunde erwarb. Beſonders ſchloß er ſich hier an Bode an, der ihn ſehr liebte und ihn in die Maurerei einweihte. In dieſer Periode bearbeitete er franzöſiſche Werke der ſchönen Literatur und lieferte einige Originalwerke, unter welche letztern beſonders ſeine beiden Kinderromane Moritz und Leopoldine, gehören, welche allgemeinen Beifall erhielten und den Dichter zum Liebling des Leſepublikums machten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte Schulz in Paris zu und war alſo Augenzeuge der außerordentlichen Begebenheit, welche ſich damals in Frankreich ereignete. Die Frucht jenes Aufenthalts in Paris war ſeine Geſchichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhafteſte und unpartheiiſchſte Gemälde aus jener Zeit erklärt hat; ſo wie ſein Werk über Paris und die Pariſer das lebendigſte und anſchaulichſte Gemählde jener kleinen Welt darſtellt. Von Paris kehrte er im Jahre 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte am akademiſchen Gymnaſium zu Mietau erhielt und annahm. Ehe er dahin abging, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. Zu Anfange des Jahrs 1790 reiſte er darauf zu ſeiner Beſtimmung ab. In Mietau wurde er als Lehrer und als Menſch nicht allein ſehr hoch geſchätzt, ſondern bekam auch Gelegenheit, als Deputirter des Bürgerſtandes von Curland auf dem Reichstage zu Warſchau im Jahre 1791 eine glänzende Rolle zu ſpielen. Durch ſeine geſchickten Deductionen und Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerſtandes, die er zu vertheidigen hatte, ſo wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen ſehr günſtig entſchieden. Ob nun gleich daraus ſich weiter keine erſprießlichen Folgen ergaben, ſo brachte Schulzens Reiſe nach Warſchau doch hernach ſeine Reiſe eines Liefländers durch Polen hervor. Im Jahre 1793 machte er darauf ſeiner Geſundheit wegen eine Reiſe nach Italien, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte und ſich dann abwechſelnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. Im Jahr 1795 wurde er durch politiſche Verhältniſſe nach Mietau zurückberufen, wohin er nicht ohne Beſorgniß ging, da ſeine Feinde vom Adelſtande ſeine Abweſenheit benutzt hatten, ihn als einen Jacobiner zu denunciren und auf ſeine Caſſation anzutragen. Dieſe Beſorgniſſe blieben nun zwar ohne weitere Folgen für ihn; deſto mehr hatte er jedoch mit einem andern Feinde zu kämpfen, nämlich mit ſeiner Kränklichkeit, die am Ende ſo zunahm, daß ſie in völlige Raſerei überging, an welcher er auch kurz darauf im Monat October 1797 ſtarb. Schulz war ein, ſowohl durch ſich ſelbſt und durch Lectüre, als durch Reiſen und durch den Umgang mit Vornehmen äußerſt abgeſchliffener und gebildeter Mann, und ein feiner, höchſt gefälliger Egoiſt. Er beſaß geſunden Witz, einen geiſtvollen, vorurtheilsfreien Beobachtungsgeiſt, und die leichte Regſamkeit und den feinen Converſations-Ton der großen Welt. Seine Verdienſte um die Gattung des Romans ſind glänzend. Die Werke, welche er in derſelben geliefert hat, zeichnen ſich durch einen leichten fließenden

Styl, durch lebhaftes blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menſchlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus. Seine italieniſche Reiſebeſchreibung, von der nur Bruchſtücke unter ſeinem Nachlaſſe gefunden wurden, iſt hernach von einem andern Gelehrten ergänzt und, wenn wir nicht irren, im Jahre 1798 im Drucke erſchienen. Schulz ſtarb im ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Lebens.

Schulz (Friedrich Auguſt). Dieſer unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanſchriftſteller iſt im Jahre 1770 zu Dresden geboren. Obſchon von Kindheit an für die Wiſſenſchaften erzogen, ſah er ſich doch durch widrige ökonomiſche Verhältniſſe genöthigt, ſeine akademiſche Ausbildung, als ſie eben erfolgen ſollte, auf eine günſtigere Zeit zu verſchieben und inzwiſchen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums; ſich zu entſchließen. Unter fortgeſetzten Studien gelang es ihm, im Jahre 1797 jene Stelle wieder aufgeben, und auf der Univerſität Leipzig ſeinen eigentlichen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In demſelben Jahre erſchien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen. Über die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keinesweges ein arrogantes Hindeuten auf den Inhalt beabſichtigte, hat ſich derſelbe in ſeinem ſpätern Romane: das Schloß Rieſenſtein (erſter Theil S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitſchriften und Taſchenbüchern, theils beſonders abgedruckten Erzählungen und Romanen, iſt er auch mit A. Apel Herausgeber des Geſpenſter- und Wunderbuchs, und ſeit 1807 als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden angeſtellt.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der ſcharfſinnigſten muſikaliſchen Theoretiker und ein claſſiſcher Componiſt für den Geſang, wurde zu Lüneburg 1740 geboren, bildete ſich unter Kirnberger in Berlin, bereiſ'te im Dienſte einer polniſchen Fürſtin Frankreich und Italien, wurde 1780 Capellmeiſter des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Copenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeiſter angeſtellt wurde, privatiſirte ſeit 1795 zu Schwedt, und ſtarb daſelbſt den 10ten Junius 1800. Mit dem allgemeinſten Beifall wurden ſeine Geſänge am Clavier 1779, ſeine Lieder im Volkston, 3 Theile, 1782 bis 1790, Uzens lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts 1784, und religiöſe Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Vornehmlich gehören aber ſeine Oratorien, Chöre und Geſänge aus Racine's Athalia 1785, Minona 1786, die Oper Aline 1789 zu dem Vollendetſten, was die Kunſt in dieſem Fache aufzuweiſen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Muſikwerke in den kleinſten Octavformaten auf wenige Bogen abzudrucken. Sein Oratorium: Johannes und Marie iſt auf dieſe Art 1791 zu Copenhagen gedruckt. Zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte lieferte er viele muſikaliſche Artikel.

Schuſter, (Joſeph,) churfürſtlich ſächſiſcher Capellmeiſter zu Dresden, ein beſonders fürs ſchöne Geſchlecht ſehr beliebter Componiſt, wurde zu Dresden 1748 geboren. Schon frühzeitig für Muſik beſtimmt, trat er in Geſellſchaft des berühmten, nunmehr verſtorbenen Naumanns 1765 eine Reiſe nach Italien an, ſtudirte zu Neapel bei Pera den Contrapunkt, und erwarb ſich ſchon damals, unterſtützt durch Naumanns Anweiſungen, mit verſchiedenen Opern Beifall auf den italieniſchen Theatern. Nach ſeiner Zurück-

kunſt machte er ſich dem Churfürſten durch ſeine Compoſitionen bemerkbar, und ward (1772) Kirchen- und Kammercompoſiteur. Auf mehrern mit Bewilligung ſeines Fürſten wiederholten Reiſen nach Italien erntete er anſehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und wurde endlich 1787 zum wirklichen Capellmeiſter ernannt. — Durch ſeine gefällige, Munterkeit, Witz und Laune verrathenden Compoſitionen hat er ſich beſonders auch in ſehr vielen italieniſchen und deutſchen Opern im komiſchen Fache, und durch ſein Lob der Muſik — allen Kennern und Freunden der Muſik gewiß ſattſam bekannt — im höhern Styl ausgezeichnet und den Ruf eines der beliebteſten Tonſetzer erlangt.

Schütter-Quäker oder Shakers heißen die Glieder einer religiöſen Secte, die mit den Quäkern in Rückſicht der Verwerfung des geiſtlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienſte, des Eidſchwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sacramente, ſo wie in der Meinung, daß der h. Geiſt Allen ohne Unterſchied ſeine Offenbarungen mittheile übereinſtimmt, ſonſt aber auf keine Weiſe mit ihnen zuſammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines engliſchen Offiziers Anna Leeſe, die 1774 nach Nordamerika kam und ſich unter dem Vorgeben, ſie ſey das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Joh. Cap. 12 die Rede iſt, Anhänger zu verſchaffen wußte, welche ihr geheimnißvolle Gemeinſchaft mit Gott und untrügliche prophetiſche Kraft zuſchrieben und allen himmliſchen Segen nur durch ihre Vermittelung erwarteten. Die erſte Niederlaſſung ihrer Gemeinde entſtand zu Nisquenia unweit Albany in New-York; zwei andere Colonien haben ſich ſeit dem in derſelben Landſchaft gebildet und beſtehen noch jetzt, obgleich Anna Leeſe ſchon 1784 ſtarb und erſt John Whitacker, nach deſſen Tode 1787 aber Joſeph Meacham, der 1801 noch lebte, als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, rührt von den ſchnellen Schwingungen im Kreiſe und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienſtes ausmachen und kunſtmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienſt beginnt mit ſchweigendem Harren, an das ſich abwechſelnd kurze Geſänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Verſammlung einſtimmt und jene wunderlichen, oft ſehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regel und Tact abgemeſſenen körperlichen Bewegungen, an denen beide Geſchlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Älteſten anſchließen. Jede Gemeinde wird von einem Älteſten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Disciplin und Polizei blinden Gehorſam fodern darf. Die Glieder theilen ſich nach der Verſchiedenheit des Alters und religiöſen Vollkommenheit in Claſſen ab, von denen die höheren Beichtiger und Führer der niedern ſind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel deſſelben achten ſie das N. Teſtament, verwerfen aber, obgleich Chriſtus von ihnen als Verſöhner der Menſchen mit Gott geehrt wird, die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenſtrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung Statt; die Frauenzimmer wohnen in abgeſonderten Häuſern beiſammen, wie die Mannsperſonen; jede Geſchlechtsverbindung wird hart beſtraft. Die Secte vermehrt ſich nur durch

Aufnahme neuer Mitglieder aus der profanen Welt, die, wenn ſie verheirathet ſind, ihrer Ehe gänzlich entſagen müſſen. Auf dieſe Art ſoll durch Unterdrückung alles Fleiſchlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen ſie mit Feld- und Gartenbau und künſtlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, ſondern alle ihre Güter gemeinſchaftlich ſind, unter Verwaltung des Älteſten ſtehen und ſo weit als nöthig zur Befriedigung der körperlichen Bedürfniſſe Aller angewendet werden. Eine einfache durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abſchließung vom Weltverkehr erhöht dieſen durch ihre Disciplin beabſichtigten Gemeingeiſt. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit. Noch haben ſie ſich genaueren Nachforſchungen zu ſehr entzogen, als daß über die religiöſe Bedeutung ihres Gottesdienſtes, in dem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die beſiegte Sünde ſeyn ſollen, vollſtändigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft ſich kaum auf 1000 Seelen und ſoll jetzt im Abnehmen ſeyn. E.

Schutzverwandte ſind diejenigen Perſonen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Laſten zu tragen, oder an bürgerlichen Verhältniſſen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören die Ehrenbürger und die Juden.

Schütz (Henriette Händel-). Dieſe allgemein berühmte Frau, in welcher ihr Vaterland eine ſeiner erſten tragiſchen Schauſpielerinnen, und ihr Zeitalter die größte mimiſche Künſtlerin verehrt, iſt die Tochter des ebenfalls ſehr ausgezeichneten Schauſpielers Schüler. Der Vater, der ſie für das Theater beſtimmte, ließ ſie von ihrem fünften Jahre an durch geſchickte Lehrer in der Declamation und im Tanzen unterrichten. Schon als Kind erwarb ſie ſich in der Tanzkunſt eine ſolche Fertigkeit, daß ſie bei der königlichen Schaubühne zu Berlin, deren Mitglied ihr Vater war, förmlich für das Ballet angeſtellt wurde. Der berühmte Engel, damaliger Director des berliniſchen Theaters, ſcheint ihre ſeltenen Anlagen richtig erkannt zu haben, denn er nahm ſie zu ſich, und ertheilte ihr ſelbſt Unterricht in der Geſchichte, Mythologie, Verskunſt, in Sprachen und Declamation. In ihrem 16ten Jahre verheirathete ſie ſich mit dem trefflichen Tenoriſten Eunike in Berlin, und wurde mit ihrem Gatten bei dem damaligen churfürſtlichen Hoftheater zu Maynz, nachher zu Bonn, angeſtellt. Sie erwarb ſich hier bald ungetheilten Beifall als erſte Liebhaberin. Im J. 1792 ward ſie nebſt ihrem Gatten nach Amſterdam zu dem dort errichteten deutſchen Theater berufen, welches am 11ten November 1793 mit Kotzebue's Indianern in England eröffnet wurde. Sie ſpielte die Rolle der Gurli, und riß die zahlreiche Verſammlung zu Entzücken und Bewunderung hin. Der franzöſiſche Revolutionskrieg, der bald nachher auch Holland zu bedrohen anfing, machte dem deutſchen Theater ſchon nach einem Jahre ein Ende. Madam Eunike verließ daher Amſterdam und begab ſich im October 1794 nach Frankfurt am Mayn. Hier wurde ihr Talent für die Pantomime zuerſt durch den berühmten Mahler Pfarr geweckt. Dieſer gab ihr unter andern das rehbergiſche Kupferwerk von den Attitüden der Lady Hamilton, ſo wie einige Zeichnungen von Wilhelm Tiſchbein in Neapel. Danach ſtudirte ſie die Kunſt der Pantomime, aber zwölf

Jahre wandte ſie an zu Verſuchen und Übungen, bevor ſie ſich öffentlich damit zeigte. Inzwiſchen folgten beide Gatten im J. 1796 einem vortheilhaften Rufe an das königliche Nationaltheater zu Berlin. Zehn Jahre lang gehörte ſie hier unter Ifflands Leitung zu den erſten Zierden der deutſchen Bühne. Wenn ſie als Margarethe in den Hageſtolzen durch Innigkeit und Herzlichkeit entzückte, ſo erſchütterte ſie tief als Merope, Medea, Lady Macbeth, Gräfin Terzky u. ſ. w., lauter Rollen, in denen ſie gewiß allen unvergeßlich iſt, die ſie darin geſehen haben. Inzwiſchen hatte ſie ſich von ihrem erſten Gatten getrennt und mit dem Doctor Mayer verheirathet. Sie folgte demſelben nach Stettin, trennte ſich aber auch wieder von ihm, und verheirathete ſich 1806 mit dem dortigen Stadtarzt, Doctor Händel. Dieſer Ehe machte ſchon nach ſieben Monaten der Tod ihres Gatten ein Ende, der als Oberarzt der franzöſiſchen Spitäler ein Opfer des Typhus wurde. Die Umſtände bewogen ſie zur Schaubühne zurückzukehren. Im October 1807 unternahm ſie eine Kunſtreiſe von Stettin über Berlin nach Halle. Hier lernte ſie ihren jetzigen Gatten, den Sohn des berühmten Philologen Schütz, kennen, der damals als Profeſſor der ſchönen Künſte auf der Univerſität Halle angeſtellt war. Kaum waren beide mit einander verheirathet, als die Univerſität von Napoleon, wenigſtens einſtweilig, aufgehoben wurde. In dieſer Lage vertauſchte Herr Schütz an der Seite ſeiner Gattin die akademiſche Laufbahn mit der theatraliſchen, und erwarb ſich bald im Tragiſchen wie im Komiſchen einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Schauſpielkünſtlern. Beide haben ſeitdem nicht nur die vornehmſten Städte Deutſchlands, ſondern auch Rußland, Schweden und Dänemark beſucht und ſich allenthalben den verdienteſten Ruhm erworben. Die gründlichſten Kunſtkenner ſind darin einverſtanden, daß in der Pantomime Madame Händel-Schütz bei weitem den erſten Platz unter allen ihren Nebenbuhlern einnimmt. Vor kurzem iſt dies Künſtlerpaar von einer Kunſtreiſe durch Holland zurückgekehrt.

Schützengeſellſchaft, ſ. Scheibenſchießen.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den deutſche proteſtantiſche Fürſten und Städte im October 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß ſeiner Partei, welches die der ſchweizeriſchen Lehre ergebnen ſüddeutſchen Städte wegen der darin allzuſtreng behaupteten Anſicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Chriſti im h. Abendmahl nicht unterſchreiben wollten. Daher wurden dieſe von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen angenommenen Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der lutheriſchen mit der zwingliſchen Partei. E.

Schwabacher Schrift iſt die deutſche Curſivſchrift. Woher ſie den Namen hat, iſt unbekannt; vielleicht wurde ſie in der Stadt Schwabach erfunden. Bald nach dem J. 1480 wurde zu Maynz damit gedruckt.

Schwaben, ſchwäbiſcher Kreis, unter dieſem Namen begriff man zur Zeit der noch beſtehenden deutſchen Reichsverfaſſung alle diejenigen Länder, Reichsſtädte und Reichsdörfer, die zum ſchwäbiſchen Kreiſe gerechnet wurden, mit Einſchluß der in dieſem Kreiſe befindlichen, nicht zu ihm ſich haltenden öſterreichiſchen Herrſchaften und Beſitzungen. Der ſchwäbiſche Kreis gränzte gegen Mittag an die Schweiz, gegen Abend an den Elſaß, gegen Mitternacht an den rheiniſchen und fränkiſchen Kreis und gegen Morgen an Bayern. Auf der Süd-

oſtſeite durchziehen ihn freilich Alpengebirge und auf der Abendſeite iſt der Schwarzwald, und in deſſen Mitte die rauhe Alp befindlich, aber doch gehörte dieſer Kreis zu den fruchtbarſten, ſchönſten und volkreichſten Kreiſen Deutſchlands. Er war reich an Getreide, Wein, Obſt, Vieh und Wildpret, herrlichen Wäldern und ergiebigen Bergwerken, die beſonders Eiſen und Kupfer lieferten. Die wichtigſten Länderbeſitzer in dieſem Kreiſe waren Wirtemberg, Baden, Bayern, die Biſchöfe von Augsburg und Koſtanz, der Abt von Kempten und der Propſt von Ellwangen, die Fürſten von Öttingen, von Hohenzollern, Thurn und Taxis, von Schwarzenberg wegen Klettgau und Sulz, die Fürſten und Landgrafen von Fürſtenberg, die Fürſten und Grafen von Fugger, von Waldburg, von Montfort, von Königsegg, die Reichsſtadt Ulm und viele andere Reichsgrafen, Reichsſtädte ꝛc. Auch das öſterreichiſche Haus hatte dort große Beſitzungen, die 171,000 Einwohner enthielten. Der ganze Kreis zählte ungefähr 2,400,000 Menſchen. Der Reichsmatricularanſchlag des ſchwäbiſchen Kreiſes betrug 8187 Fl. 6 Kr., und zu einem Kammerziele bezahlte er nach der 1776 erhöhten Matrikel 10739 Rthlr. 48 Kreuzer. Schwaben war in polizeilicher Rückſicht in 4 Viertel, nämlich in das wirtembergiſche, badenſche, koſtanziſche und augsburgiſche eingetheilt. Kreisausſchreibende Fürſten in Schwaben waren der Herzog von Wirtemberg und der Biſchof von Koſtanz. Durch die bonapartiſche Mediatiſations- und Rheinbundsacte vom 12ten Julius 1806 wurde auch die ſchwäbiſche Kreisverfaſſung aufgehoben, die meiſten unmittelbaren Volksſtämme und Landesherrn ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer Landeshoheit beraubt und die Souveränität in dieſem Kreiſe unter die Rheinbundsglieder Wirtemberg, Baden, Bayern, Lichtenſtein und von der Leyen vertheilt. Der letztgedachte Souverän, ein naher Verwandter des Fürſten Primas und Großherzogs von Frankfurt, und eifriger Anhänger Bonaparte's, verlor jedoch 1815 ſeine Souveränität. — **Schwaben** hieß auch eine aus beträchtlichen Ländern beſtehende kaiſerliche Landvogtei im gedachten Kreiſe, welche in die **obere** und **untere** eingetheilt wurde. Sie hatte 4 Städte, 2 Marktflecken und 174 Dörfer mit 29,207 Einwohnern. — **Schwaben** endlich nennt man auch jetzt eine bayerſche Provinz in dem oben beſchriebenen Kreiſe, welche theils aus alten bayeriſchen Erblanden, theils aus ſeculariſirten und neu erworbenen Fürſtenthümern und Herrſchaften, theils aus den ehemals unmittelbaren, in den Jahren 1803 und 1806 mediatiſirten Ländern beſteht und zuſammengeſetzt iſt. Dieſe bayeriſche Provinz begreift von neu erworbenen Ländern die Fürſtenthümer Kempten und Augsburg die Markgrafſchaft Burgau, die vorarlbergiſchen Herrſchaften, das mediatiſirte Fürſtenthum Öttingen, und die gleichfalls vermittelbarten fuggerſchen Länder, nebſt vielen vormaligen Abteien, Reichsſtädten und Herrſchaften. Auch die ehemalige Reichsſtadt Ulm gehört hieher. Die ganze Provinz enthält an 520,000 Einwohner, gränzt gegen Morgen an Altbayern, gegen Mittag an die Schweiz, gegen Weſten gleichfalls an die Schweiz, und der Rhein macht die Gränze. Gegen Mitternacht gränzt ſie an Franken. Sie wird abgetheilt in den Illerkreis mit der Hauptſtadt **Kempten**, in den Lechkreis mit der Hauptſtadt **Augsburg**, in den Oberdonaukreis mit der Hauptſtadt **Ulm**. Als **Ulm** 1810 mit ſeinem Gebiete und andern Umgebungen in Schwa-

ben an Wirtemberg abgetreten ward, wurden alle ſüdlichen bayeriſchen Beſitzungen zum Illerkreiſe, und das nördliche bayeriſche Schwaben zum Oberdonaukreiſe geſchlagen, ſo daß dieſe Provinz jetzt nur noch aus dieſen beiden Kreiſen beſteht.

Schwabenſpiegel war, ſo wie der Sachſenſpiegel (ſ. d. Art.) eine Privatſammlung rechtlicher Vorſchriften und Gebräuche, welche in Oberdeutſchland, oder den Landen des ſächſiſchen und fränkiſchen Rechts gültig waren. Dieſe Sammlung, welche wahrſcheinlich innerhalb der Jahre 1268 und 1282 veranſtaltet wurde, erhielt beinahe ein eben ſo großes Anſehen, wie der Sachſenſpiegel; ſie iſt uns aber ihrer urſprünglichen Form nach nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten ſehr abgeändert wurde. Der practiſche Gebrauch des Schwabenſpiegels erloſch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und im ſechzehnten faſt gänzlich.

Schwaden nennen die Bergleute gewiſſe Luft- oder Gasarten, welche oft in den Erzgängen hervortreten, ſich am Lichte entzünden und dadurch für die Arbeiter tödtlich werden.

Schwägerſchaft heißt die Verbindung, welche aus dem Beiſchlafe einer der Perſonen, welche ihn vollziehen und den Verwandten der andern Perſon entſpringt. Unrichtiger Weiſe nennt man alſo im gemeinen Leben die Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Verwandten beider Concubirenden Schwägerſchaft. Rechtmäßige Schwagerſchaft heißt diejenige, welche durch rechtmäßigen Beiſchlaf entſteht; unrechtmäßige, wenn der letztere unrechtmäßig und außer der Ehe geſchieht. Eigentliche Schwägerſchaft entſteht aus wirklichem Beiſchlaf; uneigentliche hingegen entſpringt ſchon aus dem bloßen Verlöbniſſe, oder iſt das Verhältniß, welches zwiſchen einem Verlobten und den Verwandten des andern Verlobten durch die Verlobung entſteht. Der eine Concubent iſt in eben dem Grade mit den Verwandten des andern Concubenten verſchwägert als dieſer Andere mit ihnen verwandt iſt. Alſo der erſte Grad der Verwandtſchaft mit dem einen Concubenten iſt erſter Grad der Schwägerſchaft mit dem andern Concubenten u. ſ. f.

Schwalbach, auch zum Unterſchiede von andern Orten in den Rheingegenden, die gleichfalls Schwalbach heißen, Langenſchwalbach genannt, ein Flecken in der heſſen-rheinfelſiſchen Niedergrafſchaft Katzenellenbogen, iſt über ½ Meile lang und wegen ſeiner Heilquellen ſehr berühmt. Der Flecken beſteht aus dem untern und obern Schwalbach, der letztere Theil wurde erſt nach Bekanntwerdung des daran liegenden Brunnens erbauet. Es ſind hier eigentlich 10 Brunnen, von denen der ſogenannte Weinbrunnen der vorzüglichſte iſt, jetzt aber durch den neu angelegten Stahlbrunnen viel von ſeinem Anſehen verloren hat. Man zählt zu Schwalbach jährlich in der Regel 900 fremde Curgäſte, und in den Sommertagen werden alle Tage 8 bis 10,000 Krüge dieſes Waſſers nach andern Orten hin verſchickt, und dieſe Verſendungen werden ſelbſt im ſtrengſten Winter nicht ganz unterbrochen. Der Weinbrunnen, welcher in einem Wieſenthal, Münzbach genannt, am Eingange des obern Fleckens entſpringt, gehört nebſt den Einkünften davon einer Privatfamilie, Namens Zippel. Den Stahlbrunnen hieſelbſt hat der Landgraf von Heſſen-Rheinfels 1766 für Gäſte einrichten laſſen. Im niedern Schwalbach iſt

eine lutheriſche und eine reformirte, und im obern Schwalbach eine catholiſche Kirche.

Schwamm (Fungus) heißt eine ganze Ordnung von Gewächſen, die im linneiſchen Syſtem die vierte und letzte Ordnung der vier und zwanzigſten Claſſe (Cryptogamia Fungi) ausmachen. Lange Zeit waren die Meinungen der Naturforſcher über die Entſtehungsart der mannichfach geſtalteten Gattungen von Schwämmen getheilt; einige Gelehrte wollten ſie gar für unorganiſirte Maſſen, oder doch für ein Zwiſchenreich auf der Gränze der Pflanzen und Mineralien gehalten wiſſen; wogegen wiederum andere ſie zum Thierreiche rechnen wollten. Nach vielem Hin- und Herclaſſificiren der Schwämme hat man ihnen den von Linné angewieſenen Platz gelaſſen, und man fand auch endlich, daß die Schwämme ſich auf gleiche Weiſe, wie die übrigen Pflanzen, durch Saamen erzeugten. Sie ſind alſo wahre Pflanzen, aber mit den einfachſten, und in Vergleich mit den übrigen Gewächſen unvollkommenſten Befruchtungswerkzeugen verſehen. Hedwig, Buillard u. a. Naturforſchen entdeckten bei genauer Unterſuchung die Saamenkörner der Schwämme ſelbſt, welche gemeiniglich ſehr klein, und dem Saamenſtaube der vollkommenen Gewächſe ſehr ähnlich ſind. Indeſſen ſind die Saamenkörner der Schwämme, wenn man ſie trocknet, oder anfeuchtet, nicht den Veränderungen unterworfen, wie der Saamen anderer Gewächſe; ſie zerſpringen nämlich bei keinem Wärmegrade, blähen ſich nur, wenn ſie lange im heißen Waſſer liegen auf, und berſten, ohne jedoch ſo wie andere Pflanzenſaamen eine Flüſſigkeit von ſich zu geben, wobei ſie jedoch ihre Undurchſichtigkeit behalten. Die Saamen liegen in der Oberfläche, oder in einer beſondern, für jeden Schwamm einzigen, oder aus mehrern kleinern zuſammengeſetzten Höhle. Die ganze Subſtanz des Schwammkörpers iſt fleiſchig; ſie haben keine Zweige, keine Blätter und andere Theile, wie die übrigen Pflanzen, aber in ihrer Bildung und Farbe herrſcht eine unendliche Mannichfaltigkeit. Bei ſolchen Schwämmen, die ihre Saamen äußerlich in der Oberfläche tragen, liegen ſie ohne alle weitere Bedeckung auf der Haut, welche die Subſtanz des Schwammes umgibt, und fallen von ſelbſt, wenn ſie reif ſind, ab. Stengel des Stammes nebſt der Wurzel nennt man den Strunk, er findet ſich bei gewiſſen Schwämmen nicht, welche daher ſtrunklos heißen. Auf dem Strunke ſteht horizontal der Hut, welcher auf der untern Fläche, mit welcher er auf dem Strunke feſtſitzt, entweder blättrige Strahlen (Blättchen, Lamellen) oder Löcher hat, oder auch glatt oder ſtachlicht iſt. Bei vielen Schwämmen fehlt der Hut, dieſe ſind alsdann gitterförmig, kräuſelförmig, becherförmig, kugelich, länglich u. ſ. w. Um den Strunk vieler Schwämme befindet ſich noch der Kragen, oder Ring und die Wulſt. Durch chemiſche Verſuche hat ſich ergeben, daß die Schwämme faſt ganz ohne Kohlenſtoff ſind. Da nun der letztere dem Wachsthume der Vegetabilien hinderlich iſt, ſo läßt ſich dadurch das überaus ſchnelle Wachsthum der Schwämme begreifen. Nicht bloß unter ſich ſind die Schwämme durch Geſtaltung und Farbe von einander ſehr verſchieden; auch während ihres kurzen Lebens verändern ſie ſich mit wunderbarer Schnelle. Beſonders bemerkt man dies bei denen, die einen Hut tragen. Der letztere iſt anfangs kugelförmig, dann breitet er ſich immer mehr aus, und bildet endlich eine Art Teller, der oben

merklich convex, unten aber concav zu ſeyn pflegt. Jetzt ſcheint der Schwamm ſeine Vollkommenheit erreicht zu haben; aber ſchon nach wenigen Stunden verliert ſich die Convexität der obern Fläche, der Hut wird oben ganz flach, endlich concav, und hat alſo gerade die entgegengeſetzte Geſtalt wie vorher. Je mehr ſeine Maſſe in Gährung geräth, deſto ſtärker verändert ſich die Farbe, bis ſie ſich endlich ganz verliert, und alle Theile ein ſchmutzig graues, faulichtes Anſehn erhalten, in eine weiche wäſſerichte Gallerte aufgelöſ't werden, und nun gleichſam zerfließen. Einige werden ganz ſchwarz, und ſchrumpfen zu einer harten Maſſe ein, die aber bei feuchter Witterung ſchnell verfault. Man findet ſowohl auf dem dürreſten Sande, wie auf den fruchtbarſten Wieſen, Feldern u. ſ. w. Schwämme, nicht bloß auf der Erde, ſondern auch auf Baumſtämmen, an Wänden und auf thieriſchen Körpern. Ihre wahre Beſtimmung iſt noch unbekannt, aber ſie dienen unzähligen Thieren zur Nahrung und Wohnung; mehrere z. B. Trüffeln, Morcheln, Champignons, gebraucht der Menſch zur Speiſe und aus andern wird Feuerſchwamm bereitet. Obgleich es viele giftige Schwämme gibt, ſo lehrt doch ein natürlicher Inſtinct die Thiere jene vermeiden, und der Menſch hat hiezu gleichfalls Mittel genug. M. ſ. darüber Batsch Elenchus Fungorum, oder Gattungen und Arten der Schwämme mit illuminirten Kupfern, nebſt 2 Fortſetzungen, Halle 1783 — 1788. gr. 4. 12 Rthlr. — Die giftigen und eßbaren Schwämme Deutſchlands, gemeinnützig beſchrieben von M. T. E. Ellrodt. Bayreuth 1797. — J. S. Kerners giftige und eßbare Schwämme, welche im Herzogthume Wirtemberg und dem übrigen Deutſchland wild wachſen. Stuttg. 1786.

Schwan, ein in das Geſchlecht der Enten und Gänſe gehöriger Vogel, von dem man vier Gattungen kennt. Dieſe ſind: 1. der ſtumme Schwan, welcher faſt in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber ſüdwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewäſſer, auf dem Lande iſt er höchſt unbehülflich; 2. der Ringſchwan, welcher kleiner als der vorige iſt, ſelbſt auf Island, Kamtſchatka, und der Hudſonsbay gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach Süden wandert; 3. der ſchwarze Schwan, welcher auf Neuholland einheimiſch und bis auf die gelblichweißen Schwungfedern pechſchwarz iſt; 4. der ſchwarzhalſige Schwan, welcher auf den Falklandsinſeln und in der magellaniſchen Straße gefunden wird, aber noch nicht genau bekannt iſt. — Die Sage, daß der Schwan, der kaum zuweilen einen Ton von ſich gibt, kurz vor ſeinem Tode einen harmoniſchen Geſang anſtimme, beruht auf einer alten Tradition und hat ſich, da ſie eine ſo mannichfaltige und ſchöne Anwendung zuläßt, durch die Dichter fortgepflanzt, ohne daß je die Wahrheit durch einen Zeugen beſtätigt worden wäre. Indeß war der Schwan von den Alten theils aus dieſem Grunde, theils wegen ſeiner vermeintlichen Gabe der Wahrſagung dem Apollo geheiligt.

Schwärmer. Hiermit benennt man in der Pyrotechnie (Feuerwerkskunſt) gewiſſe auf Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunſtfeuerwerken mancher Art gebraucht werden. Die Hülſe aus Papier oder Kartenblatt iſt 3 Zoll 6 Linien lang und hat zum innern Durchmeſſer etwa 4 Linien. Die Füllung der ge-

wöhnlichen Schwärmer beſteht aus 1 Theil Mehlpulver, $\frac{1}{4}$ Theil Kohle und $\frac{1}{8}$ Theil Salpeter. Sie werden übrigens über einen kleinen eiſernen Dorn auf einem Klötzchen von hartem Holze oder auch auf einem Tiſche geſchlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 3 Zoll und darüber. P. S.

Schwärmerei iſt ein krankhafter Zuſtand des Gemüths, in dem man ſich Verhältniſſe, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorſtellt, die nur noch in der Idee beſtehen oder überhaupt in das Gebiet ſolcher Einbildungen gehören, die niemals Realität erhalten können. Die Schwärmerei der Freundſchaft und Liebe erträumt ſich eine Reinheit, Zartheit und Innigkeit des Verhältniſſes mit geliebten Perſonen, wie ſie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geiſt und Sinnlichkeit zuſammen geſetzten, von körperlichen Bedürfniſſen abhängigen Menſchen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Die moraliſche Schwärmerei traut ſich und andern eine höhere ſittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenſtärke, Conſequenz und Reinheit der tugendhafteſten Menſchen gemachten Erfahrungen bei ſterblichen Weſen erwarten darf. Die politiſche und philanthropiſche Schwärmerei trägt ſich mit Phantaſiebildern eines Zuſtandes der bürgerlichen und allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft, wie ihn weder die Culturſtufe der Mehrzahl, noch die Gewalt der Leidenſchaften unter den Regenten und Regierten, noch die politiſche Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen laſſen wird. Schwärmer dieſer Art pflegt man mit Recht die gutmüthigen zu nennen; ſie können zwar, wo ſie ihren Einbildungen gemäß handeln, manchen Mißgriff und manche Übereilung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldſam werden, doch wenn nur kein heimlicher Ehrgeiz oder Eigennutz in ihr Hoffen und Streben ſich einmiſcht, wird ihre Schwärmerei eher ihnen ſelbſt, als andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit ſeinen Reibungen die Cur dieſer oft ſehr liebenswürdigen und intereſſanten Kranken. Vielfältig getäuſcht, durch niederſchlagende Erfahrungen überführt, daß der Zuſtand der Dinge, der ihren Ideen entſpräche, noch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen iſt, gerathen ſie in eine Verſtimmung, aus der es nach Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens zweierlei Auswege gibt. Schwächere Gemüther werden ſich in dieſem Mißmuth aufreiben und, da Zureden keinen Schwärmer mit der Welt verſöhnt, als Opfer ihrer ſchönen Träume untergehen. Iſt hingegen ihre Natur kräftig und lebensfroher Muth in ihnen, ſo werden wir ſie, wenn die Erfahrung ihnen die Binde von den Augen genommen hat, aus dem Kampfe der Idee mit der Wirklichkeit als Weiſe hervorgehen ſehen, die mit vielſeitiger Umſicht und Urtheilsfähigkeit bereichert das Leben beherrſchen lernen, und indem ſie weniger wünſchen und hoffen, deſto mehr zur allmähligen Verbeſſerung der unvollkommnen Welt zu thun wiſſen. Viel gefährlicher und ſchwerer zuheilen iſt die religiöſe Schwärmerei, weil ſie von Behauptungen ausgeht, die das Recht einer ſubjectiven Überzeugung auf ihrer Seite haben und ſich auf einem Gebiete bewegt, für das in der Welt des Begreiflichen kein Maß zu finden iſt. Vergl. d. Art. Fanatismus. Alle Schwärmerei hat ihren Grund in einem Mangel oder einer nicht gehörigen Übung der Urtheilskraft bei ſtarker Phantaſie und Empfindſamkeit;

denn nur wo es an Urtheil und Umſicht fehlt können ſunſtatthafte Meinungen Eingang finden, und dunkle Gefühle und Einbildungen eine Übermacht erhalten, die das Gemüth aus dem Gleichgewichte der Geſundheit bringt. Die beſten Mittel gegen die Schwärmerei ſind daher gründliche und umfaſſende Kenntniſſe, munterer Verkehr mit der Welt und ruhige Vergleichung des Erreichbaren mit dem Wünſchenswerthen. E.

Schwarz (Berthold), der angebliche Erſinder des Schießpulvers, war ein deutſcher Franziscanermönch, geboren gegen die Mitte des 13ten Jahrhunders zu Freiburg im Breisgau. Sein wahrer Name ſoll Conſtantin Arklitzen geweſen ſeyn. Er war großer Scheidekünſtler, und da man ihn wegen Zauberei ins Gefängniß geſetzt hatte, verwandte er die Zeit ſeiner Gefangenſchaft auf chemiſche Unterſuchungen, deren Reſultat die wichtige Entdeckung des Schießpulvers (m. ſ. d. Art.) war, wodurch die Art und Weiſe, Krieg zu führen, ganz verändert wurde, und die europäiſchen Nationen über die weniger gebildeten Völker der andern Welttheile das Übergewicht erhielten. Die Miſchung des Schießpulvers war unſtreitig ſchon vor Schwarz von Roger Baco (ſ. d. Art.) gefunden worden, aber Schwarz ſtellte es zuerſt in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Geſtalt dar.

Schwarzburg. Das Haus Schwarzburg iſt unter den früher gräflichen, nachher fürſtlichen Häuſern in Deutſchland eines der älteſten, und ſeine Abſtammung wird gewöhnlich von den Grafen von Käfernburg, die ihren Urſprung den alten fränkiſchen Königen zu verdanken haben ſollten, hergeleitet. Ihre Geſchichte iſt um ſo dunkler, da ſie ſeit den früheſten Zeiten her gewohnt waren, ohne unterſcheidenden Zuſatz, ſich gewöhnlich der Namen Heinrich und Günther, welche noch in dieſer Familie ſehr üblich ſind, zu bedienen. Das ſchwarzburgiſche Stammland war ein Strich in Thüringen und Franken. 1306 kauften ſie Arnſtadt und die Schlöſſer Schwarzwald und Wachſenburg von einem Grafen von Orlamünde. Den Gipfel des Ruhms zur alten Zeit erlangte das Haus Schwarzburg, als 1349 Graf Günther der 21ſte aus der arnſtadt-blankenburgiſchen Linie von den Gegnern Kaiſer Carls IV. zum römiſchen Könige gewählt wurde. Er ſtarb aber noch im ſelbigen Jahre an Gift. Als das ſächſiſche Haus ſich 1445 in die erneſtiniſche und albertiniſche Linie theilte, wurde in dem Theilungsvertrage die untere Grafſchaft Schwarzburg zu Meißen, die obere zu Thüringen gerechnet. 1446 brachte das ſchwarzburgiſche Haus auch die Länder der ehemaligen Grafen von Käfernburg an ſich. Günther der 40ſte, auch Günther mit dem fetten Maule genannt, führte 1541 die proteſtantiſche Religion in ſeinen Landen ein, und ward der gemeinſchaftliche Stammvater der jetzt regierenden beiden Fürſtenhäuſer, denn nach dem Tode ſeines älteſten Sohnes Günther des 41ſten, bekam ſein zweiter Sohn, Johann Günther, der Stifter der ſondershauſenſchen Linie, von der untern Grafſchaft die Stadt und das Amt Sondershauſen, die Vogtei Haßleben, die Ämter Ebeleben, Bodungen, Keula, Scherenberg und die Städte Großenehrich und Greußen, und von der obern Grafſchaft die Herrſchaft Arnſtadt und die Ämter Käfernburg und Gehren. Dieſer Johann Günther ſtiftete die arnſtädtiſche, jetzt ſondershauſiſche Linie. Sein jüngerer Bruder Albert Anton, der Stifter der rudolſtädtiſchen Linie, bekam von der untern Grafſchaft

Stadt und Amt Frankenhauſen, die Ämter Heringen, Arnsburg, Strausberg und Kelbra, und den Marktflecken Schlottheim, und von der untern Grafſchaft die Ämter Rudolſtadt, Schwarzburg, Paulinzella, Lautenberg, Bankenburg, Könitz, Ilm, nebſt der Vogtei Seeberg. Durch Erbvertrag kam noch 1631 ein Theil der Grafſchaft Gleichen an das ſchwarzburg-ſondershauſenſche Haus. Am 3ten September 1697 wurden die Grafen Chriſtian Wilhelm, der zu Sondershauſen und Anton Günther II., der zu Arnſtadt regierte, in den Reichsgrafenſtand ihr Grafſchaft Schwarzburg aber zu einem unmittelbaren Reichsfürſtenthum erhoben. Hiedurch wurden alte Streitigkeiten zwiſchen Churſachſen und Schwarzburg wegen der Landeshoheit wieder aufgeregt, welche aber 1699 dahin beigelegt wurden, daß Churſachſen die völlige Landeshoheit und Reichsunmittelbarkeit der Fürſten von Schwarzburg anerkannte, ſich bloß die Lehnbarkeit vorbehielt, und der oberſten Gerichtspflege, dem Beſteuerungsrecht ꝛc. gegen 100,000 Rthlr. entſagte. Schwarzburg wollte dagegen die Lehnspflicht, welche aber keine Unterthanenpflicht in ſich enthalten ſollte wegen der von Churſachſen zur Lehn gegangenen Ämter leiſten. Da aber die churſächſiſchen Landſtände mit dieſem Receß unzufrieden waren, ſo mußte ſich Schwarzburg 1700 durch einen Nebenreceß verpflichten, für das Amt Ebeleben jährlich 1507 Fl. zu den ſächſiſchen Steuern zu zahlen. Dieſer Nebenreceß wurde jedoch ſchon 1702 wieder aufgehoben. Da aber auch die ſächſiſch-erneſtiniſche Linie ihre Anſprüche auf Schwarzburg nicht aufgeben wollte, ſo wurde 1719 ein neuer Vergleich geſchloſſen, wodurch zwar Churſachſen die reichsfürſtliche Würde des ſchwarzburgiſchen Hauſes und Landes anerkannte, ſich aber, außer andern Beſtimmungen, ein jährliches Averſionalquantum von 7000 Thlr. zu den ſächſiſchen Steuern, wozu Rudolſtadt $\frac{1}{3}$, Sondershauſen $\frac{2}{3}$ beitragen ſollte, ausbedung. Ferner ward beſtimmt, daß in der Geſetzgebung die möglichſte Gleichförmigkeit mit der ſächſiſchen beobachtet, die Appellationen in allen Rechtsſachen von den ſchwarzburgſchen Regierungen an die churſächſiſche Regierung geſtattet werden, und daß die Fürſten in allen Lehn- und Realſachen durch einen Bevollmächtigten von der ſächſiſchen Landesregierung Recht nehmen, auch in Gränzſtreitigkeiten an den Churfürſten Bericht erſtatten ſollten. Unter faſt gleichen Beſtimmungen ward in Hinſicht der Herrſchaft Arnſtadt 1731 ein Receß mit Sachſen-Weimar geſchloſſen, worin ſich Schwarzburg verpflichtete, jährlich 3500 Rthlr. zu den weimariſchen Landesſteuern zu zahlen. Churſachſen und Sachſen-Weimar entſagten dagegen der Landeshoheit. Die Primogenitur wurde 1721 durch einen Familienvertrag feſtgeſetzt. 1754 wurden die Fürſten von Schwarzburg in den Reichsfürſtenrath eingeführt. Überdies waren die Fürſten des heiligen römiſchen Reichs Erbſtallmeiſter, nannten ſich die vier Grafen des Reichs und hatten die große Comitiv. Am 18ten April 1807 traten ſie zum Rheinbunde, und im October 1813 ſchloſſen ſie ſich den Verbündeten an. In der deutſchen Bundesverſammlung hat das Haus Schwarzburg mit Oldenburg und Anhalt die 15te Stelle, jede der beiden Linien führt aber im Plenum ihre eigne Stimme. — Der regierende Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen iſt Günther Friedrich Carl, geboren 1760, vermählt mit Wilhelmine Friederike Caroline, Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt. Er regiert ſeit 1794 und hat einen Sohn, Günther Friedrich Carl. Der re-

gierende Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt iſt ſeit 1814 Friedrich Günther, geboren 1793, vermählt mit Amalie Auguſte, Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau. Nach ſeines Vaters, Ludwig Friedrichs Tode 1807 war ſeine Mutter Caroline Louiſe, Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, bis zu ſeiner Volljährigkeit Obervormünderinn. Die Lande der Fürſten von Schwarzburg ſind in zwei Theile abgeſondert, von denen die obere Grafſchaft, gegen Süden, zwiſchen dem Weimarſchen und Coburgſchen und die untere Grafſchaft, gegen Norden, zwiſchen den Grafſchaften-Stollberg und Hohenſtein liegt. Der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen beſitzt von der untern Grafſchaft zwei, und von der obern ein Drittheil, und der Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt hat von der obern Grafſchaft zwei und von der untern ein Drittheil. Das ganze Land, in welches der thüringer Wald ſich hereinerſtreckt, iſt ſehr gebirgig und waldig; doch gibt es auch zwiſchen den Gebirgen ſehr fruchtbare Thäler, wie z. B. in der untern Grafſchaft die goldene Aue und die ſchöne Aue. Die obere Grafſchaft wird von der Saale, der Gera, der Ilm und der Schwarza, welche ſehr fiſchreich ſind, durchſtrömt. In der Schwarza war ſogar ehedem eine jetzt eingegangene Goldwäſcherei. In der untern Grafſchaft fließen die Helbe, die Helme und die Wipper. Das Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen enthält ein Areal von 23 □ Meilen mit 56,000 Einwohnern, und hat in der obern Grafſchaft die Ämter Arnſtadt, Käfernburg mit Untergleichen und Gehren, in der obern Grafſchaft aber die Ämter Sondershauſen, Ehrich, Keula, Scheerenberg, Bodungen, Greußen, Klingen, Ebeleben und die Vogtei Haßleben. Es ſind ferner 4 Städte, 9 Flecken und 92 Dörfer in dieſem Fürſtenthume. Von den Städten iſt Arnſtadt mit 4600 Seelen die volkreichſte, denn die Reſidenz Sondershauſen hat nur 1900 Einwohner. Der Fürſt und ſeine Unterthanen, mit Ausſchluß einiger Catholiken zu Sondershauſen, ſind lutheriſch. Es wird übrigens ſehr viel Flachs, hinlängliches Getraide, Obſt und Gemüſe aller Art gebauet. Die Viehzucht, beſonders das Hornvieh iſt vortrefflich, die Waldungen liefern Wildpret, und die Ströme Fiſche im Überfluß. Außerdem gibt das Mineralreich Eiſen, Alaune, Schwefel und mehrere Erd- und Steinarten. In Arnſtadt ſind gute Tuch- und Zeugmanufacturen, in der Nähe Pulver- und Papiermühlen, eine Porzellanfabrik ꝛc. Der Handel mit Getraide, Vieh, Bier und andern Natur- und Kunſtproducten iſt beträchtlich. Die Schulanſtalten ſind gut, und für die gelehrte Bildung iſt zu Arnſtadt ein Lyceum und zu Sondershauſen ein Gymnaſium. Das geheime Cabinet zu Sondershauſen leitet die ſämmtlichen Landesangelegenheiten, und die oberſten Juſtizbehörden ſind die Regierungen zu Sondershauſen und Arnſtadt. Von der erſtern kann in einigen Sachen an die Landesregierung zu Dresden, von der andern an die Landesregierung zu Weimar appellirt werden. Außerdem iſt zu Sondershauſen ein Kammer- und Forſtcollegium, und eben daſelbſt und zu Arnſtadt ſind Conſiſtorien. Die Einkünfte des Fürſten ſollen 250,000 Gulden betragen. Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt, welches jetzt in der obern Grafſchaft aus den Ämtern Rudolſtadt, Schwarzburg, Blankenburg, Leutenberg, Ehrenſtein, Könitz, Ilm, Paulinzelle und der Vogtei Seeberg, in der untern Grafſchaft aus den Ämtern Frankenhauſen, Arnsburg, Schlottberg und Straußberg beſteht, wozu noch unter königlich ſächſiſcher Ho-

heit die mit Stollberg Roßla gemeinſchaftlichen Ämter Heeringen und Kelbra kommen, enthält 22 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner, 9 Städte und 144 Dörfer. Es hat Getraide, Hülſenfrüchte, Kartoffeln, Obſt, Holz im Überfluß, und dazu vortreffliche Rindvieh- und Schafzucht. Die Silber- und Kupferbergwerke ſind eingegangen, doch wird im Amte Schwarzburg noch Eiſen, und im Amte Blankenburg noch Kobalt gegraben. Zu Frankenhauſen iſt eine der älteſten und ergiebigſten Salinen in Deutſchland; außerdem ſind Marmor-, Schiefer-, Alabaſter- und Sandſteinbrüche vorhanden. Wollenmanufacturen ſind zu Ilm und Rudolſtadt, wo auch eine Barchentfabrik und eine bekannte Porzellanfabrik iſt. In Schaale iſt eine Steingut-, und in Sitzendorf eine ſehr vorzügliche Schmaltefabrik. Im Schwarzthal befinden ſich gleichfalls Eiſenfabriken, Eiſen- und Blechhämmer ꝛc. Mit allen dieſen Kunſt- und Naturproducten, beſonders mit Holz und Salz, treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel nach auswärts. Rudolſtadt, die Reſidenzſtadt des Fürſten, hat 4500 Einwohner, iſt der Sitz des Geheimenrathscollegiums, einer Regierung, einer Kammer, eines Conſiſtoriums, eines Steuercollegiums, eines Gymnaſiums und eines theologiſchen Seminariums. Die Naturalienſammlung daſelbſt iſt merkwürdig. Zu Frankenhauſen iſt gleichfalls eine Regierung, die auch Lehnhof iſt, und von der die Appellationen in einigen Fällen an die Landesregierung in Dresden gehen, ferner ein Conſiſtorium, eine Landeshauptmannſchaft, und ein Rent- und Forſtdepartement. Der Fürſt, welcher nebſt ſeinen Unterthanen lutheriſch iſt, ſoll 200,000 Gulden Einkünfte haben. In beiden ſchwarzburgiſchen Landesantheilen ſind keine Landſtände, und die Fürſten ſind ſouverain (ſ. Reich, deutſches, und deutſcher Bund, und Rheinbund). N. P.

Schwarze Kunſt und Schwarzkünſtler, ſ. Magie (natürliche) und Zauberei.

Schwarze Kunſt. Eine der wichtigſten Erfindungen des ſiebzehnten Jahrhunderts in der Kupferſtecherei iſt die ſogenannte ſchwarze Kunſt. Man nannte ſie in Italien und England Mezzo tinto (Helldunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süd-Deutſchland den Sammetſtich oder geſchabte Manier. Sie unterſcheidet ſich vom Kupferſtechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei dieſen beiden Arten den Schatten, bei der ſchwarzen Kunſt aber das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei hauptſächlich auf den Grund an. Ein ſanftes Verſchmelzen verbunden mit großem Schatteneffect zeichnet dieſe Art von Kupferſtichen ganz beſonders aus; ſie iſt von auffallend ſchöner Wirkung zu Bildniſſen und zu hiſtoriſchen Darſtellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welche in ſchwarzer Kunſt gearbeitet werden ſoll, wird erſt ganz rauh durchkratzt, ſo daß, wenn man in dieſem Zuſtand Abdrücke von ihr nehmen wollte, ſie völlig ſchwarz ſeyn würden; dieſe Gründung iſt ſehr mühſam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die ſammetartige Weichheit ab; doch kann jeder ſorgfältige Arbeiter ſie vollenden, vermittelſt eines guten Gründungseiſens. Auf die Feinheit dieſes ſtählernen Schwarzkünſtlerkammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maſchinen dazu erfunden. Auf dieſen Grund wird nun

die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf ſie gefertigt iſt, auf der Rückſeite mit Kreide überreibt, und ſolches dann auf der Platte abdruckt, dieſen Contour aber nachher mit Tuſche übergeht. Nun verfährt man eben ſo damit, als ob man mit weißer Kreide auf dunkles Papier zeichnete. Man ſchabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichtoſten Stellen wird das Korn der Gründung ganz weggeſchabt, doch muß man ſich ſorgfältig hüten, nicht in der Hoffnung, ſchneller fertig zu werden, die Gründung auf einmal wegzuſchaben, weil es ſehr ſchwer iſt, ſie wieder herzuſtellen, und weil die zarte Abſtufung der Schatten die höchſte Schönheit dieſer Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man zuerſt an, doch läßt man immer einen Hauch vom Korn ſtehen, dann überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man ſchwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu ſehen, und fängt nachher immer an den ſtärkſten Lichtſtellen wieder an. Zuletzt müſſen die höchſten Lichter oder Glänzblicke wieder das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirſtahl wieder geglättet werden. Die ſchwärzeſten Schatten hingegen bleiben rauh und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbſtahl oder das Schabeiſen auf das Kupfer. Die ſtärkſten Drucke an den Umriſſen übergeht man jetzt mit dem Grabſtichel. Da es ungleich leichter iſt, Theile des dunkeln Grundes wegzuſchaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Zügen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, ſo iſt der Stich in Mezzotinto weit ſchneller und leichter auszuführen, als jede andre Art der Kupferſtecherkunſt; ſchwarze Kunſt iſt daher für Mahler, Zeichner und Dilettanten viel anwendbarer als das Radiren und Stechen. Der erſte Erfinder der ſchwarzen Kunſt iſt der heſſencaſſelſche Obriſtlieutenant L. von Siegen (van Sichem) geweſen, der 1643 den erſten Verſuch in derſelben mit dem Bildniß der Landgräfin von Heſſen, Amalia Eliſabeth, gemacht hat. Von dieſem lernte ſie der churpfälziſche Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher ſie zu der Zeit König Carls II. nach England brachte. Dort wurde ſie ungemein beliebt, und man ſuchte den Prinzen für den Erfinder derſelben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert ſey eines Morgens ganz früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Poſten ſehr mit ihrer Flinte beſchäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieſer erwiederte, der Nachtthau habe ſeine Flinte roſtig gemacht, und er putze ſie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, ſey es ihm aufgefallen, daß durch das Poliren mancher Stellen ſich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichſam von erhobnen ſilbernen Pauken umkränzt, dieſer Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto iſt das erſte bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren dieſe frühſten Blätter rauh und unangenehm, ſtatt daß ſpäter gerade die Engländer es am weiteſten in der ſchwarzen Kunſt brachten. Von John Smith, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, hat man mehr als fünfhundert Blätter; er und George White bildeten eine neue Epoche für die ſchwarze Kunſt, welche der letztere beſonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erſt radirte, wodurch ſie mehr Geiſt und Leben erhielt. In der neuern Zeit be=

ſchäftigten ſich in England weit mehr Künſtler mit der ſchwarzen Kunſt als irgendwo ſonſt. Beſonders berühmt wurden Mac Ardell, Houſton, Earlom, Pether, Green, Watſon, Dickenſon, Dixon, Hudſon, J. Smith ꝛc. Unter den Deutſchen beſchäftigte ſich vorzüglich Bernhard Vogel aus Nürnberg damit (geb. 1683, geſt. 1737), die augsburger Künſtler Haid und Preißler aus Nürnberg. Von den Niederländern zeichnen ſich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleeck und Faber aus. Unter den Franzoſen ſind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas bedeutendes in dieſer Kunſt leiſteten. Außer einem Gemählde kann nichts das ſanft verſchmolzne Fleiſch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder und die blinkenden Waffen ſo gut nachbilden, als die ſchwarze Kunſt, aber die Umriſſe laſſen ſich nicht ſo beſtimmt und geiſtreich darin zeichnen, wie mit dem Grabſtichel, daher können ſich die beſondern Theile bei zu gehäuften und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmaſſen gelingen nicht, dagegen thun Nachtſcenen große Wirkung, ſo wie Porträts. Nach Rembrandt, Benedetto, Murillos, Van Dyk, Reynolds und Weſt hat man die ausgezeichnetſten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von einer Platte rechnen, wovon die zweiten funfzig die ſchönſten ſind. Doch kann man der Platte leicht wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abdrücke davon nehmen. Die ſchwarze Kunſt hat Gelegenheit zur Erfindung der mehrfarbigen Kupferſtiche gegeben, welche der Mahlerei nachzuahmen ſtreben. Dieſer Farbendruck geſchieht vermittelſt mehrerer Platten, welche eine jede beſonders mit ihrer eignen Farbe auf das nämliche Blatt Papier abgedruckt werden; dieſe Platten müſſen nämlich richtig auf einander paſſen, und auf jeder werden nur die Partien, die von einerlei Farbe ſind, ausgeführt. Alle Farben, die zu dieſer Art abzudrucken gebraucht werden, müſſen durchſichtig ſeyn, ſo daß im Abdruck, da, wo ſie ſich miſchen ſollen, eine durch die andre durchſchimmere. Pflanzen, Früchte, architektoniſche Stücke und anatomiſche Sachen ſind am paſſendſten dazu. Le Blon, ein geborner Frankfurter, der 1741 ſtarb, war der Erfinder dieſer Art von Farbendruck. Gautier Dagoty in Paris und Robert führten dieſe Kunſt in Frankreich ein, ſie gaben auch Porträts in dieſer Manier. L'Admiral in Leyden und der neapolitaniſche Prinz San Severo brachten es weit darin; Götz aus Mähren nebſt ſeiner Tochter vervollkommneten dieſe Art von Kupferſtichen noch ſehr, und bei Götz lernte der bekannte Venezianer Franz Bartolozzi, der in England ſo großes Aufſehen machte. Wl.

Schwarzenberg. Dieſe fürſtliche Familie hat gleiche Stammältern mit den Grafen von Seinsheim. 1420 kaufte Erckinger, Freiherr von Seinsheim, die damalige Herrſchaft Schwarzenberg in Franken, und nahm den Namen und Titel davon an. Von dem Kaiſer Sigmund, deſſen Gemahlin eine Schweſter der ſeinigen war, erhielt er wahrſcheinlich in Rückſicht ſeiner Herrſchaft die Reichsunmittelbarkeit. Nach Erckingers Tode theilte ſich die Familie in zwei Linien, nämlich Schwarzenberg und Seinsheim. Adolph von Schwarzenberg, ein Nachkomme Erckingers, wurde wegen ſeiner im Türkenkriege bewieſenen Tapferkeit 1599 vom Kaiſer Rudolph II. in den Reichsgrafenſtand erhoben, und ſein Enkel Johann Adolph erhielt 1670 vom Kaiſer Leopold I. die reichsfürſtliche Würde, ſo wie auch die Grafſchaft Schwarzenberg zu einem Reichsfürſtenthum

erhoben wurde. 1674 erhielt der neue Fürſt Sitz und Stimme im Reichsfürſtencollegium. Durch Erbſchaft kam 1698 noch die gefürſtete Landgrafſchaft Klettgau in Schwaben, und das Erbhofrichteramt zu Rothweil (ſ. Rothweil) an dies Haus, und 1723 wurde Adam Franz, Fürſt von Schwarzenberg, auch zum Herzoge von Krummau in Böhmen erhoben, welches Herzogthum die Fürſten noch beſitzen, und im Titel führen. 1746 wurde die fürſtliche Würde dieſes Hauſes durch ein kaiſerliches Diplom auf die ganze männliche und weibliche Descendenz ausgedehnt. Jetzt ſind in dieſer Familie zwei Majorate, von denen der Fürſt Carl (der Feldmarſchall und Bruder des regierenden Fürſten) das geringere ſeit 1807 beſitzt. Von den ehemaligen Reichslanden des fürſtlichen Hauſes ſind durch die Mediatiſation (ſ. auch mediatiſirte Fürſten und Rheinbund) das Fürſtenthum Schwarzenberg unter würzburgiſche, jetzt bayerſche, und die ſchwäbiſchen Lande theils unter badenſche, theils unter bayerſche Hoheit gekommen. Das Fürſtenthum Schwarzenberg ſelbſt liegt zwiſchen Würzburg, Bamberg und Anſpach, hat ein Areal von 5 Quadratmeilen, und ungefähr 15,000 Einwohner, iſt ſehr fruchtbar an Getraide und Wein, hat ſchöne Waldungen und Viehzucht. Es wird in ſechs Ämter, Rheinfeld und Unterleimbach, Seehaus, Waſſerndorf, Geiſſelwind und Michelbach getheilt. Jetzt gehört es zum bayerſchen Rezatkreiſe. Die Einwohner ſind theils catholiſch, theils lutheriſch. Auf dem Schloſſe Schwarzenberg iſt der Sitz der fürſtlichen Kammer und Regierung. Die geſammten ehemals unmittelbaren Lande der Fürſten von Schwarzenberg, d. h. dieſes Fürſtenthum, die Landgrafſchaft Klettgau, und die Herrſchaften Illereichen und Kellmünz in Schwaben, hatten 30,000 Einwohner, und die mittelbaren Beſitzungen 100,000. Die Einkünfte werden auf 600,000 Gulden gerechnet.

Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwiſchen Europa und Aſien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an Beſſarabien und die ruſſiſchen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Geriel, gegen Mittag aber an Natolien ſtößt. Alles, was böſe und gefährlich iſt, nennen die Morgenländer ſchwarz, daher auch dies Meer den Beinamen hat, weil die Schifffahrt darauf, beſonders für die ungeſchickten levantiſchen Seeleute, wirklich viel Gefährliches hat; die Ufer ſind hoch, und mithin die Fallwinde wüthend; die Wellen ſind dabei kurz, und durch die Mündungen der Donau, des Dnieſter, des Don, und andre Flüſſe werden ſtarke Ströme darin erregt. In den Sommermonaten iſt es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen vorzüglich längs der Küſten zwiſchen den Mündungen der Donau bis zur Crimm hin ſelbſt für die geſchickteſten Schiffer kaum zu befahren. Wegen der vielen großen und kleinen hineinfallenden Flüſſe, iſt dies Meer weniger geſalzen, als andre, und die Hauptſtrömung zieht ſich beſtändig ſelbſt aus dem ſeichten Meere von Aſow her von Norden gegen Südweſten, nach der thraziſchen Meerenge und dem Helleſpont hin. — Bei den Alten hieß es Pontus Euxinus (ſ. d. Art.).

Schwarzwald iſt ein großer Bergwald und eine Landſchaft in Schwaben, welche ſich von Süden gegen Norden von den Städten Rheinfelden und Seckingen am Rhein durch den Breisgau und die Markgrafſchaft Baden bis nach Pforzheim erſtreckt. Dieſe Landſchaft iſt gebirgig und rauh, aber doch ziemlich fruchtbar an Korn;

noch hat ſie gute Viehzucht. Der gröſte Theil gehört zum badenſchen Donaukreiſe, und die großen Waldungen werden zu vielerlei Fabriken und zu dem wichtigen Holzhandel nach Holland benutzt. Der öſtliche Theil dieſer Berge reicht bis in das Wirtembergiſche. Auch die Grafſchaft Hohengeroldseck, dem ſonſt ſouveränen, jetzt vermittelbarten Fürſten von der Leyen gehörig, liegt größtentheils im Schwarzwalde.

Schweden, in geographiſcher, ſtatiſtiſcher, geſchichtlicher und literariſcher Hinſicht — Das ſchwediſche Reich, welches gegenwärtig das eigentliche Schweden, Gothaland, Nerrland und Lappland, und das Königreich Norwegen, ferner außer Europa die kleine Inſel Barthelemy in ſich ſchließt, umfaßt ein Areal von ungefähr 10,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 3,000,000 Einwohnern. Dieſe Länder ſind von der Nordſee, dem Sund, dem baltiſchen Meer und dem bothniſchen Meerbuſen umgeben, und hängen nur auf der Oſtſeite, wo ſie an das ruſſiſche Lappland und Finnland gränzen, mit dem feſten Lande von Europa zuſammen. Dieſe abgeſchiedne Lage ſowohl, als die Beſchaffenheit des Landes gewähren Schweden eine Sicherheit, die nicht leicht mit Erfolg beunruhigt werden dürfte. Da wir von Norwegen in einem eignen Artikel geſprochen haben, ſchließen wir daſſelbe von gegenwärtiger geographiſchen Darſtellung Schwedens aus. Das Clima iſt in den verſchiednen Gegenden Schwedens verſchieden. Im Norden herrſcht im Winter eine außerordentliche Kälte, und während des kurzen Sommers eine eben ſo große Hitze; in den mittäglichen Gegenden hingegen iſt das Clima ziemlich gemäßigt. Das Land iſt bergig, und hat viele Seen und Flüſſe. In mehreren der letztern, von denen die größern den allgemeinen Namen Elf führen, ſind ſtarke Waſſerfälle, wodurch die Flußſchiffahrt ſehr erſchwert wird. Von den Hauptſtrömen bemerken wir die Gotiska-Elf, die Dal-Elf, die Uleo-Elf und die Kymmene-Elf. Dieſe und die übrigen Flüſſe, das Meer und die Landſeen liefern den Einwohnern eine Menge Fiſche von allerlei Art zum eignen Verbrauch und zum Handel. Rindvieh und Pferde ſind klein, und die Schafe der inländiſchen Art geben ſchlechte grobe Wolle; doch iſt die Schafzucht durch engliſche und ſpaniſche Widder, die man ſeit 1715 eingeführt hat, ungemein verbeſſert worden. Von wilden Thieren gibt es hier Hirſche, Rehe, Rennthiere, Elendthiere, Haſen, Wölfe, Füchſe, Luchſe, Bären u. ſ. w. Auerhähne, Birkhühner, wilde Gänſe und Enten, Schnepfen und mehrere Arten von Seevögeln finden ſich, beſonders die letztern in den nördlichen Gegenden, im Überfluß, und gewähren den Einwohnern großen Nutzen. Der Getraidebau iſt unzulänglich, und deßhalb ſind die ärmern Leute in den nördlichen Landſchaften genöthigt, ſich Brot aus einer Miſchung von Fichten- und Birkenrinden, Stroh, Wurzeln und etwas Mehl zu backen. Übrigens wird in mehreren Gegenden Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gebauet. Nur in den mittäglichen Gegenden findet man Obſt- und Fruchtbäume, die aber weiter gegen Norden nicht mehr gedeihen. Deſto größere Waldungen von andern Holzarten, beſonders von Fichten, Tannen und Birken hat Schweden. Indeſſen werden auch dieſe Waldungen nach und nach ſehr vermindert, da viel Holz nicht bloß verkauft, ſondern auch zu Theer, Kohlen, Pech, Pottaſche, ferner bei den Eiſen- und Kupferwerken verbrannt wird. Außerdem werden viele Holzungen

durch das ſogenannte Schwenden vertilgt, welches darin beſteht, daß ganze Wälder angezündet und verbrannt werden, um auf den Boden Korn zu ſäen. Dies Düngungsmittel gewährt aber nur kurz dauernde Vortheile, und hinterläßt einen auf viele Jahre unfruchtbaren Boden. An Mineralien iſt Schweden reich. Es hat Eiſen, Kupfer, Schwefel, Alaun und Vitriol im Überfluß, und auch nothdürftig Gold, Silber und Blei. Außerdem gibt es Cryſtalle, Topaſen, Amethyſte, Carneole, Agathe, Laſurſteine, Magnete, Marmor, Schiefer, Mühlſteine, Salz u. ſ. w. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Stockholm (ſ. d. Art.). — Schwedens Urbewohner waren vom finniſchen Stamme, Finnländer, Lappen, Waräger, die in Horden mit eignen unabhängigen Oberhäuptern umherzogen. Dieſe Finnländer drängten germaniſche Nationen hoch in den Norden hinauf; unter letztern erhielten die Gothen und Schweden bald das Übergewicht und unterwarfen ſich die übrigen Stämme. Sie hatten Richter aus dem Stamme der Ynglinger zu Oberhäuptern, die im fünften Jahrhunderte den Titel Könige von Upſala annahmen, und bis 1068 in Schweden regierten. Eine feſte Regierung führte zuerſt Olof I. ein, der zum Chriſtenthume überging. Noch blieben Gothen und Schweden getrennt, und Jahrhunderte lang zerrüttete dieſe Trennung das Reich. Erſt 1250, als das mächtige Geſchlecht der Folkungen den Thron beſtieg, vereinigten ſich beide bisher feindlichen Volksſtämme in Eine Nation. Zugleich wurde die Erbfolge genau beſtimmt. Schweden reichte damals nur bis Helſingland. Erich XI. eroberte 1248 das innere, und Birgers Vormund Torkel Knutſen 1293 das äußerſte Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Magnus Smek erwarb 1332 durch Mats Kettelmurdſen, Schonen, Blekingen und Halland, welche Provinzen aber ſchon 1360 wieder verloren gingen. Seiner Bedrückungen endlich müde, empörten ſich 1363 die Schweden, und gaben die Krone ſeinem Schwiegerſohne, Albrecht von Meklenburg. Dieſer aber unterlag 1388 in dem Treffen von Falköping gegen die Dänen, und 1389 vereinigte die Königin Margaretha von Dänemark und Norwegen mit dieſen beiden Reichen auch das ſchwediſche durch die calmariſche Union (12ten Jul. 1397), jedoch ſo, daß jedes Reich ſeine Verfaſſung beibehielt. Unruhen und Empörungen, und endlich vollkommne Anarchie waren die Folge dieſer Vereinigung, denn ſchon 1448 wählten die Schweden und Norweger ſich ihren eignen König, Carl Knutſon, und trennten ſich förmlich von der Union. Nach Carls Tode regierten unter dem Titel Reichsvorſteher, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, mehrere Glieder aus der Familie Sture nach einander, bis 1529 Chriſtian II. von Dänemark in einem Frieden als König von Schweden anerkannt wurde. Chriſtian empörte durch ſeine Tyrannei die Schweden. Guſtav Waſa, der aus däniſcher Gefangenſchaft entkommen war, ſtellte ſich an ihre Spitze (1521), und ward 1523 von ihnen zum Könige gewählt. Er führte die Reformation ein, ſchlug die geiſtlichen und Kloſtergüter zu ſeinen Domänen, beförderte durch kluge Bündniſſe mit England und Holland den Handel und die Schifffahrt der Schweden, und ſicherte (1544) ſeiner Nachkommenſchaft die Erblichkeit der Krone. Sein Sohn und Nachfolger Erich XIV. (reg. 1560-1568) brachte Eſthland an Schweden, und führte 1561 bei ſeiner Krönung die bis dahin noch nicht übliche gräfliche und frei-

herrliche Würde, welche er mehreren Familien ertheilte, ein. Ihm folgte von 1568 bis 1592 ſein Bruder Johann II., der 1570 im ſtettiner Frieden Schonen, Halland, Blekingen, Herjedalen und Gothland an Dänemark überließ. Johanns Sohn, Sigmund, der zugleich die polniſche Krone annahm, wurde 1594 in Schweden von ſeinem ehrgeizigen Oheim Carl entthront, der ſich 1604 förmlich als Carl IX. krönen ließ. Die ſchweren Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark, worein er verwickelt wurde, endigte glücklich nach ſeinem Tode 1611 der große Guſtav Adolph II. (ſ. d. Art.), der 1632 bei Lützen für die Freiheit Deutſchlands fiel. Unter ſeiner Tochter Chriſtine (ſ. d. Art.) ward der deutſche Krieg ehrenvoll fortgeſetzt und beendigt. Im J. 1654 legte ſie ihre Krone nieder, und gab ſie an Guſtav Adolphs Schweſterſohn, Carl X. Guſtav von Zweibrücken. Dieſer kriegeriſche Fürſt regierte bis 1660. Er hatte die Polen, Ruſſen und Dänen zu bekämpfen, und ſetzte durch ſeine kühnen Unternehmungen die Welt in Erſtaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Die Vormünder ſeines großen Sohns Carls XI. ſchloſſen 1660 mit Polen den Frieden von Oliva, wodurch ganz Liefland bis zur Düna an Schweden kam, mit Dänemark den copenhagner Frieden, worin ſie Drontheim und Bornholm, das Carl Guſtav im erſten Frieden mit Dänemark (1658) nebſt Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückgaben, und verglichen ſich (1661) mit Rußland auf die Grundlage des ſtolbower Friedens. Zwar focht Schweden unglücklich in einem neuen Kriege gegen Brandenburg, Holland und Dänemark, verlor aber in dem Frieden von St. Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenſeit der Oder beſaß. Carl XI. erwarb 1682 die Souveränität. Er hob den innern Wohlſtand des Reichs, zog die verſchenkt geweſenen Krongüter wieder ein, vermehrte ſeine Einkünfte, aber auch ſeine Feinde unter dem Adel, und hinterließ ſeinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte, einen bedeutenden Schatz. Dieſer ward aber von Carl XII. eben ſo wie das Blut ſeiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen verſchwendet (ſ. Carl XII.), und 1718 blieb er ſelbſt vor Friedrichshall, nachdem er den größten Theil ſeiner deutſchen, und in Rußland eroberten Länder verloren hatte. Mit ſeinem Tode verſchwand die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Seine Nachfolgerin war Ulrike Eleonore, ſeine jüngere Schweſter. Die Partei, die ſich der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen und Verden an den Churfürſten von Braunſchweig und 1720 Stettin und Vorpommern an Preußen, im nyſtädter Frieden 1721 aber Liefland, Eſthland, Ingermannland, Wiburgslän und einen Theil von Karelen an Rußland ab, und verzichtete im fridensburger Frieden mit Dänemark 1720 auf die Befreiung vom Sundzolle. Friedrich von Heſſen, Ulrikens Gemahl, der mit Bewilligung der Stände die Regierung übernahm, und von 1720 bis 1751 verwaltete, war ein ſchwacher Fürſt, der von den Parteien des Adels beherrſcht wurde. Der Reichsrath machte ſich unabhängig. Auf Anſtiften Frankreichs ließ er ſich, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, 1741 in einen neuen Krieg mit dieſem Reiche ein, den 1743 der Friede zu Abo endigte, in welchem ein Theil von Finnland verloren ging und die Thronfolge dem Herzoge Adolph Friedrich von Holſtein, Biſchof von

Lübeck, zugeſichert ward. Adolph Friedrich, mit dem das holſteiniſche Haus auf Schwedens Thron gelangte, regierte von 1751 bis 1771. Er nahm einen ſchwachen und erfolgloſen Antheil am ſiebenjährigen Krieg, im Innern zerrütteten noch immer die Parteien der Hüte und Mützen das Reich, und die königliche Gewalt ſank zu einem bloßen Schattenbilde herab. Die Feſſeln der Ariſtokratie zerbrach glücklich Guſtav III. (ſ. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke und Anſehn wieder, ward aber 1792 das Opfer einer Verſchwörung. Ihm folgte, unter Vormundſchaft ſeines Oheims, ſein Sohn Guſtav IV. Adolph (ſ. d. Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein Oheim, der unter dem Namen Carl XIII. den Thron beſtieg, gab dem Reiche eine neue Conſtitution, wählte den Prinzen Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, der den Namen Carl Auguſt (ſ. d. Art.) annahm, zu ſeinem Nachfolger, endigte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm durch die Abtretung von ganz Finnland, und ſtellte 1810 die Verhältniſſe mit Frankreich wieder her. Inzwiſchen ſtarb der Kronprinz eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Oerebro wählte zum Thronfolger den franzöſiſchen Marſchall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann (ſ. d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar jetzt gegen Großbritannien den Krieg, aber das Drückende dieſes Kriegszuſtandes und die immer ſteigenden Anmaßungen Frankreichs bewogen es 1812, ſein Syſtem zu ändern, und ſich bald den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuſchließen. Welchen Antheil es an dieſem Kriege genommen, iſt in den Artikeln Carl Johann und Ruſſiſch-deutſcher Krieg erzählt worden. In dem Frieden mit Dänemark, welcher am 14ten Januar 1814 zu Kiel abgeſchloſſen wurde, gelangte Schweden zu dem Beſitz des Königreichs Norwegen als eines für ſich beſtehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs, und trat dagegen ſeinen Antheil an Pommern und die Inſel Rügen ab. So gewann Schweden Anſehn, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weiſen Regierung von den frühern Wunden bald zu geneſen. — Schweden iſt nach ſeiner Verfaſſung eine Erbmonarchie, die durch die Reichsſtände beſchränkt wird. Dieſe theilen ſich in vier Stände, nämlich den Adel, die Geiſtlichkeit, den Bürger- und den Bauernſtand ein. Der Adel trennt ſich wieder in drei Claſſen, und zwar in den Herrenſtand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den Ritterſtand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich eine Reichsrathsſtelle bekleidet haben, und den Knappen-(Swenner-)ſtand, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geiſtliche Stand wird durch die Biſchofe jedes Stifts, und der Bürger- und Bauernſtand, zu welchem letztern aber bloß die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräſentirt. Der König vergibt alle höhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel alle Ausländer ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Ohne Einwilligung der Reichsſtände darf der Monarch keine neuen Geſetze geben oder alte aufheben. Zu der Anordnung der Kriegsſteuern und andrer Abgaben iſt die Einwilligung der Reichsſtände erfoderlich, und dieſen müſſen auch die ſämmtlichen Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue eben ſo wie dem Könige ſchwören. Vor 1789 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts der Zuſtimmung der

Stände, aber in gedachtem Jahr ward ihm dies Recht und die Besorgung der Justiz- und andrer Reichsangelegenheiten ohne weitere Beschränkung überlassen. 1772 wurde der Reichsrath, welcher vorher einen Mittelstand zwischen dem Könige und den Ständen hatte bilden wollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom Könige abhängiges Conseil verwandelt. 1789 wurde dieser Reichsrath völlig aufgehoben, und die Mitglieder behielten nur ihren ehemaligen Rang und Titel. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Nach Erlöschung des Mannsstammes haben die Stände das Recht einer freien Königswahl. Wenn der König für seinen minderjährigen Thronfolger keine vormundschaftliche Regierung bestellt hat, so thun dies die Reichsstände. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem völlig zurückgelegten 18ten Jahre ein. Vor seiner Salbung und Krönung, welche durch den Erzbischof von Upsala geschieht, muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beständige Capitulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-lutherischen Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. 1778 haben erst die Juden Freiheit erhalten, sich in Schweden niederzulassen. Die Catholiken erhielten unter manchen Einschränkungen diese Erlaubniß später 1781, und jeder Schwede, der von der lutherischen zu einer andern Religion übertritt, geht seiner bürgerlichen Rechte verlustig. Im ganzen Reiche sind ein Erzbischof, dreizehn Bischöfe und 192 Pröbste. Die höchsten Reichscollegien sind 1. die königliche Kanzlei, welche unter der unmittelbaren Leitung des Königs steht, und die allgemeinen auswärtigen und einheimischen Staatsangelegenheiten besorgt. An ihrer Spitze befinden sich ein Canzleipräsident und ein Hofkanzler. Mit der Kanzlei sind das königliche Cabinet, für die auswärtige Correspondenz, das Bureau des Kanzleipräsidenten und das Reichsarchiv verbunden. Für die besondern Staatsangelegenheiten ist die auswärtige Kriegs- und die einheimische Civilexpedition angeordnet. Die Reichsökonomie besorgt das Kammercollegium. Das von demselben unabhängige Staatscomtoir empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das königliche Kammergericht entscheidet die Streitigkeiten über die Staatseinkünfte, hat die Untersuchung wegen Vergehungen der Kammerbeamten, und die Nachsicht aller Rechnungen, welche demselben vorgelegt werden müssen. Außer diesen sind noch das Bergcollegium für die Handelssachen vorhanden. Das Kriegs- und Marinecollegium hat die Leitung des Kriegs- und Seewesens, unter dem Vorsitz eines Generals und des Großadmirals. Das Kriegshofgericht hat die Justizsachen der Militärpersonen zu entscheiden, und seine Mitglieder werden vierteljährig von allen Land- und Seetruppen zusammen berufen. Das höchste Justizgericht ist der königliche höchste Gerichtsstuhl, dessen Präsident in Abwesenheit des Königs der Reichsdrost ist. Von diesem Justizhofe hingen sonst vier Hofgerichte, zwei für Schweden, und zwei für Finnland ab. Vor Abtretung des letztern an Rußland waren noch zweiundzwanzig Landgerichte für die 2te Instanz in den einzelnen Districten, und die Rathhausgerichte in den Städten. Die Entscheidungen geschehen nach dem Gesetzbuche von 1731, welches 1778 verbessert ist. Für die kirchlichen Angelegenheiten ist das Hofconsistorium, dessen Präses der Oberhofprediger ist, und für die Gesundheitsanstalten

das Collegium Medicum vorhanden. Die ſchwediſche Landmacht beſteht gegenwärtig aus 45,000 Mann Fußvolk, 8000 Mann Cavallerie, 3600 Mann Artillerie und 100 Pioniers. Die Seetruppen zur Vertheidigung der Scheeren (der Klippen und Inſeln vor Stockholm und der in der umliegenden Gegend befindlichen Küſten) betragen 2700 Mann, und fünf Brigaden Fortificationstruppen oder 15 bis 16,000 Mann geworbener Truppen. Die Scheerenflotte beſteht aus 200 Fahrzeugen, größtentheils Galeeren, die in vier Diviſionen eingetheilt ſind, und zur Vertheidigung der Küſten dienen. Sie hatte und hat noch zum Theil ihre Stationen zu Stockholm, Sweaborg und früher auch zu Abo. Zum Dienſte der Scheerenflotte ſind 16,000 Matroſen enrollirt. Die andre Kriegsflotte beträgt ungefähr 20 Linienſchiffe von 60 bis 74 Kanonen, und 16 Fregatten von 24 bis 40 Kanonen. Schweden hat vier Ritterorden, nämlich 1. den Seraphinen-, 2. den Schwert-, 3. den Nordſtern- und 4. den Waſaorden. Die Einkünfte des Königs mit Ausſchluß von Norwegen (von welchem Reiche hier überhaupt nicht die Rede iſt) belaufen ſich gegenwärtig, nach Abgang von Finnland und Oſtbothnien auf höchſtens drei Millionen. Außer der vortheilhaften Lage Schwedens zum Handel iſt auch durch mehrere vortreffliche Einrichtungen für die Hebung dieſes Erwerbzweiges geſorgt. Vorzüglich gehört hieher die 1668 geſtiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechſel- und Leihbank iſt, Geld zu niedrigen Zinſen aufnimmt, und dieſes gegen ſicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundſtücken wieder ausleiht. Der Adel, die Geiſtlichkeit und der Bürgerſtand leiſten die Gewähr für die Sicherheit dieſer Bank, und laſſen zwiſchen den Reichstagen durch drei Bevollmächtigte die Oberdirection führen; während der Reichstage aber wird ein eigentlicher Bankausſchuß zu dieſem Zweck erwählt. Die Bankexpedition beſteht in ſechzehn Commiſſarien und einer Anzahl der nöthigen Bedienten. Die Vortheile der Bank, welche ſich jährlich zwiſchen zwei bis drei Millionen Reichsthaler belaufen, kommen den drei Ständen zu, und werden von ihnen häufig zum Gebrauche des Staats angewieſen. Indeſſen ſind die in zu großer Menge ausgegebnen Zettel dieſer Bank im Preiſe ſehr gefallen, und nur durch kräftige Vorkehrungen kann größern übeln vorgebeugt werden. Außerdem hat Schweden eine oſtindiſche und weſtindiſche Handlungscompagnie, eine Seeaſſecuranzgeſellſchaft u. ſ. w. Der Ausfuhrhandel beſteht hauptſächlich in Holz, Brettern, Maſtbäumen, Balken, Theer, Pech, Pottaſche, Eiſen (unverarbeitetes und verarbeitetes), Stahl, rohes und verarbeitetes Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. ſ. w. Die Einfuhr beſteht vorzüglich in Getraide, Wein, Roſinen, Öl, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, allerhand Gewürzwaaren u. ſ. w. Das ergiebigſte Kupferbergwerk iſt zu Fahlun. Von 10,000 Schiffpfund Kupfer, die in Schweden gewonnen werden, verarbeitet man 2000 zu Meſſing und Drath, außer dem rohen, zur Ausfuhr. An Eiſen liefern die Bergwerke jährlich über 400,000 Schiffpfund Stangeneiſen. Von den Silberbergwerken iſt das zu Sala das ergiebigſte. Unter Guſtav Adolphs, Chriſtinens und Carls XI. Regierung kamen Eiſen-, Meſſing und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifenſiedereien, Wollen- und Seidenmanufacturen zuerſt in Aufnahme, aber Carls XII. kriegeriſche Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob ſich die Induſtrie der Schweden deſto

mehr, und ſie verarbeiten alle Waaren, die ſie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müſſen, ſo weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menſchenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Für die Beförderung der geiſtigen Cultur iſt in Schweden durch gute Schulanſtalten und durch die Univerſitäten zu Upſala, Lund und dem nun von dieſem Reiche getrennten Abo gleichfalls geſorgt. Schon 1668 wurde unter dem Namen des Antiquitäten-Collegiums eine Geſellſchaft zur Unterſuchung der Alterthümer, 1688 ein Collegium Medicum zur Beförderung der Arzneiwiſſenſchaften, 1728 zu Upſala die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und 1739 die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm errichtet. 1753 ſtiftete die Königin Luiſe Ulrike, die Gemahlin Adolph Friedrichs, die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, die in eine neue ſchwediſche Akademie und eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften getheilt und umgebildet ward. — Schon unter der Regierung der Königin Chriſtine (1632-1654) ſchien für die ſchwediſche Literatur ein Morgenroth aufzugeben, aber der Thronentſagung jener Königin, ihrer Vorliebe für fremde Literatur, den während und nach ihrer Regierung fortdauernden Kriegen muß man es zuſchreiben, daß erſt zu Ende des vorletzten, und während des letzten Jahrhunderts ein neues friſcheres Leben ſich über die ſchwediſche Literatur verbreitete. In der Philologie iſt freilich wenig gethan, denn ſelbſt das, was Lorenz Norrmann, Erich Benzelius, Chriſtian Dahl, Axel Lindblom, Sven Hof und A. leiſteten, gereichte mehr ihrem Vaterlande, als fremden Völkern zum Nutzen. Von den philoſophiſchen Wiſſenſchaften haben die Schweden bis jetzt hauptſächlich nur diejenigen bearbeitet, die in die Erwerbzweige des bürgerlichen Lebens eingreifen. Um die Aſtronomie hat ſich Peter Wilh. Wargentin (ſt. 1783) vorzüglich verdient gemacht. In den übrigen Naturwiſſenſchaften, beſonders in der Zoologie und Kräuterkunde erwarb ſich Carl von Linné (1707-1778) unſterblichen Ruhm und gleichfalls zeichneten ſich in dieſer Hinſicht Joh. Andreas Murray, Daniel Carl Solander, Tobern, Bergmann und de Geer auf das vortheilhafteſte aus. Um die Chemie und Mineralogie erwarben ſich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronſtadt, Urban, Ljävne und Bromel große Verdienſte. Die Geſchichte wurde freilich von Ol. von Dalin, A. von Bodin und Sven Lagerbring bearbeitet, aber ihre Werke ſind bloß als brauchbare Materialien, jedoch nicht als Muſter hiſtoriſcher Schriften zu betrachten. An einem claſſiſchen Geſchichtſchreiber ſowohl für eigne, als fremde Geſchichte fehlt es den Schweden noch ganz, denn Fr. Rühs iſt wegen ſeiner ſchwediſchen Geſchichte nicht hieher zu rechnen, da er, freilich unter ſchwediſchem Scepter, doch in Deutſchland geboren iſt. Erſt gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts fing man in Schweden an, die Sprache des Landes, welche eine Miſchung der Dialecte zweier germaniſchen Hauptſtämme (der Schweden und Gothen) iſt, grammatiſch und lexicographiſch zu bearbeiten. Tjällmann ſchrieb 1696 die erſte, und Sahlſtedt lieferte 1787 die vorzüglichſte Sprachlehre; zum Gebrauch für Deutſche iſt diejenige von G. Sjöberg (Stralſund 1796) eine der erſten und beſten. Um das Wörterbuch haben ſich Spegel (1712), Ihre (1769) und Sahlſtedt (1773) ver-

dient gemacht. Zum Gebrauch für Deutſche haben Carl Döhnert (1784 und 1796) und G. P. Möller (1783 und 1807) gute ſchwediſch-deutſche und deutſch-ſchwediſche Wörterbücher geliefert. Schon unter Chriſtinens Regierung (ſ. oben) trat der Vater der ſchwediſchen Dichtkunſt, Georg Stjernhielm, auf, und wenn auch ſein komiſches Heldengedicht, die Wahl des Hercules, nicht die Frucht eines hohen dichteriſchen Geiſtes war, ſo bewies es doch die Kraft der ſchwediſchen Sprache, welcher es dazumal noch ſehr an Ausbildung fehlte. Stjernhielms Nachfolger aber verwechſelten das Weſen der Dichtkunſt mit elender Reimerei. Der geiſtreichen Königin Luiſe Ulrike war es vorbehalten, auch in dieſer Rückſicht die Bildnerin und Wohlthäterin ihres Volks zu werden. Sie ſtiftete nicht bloß die oben gedachte Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, nach deren Vorbilde ſich bald ähnliche Privatgeſellſchaften zu gleichem Zweck vereinigten, ſondern ſie ermunterte auch den Olaus von Dalin kräftig in ſeinem Eifer für die Ausbildung der ſchwediſchen Sprache und Dichtkunſt, um welche er ſich durch ſeinen Argus (1733), eine Nachahmung des engliſchen Zuſchauers, ungemein verdient machte. Dalins Beiſpiel folgten, gleichfalls von Luiſen Ulriken unterſtützt und aufgemuntert, bald mehrere, ſo daß Schweden jetzt faſt in allen Dichtungsarten vortreffliche Werke aufweiſen kann. Stjernhielm, Dalin, Skjöldebrand und Celſius lieferten freilich ernſthafte Epopöien, aber ohne Werth, dahingegen Gyllenborgs Zug über den Belt mehr Verdienſt hat. Als romantiſch epiſcher Dichter verdient Rudbeck bemerkt zu werden. Die tragiſche Bühne Schwedens hat noch kein Stück aufzuweiſen, welches ſich auszeichnete, denn die Trauerſpieldichter dieſes Landes folgen dem franzöſiſchen Geſchmack, ohne ſich um die deutſche und engliſche Bühne zu kümmern. Celſius, Dalin, Brander, Gyllenborg, Guſtav III., Leopold, Adlerbeth, Lidner, Paykull ſind die bekannteſten von ihren Tragikern. Mit mehrerem Glück haben ſich im Luſtſpiel Dalin, Hallmann, Modée, Kexell, Lindegern und Paykull verſucht, obgleich auch keiner von ihnen etwas ganz Vollkommnes geliefert hat. Die Oper, welche Guſtav III. ſehr begünſtigte, wurde mit Erfolg von Kellgren, Wellander, Leopold und Lidner bearbeitet. In allen Fächern der Lyrik hat Schweden vorzügliche Dichter, 1. in der Hymne: Caſſtröm und Graf J. G. Oxenſtierna; 2. in der heroiſchen Ode: Edelcranz, Franzén, Silfverſtolpe, Sjöberg und Stenhammar; 3. in der philoſophiſchen Ode: Dalm, Kellgren, Leopold, die Grafen Gyllenborg und Oxenſtierna, Silfverſtolpe, Franzen Adlerbeth; 4. im Kirchenliede ſind die Verſuche von Oedman, Stenhammar u. A. meiſt mißlungen; 5. im fröhlichen und geſellſchaftlichen Liede hat Schweden vortreffliche Dichter an Franzén, Bellmann, Choreus, Lindegren, Silfverſtolpe, Sjöberg und Wahlgren; 6. in der Romanze und Ballade ſind Franzén, Silfverſtolpe, Stenhammar, Kellgren, Lindegren und Kallberg bemerkenswerth. So reich die lyriſche Poeſie in allen ihren Untergattungen iſt, ſo wenig haben die Schweden in der Elegie und der Heroide aufzuweiſen. In der erſtern bleiben die Elegien der Frau Nordenflycht, worin ſie den Tod ihres Gatten (1745) beklagte, noch immer die Hauptſammlung; von dem Grafen Creutz

und von Stenhammar hat man nur einzelne Stücke. In der Heroide hat, aufgemuntert durch die ſchwediſche Akademie, bloß der Dichter G. Regner Ein Stück (einen Brief Guſtav Waſa's an deſſen Pflegevater Hemming Gadd) geliefert. Für die Idylle, wenn anders ein Arkadien oder doch ein milder freundlicher Himmel zu ihrem Gedeihen durchaus nöthig iſt, kann Schweden kein Land ſeyn. Wirklich hat es auch nur einen Idyllenſänger, Lidner, deſſen Schäfergedichte aber mehr Reminiscenzen, als eigne Productionen ſind. Der Graf Creuz (ſtarb 1785 als ſchwediſcher Geſandter zu Paris) hat ſich in der poetiſchen Erzählung durch ſein Gedicht: Atis und Camilla, als meiſterhaften Dichter gezeigt. Gute humoriſtiſche Erzählungen lieferten auch Stenhammar und Silfverſtolpe, aber alle wurden ſowohl in der ernſten, als komiſchen Gattung von Carl Guſtav Leopold übertroffen. Die äſopiſche Fabel iſt bis jetzt von den Schweden nicht mit dem Glück und Fleiß bearbeitet, wie von andern Nationen. Dalins jetzt veraltete Stücke ſind von geringem Werth. Gyllenborgs Fabeln hingegen machen ſeinem Geſchmack und Talent Ehre, denn wenn er auch oft ſeinen Stoff nicht ſelbſt erfand, ſondern ihn von Äſop und la Fontaine borgte, ſo bildete er ihn doch auf eine originelle Weiſe nach dem Geiſte ſeiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet ſeiner glücklichen Erfindungsgabe, zu geſchmückt. Das Lehrgedicht wird von der ſchwediſchen Akademie, welche nur ernſtere Gedichte belohnt, beſonders aufgemuntert. Kein Wunder, daß alſo die Schweden in jedem Theile der didaktiſchen Poeſie vortreffliche Werke beſitzen. Im philoſophiſchen Lehrgedicht galt ehemals der Frau Nordenflycht Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts gegen Rouſſeau, und ihr Verſuch über die ſchwediſchen Dichter, mehr aus Artigkeit der Schweden gegen die Verfaſſerin, als wegen des dichteriſchen Werthes jener Stücke, für eines der beſten. Aber unſtreitig weit ſchätzbarer ſind die philoſophiſchen Lehrgedichte Leopolds, Bloms, Silfverſtolpe's, Stenhammars, welche ihre Gegenſtände, Unſterblichkeit des Namens, Religion und Sittlichkeit, mit echt dichteriſchem Geiſte, mit Würde und Correctheit beſungen haben. In dem beſchreibenden Lehrgedichte lieferten die beiden Grafen Oxenſtierna und Gyllenborg, erſterer: die Tagesſtunden und die Ernte, letzterer die Jahreszeiten, und Lidner ſein jüngſtes Gericht. In die Claſſe des ſcientifiſchen oder wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts gehört Gyllenborgs Verſuch über die Dichtkunſt in vier Geſängen. Auch die Satire iſt von Schwedens Dichtern ſehr glücklich bearbeitet worden. Dalin verſpottete ſchon in ſeinem ſchwediſchen Argus die Thorheiten ſeiner Zeit. Gleich nach ihm trat Gyllenborg mit der Satire über ſeine Feinde hervor, die lange für ein Meiſterwerk gehalten, aber von Kellgren an Lebensphiloſophie und ſatiriſchem Witze noch übertroffen wurde. Dem letztern ſtellte ſich Stenhammar, Leopold und Silfverſtolpe zur Seite. In der Parodie erwarben ſich Hallmann durch ſeine witzigen Traveſtirungen von Schauſpielen, und Stenhammar durch die ſeinige von einem Theile des erſten Buchs der Äneide großen Beifall. Die poetiſche Epiſtel wurde im ernſthaften Tone von Adlerbeth, im ſcherzhaft-ironiſchen von Oxenſtierna, von Kellgren in einer ange-

nehmen leichten, und von Leopold in einer witzigen Voltaire nachgeahmten Manier bearbeitet. Im Fache der Romane und proſaiſchen Erzählungen iſt in Schweden bis jetzt wenig geleiſtet. Der Prediger Mörk gab beim erſten Aufblühen der ſchwediſchen ſchönen Literatur (1742) Adelreichs und Gothilda's Abenteuer, und ſpäterhin ſeine Thecla heraus, aber jetzt ſind dieſe Werke veraltet. Späterhin ſuchte man durch Überſetzungen engliſcher, deutſcher und franzöſiſcher Romane dieſem Hauptbedürfniſſe der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten bemühten ſich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn auf der Galeere, Leopold in ſeinen ſatiriſch-moraliſchen Erzählungen, Kexell in ſeinem Zamoleski und ſeinen Novellen, und ein Ungenannter in einem gar ſeltſamen Product, welches er als eine Beſchreibung und Geſchichte des Schelmenlandes (1786) herausgab, auch dieſen Zweig der ſchönen Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber ein wirklicher echter Originalroman, der ſchwediſche Sitten, Gebräuche und Charaktere uns darſtellte, und für andre Nationen ſo lehrreich ſeyn würde, iſt bis jetzt in Schweden nicht erſchienen. Um die proſaiſche Redekunſt erwarb ſich Olaus von Dalin allerdings durch ſeinen ſchwediſchen Argus das erſte Verdienſt, denn nun begannen auch die Schulgelehrten ihre Sachen in der Mutterſprache vorzutragen, da ſie ſonſt nur in der lateiniſchen Sprache geſchrieben hatten. Durch die ſchwediſche Akademie (ſiehe oben) ſuchte Guſtav III (1786) noch mehr und kräftiger die Ausbildung der ſchwediſchen Sprache zu befördern. Indeſſen ſind der guten ſchwediſchen Proſaiker weniger, wie der Dichter. In der abhandelnden Schreibart haben ſich Roſenſtein, Leopold und Thorild ausgezeichnet. Im Briefſtyl kann man nur den Grafen Teſſin anführen, da Guſtav III. und Scheffer ihre meiſten Briefe franzöſiſch ſchrieben. In der weltlichen Beredſamkeit zeichneten ſich Teſſin, Scheffer, Höpken, Guſtav III. und einige Andre vortheilhaft aus. Geiſtliche Redner gab es, wie allenthalben, auch in Schweden, ſehr viele, aber wenige, die ſich wie Toleſſon und Wälter unter den ältern, und Lindblom und Lehnberg unter den neuern, über das Mittelmäßige erhoben hätten. Lobredner in franzöſiſcher Manier waren Oxenſtierna und Torſtenſohn (auf Guſtav III.) und die Akademiker Silfverſtolpe, Lehnberg und Schröderheim. Im Fache der Biographie und der claſſiſchen Geſchichtſchreibung iſt gleichfalls (ſ. oben) wenig geleiſtet. Um die äſthetiſche Kritik hat ſich beſonders Kellgren, der oft angeführte Dichter, äußerſt verdient gemacht, und bei der ſich jetzt zeigenden Liebe der ſchwediſchen Nation für die deutſche ſchöne Literatur darf man hoffen, daß Schweden in letzterer Rückſicht bald unter die europäiſchen Nationen des erſten Ranges eintreten wird, wofern nicht franzöſiſcher Geiſt und Sinn das Streben des Volks vereitelt. P. N.

Schwefel, ein Mineral, das zu den Erdharzen gehört, und ſich nicht nur als Product des Mineralreichs, ſondern auch als ein beſondrer Beſtandtheil der Pflanzen und Thiere in der Natur verbreitet findet. Er gehört bis jetzt zu den einfachen Stoffen oder Elementen (ſ. d. Art.). Als Mineral, wo er natürlicher Schwefel heißt, finden wir ihn theils gediegen, theils mit andern Foſſilien vermiſcht. Reiner Schwefel iſt blaßgelb, zuweilen grünlich oder röthlich, fettglänzend, ohne Geſchmack, und nur dann von ei-

nem merklichen Geruch, wenn er gerieben wird. Bei einer Wärme von 170 Grad Fahrenh. verflüchtigt er ſich, und kann dabei in verſchloßnen Gefäßen ſublimirt werden; bei einer Wärme von 244 Grad ſchmilzt er, und ſchießt nach dem Erkalten in Cryſtallen an. Geſchmolzen iſt der Schwefel zähflüſſig; gießt man ihn in dieſem Zuſtande in Waſſer, ſo wird er darin weich und biegſam, ſo daß man Steine, Münzen u. dergl. darin abdrücken kann. Im Waſſer löſ't ſich der Schwefel nicht auf, im Weingeiſt nur, wenn beide in Dampfgeſtalt ſind. Reine Laugenſalze, einige Erden und Metalle löſen ihn ſowohl auf trocknem als auf naſſem Wege auf. Solche Verbindungen heißen Schwefellebern, und ſind entweder ſalzige, oder erdige, oder metalliſche. Schwefel mit fetten und ätheriſchen Ölen verbunden heißt Schwefelbalſam. Verwandelt man den Schwefel in verſchloßnen Gefäßen bei einem hohen Wärmegrad in Gas, und ſetzt dieſes Gas ſodann einer niedrigen Temperatur aus, ſo ſchießt er in kleinen Cryſtallen an, welche Schwefelblumen heißen. Beim Verbrennen verbindet ſich der Schwefel mit dem Sauerſtoff, und bildet die Schwefelſäure. Durch Reiben wird in dem Schwefel eine ſtarke urſprüngliche Electricität erregt. Den reinen Schwefel nennen die Apotheker Jungfernſchwefel; dieſer wird nicht eben häufig gefunden. In Verbindung mit metalliſchen Mineralien, die dann Schwefelkieſe heißen, kommt er ungleich häufiger vor, und er wird aus dieſen entweder durch eine dazu beſonders angeſtellte Schmelzung oder als Nebenproduct beim Röſten ſchwefelartiger Metallerze gewonnen. Der Gebrauch des Schwefels in der Medicin und im Leben iſt ſehr mannichfach, und größtentheils bekannt genug.

Schwefelregen. Man findet bisweilen zur Zeit der Kieſerbluth die in der Nähe von Nadelhölzern nach Platzregen zuſammengelaufenen Pfützen mit ſchwefelgelbem Blumenſtaube gefärbt, und nennt dieſe Erſcheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer noch andre Schwefelregen beſchrieben, mit welchen wirklicher Schwefel aus der Atmoſphäre herabkam, der ſich wie andrer Schwefel verhielt. Zu Copenhagen fiel ein ſolcher (nach Museum Wormian. L. I. C. 11) 1646; während des Falles beobachtete man Schwefelgeruch in der Luft, der geſammelte Schwefel kam mit dem gewöhnlichen in allen Eigenſchaften überein. 1665 wiederholte ſich dieſe Erſcheinung ebendaſelbſt; am 24ſten Mai 1801 fiel bei Raſtadt ein Schwefelregen, von deſſen Schwefel man Schwefelhölzer machte. Dieſe Erſcheinungen ſind ſelten, und deßhalb auch wohl ganz bezweifelt worden, obgleich gegen ihre Exiſtenz eben ſo wenig etwas eingewendet werden kann, als gegen den Fall der Meteorſteine (ſ. d. Art.). F.

Schweiz. Manches iſt ſchon über die frühere Geſchichte dieſes Landes unter dem Artikel Helvetien abgehandelt, wir verweiſen deßhalb dorthin, und werden nur das nicht Berührte vortragen. — Als die Helvetier nach Chriſti Geburt unter römiſche Herrſchaft gerathen waren, wurden ſie anfangs gelinde behandelt; ſie behielten ihre Sitten und Rechte, und bauten Städte und Flecken an. Allein 70 Jahre nach Chr. Geb., als die Helvetier die Partei des Kaiſers Galba nicht verlaſſen, und zu derjenigen des Vitellius nicht übergehn wollten, wurden ſie von dem römiſchen Heerführer Cäcina am Bötzberge angegriffen, und geſchlagen. Die Römer verbreiteten ſich jetzt mehr in Helvetien, und mit ihnen römiſche Sitten und Sprache. Das Land ward immer mehr von Moräſten

und Wäldern gereinigt, immer mehr mit Städten und Landhäuſern bedeckt; Handel und Wandel blühten auf, aber mit der alten Einfalt und Rohheit der Sitten wurde auch die Reinheit derſelben und der kriegerſche Muth der urſprünglichen Einwohner verdrängt. Die Allemannen hatten indeſſen (100 J. nach Chr. Geb.) die benachbarten Germanen vertrieben, und beunruhigten den am Rhein liegenden Theil Helvetiens. Auch die Burgunder, ein germaniſcher Volksſtamm, kamen aus Deutſchland, und ließen ſich in Gallien und dem angränzenden Theile Helvetiens nieder, welcher daher klein Burgund genannt wurde. Im Jahre 450 kamen gleichfalls die Allemannen, und bemächtigten ſich bei der Ohnmacht der Römer leicht des übrigen Theils von Helvetien, ſo daß dieſer Name verſchwand. Vorher ſchon hatte ſich von Italien aus das Chriſtenthum unter den Helvetiern verbreitet, und bereits im 4ten Jahrhundert ſtanden chriſtliche Kirchen zu Genf, Chur und an andern Orten. Die urſprünglichen Einwohner waren übrigens durch die Burgunder und Allemannen ſehr vermindert worden; doch ließen dieſe Völker ihnen ihre Sitten und Geſetze, und nahmen ſelbſt von ihnen das Chriſtenthum an. Die Allemannen hatten das eroberte Land größtentheils unter ſich getheilt. Jeder Soldat hatte einen Bauerhof, und viele ſolcher Bauerhöfe machten einen Bezirk aus, welchen man Cent hieß. Über denſelben war ein Richter geſetzt, der Centenar oder Centgraf hieß, und der Gerichtsplatz wurde Mallus genannt. Vor dem Gerichte der Centgrafen wurden alle Händel der Freien, (ſo hießen die eingeſeſſenen Soldaten zum Unterſchiede von den Sclaven), geſchlichtet. Mehrere Centen bildeten wieder einen Gau, deren Richter Graf genannt wurde, daher die Abtheilung in Gauen oder Grafſchaften, z. B. Thurgau, Aargau u. ſ. w. Die Grafen ſtanden wieder unter einem Herzoge. Die Allemannen rotteten endlich die chriſtliche Religion wieder aus; Städte, Feſtungen und alle Überreſte römiſcher Cultur verſchwanden. Auch Oſtgothen, Longobarden und Hunnen kamen, und ließen ſich zum Theil in einigen Gegenden der Schweiz nieder. Indeſſen hatten ſich in Gallien die Franken, ein germaniſcher Volksſtamm, ausgebreitet. Ihr König Chlodwig ſchlug (496) bei Tolbiac (Zulpich) am Rhein die Allemannen, theilte die Ländereien der Erſchlagenen unter ſeine Soldaten, welche ſpäterhin den Oſtgothen die rhätiſchen Gebirge gleichfalls wegnahmen. Chlodwigs Söhne brachten in der Folge das burgundiſche Reich auch unter ihre Herrſchaft, ſo daß die ganze jetzige Schweiz zum fränkiſchen Reiche gehörte. Obgleich die Einwohner ihre Verfaſſungen behielten, und jeder Volksſtamm nach ſeinen Geſetzen, z. B. die Römer und alten Einwohner nach römiſchen, die Allemannen nach allemanniſchen Geſetzen rc. gerichtet wurden, ſo führten doch die fränkiſchen Könige das Chriſtenthum wieder ein; Klöſter, Dörfer und Städte wurden aufs neue gebauet, und der Feldbau befördert. Allein die Nachkommen jener Könige hatten oft blutige Kriege wegen der Erbfolge mit einander, und ſo wurde Helvetien mehrmals unter zwei Regenten, von denen einer den burgundiſchen, der andre den allemanniſchen Theil beherrſchte, getheilt. Im J. 750 beſtieg Pipin endlich den weſtfränkiſchen Thron, und ſein Sohn Carl der Große ſuchte auch in Helvetien, welches zu ſeinem großen Reiche gehörte, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern. Durch die Schwäche der Nachfolger Carls aber wurden die Grafen immer we-

niger abhängig von den Königen; ihre Gauen wurden nach und nach erblich, und vergebens ſuchte der König der Deutſchen den Rudolph von Strettlingen, welcher ſich (888) ſogar zum Könige von Burgund gemacht hatte, wieder zum Gehorſam zu bringen. Zwar erkannten die übrigen Grafen ſcheinbar noch die Oberherrſchaft der deutſchen Könige und Kaiſer an; allein ſie befolgten nur dann die Befehle derſelben, wenn ſie ihnen gefielen. Überdies fingen die Grafen und andre Dynaſten jetzt an, ſich nach ihren Schlöſſern zu nennen; ſie nöthigten die in ihren Gauen wohnenden Freien, ſie als ihre Oberherren anzuerkennen, und die Errichtung ſo vieler ganz unabhängiger Herrſchaften verurſachte Elend und Verwirrung. Die Zeiten der Fehden kamen; der Krieg ward das einzige Geſchäft des Adels, und um dieſen täglichen Unruhen zu ſteuern, ſetzte der König Konrad wieder einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Allemannien ein. Erſt die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe, welche von 919 bis 983 regierten, konnten ſich von Herzogen, Grafen, und Geiſtlichen wieder Achtung erzwingen. 1032 ſtarb endlich der fünfte und letzte König des neuen burgundiſchen Reichs, Rudolph III., und ſo ward der zu dieſem Königreiche gehörige Theil Helvetiens mit dem unter der Herrſchaft der deutſchen Kaiſer ſtehenden allemanniſchen Theil wieder vereinigt. Kaiſer Heinrich IV. war mit den Päpſten in große Streitigkeiten gerathen, und um ſeine Freunde für ihre Anhänglichkeit zu belohnen, ſchenkte er dem Friedrich von Stauſen und dem Grafen von Zähringen das Herzogthum Allemannien. Der erſtere erhielt denjenigen Theil, welcher das heutige Schwaben begreift, der Graf von Zähringen aber den allemanniſchen Theil der Schweiz, womit er in der Folge auch den burgundiſchen verband. Beſonders ſuchten dieſe mächtigen Herzoge aus dem zähringiſchen Hauſe den Adel in ihrem Lande zu demüthigen, ſie begünſtigten Zürich und die übrigen kaiſerlichen Städte, und bauten mehrere neue, unter andern auch Freiburg (1179) und Bern (1191). Durch die Kreuzzüge, welche Peter von Amiens ſo eifrig predigte, ließen viele Edelleute und Dynaſten der jetzigen Schweiz ſich verleiten, nach dem gelobten Lande zu gehen, wo ſie ihr Grab fanden, und dadurch ihr Vaterland von ihrem Druck befreiten. 1218 ſtarb Berthold V., letzter Herzog von Zähringen, und Allemannien fiel wieder den Kaiſern anheim, die jeder Stadt und jedem Lande, das keinem Grafen mehr gehörte, einen Reichsvogt aus dem Adel gaben, der die kaiſerlichen Einkünfte erheben, und die Übelthäter richten mußte. Zürich, Bern, Baſel, Solothurn, die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden hatten den Kaiſern nach und nach alle andern Rechte abgekauft, oder ſie geſchenkt bekommen, und hießen deßhalb Reichsſtädte und Reichsländer. Die Fehden dauerten indeſſen fort, und die Städte, mächtiger als der Adel, der uneinig und vereinzelt auf ſeinen Schlöſſern lebte, waren am glücklichſten. Selbſt die Kreuzzüge erhoben den Flor der Städte; der Kaufleuteſtand bildete ſich, indem ein Theil der Heere, Waffen und Lebensmittel nebſt andern Waaren durch die Alpenpäſſe nach Italien gingen. Zürich und mehrere Städte hatten einen großen und blühenden Handel. Die Kreuzfahrer brachten neue Künſte und Erfindungen, neue Arten von Obſt, Weinreben ꝛc. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden jetzt auch in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitte trat an die Stelle der Roh-

heit, und die Dichtkunſt ward eine Lieblingsbeſchäftigung des Adels. Dennoch hörten die Fehden nicht auf; aber die ſchweizeriſchen Städte wurden immer mächtiger; ſie zerſtörten die Burgen und Schlöſſer der raubgierigen Edelleute, und errichteten Bündniſſe mit einander, um ſich gegen die Raubſucht des Adels zu ſchützen. 1273 wurde Rudolph, Graf von Habsburg, zum Kaiſer gewählt. Er ſtellte auch in Helvetien in mancher Hinſicht die Ordnung wieder her, aber da er und ſeine Söhne Rudolph und Albrecht die freien Städte dieſes Landes unter ihre Oberherrſchaft zu bringen ſuchten, ſo wurden die Einwohner, eingedenk ihrer wohlerworbenen Rechte, bald unzufrieden. Albrecht, der 1298 den Kaiſerthron beſtiegen hatte, gab beſonders durch Härte und Unbiegſamkeit die Veranlaſſung zum erſten eidgenoſſiſchen Bunde (den 1ſten Januar 1308), dem bald mehrere zur Erkämpfung der Freiheit und Unabhängigkeit folgten. Allein 1648 wurden dieſe erſt den Eidgenoſſen im weſtphäliſchen Frieden zugeſichert (ſ. Helvetien). Auch durch andre auswärtige und einheimiſche Kriege wurden die Eidgenoſſen während jenes langen Zeitraums häufig beſchäftigt. So führten die Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen, der ihnen ihre Freiheiten entreißen wollte, von 1400 = 1405 einen blutigen Krieg, ſchlugen ihn und ſeine mitverbündeten Fürſten, zu denen auch der Herzog von Öſterreich gehörte, mehrere Male, machten bedeutende Eroberungen in Tyrol, im Rheinthal ꝛc., und achteten weder die Reichsacht noch den Bann. Sie nahmen ſogar den Abt ſelbſt gefangen, wurden aber bald darauf (1408) von den Öſterreichern bei Bregenz geſchlagen, und verloren ihre Eroberungen, 1415 bekriegten die Eidgenoſſen nach Auffoderung des Kaiſers den Herzog Friedrich von Öſterreich, nahmen ihm viele ſeiner beſten Länder und Städte, als die Grafſchaft Baden, den Aargau, die freien Ämter u. ſ. f., weg, die ſie von der Zeit an behielten. Auch über den St. Gotthard dehnten die Schweizer ihre Eroberungen aus, traten aber dieſelben 1427 gegen Geldſummen und Handelsfreiheiten an Mailand wieder ab. 1424 gründeten die Bewohner des Obern oder grauen Bundes ihre Unabhängigkeit durch eine Verbindung, an welche ſich auch in der Folge die übrigen Genoſſen des Bündnerlandes anſchloſſen. Der Tod des letzten Grafen von Toggenburg, nach deſſen Landen Zürich und Schwytz ſtrebten, veranlaßten 1436 große Mißhelligkeiten, und 1440 brach ein förmlicher Krieg zwiſchen den Zürichern und mehreren andern Eidgenoſſen deßhalb aus. Die Züricher mußten einige Ortſchaften an Schwytz abtreten. Dadurch aufgebracht, verbündeten ſie ſich mit Öſterreich, mußten aber unterliegen, und ihr Land wurde von den übrigen Eidgenoſſen verheert. Der franzöſiſche Dauphin (nachmaliger König Ludwig XI.) von Frankreich erſchien mit mehr als 20,000 Mann bei Baſel gegen die Eidgenoſſen; 1600 der letztern gingen ihm entgegen, und widerſtanden ſo tapfer, daß ſich der Dauphin beſtürzt zurückzog. Erſt 1446 ward der Friede zwiſchen Zürich und den andern Eidgenoſſen zu Conſtanz geſchloſſen, und von dieſer Zeit an ward der Name Schweizer allen Eidgenoſſen gegeben. Auch Bern und Freiburg führten von 1448 = 1452 einen blutigen Krieg mit einander, und dieſe Proben des Muths verſchafften den Eidgenoſſen Bündniſſe in Menge mit Fürſten und Städten, die Hülfe oder Schutz bei ihnen ſuchten. Die Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe lagen übrigens faſt ganz darnieder. Gerbereien waren in Bern, und Leinwandfa-

briken in St. Gallen, aber der ſonſt ſo blühende Handel in Zürich hatte im 15ten Jahrhunderte aufgehört. Eben ſo tapfer, wie die Schweizer gegen einander kämpften, fochten ſie gegen ihre äußern Feinde; 1512 eroberten ſie das Veltlin, die Grafſchaft Cleven und die welſchen Vogteien Lauis u. a. Länder, die ſie für ſich behielten. 1517 ſchloſſen ſie mit Frankreich einen ewigen Frieden, dem 1521 der erſte förmliche Bundesvertrag mit dieſem Reiche folgte. 1518 entſtand die Kirchenverbeſſerung in der Schweiz. Papſt Leo X. hatte einen Mönch, Namens Bernhardin Samſon, dorthin geſchickt, um Ablaß zu verkaufen. Dem widerſetzte ſich Ulrich Zwingli, Prediger zu Einſiedeln, zuerſt öffentlich. Zwingli's Lehre fand bald allgemeinen Beifall, beſonders in Zürich, wo er nachmals als Geiſtlicher angeſtellt war, und wo die Obrigkeit förmlich die Reformation einführte. Nach und nach folgten auch Bern, St. Gallen, Biel, Schafhauſen, Mühlhauſen, Baſel; aber die Erbitterung der catholiſchen und reformirten Eidgenoſſen gegen einander ſtieg täglich, beſonders da die letztern von den Catholiken immer foderten: „ſie ſollten ihre Anſprüche, vorzüglich die Rechtmäßigkeit des Mönchsſtandes und des Beſitzes weltlicher Güter durch Geiſtliche, aus dem Worte Gottes beweiſen.“ Die Schwytzer verbrannten deßhalb, auch nicht dem Worte Gottes gemäß, einen proteſtantiſchen Prediger aus dem züricher Gebiet, und bald darauf ſtanden zwei eidgenoſſiſche Heere, beinahe 30,000 Mann ſtark, gegen einander unter den Waffen. Dies war der erſte Cappelerkrieg, der durch den erſten Landesfrieden dahin beigelegt wurde, daß die Stimmenmehrheit in den Gemeinden künftig bei Glaubensveränderungen entſcheiden ſollte. Mittlerweile hatte ſich der Herzog von Savoyen durch einen Vertrag mit dem dortigen Biſchof und durch Gewalt der Stadt Genf bemächtigt. Durch die Grauſamkeiten des Herzogs veranlaßt, ſchloß dieſe Stadt ſich 1525 feſter an Bern und Freiburg an, und der Friede mit dem Herzoge zu St. Julien (1530) legte den Grund zu Genfs nachheriger Unabhängigkeit. Durch den erſten Landesfrieden war die Ausbreitung der Kirchenverbeſſerung ungemein befördert, und im Thurgau, Rheinthal, St. Galliſchen, Solothurn u. ſ. w. faßte dieſelbe immer feſtern Fuß. Die catholiſchen Cantone, dadurch gereizt, erſchienen 1531 unerwartet wieder mit einem Kriegsheere bei Cappel, und die Züricher wurden dort geſchlagen. Zwingli, der ſelbſt mitſtritt, blieb, und Zürich, Bern und die übrigen proteſtantiſchen Orte mußten den zweiten Landesfrieden eingehen, wonach in den gemeinherrſchaftlichen Gegenden die catholiſche Lehre wieder auf das ſtrengſte hergeſtellt wurde. Auch aus Solothurn wurden alle Proteſtanten von den Catholiken verjagt. Genf ward 1536 durch Hülfe von Bern und Freiburg völlig von ſavoyiſcher Oberherrſchaft befreiet, die Waadt und andre Landſchaften wurden erobert, und von Calvin, der um jene Zeit daſelbſt auftrat, ward die Reformation zu Genf und in dortiger Gegend vollendet. Indeſſen gab die Kirchenverbeſſerung vielfachen Anlaß zu Händeln, Uneinigkeiten und Verfolgungen der catholiſchen und proteſtantiſchen Eidgenoſſen gegen einander, und gerade durch dieſe kirchlichen Mißhelligkeiten wurden die Schweizer zu ihrer Vertheidigung gegen äußere Feinde geſchwächt. Hiezu kamen noch politiſche Streitigkeiten mancherlei Art, und obgleich die Schweizer 1648 ihre Unabhängigkeit vom deutſchen Reiche förmlich erlangt hatten, ſo war doch durch eben

jenen weſtphäliſchen Frieden Frankreich durch den Elſaß ihr Nachbar geworden, und von dem herrſchſüchtigen Ludwig XIV. war alles zu beſorgen. Schon ſuchte er die Handelsfreiheit der Schweizer durch Zölle zu beſchränken. Frankreich hatte 1663 den früher geſchloſſenen Bund mit den Schweizern erneuert, und behauptete jetzt, daß ſie kein Recht hätten, mit andern Mächten Bündniſſe zu ſchließen. Durch die Eroberung der ſpaniſchen Freigrafſchaft Burgund (1675), durch die Belagerung Rheinfeldens von den Franzoſen (1678), durch die Erbauung der Feſtung Hüningen (1679) wurden manche Beſorgniſſe bei den Schweizern erregt. Indeſſen behaupteten doch die Schweizer glücklich ihre Neutralität ſelbſt im ſpaniſchen Erbfolgekriege (1701-1714), und achteten bei der Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich (ſeit 1685), die ſie willig aufnahmen, und mit Reiſegeldern unterſtützten, ſo wenig auf Ludwigs Foderungen, der die Reformirten als Rebellen betrachtet wiſſen wollte, wie der König auf die Verwendung der proteſtantiſchen Schweizercantone zum Beſten ihrer Glaubensgenoſſen geachtet hatte. So wenig Einfluß die Schweizer übrigens im 18ten Jahrhundert auf fremde Staatsverhältniſſe hatten, ſo wenig wurden auch ſie bis zu dem letzten Jahrzehend von außen her beunruhigt. Dieſer friedliche Zuſtand, welcher jedoch durch häufige innere Mißhelligkeiten unterbrochen wurde, war eben ſo günſtig für Gewerbe, Landbau und Handlung, wie für Wiſſenſchaften und Künſte. Faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens erwarben ſich die Schweizer des 18ten Jahrhunderts, ſowohl zu Hauſe, wie im Auslande, glänzende Verdienſte. Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rouſſeau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johannes von Müller, Peſtalozzi und viele Andre haben ſich in der Geſchichte, der Literatur und der Kunſt unſterblich gemacht. Allein Genügſamkeit und Einfachheit der Sitten verloren ſich, wozu die ausländiſchen Kriegsdienſte der Schweizer viel beitrugen. Indeſſen blieben ihnen doch Redlichkeit, Freiheitsſinn und Vaterlandsliebe, und manche ſchöne Tugenden, die ein angeſtammtes unveräußerliches Erbtheil ihrer Väter ſcheinen. Die Bewohner der demokratiſchen Cantone genoſſen einer faſt unbeſchränkten Freiheit und Theilnahme an den Staatsgeſchäften, wie ſie nur in kleinern Staaten denkbar iſt. Die gemeinen Herrſchaften oder diejenigen Orte, welche unter dem gemeinſchaftlichen Schutz der Eidgenoſſen ſtanden, waren mit ſehr geringen Auflagen belaſtet, und erfreuten ſich eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit, und vieler Municipalitätsrechte, welche den Geiſt der Örtlichkeit befriedigten. In den größern Cantonen, z. B. Bern, Zürich ꝛc., wo die Regierung in den Händen ihrer Hauptſtädte oder eines Theils ihrer Bürger war, die außerdem noch mancher Vorrechte genoſſen, herrſchte blühender Wohlſtand. Nirgend kannte man drückende Auflagen, aber faſt allenthalben eine gewiſſenhafte öffentliche Verwaltung, eine einfache, mit wenig Koſten verbundene Rechtspflege, und wohlthätige Anſtalten für die Hülfsbedürftigen. Jedoch bei allen dieſen Vortheilen dauerten die alten innern Mißhelligkeiten fort, und neue Unruhen erhoben ſich von 1790 an, wodurch das Staatsgebäude erſchüttert, ſogar häufig Blut vergoſſen und Strafen nothwendig wurden. So ſtandhaft die Schweizer übrigens während des Revolutionskriegs ihre Neutralität ſowohl gegen Frankreich, wie gegen deſſen Feinde behaup-

tet hatten, ſo wurden ſie doch nach und nach durch franzöſiſche Gewalt und List ihrer bisherigen Verfaſſungen beraubt, und nachdem die Franzoſen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpiniſchen Republik vereint hatten, in Eine und untheilbare helvetiſche Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirectorium aus fünf Perſonen die Regierung beſorgte. Die geſetzgebende Gewalt war zwiſchen einem Senat und einem großen Rath, für welche jeder der vierzehn Cantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt. Vergebens ſuchten einzelne demokratiſche Cantone erſt jetzt die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern. Sie wurden bald beſiegt. Aber die Bedrückungen der Franzoſen, die Eigenmacht, womit ſie auf die Beſetzung der oberſten Stellen wirkten, die große Zahl ſchlechter und bedeutungsloſer Menſchen, welche zu den erſten Ämtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Nidwalden empörte ſich, wurde freilich nach wenigen Monaten ſchon beſiegt; aber die Franzoſen mußten dieſen Sieg ſehr theuer erkaufen. 1802 brach eine faſt allgemeine Gegenrevolution gegen die neue helvetiſche Regierung aus, dieſe mußte von Aarau nach Luzern, von dort nach Bern flüchten. Zürich verſchloß den Truppen der Regierung ſeine Thore, und wurde dafür vergeblich von ihnen beſchoſſen. Napoleon Bonaparte, damals noch erſter Conſul, nöthigte jedoch die Schweizer die Waffen niederzulegen, und führte durch die Mediatiſationsacte vom 9ten Februar 1803 das Cantonalſyſtem wieder ein. (M. ſ. auch Helvetien) Der Cantone ſollten neunzehn ſeyn, nämlich Aargau, Appenzell, Baſel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schafhauſen, Schweiz, Solothurn, Teſſin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt, Zug, Zürich. Die Walliſerrepublik ward 1810 durch Napoleons Machtſpruch in ein franzöſiſches Departement verwandelt, und ſchon 1806 hatte er Neuenburg, welches ihm von Preußen abgetreten war, aber als ſchutzverwandter Staat zur Schweiz gehörte, dem General Alexander Berthier, als ein ſouveränes Fürſtenthum gegeben, der jedoch dies Land mit Milde behandelte. Napoleon hatte den Titel eines Vermittlers der Schweiz angenommen, und immer drückender wurde jetzt der Kriegsdienſt, welchen dies Land ſeinem Vermittler gegen Beſoldung leiſten mußte. Nur durch Entſchloſſenheit und große Geldaufopferungen vermochte die Mehrzahl der Cantonsregierungen größern Druck abzuwenden; aber doch mußte man das Continentalſyſtem annehmen, und den Canton Teſſin hielten franzöſiſche Truppen Jahre lang beſetzt. 1813, als ſich der Schauplatz des großen Freiheitskrieges der Schweiz näherte, geſtand Frankreich den Schweizern die Neutralität zu; die Verbündeten aber erklärten ſich nicht beſtimmt, und plötzlich zogen große Heere derſelben in verſchiednen Richtungen durch dieſes Land nach Frankreich zu. Bei ihrem Eintritte entſtanden in manchen Gegenden Gährungen, und zuerſt ſuchte Bern (1814), nachher mehrere Cantone zu ihren alten Verfaſſungen zurückzukehren. Durch viele und uneigennützige Bemühungen der verbündeten Monarchen wurden endlich die Cantone zu gemeinſchaftlichen Berathungen vermocht; aber kleine Revolutionen und Gegenrevolutionen erſchütterten mehrere Cantone. Einige bewaffneten ſich gegen einander; andre genoſſen einer glücklichen Ruhe, und erwarben ſich die Achtung des Auslandes. Alle arbeiteten ihre

Verfaſſungen um. Die ältern Cantone näherten ſich mehr oder weniger den vormaligen. Den Verfaſſungen der neuern ſuchte man mehr Feſtigkeit zu geben. Zu Zürich verſammelte ſich endlich eine Tagſatzung, und eine neue Bundesverfaſſung, der alten ähnlich, aber mit mehr Einheit, obgleich drei wechſelnde Vororte Zürich, Bern und Lucern, beſtimmt wurden, ward angenommen. Der wiener Congreß erkannte dieſes Bündniß an. Das Bisthum Baſel ward nebſt Biel dem Canton Bern überlaſſen, doch wurde der Diſtrict Birseck davon ausgenommen, welcher an Baſel, und ſo auch ein kleiner Theil, welcher an Neuenburg fiel. Neuenburg kehrte zu ſeinen frühern Verhältniſſen gegen Preußen zurück, und trat, ſo wie Genf und Wallis, mit unter die Anzahl der Schweizercantone, deren jetzt alſo 22 beſtehen. — In geographiſcher Rückſicht iſt die Schweiz übrigens eins der höchſten, wo nicht das höchſte Land in Europa, und beſteht größtentheils aus neben und auf einander ſtehenden Bergen, zwiſchen denen ſich enge Thäler befinden. Die Berge ſind zum Theil in langen Reihen verknüpft, und manche ungeheuer hoch. Die höchſten, zu denen der St. Gotthardsberg (ſ. d. Art.) im Canton Uri, und der Finſteraarhorn im Canton Bern (der 13.432 pariſer Fuß über die Meeresfläche haben ſoll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenſchen und graubündenſchen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge ſind in Hinſicht ihrer Beſchaffenheit ſehr verſchieden. Die unterſte Gegend an denſelben bietet dicke Wälder und fette Wieſen dar; die mittlere beſteht aus Alpen oder Alpengen, d. i. ſolchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachſen ſind; die dritte Gegend beſteht aus ſpitzigen, faſt unerſteiglichen Felſen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eiſe und Schnee bedeckt ſind. Die mittlern Gegenden oder Alpen werden im Sommer von den ſogenannten Älplern bewohnt, die ihr Vieh weiden, welches hier wohlriechende, kurze und kräftige Kräuter und vortreffliche Quellen, Flüſſe und Bäche findet, die auf den Bergen entſpringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen iſt den Sennen überlaſſen, welche die Milch, die Butter und den Käſe ſammeln, und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müſſen; (ſ. Sennen). Die Gletſcher oder Firnen ſind entweder die unfruchtbaren Theile der Berge, oder auch ſolche, die bloß aus Schnee und Eis beſtehen. Dieſe Eisgebirge fangen im Canton Glarus an, ziehen ſich nach Graubünden, von dort in den Canton Uri und endlich in den Canton Bern hinab. Die Hauptanlage zu einem Eisberge gibt ein Thal, deſſen Grund ein Felſen, und deſſen Abhang zu klein iſt, dem von oben herabkommenden Schnee und Schneewaſſer freien Abzug zu geben. So entſtehen allmählig große Eis- und Schneeklumpen, die das Thal füllen. Bei dieſen mannichfachen Abwechſelungen der Berge und Thäler gibt es in dem größten Theil der Schweiz die ſeltenſten Naturſchauſpiele; an mehreren Orten ſieht man auf einem kleinen Bezirke alle vier Jahrszeiten auf einmal, und oft tritt man ſo in die Mitte von Frühling und Sommer, daß man mit einer Hand Schnee, mit der andern Blumen von der Erde aufheben kann. Keiner der hohen Berge iſt ohne Waſſerfälle, und da man nicht immer mit den Augen ihren Anfang erreichen kann, weil die Berge ſich in den Wolken verlieren, ſo ſcheint

es oft, als ob die Waſſerfälle vom Himmel über die Felſen herabkämen. Auch die in der Schweiz befindlichen großen Landſeen und Flüſſe, durch welche das Land zugleich in Anſehung des Fiſchfanges große Vortheile hat, bei denen es aber allerdings auffällt, daß kein einziger ſchiffbarer Strom vorhanden iſt, bilden zum Theil ſchöne, mahleriſche Gegenden, und gewähren dem Auge die reizendſten Ausſichten. Der züricher See iſt einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der genfer See, deſſen Länge 20 und deſſen Breite 5-6 Stunden beträgt, der nauenburger und der vier waldſtädter See ſind wegen ihrer herrlichen Gegenden berühmt. Von den Flüſſen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Räß, die Rhone und der Teſſino die vorzüglichſten ſind, ſind die erſtern beiden beſonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch ſeinen dreimaligen Rheinfall (ſ. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, zwei Stunden von Geſtinen, über dieſen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet ſich zwiſchen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieſer Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräuſch hindurch. An den Bergen ſind übrigens die vortrefflichſten Quellen, auch heiße und kalte heilſame Bäder und Geſundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des züricher, baſeler, ſchafhauſer, berner, ſolothurner und freiburger Gebiets, iſt dies Alles anders; denn obgleich auch hier Berge ſind, ſo iſt doch dieſer kleinere Theil der Schweiz weit ebner, und man findet hier keine Alpen, keine Waſſerfälle, wenige Bäume, und im Sommer weder Eis noch Schnee. — Übrigens ſind die Berge faſt allenthalben unten mit Äckern, Wieſen, Weinbergen und Bäumen beſetzt, auch die Felſen, wenn auch mit Steinen bedeckt, ſind dennoch fruchtbar. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, beſonders Kalk und thonartige Erden, Schieferſtein, ſchwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaſter (vorzüglich in Wallis), ferner Spath, Quarze, Cryſtalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen ꝛc.; auch Silber, Kupfer und Eiſenerden ſind vorhanden; Goldkörner findet man in Flüſſen. An Gewächſen iſt die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau iſt bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Holland, England, Schwaben ſehr groß. Baumfrüchte gibt es viel; das Getraide aber, wofür das viele Milchvieh ein Hinderniß iſt, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner iſt die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiſte beiträgt. Die Milch, beſonders die Schweizerkäſe, ſind bekannt und berühmt, und der Handel mit dem letztern nach Deutſchland, Frankreich und Italien iſt äußerſt ſtark. Von wilden Thieren ſind bemerkenswerth: die Gemſen (wovon ein Theil, die Gratthiere, welche kleiner ſind, ſich auf den höchſten unzugänglichſten Bergen aufhält; der andre Theil, die eigentlichen Gemſen, welche etwas größer ſind, hingegen mehr in Gebüſchen und Wäldern); ferner die Murmelthiere und die Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft, ſo ſind die ſchweizer Leinwand, Garne, ihre baumwollenen Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt iſt, und die Seidenbandfabriken in Baſel, die vordem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken.

N. P.

Schweizer, (Anton), Capellmeiſter in Gotha, geboren zu Coburg 1737, ſtudirte die Compoſition bei Kleinknecht in Bayreuth, vollendete ſeine künſtleriſche Bildung in Italien, ſtand nachher in weimariſchen, zuletzt in gothaiſchen Dienſten, und ſtarb den 23ſten November 1787. Durch ſeine Compoſitionen fürs Theater: Elyſium, ein muſikaliſches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceſte, eine ernſthafte Oper von Wieland 1774 ꝛc. hat er ſich als ein vorzügliches Genie in ſeiner Kunſt gezeigt.

Schwenkfeld und Schwenkfeldianer, ſ. d. Art Secten.

Schwere (allgemeine), ſ. Gravitation.

Schwerin (Curt Chriſtoph, Graf von), königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, Gouverneur der Feſtungen Brieg und Neiße, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Erbküchenmeiſter des Herzogthums Pommern, Domherr zu Minden, Droſt der meklenburgiſchen Pfandämter, Amtshauptmann zu Jerichow u. ſ. w., Erbherr zu Schwerinsburg, Loewitz u. ſ. w. Dieſer in der Kriegsgeſchichte Preußens unſterblich gewordene Held war 1684 in Schwediſch-Pommern geboren, empfing eine ſorgfältige, wiſſenſchaftliche Erziehung und ſtudirte zu Leyden Greifswalde und Roſtock. Friedrich II. erwähnt in einer Rede, die er an die pommerſchen Stände hielt, jener Reiſe Schwerins nach den Niederlanden, auf die ihm ſein Vater einen Thaler und eine Ohrfeige mitgegeben, mit den Worten: „das leide von keinem Andern.“ Schwerin trat 1700 als Fähndrich in holländiſche Kriegsdienſte. In dem Regimente, deſſen Chef ſein Oheim war, ſtand ſein älterer Bruder als Obriſt-Lieutenant. Dieſer, der Schwerins Wahl mißbilligte, ſuchte ihm den Militärdienſt auf jede Weiſe zu verleiden. Aber aller Druck erſchütterte ſeinen Entſchluß nicht, ſondern diente nur dazu, ſeine Kräfte noch tüchtiger und vollkommner zu entwickeln. Der damalige Krieg, wo unter Eugen und Marlborough auch die holländiſchen Kriegsvölker gegen die franzöſiſche Macht kämpften, ward für Schwerin eine gewünſchte Schule der militäriſchen Bildung. Er wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, ſo wie dem Angriff des Schellenbergs, wo ſein Bruder fiel, bei, und wurde den 10ten September 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländiſchen in herzoglich-meklenburgiſche Dienſte, wurde 1708 Obriſter und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geſchickt, wo er ſich ein volles Jahr aufhielt Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier; 1718 wurde er Generalmajor und als ſolcher ſchug er, indem er alle Schwierigkeiten ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe zu überwinden wußte, 1719 bei Walsmöln mit 12,000 Mann die kaiſerliche Commiſſionsarmee von 13,000 Mann hannöveriſcher Truppen, welche die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und ſeinen Landſtänden beilegen ſollte. Als aber der Herzog ſein Heer bedeutend verringerte und zu gleicher Zeit Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin, deſſen Güter in dieſer Landſchaft lagen, in preußiſche Dienſte. Friedrich Wilhelm I. ſchickte ihn als Geſandten nach Warſchau, um dort die thorniſchen Unruhen zum Beſten der Evangeliſchen beizulegen. Schwerin vollzog dieſen Auftrag glücklich, ward 1720 General-Major und erhielt 1722 das ſchwendyſche Regiment. 1730 wurde er Gouverneur von Peitz und 1731 General-Lieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. In dieſer Eigenſchaft rückte er 1733 ins Meklenburgiſche, und vertrieb daraus die hannöveriſchen Truppen, die der oben er-

wähnten Urſache wegen noch immer im Lande waren. Auch bei dieſer Unternehmung zeigte er eben ſo viel Vorſicht als Scharfblick und Feldherrntalent, und befeſtigte ſich dadurch nur noch mehr in der Gunſt und dem Vertrauen ſeines Königs. Dieſer zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militäriſche Angelegenheiten verhandelt wurden, ſondern er machte ihn auch zum Theilnehmer ſeiner Reiſen und Vergnügungen. 1739 wurde Schwerin zum General en Chef der preußiſchen Infanterie ernannt, die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen ſuchte. Friedrich II. kannte Schwerins Werth; er ſchätzte in ihm einen Feldherrn voll Erfahrungen, die ihm ſelbſt noch abgingen, und noch im Jul. 1740 erhob er ihn zum Generalfeldmarſchall, nachdem er ihm und ſeinem Bruder die Grafenwürde ertheilt hatte. Noch in demſelben Jahre führte der erſte ſchleſiſche Krieg das preußiſche Heer ins Feld. Vor der Eröffnung deſſelben berief der König ſeinen Feldmarſchall nach Rheinsberg, um mit ihm die Operationsplane zu verabreden. Jetzt hatte Schwerin ein würdiges Feld für ſein Genie gefunden. Unter ſeinem Oberbefehl ſammelte ſich ein Heer bei Croſſen, und brach, ſobald der König ſich an die Spitze geſtellt hatte, trotz der ungünſtigen Jahreszeit in Schleſien ein. Im Anfang des Januars 1741 war ganz Nordſchleſien mit Ausnahme von Glogau erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzug nach Mähren. Er nahm Beſitz von dem größten Theile von Oberſchleſien und dehnte ſein Heer über Oberberg und Teſchen bis tief nach Mähren aus. In kurzem war ganz Schleſien bis auf Neiße und Brieg in preußiſchen Händen. Inzwiſchen hatte ſich unter Neuperg ein öſterreichiſches Heer in Mähren geſammelt und war bis Molwitz vorgerückt. Am 10ten Auguſt 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenſchußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Öſterreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunkt an der Spitze des Fußvolks mit unerſchütterlichem Muth und dem feſten Vorſatz, alles zu wagen für die Ehre der preußiſchen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zwei Mal verwundet führte er ſeine Bataillone in geradem Anmarſch, trotz der gegenüberſtehenden Batterien und des ſcharfen Kleingewehrsfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und ſchon verzweifelte Friedrich an dem Sieg, als um 7 Uhr Abends das öſterreichiſche Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entſchieden und Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erſt tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, ſo wie die Beſetzung von Breslau durch Schwerin folgten ſchnell auf dieſen Sieg. Seine Geſundheit wieder herzuſtellen, begab ſich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October deſſelben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Feſtungen Brieg und Neiße. Der Friede, der dem nächſten Feldzuge ſchon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten ſchleſiſchen Krieg. Während der König ſelbſt einen Theil ſeines Heeres durch Sachſen und die Lauſitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schleſien durch die Grafſchaft Glaz ebenfalls in Böhmen ein.

Vor Prag trafen beide zuſammen und unternahmen ſogleich deſſen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen, und am 16ten September unterzeichnete er die Capitulation wegen Übergabe der Stadt, und zog mit dem ſiegenden Heere in Prag ein. Faſt ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eiferſucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und ſich zurückzuziehen. Von einem überlegnen Feinde, der kläglich jeder Hauptſchlacht auswich, verfolgt und unabläſſig beunruhigt, geſchah dieſer Rückzug nicht ohne großen Verluſt, aber auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkſtelligten. Schwerins Unerſchrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beſchwerden dieſes Rückzugs hatten ſeine Geſundheit ſo erſchüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereigniſſen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüſtig und neugeſtärkt ſtand beim Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs Schwerin an der Spitze des dritten preußiſchen Heers, das von Schleſien aus die Öſterreicher beobachten ſollte. Nach der lowoſitzer Schlacht drang er in Böhmen ein, um die Vereinigung Piccolomini's und Browns zu verhindern. Er erreichte dieſen Zweck vollkommen, gewann den Öſterreichern mehrere Vortheile ab, und zog ſich ohne Verluſt in die Winterquartiere nach Schleſien zurück, da Friedrich erſt im nächſten Jahre etwas Entſcheidendes in Böhmen ausführen wollte. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin, ein ungeſchwächter Greis, befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er ſchon den 18ten April in fünf Colonnen in Böhmen einrückte. Sein feuriger Muth beſeelte Alle. An allen Orten, beſonders bei Trautenau, Reichenberg und Jungbunzlau wurden die Öſterreicher zurückgedrängt und ihre reichen Magazine erobert. Die wichtigen Poſten Benatek, Altbunzlau und Brandeis wurden genommen, und bei letzterm Orte der Übergang über die Elbe bewerkſtelligt. Der König und Fürſt Moritz von Anhalt waren indeſſen von Sachſen aus auf Prag gerückt und vereinigten ſich unweit Broſitz mit dem ſchwerinſchen Heere. Die Öſterreicher hatten eine feſte Stellung auf den Bergen jenſeit der Stadt genommen. Mit Anbruch des 6ten Mai beſichtigten Friedrich, Schwerin und Winterfeld die Stellung des Feindes und beſchloſſen den Angriff, der nur auf den feindlichen rechten Flügel geſchehen konnte. Aber auch hier war er mit den äußerſten Gefahren und Beſchwerden verknüpft. Der öſterreichiſche General Brown hatte ſeine Reiterei verſtärkt, ſo daß ſie die preußiſche zu überflügeln drohte, die Infanterie aber mußte auf ſchmalen Fußwegen faſt Mann für Mann die Höhen hinaufſteigen und wurde, wenn ſie dieſe Schwierigkeit überwunden hatte und ſich aufſtellen wollte, von einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer niedergeſchmettert. Dieſer augenſcheinlichſten Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, und feuerte die heranrückenden Soldaten an, ſtellte die Ordnung der Bataillone wieder her. Aber auch ſein heldenmüthiges Beiſpiel ſcheint nicht mehr wirken zu wollen; das zweite Bataillon ſeines eignen Regiments fängt an zu wanken, und die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In dieſem entſcheidenden Augenblick ergreift der greiſe Krieger voll edler Begeiſterung ſelbſt die Fahne und ruft ſeinen Cammeraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und dringen ihrem Feldherrn mit feſtem Schritte nach. Aber kaum iſt dieſer zwölf Schritte vorgerückt, als er von vier Kartätſchenkugeln entſeelt nie-

dergeſtreckt wird. Mit ſeinem Blute ward der Sieg erkauft. Wohl kein andrer preußiſcher Held des ſiebenjährigen Krieges ward ſo allgemein betrauert als Schwerin, der, ein zweiundſiebzigjähriger Greis, für das Vaterland ſtarb und noch jetzt iſt ſeine Name in dem Munde jedes deutſchen Kriegers. Volksgeſänge bringen ihn auf den Enkel und mit dem Andenken an die prager Schlacht wird Schwerins Name ſtets fortleben. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden; ſpäter aber ließ der dankbare Monarch ſein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. Schwerin verband mit unerſchütterlichem Muth und ſcharfem richtigen Blick eine Milde und Freundlichkeit, die ihm nicht nur die Hochachtung, ſondern auch die Liebe ſeiner Untergebenen erwarb, und einen echt religiöſen Sinn, der ihn zum Vorbilde und Vater ſeiner Soldaten machte; dabei beſaß er umfaſſende und gründliche Kenntniſſe. Er war der lateiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache mächtig, ſchrieb ſelbſt eine Kriegskunſt und verfaßte mehrere religiöſe Lieder. Von ſeinen Talenten als Staatsmann zeugen ſeine öftern Geſandtſchaften, von ſeinen Talenten als Feldherr aber ſeine ganze kriegeriſche Laufbahn bis an ſeinen Tod.

Schwerin, ein Fürſtenthum im Großherzogthume Meklenburg-Schwerin, zu dem es gehört, iſt ungefähr 4 bis 5 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, hat fruchtbare und ſchöne Gegenden, aber auch ſehr viel Sand und Tannenwälder. Übrigens enthält es nur 3 Städte, nämlich Bützow, Warin und Schelfe, 6 Ämter, ein evangeliſches Fräuleinſtift, Rühn, und ungefähr 27,000 Einwohner. Bützow, die Hauptſtadt, liegt in einer ſehr angenehmen Gegend an der Warnow, iſt wohl gebauet, hat große Spielkartenfabriken, beträchtlichen Handel und etwa 4500 Einwohner. Es iſt hier auch der Sitz eines Criminalcollegiums, und eines großherzoglichen Amts. Früherhin war hier eine Univerſität, die 1788 mit der zu Roſtock vereinigt und dorthin verlegt wurde. Dieſes Fürſtenthum, welches mit dem eigentlichen Herzogthume Meklenburg-Schwerin nicht zu verwechſeln iſt, ward 1648, bis wohin es ein Bisthum geweſen war, ſäculariſirt, und als ein weltliches Reichsfürſtenthum dem Herzoge zu ſeiner Entſchädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrſchaft Wismar übergeben. Das Fürſtenthum Schwerin hat keine ſolche landſtändiſche Verfaſſung, wie die Herzogthümer Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Güſtrow nebſt der Herrſchaft Roſtock ſie haben, ſondern iſt, ſo wie Wismar, ohne durch Stände repräſentirt zu werden, dem Großherzoge unterworfen. Die Einwohner dieſes Landes ſind größtentheils lutheriſch, doch gibt es auch viele Reformirte, beſonders franzöſiſcher Herkunft.

Schwerin iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt nicht bloß des eigentlichen Herzogthums Meklenburg-Schwerin, ſondern auch des ganzen Großherzogthums dieſes Namens. Sie liegt in einer ſehr angenehmen Gegend, an einem großen und fiſchreichen, nach ihr benannten See. Das herzogliche Reſidenzſchloß, von gothiſcher Bauart, liegt auf einer Inſel dieſes Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zuſammen. Die vortreffliche Gemähldegallerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der ſchöne Luſtgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, ſind ſehenswerth. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr gut gebauet, hat beträchtlichen Handel und ungefähr (die Schelfe nicht mitgerechnet) 11,500 Einwohner.

Sie iſt zugleich der Sitz des Geheimenrathscollegiums der großherzoglichen Regierung und Lehnkammer, des Kriegscollegiums, einer Juſtizkanzlei, eines Kammercollegiums, der Reluition: ⸗ und Rentkammer, und anderer Behörden. Die Schelfe iſt eine Stadt für ſich, gehört zum Fürſtenthum Schwerin, und hat auch ihren beſondern Magiſtrat. Sie hängt aber mit Schwerin ſo genau zuſammen, daß ſie beide gemeiniglich als eine Stadt betrachtet werden. Die Schelfe hat etwa 3500 Einwohner. In beiden Städten ſind noch zu bemerken: die Domkirche und Domſchule auf der Schelfe, die neuſtädter und die Schloßkirche, welche ſämmtlich den Lutheranern gehören. Die Catholiken haben in Schwerin gleichfalls eine ſehr ſchöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienſt aber in Privathäuſern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden haben hingegen eine bedeutende Synagoge.

Schwert heißt beim Schiffbau das Zubehör des davon auch benannten Schiffs, das an jeder Seite deſſelben (gleichſam wie ein Degen, den man an der Seite trägt) hängt, und aus verſchiedenen ſtarken mit Eiſen verbundenen Planken, beinahe wie eine Schuhſohle, zuſammengeſetzt iſt. Es wird daſſelbe, wenn man dicht an den Wind ſegelt, an der unter dem Winde liegenden Seite ſenkrecht ins Waſſer gelaſſen, um das Abtreiben des Schiffs zu verhüten, oder doch zu vermindern. Dies Werkzeug iſt beſonders bei den Holländern ſehr gebräuchlich.

Schwertmage oder Schwertmagen (altdeutſch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite; hingegen Spillmage oder Spindelmagen ein Verwandter mütterlicher Seite. Mage oder Magen überhaupt nannte man einen Verwandten; Magenſchaft Verwandtſchaft, in entfernterer Bedeutung auch Geſellſchaft, daher auch Mascopei, eine Verwandtſchaft, Geſellſchaft, z. B. Handlungsgeſellſchaft. Schwertleben iſt gleichbedeutend mit Mannlehen, und Schwerttheil heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten. Im gewöhnlichen und Geſchäftsleben hat ſich der Ausdruck Mascopei am meiſten erhalten, jedoch wird er häufig unrichtig für Verſtellung, verſtellter Contract (contractus fictus) gebraucht.

Schwertorden, ſ. Orden.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Waſſer iſt, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Waſſer taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Waſſer zu ſchwimmen; aber dennoch bleibt er, indem er auch ſchwimmt, mit einem Theile unter dem Waſſer, welches ſein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und ſo viel wiegt, als er ſelbſt. Auch eigenthümlich ſchwere Körper ſchwimmen im Waſſer, wenn ſie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden ſind. So ſchwimmen Kähne von Blech, wenn ſie nur ſo gemacht ſind, daß ſie, wenn man ſie bis an den Rand ins Waſſer taucht, eine Menge Waſſer aus ihrem Orte vertreiben, das viel ſchwerer als ſie iſt. Menſchen und Thiere ſind nur ſehr wenig ſchwerer als Waſſer, öfters etwas leichter, daher kömmt es, daß Menſchen, wenn ſie ertrinken, mehrentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß ſehr aufgeblaſen und geſpannt ſind, oben wieder zum Vorſchein kommen und ſchwimmen. Menſchen und Thiere, wenn ſie ſich lebend auf dem Waſſer erhalten wollen,

drücken durch Schlagen und Stoßen das Waſſer unter ſich ſtärker zuſammen, damit es ſie ſtärker hebe, als ruhiges Waſſer, indeſſen hat ſelbſt die Natur das Thier geſchickter zum Schwimmen als den Menſchen gemacht, denn ſie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, in Verhältniß zu dem übrigen Körper viel leichter gemacht, als bei dem Menſchen. Diejenigen, welche nicht ſchwimmen können, binden ſich einige mit Luft angefüllte Blaſen um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an, die mit Kork gefüttert ſind, ehe ſie ſich dem Waſſer anvertrauen. Dergleichen Hülfsmittel ſind zwar zureichend, ſie können aber dennoch, wenn wir nicht geſchickt genug ſind, uns ſelbſt zu helfen, nicht verhindern, daß wir nicht zuweilen im Waſſer umſchlagen, mit dem Kopfe unter daſſelbe kommen und ertrinken. Daher iſt die Kunſt zu ſchwimmen gewiß eine der nöthigſten und nützlichſten; denn die meiſten Menſchen verunglücken im Waſſer aus Mangel derſelben und aus Beſtürzung. Indeſſen verdient wohl noch angemerkt zu werden, daß man Menſchen, die im Begriffe ſind, zu ertrinken, ſo lange ſie ſich im Waſſer befinden, mit einer ſehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fiſche haben von Natur, um ſich im Waſſer zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blaſe erhalten, die ſie ausdehnen und zuſammenziehen können. Im erſtern Falle wird der Umfang des Fiſches vermehrt und er ſteigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er ſich im Waſſer niederlaſſen kann; bloß denjenigen Fiſchen, die ſtets auf dem Boden der Gewäſſer leben, fehlt dieſe Blaſe.

Schwimmvögel, ſ. Vögel.

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menſchen, bei welchem die Gegenſtände um ihn her in ſchwankende oder drehende Bewegung zu gerathen ſcheinen, verſchiedene Farben vor den Augen flimmern, auch ihm alles dunkel und ſchwarz vor den Augen wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreiſe, und endlich ein Niederſtürzen des Kranken entſteht. Meiſtens ſcheinen vorher noch einem ſolchen Menſchen dabei verſchiedene einzelne Gegenſtände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entſteht Ekel und Erbrechen, Sauſen, Ziſchen oder ſonſt unangenehmes Geräuſch in den Ohren, und Mangel an Erkennung des Orts, wo der Kranke ſich befindet. Bei dem wirklichen Fallen ſtellt ſich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtloſigkeit mit ein. In dieſem Zuſtande bringen die Kranken verſchiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsſchlag liegt, oder in den Zuſtand von Schlagfluß, in Epilepſie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt ſich, ſteht wieder auf, und empfindet bloß eine Schwäche nach einem ſolchen Anfalle. Alle dieſe Zufälle, ſo ſchwer auch ihre Erklärung iſt, deuten doch darauf hin, daß die gemeinſchaftliche und weſentliche Urſache in dem Gehirne, und wohl vorzüglich in dem Theile deſſelben abgehen, von welchem die Nerven des Geſichts und des Gehörs, in welchem das Organ des Bewußtſeyns iſt, alſo in dem Theile, welcher das gemeinſchaftliche Empfindungsorgan, (sensorium commune) genannt wird. Ältere Ärzte*) haben es

*) Z. B. Willis, Zacutus, Plater.

aus einer Kreisbewegung der im Gehirn befindlichen Lebensgeiſter erklären wollen, welches ſich aber nach den jetzigen geläuterten Anſichten der Phyſiologie der Gehirnfunctionen nicht mehr beachten läßt. Nach Marcus Herz*) iſt der Schwindel der Zuſtand von Verwirrung, in welchem ſich die Seele wegen der zu ſchnellen Folge ihrer Vorſtellungen befindet. Sollen nämlich Vorſtellungen, ſie kommen nun von Anſchauungen oder von der Phantaſie her, zu völliger Klarheit kommen, ſo muß dabei die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger verweilen, um ſie vollſtändig faſſen zu können. Dann erſt iſt dieſe Vorſtellung klar geworden, die Seele kann ſie anreihen mit andern Vorſtellungen, und zur folgenden übergehen, welche ſie ſich auf gleiche Weiſe zur Klarheit bringt. Will ſich die Seele eine ganze Reihe von Gegenſtänden klar vorſtellen, ſo muß ſie jeden einzeln auf dieſe Weiſe anſchauen und umfaſſen, wozu eine gewiſſe Zeit gehört, welche nach der verſchiedenen Faſſungskraft der Seele auch verſchieden iſt. Geſchieht die Anſchauung der Gegenſtände zu ſchnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu faſſen, ſo bleiben die Vorſtellungen dunkel, und fließen in ein undeutliches Bild zuſammen. So entſteht ein künſtlicher Schwindel, wenn man ſich ſchnell in einem Kreiſe herumdreht, und in ſchnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenſtände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorſtellung in der Seele zurücklaſſen kann, ſo daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zuſammen ſchwimmt. Da nun die Function des Geiſtes an das Organ gebunden iſt, ſo nimmt auch dieſes an der Verwirrung Antheil und wird auf eine ſo widrige Weiſe afficirt, daß dieſe drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit anhält, auch wohl die widrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das Hirnorgan in Verbindung ſteht, namentlich auf den ſympathiſchen, der das Cerebralſyſtem mit dem Ganglienſyſtem in Verbindung ſetzt, ſich fortpflanzt, wodurch die Empfindung von Übelbefinden in der Magengegend, von Ekel, Übelkeit bis zum wirklichen Erbrechen entſteht. Auch das Schwanken in der Bewegung, die Furcht zu Fallen und das wirkliche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans her. Das Aufrechthalten des Körpers findet nämlich nur dadurch Statt, daß die von dem Cerebralſyſtem abhängigen, in ihrer Wirkung einander entgegengeſetzten, (antagoniſtiſchen) Muskeln des Körpers durch den Einfluß des Nervenäthers im Gleichgewicht gehalten werden. Dieſes Gleichgewicht wird aber unterbrochen, ſobald die regelmäßige Einwirkung von dem Gehirn nach den antagoniſtiſchen Muskeln geſtört wird, woher denn die unſichere Haltung des Körpers, das Schwanken und endliche Niederfallen deſſelben von dem unregelmäßigen Zittern der Muskeln, von der Erſchlaffung der Streckmuskel entſteht, ſo daß der Schwerpunkt des Körpers nicht mehr gehörig unterſtützt wird, bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, und endlich der Menſch, das Gleichgewicht gänzlich verlierend, wirklich niederfallen muß, wenn er nicht einen feſten Stützpunkt erfaſſen kann, durch welchen er im Stande iſt, den Schwerpunkt des Körpers wieder in ſeine Gewalt zu bekommen, oder wenn nicht überhaupt dieſer Zuſtand bald wieder nachläßt. Dieß geſchieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußern bald vorübergehenden Urſache herrührt; er kann aber

*) Verſuch über den Schwindel. Berlin 1791.

auch von einer innern Urſache entſtehen, iſt dann nicht allein von größerer Heftigkeit, ſondern auch von mehrerer Bedeutung. So wie von der Seele aus auf das Hirnorgan gewirkt, und durch zu große Schnelligkeit der Vorſtellungen eine unordentliche Erregung dieſes Organs verurſacht wird, ſo kann dieß auch von andern organiſchen Einwirkungen geſchehen. Manche Menſchen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vornämlich, bei denen das Organ des Bewußtſeyns, der Empfindungen und Vorſtellungen an eine langſame Function gewöhnt iſt, oder eine ſolche doch ſeit geraumer Zeit Statt findet, da alsdann eine erzwungene ſchnellere Folge der Ideen leichter eine unordentliche ſchnellere Bewegung des Nervenäthers im Gehirne bewirkt. Dies iſt z. B. der Fall bei Menſchen, deren Phantaſie nicht lebhaft iſt, bei phlegmatiſchen, auch bei wenig an Geiſtesanſtrengung gewöhnten Perſonen. Daher iſt auch bei alten Perſonen verhältnißmäßig mehr Anlage zum Schwindel als bei jungen, da bei jenen die Lebhaftigkeit der Organe ſchon nachläßt, auch die Ideenfolge nicht ſo raſch vor ſich geht und eine aufgezwungene Schnelligkeit der Vorſtellungen eben ſo wie eine phyſiſche ungewohnte Erregung des Gehirns leichter eine Unordnung und Störung in der Function und Bewegung des Nervenäthers des gemeinſchaftlichen Organs der Vorſtellungen hervorbringt, dahingegen bei der Jugend die Bewegung des Nervenäthers ſchon nach der Norm leichter, und der Ideengang raſcher und lebhafter vor ſich geht, ohne deßhalb in Unordnung zu gerathen. So können auch Kinder ſich ſchneller und leichter im Kreiſe herumbewegen, wie eine alte Perſon ohne ſchwindlich zu werden. Ferner disponirt auch Schwäche und größere Reizbarkeit des Nervenſyſtems überhaupt, und des Gehirns insbeſondere, zur leichtern Entſtehung des Schwindels, weil dieſes Organ alsdann weniger Energie zum Widerſtand gegen fremdartige Einwirkungen hat, und leicht in Unordnung gebracht werden kann. (Siehe den Artikel Schlagfluß). Daher werden hypochondriſche und hyſteriſche Perſonen ſchon auf leichte Urſachen mit dem Schwindel befallen, weil durch den ſympathiſchen Nerven die Verbindung der Nerven des Unterleibes mit dem Gehirn bei ihnen offener iſt, der Nervenäther der erſtern daher leichter nach dem Gehirn zuſtrömt, und daſelbſt als einigermaßen fremdartiger Reiz Störung und Unordnung in den Verrichtungen des Hirnorgans hervorbringt. Endlich gibt auch Anhäufung des Blutes im Kopfe nicht nur mehr Anlage zum Schwindel, ſondern wird auch oft Veranlaſſung zu deſſen völliger Ausbildung, theils indem dadurch vermehrte Abſonderung des Nervenäthers und beſchleunigte Function des Hirnorgans veranlaßt wird, theils auch indem der Druck der von Blut ſtrotzenden Gefäße auf das Hirnorgan ſtörend einwirkt. Ein auf äußere Veranlaſſung entſtandener Schwindel geht gewöhnlich bald wieder vorüber, ohne weitere Folgen zu hinterlaſſen, doch iſt es jedem, welcher Dispoſition zu dieſem Zufalle hat, ſehr anzurathen, alle Veranlaſſung zu der Entſtehung deſſelben, z. B. ſchnelles Herumdrehen, das Herabſehen von hohen Orten, Rückwärtsfahren und dergl. mehr, ſo viel als möglich zu vermeiden, theils weil es doch jedesmal eine ſehr unangenehme Empfindung verurſacht, theils weil die widrige Einwirkung auf das Hirnorgan deſſen Schwäche und Empfänglichkeit für ſtörende Einwirkungen vermehrt. Wo der Schwindel, ohne von ſolchen äußerlichen Urſachen erregt zu werden, von ſelbſt, d. h. von innern Urſachen entſteht, iſt er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf ge-

laſſen werden. Noch nöthiger iſt dies, wenn er nicht für ſich allein beſteht, ſondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B des Schlagfluſſes iſt, oder wenn er von einer Dispoſition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Urſachen zuſammenwirken. Die vom Alter und Geſchlecht herkommende Dispoſition kann freilich nicht gehoben werden, daher müſſen ſolche Perſonen ſich darauf beſchränken, alle veranlaſſenden Urſachen ſorgfältig zu meiden. Die von Schwäche und erhöhter Reizbarkeit, wie auch die von Vollblütigkeit gebildete Anlage kann, obgleich mitunter ſehr ſchwer, gehoben werden, doch muß auch in dieſen Fällen eine ſorgfältige Vermeidung der erregenden Urſachen Statt finden, weil die von jenen Urſachen herkommende Anlage ſtärker als die erſte iſt, und daher der Schwindel um ſo leichter auch auf geringe Urſachen entſtehen, und beſonders in noch gefährlichere Übel übergehen kann. Die Kenntniß der verſchiedenen Urſachen, welche zur wirklichen Entſtehung des Schwindels Gelegenheit geben, iſt auch für den Nichtarzt um deßwillen wichtig, weil ſie beſonders diejenigen, welche Anlage zu dieſem Übel haben, in Stand ſetzt, ſie um ſo beſſer zu vermeiden. Dieſe Urſachen ſind vorzüglich folgende: 1. Mechaniſchwirkende, z. B. Erſchütterung des Kopfes, durch heftige Stöße, durch Fallen, Druck von fremden Körpern im Gehirn. 2. Andrang des Blutes nach dem Kopfe. Außer den bekannten Zeichen der Vollblütigkeit überhaupt, deutet auch der Umſtand noch auf dieſe Urſache, wenn manche Perſonen, welche zuweilen Schwindel bekommen, in ruhigem Zuſtande, nüchtern, früh morgens, wenn ſie noch nicht viel genoſſen, ſich nicht erhitzt haben, keinen Anfall dieſes Übels bemerken; dagegen Erhitzung, zu ſtarke Bewegung, äußere Hitze, Sonnenwärme, Genuß geiſtiger Getränke denſelben am meiſten erregen. Auch von Unterdrückung gewohnter Blutungen, von übergehen gewohnter Aderläſſe, oder von zu ſchneller Stopfung einer heilſamen Blutung kann dieſe Urſache herkommen. 3. Schwäche von plötzlicher Entleerung von Blut, ſelbſt von Mangel an Blut, Nervenſchwäche insbeſondere, von Mangel an Nahrung, an geſunder Luft, von Selbſtſchwächung, oder von zu häufigem ſinnlichen Genuſſe. 4. Fremdartige Reize aus dem Unterleibe, beſonders aus dem Magen, in welchem Falle gewöhnlich andere Zeichen von Störung der Verdauung und von unregelmäßiger Verrichtung der Magennerven mit vorausgehen, z. B. übler Geſchmack, Mangel an Appetit, Ekel, Übelkeit und Erbrechen. Nur darf man hier nicht allein und einzig aus dem Ekel und Erbrechen, das zugleich mit dem Schwindel eintritt, auf Urſachen, welche in dem Magen ihren Urſprung haben ſollen, ſchließen, weil jene alsdann nicht Urſache, ſondern Wirkungen des Schwindels ſind. Wo ſie aber vorausgehen, da ſind Überladung mit Speiſen und Getränken, unverdauliche, oder ſchwerverdauliche Speiſen, Säure oder Schärfe im Magen, auch wohl Galle, oft Veranlaſſung. Aber auch aus einem zu leeren und nüchternen Magen ſteigt oft die Urſache zu dem Schwindel auf, beſonders bei Schwäche und Reizbarkeit des Nervenſyſtems, weil die Reizbarkeit der Magennerven bei Leerheit des Magens ſchon von ſelbſt zunimmt. Andere Krankheiten können aber gleichfalls Veranlaſſung des Schwindels werden, wenn die krankhafte Reizung ſich auf das Gehirn verſetzt. Die vorzüglichſten davon ſind catarrhaliſche Reizung von Verbreitung der Entzündung in der Schleim-

haut der Naſe beim Schnupfen bis in die Stirnhöhlen oder bis in die Nachbarſchaft des Gehirns (ſ. d. Art. Schnupfen), rheumatiſche und gichtiſche Entzündung im Gehirn, von Erkältung und Vernachläſſigung bei ſolchen Krankheiten, auch innere krankhafte Veränderung im Gehirn von plötzlich geheilten Hautkrankheiten, namentlich von Flechten und Krätze. Endlich auch unmittelbare abnorme Erregung des Gehirns von der Seele ſelbſt, zu ſtarke Anſtrengung durch anhaltende Geiſtesarbeiten, Studiren in der Nacht, oder zu bald nach dem Eſſen, heftige Erſchütterungen des Gemüths durch Affecten, ſowohl Freude als Schreck. Will man gegen den Schwindel etwas thun, ehe man einen Arzt um Rath fragen kann, ſo muß man ſich nach obigen Urſachen richten, außerdem kann oft durch ein Mittel mehr Schaden als Nutzen geſtiftet werden. Die häufigſten Gelegenheitsurſachen ſind wohl Vollblütigkeit, Reize aus dem Magen, und zu große Geiſtesanſtrengung. Man entferne alſo zunächſt dieſe Urſachen. Bei der Vollblütigkeit verſchaffe man dem Zudrang des Blutes nach dem Kopfe eine Ableitung durch lauwarme Fußbäder, erhalte den Leib offen, beſonders bediene man ſich der laulichen Klyſtire von Eſſig und Waſſer, nehme kühlende Salze, z. B. Salpeter, Weinſteinrahm mit Zucker. Bei Schwäche der Verdauung wende man magenſtärkende Mittel an, unter welchen man beſonders den Senf, den Kalmus und die Cubeben anrühmt. Gelehrte müſſen das Studiren bei Nacht und nach Tiſche unterlaſſen. Hypochondriſten und hyſteriſche Frauen ſind häufig dem Schwindel unterworfen, der zwar bald vorübergeht, indeſſen auf leichte Veranlaſſungen auch wiederkehrt. Dieſe müſſen beſonders auf Vermeidung aller Reizung der Unterleibsnerven Acht haben, blähende und ſaure Speiſen vermeiden, einen leichten Stuhlgang und Abgang der Blähungen zu erhalten ſuchen. H.

Schwindſucht iſt ein langwieriger krankhafter Zuſtand, mit Abnahme der Maſſe und der Kräfte des Körpers. Durch willkürlichen Gebrauch der Krankheitsbenennungen und Verwechſelung der Namen herrſcht im gemeinen Leben eine große Verwirrung in den Begriffen der verſchiedenen unter dieſe Claſſe gehörigen Arten von Krankheiten. Unter obiger Benennung wird daher oft auch Auszehrung, Abzehrung, Hektik, Phthiſis und Lungenſucht verſtanden. Wenn indeſſen einige Ordnung in die Begriffe dieſer Benennungen von Krankheiten gebracht werden ſoll, ſo müſſen wir uns theils an die urſprüngliche Ableitung und Bedeutung dieſer Worte halten, theils nach dem Gebrauch der ältern Ärzte, theils nach der jetzt genauern Kenntniß der hierhergehörigen Krankheiten richten. Wir behalten daher die Benennung Schwindſucht für den gemeinſchaftlichen Namen aller der Krankheiten, in welchen die Kräfte und das Fleiſch des Kranken allmählig abnehmen, gleichſam verſchwinden. Entſteht dieſe Abnahme von einem Mangel an Erſatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben ſelbſt, ſo können wir dieſen Zuſtand Atrophie benennen; entſteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, ſo geben wir ihm den Namen Abzehrung, worunter die nervöſe Abzehrung (tabes nervosa) gehört; entſteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz im Körper, ſo iſt es Hektik, Zehrfieber; entſteht aber die Schwindſucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper ſelbſt einen zu ſchnellen Verbrauch der Nahrungsſtoffe des Blutes durch die unabläſſige Eitererzeugung, oder auch Schleimabſonderung, und

eine Abnahme der Kräfte theils ſchon dadurch, theils durch ein anhaltendes ſchleichendes Fieber verurſacht, ſo können wir dieſen Zuſtand *Auszehrung* benennen, welche dann erſt wenn ſie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als *Lungenſucht* zunächſt bezeichnet wird. Jeder ſchwindſüchtige Zuſtand, in ſo fern er in einem Fehler der Lunge gegründet iſt, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindſucht belegt, beſonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden ſind. Eben ſo wird oft die Benennung Phthiſis und Hektik gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeineres Leiden, ohne beſtimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. Bei jeder Schwindſucht findet demnach allmählige Abmagerung Statt, zuerſt meiſtens an den Armen, auf dem Bruſtgebäude, dem Rücken, dann an den Schenkeln und Beinen, endlich in dem Geſichte, das ſich oft am längſten noch bei der gewöhnlichen Bildung erhält, endlich aber auch von Fleiſche abfällt. Zugleich verändert ſich die Farbe der Haut, beſonders im Geſichte, die lebhafte Röthe, die Rundung und Glätte, welche von dem Andrang des Lebensreizes im Blute herkommen, verlieren ſich, die Haut wird blaß, um die Augen herum bläulich, die Augen verlieren den Glanz, die Haut fällt zuſammen und wird runzlich. Dabei nehmen die Kräfte ab, der Kranke fühlt ſich auf geringe Bewegung bald ermüdet, kann auch nicht ſo weit mehr gehen, keine ſchwere Laſt mehr aufheben. Die Schwäche verbreitet ſich auch auf die Reſpirationsmuskeln, ſo daß der Athem ſchon nach leichter Bewegung, endlich ſogar beim Sprechen, kurz wird. Dieſe Schwäche geht im Verlaufe der Krankheit weiter, und erſtreckt ſich von dem Muskelſyſtem auf die Gefäße, zunächſt auf das arterielle Aderſyſtem, dann auf das Haargefäßſyſtem und die abſondernden Organe. Daher ſtellt ſich ein matter, weicher, frequenter Puls ein, und allemal bildet ſich ein langſames Fieber, (febris hectica s. lenta), bei manchen eher, bei andern ſpäter, daher entſtehen auch übermäßige Abſonderungen, Durchfall, Schweiße und wäſſrige Geſchwulſt der Füße. Die meiſten Schwindſuchten endigen auf dieſe Weiſe mit Fieber und Eiterung eines innern Organs, vorzüglich der Lungen, wenn ſie auch urſprünglich ihren Heerd in einem andern Organe hatten, oder gar nicht von örtlichen Urſachen herrührten. Nachdem nun die Schwindſucht von beſondern Urſachen entſteht, und in einem Subjecte ſich auf eine beſtimmte Weiſe darſtellte, geſellen ſich auch noch beſondere Symptome dazu. Die *Atrophie* entſteht nur bei Kindern, und kommt wahrſcheinlich nur bis in das zehnte oder zwölfte Jahr vor. Hier iſt der Heerd der Krankheit in dem Gekrösdrüſenſyſtem, und ſie beſteht in einer abnormen Anſchwellung und chroniſchen Entzündung der Gekrösdrüſen, die wohl in den meiſten Fällen in Eiterung, Lähmung oder Verhärtung derſelben übergeht, wenn ſie nicht zeitig genug gehoben und zertheilt wird. Das beſondere Symptom iſt, daß die Kinder gewöhnlich viel eſſen, aber doch dabei immer mehr von Kräften und von Fleiſch kommen. Nur der Unterleib iſt unverhältnißmäßig dick, hoch und elaſtiſch geſpannt. Bei dieſer Krankheit kommt der Nahrungsſtoff wahrſcheinlich nur ſehr ſparſam in das Blut, weil die einſaugenden Milchadern denſelben wenig aus den Gedärmen aufnehmen, und in das Blut überführen, auch die entzündeten und geſchwollenen Gekrösdrüſen theils dieſen Milchſaft nicht aufnehmen und durchführen, theils auch ihre Function an ihm nicht ausüben können, ihn näm-

lich nicht aſſimiliren (ſiehe den Artikel Aſſimilation), wodurch alſo dasjenige, was noch in das Blut kommt, nicht die gehörige Qualität bekommt, ſondern als roher mehr fremdartiger Stoff wirkt. Die Abzehrung, Tabes, entſteht nach zu großem Verluſt von Blut, oder andern edlen und dem Körper nöthigen Säften, ohne daß dieſer ſo ſchnell wieder erſetzt wird, als es die Aufrechthaltung der Geſundheit erfodert. Anhaltende Blutflüſſe, gewiſſe Ausſchweifungen geben zu dieſer Krankheit die meiſte Veranlaſſung, indem ſie zugleich eine Schwächung des Nervenſyſtems mit verurſachen. Daher kann auch ein jedes heftige Fieber, beſonders wenn es mit zu großem Verluſt von Blut oder andern Säften, durch Schweiße, Laxiren u. ſ. w. verbunden war, oder durch heftige Krämpfe im Nervenfieber eine ſo große Nervenſchwäche zurückließ, Abzehrung verurſachen. Eine häufig vorkommende hierhergehörige Art iſt die Nervenabzehrung, tabes nervosa. Bei dieſer iſt die Abmagerung zuerſt ohne örtliche Fehler, oft im Anfang ohne Fieber, mit großer Bläſſe des Geſichts, mit großer Schwäche, beſonders in den Schenkeln und Beinen, mit Gefühl von Kriebeln im Rücken und in dem Kreuze hinunter, mit unangenehmen Gefühlen von Ziehen und Spannen im Rücken. Die Verdauung iſt dabei ſchlecht und nimmt immer mehr ab. Der Schlaf iſt unruhig und elend; der Kranke fühlt ſich nicht davon erquickt. Die Witterung hat auffallenden Einfluß auf ihn; bei feuchter, noch mehr bei warmer und feuchter Luft fühlt er ſich ſchwächer und in allen Stücken übler, weil dieſe Luft ihn noch mehr erſchlafft und ſchwächt, dagegen trockner Oſtwind etwas Erhebung des Nervenſyſtems bewirkt. Dieſer Zuſtand kann lange dauern, ehe Fieber dazu kommt. Das Zehrfieber, die Hektik, beruht allemal auf einer allgemeinen krankhaften Beſchaffenheit des Blutſyſtems, welche nicht ſtark genug iſt, ein kritiſches Fieber zu erregen, ſondern nur die ruhige Circulation durch ein ſtetes ſchleichendes Fieber ſtört, ſo daß keine richtige Ernährung des Körpers Statt finden kann. Dieſer Zuſtand wird daher von Abnormität in der Miſchung der Säfte (m. ſ. d. Art. cachektiſch), von einem auf die Nerven des Blutſyſtems unaufhörlich wirkenden ſchwachen Reize verurſacht, der eine verborgene Entzündung und ein täglich wiederkehrendes Fieberchen unterhält. Der Zuſtand unterſcheidet ſich von ähnlichen durch die Gegenwart einer allgemeinen oder bloß örtlichen Reizung, gelindes, täglich beſonders gegen Abend, wiederkehrendes Fieber, cachektiſches Ausſehen, Empfindung von gelindem Schmerz irgendwo. Gemeiniglich geht dieſe Art der Schwindſucht eine Zeit lang fort, und wenn ſie nicht gehoben wird, in die folgende über. Sie entſteht oft von Verhärtungen in den Eingeweiden, chroniſchen Entzündungen nach unvollkommenen kritiſchen Ausleerungen bei Fiebern, bei ſchlechter Beſchaffenheit des Blutes, nach zu ſchneller Unterdrückung von Hautausſchlägen, beſonders der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung gewohnter Ausflüſſe und Abgänge. Die Auszehrung, Phthiſis, entſteht bei der Vereiterung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abgeſondert wird, deßhalb die ernährende Gallerte des Blutes verzehrt, auch die dabei Statt findende Entzündung des Organs ſowohl als die durch Einſaugung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Qualität deſſelben als Reiz wirkt und ein zehrendes Fieber verurſacht. Die Auszehrung entſteht demnach nicht bloß von Geſchwüren in der Lunge, ſondern ſie kann auch von dergleichen in der Leber, in den Nie-

ren, und andern Eingeweiden herrühren. Sie entſteht aber am häufigſten von Lungengeſchwüren, theils deßwegen, weil die Lungen, als ein Organ, das ganz der reproductiven Irritabilität gewidmet iſt, eben daher auch am leichteſten in entzündlichen Zuſtand geräth, theils auch, weil die andern Arten von Schwindſucht meiſt mit einem Localfehler der Lungen zuſammenhängen, und mit einer chroniſchen Entzündung und Vereiterung derſelben endigen. Wir wollen deßhalb bloß dieſe Art noch etwas näher betrachten. Die Lungenſchwindſucht ſtellt ſich in verſchiedenen Arten dar, als Lungentabes, als Lungenhektik oder als Lungenphthiſis. Die Lungentabes iſt die Abzehrung von übermäßigem Schleimabgang in den Lungen, oder die ſogenannte Schleimlungenſucht. Sie entſteht von vernachläſſigten Catarrhen, von allem, was überhaupt die Abſonderung in der Schleimhaut der Bronchien übermäßig reizt und unterhält, z. B. Unterdrückung anderer Abſonderungen, beſonders der Hautausdünſtung, ſchnelle Heilung der Krätze, zurückbleibende Schwäche nach ſchlecht geheilten Bruſtfiebern. Dabei ſtellt ſich Huſten mit reichlichem Schleimauswurf ein, allein dieſer erleichtert nicht, ſondern er verbindet ſich immer mehr mit Bruſtbeklemmung, kurzem Athem und Röcheln auf der Bruſt. Der Schleim hat eine üble Farbe, ſieht zuerſt zwar weiß, verändert ſich aber allmählig, und wird gelb und endlich grün, bekommt dann auch wohl zuweilen Blutſtreifen. Dazu geſellen ſich endlich Fieber, Zeichen von gänzlicher Schwäche und Auflöſung, fließender Schweiß und Durchfall. Oft wird auch die Lunge ſelbſt noch durch chroniſche Entzündung in Eiterung verſetzt. Die Lungenhektik, trockne oder Knotenlungenſucht, tritt mit einem hektiſchen Fieber von Knoten und Verhärtungen in den Lungen und daherrührender heimlicher Entzündung der Lungen ein. Dabei iſt ein häufiger kurzer Huſten, ohne Auswurf, beſonders beim tiefen Athemholen, anhaltenden Sprechen, ſtarken Gehen, vorzüglich bergaufwärts. Nur Morgens zeigt ſich zuweilen Auswurf von einer zähen, klebrigen, graulichen Schleimmaſſe, zuweilen auch kommen kleine meiſtens übelriechende Klümpchen, dem Talg oder weißen Käſe ähnlich, mit dem Huſten zum Vorſchein. Zuweilen empfindet der Kranke flüchtige Stiche, Brennen und Drücken in der Bruſt; leicht entſteht auch Bluthuſten. Die häufigſte Urſache der Lungenknoten iſt Skrophelkrankheit in dem kindiſchen Alter; allein den Ausbruch der wirklichen Lungenſucht verurſacht erſt der Übergang der Lungenknoten in entzündlichen Zuſtand, welchen Catarrhe, Erhitzung, Genuß geiſtiger Getränke und andere dergleichen Urſachen herbeiführen. Meiſtens geht dieſe Art durch Vereiterung der Knoten in die folgende über, in die Lungenphthiſis, Eiterlungenſucht. Hier findet ein wirkliches Eitergeſchwür oder es finden auch mehrere ſolche Geſchwüre in den Lungen Statt. Iſt das Geſchwür offen, ſo hat der Kranke Huſten mit Eiterauswurf, der meiſtens einen ſehr übeln Geruch annimmt; iſt das Geſchwür in einem häutigen Sack eingeſchloſſen, was oft, beſonders bei Lungenknoten, der Fall iſt, ſo iſt der Huſten trocken. In beiden Fällen iſt Beklemmung der Bruſt, Kürze des Athems, auszehrendes Fieber damit verbunden. Außerdem, daß die übrigen Arten der Lungenſucht, beſonders die von Knoten herrührende, meiſtens in dieſe übergehen, kann ſie auch von Lungenentzündung zurückbleiben, wenn dieſe nicht vollkommen geheilt worden iſt.

Schwingung, ſ. Pendel. H.

Schwulſt (im äſthetiſchem Sinne), nennt man die unrichtige Anwendung des Pathetiſchen und Erhabenen auf einen niedrigen und gemeinen Gegenſtand. Dieſe Anwendung läßt ſich 1. als bloß im Ausdrucke beruhend denken, wenn nämlich gewöhnliche Dinge in Worten und rhetoriſchen Figuren, die nur einer höhern erhabenern Rede oder Schreibart zukommen, vorgetragen werden, z. B. man wollte in einer gewöhnlichen Rede ſagen: es wird Tag! und man drückte dies durch die Worte aus: Schon hebt Aurora ihr Strahlenantlitz aus den Fluthen des Meeres empor. Was übrigens hinſichtlich des Ausdrucks in einer Art der Rede Schwulſt ſeyn kann, iſt es nicht in einer andern. Beruht aber 2. der Schwulſt in der Beimiſchung erhabener Begriffe und Vergleichungen zu gemeinen, niedrigen Gegenſtänden, ſo bleibt er in jeder Art des Vortrags tadelhaft, z. B. ein Geiſtlicher ſagte in einer Leichenpredigt auf eine Bauerfrau: „Klagt ihr Eichen im Thale Joſaphat, denn die Ceder auf Libanon iſt gefallen!" In einer Leichenrede am Sarge einer Königin möchte jene, etwas orientaliſchſchmeckende Apoſtrophe erträglich geweſen ſeyn, nur im vorliegenden Fall fiel ſie wegen der Beimiſchung erhabener Gegenſtände zu einem ſehr gewöhnlichen und niedrigen in das lächerlich Schwülſtige. **Phöbus** (gleichfalls eine Art des Schwulſtes) iſt die phantaſtiſch-beſtandloſe Übertreibung des wirklich Pathetiſchen und Erhabenen. Beiſpiele von Schwulſt jeder Art findet man häufig in engliſchen, beſonders aber in deutſchen Dichterwerken aus dem letzten Jahrzehend des achtzehnten, und den beiden erſten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts, ſeltner in den Werken der Griechen und Römer. P. N.

Scio oder **Chio** iſt eine der vornehmſten Inſeln des Archipelagus, welche gegen Oſten von Natolien durch einen drei italieniſche Meilen breiten Canal, LoStretto di Capo bianco genannt, abgeſondert wird. Sie hat 128 italieniſche Meilen im Umfange, ungefähr 100 000 Einwohner, iſt reich an dem vorzüglichſten Maſtix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Feigen, Pomeranzen, Öl, Citronen und Malvaſier. Obgleich ſie den Türken gehört, ſo ſind doch die Einwohner faſt alle der griechiſchen oder catholiſchen Religion zugethan. Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Chio oder Scio, hat an der öſtlichen Seeküſte einen Hafen, wo aber die Schiffe ſchwer aus- und einlaufen können; auch wird ſie durch eine Citadelle beſchützt, welche groß iſt, und in welcher die Juden und Türken wohnen. Die Stadt iſt ziemlich nach europäiſchem Geſchmack gebaut, hat 30,000 Einwohner, vorzügliche Seidenmanufacturen, einen griechiſchen Erzbiſchof, und einen catholiſchen Biſchof, der ſich aber nach dem griechiſchen Ritual richtet. Die Weiber auf Chio gehen wider die Gewohnheit der dortigen Länder mit unverſchleiertem Geſicht. Bei dieſer Inſel ſiegten die Ruſſen 1770 über die Türken, und verbrannten darauf die noch übrigen Schiffe der letztern bei Tſchesme.

Scipio Africanus (Publius Cornelius) der Ältere. Wenn das corneliſche Geſchlecht überhaupt reich an großen Männern war, die Roms Größe vorzüglich mit erhielten und beförderten; ſo verdient der Beſieger des furchtbaren Hannibals unter allen Scipionen, die uns die Geſchichte nennt, unſtreitig den erſten Rang. Sein Vater, welcher eben denſelben Namen führte, hatte zu Anfange des zweiten puniſchen Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verſchlagenen Carthaginienſer gekämpft. An der blutigen Schlacht

am Fluſſe Ticinus in Oberitalien nahm der junge Scipio in einem Alter von kaum 16 Jahren ehrenvollen Antheil, und er ſoll ſogar ſeinem verwundeten Vater das Leben gerettet haben. Auch der noch blutigern Schlacht bei Cannä wohnte er bei; doch hatte er das Glück, mit den ſchwachen Trümmern des beſiegten Heeres zu entkommen. In Rom bewog er durch ſeine kühne Entſchloſſenheit einen Haufen vornehmer Jünglinge, die aus Verzweiflung Italien verlaſſen wollten, zurückzubleiben und ſich dem Vaterlande zu erhalten. Mit gezücktem Dolche trat er unvermuthet in ihre Mitte und drohte mit fürchterlicher Miene, den ſogleich niederzuſtoßen, der ſich weigern würde, den Eid nachzuſprechen, welchen er ihnen vorſagen wollte. Durch dieſe Kühnheit des hochherzigen Scipio in Beſtürzung geſetzt, fügten ſich alle in ſeinen Willen und halfen Rom von ſeinem Untergange mit retten. Die Römer ließen ſeinen hohen Muth und andere große Eigenſchaften nicht ungeehrt. Denn ſchon in ſeinem 20ſten Jahre wurde er Ädilis Curulis und wenige Jahre nachher Proconſul in Spanien, um den Angelegenheiten des Staates eine glücklichere Wendung zu geben. Dieſes wichtigen Auftrags zeigte er ſich bald vollkommen würdig und erreichte den Zweck ſeiner Sendung über Aller Erwarten. Denn nicht nur durch ſeinen Heldenmuth und Klugheit wußte er die Feinde zu beſiegen, ſondern auch durch ſeine Gerechtigkeit, ſeine Menſchenfreundlichkeit und durch ſein ganzes edles Betragen. Die erſte glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Carthago Nova, dem vorzüglichſten Waffenplatz der Carthaginienſer. Mit ungemeiner Kühnheit griff er von der Waſſerſeite her, welche faſt vertheidigungslos und am leichteſten zu erſteigen war, begleitet von 500 der entſchloſſenſten Soldaten, die zur Zeit der Ebbe durch das niedre Waſſer wadeten, die Stadt an, erſtürmte ein Thor, und während die übrigen Truppen, die von der Landſeite her kamen, andere Theile der Stadt erſtürmten, wurden die Feinde ſo in Schrecken geſetzt, daß ſie ſich eilig in die Burg zurückzogen, aber auch dieſe bald darauf übergaben. Seinem wackern Freunde Lälius überließ er die feſte Stadt zur Bewachung, er ſelbſt begab ſich wieder in das Lager. Die gefangenen Afrikaner wurden als Sclaven verkauft. Die Spanier hingegen in Freiheit geſetzt. Dieſe Großmuth machte auf die letztern einen ſehr guten Eindruck, und ſie zogen ſich von den Carthaginienſern zurück. Noch mehr gewann er in der Achtung und Liebe der kriegeriſchen Celtiberier, als er die ſchöne Braut des jungen Fürſten Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, und die auf ſein Herz großen Eindruck gemacht hatte, ſogleich den Ihrigen zurückgab, als er hörte, daß ſie ſchon verlobt ſey. Das anſehnliche Löſegeld, welches die entzückten Ältern dem edlen Sieger aufdrangen, ſchenkte er dem jungen Paare zur Vermehrung ihres Brautſchatzes. Aus Dankbarkeit diente nun Allucius mit einer auserleſenen Reiterei unter Scipio, und leiſtete ihm ſehr wichtige Dienſte. Im folgenden Jahre griff er, ſobald es die Witterung erlaubte, den Asdrubal, Hannibals Bruder, mit ſolchem Nachdruck und Klugheit an, daß er ihm, ungeachtet ſeine Stellung ſehr vortheilhaft war, eine völlige Niederlage beibrachte, und ihn nöthigte, ſich mit der geſchlagenen Armee nach den gebirgigen Gegenden der Pyrenäen zu flüchten. Dadurch verloren die Carthaginienſer noch mehr Anhänger in Spanien. Nach jener entſcheidenden Schlacht gab Scipio einen neuen Beweis ſeines Edelmuths. Als er nämlich einen nahen Verwandten des mäch-

tigen Königs Maſiniſſa von Numidien gefangen bekommen hatte, und dieſer ſehnlich wünſchte, in die Heimath zurückzukehren, entließ er ihn nicht allein ſogleich, ſondern gab ihm auch noch anſehnliche Geſchenke. Dieſe Gefälligkeit erwarb dem Scipio die Gunſt des Numidiers in einem hohen Grade und gab Veranlaſſung zu dem vortheilhaften Bündniſſe, welches Rom mit dieſem Fürſten nicht lange darauf ſchloß. Den Königstitel, welchen die Spanier dem ſiegreichen Feldherrn antrugen, ſchlug er ſtandhaft aus. Die Feinde nicht weiter verfolgend, bemühte er ſich jetzt, die noch feindſelig-geſinnten Völkerſchaften in dem mittlern Spanien zu beſiegen. Unterdeß hatten die Carthaginienſer ein neues Heer geſammelt, welches von Mago und Hanno geführt wurde. Scipio griff ſie an, aber erſt nach einem mörderiſchen, langen Kampfe vermochte er, die Feinde zum Weichen zu bringen und ſie ſo zu ſchlagen, daß der größte Theil von ihnen aufgerieben wurde. Der Überreſt, von ſeinen feigen Führern verlaſſen, erhielt durch die Vermittlung des Maſiniſſa, den die Treuloſigkeit der Carthaginienſer erbitterte, einen freien Abzug. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphax, König von Maſſylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach ſeiner Rückkehr züchtigte er einige Städte, welche während ſeiner Abweſenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem Tod nahe brachte und deßhalb mehrere ſpaniſche Völkerſchaften bewog, von den Römern wieder abzufallen; ſelbſt zwei Legionen ſeiner Armee erregten einen Aufruhr. Aber Scipio genas und dämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Übereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden, die jetzt den geſchwächten Hannibal in Italien verſtärken ſollten. So waren die Carthaginienſer nun aus ganz Spanien verdrängt, und der größte Theil dieſes Landes den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lauteſten Jubel des Volks in Rom ein. Kaum angekommen, bat er den Senat um die Erlaubniß, mit einer Armee nach Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eignen, wenig vertheidigten Lande anzugreifen. Umſonſt bot der eiferſüchtige Fabius Maximus ſein Anſehn und ſeine Beredſamkeit auf, dieſes Unternehmen zu verhindern. Scipio erhielt den ehrenvollen Auftrag, mit einer hinlänglichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen, um von da aus nach reifer Erwägung der Möglichkeit einer Landung auf den Küſten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er kam glücklich auf der Inſel an, und ſchickte zuerſt ſeinen Freund Lälius mit einer Abtheilung der Flotte und Armee nach dem feindlichen Lande. Dieſer überfiel nach ſeiner Landung das von Truppen faſt ganz entblößte Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwüſtete die Felder und gewann den König Maſiniſſa ganz für Scipio's Unternehmen. Mit Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurüſtung zu dem wichtigen Zuge mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann mit ſeinen kampfluſtigen Kriegern an die afrikaniſchen Küſten. Seine unvermuthete Ankunft verbreitete in Carthago die größte Beſtürzung, da man weder eine ſchlagfertige Armee, noch einen guten Feldherrn hatte. Der mächtige Syphax wurde indeſſen wieder gewonnen, und er kam mit einem Heer von 60,000 Mann den bedrängten Carthaginienſern

zu Hülfe. Aber auch Scipio hatte an Maſiniſſa einen guten Bundesgenoſſen erhalten. Gegen den Winter waren jedoch die Römer durch die feindliche Übermacht weit zurückgedrängt worden; die Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg. Daher wurde dem Scipio das Proconſulat in Afrika bis zur Beendigung des Krieges verlängert. Allein im nächſten Frühjahre nahmen die Angelegenheiten der Römer eine ſehr glückliche Wendung. Das Lager des Syphax wurde überfallen und die Armee gänzlich zerſtreut; ein gleiches Schickſal hatte Asdrubal. Die Niederlage war ſchrecklich; nur die Anführer retteten ſich mit einigen Begleitern. Nichts deſto weniger brachten ſie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ein neues Heer zuſammen, das aber eben ſo wenig die ſiegreichen Waffen des Römers aufzuhalten vermochte. Maſiniſſa vereinigt mit Lälius hatte ſeinen Todfeind, den Syphax, noch einmal in ſeinem Lande geſchlagen, und ihn ſelbſt gefangen genommen. Die ſchöne Sophonisbe, Asdrubals Tochter, durch welche Syphax für Carthago gewonnen worden war, wollte der von ihr gefeſſelte Maſiniſſa zur Gemahlin nehmen. Da aber Scipio dieſer verführeriſchen Frau mißtraute, ſo befahl er, ſie als römiſche Gefangene in das Lager zu bringen. Dieſen Schimpf zu entgehen, bewog der König dieſelbe, Gift zu nehmen. Zwar kam nun auf eine kurze Zeit ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Römern und ihren Gegnern zu Stande, aber die letztern brachen ihn bald auf eine treuloſe Weiſe wieder. Jetzt kam Hannibal aus Italien zurück, um wo möglich ſein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von ſeiner ehemals ſo furchtbaren Armee hatte er nur noch wenige Reſte übrig. Seine Kundſchafter, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall in dem römiſchen Lager herumführen und ungehindert zum Hannibal zurückkehren. Dieſer verlangte ſich mit den Römern zu unterreden. Unweit der Stadt Zama kamen die beiden größten Feldherrn ihres Zeitalters zuſammen. Im Angeſichte ihrer Armeen näherten ſie ſich einander zum erſten Mal. Schweigend ſahen ſie ſich beide gegenſeitig eine Zeit lang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und ſprach von der Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung der Carthaginienſer. Hannibal verſprach die Abtretung aller auswärtigen Beſitzungen. Dies genügte dem Römer nicht, und die Feldherrn gingen unverrichteter Sache auseinander und rüſteten ſich zu einem Treffen. Der entſcheidende Kampf begann. Mit Muth und Anſtrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom beſten Geiſte beſeelt war, ſondern auch eine gute und zahlreiche Reiterei des Maſiniſſa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angeworbene Truppen und Miethlinge. Dieſe flohen bei dem erſten Angriff. Nur die alten Soldaten vertheidigten ſich mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Ihr Feldherr ſtand, wie ſonſt, ihnen aufmunternd zur Seite. Lange kämpften die ungeſtümen Römer vergebens gegen dieſe Tapfern, bis Maſiniſſa und Lälius ihnen in den Rücken fielen. Nun wichen auch ſie und wurden faſt alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Hannibal konnte ſich kaum retten. Er rieth jetzt ſelbſt zum Frieden, der nur unter harten Bedingungen zugeſtanden wurde. Scipio's Rückkehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger ſehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünſche der Bürger. Dann folgte der glänzendſte Triumph, den Rom je geſehen hatte. Die Beute war ungeheuer. Es ſollen

120,000 Pfund Silber mit aufgetragen worden ſeyn, um es in dem Staatsſchatze niederzulegen. Die Ehrenſäulen, welche die Römer dem Scipio errichten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen Beinamen Africanus. Hierauf verwaltete er ſehr beifallswürdig das Amt eines Cenſors. Etwas ſpäter ging er mit ſeinem Bruder beim Ausbruche des Krieges gegen den ſyriſchen König Antiochus nach Griechenland und von da nach Aſien. Hier hatte er das Unglück, ſeinen einzigen Sohn durch die Gefangenſchaft in die Hände der Feinde fallen zu ſehen. Als nun die Römer Aſien betraten und Antiochus den Frieden wünſchte, kamen Geſandte an, die ſich zuerſt an den trauernden Vater wandten und ihm die unentgeldliche Loslaſſung ſeines Sohnes verſprachen. Scipio erklärte aber, daß er zwar dieſes Anerbieten mit Dank anerkenne, nur ſollten ſie nicht glauben, daß er ſich dadurch würde zum Nachtheil ſeiner Bürger beſtechen laſſen; eine völlige Unterwerfung allein könnte dem Könige den Frieden geben. Bald darauf wurde Scipio krank, und konnte der Armee nicht folgen. Sobald Antiochus davon Nachricht erhielt, ſchickte er ihm den gefangenen Sohn ohne Löſegeld zurück. Mit Thränen der Freude umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem Antiochus für dieſe angenehme Überraſchung ſogleich danken; auch rieth er ihm, ſich mit den Römern in kein Treffen einzulaſſen. Dies unterblieb aber nicht. Doch verſchaffte er dem geſchlagenen Könige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. Triumphirend zog Scipio nach ſeiner Rückkehr aus Aſien in Rom ein. Dann trat er in den Privatſtand zurück. Aber jetzt erfuhr er zu ſeiner großen Betrübniß die ſchändlichſte Undankbarkeit ſeiner Bürger. Cato, mit dem Beinamen Cenſorinus, ein unverſöhnlicher Feind der Scipionen, brachte es durch wiederholte heftige Anklagen dahin, daß Scipio vor dem öffentlichen Gericht erſcheinen und von der Verwaltung des empfangenen Geldes Rechenſchaft ablegen ſollte. Der Angeklagte erſchien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß ſie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute," ſprach er mit ruhiger Stimme und feſter heiterer Miene, „heute iſt der Tag, wo Hannibal geſchlagen und Carthago bezwungen worden iſt. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unſerer auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unſern Dank bringen." Das Volk, von dieſer zuverſichtlichen Rede des großen Mannes ergriffen und zugleich beſchämt, folgte ihm ſogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. Deſſenungeachtet wurde Scipio zum zweiten Mal von ſeinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefodert. Allein er erſchien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab ſich auf ſein Landgut bei Linternum. Da man ihn auch bis dahin verfolgte, und ſeine ländliche Ruhe ſtören wollte, übernahm endlich der beredte Volkstribun Tiberius Gracchus ſeine Vertheidigung und zeigte dem römiſchen Volke, wie niederträchtig und ungerecht es ſey, einen ſo hoch verdienten Bürger ſo ungerecht zu behandeln. Nun hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der gekränkte Scipio ſtarb kurz darauf in ſeiner Abgezogenheit. Er befahl ſeiner Gattin, auf ſein Grabmal die Worte ſetzen zu laſſen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine ſollſt du haben." Er wurde auf ſeiner Villa begraben. Er ſtarb drei Jahre nach ſeiner Entfernung aus Rom, im Jahr R.

571 in demſelben Jahre, wo auch der gefährliche Feind der Römer, Hannibal, in Bithynien ſein Leben endete.

Scipio, (Publius Cornelius,) mit dem Beinamen Africanus der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Ämilius, welcher den mächtigen Perſeus, König von Macedonien, beſiegte, wurde aber von dem großen Scipio an Kindes Statt angenommen. Seine politiſche Laufbahn begann er im 30ſten Jahre ſeines Alters, als der römiſche Senat eine neue Armee in das unruhige Spanien ſchicken wollte. Unwillig über das bisherige Mißlingen der Bekriegung der ſpaniſchen Völkerſchaften, weigerten ſich die Römer mit unbiegſamer Hartnäckigkeit, neue Truppen dahin zu ſchicken. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen kräftigen Rede die Gemüther ſo für die Abſicht des Senats zu gewinnen, daß ſich eine Menge Römer aus allen Claſſen freiwillig zum Kriegsdienſte anboten. Er ſelbſt ging (im J. R. 602) als Legions-Tribun mit dem Conſul Luc. Licinius Lucullus nach Spanien, wo er eben ſo ſehr durch ſeine Uneigennützigkeit, ſeinen Edelmuth und ſein herablaſſendes Betragen, als durch ſeine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Geiſtes ſich die Achtung und Zuneigung der Armee in einem hohen Grade erwarb. Vorzüglich gewann er in den Augen derſelben durch die glückliche Beſiegung eines rieſenhaften Spaniers, der durch ſeine höhnende Herausfoderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vortheilhafter für Rom waren die Siege, welche er durch ſeine Großmuth und Menſchlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eiferſüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elephanten von Maſiniſſa aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundſchaft wurde er von dem Könige empfangen. Da dieſer eben mit Carthago in Krieg begriffen war, ſuchte er zwiſchen beiden Staaten das gute Vernehmen wieder herzuſtellen, allein vergeblich. Er erreichte den Zweck ſeiner Sendung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. Wenige Jahre nachher ging er zum zweiten Mal nach Afrika, als der dritte puniſche Krieg ausbrach (im Jahre R. 605. vor Chr. Geb. 149). Er diente unter dem Conſul M. Manlius Nepos. Auch hier leiſtete er durch ſeinen unerſchütterlichen Muth und durch ſeine Wachſamkeit den Römern die wichtigſten Dienſte. Denn als einſt die Carthaginienſer, die Sorgloſigkeit des röm. Conſuls benutzend, ſein Lager plötzlich überfielen, rettete Scipio die Armee dadurch von ihrem Untergange, daß er den Feinden unvermuthet in den Rücken fiel und ſie zurücktrieb. Kurze Zeit nach dieſem Vorfalle griff eben derſelbe unkluge Conſul den Asdrubal in einer für die Römer ungünſtigen Stellung an und mußte ſich zurückziehen. Hitzig verfolgt von den Feinden würde er nicht ohne großen Verluſt den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da ſtürzte ſich der unerſchrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte ſie ſo lange zu beſchäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom geſetzt waren. Dann entzog auch er ſich dem Feinde. Aber noch waren einige hundert Mann römiſchen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Carthaginienſer von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der ſorgſame Scipio bemerkt, ſo eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, beſetzte eine günſtige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängſtigten Römern Luft, daß ſie mit geringem Verluſt entkamen. Er ſelbſt

rettete ſich gleichfalls. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung verdankten, mit einem Kranz aus Gras auf derſelben Stelle gewunden, wo ſie gerettet worden waren, geſchmückt kehrte er triumphirend in das römiſche Lager zurück. Durch dieſe ausgezeichneten Beweiſe von Muth und Einſicht erwarb ſich Scipio allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbſt der menſchenfeindliche Cato gab ihm laut ſeinen Beifall zu erkennen, und weiſſagte noch ſterbend, daß nur durch dieſen Mann Roms gefährliche Nebenbuhlerin, Carthago, geſtürzt werden könne. Fortwährend zeichnete ſich Scipio in Afrika aus, und ſein Oberfeldherr Manilius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senate auf das nachdrücklichſte zu empfehlen. Daher wurde er auch gegen die Sitte ſchon im folgenden Jahre (606) mit Aller Beiſtimmung zum Conſul und Anführer der Armee gegen die Carthaginienſer ernannt. Begleitet von Lälius, dem würdigen Sohne des aus dem zweiten puniſchen Kriege berühmten Lälius, der mit dem ältern Scipio in enger Freundſchaft lebte, und mit dem großen griechiſchen Geſchichtſchreiber Polybius ging er zum zweiten Mal in das feindliche Land. Gleich bei ſeiner Ankunft rettete er einen anſehnlichen Haufen römiſcher Krieger, welche ganz eingeſchloſſen waren, vom gewiſſen Untergange. Da die Macht der Feinde geſchlagen und weit zurückgedrängt war; ſo machte er nun ernſtliche Anſtalten, um die Hauptſtadt des Landes ſelbſt, welche ſehr feſt war, zu erobern. Deßwegen bemühte er ſich, derſelben ſowohl von der Land- als Seeſeite alle Zufuhr und Truppenverſtärkungen abzuſchneiden. Allein dieſe Abſicht wurde durch die verzweifelten Anſtrengungen der Belagerten vereitelt. Mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit gruben die Carthaginienſer einen neuen Hafen und eröffneten ſich dadurch eine Verbindung mit der außerhalb der Stadt verſammelten Armee. Ja, was kaum möglich ſchien, ſogar eine neue Flotte von 50 Schiffen wurde erbaut und durch dieſelbe die römiſche Flotte ſo ungeſtüm angegriffen, daß ſie nach einem langen, hartnäckigen Kampfe keinen entſcheidenden Sieg erhielt. Ein Verſuch der Römer, einen wichtigen Wall in der Nähe der Stadt zu erſtürmen, mißlang gänzlich, indem die wüthenden Feinde durchs Waſſer ſchwimmend die römiſchen Belagerungsmaſchinen in Brand ſteckten und die Römer ſelbſt mit Feuerbränden in die Flucht jagten. Zwar bemächtigte ſich einige Zeit nachher der Conſul dieſes Walles und behauptete ihn auch; aber die Stadt ſelbſt konnte er in dieſem Jahre nicht erobern. Der Winter gebot einen Stillſtand. Im folgenden Jahre (607) griff er die ſtark verſchanzte feindliche Armee mit Ungeſtüm und Übermacht an, ſchlug ſie aus ihren feſten Stellungen heraus und zerſtreute ſie gänzlich. Nun rückte er wieder vor die beängſtigte Stadt. Nach 20tägigen Anſtrengungen gelang es endlich der Klugheit des Feldherrn und der Ausdauer der ihm ganz ergebenen Truppen, das verzweifelt vertheidigte Carthago mit Sturm zu erobern. Sehr wichtige Dienſte leiſtete dem Scipio bei dieſer Unternehmung ſein tapferer Freund Lälius, denn dieſer erſtieg mit ſeinen Soldaten die Mauern der Stadt zuerſt. Mit beiſpielloſer Wuth widerſetzten ſich die Carthaginienſer den eingedrungenen Römern, und es floß noch viel Blut, ehe es den Siegern gelang, in den ruhigen Beſitz der Stadt zu kommen, (ſ. d. Art. Carthago). Auf ausdrücklichen Befehl des römiſchen Senats wurde dieſe einſt ſo mächtige Nebenbuhlerin Roms verbrannt und geſchleift. Dieſer Anblick erſchütterte den gefühlvollen Sieger, welcher gern die Feinde

mehr geſchont hätte, ſo heftig, daß er Thränen vergoß. Bei dem glänzenden Triumphe, den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab man ihm den ehrenvollen Beinamen des jüngern Africanus. Nachdem er einige Zeit im ſtillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, wurde er mit einigen andern Geſandten nach Ägypten an den König Ptolemäus Evergetes geſchickt, wo er durch ſein echt römiſche Mäßigkeit und ſeine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach ſeiner Rückkehr wählte man ihn (611) zum Cenſor. Als ſolcher ermahnte er die ſchon ausgearteten Römer mehrmals ſehr nachdrücklich zur alten Einfachheit und Genügſamkeit; ja er beſtrafte einige angeſehene Männer ſchonungslos wegen ihrer Üppigkeit. Einige Jahre ſpäter (619) trat er ſein zweites Conſulat an, um den Krieg, welcher bisher mit ungünſtigem Erfolge gegen Numantia, eine tapfre Stadt in Spanien, geführt worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte er bei ſeiner Ankunft in dem feindlichen Lande die ordnungsloſe, verweichlichte Armee erſt an die ehemalige Kriegszucht gewöhnen. Ehe er aber dieſen Zweck erreichte, war das Jahr vergangen und Numantia noch unbeſiegt. Deßhalb wurde ſein Commando verlängert. Verſtärkt durch Truppen und Elephanten, welche der junge Jugurtha, ſpäter der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numidien zuführte, begann er die Belagerung mit großem Nachdruck. Als die Numantiner die große Überlegenheit des römiſchen Feldherrn bemerkten, thaten ſie Vorſchläge zum Frieden, aber Scipio verlangte unbedingte Ergebung. Ohne ſich in ein entſcheidendes Treffen mit den heldenmüthigen Spaniern einzulaſſen, ſuchte er die Feinde immer enger einzuſchließen und ihnen alle Verbindungen abzuſchneiden. Auch die Zufuhr auf dem Fluſſe Duero verſperrte er. Nun begann ein ſchrecklicher Hunger die verzweifelnden Numantiner zu quälen. Ihre Ausfälle gegen die ſtarken Belagerungswerke, welche täglich der Stadt näher rückten, mißlangen gewöhnlich. Es kam eine zweite Geſandtſchaft in das römiſche Lager, um einen gelinden Frieden zu erbitten. Umſonſt; hartnäckig verlangte Scipio die Übergabe der Stadt. Dieſe Foderung brachte die unglücklichen Spanier zu dem verzweifelten Entſchluſſe, noch einen Verſuch zu machen, ſich durch die Verſchanzungen der Römer einen Weg zu bahnen. Aber auch dieſe letzte, rühmliche Anſtrengung wurde durch die Wachſamkeit und Tapferkeit des Scipio vereitelt. Dem qualvollen Hungertode preisgegeben, ſchwanden die Kräfte der Belagerten immer mehr. Nur ein kleiner Theil ergab ſich mit der größtentheils niedergebrannten Stadt an den Sieger. Wegen der glücklichen Beſiegung dieſer mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugeſtanden, ſondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Africanus, in den letzten Jahren ſeines Lebens viel Bitteres von ſeinen undankbaren Bürgern. Vorzüglich machte er ſich durch die heftige Beſtreitung des Ackergeſetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deßwegen zog er ſich mit ſeinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wieder nach Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als ſtrebe er nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens todt in ſeinem Bette. Da man an ſeinem Halſe Spuren einer gewaltſamen Ermordung bemerkte, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß er von

ſeinen Feinden umgebracht worden iſt, als daß er ſich ſelbſt getödtet habe. Man glaubte allgemein, daß ſeine eigne Gemahlin Sempronia, eine Schweſter der Gracchen, die jenes Ackergeſetz mit der größten Anſtrengung durchſetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Caj. Gracchus waren ſeine erbitterten Feinde. Nach Scipio's Tode fand man an Gold 2½, an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigennützigkeit und Mäßigkeit. Er ſtarb im J. R. 624, im 56ſten Jahre ſeines Alters. Alle Römer, die ſeine großen Tugenden kannten, betrauerten ihn innig; denn Rom verlor an ihm ſeinen größten Mann, der damals lebte. Er gehörte zu den außerordentlichen Männern, die dieſer Staat je gehabt hat, man mag ihn als Helden oder als Menſchen beurtheilen. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der edelſten Art, da ſich in beiden Männern Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menſchlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einſicht, Uneigennützigkeit mit unerſchütterlicher Redlichkeit vereinten.

Sciron, ein bei den Alten berüchtigter Straßenräuber, der an einem Engpaß am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und ſie zwang, ihm die Füße zu waſchen, bei welchem Geſchäft er ſie mit einem Fußtritt von dem ſteilen Felſenabhang hinab ins Meer ſtieß. Theſeus beſtrafte ſeinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung iſt Sciron Eine Perſon mit den gleich frevelhaften Übelthätern Procruſtes und Sinis (ſ. dieſe).

Sclavonien oder Slawonien, ein dem Kaiſer von Öſterreich gehöriges Königreich, gränzt weſtwärts an Croatien, und iſt an den drei übrigen Seiten von der Drau, Sau und Donau von Ungarn, Servien und Bosnien getrennt. Es hat den Namen von den Slaven, welche ſich hier im 7ten Jahrhunderte niederließen, kam in der Folge an Ungarn, und nachher 1526 unter die Gewalt der Türken; aber ſeit dem carlowitzer Frieden 1699 ward es dem Hauſe Öſterreich unterworfen. Die Einwohner ſind Raizen, Croaten, Walachen, Ungarn und Deutſche. Der öſtliche Theil führt von der ehemals ſo berühmten Stadt Syrmium den Namen Syrmien, iſt zwar fruchtbar, aber wegen der vielen Sümpfe ungeſund. Das eigentliche Sclavonien iſt 18 deutſche Meilen lang, und höchſtens 12 breit. Der Flächeninhalt beträgt 295 Quadratmeilen. Syrmien iſt 16 Meilen lang, und 6 breit. Tabak- und Getraidebau, Bienenzucht, Weinbau, und vornehmlich die Viehzucht ſind die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner; aber aus Trägheit vernachläſſigen ſie andre Nahrungszweige, und benutzen das Land nicht wie ſie könnten. Vor 1745 war das Land bloß in Soldatenbezirke getheilt, aber ſeitdem fing man an, einigen Diſtricten eine bürgerliche Verfaſſung zu geben, und dieſe letztern Diſtricte, welche das Provinziale genannt werden, ſind jetzt in drei Geſpannſchaften getheilt, nämlich die werowitizer oder veröʒer, die poſchager und die ſyrmiſche. Das Militare oder Generalat beſteht aus den Diſtricten des broder, peterwardeiner und gradiskaner Regiments. In vielen Gegenden liegen die Militärbezirke und die Geſpannſchaften verwirrt durch einander. Das ſogenannte Militare wird ſoldatenmäßig regiert, und ſteht unter dem commandirenden General in Sclavonien, der ſeinen Sitz in Eſſek hat. Die Geſpannſchaften ſind dem Königreiche Un-

garn einverleibt, und jede hat ihren Ober= und Vicegeſpann. Die Stände in den Geſpannſchaften haben auf den ungariſchen Reichstagen Sitz und Stimme, und beſtehen aus einem Biſchofe zu Dakowar, den Fürſten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adelige Güter beſitzen, und der Freiſtadt Poſega. Die Bürger andrer Städte und Flecken, und die Bauern ſind Leibeigne. Mancher Gutsbeſitzer hat Herrſchaften, die 4 bis 16 Quadratmeilen enthalten. Die Volksmenge beträgt nur höchſtens 266,000 Seelen, da ſie doch nach der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Flächenraum eine Million betragen könnte. Die Staatseinkünfte belaufen ſich auf eine Million Gulden. In Rückſicht der Religion theilen ſich die Sclavonier in catholiſche und griechiſche Chriſten ein. Die letztern dürfen aber keine adeligen Güter beſitzen und öffentliche Bedienungen (Offizierſtellen ausgenommen) bekleiden.

Scontriren oder **Reſcontriren** (aus dem ital. scontrare, riscontrare; im Deutſchen **Ausgleichen**), iſt eine bei den Kaufleuten ſehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld ſeines Schuldners abſchreibt, je nachdem dieſer mit jenem entweder zu compenſiren hat oder (und dies kommt am gewöhnlichſten vor) ihm bei Andern mit deſſen Einwilligung Zahlung anweiſt. Die Abrechnung ſelbſt nun oder die Anweiſung, die durch dieſes Scontriren geſchieht, heißt **Scontro, Riſcontro**; wiewohl dieſes Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geſchehen ſoll, oder auch die Verſammlung der Handelsleute auf der Börſe zu dieſem Behuf bezeichnet.

Scopas, einer der berühmteſten griechiſchen Bildhauer, der nach der 104ten Olympiade lebte. Man ſehe über ihn den Art. **Bildhauer der Griechen**.

Scorpion (in der Aſtronomie), ſ. Sternbilder.

Scott (Walter), Mitglied des Juſtizhofes und Unterſherif der Landſchaft Selkirk, einer der berühmteſten noch lebenden britiſchen Schriftſteller und Dichter, war der Sohn von Walter Scott und Eliſabeth, der Tochter David Rutherfords, eines ausgezeichneten practiſchen Rechtsgelehrten in Edinburg. Die Mutter, welche 1789 ſtarb, und von der mehrere Gedichte gedruckt worden ſind, ſtand mit Allan Ramſay, Blacblock und Burns in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und ſcheint ihr dichteriſches Genie auf ihren Sohn vererbt zu haben. Walter Scott, der von Jugend auf lahm war, wurde auf der hohen Schule zu Edinburg unter dem Doctor **Adam** und nachher auf der dortigen Univerſität unter Doctor Stewart unterrichtet. Nachher erhielt er durch ſeine Verbindung mit der Familie Buccleugh eine der vorzüglichſten Secretärſtellen bei jenem Gerichtshofe. Seine erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit war eine Überſetzung von Göthe's Götz von Berlichingen in das Engliſche, welche er 1799 herausgab. Doch erwarb er ſich hiedurch in ſeinem Vaterlande keinen Ruf. Als Originalſchriftſteller aber erlangte er vor den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen eine ruhmvolle Auszeichnung, da er das Verdienſt hatte, den Styl der alten Balladen bei höhern Dichtungsarten paſſend anzuwenden. Um einen Begriff von der Beliebtheit dieſes Dichters in England zu geben, bemerken wir, daß von ſeinem Gedichte The Lady of the Lake, 4. and 8. 1810 vom 2ten Junius bis zum 22ſten September gedachten Jahres 16,000 Exemplare für 7800 Pfund

Sterling abgeſetzt wurden. Ein noch größeres Glück machte ſein Gedicht Rokeby (4. 1813. 5. edition in 8.), wovon in Zeit von drei Monaten, vom 14ten Januar bis zum 14ten April 1813, ſechzehntauſend Exemplare für 9548 Pfund Sterling verkauft wurden. Die eigenen Werke dieſes berühmten Schriftſtellers, ſo wie die von ihm veranſtalteten Ausgaben fremder Arbeiten, ſind außer den beiden angeführten Gedichten folgende: Minstrelsy of the scottish Border, 3 Vol. 8. 1802, 5. edition 1812; Sir Tristem, a metrical romance of the 13. century, by Thomas of Ercildowne, royal 8. 1805, 2. edition 1806; The Lay of the Last Minstrel, 4. 1805, 8 1806; Poetical Works, 5 Vol. 8. 1806; Marmion a Tale of Flodden Field, 4. 1808, und verſchiedne Ausgaben in Octav; The Works of John Dryden with a Life of the Author and Notes, 18 Vol. 8. 1808; Descriptions and Illustrations of the Lay of the Last Minstrel 4. 1808; Lord Somers's Collection of Tracts a new edition, 12 Vol. 4. 1809. 1812; Sir Ralph Sadler's State Papers, 2 Vol. 4. 1810; Poetical Works of Anna Seward, 3 Vol. 8. 1810; The Vision of Don Roderick, a Poem, 8. 1811; The Works of Jonathan Swift, 19 Vol. 8. 1814; The Lord of the Isles, a Poem, 4. 1814; The Border Antiquities of England and Scotland with Descriptions and Illustrations, 4. 1814.

Scrutinium (von scrutari, ausforſchen, gründliche Unterſuchungen anſtellen), hat im Kirchenrechte zwei ſehr verſchiedne Bedeutungen: I. heißt es die bei der Übertragung des geiſtlichen Amts (Ordination) vorausgehende Unterſuchung, welche mit dem zum Amt Berufenen vorgenommen werden muß, um zu erfahren, ob derſelbe zu Annahme des Amtes fähig ſey oder nicht. Dieſes Scrutinium veranlaßt in der catholiſchen Kirche der Biſchof entweder in Perſon oder durch ſeinen Vicar (den Weihbiſchof oder einen andern ordinirten Geiſtlichen). Hierbei nun wird die Unterſuchung auf mancherlei gerichtet, z. B. bei manchen geiſtlichen Ämtern auf die Geburt des Candidaten, auf ſein Alter, auf ſeinen zeither geführten Lebenswandel, beſonders aber auf ſeine für ſein Amt erfoderlichen Kenntniſſe, um welcher willen ein ordentliches Examen nöthig iſt. Nach der Vorſchrift des tridentiniſchen Conciliums Sess. 23 ſoll eigentlich dieſe angeſtellte Unterſuchung zwei Mal wiederholt werden; allein die erzcatholiſchen Staaten, z. B. Spanien, Portugal und den Kirchenſtaat ausgenommen, fällt in der deutſchcatholiſchen Kirche dieſe zweimalige Wiederholung gänzlich weg. In der proteſtantiſchen Kirche verlangen die Conſiſtorien von den Candidaten, 1. daß ſie den Ort ihrer Geburt durch hinlänglich beglaubte Taufzeugniſſe beibringen, 2. durch Zeugniſſe beweiſen, daß ſie drei Jahre auf einer Univerſität theologiſchen, geſchichtlichen und philoſophiſchen Vorleſungen fleißig beigewohnt haben, 3. daß ſie ſich wegen ihres zeither wohlgeführen Lebenswandels mit Zeugniſſen von der Obrigkeit des Orts, wo ſie ſich bisher aufhielten, legitimiren, und endlich 4. ſowohl ihre Gelehrſamkeit bei der Prüfung als die Geſchicklichkeit im Predigen durch eine zu haltende Predigt zeigen; ſodann erfolgt die **Ordination**, mit welcher dem Candidaten das Amt ſelbſt übertragen wird. II. Zeigt **Scrutinium** in der catholiſchen Kirche eine ganz beſondre Art, die **Biſchofswahl** zu halten, an. Es werden nämlich, wenn alle und jede ſtimmfähige Domherren (Capitula-

ren) berufen und auf den angeſetzten Tag im Capitel erſchienen ſind, drei Glieder (welche Scrutatores heißen) unter ihnen erwählt, die Stimmen der übrigen erſchienenen Glieder zu ſammeln, und alsdann dem ganzen Capitel denjenigen, auf welchen die Mehrheit der Stimmen gefallen iſt, bekannt zu machen; und dieſer wird Biſchof. Die Biſchofswahl ſelbſt aber muß wenigſtens binnen drei Monaten nach Erledigung des biſchöflichen Stuhls und Beerdigung des vorigen Biſchofs geſchehen; ſonſt übt der Papſt das Wahlrecht aus, welches eine Provisio extraordinaria papalis ex jure devolutionis heißt. Eben deßhalb ſucht ein Capitel die Wahl ſeines Prälaten ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Außer dieſer Biſchofswahl vermittelſt des Scrutiniums gibt es noch zwei andre, davon ganz verſchiedne, jedoch weit weniger gewöhnliche Wahlarten, nämlich 1. eine durch Quaſiinſpiration (wobei die Stimmen aller und jeder Glieder auf einen einzigen Mann, gleichſam als auf einen Punkt, ſich vereinigen), und 2. die Wahl vermittelſt Compromiſſes (wo eine oder mehrere Perſonen einmüthig ernannt werden, um die Wahl im Namen des ganzen Capitels zu vollziehen). — Von jeder Wahl hängt für den erwählten Prälaten das Recht ab, binnen Monatsfriſt ſich zu erklären, ob er das ihm übertragne Amt annehmen wolle oder nicht; entſchließt er ſich dazu, ſo muß er binnen drei Monaten die Beſtätigung des unmittelbaren Obern ſuchen. Von dieſer erlangten Beſtätigung nun hängt das Recht zur Adminiſtration der Kirchenregierung für ihn ab, aber auch ſein Recht auf die mit der Prälatur verbundenen Nutzungen.

Scudery (Georg de), geboren zu Havre de Grace 1601. Nach ſeinem eignen prahleriſchen Bericht verbrachte er ſeine Jugend in Kriegsdienſten und auf Reiſen durch den größten Theil Europa's. Nachher machte er als Schriftſteller ſich bekannt. Seine Werke ſelbſt ſind, wie ſie es verdienen, vergeſſen, nur ſein Name iſt noch als der Name eines der größten Vielſchreiber in Andenken. Seine Schweſter Scudery (Magdalene de), gleichfalls zu Havre de Grace 1607 geboren, erlangte größern Ruhm. In Paris erzogen, hatte ſie von Kindheit auf Zutritt im Hotel von Rambouillet, wo ſie ermuntert wurde, Schriftſtellerin zu werden. Mit einem auffallend widerlichen Äußern verband ſie Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens, welche ihr viele vornehme und ausgezeichnete Freunde verſchafften. Beſonders berühmt machte ſie ſich zu ihrer Zeit durch ihre Romane, die ſehr bändereich ſind, aber durch ihre Entfernung von Wahrheit und Natur den Widerwillen des Publicums erregten, obgleich ſie ſtellenweiſe ſich durch ihren Styl und die Erhabenheit der Empfindungen auszeichnen. Boileau's Satire gab beſonders den Werken des Fräuleins von Scudery einen gewaltigen Stoß, welcher aber der Geſundheit der Verfaſſerin nicht geſchadet haben muß, da dieſe erſt im 94ſten Jahre ihres Alters ſtarb. N. P.

Scylla, der den Alten ſo gefürchtete Felſen Italiens an der ſicilianiſchen Meerenge, deren Strömungen dem unkundigen Seefahrer ſo gefährlich waren. Das Geheul der an den Felszacken ſich brechenden Meereswellen mochte zu dem Namen Scylla (Hündin) Anlaß gegeben haben. Schiffermährchen und alte Sagen von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu, nach Homer eine ſechshauptige Drachin, die aus der hohen Kluft des ſpitzi-

gen Felſens zwölf Vorderfüße und ſechs fürchterlich lange Hälſe hervorſtreckte, mit welchen ſie Seethiere fiſchte, und dem Ulyſſes ſechs Männer zugleich raubte. Spätere Dichter veränderten nach und nach ihre Geſtalt, und bildeten endlich eine Meerjungfrau am Fuße des ſcyllätiſchen Felſens, umgürtet mit vorragenden Seehunden oder Wölfen. Auch ihre Abſtammung wechſelte. Bei Homer eine Tochter der Kratäis, empfing ſie von Heſiod zu Ältern den Phorbas und die Hecate, von vielen Andern den Phorkys und die Hecate mit dem Beinamen Kratäis, von Andern aber noch Andere.

Scythen, ein unbeſtimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnet er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadiſchen Völkerſchaften, welche im Norden des ſchwarzen und caspiſchen Meeres bis tief ins öſtliche Aſien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbeſtimmt verſteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tartarei befaſſen. Wir unterſcheiden aſiatiſche und europäiſche Scythen. Zu den aſiatiſchen Scythen rechnen die Alten viele nordiſche Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrſchten eine Zeit lang in Aſien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerſtörten. Man hält ſie für die Stammväter der Türken, Tartaren und Mantſchuren; die Alten hielten die Perſer, Parther und Bactrier für ihre Abkömmlinge. Die europäiſchen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Iſter) bis an den Urſprung des Tyras (Boryſthenes) und in die Nähe des Tanais; ſüdlich bis ans nördliche Ufer des ſchwarzen Meers, Taurien mit eingeſchloſſen. Von dieſem Gebiete hieß der Theil vom Iſter bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinſel bis an den Boryſthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Iſter, das die Thrazier ſonſt beſaßen, ausgedehnt ward und alſo Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys ſind Eingeborne von Oſtindien, die den Europäern in ihren daſigen Colonien für Sold als Infanterie dienen. Die Franzoſen ſahen zuerſt ein, daß die Transportirung europäiſcher Truppen in jene Niederlaſſungen zu koſtbar ſey, und daß die meiſten zur See oder in Oſtindien ſelbſt ein Opfer des veränderten Clima's würden; ſie nahmen alſo Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive erhielt in Bengalen allein 32 Regimenter. Sie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, beſtehen aus Grenadier- und Füſeliercompagnien, und haben auch Feldſtücke, bei denen jedoch europäiſche Artilleriſten ſind. Ihre Kleidung iſt ſehr leicht und bequem, denn ſie beſteht bloß in einer rothen Tuchjacke (deren Aufſchläge bei jedem Regiment anders ſind), einem Leibchen von weißem Kattun unter derſelben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und ein Paar Bambuſchen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben ſie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen beſtehen in einer Flinte und einem Degen, den ſie an einem über die Achſel gehängten Riemen tragen. Sie ſind zwar nicht ſo tapfer und geſchickt als die europäiſche Miliz; aber ſie werden eben deßwegen auch nicht geſchont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege, und überhaupt

zu den gefährlichſten Unternehmungen genommen, wobei ſie ſehr gute Dienſte leiſten. Auch ſind ſie duldſam und unermüdet; und das Geſetz der Hindus, welches verbietet, Fleiſch und alles, was von Thieren herrührt, zu eſſen, macht ſie ſehr mäßig und genügſam.

Sebaſtian, König von Portugal, ein Enkel König Johanns III., war 1554 geboren und erhielt den Thron ſchon in ſeinem dritten Jahre. Von ſeinen jeſuitiſchen Erziehern ward er dem Geiſt der damaligen Zeit gemäß für die Idee begeiſtert, die Ungläubigen in Afrika zu bekriegen und dort ein chriſtliches Reich zu ſtiften. In dieſer Abſicht nahm er an dem damaligen marokkaniſchen Erbfolgekrieg Theil und führte ein zahlreiches Heer nach Afrika, verlor aber nebſt einer großen Menge ſeiner Edelleute das Leben in einer blutigen Schlacht am Fluſſe Luco bei Alcazar 1578. Nach dieſem Ereigniſſe traten mehrere falſche Sebaſtiane auf, die mit mehr oder weniger Anſchein von Rechtmäßigkeit die portugieſiſche Krone in Anſpruch nahmen. Unter dieſen war derjenige der merkwürdigſte, der ſich 1598 zu Venedig zeigte.

Sebaſtiani (Horace, Graf), franzöſiſcher Generallieutenant, Großkreuz der Ehrenlegion und St. Ludwigsritter, ein geborner Corſicaner, ward früh Soldat und bald Oberſt eines Dragonerregiments. 1802 ſchickte Bonaparte ihn nach der Levante und 1804 in einige Theile von Deutſchland in diplomatiſchen Geſchäften. Den Feldzug von 1805 machte er mit, und zeichnete ſich vorzüglich bei Auſterlitz aus, wo er verwundet und bald darauf Diviſionsgeneral ward. Im Mai 1806 ging er als Geſandter nach Conſtantinopel, erhielt vom Großherrn den Orden des halben Mondes und bei ſeiner Rückkehr das Großkreuz der Ehrenlegion. Von Ende 1808 bis 1810 focht er in Spanien mit Tapferkeit und größtentheils glücklichem Erfolge. Auch in dem Krieg gegen Rußland und die Alliirten 1812, 13 und 14 zeigte er ſich bei vielen Gelegenheiten als einen tapfern und geſchickten General. Als Ludwig XVIII. den Thron beſtieg, huldigte er ihm, und empfing das Ludwigskreuz. Während Napoleons Uſurpation 1815 war er Deputirter des Aisne-Departements in der Deputirtenkammer.

Seckendorf (Veit Ludwig von), bedeutend als Staatsmann, groß als Gelehrter, war aus einem alten Adelsgeſchlechte Frankens zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Während der Vater, fürſtbiſchöflich-bambergiſcher Stallmeiſter und Amtmann zu Herzogenaurach, im Heere Guſtav Adolphs focht, lebte die Mutter, eine Urenkelin jenes ritterlichen Verfechters der evangeliſchen Freiheit im ſchmalkaldiſchen Kriege, Sebaſtian Schärtlins von Burtenbach, mit der Familie abwechſelnd in Coburg, Mühlhauſen und Erfurt. Von geſchickten Lehrern vorbereitet, bezog der talentvolle Knabe 1638 das Gymnaſium zu Coburg. Herzog Ernſt von Gotha, der ihm wohlwollte, ließ ihn zugleich mit zwei wirtembergiſchen Prinzen beſonders unterrichten, rief ihn alsdann auf das gothaiſche Gymnaſium und erſetzte ihm durch fürſtliche Milde den frühen Verluſt des Vaters, den ein ſchwediſches Kriegsgericht 1642 zum Tode verurtheilt hatte. Auch die Königin Chriſtine, Torſtenſohn und vornehmlich der edle Hauptmann Mortaigne nahmen ſich des ausgezeichneten Jünglings thätig an, welcher, trefflich vorbereitet, im 17ten Jahre die Univerſität Straßburg bezog. Hier ſtudirte er drei Jahre lang außer der Rechtswiſſenſchaft auch Philoſophie, Geſchichte, das claſſiſche Alterthum und die Hauptzweige

der Theologie, beſuchte die Niederlande, und kehrte, nach einigem Schwanken, ob er Kriegsdienſte nehmen ſollte, zu den Seinen nach Erfurt zurück, um ſich um ein Civilamt zu bewerben. Auf dieſer Reiſe beſuchte er ſeinen fürſtlichen Wohlthäter zu Gotha, der ihn bald als Hofjunker, frei von den gewöhnlichen Dienſtleiſtungen, anſtellte. An Ernſts Hofe, dieſer hohen Schule der Weisheit, Frömmigkeit und jeglicher Tugend, im Umgange mit trefflichen Männern und unter der beſondern väterlichen Leitung des frommen Herzogs ſelbſt, der ihm die Aufſicht über die Bibliothek anvertraute und ſeinen Studien die Richtung auf künftigen heilſamen Gebrauch für Staat und Kirche gab, reifte Seckendorf ſchnell vom Zöglinge zum würdigen Regierungsgehülfen ſeines Erziehers. Im J. 1652 ward er Hof- und Juſtizrath, 1656 geheimer Hof und Kammerrath (auch Hofrichter in Jena) und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. In dieſen Ämtern nahm er rathend und helfend faſt an allen wichtigen Reformen Theil, die Ernſt in der Staatsverwaltung, in den Angelegenheiten der Religion und Volksbildung unternahm. Für den Unterricht der herzoglichen Prinzen entwarf er eine ſtatiſtiſche und ſtaatsrechtliche Beſchreibung des h. röm. Reichs deutſcher Nation, für das gothaiſche Gymnaſium ein Compendium historiae ecclesiasticae, das Artopöus in Straßburg vollendete. Aus nicht ganz bekannten Urſachen, aber ſeiner vertrauten Verbindung mit ſeinem fürſtlichen Freunde unbeſchadet, trat Seckendorf im J. 1664 als geheimer Rath, Kanzler und Conſiſtorialpräſident in die Dienſte des Herzogs Moriz von Zeitz. Auch hier wirkte er kräftig und wohlthätig, ſah ſich aber bald in ſo verdrießliche Verhältniſſe verwickelt und ſo verunglimpft, beſonders wegen der von ihm beförderten, aber nur unvollkommen bewirkten Aufhebung des Collegiatſtifts in Zeitz, daß er nach Moritzens Tode 1681 ſeine Ämter niederlegte, und ſich auf ſein Gut Meuſelwitz bei Altenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Jahrzehend in glücklicher Muße, beſchäftigt mit gelehrten Forſchungen, mit der Ausarbeitung ſeines großen Werks über das Lutherthum, und durch Briefwechſel mit den erſten Gelehrten jener Zeit verbunden. Zugleich war er Landſchafts- und Oberſteuerdirector des Fürſtenthums Altenburg. Doch noch einmal ſollte er den Schauplatz öffentlicher Wirkſamkeit betreten. Churfürſt Friedrich III. von Brandenburg rief ihn 1691 als geheimen Rath nach Berlin und ſtellte ihn als Kanzler an die Spitze der eben geſtifteten Univerſität Halle. Seckendorf ſchied nicht ungern aus ſeiner Ruhe, erlag aber bald nach ſeiner Ankunft in Halle wiederholten Anfällen von Steinſchmerz. Unter heilſamen Entwürfen ſtarb er den 18ten December 1692. Sein einziger Sohn ſtarb bald nach ihm. Erſcheint Seckendorf höchſt liebenswürdig als Menſch, ſtreng gerecht bei Güte und Milde, voll deutſcher Treue und Biederkeit, ſtets würdevoll und beſcheiden, mit echt religiöſem Sinn, ſo daß er mit Recht omnium Nobilium christianissimus et omnium Christianorum nobilissimus heißen konnte, ſo erſcheint er nicht minder achtungswerth als Gelehrter. Neben der ausgebreitetſten Sprachkenntniß war er in dem weiten Felde der Geſchichte, Staatenkunde und der poſitiven Rechte ganz einheimiſch. Stand er in der Rechtsphiloſophie Pufendorf nach, ſo ward auch der bittre Streit über das Princip des Naturrechts weder von ihm veranlaßt, noch von ihm ſo leidenſchaftlich geführt, wie von dem gewandten Gegner. Als Staatsmann zeigte er über-

all, unter den oft verwickelten Verhältniſſen der ſächſiſchen Häuſer, bei der endlich durch ihn 1660 mit vollendeten Erbvertheilung der Grafſchaft Henneberg, bei der Vertheidigung der ſächſiſchen Schutzgerechtſame über Erfurt, eben ſo viel Einſicht und Gewandheit als rechtlichen Sinn. Sein **deutſcher Fürſtenſtaat**, nach Ernſts Grundſätzen entworfen, war zu ſeiner Zeit ein höchſt brauchbares Handbuch der Staatslehre und Regierungskunſt. Als Theolog gehörte er im Fache der Exegeſe, Dogmatik und Kirchenſchichte zu den gründlichen Kennern. Hell und richtig durchſchaute er den damaligen Zuſtand des Proteſtantismus, und widerrieth mit Recht das ſogenannten Collegium Hunnianum, Ernſts Lieblingsproject, deſſen Unausführbarkeit und Gefahren er zeigte. Gründliche theologiſche Kenntniſſe zu verbreiten, den Lehrſtand zu heben und zu veredeln und durch Verbreitung thätigen Chriſtenthums das Heil der proteſtantiſchen Kirche zu befördern, dahin ſuchte er kräftig zu wirken, beſonders auch in ſeinem **Chriſtenſtaat** (Leipzig 1685). Aber ſein Hauptwerk im Felde der Theologie iſt ſein Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo etc. (zuerſt Leipzig 1688, vollendet in Fol., Frankfurt und Leipzig 1692), zu deſſen Ausarbeitung er ſich vornehmlich durch Maimburgs verunglimpfende Histoire du Lutheranisme aufgefodert fühlte. Abgeſehen von der Polemik und der unbequemen Einrichtung bleibt dieſes Werk, für welches Seckendorf die reichhaltigſten Urkundenſammlungen mit unnennbarem Fleiße benutzte, noch jetzt eine der reichhaltigſten und zuverläſſigſten Quellen für jenen merkwürdigen Zeitraum, den das Leben und Wirken des großen Reformators ausfüllt. Außerdem erſchienen von Seckendorf deutſche Reden, einige aſcetiſche und Gelegenheitsſchriften, und verſchiedne geiſtliche Dichtungen in den ältern Geſangbüchern. Für die Acta Eruditorum war er ſehr thätig. — Schlecht geſchrieben, aber genau und vollſtändig iſt **Schrebers** Historia vitae et meritorum Viti Ludov. a Seckendorf, Lips. 1733, 4.

Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von), k. k. Feldmarſchall, des Vorigen Brudersſohn und Erbe. Dieſer durch Thaten und Schickſale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war den 5ten Juli 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahm ihn der Oheim zu ſich nach Zeitz und Meuſelwitz. Von dieſem ſelbſt im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Privatlehrern in neuern Sprachen und auf der zeizer Schule von Cellarius in der Mathematik und Philologie unterrichtet, ſtudirte er von ſeinem 15ten Jahre an zu Jena, Leipzig und Leyden, wo er 1693 ſeine akademiſchen Studien mit einer juriſtiſchen Disputation ſchloß. Der Tod des Oheims entſchied ſeine Neigung zum Kriegsdienſt. Er trat als Freiwilliger in die engliſch-holländiſche Armee unter Wilhelm III. von England, ging aber ſchon 1694 als Cornet bei dem gothaiſchen Cüraſſierregiment von Wartensleben zur Reichsarmee, die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenloſen Stillſtehens überdrüßig nahm er ſeinen Abſchied, um unter den wirtembergiſchen Miethstruppen der Republik Venedig in Morea zu dienen. Dieſer Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anſpach verändert, welcher ihn auf einer Reiſe durch Italien als Hofcavalier mit ſich nahm und ihn dann

als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anſtellte, das er für des Kaiſers Dienſt ſammelte. Er ging mit demſelben an den Rhein. Aber dieſen Feldzug endigte der ryswicker Friede eben ſo ſchnell, als der carlowitzer den folgenden, der das anſpachſche Regiment nach Ungarn wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anſpach zurück, wo ihn der Markgraf zum Kammerjunker und Major ernannte. Erſt der ſpaniſche Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente zu entfalten. Die anſpachſchen Truppen wurden in holländiſchen Sold verliehen. Seckendorf kam als Oberſtlieutenant zu den Dragonern und wohnte der Belagerung von Kaiſerswerth, den Eroberungen von Venloo, Rüremonde, Lüttich und mehrern Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speyerbache bei, die den Entſatz von Landau vereitelte (1703). Die ſiegenden Franzoſen und Bayern ſtanden als Herren von Oberdeutſchland an der Donau; da überſchritt Marlborough, deſſen Vorläufer Seckendorf war, den Rhein und reichte bei Hochſtädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Schaaren. Seckendorf allein mit ſeinen Dragonern eroberte 16 Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder ſchwand, von ſeinem Fürſten zum Oberſten und Inhaber eines Infanterieregiments erhoben, ging er zurück an die Moſel, focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Oſtende, Menin, Dendermonde und Ath wegnehmen und wirkte entſcheidend mit zur Niederlage der Franzoſen bei Oudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Ryſſel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufſicht über die Laufgräben und leiſtete trotz mehreren Wunden die wichtigſten Dienſte. Da ihm aber nach der Übergabe geheime Ränke die verſprochene Commandantenſtelle entriſſen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Auguſts II. von Polen Dienſte; er wohnte aber noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der ſächſiſchen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Ausſicht zu kriegeriſchen Thaten verſchwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polniſcher Geſandter nach dem Haag zu gehn, und so mittelbaren Antheil am utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er ſodann Truppen nach Warſchau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, leitete, zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüſtungen, rückte 1715 mit dem ſächſiſchen Heere in Vorpommern ein, vereinigte ſich mit den Preußen und wirkte nachdrücklichſt zum Falle Stralſunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachſen zurück. Hier erhielt er das Patent als kaiſ. königl. Generalfeldmarſchalllieutenant. Er führte dem Kaiſer zwei anſpachſche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. Spanien hatte inzwiſchen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiſer Sardinien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Meſſina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verſtärkung dahin abgeſchickt. Er hatte den feindlichſten Widerſtand der Elemente bei der Überfahrt zu bekämpfen, kam endlich im J. 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortſchritten der Feinde, bis Mercy's Ankunft mit 15,000

Mann friſcher Truppen den Entſatz der Feſtung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die lipariſchen Inſeln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch ſeine Tapferkeit Mercy's Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern. Trotz mehrern Wunden entriß er den Spaniern die meiſten von ihnen beſetzten Küſtenſtädte, und ſchloß endlich zu Girgenti im Mai 1720 den ſogenannten Evacuationsvertrag, der Sicilien und Sardinien unter des Kaiſers Herrſchaft brachte. Dankbar ſandte ihm Carl VI. das Reichsgrafendiplom vom 2ten April 1719. Während des allgemeinen Friedens von 1721 an wurde er zum kaiſerlichen Feldzeugmeiſter ernannt, und ihm geſtattet, vom König Auguſt, der ihn ſchon vorher zum geheimen Rathe und polniſch-ſächſiſchem General der Infanterie gemacht hatte, das Gouvernement von Leipzig anzunehmen. Fünf Jahre angenehmer Ruhe verlebte er hier. Von 1726 bis 1734 trat er wiederum in eine Thätigkeit, die auf die Staatenverhältniſſe den entſchiedenſten Einfluß hatte, und Seckendorf's Namen eine allgemeine Geltung verſchaffte. Im Auguſt 1726 begab er ſich mit unumſchränkter Vollmacht nach Berlin und wußte ſich die Gunſt des Königs in ſolchem Grade zu erwerben, daß dieſer dem hannöveriſchen Bündniß entſagte, und nicht nur im Tractat von Wuſterhauſen die pragmatiſche Sanction anerkannte, ſondern auch ſpäter den Kaiſer im Angriffsfall 10,000 Mann Hülfstruppen zuſagte. Seckendorf empfing zur Belohnung ſeiner diplomatiſchen Strategie den Charakter eines kaiſerlichen geheimen Raths. Um Preußens Bruch mit England noch entſchiedener zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der engliſchen Prinzeſſin Amalia, und bewirkte die Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern (ſ. d. Art.), einer nahen Verwandten des Kaiſers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefſten Unwillen auf ſich, den dieſer Fürſt ſtets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigſte Verwendung rühmend anerkennt, als ſein harter Vater im Begriff ſtand, ihn dem Schaffot zu überliefern. Für gleiche Zwecke, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolg, erſchien Seckendorf während ſeiner berliner Anſtellung an mehrern andern Höfen als kaiſerlicher Bevollmächtigter. Am fruchtloſeſten waren ſeine Bemühungen am dresdner Hof, der ſich endlich bewogen fand, über ſeine unbefugte Zudringlichkeit Beſchwerde zu führen, ein Verfahren, das nur der obwaltenden Umſtände wegen der Kaiſer ungerügt ließ. Dieſer, beſorgt über den ſevilliſchen Bund der bourboniſchen Häuſer und der beiden Seemächte, wünſchte vor allem, ſich der deutſchen Stände zu verſichern. Seckendorf wirkte dazu mit Rath und Hülfe, und während England den wiener Vertrag ſchloß, und darin die pragmatiſche Sanction anerkannte, bereiſ'te er die Höfe von Caſſel, Braunſchweig, Anſpach, Bayreuth und Gotha, und bewirkte faſt überall günſtige Geſinnungen für den Kaiſer und ſein Erbfolgegeſetz. Mit doppelten Aufträgen ging er im April 1732 nach Copenhagen, überwand alle Hinderniſſe, und ſchloß mit Chriſtian VI. einen Vertrag, worin derſelbe einmal das kaiſerliche Erbfolgegeſetz anerkannte, ſodann auch dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entſchädigung verſprach, wogegen Öſterreich und Rußland die Länder der däniſchen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. Um den König von Preußen, der gegen Öſterreich mißtrauiſch geworden war, in die frühere günſtige Stimmung zurückzuführen, eilte

Seckendorf nach Berlin, und veranſtaltete eine Zuſammenkunft des Kaiſers und Königs zu Kladrup in Böhmen, von der Friedrich Wilhelm vollkommen beruhigt durch neue Verſicherungen wegen Jülich und der Anwartſchaft auf Jülich zurückkehrte. Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalſtaaten, beſeitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt zum wiener Vertrag für die Hauptpunkte, namentlich für die pragmatiſche Sanction. Aber in die verwickeltſte und ſchwierigſte Thätigkeit zog endlich den Grafen von Seckendorf die polniſche Thronfolge, die faſt alle europäiſchen Cabinetter beſchäftigte. Noch bei Lebzeiten Auguſts II. wurde von dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Löwenvolde, von dem Grafen Seckendorf und dem preußiſchen Bevollmächtigten ein Tractat abgeſchloſſen, in welchem die drei Mächte verſprachen, bei eintretender Thronerledigung alle franzöſiſchen Bewerber auszuſchließen, und den Infanten Immanuel von Portugal zu unterſtützen. Aber Auguſts plötzlicher Tod noch vor Ratificirung dieſes Tractats änderte die Stimmung der Höfe, und Öſterreich und Rußland verſprachen dem jungen Churfürſten von Sachſen ihren Beiſtand. Umſonſt ſuchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher Willfährigkeit zu bewegen; er mußte ſich begnügen, den Unwillen deſſelben in Schranken zu halten. Dieſe Schonung war um ſo nothwendiger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der polniſchen Thronbeſetzung willen den Krieg in den kaiſerlich-italieniſchen Staaten entzündet, Lothringen beſetzt hatte, und drohend am Rhein ſtand. Carl VI. war in höchſter Bedrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieſer Noth abzuhelfen, ſpannte Seckendorf alle Federn. Wirklich gehörte ſein Anſehn, ſeine Beharrlichkeit und eigenthümliche Überredungskraft, aber auch Friedrich Wilhelms religiöſe Achtung für Kaiſerwürde und Reichsehre dazu, um mit dieſem von Öſterreich entfremdeten, überall von dem franzöſiſchen Bothſchafter umſchlichenen Monarchen endlich auf dem Grunde des wuſterhauſer Vertrags eine Convention abzuſchließen, nach welcher der König freilich unter ſonderbaren Beſchränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein zu ſenden verſprach. Dieſer diplomatiſche Sieg Seckendorfs machte zugleich dem Zögern Bayerns, der Pfalz und Cölns ein Ende. Er eilte hierauf nochmals nach Copenhagen, um auch hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieſer Gelegenheit vom Könige Chriſtian VI. den Elephantenorden, nachdem er ſchon früher mit dem polniſchen weißen Adlerorden beſchenkt und zum Johanniter-Ritter war erhoben worden. Endlich brachte es ſein raſtloſer Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am Rheine verſammelt war. Der ſieggewohnte Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat ſich aber den Grafen Seckendorf zum Beiſtand, der bereits zum Reichsgeneral der Cavallerie ernannt worden war. Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zuſtand des Heeres war elend, und der Prinz wagte nichts Entſcheidendes. Während Seckendorf fortfuhr, die berliner Angelegenheiten auch aus der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Maynz den Winter an, dieſes Bollwerk Deutſchlands zu verſtärken. Im Feldzuge von 1735 war er es allein, der ſich durch glückliche Operationen auszeichnete. An der Spitze von etwa 30,000 Mann überſtieg er den Hundsrück, und lieferte am 20ſten October 1735 das Treffen bei Clauſen. Im Begriff, die er-

fochtenen Vortheile zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waffenſtillſtand, dem bald der Friede folgte. August wurde zwar als König von Polen anerkannt, aber Öſterreich verlor Neapel und Sicilien, und außerdem das Zutrauen ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen. Zürnend über dieſen Ausgang, wollte Seckendorf ſich in den Privatſtand zurückziehn, als ſich Öſterreich in einen neuen Türkenkrieg verflochten ſah. Empfohlen von dem ſterbenden Eugen, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarſchall den Oberbefehl über das 44,000 Mann ſtarke Heer, welches bei Belgrad ſtand. Trotz dem mangelhaften und muthloſen Zuſtande des Heeres, und trotz den Hinderniſſen die ihm Gebundenheit im Operationsplan und ausgetretene Flüſſe in den Weg ſtellten, beſetzte er das türkiſche Servien. Niſſa ergab ſich den 25ſten Juli 1737. Allein die Inſubordination der Unterbefehlshaber, die erfolgloſen Unternehmungen des Prinzen Joſeph von Hildburghauſen und Khevenhüllers, und die Feigheit des Commandanten von Niſſa verſetzten ihn bald in eine mißliche Lage, und indem ſeine Feinde, deren er als Ausländer und Proteſtant hatte, die Gefahr noch vergrößerten, gelang es ihnen, ſeinen Sturz zu bewirken. Er ward abgerufen, zur Rechenſchaft gezogen, und, ungeachtet er ſich rechtfertigte, in ſtrengem Gewahrſam behalten. Der Kaiſer ſuchte ſein Verfahren beim Reichstage in einem langen Manifeſt zu rechtfertigen. Verfolgt von der Wuth des wiener Pöbels, ward Seckendorf nach Grätz gebracht, wo er noch über zwei Jahre gefangen ſaß, während der Krieg unglücklich fortgeſetzt und beendigt wurde. Erſt Maria Thereſia ſetzte ihn in Freiheit, und beſtätigte alle ſeine Würden, ohne ihm jedoch eine Anſtellung zu geben. Unter dieſen Umſtänden glaubte ſich Seckendorf als Gouverneur der Reichsfeſte Philippsburg dem neuen Kaiſer, Carl VII., verpflichtet. Er empfing von demſelben, nach einigen Sendungen nach Dresden und Berlin, den Oberbefehl der bayerſchen Armee. Bayern ward von ihm befreit, und Braunau beſetzt. Aber ſchlecht unterſtützt von den Franzoſen, mußte er der Übermacht des Prinzen Carl von Lothringen wieder weichen, welcher bis an den Rhein vordrang. Unterdeß ging Seckendorf auf Friedrichs II. Verlangen nach Potsdam, und half dort die Union vorbereiten, die zwiſchen Preußen, Bayern, Pfalz und Heſſencaſſel im Mai 1744 zu Frankfurt geſchloſſen wurde. Als darauf Friedrich II. in Böhmen einbrach, und der Prinz Carl zum Beiſtande der Erbſtaaten zurückeilte, drang Seckendorf abermals vor, befreite ganz Bayern, führte den Kaiſer nach München zurück, und legte den 1ſten December 1744 freiwillig das Commando nieder. Als bald darauf der Kaiſer ſtarb, trug er thätig dazu bei, deſſen Sohn mit Öſterreich zu verſöhnen. Der Friede zu Füßen war Seckendorfs Werk, und zugleich die Schlußhandlung ſeines thatenreichen politiſchen Lebens. Von Kaiſer Franz I., den er in Frankfurt begrüßte, gütig aufgenommen, und in allen früher im kaiſerlichen Dienſt errungenen Ehrenſtellen beſtätigt, begab er ſich auf ſein Schloß nach Meuſelwitz, dort als Privatmann ſein Leben zu enden. Nicht Altersſchwäche bewog den 72jährigen Greis zu dieſem Entſchluß, ſondern das reiche Maß bitterer Erfahrungen, die ihm zu Theil geworden. Auch hier blieb ſeine Ruhe nicht ungeſtört. Der Tod raubte ihm eine Gemahlin, mit der er 58 Jahre zwar kinderlos aber glücklich verbunden geweſen. Während des ſiebenjährigen Kriegs aber ließ Friedrich II

den 85jährigen Greis, unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechſels mit Preußen, im December 1758 plötzlich in Meuſelwitz überfallen, und aus der Kirche, wo er ſich eben befand, nach Magdeburg abführen. Dort mußte er ein halbes Jahr gefangen zubringen, bis die Erlegung einer großen Geldſumme, und die vom Könige gewünſchte Auswechslung des bei Collin gefangnen Prinzen Moritz von Deſſau ihm die Freiheit verſchafften. Sich nicht neuen Gefahren preiszugeben, ging er auf einige Zeit nach Franken, kehrte 1760 nach Meuſelwitz zurück, und wendete hier den Reſt ſeiner ſchwindenden Kräfte an, ſeinen militäriſchen Lebenslauf ſchriftlich aufzuſetzen. Er ſah noch das Ende des ihm ſo wichtigen Kampfes, und ſtarb bald nach dem hubertsburger Frieden zu Meuſelwitz den 23ſten November 1763 im 91ſten Lebensjahre. — Sehr verſchieden iſt das Urtheil über dieſen Mann, der durch ein fünfzigjähriges öffentliches Wirken mächtig in ſeine Zeit eingriff, und ſie ſchaffen half. Friedrich II., deſſen Plane er mehrmals kreuzte, ſpricht von ihm nicht ohne Parteilichkeit. Nach ihm geformt, nur noch gehäſſiger, ſind die Declamationen Pöllnitzens. Vorzügliche Talente, ungemeine Kenntniſſe und Erfahrungen im Felde, wie im Cabinet, konnten ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abſprechen; dagegen ſchildern ſie ſeinen Charakter, zumal in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, mit den ſchwärzeſten Farben. Aber auch hier iſt vieles übertrieben. Deutſchlands Wohlfahrt und Ehre lagen ihm am Herzen, und wohl ſah er ein, daß dieſe nur durch einmüthiges Anſchließen Aller an das Reichsoberhaupt erhalten werden könnten. Für dieſen Zweck arbeitete er als ein deutſcher Patriot mit Hintanſetzung aller Nebenrückſichten. Liebenswürdig mochte er allerdings vielen nicht erſcheinen, aber er verſchmähte Argliſt und Verſtellung, und verfolgte ſein Ziel gerade und kräftig. Ehrgeiz lag allerdings in ſeiner Seele, aber er richtete ihn auf das Große und Würdige. Nur in voller Thätigkeit fand er Genüge, und wie unhold auch das Glück ſich ihm zeigte, er ließ nicht ab in ſeinem Streben, es bei der Stirn zu erfaſſen. Er war ſparſam, aber nie bei würdigen Gegenſtänden oder auf unwürdige Weiſe. Wie er für die Bedürfniſſe der Soldaten mit eignen Aufopferungen ſorgte, ſo ſtiftete er auch im engern Kreiſe ſeiner Untergebnen des Guten viel. Sein Wille war herriſch, aber gerecht, ſein Privatleben die pünktlichſte Ordnung und Sittenſtrenge. Die Religion war ſeine Begleiterin im Glück und Unglück. Einen würdigen Biographen hat er in ſeinem eignen Geſchlechte an Thereſius von Seckendorf gefunden, deſſen Verſuch einer Lebensbeſchreibung des F. M. Gr. v. Seckendorf, Leipzig 1792 und 1794, in 4 Bänden erſchienen iſt. — Von des Feldmarſchalls Bruder, Ernſt Ludwig, Freiherrn von Seckendorf, geboren 1672, geſt. 1741 als königlich preußiſcher geheimer Staatsminiſter, ſtammt das gegenwärtig im Fürſtenthume Altenburg und in Sachſen ausgebreitete ſeckendorfiſche Geſchlecht ab.

Seckendorf (Anton Guſtav Freiherr von), genannt Patrik-Peale, iſt geboren den 20ſten November 1775 zu Meuſelwitz, wo ſein Vater, ein Brudersenkel des Feldmarſchalls, als herzoglich-braunſchweigiſcher Oberſter und Majoratsherr der Familiengüter lebte. Er ſtudirte auf dem Gymnaſium zu Gotha, auf der Bergakademie in Freiberg und auf den Univerſitäten Leipzig

und Wittenberg, ging 1796 nach Nordamerika, wo er ſich verheirathete, kam nach zwei Jahren zurück, und wurde erſt bei der Direction des Acciswesens in Sachſen, dann als Aſſeſſor bei der Landescommerzienddeputation in Dresden und hierauf als Amtshauptmann in Torgau angeſtellt. Von da wurde er 1807 als Kammerdirector nach Hildburghauſen berufen; aber ſchon nach ſieben Monaten bat er um ſeine Entlaſſung, die ihm auch mit dem Prädicat eines Geheimenraths zugeſtanden wurde. Er beſchloß nunmehr, unabhängig der Kunſt und Wiſſenſchaft zu leben. Als geiſtvoller Declamator trat er unter obigem fingirten Namen, mit welchem er literariſche Kleinigkeiten bezeichnet hatte, in Süddeutſchland, in der Schweiz und in Norddeutſchland auf. Sein Beſtreben ging zugleich auf Ausbildung der Theorie der Declamation und Mimik. Seine Kunſtreiſe dauerte von 1808 = 1811. Da legte er den fingirten Namen wieder ab, und trat in Göttingen als Docent auf. Auch in Berlin, in Bayern und in der Schweiz hielt er öffentliche Vorträge. Im Juli 1814 wurde er von dem zurückgekehrten Herzog als Profeſſor der Philoſophie und Äſthetik am Collegio Carolino zu Braunſchweig angeſtellt. Der deutſche Merkur enthielt ſeine Bemerkungen über die vereinigten Staaten von Nordamerika, und mehrere Gedichte. Poetiſche Arbeiten enthielten auch die Erholungen und andre Zeitſchriften. Seine Abhandlung: Iſt die ſächſiſche Wollenmanufactur ihrem Verderben nahe? wurde gern geleſen. Otto III., Julius von Frohenhayn und eine mißgedeutete Poſſe: Feuer, Feuer! nannte er ſelbſt äſthetiſche Fehlgriffe. Die Abhandlung über die Grundform der Toga bewirkte in Göttingen ſeine Doctorpromotion. Hierauf ſchrieb er: Kritik der Kunſt; Vergleichung der bildenden Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit; Beiträge zur Philoſophie des Herzens; Aphorismen zum Verſuch der Anſchauung der Geſetze des Univerſi; gab ein Oratorium, Chriſti Geburt betitelt, und von Schneider componirt, Adelheid von Bergau, eine Romanze, Orſina, Trauerſpiel, und Vorleſungen über Declamation und Mimik heraus.

Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr von), aus der fränkiſchen Linie von Markt Sugenheim, Sohn des markgräflich bayreuthiſchen Geheimenrathes und Miniſters Freiherrn Joh. Wilh. Friedr. v. Seckendorf, ward geboren zu Erlangen den 26ſten November 1744. Seine Talente und wiſſenſchaftliche Bildung zogen ihn früh als Kammerherrn an den weimarſchen Hof, der eben damals, unter der erleuchteten, Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Herzogin Amalie, ein ſchöner Vereinigungspunkt ausgezeichneter Köpfe zu werden anfing. Während Seckendorf hier mit eigenen gelungenen Verſuchen in der vaterländiſchen Poeſie auftrat, und Wielands deutſchen Merkur durch vermiſchte Aufſätze bereicherte, war er in Verbindung mit mehrern Gelehrten zugleich bemüht, die bis dahin von den Deutſchen noch wenig gekannten Schätze der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur ans Licht zu ziehen. Er lieferte die erſte glückliche Probe einer deutſchen Überſetzung der Luſiade von Camoens (in Bertuchs Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur); ein Fragment aus der Geſchichte von Granada (ebendaſelbſt). Ferner ſchrieb er die Geſchichte Thoangeſee's, oder das Rad des Schickſals; einiges für die Bühne, z. B. das vom Capellmeiſter Wolf in Weimar componirte Singſpiel Superba. Auch trat er ſelbſt

als Componiſt auf, und gab, nächſt verſchiedenen Liedern in Wielands Mercur, drei Sammlungen Volks- und andrer Lieder mit Begleitung des Pianoforte (Weimar 1779-1782) heraus. Im Jahr 1784 ward er von Friedrich II. als preußiſcher Geſandter im fränkiſchen Kreiſe angeſtellt, ſtarb aber ſchon am 26ſten April 1785 im 41ſten Lebensjahre zu Anſpach. — Aus derſelben Linie des ſeckendorfſchen Geſchlechts ſtammte

Seckendorf (Leo, Freiherr von), durch Leier und Schwert eines bleibenden Andenkens würdig. Sein Vater war erſt markgräflich-anſpachiſcher Kammerpräſident, darauf wirtembergiſcher Kammerherr und Comitialgeſandter zu Regensburg, und trat, nach widrigen Erfahrungen, ſpäterhin in badenſche Dienſte, in welchen er zuletzt als bevollmächtigter Miniſter des Großherzogs am fürſtlich-primatiſchen Hofe erſchien. Leo von Seckendorf war geboren auf dem väterlichen Gute Wonfurt bei Haßfurt ums Jahr 1773. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren, für alle geiſtigen Eindrücke doppelt empfänglichen Organiſation begabt, umfaßte er früh ſchon mit Liebe die Poeſie und das Studium der Alten, und gab ſich beiden während ſeiner akademiſchen Jahre in Jena und Göttingen vorzüglich hin. Noch beſtimmter ward ſeinem Genius die Bahn gezeichnet, da er ums J. 1798 als Regierungsaſſeſſor nach Weimar und in enge Verbindung mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller kam. Von ihnen empfing er die Weihe, und ſein Streben war nun faſt ausſchließend auf literariſch-äſthetiſche Wirkſamkeit gerichtet. Zuerſt erſchienen von ihm Blüthen griechiſcher Dichter (Weimar 1800), Überſetzungen homeriſcher Hymnen, des Froſchmäuſekriegs, mehrerer Kriegslieder von Tyrtäus, einzelner Stücke und Dichtungen von Anakreon, Bion, Moſchus, Theokrit, Calliſtratus, Ariſtoteles, Bacchylides, Plato, Meleager, Simonides ꝛc., an deren Übertragung man hauptſächlich ein übervoſſiſches Handhaben der deutſchen Sprachformen tadelhaft fand. Darauf gab er heraus ein Neujahrstaſchenbuch von Weimar für das Jahr 1801, wozu außer ihm Göthe, J. P. Richter und andre Freunde der Muſe das Ihrige lieferten. Zur großen Störung ſeiner äußern Ruhe verließ er im J. 1802 Weimar, ging bald darauf als wirtembergiſcher Kammerherr und Regierungsrath nach Stuttgart, ward hier unglücklicher Weiſe in die Unterſuchung eines angeblichen Majeſtätsverbrechens verwickelt, und kam als Staatsgefangner auf das Schloß Solitüde, ſpäter nach Asperg. Beim Ausbruche des Kriegs 1805, da der öſterreichiſche Vortrab, und unter demſelben Seckendorfs Oheim, der k. k. Feldzeugmeiſter Freiherr von Seckendorf, ſich dem wirtembergiſchen Gebiet näherte, ward er frei gelaſſen. Er hielt ſich nun eine Zeit lang in Franken bei ſeinen Verwandten auf, und ſuchte hier in ſtillem Umgange mit den Muſen Troſt für die elende Knechtsgeſtalt des Außenlebens. Früchte ſeiner dichteriſchen Beſchäftigungen waren einige Muſenalmanache, die er in dieſer Periode herauszugeben anfing (Regensburg 1806 und 1807). Eben war er im Begriff, wieder ein Civilamt in dem neuen Churfürſtenthume Würzburg zu ſuchen, als die Krankheit eines Bruders, der in öſterreichiſchen Militärdienſten ſtand und brüderliche Pflege wünſchte, ihm Veranlaſſung gab, nach Wien zu gehen. Dort wurde er bald einheimiſch. Die literariſchen Schätze und der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten gewannen ihn für dieſe Stadt. Er verband ſich

mit ſeinem Freunde, Joſ. Ludw. Stoll, zur Herausgabe des Prometheus, einer Zeitſchrift der höhern Bildung der Menſchen gewidmet. Voll der Hoffnung, daß dadurch zugleich eine literariſche Annäherung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland könne bewirkt werden, bot Seckendorf alles auf, ſein Vorhaben in möglichſter Vollendung auszuführen, und reiſ'te ſelbſt noch einmal nach Sachſen zurück, um Beförderer und Theilnehmer zu gewinnen. Wieland, Göthe, Fernow, Falk, die Brüder Schlegel, Meier, Wezel, Krauſe, Erichſon, Friedrich Majer, Werner u. A. gaben bereits oder verſprachen für die Zukunft ihre Beiträge. So gedieh Prometheus (deſſen erſtes Stück im Frühjahr 1808 erſchienen war) bis zum ſechsten Stücke, als der Krieg von 1809 ausbrach. Öſterreich hallte wieder von Aufgeboten zur Landesvertheidigung; freiwillig und freudig traten Tauſende aus den edelſten wiener Familien unter die Waffen. Auch Seckendorf, der hier ſein Vaterland gefunden, und deſſen helleniſch deutſches Gemüth den hohen Zweck dieſes Kampfes mit Begeiſterung erkannte, ging als Hauptmann im vierten Bataillon der wiener Landwehr zum Heere. Als der Krieg ſich von Bayern nach Öſterreich wälzte, folgte Seckendorf der hillerſchen Heeresabtheilung, die den heldenmüthigen Kampf bei Ebersberg an der Traun beſtand (ſ. d. Art.). Hier fand er den Tod, den er ſich oft gewünſcht hatte. Er war bei den vier Bataillons wiener Landwehr, die mit spartaniſcher Ausdauer der vordringenden zwiefach ſtärkern Diviſion Claparede entgegenſtanden. Den Untergang vor Augen, wollte er eben mit ſeiner Mannſchaft aus einem verſchanzten Gebäude noch einen Ausfall nach der Brücke thun, als er durch einen Schuß ſchwer verwundet wurde. Man trug ihn in eine Scheuer der ſchon brennenden Stadt zu andern hülfloſen Kampfgenoſſen; dort ſtarb er höchſt wahrſcheinlich vollends den Flammentod (6ten Mai 1809.)

Secretion oder Abſonderung. In den Organismen werden während ihres Lebens viele ihrer Beſtandtheile durch die immerwährende Thätigkeit verbraucht und zum Theil verdorben. Zur regelmäßigen Fortdauer iſt die Wegſchaffung derſelben eben ſo nöthig, als ein ſtetiger Erſatz des Verlornen, ſo daß alles Lebendige ohne ſeine Form gerade auffallend zu ändern, doch im beſtändigen Wechſel ſeiner Beſtandtheile nur beſtehen kann. Der Erſatz geſchieht aus der allgemeinen Vorrathskammer, aus dem Blute, und der Vorgang ſelbſt heißt Secretion oder Abſonderung. Beim Menſchen und den mehrſten Thieren ſondern ſich zum Zwecke dieſer Selbſterhaltung ſowohl feſte Stoffe als Flüſſigkeiten ab. Die feſten Stoffe cryſtalliſiren aus den Haargefäßen ſogleich an dem Orte ihrer Beſtimmung, indem dieſe Gefäße, die einen Theil jedes Organs ſelbſt ausmachen, eine für den Erſatz des Organs paſſend modificirte, gerinnbare Lymphe aus dem Blute aufnehmen und zur Erſtarrung bringen. Die Flüſſigkeiten aber haben nicht geradezu den Zweck, die Form zu erhalten, ſondern dienen dazu, die unorganiſchen Nahrungsmittel dem Körper ähnlich zu machen (aſſimiliren), indem ſie (Speichel, Magenſaft, Galle) die Verdauung unterſtützen und bewirken. In dieſen ſecernirten Flüſſigkeiten findet man die Beſtandtheile des Blutes mit wenig Abänderung wieder, ſie enthalten außerdem alle freies Alkali. Ihnen gegenüber ſtehen die Excretionen oder Ausſonderungen, die ziemlich auf dieſelbe Art

und durch ähnliche Einrichtung von Organen bereitet werden, aber freie Säure enthalten und den Zweck haben, das Unbrauchbar gewordene zu entfernen. Fs.

Sect. Dieſen Namen führen gewiſſe ſtarke ſpaniſche Weine, beſonders der um Sevilla gebaute weiße köſtliche *Xereswein*, theils ſüß (unter dem Namen *Pararet* bekannt), theils etwas bitter und magenſtärkend. Er iſt für viele Städte, und beſonders für Cadiz, Malaga, Amſterdam und Hamburg ein anſehnlicher Gegenſtand des Handels, welcher in das Ausland getrieben wird.

Secten, Abtheilungen, ſind überall entſtanden, wo in geſellſchaftlichen Verhältniſſen eine beſtimmte Anſicht, Meinung und Sitte ſich als die herrſchende geltend macht und allgemeine Unterwerfung fodert. Wenn aber, was in der Welt politiſcher Meinungen, wiſſenſchaftlicher Anſichten und künſtleriſcher Beſtrebungen ſich eigen geſtaltet und als ein nur in dieſen Beziehungen abgeſonderter Verein von Bürgern, Gelehrten und Künſtlern neben das Allgemeine oder Andersgeſinnte tritt, lieber *Partei* oder *Schule* genannt zu werden pflegt, ſo bezeichnet der Sprachgebrauch Religionsgeſellſchaften, die in und neben einer herrſchenden Kirche beſtehen und durch eigenthümliche Glaubensbekenntniſſe und Verfaſſungen ein abgeſondertes kirchliches Leben bilden, durchgängig mit dem Namen *Secten*. Keine abgeſonderte Religionsgeſellſchaft mag ſich ſelbſt ſo nennen, indem jede in Lehrbegriff, Lebensordnung und Cultus das Richtige, zu allgemeiner Gültigkeit Geeignete zu beſitzen meint; und je feſter eine auf dieſer Meinung beſteht, deſto leichter wird auch in ihren Augen jeder Verein zur Secte, der ihre Religion anders betrachtet und ausübt. Vergl. d. Art. Ketzer. Unter allen den Religionen, die in der civiliſirten Welt ein Gebiet einnehmen, gibt es Secten. Unter den Juden ſondern ſich die Verächter des Talmud (*Karaiten*) von den Verehrern deſſelben, den beſonders in Europa angeſiedelten *rabbiniſchen* Juden und von beiden die *Samariter* (ſ. d. Art.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien der *Sunniten* und *Schiiten* noch eine Menge kleinerer Secten, z. B. die *Jeziden*, *Wechabiten*, *Ismaeliten*, *Roſairier* u. ſ. w. erzeugt, die ſich durch mannichfaltige Auslegung des Korans und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des Propheten Mahomed, auf welchen die Stammhäupter jeder mahomedaniſchen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unterſcheiden. Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt ſind die Secten, in welche ſich die Gebiete der heidniſchen Religionen des öſtlichen Aſiens theilen. In China beſtehen neben einander die Religionen des *Cong-fu-tſe*, des *Fo*, des *Tao-kiun* oder *Tao-tſe* und der *Lamaismus*, welcher letztere ſich nicht nur unter den tartariſchen und mongoliſchen Völkerſchaften verſchieden geſtaltet hat, ſondern auch nach ſeinen Hauptſitzen in den tibetaniſchen und birmaniſchen zerfällt, und unter den Verehrern des *Brama* in Oſtindien iſt die Verſchiedenheit der Meinungen und Gebräuche ſo groß, daß man nicht weiß, welche Partei man für die orthodoxe halten ſoll. Ein Gemiſch chriſtlicher und mahomedaniſcher Lehrmeinung und Sitte iſt das Eigenthümliche der *Druſen*; mit orientaliſchen Phantaſien vermengt findet man Elemente des Judenthums und Chriſtenthums bei den *Sabiern* oder Johannisjüngern. Die bekannteſten und merkwürdigſten Secten ſind uns jedoch diejenigen,

die aus dem Schooße des Chriſtenthums hervorgingen. Zur bequemen Überſicht betrachten wir ſie nach verſchiedenen Familien oder Gattungen der Abweichung von dem orthodoxen Stamme der chriſtlichen Kirche, wodurch ſie in den Hauptperioden der Kirchengeſchichte bemerkbar werden und verweiſen bei den in dieſem Werke beſonders dargeſtellten chriſtlichen Secten auf die betreffenden Artikel. Aus Chriſten, die das Evangelium durch Beimiſchung jüdiſcher Lehren und Satzungen verfälſchten und die chiliaſtiſche Träumereien der jüdiſchen Meſſiasidee nährten, beſtand die älteſte Gattung chriſtlicher Secten, von der jedoch nur die Nazarener bekannter wurden. Dieſe Secte glaubte das jüdiſche Ceremonialgeſetz neben den Vorſchriften des Evangeliums beobachten zu müſſen und verwarf die Briefe des Apoſtels Paulus. Ob die Ebioniten (Arme, Dürftige), denen neben dieſen Irrthümern auch die Meinung, daß Jeſus bloßer Menſch und Joſephs Sohn geweſen ſey, vorgeworfen wurde, Nazarener oder eine von ihnen verſchiedene Secte waren, iſt ungewiß. Schon um die Mitte des erſten Jahrh. entſtanden beide in Paläſtina und verloren ſich im vierten wieder. Nur eine moraliſche Verirrung ſcheint die Ketzerei der Nicolaiten geweſen zu ſeyn, die im erſten Jahrh. unter den Chriſten in Syrien und Kleinaſien dadurch entſtand, daß der gutgemeinte Rath eines Diaconus zu Jeruſalem Nicolaus von Antiochien, das Fleiſch zu mißbrauchen, d. h. die ſinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einen Anhängern ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten ſich den Genuß heidniſcher Götzenopfer und zügelloſe Ausſchweifungen der Wolluſt. Wenn ſie anders, was noch ſehr ſtreitig iſt, eine beſondre Secte bildeten, verloren ſie ſich doch nach kurzer Dauer unter den erſten Gnoſtikern, die ſeit dem Anfange des zweiten Jahrh. zu einer eignen, jenen judaiſirenden Chriſten durch Verwerfung des alten Teſtaments und des jüdiſchen Fundaments der chriſtlichen Religion ſcharf entgegengeſetzten Gattung chriſtlicher Secten heranwuchſen und ihre mit chriſtlichen Dogmen vermiſchten Ideen aus der alten orientaliſchen Religionsphiloſophe (Chaldäismus, Magismus, Zoroaſtrismus) in Lehre und Religionsübung mehr als Adepten, denn als Gegner des Chriſtianismus auf mannichfaltige Weiſe ausprägten. Dahin gehören die Anhänger Simons, Menanders und Cerinths als Vorläufer der Gnoſis, d. i. der höheren Einſicht in die Geheimniſſe der Religionslehre, welche die ſeit der Mitte des zweiten Jahrh. entſtandenen und nach weiter Verbreitung erſt im fünften Jahrh. unterdrückten Secten der Saturninianer, der Baſidilianer, der Karpokratianer, der Valentinianer, der Marcioniten, von denen die Ophiten, der Tatianiſten, von denen die Severianer, auch Enkratiten, Apotactiten oder Sakkophorer, Hydroparaſtaten oder Aquarier genannt und die Anhänger des Bardeſanes und Hermogenes ausgingen, zu beſitzen glaubten. Weil ſie mehr oder weniger die Realität der hiſtoriſchen Perſon Jeſu in allegoriſchen Schein auflöſ'ten, nannte man ſie auch Doketen und Phantaſiaſten. Über alle dieſe gnoſtiſchen Secten vergl. d. Art. Gnoſis. Ihnen nahe verwandt ſind die Manichäer, deren Stifter Mani, ein perſiſcher Magus, von den Griechen Manes (der Unſinnige), von ſeinen Schülern aber Manichäus genannt, nach wunderbar wechſelnden Schickſalen um 277 in Perſien hingerichtet wurde. Vergl. d. Art. Manes. Auf Zoroaſters

Dualismus bauend ſtellte er die Lehre von zwei Grundprincipien alles Seyns, deren erſtes ihm der wahre Gott, das Licht oder das Gute, das andre Hyle, Dämon (Teufel), die Finſterniß oder das Böſe war, an die Spitze ſeines Religionsſyſtems, welches, wie der Gnoſticismus, das Räthſel der Exiſtenz des Böſen in der Welt zur Rechtfertigung des wahren Gottes zu erklären ſuchte. Alle vorhandenen Dinge lehrte Mani als Ausflüſſe (ſ. d. Art. **Emanation**) dieſer beiden mit unzähligen gleichartigen Äonen umgebenen Grundweſen betrachten, durch deren Conflict die Erde, die der Materie nach, und der Menſch, welcher mit dem Körper und der ſinnlichen Seele dem Dämon angehört, entſtanden ſey. Um den vernünftigen Geiſt, welcher das Gute im Menſchen ſey, aus der Gewalt des Böſen zu befreien, habe Gott ſeinen Sohn, deſſen Kraft in der Sonne, deſſen Weisheit im Monde wohne, in dem Scheinkörper des Menſchen Jeſus auf Erden wandeln und durch Leiden, Sterben und Auferſtehung die Sinnbilder der Läuterung des ſeit der Vermählung Adams mit Eva, der Tochter des Teufels, verderbten Menſchen durch Entſagung, Tod und neues Leben darſtellen laſſen. Der heilige Geiſt, der die Luft erfülle, ſey zum Beiſtande der Menſchen bei dieſer Läuterung oder Wiederkehr in das Reich des Lichts als Tröſter (griechiſch **Paraklet**) in der Perſon des Mani auf Erden erſchienen. Demnach rühmte ſich Mani neuer Offenbarungen, verwarf das alte Teſtament als ein Machwerk des vom böſen Princip abſtammenden Judengottes und erklärte das neue Teſtament willkürlich in dem Sinne ſeines Syſtems. Eine pythagoräiſche Diät, Enthaltſamkeit von der Gemeinſchaft mit Weibern und Widerwille gegen hierarchiſche Formen der Kirchenverfaſſung waren das Charakteriſtiſche des äußern Lebens der Manichäer, deren Gottesdienſt in Beten, Singen und Faſten beſtand, die Abendmahlsfeier nur mit Waſſer ſtatt des Weines erlaubte und die Taufe meiſt bis ins reifere Alter verſchob. Kirchen mit geſchmückten Altären hatten ſie nicht, ſondern hielten ihre Verſammlungen in einfachen Sälen, wo ſtatt alles Schmuckes ein prachtvoller Lehrſtuhl für den im Geiſt anweſenden Mani ſtand. Die Anbetung der Sonne und des Mondes wurde ihnen fälſchlich vorgeworfen, da ſie dieſe Geſtirne nur als Wohnungen des Erlöſers ehrten. Ihre Gemeinden beſtanden aus Zuhörern und Auserwählten. Erſtere konnten heirathen, mußten aber den Genuß des Fleiſches und andrer reizender Nahrungsmittel meiden; Letztere enthielten ſich des Beiſchlafs, des Beſitzes irdiſcher Güter, des Ackerbaus und der Gewerbe und andrer als vegetabiliſcher Nahrung ganz, wofür ſie die Hoffnung hatten, bei ihrem Tode unmittelbar in das Reich des Lichtes einzugehen, dagegen die unvollkommneren Zuhörer ſich eine Seelenwanderung durch mancherlei Thiere gefallen laſſen ſollten. Ihr Oberhaupt war Mani als Paraklet mit den von ihm gewählten 12 Apoſteln. Nach deren Tode beſtand ihre Geiſtlichkeit aus 72 Biſchöfen und einer angemeſſenen Anzahl von Älteſten und Diaconen, ſämmtlich von der Claſſe der Auserwählten; doch galten dieſe Geiſtlichen nur als Lehrer, dagegen die Kirchengewalt von den Gemeinden democratiſch ausgeübt wurde. Keine ketzeriſche Secte wurde gehäſſiger verfolgt, als die Manichäer, dennoch breiteten ſie ſich aus Perſien, ihrem Vaterlande, durch Syrien, Kleinaſien, Nordafrika und ſelbſt bis Italien mit großer Schnelligkeit aus. Auch der h. Auguſtinus, der ihre Irrthümer ſpäterhin mit der heftigſten

Polemik beſtritt, hat ihnen eine Zeit lang angehört und in der That war in ihrer Religionsanſicht Wahres und Falſches ſo kunſtreich gemiſcht, daß lebhafte Köpfe wohl von ihren bilderreichen Aufſchlüſſen über die Geheimniſſe Gottes, der Natur und des Menſchenlebens getäuſcht werden konnten, zumal da ihre Moral ſtreng und ihr Wandel meiſt untadelhaft erſchien. Inzwiſchen wurde ihre bürgerliche Exiſtenz als abgeſonderte Religionsgeſellſchaft durch die Verfolgunsdecrete chriſtlicher Kaiſer und durch die Bannflüche der orthodoxen Biſchöfe ſo unſicher, daß ſie ſich ſeit dem fünften Jahrh. theils in das noch heidniſche öſtliche Aſien, wo ſie wahrſcheinlich Einfluß auf die Ausbildung des Lamaismus hatten, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurückzogen und öffentlich nur unter andern Namen wieder auftraten. Es waren manichäiſch-gnoſtiſche Lehrſätze und Übungen, durch welche ſchon die Secte der *Priscillianiſten* ſich nach dem Vorgange des 385 zu Trier nebſt 6 Anhängern enthaupteten Biſchofs Priscillian von Avila von der orthodoxen Kirche unterſchied und ihr abgeſondertes kirchliches Leben in Spanien bis zum ſechsten Jahrh. friſtete. Andre Überreſte des Manichäismus erhielten ſich ohne Verband in Ägypten und dem weſtlichen Aſien und brachten ſpäterhin die Ketzereien, die unter mancherlei Namen das Mittelalter beunruhigten, aus Armenien nach Europa. Zufolge einer unerwieſenen Behauptung älterer Kirchenhiſtoriker wird den Manichäern gewöhnlich auch die kleine Partei der *Hierakiten* beigezählt, welche Hierax, ein chriſtlicher Gelehrter in Ägypten, gegen Ende des dritten Jahrh. durch eine den gnoſtiſchen Allegorien und Deutungen der h. Schrift verwandte Geheimlehre und ſtrenge Sittenzucht ſtiftete. Sie wollten das Priſterthum Melchiſedeks erneuern, daher ſie auch *Melchiſidekiten* genannt wurden. Im vierten Jahrh. zerſtreuten ſie ſich, während ihre Askeſe in das Leben chriſtlicher Einſiedler und Mönche überging. Nur in dieſer practiſchen Beziehung gränzt an die vom wahren Chriſtenthume weſentlich abweichenden Gnoſtiker und Manichäer der ihren philoſophiſchen Speculationen und Allegorien ſonſt ganz entgegengeſetzte ſittliche Myſticismus der *Montaniſten*, deren Stifter *Montanus*, um die Mitte des zweiten Jahrh. Biſchof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, ſich für den von Jeſu verheißenen Parakleten ausgab, welcher das vollkommene Mannesalter des Chriſtenthums oder die Reife der chriſtlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahren Chriſten Eingebungen des heiligen Geiſtes empfingen und Viſionen hätten, von der herrſchenden Meinung ab; die chiliaſtiſchen Hoffnungen und die Neigung zum ſteifen Buchſtabenglauben hatte er mit den judaiſirenden Chriſten gemein und auch die moraliſche Eigenthümlichkeit ſeiner Secte beſchränkte ſich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die ſie in häufigem Faſten, in der Verachtung heidniſcher Gelehrſamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum eheloſen Leben und zum Märtyrertode ſuchte. Die Montaniſten nannten im Dünkel ihrer höheren ſittlichen Vollkonmenheit ſich ſelbſt *Pneumatici* (Geiſtiggeſinnte), ſonſt hießen ſie auch *Pepuzianer* und *Phrygier*, weil Phrygien und überhaupt Kleinaſien der Schauplatz ihrer ſchnellen Ausbreitung war. Tertullian, ſelbſt Montaniſt, hat ihre mönchiſche Strenge vertheidigt, die mehr zur Gnoſis geneigte alexandriniſche Schule

beſtritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das vierte Jahrh., in deſſen Mitte ſie aus der Geſchichte verſchwinden und nur in Gallien durch phrygiſche Coloniſten noch einige Zeit erhalten worden zu ſeyn ſcheinen. Eben ſo wenig als dieſe dem Mönchthum vorarbeitende Secte lehrten die Parteien, die während und noch der Chriſtenverfolgung des Kaiſers Decius über das gegen abgefallne oder zu nachgiebige Chriſten zu beobachtende Verfahren mit den orthodoxen Biſchöfen in Streit gerathen waren, etwas dem geltenden Glauben weſentlich Widerſprechendes. Novatianus, ein römiſcher Presbyter, wollte ſolche Abtrünnige, auch wenn ſie bußfertig in die Chriſtengemeinde zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen wiſſen und ſeine Anhänger erhielten ſich von 252, wo ſie unter dem Namen der Novatianer eigne Gemeinden bildeten, durch den Ruhm, keine lauen Glieder unter ſich zu dulden, bis in das ſechste Jahrh. Die wegen deſſelben Eigenſinnes im Anfange des vierten Jahrh. von der nachſichtigern orthodoxen Kirche getrennten Meletianer verloren ſich bald unter den Arianern. Schismatiker derſelben Art, die, ohne Ketzer zu ſeyn, eine kirchliche Spaltung verurſachten, waren die Donatiſten in Nordafrika, deren Anführer Donatus, ein numidiſcher Biſchof, ſich wegen ſeiner 311 bei einer ſtreitigen Biſchofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren, d. h. ſolche Kleriker, die während der Verfolgungen die Bibel an heidniſche Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig zu erkennen, mit ſeinem Anhange aus der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trat und eine eigne Secte ſtiftete, die auch ſchon getaufte Chriſten, welche ſie aufnahm, wiedertaufte. Sie herrſchte in den chriſtlichen Provinzen Afrika's und zählte 330 ſchon 172 Biſchöfe ihres Bekenntniſſes. Noch erhöht wurde ihre hierarchiſche Strenge durch die Beobachtung des novatianiſchen Grundſatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszuſtoßen und die vollkommne Unbeſcholtenheit des Glaubens ihrer Lehrer und Glieder für das weſentlichſte Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geiſt nicht in ihr herrſchen könne; eine Behauptung, welche ſpäterhin in das catholiſche Dogma von der alleinſeligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten ſich die Donatiſten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatiſcher Bauern, die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungne kaiſerliche Heer angriffen und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbſtmord verwüſteten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigſt geſucht und ſie ließen ſich von den Catholiſchen freiwillig umbringen. Doch ihren Untergang fand dieſe im 4ten und 5ten Jahrh. blühende Secte erſt, als die Provinzen, die ſie erfüllte, von den Saracenen der Chriſtenheit entriſſen wurden. Weniger bedeutend waren die nur auf ein kurzes Daſeyn im vierten Jahrh. beſchränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinaſien und Syrien fortfuhren, das Oſterfeſt nach alter Weiſe mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art. Oſtern), der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derſelben Gewohnheit noch willkürliche Büßungen unter ſich einführten und ſich Gott in menſchlicher Geſtalt vorſtellten, der Meſſelianer oder Eucheten, Betbrüder unter den Griechen, die ſich einem frommen Müßiggange und mönchiſchen Andachtsübungen ergaben. Eine von dem frömmelnden Weſen dieſer mehr gegen ge-

wiſſe äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verſchiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (ſ. d. Art.) gehörigen Secten. Vorläufer derſelben am Ende des zweiten Jahrh. war Praxeas, ein aſiatiſcher Chriſt und heftiger Gegner der Montaniſten, der die drei Perſonen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirkſamkeit des einigen Gottes betrachtete, daher ſeine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Folgerung, der Vater müſſe mit dem Sohne Jeſus gelitten haben, Patripaſſianer genannt wurden. Gegen die Mitte des dritten Jahrh. verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Trinitätslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Chriſto nur eine Perſon ſey. Die Noetianer verloren ſich in der Folge unter den Sabellianern und Samoſatenern oder Paulianiſten (ſ. d. Art. Sabellius und Samoſatener), zwei Parteien, die den Unterſchied der drei göttlichen Perſonen auf gleiche Weiſe aufzuheben ſuchten. Eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heteruſianer und Anomäer, dagegen die Semiarianer oder Homoiuſiaſten mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den h. Geiſt dem Vater nicht gleich achteten, eine Weſensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben ſo wie ihre Gegner, die Biſchöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium wegen ſabellianiſcher Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle dieſe unter dem gemeinſamen Namen der Aloger, weil ſie die Würde des Logos, d. i. Chriſti, herabſetzten, angefochtenen Parteien darauf aus, Jeſum für einen bloßen Menſchen zu erklären und verſuchten nur, um ſich dem nicäniſchen Symbolum der Orthodoxen zu nähern, mancherlei Deutungen der Trinitätslehre. Über ihre Entſtehung und Geſchichte vergl. den Art. Arianer. Noch während der Streitigkeiten, unter denen die arianiſchen Secten ſich zu einer abgeſonderten Kirche ausbildeten, brachte 265 Apollinarius d. j., Biſchof von Laodicäa in Syrien, aus Vorliebe für den Platonismus die Meinung auf, der Logos oder Sohn Gottes habe bei dem Menſchen Jeſus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten, wodurch, weil es bald überall im Orient Apolliniariſten gab, der Unterſchied der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto zur Sprache kam. Dies war um ſo nöthiger, da ſich ſchon gegen Ende des vierten Jahrh. Parteien erhoben, die ſeiner Mutter Maria zu viel oder zu wenig Verehrung erwieſen. Thraziſche und ſcythiſche Weiber, die kaum zum Chriſtenthume übergetreten, noch voll von heidniſchen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daſelbſt einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten ſie ihr mit Gebeten, Prozeſſionen und Opfern, wobei ſie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechiſch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen ſelbſt an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben ſey, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joſephs und Mutter mehrerer mit ihm gezeugten Brüder Jeſu betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widerſacher der Maria; wegen deſſelben Irrthums wurden Helvidius in Paläſtina und der Biſchof Bonoſus in Illyrien mit

ihren Anhängern verketzert. Neſtorius, ein Syrer, ſeit 428 Biſchof zu Conſtantinopel, lehrte, um jeden Mißverſtand in dieſem Punkte zu vermeiden, daß Maria nicht Gottesgebärerin, ſondern Chriſtusgebärerin zu nennen ſey, weil Gott nicht von einem Weibe geboren werden könnte. Doch weniger wegen dieſer Meinung, als aus Neid und Parteiſucht, bewirkte der Alexandriner Cyrill auf der Synode zu Epheſus 431 die Entſetzung des Neſtorius, daher die Neſtorianer, obgleich ihr Lehrſatz von zwei Naturen in Chriſto für rechtgläubig erkannt werden mußte, vom Kaiſer gewaltthätig verfolgt, nach Perſien flohen und dort eine noch jetzt abgeſondert beſtehende Kirche unter dem Namen der ſyriſchen oder chaldäiſchen Chriſten, zu der die Thomaschriſten in Oſtindien gehören, ſtifteten. S. d. Art. ſyriſche Chriſten. Doch grade aus der Partei, die die Neſtorianer verdammt hatte, ging die noch viel folgenreichere Ketzerei der Eutychianer oder Monophyſiten hervor, die nur Eine Natur in Chriſto annahmen. Vergl. d. Art. Monophyſiten. Außer den kleineren über dieſen Streitpunkt im 6ten Jahrh. unter ägyptiſchen und ſyriſchen Theologen entſtandenen Parteien der Phtartolatrer (Verweslichkeitsdiener) auch Corrupticolä und Severiten genannt, die den Leib Chriſti für verweslich und ſeiner Natur nach jedem menſchlichen Bedürfniß unterworfen hielten, der Aphtardoketen (Unverweslichkeitslehrer) oder Phantaſiaſten, die dieſe Schwachheiten von der Willkür Chriſti abhängig dachten und auf die Meinungen der gnoſtiſchen Doketen geriethen, der Aktiſteten, die den Leib Chriſti für unerſchaffen erklärten, der Agnoëten, die Chriſto die Allwiſſenheit abſprachen, der Theopaſchiten, welche behaupteten, einer aus der Dreieinigkeit ſey gekreuzigt worden, der Teithriten, die gradezu drei Gottheiten annahmen, bildeten ſich aus den zahlreichen Überreſten der am Hofe zu Conſtantinopel bald begünſtigten, bald verurtheilten Monophyſiten die noch jetzt im Orient beſtehenden Kirchen der Jacobiten, die die dem Patriarchen zu Conſtantinopel unterworfne und in den Schooß der orthodoxen Kirche zurückgekehrten Glieder ihrer Secte Melchiten nennen, weil ſie ihren Glauben von den Kaiſern beſtimmen ließen, der Armenier, Kopten und Abyſſinier. (Siehe alle dieſe Art.) Eine Folge der monophyſitiſchen Streitigkeit war im ſiebenten Jahrh. die Entſtehung der monotheletiſchen, in der die nur einen Willen in Chriſto annehmende Partei der Monotheleten von den Orthodoxen gedrängt ſich unter ihrem Führer Maro in Syrien zu einer abgeſonderten Kirche vereinigte. (S. d. Art. Maroniten). Im achten Jahrh. endlich zeigten ſich neue Spuren des Arianismus in Spanien, wo einige Biſchöfe mit ihren Gemeinden, wahrſcheinlich um das Chriſtenthum in den Augen der Saracenen gegen den Vorwurf der Vielgötterei zu ſchützen, den Lehrſatz aufſtellten, als Gott ſey Chriſtus Gottes Sohn von Natur, als Menſch aber durch Adoption, welche, wie bei jedem Chriſten, eine Wirkung der Taufe und Wiedergeburt geweſen ſey. Dieſe Adoptianer bildeten jedoch eben ſo wenig eine kirchlich abgeſonderte Secte, als die ſeit dem fünften Jahrh. weitverbreiteten Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenſtehenden Prädeſtinatianer. Vergl. d. Art. Gnade und Pelagianismus. überhaupt wurden abweichende Meinungen unter den unruhigen Orientalen, deren Mutter, die griechiſche Kirche

ſelbſt, ſich im Mittelalter immer mehr von der römiſchen entferne, viel leichter Anlaß zu förmlichen Trennungen, als im Abendlande, das bei dem zunehmenden Übergewicht des römiſchen Stuhles ſich als den Hauptſitz der Orthodoxie betrachten lernte. Unter dem Schutze der Bergketten des Caucaſus und Taurus, die in Armenien zuſammenſtoßen, gab es noch Überreſte der Manichäer und Gnoſtiker, die ſich ſeit dem achten Jahrh. nach einem Parteihaupte *Paulus Paulicianer* nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von ſich abzuwenden. Als *Ikonoklaſten* (ſ. d. Art. Bilderſtürmer) wurden ſie von den griechiſchen Kaiſern je nach dem dieſe dem Bilderdienſte, den die manichäiſche Denkart ganz verwarf, bald ungünſtig, bald günſtig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten ſie, da man ihrem unläugbaren Manichäismus auf die Spur kam, im neunten Jahrh. harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mahomedaner flüchteten, welchen ſie in den Kriegen gegen die Griechen beiſtanden. Die im zehnten Jahrh. verſuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianiſchen Gemeinden, die der griechiſche Kaiſer Johannes Zimisces nach Thrazien verſetzte, gelang eben ſo wenig, als jene gewaltſame Unterdrückung, und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerſtreute Haufen dieſer Secte theils zu Lande durch die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erſchienen ihre Abkömmlinge und Geiſtesverwandten nun in den europäiſchen Ländern. Ganz unzweifelhaft iſt der paulicianiſche Urſprung der Lehre jener den alten Maſſalianern und Euchiten ähnlichen Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs *Bog milui* (bulgariſch: Gott erbarme dich) *Bogomilen* nannte und im zwölften Jahrh. zu Conſtantinopel mit dem Feuertode beſtrafte. Weniger läßt ſich dies von den 1025 zu Orleans verbrannten zehn Canonicis und von den um dieſelbe Zeit in Flandern entdeckten Ketzern behaupten, über deren Meinungen und Gebräuche man nur die gehäſſigen Berichte ihrer Gegner hat. Erweislicher ſcheint die gnoſtiſch-manichäiſche Abſtammung der Ketzerei, deren man die in der Lombardei ſeit der Mitte des elften Jahrh. und ſpäter auch in Frankreich und Deutſchland bekannt gewordenenen Separatiſten beſchuldigte. Sie wurden bald wegen ihrer Herkunft *Bulgaren*, woraus das franzöſiſche Schimpfwort Bougres entſtand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit als Menſchen aus der niedrigſten Volksclaſſe nach der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, *Patarener* oder *Pateriner*, bald *Publicaner* oder *Popelitaner* und in den Niederlanden *Piphles* genannt. Der allgemeinſte Name aber, mit dem das Mittelalter dieſe und ähnliche Sectirer bezeichnete, war *Katharer*, der entweder aus dem griechiſchen Worte καθαροί, die Reinen, wofür ſie ſich ſelbſt hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil ſie aus der Gazarei, der heutigen Crimm, gekommen ſeyn ſollten, gebildet und in dem deutſchen Ausdrucke *Ketzer* erhalten wurde. Die Religionsanſicht und Übung der unter dieſem Namen begriffenen Separatiſtenhaufen war freilich nach Gegend und Zeitalter, worin ſie auftraten, und nach dem Geiſte ihrer Anführer ſehr mannichfaltig modificirt, doch in der entſchiedenen und hartnäckigen Oppoſition gegen den Catholicismus, wie er ſich damals geſtaltete, ſtimmten ſie alle überein, und ſo dunkel auch noch

ihe Geſchichte iſt, ſo erhellt ſchon aus den wenigen Quellen derſelben, daß ſie in folgenden Punkten der Lehre und des religiöſen Lebens zuſammentrafen. Den Widerwillen gegen die jüdiſchen Elemente im Chriſtenthume, den mehr oder weniger geſchickt in bibliſche Redensarten gekleideten Dualismus, der neben dem einigen guten Gott auch noch den Teufel als zweites Grundweſen und Urheber der Körperwelt gelten ließ, und den Dünkel einer höheren ſittlichen Vollkommenheit hatten ſie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß arianiſcher Vorſtellungen und platoniſcher Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos ſein erſter Gedanke und der Geiſt die gemeinſame Wirkung ſeyn ſollte. In jedem guten Menſchen ſahen ſie einen Chriſtus und unterſchieden daher in ihren Gemeinden Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienſt des Erlöſers fanden ſie mehr in ſeinem Beiſpiel als in ſeinem Verſöhnungstode und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferſtehung der Leiber ihnen nicht nöthig ſchien, auf das Maß ihrer eignen Tugend. Im religiöſen Leben des Menſchen hielten ſie die Erhebung des Geiſtes über das Irdiſche bis zur myſtiſchen Beſchauung für die höchſte Stufe; als leeres Gepränge verachteten ſie Meſſe, Altardienſt und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien ſammt allen willkürlichen Bußübungen und ſogenannten guten Werken; die tägliche Einſegnung ihrer Speiſen und Getränke galt ihnen als h. Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geiſtes als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung; innige Herzensandacht beim Gebet und reiner, durch Enthaltſamkeit vom Beiſchlaf und vom Genuß aufreizender Nahrungsmittel verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Übung der Frömmigkeit; die Satzungen der päpſtlichen Hierarchie und das Prieſterthum der Catholiſchen, wie es damals war, hielten ſie für ganz unchriſtlich und verderblich, dagegen drangen ſie auf Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfachheit und buchſtäbliche Erfüllung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, das ſie fleißig laſen, aber freilich oft mißverſtanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchſtabenweſen, kalte Dialectik, mechaniſche Verwaltung des Cultus und ärgerliche Sitten des Klerus die Religion immer mehr aus der herrſchenden Kirche entfernten, mußten ſolche Lehren und Grundſätze ſchon um des Gegenſatzes willen Beifall finden. Die lebendige Religioſität und Sittlichkeit, deren ſich die meiſten dieſer Separatiſten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblich höheren Einſicht, die Wärme ihrer Myſtik und die rührende Kraft ihres einfachen Cultus verſchafften ihnen viele Anhänger nicht bloß aus dem gemeinen Volke. Unzufriedene aller Art, auch Kleriker und Edelleute ſchloſſen ſich an ſie an, daher ſie in Frankreich bons hommes hießen, und bei dem rohen Zuſtande der Staatsverfaſſungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeiten konnten ihre wenig mit einander zuſammenhängenden, politiſch nicht gefährlichen Gemeinden oft lange Jahre ſtraflos ihr ſtilles Weſen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei dieſen Secten; die nächtlichen Zuſammenkünfte, die Gemeinſchaft der Güter, die heimathloſe, herumſchweifende Lebensart, wegen der mehrere derſelben P a ſ ſ a g e r e n,

Peſſagini genannt wurden, die urſprünglich aſcetiſche Geringſchätzung des Eheſtandes mancher von ihnen machte da ſie doch das Zuſammenleben beider Geſchlechter geſtatteten, Gelegenheit zu groben Unſittlichkeiten und das Geheimniß, in das ſie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verirrungen einer ſich ſelbſt überlaſſenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch ſolche Flecken übelberüchtigt wurden, ſo gaben neue Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Daſeyn und Namen und dem einmal beliebten Geiſte des Separatismus friſchen Schwung. Verſuche dieſer Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich der Schweiz und Italien, die Peter von Bruis, Heinrich und Arnold von Brescia im zwölften Jahrh. verurſachten und die Parteinamen der Petrobruſianer, Henricianer und Arnoldiſten aufbrachten. Nur wurden zugleich die geiſtlichen Obrigkeiten eifriger im Aufſpüren und Beſtrafen der Ketzer, ſo daß dieſe neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Parteien bald wieder erloſchen. Nun brauchten zwar jene Katharer, Patarener, Publicaner u. ſ. w., wo ſie anſäſſig waren, die Vorſicht, ſich öffentlich zu den catholiſchen Kirchen zu halten und ihre religiöſen Privatverſammlungen bei verſchloßnen Thüren zu halten; auch geſtatteten ſie ihren bedrängten Gliedern, ſich vor den geiſtlichen Gerichten durch ſcheinbaren Widerruf zu helfen. Die Aufmerkſamkeit dieſer Behörden war aber einmal rege, und da die Päpſte dieſe Verfolgungen durch beſondere Legaten betrieben und dem Dominicanerorden, der nur zur Bekämpfung und Bekehrung der Ketzer errichtet wurde, das furchtbare Inſtitut der Inquiſition übertrugen, gab auch das unbeſcholtenſte bürgerliche Leben und die tiefſte Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Mehrere Tauſende derſelben, die ſich um Toulouſe und in Albigeois geſammelt hatten und daher Albigenſer genannt wurden, kamen in dem 1209 gegen ſie begonnenen und erſt nach 20 Jahren beendigten Kreuzzuge des Grafen Simon von Montfort um; ihr Beſchützer, der Graf Raimund von Toulouſe, verlor dadurch ſeine Länder, die Inquiſition opferte, was dem Schwert entgangen war, dem Feuertode und nur ein kleiner Haufe flüchtete ſich in die Thäler Piemonts, wo er ſich einige Zeit unter dem Namen der franzöſiſchen Kirche erhielt. Nächſt dieſen Albigenſern hatten damals auch die zum Theil mit ihnen vermiſchten Waldenſer, die 1170 aus einer Reform der kathariſchen Meinungen durch Petrus Waldus zu Lyon entſtanden waren, harte Verfolgungen auszuſtehen. Sie hießen auch Leoniſten und wegen ihrer armſeligen Lebensart, Arme von Lyon und Humiliaten und wurden, indem ſie ſich von manichäiſchen Irrthümern frei erhielten, allein der Bibel folgten und ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrh. in den Schluchten der Cevennen und ſavoyiſchen Gebirge eine zum einfachen Urchriſtenthum zurückkehrende, von den Catholiſchen völlig abgeſonderte Religionsgeſellſchaft bildeten, die Vorläufer der Huſſiten und der Reformatoren des ſechzehnten Jahrh. (Vergl. den Art. Waldenſer.) Minder wichtig als dieſe ehrenwerthe, noch jetzt nicht erloſchne Secte waren die Stedinger an der Nordſee, die ſich um 1230 gegen den Biſchof von Bremen rebelliſch erhoben und in einem der blutigſten Ketzerkriege unterdrückt wurden. (Vergl. d. Art. Stedinger.) Die Ketzergerichte waren überhaupt im dreizehnten Jahrh. ſo thätig, daß keine der

älteren Secten, außer den Waldenſern, dieſen Zeitpunkt überlebte. Dagegen ging im dreizehnten Jahrh. eine neue Gattung von Secten und ſchismatiſchen Verbrüderungen aus dem durch die Bettelorden angeregten Wetteifer im Beſtreben nach einer unerhörten Mönchsheiligkeit hervor. Eine von ihren laueren Ordensbrüdern und den Päpſten verworfene Partei unter den Franziscanern, die auf völlige Armuth drang, ſonderte ſich zuerſt in der Lombardei von der herrſchenden Kirche ab. Dieſe unechten Religioſen hießen Fraticellen, d. h. kleinere Brüder, Spiritualen, d. h. Geiſtige, Bizochen, d. h. Bettelſackträger. Ohne die Glaubenslehre anzufechten, empörten ſie ſich nur gegen die beſtehende Hierarchie und verkündigten ihren Untergang. Beten und Betteln war ihr Hauptgeſchäft, das ſie herumſchweifend trieben, denn Anſiedelungen in Klöſtern erlaubte der über ſie verhängte Kirchenbann nicht. Viele aus den niedern Volksclaſſen beiderlei Geſchlechts ſchloſſen ſich als ein dritter Orden in Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden an ſie an und aus dieſen Tertiariern der Fraticellen entſtanden die Brüderſchaften der Begharden, Beguinen und Lollharden, Stille im Lande, die den Separatismus der Mutterſecte durch reinere Sitten und wohlthätige Anſtalten für Krankenpflege und Jugendunterricht veredelten und nur das häufige Beten und Betteln (daher Begharden) und die geheimen Andachtsübungen mit ihr gemein hatten. (Vergl. d. Art. Beguinen.) Unruhiger war der 1260 zu Parma entſtandene Apoſtelorden, der, weil er die päpſtliche Beſtätigung nicht erhielt, zu einer Secte wurde, die ſich in Italien, der Schweiz und Frankreich bis in das vierzehnte Jahrh. erhielt. Dieſe apoſtoliſchen Brüder oder Apoſtler wollten in Kleidung, Lebensart und Religionsübung ganz den Apoſteln Jeſu gleichen, verwarfen das catholiſche Prieſterthum und führten Gefärtinnen bei ſich, mit denen ſie herumzogen und das Reich Gottes verkündigten. Einen noch viel ſchlimmeren Ruf hatten die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes (vergl. d. Art. Brüderſchaften), deren Überreſte ſich während der huſſitiſchen Unruhen in Mähren und Böhmen unter dem Namen der Piccarden (verſtümmelt von Begharden) und Adamiten häufig blicken ließen und den Stand der Unſchuld dadurch zu erneuern glaubten, daß ſie in ihren Verſammlungen ohne Rückſicht auf Geſchlecht und Alter nackend erſchienen. Andre ebenfalls von der Kirche nicht autoriſirte Brüderſchaften im vierzehnten Jahrh. zeichneten ſich bei unzweifelhafter Rechtgläubigkeit nur durch ſelbſt erwählte Bußübungen, Ungehorſam gegen die Kirchengeſetze und gröberen Aberglauben aus, wie die Geißler oder Flagellanten und die Kreuzbrüder (ſ. dieſe Art.). Ohne einen ganz erweislichen Zuſammenhang mit den Waldenſern, aber durch ähnlichen Eifer für bibliſches Chriſtenthum und Widerſpruch gegen die Mißbräuche der päpſtlichen Hierarchie arbeiteten Wicklef mit ſeinen Anhängern in England und in Böhmen die Huſſiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Utraquiſten, der Horebiten, Waiſen oder Taboriten und der von dieſen abſtammenden böhmiſchen oder mähriſchen Brüder gehören (ſ. alle dieſe Art.), der Reformation des ſechzehnten Jahrh. vor. Die proteſtantiſchen Kirchen, welche durch dieſelben entſtanden, werden nun zwar von den Catholiken eben ſowohl als die griechiſche Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der hiſtoriſche Sprachgebrauch mit

dieſer herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die außer den größeren, durch den weſtphäliſchen Frieden anerkannten Kirchen abgeſonderte Religionsgeſellſchaften bilden. Dergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerüſtete Catholicismus in ſeinem Schooße nicht aufkommen laſſen. Das Bedürfniß des religiöſen Separatismus fand ſchon in der Mannichfaltigkeit der geiſtlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Sectenſtifter werden wollten, bezwang die Inquiſition und die Thätigkeit der Jeſuiten, welche bis in die Mitte des achtzehnten Jahrh. jede freie Bewegung des Geiſtes zu hemmen wußte. Die Janſeniſten, Quietiſten und Moliniſten blieben ungeachtet ihrer abweichenden Anſichten von einigen Lehren rechtgläubige Catholiken; ſelbſt die erſteren, welche in den Niederlanden eigne Gemeinden und Geiſtliche haben, ſind keinesweges als eine beſondere Secte anzuſehen, da ſie den Primat des Papſtes anerkennen, alle catholiſchen Gebräuche beobachten und nur den ultramontaniſchen Lehrſatz von der Unfehlbarkeit des Papſtes eben ſo in Zweifel ziehen, wie unzählige andere Catholiken dießſeit der Alpen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den janſeniſtiſchen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulſionairs und Securiſten, Naturaliſten und Figuriſten, Discernanten und Melangiſten haben in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrh. nur ein kurzes Daſeyn in Franreich gehabt. (Vergl. d. Art. Janſen und Quietismus.) Die griechiſche Kirche, obwohl wegen ihrer geringen Neigung zum Denken in der Religion über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit ſich einig, hat doch einige Secten aufzuweiſen, welche die tolerante Regierung in Rußland beſtehen läßt. Schon im vierzehnten Jahrh. ſonderten ſich die Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnige, die ſich ſelbſt Staro-werzi, d. h. Altgläubige, nennen, weil ſie die vom Patriarchen Nikon um dieſe Zeit unternommenen liturgiſchen Neuerungen nicht genehmigten. Sie bilden eine, nach und nach in 20 Parteien zerfallne Secte, die ſich durch Beibehaltung der unveränderten ſlavoniſchen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechiſchen Mutterkirche unterſcheidet, ſelbſtgeweihte Geiſtliche hat und von früheren Verfolgungen der Czaren gedrängt größtentheils in die öſtlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs gewichen iſt. Unter den doniſchen und aſiatiſchen Koſacken hat dieſe jetzt die meiſten Anhänger, auch findet man Roskolniken in Sibirien. Sie hatten den Gebrauch des Tabaks und der ſtarken Getränke für unerlaubt, faſten ſtrenger als die Ruſſen, verweigern den Eid und lehnten ſich ſonſt nicht ſelten aus ähnlichen fanatiſchen Gründen, wie die Wiedertäufer, gegen die Obrigkeit auf, daher Pugatſchew, ſelbſt ein Roskolnik, unter ihnen den meiſten Anhang fand. Jetzt haben ſie viele von dieſen und andern Schwärmereien in Rückſicht der Ehe, der Kleidung, des Prieſterſtandes und Märtyrerthums nachgelaſſen. Vertriebene Roskolniken, welche ſich in Litthauen und Oſtpreußen unter Anführung eines Älteſten Philipp Puſtoſwiät niederließen, ſind die Philippanen, die die preußiſche Regierung in Neuoſtpreußen duldet. Sie weichen darin von der griechiſchen Kirche ab, daß ſie Älteſte ſtatt der Popen haben, von denen ſie keine Abſolution annehmen, Firmelung

und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienſte verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert laſſen. Weiter entfernen ſich vom Glauben der Kirche die Duchoborzy, eine auf den Steppen jenſeit des Dons angeſiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Prieſter hat, Eid und Blutvergießen für unerlaubt hält und zu Empörungen geneigt iſt. Antitrinitarier ähnlicher Art ſind die unpopiſchen Ruſſen oder ſogenannten ruſſiſchen Juden im Gouvernement Archangel, von denen man nur weiß, daß ſie weder Chriſtum noch die Heiligen verehren und ſelbſt die Taufe verwerfen. Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem Proteſtantismus theils nur durch die Oppoſition gegen den Papismus und durch den einfacheren Cultus, theils auch wegen ihrer Entſtehung aus ſeinem Schooße verwandt ſind. Zu den erſtern gehören 1. die Anabaptiſten oder Wiedertäufer des ſechzehnten Jahrh. (ſ. d. Art.), von denen die localen Parteien der Waterländer, Frieſen, Flaminger mit den Galeniſten oder der Gemeinde vom Lamme, den Apoſtoolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewalliſten oder Dompelers, den Danzigern, den Janjacobschriſten und Schweizern und die gemäßigter denkenden Mennoniten, Famtliſten, Baptiſten, Sabbatharier und Dunkers abſtammen. (S. d. Art. Taufgeſinnte.) 2. Die Unitarier oder Socinianer. (S. d. Art.) 3. Die Schwenkfeldianer, die Caspar Schwenkfeld von Oſſing bei Liegnitz ihren Stifter nennen. Dieſer ſchleſiſche Edelmann, geb. 1490, ein lebhafter ſcharfſinniger Kopf, ergriff in der Epoche der Reformation die evangeliſche Lehre mit großem Eifer, ſonderte ſich aber durch ſeine myſtiſche Anſicht vom Abendmahle, worin Eſſen und Trinken ihm Sinnbilder der Zueignung des Geiſtes Chriſti waren, von der Menſchheit Chriſti, die er nicht als Creatur, ſondern als einen Beſtandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfaſſung überhaupt, worin er keine poſitiven Satzungen und willkürlichen Übungen dulden, eine vollkommnere Reinigkeit des Wandels herſtellen und nur von einem Chriſtenthume des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung wiſſen wollte, von den Lutheriſchen ab. Nach ſeinem in der Verbannung zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten ſich zuerſt in Schleſien beſondre Gemeinden, die ſeinen Meinungen folgten und eine ſtrengere Kirchenzucht unter ſich einführten, nach harten Verfolgungen aber eine Zuflucht in Nordamerika fanden, wo ſie in Maryland, Berks und in Philadelphia ſelbſt noch jetzt eigne Gemeinden, Geiſtliche und Bethäuſer haben und wegen ihrer Arbeitſamkeit, Frugalität und Rechtlichkeit gerühmt werden. Geheime Anhänger Schwenkfelds, die ſeine Schriften leſen, gibt es auch noch in Schleſien, doch halten ſie ſich äußerlich zu den Lutheranern. In den proteſtantiſchen Kirchen ſelbſt hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, unter den erſteren nicht nur die Abweichung des ſtrengen Calvinismus von den freieren Anſichten Zwingli's in der Lehre vom Kirchenregiment kleine Verſchiedenheiten der Verfaſſung erzeugt, die die alten Schweizer und die von ihnen abſtammenden helvetiſchen Glaubensgenoſſen in Ungarn als echte Zwinglianer ungeachtet des Consensus Tigurinus 1549 mit den Calviniſten in Genf, Frankreich, Holland, Deutſchland und England nicht ganz

übereinſtimmen laſſen, ſondern auch der Streit über die Prädeſtination zwiſchen Gomarus und Arminius zu der durch die dortrechter Synode 1618 verewigten kirchlichen Trennung der Arminianer oder Remonſtranten, welche nach pelagianiſcher Anſicht nur eine bedingte Gnadenwahl annehmen und daher auch Univerſaliſten heißen, von den altgläubigen Calviniſten Gelegenheit gegeben. (S. d. Art. Remonſtranten.) Auch nach der dortrechter Synode hielten ſich noch Remonſtranten zu Rheinsburg bei Leyden verborgen, wollten ſich aber nach der Proclamation der Religionsfreiheit der Remonſtranten nicht mit dieſen vereinigen und ſtifteten die beſondre Secte der Rheinsburger oder Collegianten, wie ſie ſich ſelbſt nannten, weil ſie keine Kirche, ſondern nur Collegien (ſo hießen ihre Gemeinden) bildeten. Sie theilten ſich in die holländiſchen Collegien, die ſich zum Socianismus neigten und die altgläubigen grönningiſchen und hatten 1740 18 Gemeinden ohne ſtehende Geiſtliche. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrh. ſind ſie erloſchen und ihre Reſte zu den Mennoniten übergegangen, mit denen ſie in Rückſicht der Taufe übereinſtimmend dachten. Eine politiſche Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrh. unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzeriſche Secte verfolgt, durch dieſes Schickſal bis zum gewaltthätigſten Fanatismus erhitzt wurden und beinahe ſelbſt eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiöſen Glaubens genommen hätten. Wenigſtens ſtanden unter den hugenottiſchen Rebellen in den Cevennen, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Camiſarden (Kurzröcke) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die ſich unerhörter Viſionen rühmten und unter dem Namen der Inſpirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutſchland erſchienen. (S. d. Art. Inſpiration.) In der anglicaniſchen Kirche entſtand gegen Ende des ſiebzehnten Jahrh. eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sacramenten Latitudinarier oder Syncretiſten genannt wurden, ſich jedoch keinesweges kirchlich abſonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationaliſten, Nonconformiſten, Independenten in Großbritannien bekannten Diſſenters. (Vergl. die Art. anglicaniſche Kirche und Diſſenters.) England war überhaupt das Mutterland der meiſten neuern Secten. Hier entſtanden die Quäker, die Methodiſten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliſer Methodiſten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glaſſiten und die Jacobiten oder Nonjurors (ſ. dieſe Art.). Weniger erheblich ſind die ſchottiſchen Seceders, d. h. Separatiſten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrh., wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geiſtlichen aus der presbyterianiſchen Kirche ſchieden, doch ſelbſt um des Bürgereides willen in Burghers, die ihn leiſten, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfielen, und die Lifters zu Kilmore, die das Brod beim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika ſind im achtzehnten Jahrh. einige kleine Secten entſtanden, von denen jedoch nur die Schütterer (ſ. d. Art.) und die Dunkers (ſ. d. Art. Taufgeſinnte) Erwähnung verdienen. Höheres Intereſſe erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der

Nähe ſehen können, wie die beſſern unter den kleinen proteſtantiſchen Religionsparteien ihr kirchliches und bürgerliches Zuſammenleben eingerichtet haben (ſ. die Art. Brüdergemeinde und Herrnhut) und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jeruſalems (ſ. d. Art. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der lutheriſchen Kirche entſtanden ſind. Ein verfehlter obwohl merkwürdiger Verſuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war das während der Revolution zu Paris entſtandene und wieder erloſchene kirchliche Inſtitut der Theophilanthropen (ſ. d. Art.) Auf demſelben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philoſophiſch, wie dies moderne kirchliche Meteor, zeigte ſich 1781 eine aus armen, unwiſſenden Landleuten beſtehende Deiſtengemeinde in Böhmen, die ſich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Joſephs II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit ſehr bereuen mußte, da Joſeph ſie an die türkiſche Gränze verſetzen und durch grauſame Mißhandlungen bekehren ließ, weil ſie ſich weder als Chriſten noch als Juden ausweiſen konnten. Chriſtlicher iſt die 1802 zu Delft geſtiftete proteſtantiſche Secte, die ſich Christo sacrum nennt und alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine Geiſtliche, ſondern nur gebildete Redner hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienſt als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienſte, der Anhörung geiſtlicher Reden, unterſcheidet und jeden beſonders begeht, ein ſehr allgemeines bibliſch-proteſtantiſches Glaubensbekenntniß aufſtellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöſe Dogmen die vollkommenſte Freiheit läßt. Durch liturgiſche Verbeſſerungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat dieſe Geſellſchaft einige tauſend Proſelyten gemacht, doch ſcheint ſie jetzt auch ihrem Erlöſchen nahe. Außer dieſen eigenthümlich geſtalteten Religionsgeſellſchaften ſind noch eine Menge theologiſcher und ſchwärmeriſcher Parteien im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrh. mit Sectennamen belegt worden, obwohl ihre Anhänger nur durch das Band gemeinſchaftlicher Meinungen zuſammenhingen und keine kirchlich abgeſonderten Secten bildeten. Die vorzüglichſten unter ihnen ſind die von einem Exjeſuiten und reformirten Prediger zu Mittelburg, Johann Labadie, um 1666 geſtifteten Labadiſten, die übereinſtimmend mit dem reformirten Lehrbegriff nur durch fromme Bußübungen, mönchiſche Disciplin und Gemeinſchaft der Güter eine der erſten Chriſtengemeinde ähnliche heilige Familie bilden wollten und ſich nach dem Tode ihres Hauptes 1674 noch einige Zeit zu Wiewarden in Friesland erhielten; die Böhmiſten, die nach dem eifrigſten Bewunderer Jacob Böhme's, dem Theoſophen Gichtel, welcher das Prieſterthum Melchiſedeks wiederherſtellen wollte, Gichtelianer und wegen ihres Beſtrebens nach engelgleicher Reinigkeit des Wandels Engelsbrüder hießen, auch im Anfange des achtzehnten Jahrh. zu Altona, Leyden und Amſterdam Privatverſammlungen hielten, aber keine bleibende Secte conſtituiren konnten (vergl. über ihre Meinungen d. Art. Böhme); die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England, welche Johanna Leade ſchon gegen Ende des ſiebzehnten Jahrh. nach böhmiſtiſchen Phantaſien zu einer vorübergehenden theoſophiſchen Partei vereinigte; die Dippelianer, welche den Gichtelianern in der Verehrung der böhmiſchen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchymie und Goldmacherei erge-

ben waren, (vergl. d. Art. Dippel;) die Pietiſten (ſ. d. Art.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliaſten oder Anhänger der Lehre vom tauſendjährigen Reiche (ſ. d. Art). Billig begreift man alle dieſe Parteien und die theoſophiſch myſtiſche Schule Lavaters, ſo wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz ſehr anſehnliche chiliaſtiſche Schule Jung Stillings unter dem Namen harmloſer Separatiſten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Chriſtenthum, ihren Träumen lieber im Stillen durch das Leſen der beliebten Schriften ihrer Meiſter und Geiſtesverwandten, und durch Unterhaltung andächtiger Privatzuſammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anſtalten der Staatskirchen ſtören mögen. Im Allgemeinen ſcheint die Neigung zur Sectirerei jetzt ſchwächer als ſonſt, und wenn die orientaliſchen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, die Zeit nicht fern, wo beſonders die zum Myſticismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit ſorglos gemacht, das Gepräge ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. E.

Section nennt der Anatom das kunſtmäßige Öffnen der Höhlen thieriſcher oder menſchlicher Leichen, zum Behuf der Unterſuchung ihrer Beſchaffenheit und der darinliegenden Organe. Den Kopf zu öffnen werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzſchnitt geſpalten, der Knochen entblößt, und dieſer rundum durchgeſägt, damit ſich das obere Stück gleich einem Deckel abheben laſſe. Auf der Bruſt wird die Haut ſammt dem Fleiſche bis auf die Knochen der Bruſt durchſchnitten, dieſe entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Bruſtbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Öffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzſchnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Unterſuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfodert vorzügliche Genauigkeit, weil es dabei oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuſpüren; ihre Tiefe und Richtung, mit welcher ſie in innere edle Organe eindringen, außer allem Zweifel zu ſetzen, iſt ſo anzugeben, daß dem Anatom nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe ſie erſt durch ſeine Inſtrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch gibt die Criminalordnung an, daß der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müſſen. F.

Sector (Kreisausſchnitt) iſt derjenige Ausſchnitt eines Kreiſes, der aus zwei Halbmeſſern und einem Kreisbogen beſteht.

Secunde bedeutet 1. den 60ſten Theil einer Minute. 2. In der Muſik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächſt unter ihm liegenden bezeichnet; ſie iſt entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3. Beim Fechten heißt Secunde die zweite und nächſte Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; ſie iſt eine der Hauptbewegungen, und wird ſowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig geſtoßen.

Secundus (Johannes), war der ſchriftſtelleriſche Name Johannes Everards, eines berühmten lateiniſchen Dichters. Sein Vater, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, war unter Carls V. Regierung Präſident des ſouveränen Raths von Holland und Seeland zu Mecheln. Der Sohn wurde im Haag 1511 geboren. Zu Bourges, wo er die Rechtswiſſenſchaften unter Alciatus Leitung ſtudirte, wurde er Doctor, aber die ſchöne Literatur und die Dichtkunſt hatten größere

Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen lateiniſchen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen beſtärkte ihn noch mehr in ſeiner Liebe für dieſe Kunſt. Er zeichnete ſich zugleich durch ſeine Kenntniſſe in der Mählerei der Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt aus; aber ſeinen größten Ruhm verdankt er ſeinen dichteriſchen Werken. Er reiſ'te nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Cardinals Tavera, Erzbiſchofs von Toledo ward, auf deſſen Rath er Carl V. auf ſeinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm ſeine ſchwache Geſundheit nicht, den Mühſeligkeiten des Krieges ſich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er den 8ten October 1536 an einem bösartigen Fieber 25 Jahr alt ſtarb. Wenigen neuern lateiniſchen Dichtern verdanken wir ſo liebliche erotiſche Dichtungen wie ihm. Die „Küſſe des Johannes Secundus" ſind darunter am bekannteſten. Seine Werke, worin Elegieen, Oden, Epigramme und vermiſchte Gedichte enthalten ſind, wurden von ſeinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter ſich auszeichneten, herausgegeben, und haben ſehr viele Auflagen erlebt. Eine der neueſten iſt die 1771 in 8. zu Leyden, mit einer franzöſiſchen Überſetzung herausgekommene. Ins Deutſche überſetzt ſind die Küſſe des Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz) und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz. von Mirabeau, und deutſch von dem genannten Überſetzer), 1798. Viele findet man in der Zeitſchrift Polychorda. Eine neuere Überſetzung der Küſſe iſt von Franz Paſſow (Leipzig 1807, 8.)

Sedaine (Michel Jean), Mitglied der ehemaligen franzöſiſchen Akademie, und Secretär bei der Akademie der Baukunſt, geboren 1719 zu Paris, wo ſein Vater Baumeiſter war, aber bei ſeinem Tode ſeine Familie in großer Dürftigkeit hinterließ. Daher mußte der junge Sedaine als gemeiner Maurer arbeiten, um ſeine Mutter und zwei jüngere Brüder zu ernähren. Durch ſeinen Fleiß brachte er es dahin, daß er Meiſter werden konnte; doch veranlaßte ihn ſeine Liebe für das Theater, mehrere dramatiſche Stücke zu verfertigen, die mit Beifall aufgenommen wurden. 1754 wurde er von Monet, dem Director der komiſchen Oper, bewogen, ſich ganz der Bühne zu widmen. Er zeigte ſo glückliche Talente, daß ſich bald das Theater, welches vorher faſt leer war, wieder mit Zuſchauern füllte; ſo verlebte er als Schauſpieler geachtet wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften, und geſchätzt von den Gelehrten ſeine Zeit. Er ſtarb 1797 im Mai, 78 Jahr alt. Sedaine war Verfaſſer einer großen Menge von Schauſpielen, beſonders der leichtern, mit Muſik begleiteten Art. Einige, beſonders der Deſerteur, und der König und der Pächter (le Roi et le fermier), ſind noch bei ſeinen Lebzeiten mehr als hundert Mal aufgeführt worden. Außerdem hat er mehrere kleinere Gedichte, unter denen ſich eine Epiſtel an ſein Kleid beſonders auszeichnet, hinterlaſſen. Sedaine kannte vollkommen die Wirkung theatraliſcher Täuſchung, und wußte ſie gut zu benutzen. Sein Dialog iſt leicht und natürlich, aber incorrect und nicht ohne Sprachfehler. Überhaupt laſſen ſich ſelbſt ſeine vorzüglichern Stücke beſſer ſehen, als leſen. Seine Werke ſind geſammelt unter dem Titel Oeuvres de Sedaine. 4. Vol. 1777 zu Paris (in 12.) herausgekommen.

See. Verſchieden in der Bedeutung ſind die See und der See. Jenes iſt einerlei mit Meer (ſ. d.), dieſes bezeichnet ein von

vom Lande allenthalben umgebenes Gewäſſer, das durch ſeine Größe von dem Teiche unterſchieden iſt. Einige Seen ſind von ſolchem Umfang, daß man für ſie auch das Wort Meer gebraucht, z. B. das caspiſche Meer, das todte Meer. Man pflegt die Seen in urſprüngliche und neuentſtandne einzutheilen. Jene ſind ſo alt, wie die jetzige Geſtalt unſerer Erde, dieſe verdanken ihren Urſprung mehrentheils großen Überſchwemmungen und Durchbrüchen der Flüſſe und Ströme. Viele Landſeen haben einen Zufluß, aber keinen Abfluß. Sie entſtehen aus Quellen, welche des umgebenden erhöhten Landes wegen kein Bette zum Abfluß ſpülen konnten und daher ihr Waſſer aufſammeln müſſen. Nur durch die Ausdünſtung erleiden ſie Abgang. Eine andre Art von Landſeen nimmt Flüſſe auf und läßt ſie wieder von ſich; noch eine dritte Art nimmt Flüſſe auf, ohne ſie wieder abfließen zu laſſen. Die mehrſten Seen haben weder Zuflüſſe noch Abflüſſe; dennoch nimmt ihr Waſſer ab und zu, je nach dem die Witterung trocken oder feucht iſt.

Seebäder. Es iſt eine alte Erfahrung, daß Bäder in der See genommen, gegen viele Zufälle heilſamer ſind, als Flußbäder oder künſtlich zubereitete; die See ſteht in dieſer Hinſicht vielen berühmten Mineralquellen an der Seite, ſie iſt ſelbſt unter den muriatiſch-ſaliniſchen der ausgebreitetſte der ganzen Erde. Deſſenungeachtet hat man erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts bequeme Seebadeanſtalten anzulegen angefangen, wie zu Dobberan an der Oſtſee (Vogel, Belehrung der Badegäſte zu Dobberan, Roſtock 1798), zu Travemünde, auf der Inſel Norderney in Oſtfriesland (C. F. v. W. Halem über die Seebadeanſtalt auf der Inſel Norderney, Aurich 1802). Die Beſtandtheile des Seewaſſers ſind Kochſalz, ſalzſaure Talkerde, etwas Gyps, Bitterſalz und Harzſtoff; doch iſt der Gehalt an Salz in dem ſüdlichen Waſſer ſtärker, als in dem nördlichen. Bei der Anwendung dieſes Waſſers als Bad darf man indeſſen nicht allein auf die Beſtandtheile Rückſicht nehmen und ſeine Heilwirkungen darnach beurtheilen (denn ſonſt müßten die oft noch ſtärkern ſalzigen Soolbäder daſſelbe thun, was nicht der Fall iſt), ſondern es kommen noch in Betracht die ſtarke Bewegung der Wellen, wodurch die See mechaniſch auf den Körper wirkt, und die mit Waſſer ſehr geſättigte Seeluft, welche vielleicht noch andere unbekannte Beſtandtheile enthält. F.

Seefahrer, ſ. Reiſen.

Seegeſetze. Mit dem Worte Seegeſetze bezeichnet man theils die privatrechtlichen Beſtimmungen, welche ſich auf den Seehandel und die Seefahrt der einzelnen Völker beziehen, theils die völkerrechtlichen Gebräuche und Regeln über dieſelben Gegenſtände. Erſtere beruhen größtentheils auf den beſondern poſitiven Anordnungen der einzelnen Staaten, wiewohl auch in Ermangelung derſelben die Geſetze anderer Staaten nicht ſelten als ſubſidiariſche Rechtsquelle benutzt werden, wie es vorzüglich mit verſchiedenen ältern Geſetzſammlungen über das Seerecht, unter denen das bekannte Consolato del mare vornehmlich angeführt zu werden verdient, der Fall iſt. Ungleich ſchwankender und beſtrittener aber ſind die völkerrechtlichen Beſtimmungen über das Seerecht, indem die in dieſer Rückſicht entſtehenden Streitfragen der Strenge nach keinesweges nach den einſeitigen Verfügungen und Anordnungen eines einzelnen Staates, wiewohl leider nur zu häufig die Praxis dieſelben als Regel und Richtſchnur befolgt, ſondern vielmehr nach den zwiſchen den einzelnen betreffenden Staaten beſtehenden Verträgen und den all-

gemeinen völkerrechtlichen Gewohnheiten und Gebräuchen entſchieden werden ſollen. Die Streitfragen können theils das Seerecht in Friedenszeiten, theils in Kriegszeiten betreffen, und wiewohl die mehrſten Verträge auch auf den letzteren Fall, der am häufigſten zur Sprache zu kommen pflegt, gewöhnlich nähere Beſtimmungen zu enthalten pflegen: ſo hat dennoch leider die Erfahrung gelehrt, daß in Kriegszeiten der obſiegende Theil nur zu leicht unter mancherlei Vorwänden ſich ſeinen übernommenen Verpflichtungen zu entziehen ſucht, während die Verſchiedenheit der Meinungen, welche unabhängig von den Verträgen über die Grundſätze des Völkerrechts ſelbſt herrſcht, noch ſeltener eine befriedigende Auskunft finden läßt. Cz.

Seehandel. Von den beiden Hauptzweigen, in welche der Handel zerfällt, dem Land- und Seehandel, iſt letzterer in den neueren Zeiten der ungleich wichtigſte geworden. So lange noch die Schifffahrtskunde wenig ausgebildet war und die Schiffahrt ſich größtentheils auf die Fahrt längs der Küſten beſchränkte, blieb der Landhandel bei weitem der wichtigſte, ſo während des größten Theils des Alterthums und des geſammten Mittelalters. Vorzüglich war es das Mittelmeer, welches während des letzteren die Hauptſtraße für den Seehandel bildete, der größtentheils von den an demſelben belegenen italieniſchen und ſpaniſchen Seeſtädten und kleinen Freiſtaaten betrieben ward, ſchon deßhalb aber fortwährend von geringerer Wichtigkeit blieb. Die univerſalhiſtoriſche Wichtigkeit deſſelben begann dagegen erſt mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, ſeitdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und Amerika's der große Ocean die Hauptſtraße für den Seehandel ward, und die weſtlichen und ſüdlichen europäiſchen Mächte, anfangs Portugal und Spanien, dann Holland und England, an die Stelle der kleinen Staaten traten, die ſich früher mit demſelben vornehmlich beſchäftigt. Schon dadurch allein mußte die Wichtigkeit des Seehandels beträchtlich vermehrt werden, noch mehr aber dadurch, daß von jetzt an bei dem fortwährend ſteigenden Verbrauche der Erzeugniſſe beider Indien und bei der größern Leichtigkeit, dieſelben durch Europa zu verführen, derſelbe immer mehr Welthandel ward. Seitdem aber die Europäer unmittelbar den Handel mit Amerika und Oſtindien zu treiben begonnen, wurden dort Niederlaſſungen und Colonien von ihnen angelegt, und dieſe bald, ſo wie der Seehandel überhaupt, als eine der vornehmſten Quellen des Wohlſtandes der Staaten betrachtet. Vorzüglich war dies der Fall ſeit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, ſeit welcher Zeit das Merkantilſyſtem von den mehrſten Staaten immer allgemeiner und eifriger befolgt ward. Indem aber dieſem Syſteme gemäß die Staaten immer mehr ihr Streben auf den Beſitz von Colonien und deſſen Bedingung den Seehandel richteten, ward letzterer eine der Haupttriebfedern der europäiſchen Politik und erhielt einen Einfluß wie nie zuvor. Faſt alle Kriege, welche in den letzten hundert und funfzig Jahren die Ruhe von Europa ſtörten waren mehr oder weniger Handelskriege. Cz.

Seekrieg. Seekriege im ſtrengeren Sinne ſind in Europa erſt ſeit der größeren Ausdehnung, welche der Seehandel erhalten, und der dadurch bewirkten Entſtehung von Seeſtaaten und Seemächten geführt worden. In dem größten Theile des Alterthums, ſo wie das geſammte Mittelalter hindurch, war der Seekrieg immer nur ein weniger bedeutender Zweig des Landkrieges, welcher letzterer fortwährend die Hauptſache blieb. Handelsſchiffe wurden ſchnell jedesmal zu dem Kriege ausgerüſtet und größtentheils mit Landſol-

daten bemannt. Seitdem aber der Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Oſtindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommnet worden, ſeitdem zugleich die europäiſchen Mächte immer mehr auf die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entſtanden bald bloße See- und Handelskriege und damit zugleich Seemächte, indem nun nicht mehr, wie früherhin, Handelsſchiffe für den Krieg jedesmal beſonders ausgerüſtet, ſondern dazu eigene Kriegsſchiffe erbaut wurden. So iſt in den neuern Zeiten, das heißt vorzüglich in den letzten hundert und funfzig Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit beſonderen Regeln und Gebräuchen, die nicht ſelten denen des Landkrieges durchaus entgegengeſetzt ſind. Die vorzüglichſte Verſchiedenheit der Art beſteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum wenigſtens in der Regel geachtet und nicht als ein Gegenſtand der Feindſeligkeiten angeſehen wird, dagegen in Seekriegen das Privateigenthum gleichwie das Eigenthum des Staats als vollgültiger Gegenſtand der Feindſeligkeiten betrachtet wird. Es iſt dieſes Verfahren oft unbedingt getadelt worden, ohne zu bedenken, daß falls man ſich im Seekriege durchaus ſtreng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, erſterer in manchen Fällen von ſelbſt würde aufhören müſſen, ſobald z. B. eine Seemacht ſo übermächtig geworden, daß ſie die Niederlaſſungen der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewiſſermaßen als die Stelle der in Landkriegen gebräuchlichen Brandſchatzungen und gezwungenen Lieferungen erſetzend angeſehen werden, wogegen freilich nicht überſehen werden darf, daß in ſo fern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, daſſelbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erſcheint und die dagegen vorgebrachte Entſchuldigung, daß zumal in neueren Zeiten durch die größere Verbreitung der Verſicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheilt werde, möchte wohl nur in einzelnen ſeltenen Fällen als befriedigend angenommen werden können. Cz.

Seeland (holländ.) oder Zeeland. Dieſe Grafſchaft und Provinz Hollands beſteht aus 15 bis 16 größern und kleinern Inſeln an und in den Ausflüſſen der Schelde und Maas in das deutſche Meer, ſo daß ſie gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Oſten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Weſten an das deutſche Meer gränzt. Die Hauptinſeln dieſer Provinz heißen Walcheren mit der Hauptſtadt Middelburg (ſ. Middelburg), Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouewen. Das Clima iſt überaus ungeſund, aber der Boden deſto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Krapp und andere Producte hervor. Die Weiden ſind mit Heerden des ſchönſten Rindviehes bedeckt, und dieſe Provinz zählt auf 20 Quadratmeilen 74,050 Einwohner, 9 Städte und 105 Dörfer. Seit 1806, wo Seeland mit dem übrigen Holland unter bonapartiſche Herrſchaft kam, bildete Seeland eins der 11 Departements des holländiſchen Königreichs, und als es 1810 unmittelbar mit Frankreich vereint wurde, erhielt es den Namen des Departements der Schelde-Mündungen (bouches de l'Escaut). Jetzt bildet es wieder eine Provinz des nunmehrigen Königreichs der Niederlande.

Seeland (däniſch), iſt die größte und wichtigſte Inſel der däniſchen Monarchie. Sie liegt zwiſchen dem Kattegat und der Oſtſee,

hat einen Flächenraum von 131 Quadratmeilen und 331,000 Einwohner. An Getraide iſt ſie überaus fruchtbar; beſonders hat ſie vortreffliche Vieh- und Pferdezucht, und auf ihr befindet ſich auch außer mehreren königlichen Luſtſchlöſſern und der bekannten Feſtung Helſingör die Haupt- und Reſidenzſtadt Copenhagen (ſ. Copenhagen).

Seele. Die Bedeutung derſelben iſt in die Hauptſchwierigkeit verwickelt daß die Schöpferin aller Gedanken nicht ſelbſt wieder ein Gedanke ſeyn und daher nicht in einen Begriff, Princip oder Idee gefaßt werden könne. Wenn die Speculation ſelbſt nur ein einzelner Ausfluß der Seele iſt, ſo fragt ſich: kann der Theil das Ganze, die einzelne Function, die Natur der Kraft, aus der ſie quillt, das Abbild, das Weſen ſeines Urbildes in ſich aufnehmen? So wenig dies möglich iſt, ſo hat ſich doch der menſchliche Geiſt jederzeit ein Bild von der Seele entworfen, und ihr Prädicate zugetheilt, die ſie von allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Denn das, was alles erkennt, idealiſirt und erſtrebt, kann nicht wieder in der Reihe des Erkannten, Idealiſirten und Erſtrebten befangen ſeyn. Daher wurden der Seele die Prädicate der Einfachheit, der Freiheit, der Immaterialität und Unſterblichkeit geſchenkt. *Plato* hat ſich die doppelte Aufgabe vorgeſetzt: Was war der Zuſtand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? Und was wird ſie nach dem Tode ſeyn? Da hier weder Vernunft noch Erfahrung etwas beſtimmen, kein ſterbliches Auge zuſehen und mithin keine Analogie zureichen kann, ſo nimmt *Plato* mythiſche Darſtellungen zu Hülfe, die aber neben der ſchönen Dichtung dennoch einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke iſt, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen *Wahrheit, Schönheit* und *Tugend* vereinigt ſei, aber von denſelben abfalle, ſobald ſie in eine Erſcheinungswelt übergehe, jedoch derſelben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und ſie von den Trübungen läutere. Dieſer Gedanke verknüpft ſich mit einem reinwiſſenſchaftlichen Intereſſe. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich ſind und jede derſelben im Menſchen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben ſtrebt, ſo läßt ſich von dieſem Zuge aus der Schluß auf die Seele ſelbſt machen, *daß ſie eine unendliche Potenz ſeyn müſſe.* An das Prädicat der Unendlichkeit aber ſchließen ſich dieſe der Immaterialität, Freiheit und Unſterblichkeit an, und ſo ſteht dann die Seele, als ein ewiges Princip, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wem der ſpeculative Werth dieſer Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angeſtammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewiſſen und der Glaube, für jene hohen Prädicate der Seele noch weitere Bürgſchaft leiſten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, ſchließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unläugbare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelſchleier des *Scheins* zwar das Endliche, Vergängliche, Relative zu trüben vermöge, aber nie das Unendliche, das Weſen, das Abſolute. Darum kann zwar eine Vorſpieglung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr eingebornen Ideen, welche alles Endliche ordnen, leiten und dem Unendlichen zuführen, können kein *Schein* ſeyn. Betrachtet man die Seele unter dieſer Anſicht, ſo fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen derſelben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject. So nahmen die Stoiker eine ſinnliche und unſinnliche Seele an, Plato eine ſinnliche, ver-

nünftige und verſtändige Seele. Eben ſo wenig hat man nöthig, außer dem Gegenſatz von Seele und Leib, noch einen höhern zwiſchen Geiſt und Materie anzunehmen. Recht angeſehen, iſt die Seele die Urkraft, aus der, wenn ſie von dem ihr fremdartigen Princip der Materie ſollicitirt wird, alle untergeordneten Kräfte abſtammen. Alle Vermögen und Functionen der Seele bilden einen geiſtigen Organismus, welchen ſie mit ihrer Urkraft erfüllt und belebt.

Seelenlehre. Dieſe Lehre ſoll uns nicht ſowohl von der Natur und dem Weſen der Seele unterrichten, als vielmehr ihren Ausdruck in einem Zeitleben und ihre Erſcheinung in einem geiſtigen Organismus darſtellen. Der Pſycholog findet auf den erſten Anblick einen dreifachen Unterſchied in den Functionen der Seele, zwiſchen Denken, Fühlen und Wollen. Jede dieſer Funtionen hat einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß wir ſie wie verſchiedene Potenzen betrachten können. Nun finden wir, daß jede derſelben an eine eigene Reihe von Vermögen vertheilt iſt, die in einem untergeordneten Verhältniß ſowohl der Quantität als der Qualität nach zu einander ſtehen. So iſt Vernunft von Vorſtellungskraft unterſchieden, jenes iſt das Vermögen der Principien und daher univerſell; dieſes das Vermögen, die concreten Objecte aufzufaſſen und daher ſingulär. So iſt Phantaſie und Einbildungskraft unterſchieden. Jenes iſt das Vermögen der Ideale und daher univerſell; dieſes das Vermögen der concreten Bildungen und Formen und daher ſingulär. Eben ſo iſt das obere und untere Begehrungsvermögen verſchieden. Jenes iſt das Vermögen der ſittlichen Imperative und Grundſätze und daher univerſell; dieſes iſt das Vermögen der empiriſchen Triebfedern und der ſinnlichen Anreize der Luſt und daher ſingulär. Nehmen wir nun auf die Unterordnung, wie auch auf die Correlation der Vermögen Rückſicht, ſo erhalten wir zuletzt ein organiſches Schema, in welchem jedem Vermögen und ihrer Function eine eigenthümliche Sphäre und durch ſie ein beſtimmter Werth angewieſen wird, mit dem es zum Product des Ganzen beiträgt und in welchem die drei hervorſtechenden Partien: 1. die Erkenntnißſeite, 2. die Gefühlsſeite und 3. die Willensſeite, unverkennbar ſind. Erwägen wir weiter, daß die Seele mit ihren unterſten Vermögen in der Sinnenwelt wurzelt und von da aus einen Zug nach oben, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Endlichen zum Unendlichen bilde, ſo findet ſich leicht, daß dieſer Zug in den Ideen gegründet ſeyn und zwar für die Vermögen der Erkenntnißſeite in der Idee der Wahrheit, für die Vermögen der Gefühlsſeite in der Idee der Schönheit und für die Vermögen der Willensſeite in der Idee der Tugend. So ſcheint ſich der geiſtige Organismus in ſeinen Hauptzügen zu conſtituiren und die Seelenlehre hat das Geſchäft, denſelben ſo rein als möglich nachzubilden. Es kommen ihr in der Hinſicht drei Betrachtungsweiſen zu: 1. in ſo fern die Erſcheinungen und Äußerungen der Seele Gegenſtand innerer Erfahrung und Beobachtung ſind (empiriſche Seelenlehre), 2. in ſo fern der Zuſammenhang der Vermögen und Functionen in der Urkraft der Seele Gegenſtand der Reflexion und Speculation werden kann (reine, rationale Seelenlehre), und 3. in ſo fern der Verſuch gemacht werden kann, den Parallelismus des geiſtigen Organismus im Leiblichen wie überhaupt die den höhern Vermögen der Seele inwohnenden Proportionen und Geſetze in der Außenwelt aufzuſuchen, und ihre Abſpiegelung in der Objectivität zu zeigen (angewandte practiſche

Seelenlehre). In dieſe Geſichtspunkte geſtellt kann die Seelenlehre die Elementarwiſſenſchaft der ganzen Philoſophie genannt werden.

Seelenverkäufer. Mit dieſer berüchtigten, in Holland und beſonders in Amſterdam ihr Weſen treibenden Claſſe Menſchenmäkler hat es folgende Bewandniß. Dieſe Seelen- oder, wie ſie auch heißen, Zettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Matroſen oder Soldaten nach Oſtindien gehen wollen, auf, und unterhalten ſie ſolange, bis die oſtindiſche Compagnie dergleichen verlangt, dann ſtellen ſie ihr dieſelben vor; und wenn die Compagnie ſie annimmt, ſo bekömmt jener Wirth oder Zettelverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn jener Verkaufte am Leben bleibt, dieſem von ſeinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit erſt an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meiſtentheils aber verkaufen dieſe Wirthe die empfangenen Transportſcheine an reichere Leute, die nun davon wieder ihren beſondern Gewinn ziehen. Eigentlich alſo iſt dieſe Einrichtung für jene armen Leute, die ſich zu dem Entſchluſſe, nach Oſtindien zu gehen, genöthigt ſehen, eben ſowohl als für die Geſellſchaft ſehr nützlich; auch iſt das Andrängen der Rekruten immer ſehr ſtark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, beſonders den ſogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener ſeinen Hinterlaſſenen in Europa verſpricht, ſich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu laſſen) der ſchändlichſte Betrug geſpielt, dem zu ſteuern die Geſellſchaft bisher nicht ſehr geneigt zu ſeyn ſchien.

Seelenwanderung heißt die angebliche Veränderung des Aufenthaltes der menſchlichen Seele, vermöge deren ſie nach einander verſchiedene Körper belebt, ſeyen es thieriſche, in die ſie nach dem Tode gebannt wird, oder menſchliche, in denen ſie unter die Lebendigen zurückkehrt. Da ein Erfahrungsbeweis für dieſe Hypotheſe nicht denkbar iſt, ſo muß ihr Grund in dem religiöſen Glauben an Wechſelwirkung und Zuſammenhang aller lebendigen Weſen und an allmählige Reinigung und Rückkehr der geiſtigen Individuen zu dem gemeinſchaftlichen Urquell geſucht werden, aus welchem das Syſtem des Emanatismus alles Lebendige ausfließen läßt. Damit hängt die Lehre von der Präexiſtenz der Seele vor der Geburt auf Erden genau zuſammen, denn das irdiſche Daſeyn iſt nach dieſem Syſtem nur ein Punkt in der Kette von Zuſtänden, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in ſeinen Schooß zurückzukommen. Ideen, Bilder aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zuſtande angeſchauten göttlichen Herrlichkeit, welche der Anblick und die Empfindung des Wahren, Schönen und Guten auf Erden wieder aufregt, ſollen die bei ſolchen Anläſſen im menſchlichen Gemüth entſtehenden Ahnungen göttlicher Nähe und Gefühle überſchwenglicher Entzückung ſeyn. Die Religionslehre der alten Indier, in der ſich die erſten Spuren eines Glaubens an Seelenwanderung zeigen, gibt ihm dadurch eine ſittliche auch für das gegenwärtige Leben fruchtbare Bedeutung, daß ſie von der Vorausſetzung der moraliſchen Verderbniß und Unſeligkeit des Menſchen in dieſem Leben ausgehend die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung darſtellt. Von den Indiern ging dieſer Glaube in die Geheimlehre der ägyptiſchen Prieſtercaſte über, welche einen Kreislauf von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch verſchiedene Thierkörper vollenden müſſe, ehe ſie in den Wohnungen der Seligen anlange. Auf dieſem Wege empfingen die Grie-

chen den Glauben an die Seelenwanderung, welche ſie **Metempſychoſis**, Umſeelung oder Seelenwechſel und **Metenſometoſis**, Körperwechſel nannten. Pythagoras nahm ſie in ſeine Philoſophie als Zeugniß der Unſterblichkeit des Menſchengeiſtes auf. Denn nur dieſer, nicht die im Tode untergehende ſinnliche Seele (θυμός Gemüth), ſollte nach ſeiner Behauptung von den Feſſeln des Körpers befreit in das Reich der Verſtorbenen eingehen, daſelbſt in einem Zwiſchenzuſtande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andre menſchliche oder thieriſche Körper auf ihre Lebensdauer beſeelen, bis die Periode ſeiner Läuterung beendigt und ſeine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich ſey. So ſollte der Geiſt des Pythagoras ſelbſt ſchon zum vierten Mal auf Erden ſeyn. (S. d. Art. **Pythagoras**). Die griechiſchen Myſterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionyſos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darſtellen. Auch hier war die Annahme einer Präexiſtenz merklich. Denn dieſe Geheimlehre unterſcheidet Neulingsſeelen, die nach dem Geſetze der Weltökonomie aus ihrem vorigen ätheriſchen oder himmliſchen Leben auf die Erde herunter getrieben zum erſten Mal als Menſchen erſchienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten oder dritten Male zum Einwandern in menſchliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen ſie herabzöge. Die griechiſchen Dichter und Philoſophen haben dieſe Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadelloſen Lebenswandel in den Inſeln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schooß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen ſie Menſchen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterſcheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unſichtbaren, ätheriſchen Körpern in irdiſche und eine Wanderung aus irdiſchen wieder in irdiſche. Unter den Römern haben Cicero und Virgil ſich auf dieſe Lehre bezogen. In der ihnen eignen ſeltſamen Manier mahlten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem ſie annahmen, Gott habe nur eine beſtimmte Anzahl Judenſeelen geſchaffen, die daher immer wiederkämen, ſo lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper verſetzt, doch am Auferſtehungstage alle geläutert ſeyn und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die chriſtliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Weit war überhaupt dieſer Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtiſchen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn wie die heidniſchen Nationen des öſtlichen Aſiens, die caucaſiſchen Völkerſchaften, wilde Amerikaner und afrikaniſche Neger ihn mit mancherlei Modificationen noch haben. Eine Folge deſſelben war bei den alten Ägyptiern und iſt noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewiſſer Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleiſches, weil man nicht wiſſen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grunde kein Thier tödten. Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit ſchon dageweſen zu ſeyn oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne practiſchen Nutzen die Beſorgniß, nach einem in viehiſchen Lüſten durchſchwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, wie jene Gefährten des Ulyſſes oder vom Throne herab

zur Strafe des Blutdurſtes in einen Tieger oder aus dem Toilettenzimmer zur Züchtigung der Eitelkeit in einem Pfau zu fahren. Doch wie beluſtigend oder erbaulich ſolche Folgerungen auch ſeyn mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird ſich in den Augen des erleuchteten Chriſten nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm ſein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit erſetzt. Ihm iſt daher die wahre Seelenwanderung nichts anders, als die unendliche Veredlung ſeines innern Menſchen oder das Fortſchreiten zum Ziele der Vollkommenheit von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organiſchen Hüllen dies von Statten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in deſſen Hauſe viele Wohnungen ſind. E.

Seeräuber. Zu den Seeräubern gehören alle diejenigen, welche ſich auf unrechtliche Weiſe Feindſeligkeiten zur See gegen Andere erlauben oder überhaupt die völkerrechtlichen Seegeſetze verletzen, alſo theils ſolche, die, ohne dazu von ihrem Staate beauftragt oder bevollmächtigt zu ſeyn, in einem ausgebrochenen Seekriege auf eine thätige Weiſe Antheil nehmen, theils ſolche, die zwar von ihren Staaten zur Übung von Feindſeligkeiten berechtigt ſind, dies aber auf eine Art thun, die den einmal allgemein angenommenen Seegeſetzen zuwider iſt. Daher werden z. B. Kaper allerdings als rechtliche Feinde angeſehen, in ſo fern ſie mit einem Markebriefe verſehen ſind, wo nicht, aber als Seeräuber betrachtet, ſo wie ſelbſt Kriegsſchiffe als ſolche behandelt werden können, ſobald ſie die Seegeſetze verletzen. Vorzüglich belegen wir heutigen Tages mit dem Namen Seeräuber die Staaten von Algier, Tunis, Tripolis und Marokko an der afrikaniſchen Küſte, indem dieſelben ſeit ihrer Entſtehung fortwährend, ohne ſich um die von den europäiſchen und überhaupt allen irgend gebildeten Völkern angenommenen Seegeſetze zu kümmern, gegen alle ſeefahrenden Nationen, ſobald ſie ihnen nicht durch ihre überwiegende Seemacht furchtbar waren oder ihnen einen drückenden jährlichen Tribut zu zahlen verweigerten, Feindſeligkeiten geübt haben. Cz.

Seerechte. Darunter verſteht man die Befugniſſe, welche den einzelnen Nationen in Beziehung auf die Seefahrt und den Seehandel zuſtehen. Vorzüglich in unſern Tagen ſind die Seerechte der Neutralen von hoher practiſcher Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundſätze des Seerechts, welche der Frieden von Utrecht feſtgeſetzt, als allgemein gültig wollte angeſehen wiſſen und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausſchweifenden Maßregeln gegen daſſelbe zu ergreifen, die unter dem Namen des Continentalſyſtems bekannt ſind. Allgemein anerkannte Seerechte aber gibt es beinahe gar nicht, indem dieſelben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, dieſe aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche ſie unmittelbar unter ſich geſchloſſen, der Gebrauch aber hier eben ſo wenig genaue Regeln aufgeſtellt hat. Die Hauptpunkte, worüber zwiſchen den Neutralen und Kriegführenden ſchon ſeit längerer Zeit geſtritten worden, ſind: 1. ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht; 2. ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht; 3. ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt ſeyn könne oder nicht; 4. wie weit ſich das Durchſuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die ſowohl ohne als mit Convoy ſegeln, erſtrecke; 5. was als Contrebande anzuſehen ſey und 6. welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? Cz.

Verzeichniß
der
im achten Bande enthaltenen Artikel.

R. Seite 1
Raab —
Rabanus Maurus —
Rabatt —
Rabaud —
Rabbaniten —
Rabbiniſche Sprache und Literatur —
Rabelais 3
Rabener —
Rabuliſten 4
Rabutin —
Racan 5
Racen der Menſchen —
Racen der Thiere —
Racine (Jean) 6
Racine (Louis) 9
Rack 10
Racknitz —
Radcliff 11
Radegaſt 12
Radiren —
Radius —
Radzivil —
Raffiniren —
Raggione —
Ragocz —
Raguſa —
Rah 13
Raitzen —
Raja —
Rakotzi 14
Raleigh —
Ramaſan 18
Ramazini —
Ramberg 19
Rameau Seite —
Ramellies 29
Ramler —
Rammelsberg 22
Ramſay —
Ramsden 23
Ramus 24
Rancé —
Rang 25
Rantzau 27
Raphael Sanzio 29
Raspe 36
Raſtadt 37
Räthſel 38
Ratihabition —
Rationalismus —
Rationaliſt 44
Ratſchky —
Raub 45
Raubvögel —
Rauch —
Räuchern 46
Raucourt 48
Raugraf —
Raum —
Rautengras 49
Ravaillac —
Ravanel 50
Ravelin —
Ravenna —
Ray 51
Raynal —
Raynouard 52
Reaction 53
Reagentien —

Realinjurie Seite —
Realismus 54
Realiſt —
Realiſten —
Realinſtitute 55
Realſchulen 56
Reaſſecuranz —
Reaumur —
Receptirkunſt 57
Receß 61
Rechenkunſt —
Rechenmaſchine 62
Recht —
Rechtfertigung —
Rechtfertigung —
Rechtſchreibung 63
Rechtsgelehrter 70
Rechtsmittel —
Rechtspflichten —
Recidiv 71
Recipienten —
Recitativ 72
Reclama
Recognosciren —
Rectificiren 73
Recurs —
Redacteur —
Rede 74
Redekunſt 75
Redende Künſte 77
Redetheile —
Reding (Aloys) 79
Redoute —
Redoute —
Reduction —
Rees —
Refectorium 80
Reflexion —
Reflexion —
Refraction —
Refugiés —
Regalien 82
Regatta 84
Regel de Tri —
Regen —
Regenbogen 85
Regenelectrometer 86
Regenmeſſer —
Regensburg —
Regent (Prinz) von Großbritanien 87
Regent (Prinz) von Portugal 88
Regent, Regentſchaft 89
Reggio 90
Regie —
Regierung Seite 90
Regiment 92
Regiomontanus —
Regiſter 93
Regiſterſchiffe 94
Regnard —
Regnier 95
Regnier 96
Regreß —
Regulus 97
Rehabilitation 98
Rehberg —
Rehnſchöld —
Reibzeug —
Reich (großes) 99
Reich 105
Reich (deutſches) —
Reichsabſchied 120
Reichsacht —
Reichsarmee 121
Reichsdeputation 122
Reichsdörfer —
Reichsfürſt —
Reichsfuß 123
Reichsgeſetze —
Reichsglieder —
Reichshofrath —
Reichsinſignien 124
Reichsritterſchaft —
Reichsſtadt —
Reichstag 125
Reichsvicarien —
Reiche der Natur —
Reichardt —
Reichenbach (G. von) 129
Reichenbacher Convention 130
Reichenhall —
Reif 131
Reifenſtein 132
Reiger —
Reil 133
Reim 134
Reimarus (H. S.) 135
Reimarus (J. A. H.) 137
Reinecke der Fuchs 138
Reinecke (J. F.) 139
Reinhard (F. V.) 140
Reinhard 142
Reiß 150
Reiſach-Sternberg 151
Reis-Effendi 152
Reiſen —
Reiſige 161
Reiske —

Reißblei Seite 164
Reiterei —
Reitkunſt —
Reizbarkeit —
Relativ 166
Relegation —
Relief 167
Religion —
Religionseid 169
Religionsfriede —
Religionsphiloſophie 178
Religionsſchwärmerei 179
Religionsunterricht 180
Religionsvereinigung 188
Religioſität —
Reliquien —
Rembrandt van Rhyn 189
Remedium 191
Remeſſe —
Remonſtranten —
Remſcheid 194
Remus —
Renegaten —
Reni (Guido) —
Rennell 198
Rennes —
Rens 199
Renten —
Repnin —
Repräſentation 201
Repräſentationsrecht —
Repreſſalien —
Repriſe —
Reproduction —
Republik 210
Republik der ſieben Inſeln 211
Requetenmeiſter —
Requiem —
Requiſition —
Reſcript 212
Reſervat —
Reſervatrechte des Kaiſers —
Reſewitz —
Reſident 213
Reſonanz —
Reſponsgelder —
Reſponſum —
Reſtaurateur 214
Reſtauration —
Restitutio in integrum —
Reſtitutionsedict —
Retardat 215
Retardation —
Retentionsrecht —
Retorſionsrecht Seite 215
Retorte —
Retractrecht —
Rettungskunſt 216
Retuſchiren —
Retz 217
Retzer 220
Reuchlin —
Reuß 223
Reuvertrag 225
Reveal —
Reveille 226
Reveillere-Lepeaux —
Reventlau —
Reverbere —
Revers 227
Revolution —
Revolution von Amerika, England u. ſ. w. —
Revolutionstribunal —
Reynolds 228
Rhabarber 230
Rhabdologie 231
Rhabdomantie —
Rhachitis —
Rhadamanthus 232
Rhamnuſia 253
Rhapſodie —
Rhätien —
Rhea 234
Rhea Sylvia 236
Rhede —
Rheder —
Rheims 227
Rhein —
Rheinbund —
Rheinfall 242
Rheingau —
Rheingrafen —
Rheinsberg —
Rheinſchifffahrts-Octroy 243
Rheinweine —
Rhetoren und Grammatiker —
Rhetorik 252
Rheumatismus —
Rhodus 254
Rhombus 255
Rhone —
Rhoneweine —
Rhöngerichte —
Rhythmus 256
Rialto 268
Riccoboni —
Richard I. 272

Richard II.	Seite 772
Richard III.	277
Richardſon	280
Richelieu (Cardinal)	281
Richelieu (Marſchall)	284
Richelieu (Herzog)	286
Richter (J. P. Fr.)	—
Richteramt	292
Richtpennig	293
Richtſteig	—
Riedel	294
Riedinger	—
Rienzi	—
Rieſen	296
Rieſenbetten	297
Rieſendamm	—
Rieſengebirge	299
Riga	300
Rigaudon	—
Righini	314
Rigiberg	303
Rikoſchettſchuß	—
Rimini	—
Rinde	304
Rindviehzucht	—
Ringelgedicht	310
Ringelrennen	—
Rinteln	312
Rio Janeiro	—
Ripienſtimme	314
Ripperda	—
Riſalit	316
Riß	—
Ritornell	—
Rittenhouſe	—
Ritter (J. W.)	318
Rittergüter	319
Ritterorden	320
Ritterpferde	—
Ritterſchaft	—
Ritterſchlag	—
Ritterſpiele	—
Ritterſprung	322
Ritterweſen	—
Ritterzeiten	336
Rituale	337
Rivarol	—
Rivaz	338
Rive (La)	339
Rizzio	—
Robert I.	340
Robertſon	343
Robespierre	—
Robinſon	348
Rochambeau	Seite —
Roche (Sophie La)	349
Rochechouart	355
Rauchefaucould	357
Rochelle	—
Rocheſter	358
Rocheſter (Graf)	—
Rochlitz	—
Rochow	359
Rode	—
Röderer	360
Röding	—
Rodney	—
Rohan-Guémené	361
Rohr (ſpaniſches)	363
Roland	—
Roland	364
Roland	—
Rolandsſäulen	365
Rolle	—
Rolle, Rollenfach	—
Rollenhagen	366
Rollin	367
Rom, Römiſches Reich	368
Rom (Stadt)	382
Roman	395
Romana	408
Romaniſche Sprachen	409
Romantiſch	—
Romanze	414
Romberg	417
Romelien	418
Römer	—
Römermonate	—
Römerzinszahl	—
Römiſche Curie	419
Römiſcher Kaiſer	420
Römiſch-catholiſche Kirche	—
Römiſcher König	421
Römiſche Kunſt	—
Römiſche Literatur	—
Römiſches Recht	430
Römiſche Sprache	433
Romulus	—
Rondeau	435
Ronſard	—
Roquelaur	—
Roſa (Salvator)	436
Roſalie	437
Roßbach	—
Röſchlaub	—
Roſcius	438
Roscoe	439
Roscommon	—

Roſe Seite 440
Roſe (Georg) —
Roſe (rothe und weiße) 441
Roſenblüt 442
Roſenholz —
Roſenkranz —
Roſenkreuzer —
Roſette 443
Róſette 444
Roſetti —
Roſinen —
Roskolniken 445
Rosmarin —
Roßſchweif —
Roßtrappe —
Röſſelſprung 446
Roſſoli —
Roſt —
Roſt (J. Chr.) —
Roſtock 447
Roſtra —
Roswitha —
Rota Romana —
Röthelfarbe 448
Rothes Meer —
Rothlauf —
Rothwälſch —
Rothweil 450
Rotterdam 451
Rotunda —
Roucher —
Roué 452
Rouen —
Rouget de Lisle 453
Rouladen —
Roupie —
Rouſſeau (J. B.) —
Rouſſeau (J. J.) 456
Rouſſillonweine 461
Rowe (Eliſabeth) —
Rowe (Thomas) 462
Rowe (Nicolas) —
Roxolane 463
Rozier (Pilatre de) —
Rubato tempo —
Rubel 464
Rubens —
Rübezahl 466
Rubin —
Rüchel —
Rückenmark 467
Rückläufig —
Rückungen —
Rückungen (enharmoniſche) 468
Rudbeck Seite 468
Rüdesheimer 469
Rudolph I. —
Rudolph II. 471
Rügen 472
Rugendas 473
Rugiewith —
Ruhe —
Ruhnkenius —
Rührend 475
Rulhieres —
Rum 476
Rumelien —
Rumford —
Rundgeſang —
Runenſchrift 477
Runenſtäbe —
Runkelrübenzucker —
Rußland 478
Ruſſiſch-deutſcher Krieg 497
Ruſſiſches Bad 518
Ruſſiſches Glas —
Ruthe —
Rutſcherrecht 519
Ruyſch —
Ruyter —
Ryſſel 520
Ryswick —

S. 521
Saale —
Saame —
Saavedra-Faxardo —
Sabäismus 522
Sabbath —
Sabellius —
Sabier 523
Sabiner 524
Sabinerinnenraub —
Sacchini —
Sacco 525
Sachenrecht 526
Sachs (Hans) —
Sachſen 527
Sachſenfriſt 549
Sachſenjahr 550
Sachſenſpiegel —
Sack —
Sackpfeife 551
Sacrament —
Sacriſtei 552
Säculariſation —
Säculum 553
Sacy (S. de) —

Sadi	Seite 554	Sanction (pragmatiſche)	Seite 587
Saducäer	555	Sanct-Helena	—
Sagan	—	Sand	590
Sage (Le)	556	Sandale	591
Sago	—	Sandeman	—
Sagunt	557	Sandregen	—
Saigern	—	Sandwichinſeln	592
Saint-Juſt	558	Sanhedrin	—
Saint-Lambert	—	Sannazaro	593
Saint-Real	559	Sanſcrit	594
Saiten	560	Sansculotte	596
Saladin	—	Sansſouci	—
Salamander	562	Santerre	597
Salamis	—	Sappe	—
Salbung	—	Sappeur	—
Saldern	563	Sapphir	—
Saldern	564	Sappho	598
Saleſianerinnen	—	Sara	599
Salier	—	Sarabanda	—
Salier	—	Saragoſſa	—
Salieri	565	Saracenen	605
Saline	566	Saraſin	—
Salis (J. G. v.)	—	Sarcasmen	606
Salis Marſchlins	567	Sardanopal	—
Saliſches Geſetz	568	Sardinien	—
Salluſtius	—	Sardiniſche Monarchie	608
Saldſchütz	—	Sardonyx	609
Sailer	569	Sarkophag	—
Salm-Kyrburg	—	Sarmaten	610
Salmaſius	570	Sarpi	—
Salmiak	571	Sarraſin	611
Salomo	—	Sarter	—
Salomo (J. P.)	573	Sarti	—
Salonicht	574	Satelliten	612
Salpeter	—	Satire	—
Salpeterſäure	575	Satrapen	613
Salt	—	Sattelhöfe	—
Salvator Roſa	—	Sättigung	614
Salvegarde	—	Saturnus	—
Salvus Conductus	576	Saturnalien	615
Salz	—	Satyr	—
Salzburg	577	Sau	616
Salzdalum	579	Sauerbrunnen	—
Salzmeer	—	Sauerkleeſalz	—
Salzſäure	582	Sauerſtoff	—
Samariter	—	Säugthiere	617
Samiel	583	Saugwerk	619
Sämiſchgerberei	584	Saul	—
Samniter	—	Säule	—
Samojeden	585	Säulenordnung	620
Samos	586	Säure	622
Samoſatener	—	Saurin (J.)	623
Samuel	—	Saurin (B. J.)	624
Sanchoniathon	587	Sauſſure	—

Savary	625	Schein	—
Savonarola	626	Scheintod	698
Savoyen	628	Scheitelkreis	702
Scala	—	Scheitelpunkt	—
Scaliger (J. C.)	—	Schelde	—
Scaliger (J.)	630	Scheller	—
Scalpiren	631	Schelling	703
Scanderbeg	—	Schenkung	710
Scandinavien	632	Scherif	711
Scapulier	—	Schiboleth	—
Scaramutz	—	Schickſal	712
Scarlatti	633	Schiebeler	—
Scarpa	—	Schiedsmann	—
Scarron	—	Schiefe der Ekliptik	713
Scene	635	Schiefer	—
Schachſpiel	—	Schießen	715
Schacht	636	Schießpulver	—
Schad	—	Schießſcharten	716
Schädellehre	639	Schiff	717
Schaden	646	Schifffahrt	—
Schadow	647	Schifffahrtskunde	718
Schaf	648	Schiffbrücke	721
Schafſchur	650	Schiffmühle	—
Schafzucht	—	Schiffpfund	—
Schäfergedicht	653	Schildknappe	—
Schafhauſen	654	Schildkröte	722
Schagrin	—	Schill	—
Schaik	656	Schiller	725
Schalenthiere	—	Schilling	737
Schall	657	Schilling (Fr. G.)	738
Schallmei	659	Schimmelpennink	739
Schaltjahr	—	Schirach	—
Schamanen	660	Schisma	741
Schandau	—	Schlabberndorf	—
Schandpfahl	661	Schlacke	743
Schanze	—	Schlaf	—
Scharbock	662	Schlägeſchatz	—
Scharfſchützen	664	Schlagfluß	—
Scharlach	665	Schlagſchatten	747
Scharlachfieber	—	Schlangen	—
Scharnhorſt	672	Schlangenbad	749
Schatulle	673	Schlegel (J. E.)	—
Schatten und Licht	—	Schlegel (J. A.)	750
Schattirung	676	Schlegel (J. H.)	751
Schatz	677	Schlegel (A. W. und Fr.)	—
Schatz (Georg)	—	Schleiermacher	758
Schaubühne	678	Schleſien	760
Schauſpiel	680	Schleswig	763
Schauſpielhaus	696	Schleuſe	764
Scheeren	—	Schloſſer (J. G.)	765
Scheibenſchießen	—	Schloſſer (J. L.)	766
Scheiden	—	Schlözer	—
Scheidewaſſer	—	Schlüſſel	767
Scheidung	697	Schmalte	768

Schmacke Seite 768
Schmähſchrift —
Schmalkaldiſcher Bund 769
Schmalz 771
Schmalz (Th. A. H.) —
Schmauß 773
Schmelzen 774
Schmergel 775
Schmerz —
Schmerzſtillende Mittel 777
Schmettau (von) —
Schmetterlinge 778
Schmid (C. A.) 779
Schmid (C. H.) 780
Schmidt (M. J.) —
Schmidt (J. F.) 782
Schnee 783
Schneeberg 784
Schneekoppe 785
Schneider (Eulogius) —
Schneider (Doctor) —
Schnepfe —
Schnepfenthal 786
Schnepper —
Schnorr —
Schnupfen 787
Schnürbruſt 794
Schock 801
Scholarchat —
Scholaſtiker —
Schollen 803
Schomberg —
Schoen 804
Schön —
Schöne Künſte 808
Schöne Wiſſenſchaften —
Schonen —
Schöpflin —
Schöpfung 809
Schöppen —
Schoppen 810
Schöppenſtuhl —
Schörl —
Schottland 811
Schout by Nacht —
Schraffiren —
Schreber —
Schrecken —
Schreibekunſt 814
Schreibmahlerei 815
Schrift (Heilige) —
Schriftgießerei —
Schriftſäſſig 816
Schröder —
Schröckh Seite 818
Schröpfer 821
Schrot 822
Schubart —
Schubart von Kleefeld 824
Schublehen —
Schuckmann 825
Schüte —
Schulden und Foderungen —
Schulden (Staats-) —
Schuldſchein —
Schule 826
Schulen —
Schulen (philoſophiſche) —
Schulen (Kunſt-) —
Schulenburg (von) 840
Schulmeiſter (Biographie) —
Schultens 841
Schulz (J. Ch. F.) 842
Schulz (F. A.) 844
Schulze —
Schuſter —
Schütter-Quäker 845
Schutzverwandte 846
Schütz (Händel-) —
Schützengeſellſchaften 847
Schwabacher Artikel —
Schwabacher Schrift —
Schwaben —
Schwabenſpiegel 849
Schwaden —
Schwägerſchaft —
Schwalbach —
Schwamm 850
Schwan 851
Schwärmer —
Schwärmerei 852
Schwarz (Barthold) 853
Schwarzburg —
Schwarze Kunſt 856
Schwarze Kunſt —
Schwarzenberg 858
Schwarzes Meer 859
Schwarzwald —
Schweden 860
Schwefel 869
Schwefelregen —
Schweiz —
Schweizer (Anton) 879
Schwenkfeld und Schwenkfeldianer —
Schwere —
Schwerin (C. Ch. Graf v.) —
Schwerin 882
Schwerin —

Schwert Seite 883
Schwertmäge 883
Schwertorden —
Schwimmen —
Schwimmvögel 884
Schwindel —
Schwindſucht 888
Schwingung 891
Schwulſt 892
Scio —
Scipio Africanus —
Scipio (Cornelius) 897
Sciron 900
Sclavonien —
Scontriren 901
Scopas —
Scorpion —
Scott —
Scrutinium 902
Scudery 903
Scylla —
Scythen 904
Seapeys —
Sebaſtian 905
Sebaſtiani —
Seckendorf (Veit Ludwig) Seite 905
Seckendorf (Feldmarſchall) 907
, , (Patrik Peaſe) 912
Secretion 915
Sect 916
Secten —
Section 931
Sector —
Secunde —
Secundus (Johannes) —
Sedaine 932
See —
Seebäder 933
Seefahrer —
Seegeſetze —
Seehandel 934
Seekrieg —
Seeland 935
Seeland —
Seele 936
Seelenlehre 937
Seelenverkäufer 938
Seelenwanderung —
Seeräuber 940
Seerechte —

Literariſche Anzeigen
zum 8ten Bande des Conv. Lexicons.

I.

Iſis
oder
Encyclopädiſche Zeitung.

Erſter Jahrgang. 1817.

(Aus dem Grundgeſetz über die Landſtändiſche Verfaſſung des Großherzogthums Sachſen = Weimar = Eiſenach.)

„Gleichwie Wir nun durch vorſtehende Beſtimmungen die Landſtändiſchen Rechte Unſerer getreuen Unterthanen, und durch dieſe die Rechte der einzelnen Staatsbürger dauerhaft geſichert (zu) haben, auch zu ſolchem Zwecke folgende bereits anerkannten Rechte: das Recht auf eine, auch die Verbindlichkeiten des Fiscus umfaſſende, in drei Inſtanzen geordnete, unpartheiiſche Rechtspflege, und das Recht auf Freiheit der Preſſe, hierdurch ausdrücklich anerkennen und geſetzlich begründen; alſo wollen Wir, im Sinne der in vorſtehendem §. 124. enthaltenen Beſtimmung, auch Unſere dermaligen Staatsdiener auf gegenwärtiges Grundgeſetz beſonders verpflichtet, und ihren Uns geleiſteten Dienſteid auf die Beobachtung dieſes Grundgeſetzes, wozu Wir ſie hiermit anweiſen, ausdrücklich erſtrecket haben.

So geſchehen und gegeben Weimar, den 5. Mai 1816."

(L. S.) Carl Auguſt.

G. v. Voigt. C. W. Freyh. v. Fritſch. v. Gersdorf.
Graf Edling. vdt. Ackermann.

Die ISIS iſt ein encyclopädiſches Blatt, und umfaßt alle vier Reiche der Natur, der Elemente, der Mineralien, der Pflanzen und der Thiere, ſo wie das Reich oder die Reiche des Geiſtes, und ſchließt ſchlechterdings keine Betrachtung aus, welche bleibenden, befördernden Werth hat. Sie erzählt, beurtheilt, lobt, tadelt, verſchweigt, vorzüglich das, was die laufende Zeit bringt, ſchaut aber auch zurück und vorwärts, je nach Belieben ihrer Kunden und Geſellen.

Wir ſind geſonnen, ein Blatt zu gründen, welches, nach der bekannten Art zu reden, „nicht ſeines Gleichen hat, und das einem wahren Bedürfniß in den großen deutſchen Landen gründlich abhilft," nämlich dem der allſeitigen und zeitigen Verbreitung aller menſchlichen Entdeckungen, und der allſeitigen und gründlichen Beurtheilung geiſtiger Erzeugniſſe in Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbe und Handarbeit.

Dieſen Zweck glauben wir durch folgende Einrichtung erreichen zu können.

1) Dieſe Zeitſchrift iſt dem freieſten Verkehr geöffnet. In ihrem Hafen kann landen und löſen, wer nur immer mag und wer etwas hat. Nur Ballaſt zahlt Abgaben. Wir entbieten daher allen Gelehrten, Künſtlern, Technologen, Ökonomen, daß hier ihre Ideen, Entdeckungen, Vorrichtungen, Vortheile geneigte und freie Aufnahme finden, daß ſie ſich deßhalb an uns anſchließen, und zur Gründung eines Gelehrtenſtaates, der ſich durch ein gewiſſermaßen amtliches Blatt im Zuſammenhang erhält, das Ihrige beitragen, und den daraus entſpringenden Nutzen genießen mögen.

2) Da es Jedem frei ſteht, in dieſe Blätter unaufgefodert und unzugetheilt zu arbeiten, ſo kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, von keiner Partei die Rede ſeyn, oder von allen. Jeder ergreife eine Meinung oder ein Syſtem, welches ihm Freude macht, oder er ergreife keines. Alles iſt gut, und alles muß zugelaſſen werden. Das Publicum oder die Gemeinde muß den Sinn wie den Unſinn der Zeit, die Würde wie die Petulanz kennen lernen. Es iſt eine lächerliche Anmaßung mancher Herausgeber von Zeitſchriften oder Sammlungen, wenn ſie wähnen, ſie ſeyen geſetzt, damit ſie fein dem Lauf der Dinge ſeinen Weg anweiſen, damit ſie das Gute fördern und das Schlechte unterdrücken, den Starken zügeln, den Schwachen unterſtützen. Solche Leute kommen uns wie Univerſitätscuratoren vor, welche von dem Wahn beſeſſen ſind, als beſtände ihr Amt darin, dieſes oder jenes Syſtem auf der Univerſität leſen oder nicht leſen zu laſſen, als wären ſie die Polizeiſchergen des Geiſtes, die an Thoren und Straßen, auf Märkten und Hörſälen lauſchen und laufen ſollen, damit nicht wider ihre Ein- und Anſicht Güter hineingefahren und vertheilt werden. Solche Menſchen, die ſich einbilden, ſie wüßten, was in den geiſtigen Beſtrebungen das Rechte und das Schlechte iſt, und es wäre eine menſchliche Pflicht, demnach zu erlauben und zu verbieten, ſtehen zu kindiſch im Staat, als daß wir uns nicht ſchämen ſollten, es wie ſie zu machen. Gewiß! wer einmal zu einer Wahrheit gekommen iſt, verbietet nicht das Unwahre: denn er weiß, daß man nur durch das Unwahre, das literariſch Schlechte, zum Wahren, dem literariſch Guten gelangt. Wer die Menſchen zur Wahrheit peitſchen will, iſt ein Narr, dem man den Rücken zuwenden muß.

3) Auf eine völlig ähnliche Art ſtehen unſere Recenſir-Inſtitute als aufgeblähte deſpotiſche Herrchen, manche gar als willkürliche Baſſen da, und vertheilen nach Luſt und Leidenſchaft oder gar nach Unwiſſenheit Bücher an Freunde und Feinde, an Leichtſinnige und Gedankenloſe, an Nüchterne und Betrunkene, oder ſie vertheilen ſie gar nicht, wenn ein Schriftſteller oder Verleger das Unglück gehabt, ſich den Haß eines ſolchen Vielweiſen zuzuziehen. Iſt einmal ein Buch recenſirt, ſo bleibt der Stab gebrochen, ob gerecht oder ungerecht, gilt gleich, ja es muß immer ungerecht ſeyn, weil er nur nach eines Urtheil gebrochen worden. Eine zweite Recenſion wird nicht zugelaſſen. Will der Verfaſſer etwas dagegen ſagen, ſo muß er ſolch ſchwere, unverhältnißmäßige, ja ungerechte und höchſt ſtrafbare Einrückungsgebühren bezahlen, daß einige Antikritiken ein Capital ausmachen. All dieſe Schändlichkeiten ſollen nun durch unſern neuen Plan nicht bloß durch gut-

müthigen Entſchluß vermieden, ſondern durch unſere Einrichtung völlig unmöglich gemacht werden.

4) Von uns wird keine Recenſion vertheilt. Wer Luſt hat, ein Buch zu beurtheilen, es geſchehe aus Liebe oder Haß zur Wiſſenſchaft oder zum Verf., gilt gleich; der ſchicke uns ſeine Arbeit. Nur aus Langeweile darf kein Buch kritiſirt werden, weil wir eine vollſtändige Darlegung von der Einrichtung jedes Buchs, eine deutliche Entwickelung der Meinung und des Ideenganges des Verf., und endlich ein in beſtimmten, unumwundenen Worten gefälltes Urtheil über den Werth deſſen, was geleiſtet iſt, verlangen. Da es einmal unmöglich iſt, die Leidenſchaften aus der gelehrten Welt zu entfernen, ſo ſteuren wir dieſem Übel, daß wir bis vier Recenſionen von einem Buch zulaſſen, unter welchen der Verf. ſelbſt eine liefern kann, jedoch mit Nennung ſeines Namens. Nur ſo kann ein Buch gewürdigt, nur ſo können Ungerechtigkeiten, die in einer einzigen Rec. begangen worden, gerügt werden, nur ſo kann dem Schriftſteller und der Gemeinde ihr Recht wiederfahren. So iſt es unmöglich gemacht, daß eine Recenſion aus Feind- oder Freundſchaft unterdrückt werde. Wer eine Rec. eingeſchickt, und in einem Jahr nichts davon gehört hat, kann es öffentlich anzeigen. Daß die vier Rec. von vier verſchiedenen Verf. ſeyn müſſen, verſteht ſich natürlich von ſelbſt.

5) Wer nie etwas geſchrieben hat, darf nicht recenſiren, weil nirgends das Vergeltungsrecht ſchicklicher iſt, als in dem Gelehrtenſtaat. Jedem muß man beikommen können, der hier ſeine Stimme erhebt.

6) Da unſer Unternehmen einen freien Verkehr und Streit beabſichtigt, wir auch nicht gemeint ſind, derbe Schreibarten in artige umzuwandeln, vielmehr wollen, daß alle Formen, welche deutſcher Art ſind, hier zur Schau ſtehen; ſo verlangen wir, daß jede literariſche Beleidigung nicht anders als auf literariſchem Wege gerächt werde. Literariſche Streitigkeiten, wären es auch Grobheiten, ja ſelbſt Lügen und Verleumdungen, müſſen nie als bürgerliche betrachtet, und vor den bürgerlichen Richter geſchleppt werden, der einem geſchriebnen Wort immer einen höhern Werth beilegt als es wirklich hat. Geiſtige Pfeile müſſen nicht wie metallene criminaliter gerichtet werden. Wer ein tüchtiger Menſch iſt, kann geiſtig nicht todt geſchoſſen werden. Wer die bürgerliche Obrigkeit herbeizieht, um die Äußerungen ſeines Geiſtes zu retten, iſt ein erbärmlicher Wicht, der nicht in den Staat der Gelehrſamkeit eingreifen muß. Hier brennts!

7) Da uns alle literariſchen Äußerungen gar keinen bürgerlichen Werth haben, und wir beide Welten gänzlich von einander trennen; ſo verſprechen wir jedem nach ſeinem Belieben, und in den von ihm gewählten Ausdrücken, öffentlich Abbitte und Ehren-Erklärung zu thun, der ſich nur irgend einbildet, von der Zeitſchrift gekränkt zu ſeyn. Da jeder ſich hier unentgeltlich Recht verſchaffen kann, auch wir unſere Zeit für literariſche Arbeiten brauchen, ſo wollen wir mit kindiſchen Klagereien verſchont ſeyn. Überdies genießen wir der Preßfreiheit. Wenn Fürſten ſolche Gerechtigkeit üben, um wieviel mehr muß eine Empfindlichkeit unterdrückt werden, die bewieſe, daß das deutſche Volk noch keiner Freiheit fähig iſt! Was ſagen ſich die Engländer für Grobheiten! Fällt es aber einem ein, deßhalb zu flennen und vor

dem Richter wie vor einer vergnädigen Mutter zu klagen? Wer lügt, wer verleumdet, wird von der Welt am ſicherſten gerichtet, wer ein Raufer iſt, wird geflohen. Iſt das nicht die größte Strafe?

8) Dieſe Zeitſchrift zerfällt in drei Theile.

1. in Abhandlungen.
2. in Beurtheilungen.
3. in Anzeigen.

A. Die Abhandlungen liefern alles, was auf der Erde literariſch zum Vorſchein kommt. Zu dieſem Behufe ſind die Zeitſchriften aller Sprachen, vorzüglich der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen angeſchafft. Außerdem werden nach Vermögen eigene, ganz neue Aufſätze geliefert.

Die Hauptgegenſtände ſind;

a) Die Naturwiſſenſchaften, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, vergleichende Anatomie, Phyſiologie, Medicin, endlich Technologie und Ökonomie.

b. Die Kunſt, Mythologie, Archäologie.

c. Die Geſchichte, vorzüglich vaterländiſche aus dem Mittelalter, Reiſen, Geographie.

d. Einige Gegenſtände können nur ſparſam aufgenommen werden; dergleichen ſind Redekunſt, Dichtk., Sprachk., Staatsk., Geiſtesphiloſophie von der betrübten Logik an bis zur witzigen Moral.

e. Andere werden kaum eine Stelle finden, z. B. Theologie und Jurisprudenz, weil ſie ſich zu ſehr vom Menſchlichen zurückgezogen haben.

f. Von eleganten Unterhaltungen, Theaterſtreichen, von Überſchwemmungen, Feuersbrünſten, Beinbrücheu, Diebſtählen und dergleichen merkwürdigen Dingen wird bei uns nicht geſprochen.

Da die Naturwiſſenſchaften und Reiſen am meiſten Unterhaltendes und Belehrendes darbieten, auch durch ſie der Menſch erſt ſeine eigentliche Bildung erhält, indem er nur durch ſie erfährt wohin er geſtellt, wohin die andern Dinge um ihn geſtellt ſind, wodurch ihm erſt der Maßſtab zur Würdigung ſeiner ſelbſt und Anderer in die Hand gegeben wird, er auch einzig und allein aus der Erkenntniß der Natur zur Erkenntniß des Menſchen, zur Erkenntniß Gottes, und zur Einſicht in das Verhältniß Gottes zur Welt und dieſer zu ihm, kurz zur Religion gelangt, uns endlich dieſe Zweige der Wiſſenſchaften die liebſten und bekannteſten ſind: ſo werden wir es uns angelegen ſeyn laſſen, alles Wichtige hierüber zu ſammeln, es nach gewiſſen Geſichtspunkten zuſammenzuſtellen, Folgerungen daraus zu ziehen, und dieſe zu Zeiten ſo zu ordnen, daß nach und nach eine Einſicht in das große Räderwerk der Natur hervorgehen kann. Wir hoffen hierin dem wiſſenſchaftlichen Mann wiſſenſchaftlich brauchbare Gegenſtände an die Hand zu geben, ſo daß er ſich in unſerem Blatt über alle Entdeckungen, treuen, glaubwürdigen Raths erholen kann, während wir die Darſtellung ſo einzurichten trachten, daß jeder Gebildete daran freundlichen Antheil nehmen mag.

In das Beſondere ausgeſponnene chemiſche, phyſikaliſche, mathematiſche Abhandlungen oder gar langweilige Krankengeſchichten gehören den betreffenden Zeitſchriften. Recenſionen aber aller dieſer und vorzüglich mediciniſcher Schriften, wie ſummariſche Überſichten alles deſſen, was in dieſen Wiſſenſchaften jährlich geleiſtet

worden, und kurze Anzeigen ſolcher Entdeckungen und Arbeiten werden eine beſondere Pflege erhalten. Bei mediciniſchen Gegenſtänden thut eine kräftige Einwirkung um ſo mehr Noth, ſintemal die medicinisch-chirurgiſche Zeitung weit unter die Mittelmäßigkeit heruntergetummelt iſt.

Die Ökonomie und Technologie fangen an, in die Reihe der wiſſenſchaftlich begründeten Geſchäfte, zu treten; jene iſt ſo zu ſagen die angewandte Naturgeſchichte Phyſik und Chemie, dieſe die ins Leben geführte Mathematik, Phyſik und Chemie: beide verdienen daher, wo ſie ſo erſcheinen, mit den andern Naturwiſſenſchaften nach gleichem Rang behandelt zu werden.

Die Kunſt und ihre Gehülfen, die Mythologie und Archäologie, ſtehen bei uns in geziemender Verehrung. Jeder Gebildete iſt ihr hold. Sie erfreut das Leben, erhebt das Gemüth, löſ't die geheimſten Räthſel der Philoſophie auf ſinnliche, faſt greifbare Weiſe, und iſt ein heiliges Mittelglied zwiſchen Leben und Wiſſen, zwiſchen Genießen und Glauben, zwiſchen Welt und Gott. Kunſt iſt perſonificirte Religion. Ohne Kunſtgegenſtände iſt das Herz erſtorben. Bilderſtürmer erſchlagen die Menſchheit. Wir werden das Bild der Idee in Schutz nehmen. Es iſt jedem begreiflich, auch dem, der im Schweiß ſeines Angeſichts die Mutter Erde eröffnet. Die Ideen gehören dem müßigen Stand, der ohne Bild begreift.

Geſchichte iſt Weltregent. Ihr muß man gehorchen, daher ihre Decrete kennen lernen. Staaten, in denen keine Geſchichte iſt, die täglich eine neue Politik haben, ſo wie ſie der Wind zubläſ't, die nach jedem Lichtlein haſchen, das Gold und Land ſcheint, wie die Fröſche, welche nach dem rothen Lappen hüpfen, werden eines ähnlichen Todes verereweln. Die Geſchichte ſchreitet als ein ſchauerlicher Rieſe daher über Strom und Felſen, über Loco Sigilli und Schlagbaum, lachend über ſolche Anſtalten, welche Geiſt und Bein fangen wollen, und im Fang überburzeln. Es wird die Kühnheit eines Narren erfodert, wenn einer die Geſchichte bannen will. Die Geſchichte aber iſt die Menſchheit; einer aber iſt Nichts. — Darum ſei die Geſchichte der Spiegel dieſer Zeitſchrift, die Natur ihr Fußboden, die Kunſt ihre Säulenwand. Den Himmel laſſen wir uns offen.

Was nun die ſparſamlichen Wiſſenſchaften betrifft, ſo ſeyen Hauptwerke, Haupterzeugniſſe nicht ausgeſchloſſen. Was claſſiſch iſt in jeder Art, habe hier freie Einkehr. Aber jeder Predigt, jedem Roman, jeder Sylbenverbeſſerung, jedem Finanzſchweiß, jedem Traum über Geiſtesgeſetze, jedem moraliſchen Plagcodex können wir nicht einen Stuhl ſtellen. Bleibt hin und wieder eine Bank von Gäſten leer, ſo mögen ſie geduldet werden.

Wir bedauern es, ſo unfreundlich mit Theologie und Jurisprudenz verfahren zu müſſen. Es liegt aber nicht an uns, ſondern an der lauen Welt, die jene nicht mehr achtet, und ſich vor dieſer fürchtet. Woher das kommt, wiſſen wir nicht. Die Welt ſagt: es käme von ihnen ſelbſt. Jene hätte ſich ſelbſt bemüht, ſich zu Nichts zu beweiſen, und alles auszuſtreichen, was man Glauben nennt; dieſe aber hätte, wie jene die Göttlichkeit, ſo die Menſchlichkeit auf die Seite geſtellt, doch mit dem Unterſchied, daß, während jene den lieben Gott ſo nackend ausgezogen, daß er gar kein menſchliches Anſehen mehr habe, dieſe dem armen Menſchen ſo mit Geſetzen, nämlich Verboten und Erlaubniſſen be-

hangen hätte, daß er zur Stehaufpuppe geworden. — So lange noch ſolcher Leumund im Volk, wagen wir es nicht, Theologie und Jurisprudenz weder zu vertheidigen noch zu ſteinigen. Auch würden wir keines von beiden verſtehen.

B. Was nun die Beurtheilungen betrifft, ſo müſſen ſie ſich auch vorzüglich auf obige Gegenſtände einſchränken.

1) Wer ſchon ein ſelbſtſtändiges Buch geſchrieben hat, kann Recenſionen beliebig einſenden.

2) Es kann jedes Buch beurtheilt werden, wann es auch erſchienen ſeyn mag. Ob vor Jahrhunderten oder geſtern. — So Kunſtwerke, Arbeiten, Unternehmungen.

3) Die Größe der Recenſion muß natürlich mit dem Buch in einem Verhältniß ſtehen. Ein Alphabet ſoll nicht leicht zwei Seiten bekommen.

4) Eine Antikritik darf aber nicht über eine Spalte betragen. Will jedoch ein Schriftſteller eine Entwickelung ſeines ganzen Syſtems im Buche geben, ſo daß ſie als eine Recenſion zu betrachten iſt, ſo gilt ſie für ſolche.

5) überhaupt verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß bei einer ſolchen Einrichtung der Herausgeber freie Hand haben muß, wegzulaſſen, und alles was in dieſes Blatt, kommt ihm paſſend zu machen.

6) Jedem Recenſenten ſteht es frei, ſich zu nennen.

7) Jede Recenſion, der der Name fehlt, muß mit einem willkürlichen Zeichen, das ein Jahr lang daſſelbe bleibt, geſchloſſen ſeyn.

C. Unter Anzeigen verſtehen wir

1) Kurze Nachrichten von neuen Entdeckungen, von Merkwürdigkeiten, von Reiſenden, Berichtigungen.

2) Buch- und Naturalienhandel. Hergehörige Anzeigen von Buchhändlern werden auch frei aufgenommen, jedoch nicht mehr als der Titel.

3) Vorlescataloge von Univerſitäten.

4) Arbeiten gelehrter Geſellſchaften, auch einzelner Menſchen. Preisaufgaben, Anfragen, Antworten.

5) Leben und Weben der Gelehrten und Künſtler.

6) Inhaltsanzeigen ausländiſcher Zeitſchriften, Bücher ꝛc., damit man ſehe, was da und dort im Schwang iſt.

Jeder Band bekommt ein Regiſter.

Ziemlich jeden Monat wird eine Kupfertafel geliefert, welche Naturhiſtoriſche, technologiſche, ökonomiſche, geographiſche, archäologiſche und Kunſtgegenſtände enthalten wird.

Von jedem Aufſatz muß der Verf. dem Herausgeber genannt werden. Dagegen wird kein Name genannt, außer in Folge eines regelmäßig geführten, und durch freirichterlichen Spruch verlorenen Proceſſes.

Da jeder nach Herzensluſt recenſiren kann; da jedem durch die Iſis Gelegenheit gegeben wird, ſeine Ideen, Anſichten, Entdeckungen, Beſtrebungen, ſein Geleiſtetes vor eine, hoffentlich ausgebreitete, Gemeinde zu bringen; da hier jedem der Weg gebahnt iſt, ſich in den Gelehrtenſtaat einzuführen, jedem das Katheder geöffnet iſt, ſich nach Trieb hören zu laſſen; endlich, da niemand für Einrückgebühren etwas zu bezahlen hat, auch dieſes Blatt wohlfeil abgelaſſen wird: ſo wird auch keine Arbeit durch eine

Verehrung vergolten, Dadurch wollen wir faule und handwerksmäßige Mitarbeiter, beſonders Miethrecenſenten entfernen. Ein rechter Gelehrter fällt ein Urtheil auch wohl ohne Lohn.

Wir werden nicht ſelten arbeiten, Beurtheilungen öffentlich verlangen, auch wohl an Männer, für die wir geeignete finden, vertheilen, um den Geiſt, den wir dem Blatt zu geben meinen, ſchneller und deutlicher zu verbreiten.

Wir hoffen, jeder Gelehrte, der ſeine Wiſſenſchaft aus Liebe, nicht als Hand- und Brotwerk treibt, werde uns ſeinen Beifall ſchenken, uns ſeine Hand und Feder bieten, und die wiſſenſchaftliche Unterhaltung mittelſt der Iſis als des allgemeinen gelehrten Sprachorgans unter uns Deutſchen befördern.

Dieſes wäre, was wir bis jetzt glauben, anordnen zu müſſen. Wer dem Unternehmen einiges Nachdenken ſchenkt, wird bei andern Kenntniſſen und Weltanſichten wohl manches finden, was noch eingetragen werden ſollte. Er wird uns ſeinen Rath nicht vorenthalten, und wir werden den Plan von Zeit zu Zeit erweitert oder verengert mittheilen.

Wer etwas einzuſchicken hat, der ſende es an

die Herausgabe der Iſis zu Jena.

Oken.

* * *

Von der Iſis erſcheinen in einem Jahrgang 4 Alphabete in 12 Heften mit etwa einem Dutzend Kupfertafeln, beides in Quart, und koſten nicht mehr als 6 Thlr. ſächſ. oder 10 Fl. 48 Xr. rh. Sie iſt durch alle deutſche Buchhandlungen in und außer Deutſchland, und durch die Poſtämter zu beziehen. Erſtere wenden ſich an die „Expedition der Iſis in Jena," die ſich zu dem Ende mit allen deutſchen Buchhandlungen auf die gewöhnliche Weiſe über Leipzig in Verbindung ſetzt, und hier Herrn W. Engelmann zu ihrem Commiſſionär gewählt hat. Die erſten drei Monatshefte werden im Wege des Buchhandels à Condition, und zwar zu je 4 Stück verſandt werden. Durch die Poſten kann man ſie aber immer wöchentlich erhalten. Dazu haben die Haupt-Spedition die großherzogl. weim. Poſtämter in Jena und die königl. ſächſ. Zeitungs-Expedition in Leipzig übernommen, an welche alle andere löbl. Poſtämter ſich alſo direct oder indirect zu wenden haben. Auf dieſem Wege kommen die Blätter etwas theurer. Man kann nur auf einen ganzen Jahrgang Beſtellung machen, und iſt die Zahlung für dieſen ganzen Jahrgang immer ungetheilt in oder zur Zeit der leipziger Oſtermeſſe zu leiſten. Beiträge können auch im Wege des Buchhandels über Leipzig befördert werden an die

Expedition der Iſis in Jena.

Inhalt des erſten Hefts von 16 Stück in 4., das bereits im October (1816) verſandt wird.

Ankündigung. — Okens Lehrbuch der Naturgeſchichte. — Empfehlung des Herausgebers durch die Roſtocker Profeſſoren. — Home, über den Bau der Athem-Organe der Lamprete ꝛc. nebſt einer Kupfertafel. — Home, über die Fortpflanzungsart der Lamprete ꝛc. — Über Preisaufgaben. — Preisaufgaben ſelbſt. — An alle Juriſten-Facultäten über Eichſtädts Literaturzeitungs-Privilegium, deſſen er ſich nicht ſchämt. — Preisaufgaben der holländ., franz., göttinger, berliner und münchner gelehrten Geſellſchaften. — Die 3 poetiſchen, vom Buchhändler Brockhaus.

— Über Chladni's Entdeckungen und Schriften. — Über das Grundgeſetz der landſtändiſchen Verfaſſung in Weimar. — Schildener, über die Abfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuchs. — Auszüge aus den Transactions of the Batavian society of arts and sciences. Vol. VII. Batavia 1814. Von Reinwardt. — Baronessa de Staël-Holstein sulla maniera e la utilità delle traduzioni. — Baronesa Krüdener. — Lettre du Duc d'Otrante trouvée sur Murat (mit den Überſetzungen.) — Verſuche über ins Meer verſenkte Flaſchen. — Seezen. — Rich in Babylon. — Richter und Liedmann. — Haller in Conſtantinopel. — Geographie des Mittelmeers. — Marchandets Entdeckungsreiſe. — Mauſoleum für Piguotti. — Journal des Savans. — Marcus. — Mascagni's Werke. — Hormayr. — A. W. Schlegel, über die venet. Kunſtpferde. — Michaelis-Literatur. — Jenaiſcher Vorles-Catalog. — Muſter eines chemikaliſchen Vortrags in England. —

Kupfertafel zu Home's Athem-Organen. Aus den philosophical Transactions.

Alle ſich für das Jahr 1817 bildenden Journalcirkel werden insbeſondere auf dies in ſeiner Art einzige Inſtitut aufmerkſam gemacht, das ſich eine neue Bahn ſucht, und mit keiner in Deutſchland erſcheinenden literariſchen, politiſchen oder ſchönwiſſenſchaftlichen Zeitſchrift collidirt.

Die unterzeichnete Expedition ſetzt ſich mit allen deutſchen Buchhandlungen des In- und Auslandes in Verbindung, ſo daß durch dieſe die Iſis in monatlichen Heften regelmäßig kann bezogen werden. Durch die Poſten kann man ſie auch in wöchentlichen Lieferungen erhalten. Dafür haben die Hauptexpedition die jenaiſchen Poſtämter und die leipziger Zeitungsexpedition übernommen. Beiträge ſind im Wege des Buchhandels nach Leipzig, und durch die Poſten nach Jena oder auch nach Leipzig zu ſenden.

Jena, den 15. October 1816.

Expedition der Iſis.

II.

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. Erſter Band, in vier Heften oder Abtheilungen, jede von 12 — 13 Bogen in gr. 8. und gedrängtem Druck. Preis jeder Abtheilung 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. 1816.

Als Schlichtegroll in der Blüthe der deutſchen Literatur den glücklichen Gedanken ſeines Nekrologs faßte, ergriff die deutſche Nation mit hohem Intereſſe dieſen Gedanken, und lernte aus jenem Nekrologe die trefflichſten Zeitgenoſſen nach ihrem individuellen Leben und Wirken näher kennen, die in jedem Jahre hinübergegangen waren zu einer höhern und größern Beſtimmung. Die Stürme der Zeit, welche alle Blüthen der deutſchen Literatur zertrümmerten, hinderten auch die Fortſetzung jenes Werkes. — In den nun beginnenden Zeitgenoſſen iſt jene Idee, in einem erweiterten Umfange und unter den günſtigſten Verhältniſſen, von neuem aufgefaßt. Denn nicht bloß Verſtorbene, auch Lebende ſollen hier vor ihrem Zeitalter nach allen ihren Beziehungen auf daſſelbe geſchildert werden. Nicht bloß Gelehrte und Künſtler, auch Fürſten, Staatsmänner und Helden treten hier in einem getreuen Wieder-

ſcheine ihres öffentlichen Lebens vor dem größern Publicum auf. Und wie unterſtützt die große Zeit, in welche unſer irdiſches Daſeyn fiel, ein ſolches literariſches Unternehmen! Die friedliche Zeit vom hubertsburger Frieden bis zum Jahre 1789, dem Wendepunkte der Wiedergeburt unſers Erdtheils, war reich an guten Köpfen und trefflichen Schriftſtellern; allein das Große und Ausgezeichnete entfaltet ſich nur unter Weltſtürmen, und nie war, ſeit der Völkerwanderung, ein ähnlicher politiſcher Sturm über unſern Erdtheil hereingebrochen, als in unſern Tagen! Unläugbar haben dieſe furchtbaren Stürme eine Kraftentwickelung von Individuen bewirkt, die ohne ſolche Weltbegebenheiten größtentheils nur auf den ſtillen Kreis des häuslichen Lebens beſchränkt geblieben wäre. Jetzt aber, wo ein Augenblick der Ruhe und Erholung für unſern erſchütterten Erdtheil gekommen iſt, ward es Zeit, die Männer, welche entweder im Sturme dieſer Zeitbegebenheiten untergingen, oder welche den Sturm mit mächtiger Hand beſchworen und leiteten, in einem Ehrentempel zu vereinigen, der ihr Andenken erhält und ihre Thaten mit Freimüthigkeit und Unparteilichkeit würdigt. So entſtanden die Zeitgenoſſen, von welchen bereits drei Hefte dem Publicum vorliegen. Die Zeit ſeit 1789 iſt der Gränzſtein rückwärts; denn mit dieſem Jahre beginnt unſere Zeit, und Europa weiß, was ihm dieſe Zeit koſtet! Nicht bloß Lebende, auch Verſtorbene, welche zu dieſer großen Zeit gehören, erſcheinen hier nach dem ganzen Umfange ihrer auf das Zeitalter einwirkenden Kräfte. Nicht bloß Deutſche werden geſchildert; denn ganz Europa war in dieſer Zeit bewegt und aufgeregt, wo die alte politiſche Ordnung der Dinge vernichtet ward, und eine neue begann. Nicht bloß Männer, ſondern auch Frauen, ſobald ſie in einem größern Kreiſe wirkten, ſollen zu einem richtigen Urtheile des Zeitalters gebracht werden. Doch nie kann bloß das Verdienſt des Privatlebens über die Aufnahme unter dieſe Zeitgenoſſen entſcheiden; das öffentliche Leben, und die Stellung der handelnden Individuen zur Welt und Menſchheit überhaupt gibt einzig den Ausſchlag darüber, auf wen die Aufmerkſamkeit des Zeitalters geleitet, und über wen das öffentliche Urtheil berichtigt werden ſoll. Nur ſo wird die Geſchichte das Weltgericht, wie Schiller es meinte, der ſelbſt zu früh in einem Zeitalter dahin welkte, das mehr noch der Hiſtoriker, als der Propheten bedarf!

Je größer und umfaſſender die Idee iſt, welche dieſen Zeitgenoſſen zum Grunde liegt, deſto mehr wird darnach gefragt, in welchem Sinne und Geiſt bis jetzt die große vorgehaltene Aufgabe gelöſ't ward. Wir wollen nach den drei erſchienenen Heften darüber berichten.

Das erſte Heft eröffnet Kaiſer Franz I. von Oeſterreich. Wenn die erſten Staatsmänner des Zeitalters darüber einverſtanden ſind, daß ſein Beitritt im Sommer 1813 zum großen Bunde gegen Napoleon den Ausſchlag gab, die Feſſeln Deutſchlands und Europens zu brechen, ſo könnte kein anderer Fürſt, als Er, der bis zum Rheinbunde die erſte Krone der Chriſtenheit trug, die herrliche Reihe der Zeitgenoſſen eröffnen. Wer aber Adam Müllers tiefen politiſchen Blick und die Weiſe kennt, wie er über die Formen der Darſtellung gebietet, der wird geſtehen, daß Oeſterreichs Kaiſer hier auf eine, ſeiner würdige, Art geſchildert ward.

Ihm folgen, gezeichnet nach brittiſchen Originalquellen, die beiden größten brittiſchen Staatsmänner neuerer Zeit, Fox und Pitt. Ergriffen von ihrem mächtigen Einfluſſe auf das Zeitalter, das wir das unſrige nennen, hat Prof. Haſſe in Dresden dieſer Schilderung nicht nur eine ſichere politiſche Haltung für den Staatsmann, ſondern auch das höchſte Intereſſe einer vollkommnen ſtyliſtiſchen Form für das ganze gebildete Publicum gegeben.

Gemüthvoll ſpricht uns im zweiten Hefte die Schilderung des Nationalſängers Theodor Körner an. Prof. Wendt in Leipzig liefert in ihr einen intereſſanten Commentar zu dem ausgeſprochenen Princip: „Körner hat ſich zum Dichter gekämpft, ſo wie er ſich zum Helden gedichtet hat.“ — Ihm folgen die zwei guelphiſchen Fürſten, die beide für deutſche Freiheit kämpften und fielen: Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunſchweig. — Dann zwei Hiſtoriker der deutſchen Nation: Woltmann und Gatterer; der erſte gibt ſich ſelbſt nach ſeiner Individualität; der zweite hat an Malchus den Mann gefunden, welcher Gatterers Verdienſte um die Reinigung und Erweiterung der Wiſſenſchaft der Geſchichte auf deutſcher Erde ohne Übertreibung hervorzuheben verſtand. Wäre doch in dieſem Helfte noch ein Platz für Gatterers großen Rival, für Schölzer geweſen, deſſen genialiſcher Geiſt und tiefer politiſcher Blick durchaus neben Gatterers kritiſchem Fleiße nöthig war, um die veraltete Form der Geſchichtsdarſtellung bei den Deutſchen zu erſchüttern!

Noch höher aber, wo möglich, ſteigt das Intereſſe bei dem dritten Hefte. Am Eingange deſſelben ſteht der Umriß des öffentlichen Lebens eines Mannes, der mit ſeltner Haltung und tief eingreifender Wirkſamkeit in das politiſche Syſtem der letztern zwanzig Jahre durch alle Stürme der Revolution hindurchging, ohne ſich ungetreu zu werden. Die europäiſche Welt weiß, daß dies nur Fouché, Herzog von Otranto, ſeyn kann. Bevor die von ihm ſelbſt geſchriebenen Denkwürdigkeiten ſeines Lebens erſcheinen, mag dieſe in ſeiner Nähe entworfene, mit Stellen aus ſeinen öffentlichen Acten reich ausgeſtattete, und mit einem gewichtvollen Vorworte über die größten Männer der Revolution verſehene Darſtellung ſeines öffentlichen Wirkens dem Publicum genügen. Ohne Erweiterung des politiſchen Blickes wird Keiner, er gehöre zur alten oder neuen politiſchen Schule, dieſe Skizze aus der Hand legen. — Jacob Necker, gezeichnet von A. W. Schlegel, ſchließt ſich würdig an ihn an. Dem größern Publicum wird Sievers Urtheil über die, beſonders in Hamburg, Berlin und Leipzig ſo vielſeitig beſprochene, Catalani zuſagen, und vielleicht zur richtigen Mittellinie zwiſchen dem Minimum und Maximum ihres Werths führen. — In kurzen kräftigen Andeutungen erneuerte Crome das Andenken Hornemanns, der für eine, den Kreis der menſchlichen Erkenntniſſe vollthätig erweiternde Idee — für die nähere Kunde Afrika's — ſein Leben aufopferte. — In einem davon verſchiedenen Geiſte gibt darauf der viel verkannte weſtphäliſche Finanzminiſter Malchus, in einer kurzen Selbſtbiographie, einen flüchtigen Blick in die Triebfedern ſeines öffentlichen Treibens und Lebens. — Zuletzt wird noch in leichten Andeutungen zu Biographien und Charakteriſtiken Oelsners, des Grafen von Schlabrendorf, des Fürſten Talleyrand,

des Generals Wallmoden und des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen gedacht.

Für die nächſten Hefte ſind bereits Matthiſſon, Villers, Burke, Tettenborn, d'Antraigues, Enghien u. a. angekündigt. Das aber beurkundet mächtig die Größe und den ernſten Charakter unſerer Zeit, daß eine bedeutende Gallerie hervorragender Männer vorhanden iſt, welche nach und nach in den folgenden Heften aus dem Halbdunkel, das jedesmal auf den bloß theilweiſen Nachrichten von ihrer öffentlichen Wirkſamkeit ruht, ins Licht der Wahrheit und des nothwendigen Zuſammenhanges ihres innern und äußern Lebens durch kräftige Schilderungen treten werden. Möge das Zeitalter daher ein Inſtitut unterſtützen, durch welches die wichtigſten Zeitgenoſſen bereits jetzt ſchon in demjenigen Lichte erſcheinen, das vormals erſt über dem Grabeshügel der Vollendeten aufging.

III.

Chriſtoph Martin Wieland. Geſchildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Erſter Theil, 1815. 375 S. 8. Zweiter Theil, 1816. 578 S. (Beide Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12. Xr.)

Bis auf die Zeit, wo Wieland und einige ihm verwandte Geiſter durch ihre Schriften auf die deutſche Nation einzuwirken begannen, hatte man im Gebiete der Literatur nur von Claſſikern des Alterthums, und aus den letzten Jahrhunderten höchſtens von Claſſikern bei den Italiänern, Franzoſen und Britten geſprochen. Noch fehlte der Begriff deutſcher Claſſiker; denn noch hatte die Sprache der Deutſchen den Rieſenſchritt nicht gethan, der bei allen Völkern vorausgehen muß, bevor ein Theil ihrer Schriftſteller zur Claſſicität gelangt, und ſo die Sprache des Volkes, das Volk ſelbſt, und die Chorageten, welche der Sprache die Bahn zur Vortrefflichkeit eröffneten, zur Unſterblichkeit erhebt. Durch Wieland erhielt die deutſche Nation, wenn gleich nicht ihren erſten, doch ihren vielſeitigſten, gewandteſten Claſſiker. Mit gleicher Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit gebot er über die Sprache in den Formen der Proſa und Dichtkunſt, ſeine ſokratiſche Weisheit und Ironie, ſein die Gränzen des Schicklichen mit ſeker Hand feſthaltender Witz, der Zauber ſeiner einzelnen Schilderungen, ſein richtiger politiſcher Tact und Blick, und die harmoniſche Haltung ſeiner Diction machten Wieland bald, was ſelbſt Gellert und Klopſtock nicht in dieſem Umfange waren, zum Manne aller gebildeten Stände des deutſchen Volkes, vom Fürſtenſtuhle herab bis in die techniſche Werkſtätte. Wie viele tauſend Exemplare ſeiner claſſiſchen Schriften über Deutſchland verbreitet ſind, würden ſeine beiden Hauptverleger, Weidmanns und Göſchen, am beſten bezeugen können. Und ſollten nicht wenigſtens alle die, welche die vollſtändige Ausgabe von Wielands Schriften aus Göſchens Verlage beſitzen, den nun Heimgegangenen nach dem kennen zu lernen wünſchen, wie er das ward, was er war; wie der Meiſter in der Darſtellung ſich im wirklichen Leben, wie er ſich am Hofe, im geſellſchaftlichen Umgange, im Kreiſe ſeiner Familie, im vertraulichen Briefwechſel, im ſtillen Genuſſe der Natur und in den verſchiedenen Abſtufungen des jugendlichen, männlichen und Greiſes-Al-

ters ankündigte? — So iſt er geſchildert in dieſer Darſtellung ſeines Lebens; ſo hat ihn ein Mann gezeichnet, der längſt ſchon durch ſeine „Beſtimmung des Menſchen,“ durch ſein „äſthetiſches Wörterbuch“ und andere geiſtvolle Werke dem gebildeten Leſekreiſe innig befreundet iſt; der mit Wieland eine Reihe von Jahren hindurch an einem Orte lebte, und aus ſeinem Munde ſelbſt die intereſſanteſten Andeutungen aus ſeinem Leben hörte, und der, mit einem Worte, uns den Abgang einer Selbſtbiographie von Wielands Hand verſchmerzen läßt. Wenige biographiſche Darſtellungen gewähren den Genuß wie dieſe. Ein herrlicher Menſch, ein langes ruhmvolles, der Wiſſenſchaft und Kunſt geweihtes, Leben wird hier vor unſerm Blicke in lebendigen Zügen aufgeſtellt, die durch die vielen eingelegten Stellen aus Wielands Schriften, aus ungedruckten Briefen von ihm, und durch die Sprüche der Weisheit und Klugheit aus ſeinem Munde ein allgemeines Intereſſe für alle diejenigen erhalten, welche ſeit funfzig Jahren Wielands Schriften nicht nur die Bildung des Geiſtes und Herzens, ſondern auch die ſchönſten Genüſſe des Lebens verdanken. Die beiden geſtochenen Titel geben uns Wieland ſelbſt, und ſeine erhabene Freundin, die Herzogin Amalie; außerdem enthält der zweite Band ein Facſimile, eine Medaille und das Grabmal des Verewigten, deſſen Name unter Deutſchlands Claſſikern nie untergehen kann!

IV.

Denkſchrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach der zweiten engliſchen Ausgabe bearbeitet. Mit einer Vorrede von C. A. Böttiger und Bemerkungen der Weimariſchen Kunſtfreunde. Nebſt 1 Kupfer. gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Vorwort von B. — Denkſchrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland, mit Bemerkungen. — Anhang: A. Benjamin Weſt an den Grafen von Elgin. Zwei Schreiben mit Bemerkungen. — B. Beſchreibung eines Basreliefs des Parthenon von A. L. Millin. C. Visconti's Schreiben an einen Engländer. D. Endliche Entſcheidung des brittiſchen Unterhauſes über die Sammlung des Lord Elgin von B. — Nachträge der W. K. F. 1) Zu Hamiltons Denkſchrift. 2) Zu den zwei Briefen des Hrn. Benj. Weſt. 3) Zu Millin's Beſchreibung. 4) Zu Visconti's Schreiben. — E. Bericht des Ausſchuſſes des Hauſes der Gemeinen über Lord Elgins Sammlung von Bildwerken.

V.

Verſuche einer neuen Theorie des Geldes mit beſonderer Rückſicht auf Großbritannien. Von Adam Müller. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Einleitung: — Familien- und Privatvermögen. — Verhältniß der Perſonen und Sachen zu einander und zum Staate. — Feod und Allod. — Die Ehe und die Familie als Schema aller Haushaltung. — Die Ökonomie in der Bewegung betrachtet. — Von dem Werthe, den die ökonomiſche Kraft durch ihre Richtung erhält. — Production und Con-

ſumtion. — Von der Welthaushaltung und den edlen Metallen. — Vom Bedürfniß. — Von den Geſetzen als einzigem und höchſtem Reſultate aller Ökonomie. — Grundlegungen einer neuen Theorie des Geldes. — Von dem einzelnen Menſchen, als Vorbilde der Staatshaushaltung. — Von der Kugel, als ökonomiſchem Schema. — Vom Gelde. — Unterſchied der Wechſelsclaverei und der freien Wechſelwirkung zwiſchen den ökonomiſchen Kräften. — Vom Maßſtabe. — Von der Münze. — Daß der Werthmaßſtab nicht bloß Größen, ſondern auch Richtungen und Verhältniſſe meſſen ſolle. — Von den beiden Elementen des Werthmaßſtabes: dem Metallmaßſtabe und dem Creditmaßſtabe. — Vom Überfluß und vom Mangel des Geldes.

VI.

Die Fortſchritte der Nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft in England während des laufenden Jahrhunderts. Eine Sammlung deutſcher Überſetzungen der ſeit dem Jahre 1801 bis jetzt erſchienenen bedeutendſten parlamentariſchen Reports, Flug- und Streitſchriften, Recenſionen u. ſ. f., welche zur Förderung und Berichtigung der ſtaatswirthſchaftlichen Theorie beigetragen haben. 1s Bändchen. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48. Xr.

Inhaltsverzeichniß. Beiträge zur Theorie des Geldes. — Kritiken des Edinburgh review: 1) Eine Unterſuchung der Natur und der Wirkungen des Papier-Credits von Großbritannien, von H. Thornton. 2) Gedanken über die Reſtriction der baaren Zahlungen an den Banken von England und Irland, von Lord King. 3) Bemerkungen über Circulation und Handel, von Wheatley. 4) Der gegenwärtige Zuſtand von Großbritannien, von A. O'Connor. 5) Eine Abhandlung über die Münzen des Reichs in einem Briefe an den König, von C. Grafen von Liverpool. Anhang. Verſuche und Beobachtungen über die verſchiedenen Legirungen, die ſpecifiſche Schwere und die vergleichungsweiſe Abnutzung des Goldes, von C. Hatchett.

VII.

Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. Erſter Theil, Leipzig u. Altenburg. F. A. Brockhaus 1817. Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Xr.

Die neue Welt ſeit dem Jahre 1789 unterſcheidet ſich nicht bloß durch Weltſtürme und durch das Zerſtören aller frühern politiſchen Formen von dem Zeitalter der drei Jahrhunderte, das ſeit der Entdeckung Amerika's mit der franzöſiſchen Revolution ablief; ſein eigenthümlicher Charakter tritt beſonders durch die repräſentativen Staatsformen hervor, welche durch neue Conſtitutionen im europäiſchen Staatenſyſteme begründet wurden. Denn vor 30 Jahren hatte bloß Großbritannien eine geſchriebene Conſtitution; jetzt werden nicht nur mehr als 100 Millionen Europäer nach Conſtitutionen regiert; es ſind auch durch heilige Fürſtenworte mehreren civiliſirten Staaten und Reichen neue Conſtitutionen zugeſichert. Bei einem ſo wichtigen politiſchen Experimente, wie eine Staatsconſtitution iſt, iſt es aber nicht gleichgültig, Mißgriffe zu vermeiden, und glück-

ſich ſind die Völker daran, die erſt eine feſte Conſtitution als die Baſis ihres innern politiſchen Lebens zu erwarten haben, daß ſie die theils ſchon wieder untergegangenen, theils die noch beſtehenden neueuropäiſchen Conſtitutionen zu ihrer Belehrung und Warnung vergleichen, und für ſich das auswählen können, was ihren Bedürfniſſen, ihrer Nationalität, den bisherigen Formen der Regierung und Verwaltung und dem erreichten Grade der Cultur zuſagt.

Es war alſo ein entſchiedenes Bedürfniß der Zeit, dieſe neueuropäiſchen Conſtitutionen zuſammenzuſtellen und ſie in extenso mitzutheilen; denn in keiner öffentlichen Urkundenſammlung, ſelbſt nicht in Martens reichhaltigem Recueil, ſind ſie enthalten; viele fehlen ganz in den Zeitſchriften, die einzelne derſelben zufällig aufnahmen; die meiſten wurden nur auszugsweiſe und oft in fehlerhaften Überſetzungen gegeben, wodurch ihr Geiſt und ihr politiſcher Charakter verloren geht. In einem ähnlichen Urkundenbuche, wie die diplomatiſchen Werke von Du Mont, Rouſſet, Wenck und Martens ſind, werden daher in dem angekündigten Werke in zwei Theilen alle ſeit 25 Jahren auf europäiſchem Boden beſtandene und noch beſtehende Conſtitutionen geliefert.

Allein die bloße Mittheilung dieſer wichtigen Urkunden konnte dem Zeitalter und dem größern Publicum nicht genügen, welches die heilige Angelegenheit rechtlicher Verfaſſungen mit dem lebendigſten Intereſſe umſchließt. Nur der eigentliche Staatsmann hält ſich an den Buchſtaben der Urkunde allein; die übrige Welt der gebildeten Stände fragt zugleich nach den Verhältniſſen, unter welchen dieſe Conſtitutionen entſtanden; wie ſie verändert oder mit andern vertauſcht wurden, welche gegenwärtig gültig iſt; wie ſie nach ihrem Geiſte und ihren Grundſätzen von einander ſich unterſcheiden; ob und wie ſie den Völkern anpaſſen, denen ſie gegeben wurden; und welches der höhere Maßſtab iſt, nach welchem ihr politiſcher Werth beurtheilt werden muß. Für dieſe Zwecke enthält nun das angekündigte Werk, außer der diplomatiſchen genauen Mittheilung ſämmtlicher neueuropäiſchen Conſtitutionen, und außer einer Einleitung über den Charakter unſers Zeitalters in Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß repräſentativer Staatsformen, am Eingange jeder Conſtitution jedesmal die hiſtoriſche Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, unter welchen dieſe Conſtitution gegeben ward, und am Schluß derſelben eine Überſicht der politiſchen Reſultate, durch welche das Urtheil über ihren Gehalt, über ihren Geiſt und Charakter in gedrängten, aber wahren und freimüthigen Andeutungen ausgeſprochen wird.

VIII.

Urania, ein Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1817. Mit 10 Kupfern. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Durch Poeſie und bildende Kunſt geſchmückt, tritt auch diesmal Urania hervor, die poetiſche Leſewelt in ein neues Jahr glückwünſchend zu begleiten. Ihr Streben, den Leſer aus dem Alltagskreiſe dorthin zu entführen, woher ſie ſelbſt gekommen, wird ſinnvoll bezeichnet durch das nach Kügelchens Ganymed trefflich geſtochene Titelkupfer. Neun Darſtellungen aus Göthe's Iphigenia, Götz von Berlichingen und Clavigo zieren das Ganze und werden,

wie das Titelkupfer, mit lehrreicher Beredſamkeit gedeutet. Der reiche poetiſche Inhalt und deſſen Werth wird durch die Namen Thereſe Huber, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow, Henriette Schubart, Graf Löben, Vitalis, Hoffmann, Göthe, Fouqué, Meſſerſchmidt, Freimund Reimar, Wetzel, Conz, Amalie von Helwig, Friedrich Kuhn, Louiſe Brachmann, Karow, Gottwalt u. A. hinreichend verbürgt. Druck und Papier ſind diesmal von ausgezeichneter Schönheit. Über die bekannten drei poetiſchen Preisaufgaben des Herausgebers auf das Jahr 1818 (eine Epiſtel, Erzählung und Lehrgedicht) findet ſich im Vorbericht nähere Auskunft.

IX.

Die Elemente der reinen Mathematik. Erläutert durch Beiſpiele aus der Naturlehre, Statiſtik und Technologie von W. E. A. v. Schlieben, königl. ſächſ. Oberlandfeldmeſſer ꝛc. ꝛc. auch mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied. Erſte Abtheilung: die Rechenkunſt und Algebra. Erſter Theil. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus 1817. 18 Gr.

Das Studium der Mathematik hat in neuern Zeiten wiederum beſondere Aufmerkſamkeit erregt, da ſo manche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ſo manche neue Erfindungen auf ihre Theorie gegründet ſind. Man erwartet jetzt von einem guten Schulunterricht, daß mindeſtens ein encyclopädiſcher Vortrag derſelben nicht fehlen darf; und es finden jugendliche Köpfe nur noch in dem künſtlichen Gebäude dieſer Wiſſenſchaft, wo ein Lehrſatz dem andern zum Pfeiler dienen muß, und in der fürchterlich ſcheinenden mathematiſchen Zeichenſprache Schwierigkeiten. Der Verfaſſer des hier angezeigten Werks hat es verſucht, die Elemente der Mathematik ganz klar und deutlich vorzutragen, und will, um von dieſer Vorſchrift nicht abzuweichen, ſich dem Vorwurf ausſetzen, daß er zu umſtändlich, zu verſchwenderiſch mit Erläutern ſey. Nächſtdem iſt aber auch der Zweck dieſer Schrift, die reine Mathematik dem bürgerlichen oder ſogenannten Geſchäftsleben anzupaſſen, es folgt dieſerhalb jedem Lehrſatze die practiſche Anwendung, beſonders in Beziehung auf Naturlehre, Statiſtik und Technologie und da, wo von einem kunſtmäßigen Verfahren die Rede iſt, wird in fortlaufenden Noten die eigentlich techniſche Behandlung der Sache und die dabei vorkommenden Benennungen erzählt und angegeben. Auf dieſe Weiſe erwirbt ſich der Schüler mit den mathematiſchen Lehrſätzen zugleich die Art ihrer Anwendung, und wird als Zugabe noch mit vielen wiſſenswerthen Dingen bekannt. Der erſte und zweite Theil werden die arithmetiſchen Wiſſenſchaften (Rechenkunſt und Algebra) und der dritte und vierte die geometriſchen Wiſſenſchaften abhandeln. Man findet daher in dem ſo eben die Preſſe verlaſſenden erſten Theile im erſten Capitel die allgemeine Einleitung in die Mathematik, im zweiten Capitel ſind die erſten Eigenſchaften der Zahlen und die verſchiedenen Arten der Vermehrung und Verminderung derſelben erklärt. Das dritte Capitel handelt von der Rechnung mit ungleichnamigen Größen, die aber gleichnamig gemacht werden können. Im vierten Capitel wird die Rechnung mit gewöhnlichen Brüchen, im fünften mit Decimalbrüchen und im ſechsten mit zuſammenhän-

genden Brüchen abgehandelt. Das ſiebente Capitel hat die Rechnung mit Buchſtaben als Vorbereitung zur mathematiſchen Analyſis zum Gegenſtande. Das achte Capitel handelt von den Eigenſchaften der Potenzen und Wurzeln, und das neunte Capitel von dem Verhalten, wenn Wurzeln in einer Rechnung vorkommen. Dieſem Theile ſind fünf Tafeln beigegeben. 1. Tafel der vier erſten Potenzen, von 1 bis 100. 2. Tafel der Quadrate von 101 bis 1000. 3. Tafel der Cubikzahlen von 101 bis 1000. 4. Quadratwurzel=Tafel aller ganzen Zahlen von 1 bis 1000, und 5. Cubikwurzel=Tafel aller ganzen Zahlen von 1 bis 1000. In dem auf kommende Oſtern erſcheinenden zweiten Theile wird mit der Lehre von den Proportionen angefangen werden, und dieſer die fernern Sätze der Arithmetik in Verbindung mit der Algebra folgen.

Außer den vorſtehenden, umſtändlicher angezeigten, im Laufe des Jahrs 1816 bei dem Herausgeber des Converſations=Lexicons herausgekommenen neuen Werken erſchienen bei demſelben noch die folgenden, welche ebenſo wie die vorhergehenden in allen deutſchen Buchhandlungen in und außer Deutſchland zu den dabei bemerkten Preiſen zu erhalten ſind.

Bibliothek engliſcher Romane. 4. Band. Enthaltend: Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. 2r Thl. In zwei Erzählungen: 1. Die geheimnißvolle Fremde. 2. Lady Anna und Lady Johanna. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Briefe über Hamburgs und ſeiner Umgebungen Schickſale, während der Jahre 1813 und 1814. (Nebſt einem Anhange über die Schriften des Herrn von Heß und Senator Bartels.) 8. 3s Heft. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm, den verewigten Herzog von Braunſchweig=Lüneburg. Eine aus den beſten Quellen geſchöpfte biographiſche Skizze dieſes Helden, von einem vaterländiſchen Geſchichtſchreiber. 8 Gr. oder 36 Xr.

Löbenſtein=Löbel, (D. und Prof.), die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten und deren Verfälſchung, nach eignen Anſichten und Erfahrungen. gr. 8. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr.

Pierer, (D. Joh. Friedr.), Mediziniſches Realwörterbuch zum Handgebrauch practiſcher Ärzte und Wundärzte und zu belehrender Nachweiſung für gebildete Perſonen aller Stände. 1. Abtheilung. Anatomie und Phyſiologie. 1r Band, A und B. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr. oder 7 Fl. 21 Xr. Auch unter dem Titel:

— — — Anatomiſch=phyſiologiſches Realwörterbuch zur nähern Kenntniß des menſchlichen Körpers im geſunden Zuſtande. 1r Bd. A und B. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr. oder 7 Fl. 21 Xr.

Daſſelbe auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.

de Pradt, Mémoires historiques sur la revolution d'Espagne. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.

Saalfeld, (Prof. Friedr.), Geſchichte Napoleon Buonaparte's oder Grundriß der Geſchichte unſerer Zeit ſeit dem Jahre 1796. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Zwei Thle. gr. 8. 5 Thlr. oder 9 Fl. (Für die Beſitzer der erſten Auflage iſt auch ein 2r Theil beſonders gedruckt).

Schuderoff, (Jonathan), klarer Bericht an das deutſche Volk über die Befreiung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit von bürgerlichen Leiſtungen und Laſten. 8. 14 Gr. oder 1 Fl. 3 Xr.

Mſtrß. Spencer Smith (Merkwürdige Geſchichte der Befreiung der), aus franz. Gefangenſchaft zu Venedig durch den Marquis von Salvo. Aus dem Engliſchen von Henriette Schubart. 8. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr.

Sprengel, (Curtii) Institutiones medicae. T. VI. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr. Enthaltend: 1. Institutiones Therapiae generalis 2. Institutiones Medicinae forensis. Unter ihren beſondern Titeln ſind ſolche zu erhalten, wie folgt:

— — Institutiones Therapiae generalis. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.

— — — — Medicinae forensis. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Deutſche Taſchen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. In 4 Theilen, mit 50 Kupfern. Erſter Theil mit 11 Kpfrn. A — D. Zweiter Theil mit 14 Kupfern. E — K. 12. Jeder Theil 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.

Theater von Adolph Wagner. 12. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr. (I. Umwege. II. Liebesnetze. III. Ein Augenblick. IV. Hinterliſt.)

Über Madame Catalani-Valabregue als Sängerin, Schauſpielerin und mimiſche Darſtellerin, von Dr. G. L. P. Sievers. 8. 6 Gr. oder 27 Xr.

Notice sur le Duc d'Otrante. Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr. Außer dem biographiſchen Theil enthält dieſe Notice folgende bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen, für die Zeitgeſchichte wichtigen Actenſtücke: I. Circulaire aux Evêques. 16. Nov. 1799. II. Circulaire aux Préfets. 21. Nov. 1799. III. Lettre à l'Empereur Napoleon du 17. Dec. 1814. IV. Lettre au Roi Joachim du 10. Janvier 1814. V. Lettre à l'Empereur Napoléon du 21. Avril 1814. VI. Lettre au Comte de Blacas du 21. Juin 1814. VII. Lettre à un Ministre du congrès de Vienne du 25. Sept. 1814. VIII. Lettre au Duc de Wellington du 27. Juin 1815. IX. Lettre au Prince Blücher du 1. Juillet 1815 X. Lettre à Louis XVIII. du 7. Juillet 1815. XI. Note adressée aux ministres des puissances alliées du 20. Juillet. 1815. XII. Fragment d'un rapport du 15 Août 1815.

Aus dem Leben Joſeph Fouché's, Herzogs von Otranto. Nach authentiſchen Quellen und mit wichtigen Actenſtücken für die neueſte Zeitgeſchichte. — Anhang: Schreiben Fouché's an Wellington. Preis 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Dieſe deutſche Ausgabe enthält ebenfalls die beim franz. Original aufgeführten Actenſtücke in einer vom Verfaſſer genehmigten richtigen Überſetzung.

Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de ***. Dresde 1. Janvier 1814. I. Première lettre. Preiß 8 Gr. oder 36 Xr. Einzig echte Ausgabe dieſes merkwürdigen Briefes, dem noch mehrere folgen werden. Die deutſche Überſetzung deſſelben befindet ſich der vorſtehenden Schrift angehängt.

Ritter, (Heinrich); Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt und welche Berührungspunkte haben beide Philoſophien mit einander gemein? (eine gekrönte Preisſchrift). Nebſt einer Zugabe über die Bildung des Philoſophen durch die Geſchichte der Philoſophie. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr.

Woltmann (K. L. von), politiſche Blicke und Berichte. 1r Theil. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr. Inhalt: I. Öſtreichs Politik in den letzten 3 Jahren. II. Das Idealgeld. III. Zerſtreute Ideen über Deutſchland. IV. Politiſche Einheit der Deutſchen. V. Die volle Souverainität. VI. Einheit der Deutſchen durch die Literatur.

Dramatiſche Spiele von Lambert. 12. (I. Der Ehemann in der Klemme. II. Profeſſor Hackler. III. Die Verwandten. IV. Der Gemahl von ungefähr. V. Die verbündeten Truppen). 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr.

Venturini (D. Carl), Rußlands und Deutſchlands Befreiungskriege von der Franzoſenherrſchaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812—1815. In vier Theilen. Zweiter Theil: Der heilige Krieg in Deutſchland 1813. Mit 6 Kupfern und 1 Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr. Schreibp. 4 Thlr. oder 7 Fl 12 Xr.

Hiſtoriſches Taſchenbuch auf das Jahr 1817, von D. F. A. Köthe. Enthaltend das Jahr 1616 oder die Lage Europa's vor dem Beginn des 30jähr. Krieges. 12. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Petrarca's Leben von Fernow, nebſt einem Anhang von D. L. Hain. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Der Guerilla-Anführer. Von Mrs. Emma Parker. Aus dem Engliſchen von Henriette Schubart. 2 Theile. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Elliot und Clarke und fortgeführt bis zum Sept. 1816. gr. 8. 2 Thlr 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr.

Schottiſche Lieder und Balladen von Walter Scott, überſetzt von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Andreas Hofer, Landwirth aus Paßeyr, Oberanführer der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Original-Quellen, aus den militairiſchen Operations-Journalen, aus den Papieren Hofers, des Freiherrn von Hormayr, Speckbachers u. ſ. w. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr.

Mediziniſche Annalen, (allgemeine) des neunzehnten Jahrhunderts, auf das Jahr 1816. (Herausgegeben von D. J. Fr. Pierer.) gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr. oder 11 Fl. 40 Xr.

Coxe (W.), Geſchichte des Hauſes Öſtreich, ſeit der Gründung dieſer Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopold des Zweiten. Aus dem Engliſchen von K. H. Dippold u. Ad. Wagner. 4 Thle. (complet). gr. 8. 10 Thlr. oder 18 Fl.

G. Freih. von Seckendorf, Grundzüge der philoſophiſchen Politik. Ein Handbuch bei Vorträgen. gr. 8.

Nachricht an die Herren Buchbinder.

Beim Binden dieſes Bandes iſt zu bemerken, daß von den beiden vorgedruckten verſchiednen Titeln derjenige vorgeſetzt werde, unter welchem der reſp. Abnehmer die erſten ſieben Theile erhalten und gebunden hat.

Ferner iſt beim Schlagen deſſelben, um bei dem neuen und friſchen Drucke das Abſchwärzen zu verhüten, nicht zu verſäumen, zwiſchen jeden Bogen Maculatur zu legen.

Endlich iſt zu bemerken, daß der mit dieſem achten Bande ausgegebne Anhang zum ſiebenten Bande nur für den erſten Druck des ſiebenten Bandes gilt, da die in dieſem Anhang enthaltnen Artikel in dem neuen Druck deſſelben (der faſt zugleich mit dem achten Band fertig uud noch zum Theil mit ſelbigem verſandt wird) ſchon an den gehörigen Orten eingeſchaltet ſind. Es iſt daher zu unterſuchen, welchen Druck des ſiebenten Bandes der reſp. Beſitzer hat, und danach der Anhang entweder dem achten Bande anzubinden oder ganz bei Seite zu legen. Wo ſich z. B. der Artikel Orden (geiſtliche) ſchon in einem ſiebenten Bande befindet, da iſt der Anhang zum achten Bande überflüſſig. Haben die Herrn Buchbinder zugleich mehrere Ex. des achten Bandes für verſchiedene Beſitzer zu binden, ſo werden ſie jedes einzelne Ex. unterſuchen, um den Anhang dem achten Bande entweder anzubinden oder ihn wegzulaſſen.

Alle diejenigen Intereſſenten übrigens, welche den ſiebenten Band noch zu empfangen haben, oder ihn zugleich mit dem achten Band empfangen, bekommen den neuen Druck des ſiebenten und ihnen iſt folglich der Anhang überflüßig, weshalb er auch bei den Verſendungen nach dem 15. Nov. 1816 ganz fortbleiben wird.

Für die durchgeſchnittenen Blätter des 49ſten Bogens Seite 771 bis 774 iſt beiliegender ¼ Bogen einzuheften.

31. October 1816.

B.

Nachtrag

zum ſiebenten Bande

des

Converſations-Lexicons.

(Dem achten Bande anzuhängen.)

O.

Orden (geiſtliche), ſind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltſamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt erlauben will. Von den geiſtlichen Brüderſchaften unterſcheiden ſie ſich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den ſogenannten Kloſtergelübden oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöſter und Mönchsweſen. Über eine andre Bedeutung ſ. d. Art. Ordination.) Die Mönche und Nonnen im Oriente, beſonders die griechiſchen, richten ſich nach der Regel des h. Baſilius; in der römiſchen Kirche hingegen erhielt das Mönchsleben ſeine Grundregel vom h. Benedict von Nurſia, der als der erſte Stifter eines geiſtlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöſter der orientaliſchen Kirchen tragen den Namen gemeinſchaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem ſo engen Zuſammenhange und feſtem Verbande mit einander zu ſtehen, wie die Glieder der geiſtlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel ſind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerſt eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canoniſche (vorſchriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewiſſen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuſchheit und Entſagung von den Freuden der Welt in ſich ſchließt, ein unbedingter Gehorſam gegen die Ordensobern und die Clauſur oder das beſtändige Bleiben im Kloſter. In ſo fern dieſe Regel und die ſchwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrh. faſt allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöſter ohne gemeinſame Ordensobre noch unter den Biſchöfen ſtanden und ſich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Der erſte neue Orden, der die unter den alten Benedictinern eingeriſſenen Mißbräuche abzuſtellen ſuchte und die Regel Benedicts wieder in Kraft ſetzte, ging aus dem 910 geſtifteten Kloſter Clugny in Burgund hervor. Die Cluniacenſer behielten die ſchwarze Kleidung bei und gaben über die canoniſchen Stunden des Gebetes und Gottesdienſtes, über den Gehorſam, die Disciplin und die gemeinſchaftliche Regierung aller Klöſter ihres Ordens feſte Beſtimmungen, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12ten Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöſter, deren Reichthum und Üppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Haupturſache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Überreſte der Cluniacenſer vereinigten ſich im 17ten Jahrh. unter Richelieu's Begünſtigung mit den Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztre 1618 geſtiftet, im Anfange des 18ten Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte Glieder, wie Mabillon, Montfaucon,

Martène, zu verdientem Anſehn gelangt iſt. Das Beſtreben, dem Mönchsleben noch größre Strenge und Heiligkeit zu verſchaffen, äußerte ſich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Conſtitutionen bauten. So entſtanden durch die Bemühungen des h. Romuald, eines florentiniſchen Edelmanns 1018 die Camaldulenſer, ein Eremiten-Orden, der nach ſeinem erſten Wohnſitze Camaldoli auf den Appenninen dieſen Namen führt und 1072 eigne Klöſter errichtete. Man erkennt dieſe Religioſen an der weißen Kleidung und an einer Kopfhängerei, die die Benennung Kalmäuſer (corrumpirt aus Camaldulenſer) ſprichwörtlich gemacht hat. Ähnlicher Art, doch weniger ausgebreitet war der 1038 geſtiftete Orden von Vallombroſa in Oberitalien, der wegen ſeiner Kleidung unter dem Namen der grauen Mönche bekannt, ebenfalls aus dem Einſiedlerleben in die Kloſterverfaſſung überging und 1662 mit dem 1231 auf Monte Fano unweit Ancona geſtifteten Orden der Silveſtriner vereinigt wurde, nach deren Beiſpiele er jetzt ſchwarze Kleidung trägt. Größeres Anſehn, beſonders in Frankreich, erlangte der vom h. Stephan aus Muret bei Limoges 1076 errichtete Orden von Grandmont oder Grammont, welcher nach vielen innern Zerrüttungen 1642 eine ſchärfere Obſervanz erhielt, ſchwarze Kleidung trägt und ſich durch ſtrenge Clauſur auszeichnet. Eine ſeltſame Verbindung des Einſiedlerlebens mit dem Kloſterleben verſuchte der h. Bruno, der 1086 in einer Einöde bei Grenoble die große Carthauſe (Chartreuse) anlegte und die Glieder ſeines neuen Ordens neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Stillſchweigen und zur Einſamkeit verpflichtete. Sie heißen Cartheuſer, tragen weiße Kutten von grober Wolle und zählten im 18ten Jahrh. 172 Carthauſen oder Klöſter ihres Ordens, unter denen 5 weibliche waren. In Frankreich allein gab es 75 Carthauſen, die wie die erfurter neuerdings eingegangen ſind. Sie blieben ſich bis auf die neueſten Zeiten in der Beobachtung ihrer ſtrengen Obſervanz gleich und nur für die Cartheuſerinnen mußte das Gelübde des Stillſchweigens aus erklärlichen Urſachen gemildert werden. Der Regel Benedicts folgen auch die in der Mitte des 13ten Jahrh. entſtandnen Einſiedler des h. Damians, welche von ihrem Stifter, dem Papſte Cöleſtinus V., den Namen Cöleſtiner annahmen, weiße Kleidung mit ſchwarzen Capuzen und Scapulieren tragen und im 18ten Jahrh. nur noch 21 Klöſter in Frankreich und 96 in Italien hatten. Unter allen Zweigen des Benedictinerordens hat aber keiner eine ſchnellere und größere Ausbreitung erlangt als der 1098 zu Citeaux unweit Dijon geſtiftete Orden der Ciſterzienſer, der beſonders durch die Thätigkeit des h. Bernhard von Clairveaux hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung ſchon zu 1800 Abteien in verſchiedenen Ländern von Europa angewachſen war und in Frankreich zu Ehren dieſes großen Beförderers den Namen Bernhardiner führte. Die Ciſterzienſer, deren Orden jetzt auf wenige Klöſter, wovon noch zwei weibliche in der Oberlauſitz vorhanden ſind, herabgeſunken iſt, tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier und beobachten die Regel Benedicts mit verſchiednen Zuſätzen ſehr genau. Unter den von ihnen ausgegangnen beſondern Congregationen waren die Barfüßer oder Feuillans (vergl. d. Art.) und die Nonnen von Portroyal (vergl. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen in Spanien und die Mönche von la Trappe die merkwürdigſten. (ſ. Trappiſten). Mit angemeſſenen Modificationen

iſt die Ciſterzienſer-Regel auch auf die Ritterorden von Calatrava und Alcantara in Spanien, auf den Avis- und Chriſtorden in Portugal und auf den Orden des h. Moriz und Lazarus in Savoyen übergegangen. Außer obgenannten namhaften Mönchsorden, welche ſich ſämmtlich durch weibliche Zweige verſtärkt haben, gehören zu der Familie Benedicts noch eine Menge Klöſter, welche von den alten, exemten Benedictinern abſtammend, ſich auf Befehl der tridentiniſchen Kirchenverſammlung nach und nach in beſondre Congregationen vereinigt haben. Unter dieſen verdienen die Benedictiner von Monte Caſſino bei Neapel, dem Stammkloſter des ganzen Ordens, von Monte Vergine oder Jungfernberge, von Monte Oliveto, welche ſich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, von Valladolid, wozu das berühmte Kloſter Montſerrat gehört, in Spanien, von Hirſchau, Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegangen ſind, von Molk, wozu Kremsmünſter, Mariazell, das Schottenkloſter in Wien und andre noch jetzt beſtehende öſterreichiſche Benedictiner-Klöſter ſich halten, in Deutſchland wegen der Größe ihrer Beſitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Die alte Regel Benedicts galt endlich noch bei dem um 1100 von dem wegen ſeiner ſeltſamen Bußübungen (vergl. d. Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) bekannten Robert von Arbriſſel geſtifteten Orden von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) in Poitou, der aus Nonnen und Mönchen zuſammengeſetzt, unter der gemeinſchaftlichen Regierung der Äbtiſſin zu Fontevraud ſtand und vor der Revolution noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich zählte. Nachahmung fand dieſe ſonderbare Vereinigung beider Geſchlechter nur bei wenigen wieder erloſchnen Congregationen, unter denen bloß der von einer vornehmen Schwedin durch Errichtung des vermiſchten Nonnen- und Mönchskloſters Wadſtena in Oſtgothland 1344 geſtiftete Orden des Weltheilandes (St. Salvator- oder Birgittenorden nach dem Namen der Stifterin) einiges Anſehn erhalten und ſich noch nach der Reformation im Süden von Europa behauptet hat. Der Birgittenorden folgte der vermeinten Regel des h. Auguſtinus, welche, ohne hiſtoriſch gegründet zu ſeyn, von einer bedeutenden Claſſe geiſtlicher Orden angenommen worden iſt. Auguſtinus hatte zwar nur die Geiſtlichen an ſeiner Cathedrale und mehreren andern Kirchen ſeines Sprengels zur Beobachtung des canoniſchen Lebens, d. h. zur Eheloſigkeit, Armuth, Clauſur und gemeinſchaftlichen Andachtsübung in beſtimmten Stunden vereinigt und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7ten Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächſt für Kleriker beſtimmten Vorſchriften Auguſtins nicht auf ſich anwenden. Aber ſchon im 8ten Jahrh. fing man an, ſie als Glieder des geiſtlichen Standes zu betrachten und im 10ten Jahrh. wurden ſie durch die Verwilligung der Tonſur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslaſſungen der Päpſte ſetzten ſie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeiſtlichen, welche daher ſelbſt häufig in den Mönchsſtand übergingen, oder ſich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des canoniſchen Lebens vereinigten. Von dieſer Art ſind die nach der Regel Auguſtins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherrn oder Canoniker, welche aus dem im 9ten Jahrhunderte gegründeten Inſtitute des gemeinſchaftlichen Lebens der Geiſtlichen an den Domkirchen hervorgingen und mit den weltlichen Chorherren, die zu keinem Orden

vereinigt, ſondern Geiſtliche und Capitularen an beſtimmten Kirchen ſind, nicht verwechſelt werden dürfen. (Über die letztern vergl. man den Art. Stift.) Die meiſten Congregationen der regulirten Chorherrn haben die Kleidung der Weltgeiſtlichen und manches von den Freiheiten derſelben beibehalten, obwohl ſie in Klöſtern zuſammenleben und unter dem Zwange der Ordensgelübde ſtehen. Namhaft ſind unter dieſen die ehedem durch große Reichthümer ausgezeichneten Congregationen von St. Salvator im Lateran, welche weiß gekleidet gehen und in Italien und Polen zahlreich ſind, des h. Grabes, die in den Kreuzzügen geſtiftet und in Frankreich, Böhmen und Polen weit verbreitet waren, von St. Genovève zu Paris, welche über 100 Klöſter in Frankreich hatten und der Kreuzherrn oder Kreuzträger, welche urſprünglich zum Hoſpitaldienſte geſtiftet und ſpäter zur Clauſur übergegangen, noch jetzt als Beſitzer anſehnlicher Pfründen in Böhmen beſtehen und meiſtens Kirchenämter oder Profeſſuren an der Univerſität zu Prag bekleiden. Von einigen erſt im Zeitalter der Reformation und ſpäter zu beſtimmten milden Endzwecken geſtifteten Congregationen dieſer Art werden wir weiter unten ſprechen. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel Auguſtins ſind die Prämonſtratenſer, deren Orden vom h. Norbert 1121 errichtet, nach dem Stammkloſter Prémontré bei Coucy in der Champagne benannt, weiß bekleidet und obwohl anfangs ſehr weit ausgebreitet, doch in neuern Zeiten bis auf wenige Klöſter in Deutſchland und Frankreich herabgeſunken war; die Auguſtiner, welche aus den vorher ohne Ordensband zerſtreuten, 1256 zur Clauſur vereinigten Einſiedlern des h. Auguſtinus entſtanden ſind, ſchwarze Kutten tragen und ſich bald ſo ſehr vermehrten, daß man im Anfange des 16ten Jahrh. bei 2000 Klöſter dieſes Ordens mit 30,000 Mönchen und über 300 Klöſter der Auguſtinerinnen zählte — nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan, erhielten ſie 1567 die Privilegien der Bettelorden und verzweigten ſich in mehrere anſehnliche Congregationen, unter denen die Auguſtiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichſten wurden —; die Serviten oder Diener der h. Jungfrau, welche 1250 zu Florenz geſtiftet, auch Brüder vom Ave Maria hießen, weil ſie alle ihre Geſpräche mit dem engliſchen Gruße anfangen, und zwar zahlreich, auch mit allen Vorrechten der Bettelorden begabt, aber doch nie für die Geſchichte bedeutend wurden. — Paul Sarpi, der geiſtvolle Geſchichtſchreiber des tridentiniſchen Conciliums gehörte ihnen an, und neuerdings wendete ſich Werner, der Dichter der Söhne des Thales, zu ihnen —; die Hieronymiten oder Einſiedler des h. Hieronymus, welche 1373 geſtiftet, beſonders in Spanien, wo ſie das prachtvolle Kloſter des h. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, beſitzen und in den Niederlanden, wo aus ihnen mehrere Brüderſchaften zu milden Zwecken, wie die von Gerhard Groote gegründete Geſellſchaft der Kleriker und Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens (ſ. d. Art. Inſtitut) hervorging, zahlreich und mächtig geworden ſind und weiße Kleidung mit ſchwarzen Scapulieren tragen; die Jeſusdiener oder Jeſuaten des h. Hieronymus, die 1365 zu Siena entſtanden ſind, ſpäterhin wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita genannt und 1668 aufgehoben wurden. Unter die Claſſe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der ſtillen Contemplation ergebnen

und von der Welt ganz zurückgezognen Orden gehört noch der, nach einer Regel des Patriarchen Albrecht zu Jeruſalem von Pilgern um 1205 geſtiftete Orden U. L. Fr. vom Berge Carmel in Paläſtina, insgemein Carmeliter genannt. Ihre Regel ſtimmt mit der baſilianiſchen meiſt überein, doch ſehen ſie den Propheten Elias für den Stifter ihres Ordens an und haben über das Alterthum deſſelben heftige Streitigkeiten geführt. Um die Mitte des 13ten Jahrh. ſahen ſie ſich genöthigt, den Berg Carmel zu verlaſſen und Klöſter in Europa zu bauen, wo ſie anſtatt der früher weiß und braun geſtreiften Kleidung eine ganz braune annahmen, die Privilegien der Bettelorden erhielten, ſich wie die Franziscaner in Congregationen der Conventualen und der Obſervanten und Barfüßer theilten und zu einer der bedeutendſten Mönchscorporationen heranwuchſen. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen und in mehrern derſelben über hundert Klöſter. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigte der 1198 geſtiftete Orden der h. Dreieinigkeit, der neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Auguſtins auch die Verpflichtung übernahm, Almoſen zur Loskaufung der gefangnen Chriſtenſclaven zu ſammeln. Die Glieder dieſes Ordens heißen Trinitarier, tragen weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel, und haben ſich in Frankreich, wo ſie Mathurinen genannt wurden, in Spanien, Portugal, Italien und Polen ſo weit verbreitet, daß ſie mit Inbegriff der in Spanien geſtifteten, ſeit 1636 unter einem eignen Generale ſtehenden und auch in den öſterreichiſchen Staaten angeſiedelten Trinitarier-Barfüßer im 18ten Jahrh. 300 Klöſter beſaßen. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zwecke, ſo wie zur Verpflegung der Armen und Gefangnen wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de merced) zur Auslöſung der Gefangnen errichtet, der ſich nach Frankreich und Italien, beſonders aber in den außereuropäiſchen Colonien verbreitet hat. Er iſt ebenfalls durch eine Congregation von Barfüßern vermehrt worden, welche, wie die Brüder von der alten Obſervanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier das Wappen von Aragonien tragen. — Charakteriſtiſch wurde das Streben nach politiſcher Bedeutung in der Kirche und nach Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrh. geſtifteten Mendicanten- oder Bettelorden. Die Dominicaner entſtanden durch die Bemühungen des h. Dominicus Gusmann (ſ. d. Art. Dominicus) 1216 zu Toulouſe urſprünglich als regulirte Chorherrn, nach Auguſtins Regel mit der Beſtimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Sie heißen daher Prediger-Mönche, Prädicanten und in Frankreich wurden ſie Jacobiner genannt, weil ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Jacobsſtraße lag. Durch ſeine Miſſionen und das im Zeitalter ſeiner Stiftung ſehr vernachläſſigte Predigen machte dieſer Orden ſich gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquiſition und Büchercenſur furchtbar und einflußreich, und durch große Gelehrte aus ſeiner Mitte, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquinum, wichtig und angeſehen. Seit dem 14ten Jahrh. entwöhnte er ſich vom Betteln und beſchäftigte ſich, im ruhigen Genuſſe reichlicher Pfründen und ſtolz auf eine vor andern Orden behauptete äußere Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Er gab den Königen Beichtväter, den Univerſitäten Lehrer, der Andacht den Roſenkranz, der ihm reichliche Zinſen trug, und machte ſich um die Beſtimmung des kirchlichen Lehr-

begriffs vorzüglich verdient. Die Dominicaner tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Mantel und zählten im 18ten Jahrh. in der cathol. Chriſtenheit aller Erdtheile über 1000 Mönchs- und Nonnenklöſter, die in 45 Provinzen und 12 beſondere Congregationen getheilt waren. Allein in der Stadt Neapel gab es 28 Klöſter dieſes Ordens, von denen 18 den Mönchen und 10 den Nonnen gehörten. Eine noch größere Ausbreitung erlangte der Orden des h. Franz von Aſſiſi (ſ. d. Art Franz). Dieſer ſonderbare Heilige ſtiftete ihn 1208 in der Kirche Porticella oder Portiuncula bei Aſſiſi und nannte die Glieder deſſelben Minoriten. Dieſer Name ſollte die Demuth andeuten, die ihnen der h. Franz neben den Gelübden der äußerſten Armuth, des Gehorſams und der Keuſchheit einſchärfte und zufolge deren auch ihre Ordensobern nur Miniſtri heißen. Gewöhnlich nannte man ſie jedoch nach ihrem Stifter Franziscaner, auch ihren Orden den ſeraphiſchen. Ihre Kleidung beſteht in einer Kutte von grauem wollnen Zeuge und einem Stricke um den Leib, an dem eine knotige Geißel hängt. Dieſer Orden erhielt wegen der außerordentlichen Abläſſe, die den Eintretenden und Beförderern bewilligt wurden, und weil er der Beſtimmung des Stifters gemäß ſeine Glieder nach allen Gegenden ſandte, um Buße zu predigen und zu betteln, ſchnellen und zahlreichen Zuwachs. Mehrere der berühmteſten ſcholaſtiſchen Philoſophen, wie Bonaventure, Roger Bacon und Joh. Erigena, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. gehörten ihm an; freilich erzeugte er auch Schwärmer, wie den h. Antonius von Padua, der den Fiſchen predigte. Die Dominicaner und Franciscaner erhielten von den Päpſten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt ſind und ſpäterhin auch andern Orden zu Theil wurden. Sie beſtehen in der Exemtion von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und in der Befugniß, außer dem Kloſter von Jedermann Almoſen zu fordern (in der Kirchenſprache terminiren), ohne Rückſicht auf die Parochialrechte der Pfarrer an jedem Orte zu predigen, Beichte zu hören, Meſſe zu leſen und die päpſtlichen Abläſſe zu verkaufen. Dieſe Befugniß ſollte ihnen zum Erſatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu beſitzen. Freilich wurden ſie dadurch bald mit der Welt bekannter, als ihre Stifter beabſichtigt hatten und über die Beobachtung ihrer Regel unter ſich ſelbſt uneinig. Die heftigſten Streitigkeiten dieſer Art entſtanden unter den Franziscanern, deren viele ſich der armſeligen Lebensart ihres Stifters zu entziehen und eine mildere Regel vom Papſte zu verſchaffen gewußt hatten. Die Cäſariner, Clareniner, Amadeiſten, Spiritualen, Franziscaner, Eremiten oder Cöleſtiner, aus denen die Fraticellen hervorgingen, waren Parteien in dieſem Orden, die im 13ten und 14ten Jahrhunderte auf die Wiederherſtellung der alten ſtrengen Obſervanz in Rückſicht des Gelübdes der vollkommnen Armuth mit einer Hartnäckigkeit drangen, die in Ketzerei und Empörung gegen den päpſtlichen Stuhl ausartete und beſonders an den Spiritualen und Fraticellen in der Lombardei mit Feuer und Schwert beſtraft wurde. Doch war die Folge dieſes Zwieſpaltes eine Trennung des Ordens in zwei Hauptzweige. Die der gelindern Regel folgen und einiges Eigenthum beſitzen, werden Conventualen, die Strengeren hingegen, unter die eine päpſtliche Bulle von 1517 alle Reſte jener Parteien, die kein Eigenthum haben wollten und die Barfüßer überhaupt begreift, Obſervanten, in Frankreich wegen des Leib-

riemens, den ſie tragen, Cordeliers genannt. Zu dieſen letztern gehört auch die 1592 entſtandne Congregation der Recollecten. Jeder dieſer beiden Hauptzweige hat ſeinen eignen Generalminiſter. Die 1528 von Matthäus Baſſi in Urbino geſtifteten Capuziner, welche zum Franziscanerorden gehörig, die gänzliche Armuth und die bloßen Füße mit den Obſervanten gemein haben, ſich aber durch den Gebrauch einer ſpitzigen Capuze auszeichnen, gehorchten anfangs dem Generale der Conventualen, ſeit 1619 haben ſie aber einen eignen General und bedeutenden Zulauf erhalten, auch mehrere Miſſionen in Amerika und Afrika errichtet. Sie zählten im 18ten Jahrhunderte 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen. Der Vorwurf des Schmutzes, der Rohheit und zudringlichen Bettelei trifft beſonders die zu den Obſervanten gehörigen, als Prediger und Almoſenſammler herumſchweifenden Mönche dieſes Ordens und die Capuziner, die man als poſſenhafte Bußprediger kennt. Mehr Würde behaupten die ruhig in ihren Klöſtern zuſammenlebenden, reichern Conventualen oder Beſchuheten, wenn auch die Anzahl der Obſervanten immer die größere blieb. Da die Kirchenverſammlung zu Trient allen geiſtlichen Orden das Recht gab, liegende Gründe zu beſitzen, wurden nur dieſe Obſervanten und die Capuziner davon ausgenommen. Die Geſammtzahl aller Franziscaner belief ſich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern und 28,000 Nonnen dieſes Ordens, welche aus den Congregationen der Clariſſinnen, Urbaniſtinnen und Capuzinerinnen beſtehen und wie die Obſervanten barfuß gehen, in 900 Klöſtern. Um die Franziscaner in der Demuth und Enthaltſamkeit noch zu übertreffen, ſtiftete der vielgeltende heilige Franziscus a Paula den Orden der Einſiedler des heiligen Franziscus. — Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenverſammlungen ausdrücklich unterſagt worden war, ſo wußten ſich doch mehrere ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entſtandne Inſtitute dieſer Art durch Angabe ihrer Beſtimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpſtliche Genehmigung zu verſchaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß ſie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, ſondern ſich regulirte Chorherrn des heiligen Auguſtinus nennen laſſen und die ſchwarze Kleidung der Weltgeiſtlichen tragen. Unter dieſe Rubrik gehören die Theatiner. Religioſen derſelben Gattung ſind die 1536 zu Mailand entſtandnen regulirten Chorherrn des heiligen Paulus nach der ihnen eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas Barnabiten genannt, welche ſich der Miſſion, dem Predigen, der Seelſorge und dem Jugendunterrichte widmen und in Italien, wo ſie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehren, in Frankreich und Öſterreich, wo man ſie zur Bekehrung der Proteſtanten brauchte, und noch jetzt in Spanien Häuſer haben, die ſie Collegien nennen; die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker zur Pflege der Armen und Erziehung der Waiſen, welche nach ihrem Hauptſitze, dem Städtchen Somaſcha im Mailändiſchen, Somasker heißen, erſt 1568 als geiſtlicher Orden anerkannt, mit den Privilegien der Mendicanten ausgezeichnet und beſonders in Italien durch Anlegung von Waiſenhäuſern und Lehranſtalten gemeinnützig wurden; die Väter der chriſtlichen Lehre, die ſchon 1597 zu Avignon zum catechetiſchen Unterrichte des gemeinen Volks verbunden, doch erſt 1647 als ein beſondrer Orden beſtätigt, in Frankreich ziemlich zahlreich waren; die Prieſter vom Oratorium

oder Bethauſe, welche Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geiſtlicher Übungen der Andächtigen und zum Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften ſtiftete, ohne ſie durch Klostergelübde zu binden; die Väter vom Oratorium Jeſu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtung zu Klostergelübden geſtiftet, durch berühmte Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philoſoph Malebranche, der Orientaliſt Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon, zu Anſehn und Einfluß gelangten und ſich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geiſtliche verdient machten; die von Vinzenz von Paul 1634 errichteten, als Lehrer und Seelſorger des Landvolks nützlich gewordnen Prieſter der Miſſion, nach ihrem Priorate St. Lazarus zu Paris Lazariſten genannt, die die Mönchsgelübde leiſteten und durch ihre vielſeitige Geſchäftigkeit ſich im 18ten Jahrhundert in Frankreich und Spanien weit ausgebreitet hatten; die Bartholomäer (ſ. d. Art.), welche keine Kloſtergelübde thun und ſich noch jetzt im ſüdlichen Deutſchland mit Erfolge der Bildung junger Geiſtlichen widmen und die Piariſten oder Väter der frommen Schulen, welche von Joſeph Caloſenza, einem Spanier, geſtiftet, 1621 unter die geiſtlichen Orden aufgenommen und 1690 für ihre gemeinnützigen Bemühungen mit den Privilegien der Bettelorden belohnt wurden. Sie ſind neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Unterrichte armer Kinder in den Elementarkenntniſſen verbunden und haben ſich durch Anlegung von Volksſchulen in den Ländern der catholiſchen Chriſtenheit Verdienſte erworben, denen ſie die Fortdauer ihres zahlreichen Ordens bis jetzt verdanken. Gleiche Gemeinnützigkeit in Rückſicht auf Krankenpflege hat den von Johann von Gott 1540 in Spanien errichteten Orden der barmherzigen Brüder erhalten, deren Hoſpitäler durch den Ertrag von Almoſen, welche ſie ſelbſt den Ketzern abfordern, in den bedeutendſten Städten der catholiſchen Chriſtenheit beſtehen. Die europäiſchen Barmherzigen haben einen gemeinſchaftlichen General und tragen ſchwarze Kleidung; nur die in Spanien und beiden Indien bilden eine beſondre Congregation unter einem eignen Generale und tragen braune Kutten. — Da das Kloſterleben der Mönche bald nach ſeiner Entſtehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottſeliger Jungfrauen gegeben hatte, ſo ſchloſſen ſich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Camaldulenſerinnen, Cartheuſerinnen, Ciſterzienſerinnen, Auguſtinerinnen, Prämonſtratenſerinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherrn, wie die von St. Salvator im Lateran, vom heiligen Grabe und die zahlreichen Theatinerinnen, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der prieſterlichen Wirkſamkeit derſelben ausgeſchloſſen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erſte Orden, der weibliche dagegen der zweite; ſo gehören z. B. die Capuziner zum erſten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es gibt auch Congregationen von Kloſterfrauen, welche ſich an gewiſſe Mönchsorden angeſchloſſen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clariſſinnen, die Urbaniſtinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annun=

ciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören und die Angeliken oder engliſchen Schweſtern, nach ihrer Stifterin, einer Gräfin von Guaſtalla auch Guaſtallinnen genannt, welche der Regel der Barnabiten folgen und ſich der Erziehung junger Mädchen widmen. Weibliche Orden, welche für ſich beſtehen, keinem männlichen angehören und ſämmtlich nach der Regel des heiligen Auguſtinus leben, ſind die Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, auch Magdalonetten genannt, welche in Deutſchland ſchon vor 1215, ſpäter in Frankreich, Spanien und Italien für gefallne Mädchen und Buhlerinnen, welche ſich bekehren wollen, errichtet wurden, mehrere durch Farbe der Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verſchiedne Congregationen bilden, ſich weit ausgebreitet und ungeachtet ſie nur gemeinſchaftlichen Andachtsübungen obliegen und durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen hier und da von ihrer erſten Beſtimmung abgewichen ſind, doch in den meiſten catholiſchen Ländern bis in die neueſten Zeiten erhalten haben; die Saleſianerinnen oder Nonnen von der Heimſuchung U. L. Fr., deren Orden auf Betrieb des als Myſtiker und Verfolger der Reformirten bekannten Franz von Sales und ſeiner Freundin Chanta 1610 zu Annecy in Savoyen urſprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptſächlich zu geiſtlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege beſtimmt, ſchwarz bekleidet und ſo zahlreich wurde, daß er im 18ten Jahrhundert 160 Klöſter und 6600 Nonnen hatte; die 1605 zu Genua entſtandenen himmliſchen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen, ein ſehr ſtrenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen und es im 18ten Jahrhundert zu 50 Klöſtern in Italien, Frankreich und Deutſchland gebracht hatten; die von der heiligen Angela zu Brescia 1537 zuerſt als eine Schweſterſchaft zur Übung der chriſtlichen Liebe ohne Clauſur vereinigten, ſpäter zu zwölf verſchiednen Congregationen angewachſenen Urſulinerinnen, wovon die meiſten ſeit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöſtern zuſammenleben, einige in Italien jedoch bei der erſten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuſchheit geblieben ſind. Dieſer Orden beſchäftigt ſich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein beſondres Gelübde verpflichtet iſt; ſeine Kleidung iſt ſchwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt, ſeine Ausbreitung wurde ſo anſehnlich, daß er im 18ten Jahrhundert über 350 Klöſter beſaß und wegen ſeiner Gemeinnützigkeit haben ihn die Regierungen allenthalben bis jetzt beſtehen laſſen. Derſelben Auszeichnung erfreuen ſich die Hoſpitaliterinnen oder barmherzigen Schweſtern, die in mehreren, von einander unabhängigen Congregationen, ſo weit ſie ihrer erſten Beſtimmung zur Pflege der Kranken und Verwundeten treu geblieben ſind, noch beſtehen und wie die barmherzigen Brüder anſehnliche Hoſpitäler, z. B. das Hôtel-Dieu zu Paris u. a. m., inne haben, welche durch milde Vermächtniſſe erhalten und in Kriegen als Lazarethe gebraucht werden. — Außer den Kloſterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten faſt alle bedeutend gewordne geiſtliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder converſi) und Laienſchweſtern, die man zur

Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöſtern und zur Beſorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choriſten, d. h. die eigentlichen Religioſen, welche im Chore der Kirche die Horas (canoniſchen Betſtunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht geſtört würden. Das erſte Beiſpiel dieſer Einrichtung gab der Orden vom Vallombroſa, und bald auch in den Klöſtern andrer Orden nachgeahmt, wurde ſie allmählig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchsweſens beträchtlich zu vergrößern. Unter den Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geſchenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Perſonen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienſte der geiſtlichen Orden, ohne förmlich Glieder derſelben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf dieſe Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Klerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erſcheinen mußte, wenn es gleich die läſtigſten Aufopferungen nach ſich zog. Der heilige Franz von Aſſiſi gab dieſem Verhältniſſe zuerſt eine beſtimmtere Form, indem er Laien, die ſich mit ſeinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine beſondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Später hieß dieſer Zweig der Franziscaner Orden von der Buße des heiligen Franziscus (in Frankreich bons hommes) und verbreitete ſich in mehrern männlichen und weiblichen, ſeit 1287 zum Theil regulirten Congregationen, welche einen gemeinſchaftlichen General haben, jedoch von dem erſten Orden des heiligen Franziscus abhängig ſind. Nach dieſem Muſter geſellten ſich außer ſämmtlichen Bettelorden, nämlich den Dominicanern, Carmelitern, Auguſtinern, Serviten, Paulanern, auch die Ciſterzienſer, Trinitarier und die Religioſen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clauſur traten und feierliche Kloſtergelübde leiſteten. Die meiſten Mitglieder derſelben ſind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen und verpflichten ſich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß ſie täglich einige Ave Maria und Paternoſter beten und zu gewiſſen Zeiten faſten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß ſie die Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe in den Kirchen ihres Ordens ſuchen, die Klöſter und Mendicanten deſſelben reichlich beſchenken und ſeinen Vortheil auf alle Weiſe befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen ſich aber in der Regel das Scapulier oder den Gürtel deſſelben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Dieſe Abzeichen der Verbrüderung mit einem geiſtlichen Orden, denen der herrſchende Glaube eine geheime ſegensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft und mit ihrem Beſitze iſt gemeiniglich die Verſicherung großer Ablaſſe verbunden. Außer ſolchen Einkünften verſchaffte die Anſchließung dritter Orden den erſten ſo viele Mittel zu Anſehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der ſie erhalten, erweitert und begünſtigt worden ſind, ſich leicht erklären läßt. Auch entſtanden beſonders in Rückſicht dieſer verbrüderten Laien zwiſchen den geiſtlichen Orden über die Grenzen ihrer Werbediſtricte, Hut und Weide die heftigſten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Beſitzungen und ihres Einfluſſes

beſtimmende Verträge und durch gegenſeitiges Cartel wegen der Überläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem urſprünglichen Endzwecke des Mönchsweſens, Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beiſpiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der päpſtlichen Hierarchie allmählig den großen Plan der Herrſchaft über die Völker geſellt und in den Verfaſſungen der geiſtlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftung regierten ſich anfangs auf ariſtokratiſch-republikaniſche Weiſe ſelbſt. Die Benedictinerklöſter blieben lange von einander ganz unabhängig, die Ciſterzienſer gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalſuperior, den Äbten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren beſtand und anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltnen Generalcapiteln der Äbte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war; ſchwächere Orden, wie die Cartheuſer, Grandmontenen u. a. m., hatten bei ähnlichen Verfaſſungen überdies noch mit den Biſchöfen zu kämpfen, deren alte Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöſter ihres Sprengels ſie nicht ſo leicht abweiſen konnten, als die durch päpſtliche Exemtionen begünſtigten Benedictiner und Ciſterzienſer. In ein viel engeres Verhältniß zum Papſte ſetzten ſich aber gleich bei ihrem Entſtehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten ſie die Stärke ihrer monarchiſch-militäriſch geordneten Verfaſſung mit Erfolgen, welche ſich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorſam der Glieder bewirken laſſen. Bald folgten die meiſten der übrigen Orden ihrem Syſteme, welchem gemäß an der Spitze jedes geiſtlichen Ordens ein General oder Regent ſteht, der alle drei Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom reſidirt und nur dem Papſte verantwortlich iſt, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der ſeine Schritte im Namen des Ordens controlirt und ihn bei conſtitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals ſind die Provinzialen, Obere, denen die Viſitation und Regierung der Klöſter in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorſitze des Generals das Generalcapitel des ganzen Ordens und präſidiren wiederum als Generalvicare auf den Provinzialcapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöſter einer Provinz als ſtimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Dieſe, die nach den bei verſchiednen Orden hergebrachten Namen Äbte, Prioren, Superioren, Guardiane, Pröpſte oder Rectoren heißen und im Sinne des canoniſchen Rechts Prälaten ſind, verhandeln jeder für ſich die Angelegenheiten ſeines Kloſters in einem Capitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religioſen deſſelben. Daher führen die Chriſten den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterſchiede von den niedern Mönchen, welche, weil ſie noch Neulinge und der höhern prieſterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder ſind, die das Kloſter zu Hausdienſten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgeſendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung prieſterlicher Amtshandlungen im Kloſter und auf den Pfarreien, die ſeinem Patronate zugehören, berechtigt ſind. Die Capitel der einzelnen Klöſter einer Provinz ſtehen unter dem Pro-

vinziale, als ihrer Behörde in erſter Inſtanz, die letzte Inſtanz für alle Glieder eines Ordens iſt der General deſſelben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöſter haben eine ähnliche Verfaſſung, nur können ſie nicht ohne einen Propſt beſtehen, der mit ſeinen Caplänen das geiſtliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn ſie keinem zweiten Orden angehören, ſo ſind ſie, wie die Hoſpitäler und alle nicht eximirte Klöſter, der Jurisdiction und Aufſicht des Biſchofs oder des mit biſchöflicher Gewalt verſehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem ſie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöſter haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre urſprüngliche Beſtimmung, wenn ſie nicht von ihrer Regel abſielen, treuer erfüllt, als die eximirten und ſtrenggeſchloßnen Ordenscorporationen, welche um ſo weiter von ihrer religiöſen Beſtimmung abwichen, je ſchärfer und militäriſcher das Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, ſich der Herrſchaft über die Gemüther zu bemächtigen, politiſchen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treuſten, folgſamſten und brauchbarſten Werkzeuge des römiſchen Stuhls zur Ausführung ſeiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die ſtehenden Armeen des Papſtes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben ſo wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der ſogenannten großen Nation. Mönche, die ſich durch Geſchick und Eifer im Dienſte des Papſtes hervorthaten, können von ſeiner Gunſt die einträglichſten Pfründen erwarten. Zu Biſthümern, die nicht wie die deutſchen von adeligen Capitularen abhängig ſind, ſteht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeiſtlichen und es iſt bekannt, daß Generale und Definitoren der geiſtlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja ſelbſt zur päpſtlichen Würde erhoben worden ſind. — Viel höher aber, als alle andre geiſtliche Orden, ja über die Kirche ſelbſt hat ſich eine Corporation geſtellt, die ihren Gliedern die Annahme aller und jeder Kirchenämter und Prälaturen verbietet und doch in der Kunſt zu herrſchen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ihre geiſtlichen Nebenbuhler übertraf. Wir meinen die Geſellſchaft Jeſu, deren Verfaſſung, Geſchichte und Wirkſamkeit ſo viel Eignes hat, daß ſie ſich keiner der obenerwähnten Claſſen geiſtlicher Orden beigeſellen läßt. Denn während die, die ſich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteriſtiſche Züge darbieten und meiſtentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größre oder mindre Strenge der Regel, mehr oder weniger Übungen der Buße und Gottſeligkeit von einander verſchieden ſind und auch die Regſamern, welche durch Unterricht, Seelſorge und Mildthätigkeit, ſo wie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien nach außen wirken, faſt überall dieſelben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweiſe mit geringen Abwechſelungen durchführen, hat die Geſellſchaft Jeſu ſich bald zu dem Range einer welthiſtoriſchen Erſcheinung emporgeſchwungen, die in ihrer Art einzig iſt. Der mindeſte Theil dieſer Größe ging von ihrem Stifter aus, der ſeinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie ſeiner Nachfolger, als ſich ſelbſt verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngſte von elf Kindern eines ſpaniſchen Edelmanns, auf deſſen Stammſchloſſe Loyola im Biscayiſchen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinands des Catholiſchen als Edelknabe heran-

gewachſen und bald in Kriegsdienſte getreten, ohne ſich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen erhaltene ſchwere Verwundung am Beine unterbrach ſeine militäriſche Laufbahn. Während der langwierigen Cur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre und da man ihm die Lebensgeſchichte Jeſu und Legenden der Heiligen gab, entzündete ſich an den Abenteuern der Letztern ſeine lebhafte Phantaſie. Überdies durch eine Verunſtaltung ſeines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeſchnitten, entſchloß er ſich der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach ſeiner Geneſung verließ er daher ſeine Familie, legte ſeinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Montſerrat ab und fing an, ſich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben ſo wenig an den wunderlichſten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Aſſiſſi. Eine Wallfahrt nach Jeruſalem ſollte dieſen Vorübungen zur geiſtlichen Ritterſchaft die Krone aufſetzen. Wirklich kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Paläſtina ſeinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, ſchon 1524 nach Barcelona zurück. Hier fühlte er, wie ſehr der Mangel gelehrter Kenntniſſe ſeinen Planen hinderlich ſey, und miſchte ſich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit ſeiner Gottſeligkeit, ging er doch ſchon 1526 nach Alcala, wo er philoſophiſche Studien trieb, ſich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Chriſtenthume aufwarf. Dieſe unberufne Seelſorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquiſition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, ſich 1528 nach Paris zu wenden. Daſelbſt brachte er es in der lateiniſchen Sprache und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften endlich ſo weit, daß ihm 1534 die Magiſterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgeſetzt, ſeine Bekehrungsverſuche aber auf wenige Mitſtudirende eingeſchränkt, aus denen er eine Geſellſchaft zuſammenwarb, die ſich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navareſe, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geiſtvolle Spanier und Rodriguez, ein portugieſiſcher Edelmann, waren dieſe erſten Gefährten Loyola's, zu denen ſich in Paris und ſpäter im Venetianiſchen, wo ſich die Geſellſchaft ſeit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte geſellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reiſe nach Jeruſalem, weßhalb die Verbündeten ſich auf den Univerſitäten in Oberitalien zerſtreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich wiederfahrnen Viſion die Geſellſchaft Jeſu und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene erſten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder ſonſt zum Dienſte der Kirche ſchicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und

ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu ſetzen. Die Novizen ſollten außer andern geiſtlichen Übungen auch durch die niedrigſten Dienſte bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beiſpiel hatte es zu einem beſondern Ehrenpunkte der geiſtlichen Ritterſchaft gemacht, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern auszuſaugen. Eine beſondre Bulle **Pauls III.** beſtätigte 1540 dieſen, in Betracht ſeines Zwecks dem Papſtthume ſo viel verſprechenden Orden, deſſen Glieder im folgenden Jahre bei einer Verſammlung zu Rom den Stifter ſelbſt zum erſten General ernannten. Durch ſeinen heroiſchen, alle ſeine Gefährten mitfortreißenden Enthuſiasmus hatte Ignatius dieſe Auszeichnung wohl verdient, wenn ihm auch von den geiſtigen Eigenſchaften, die ein ſolcher Poſten erforderte, die meiſten abgehen mochten. Dennoch hatte er ſich nur als ein gutmeinender geiſtlicher Abenteurer gezeigt, der ſich von gehabten Viſionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachſen ſchien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der ſeinem Verſtande weniger, als ſeinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern ſchicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche ſeines Ordenshauſes zu Rom die niedrigſten Dienſte, gab ſich, obgleich nicht einmal der italieniſchen Sprache ganz mächtig, zum Unterrichte kleiner Kinder her und ſammelte Almoſen zur Verſorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er ſich ganz beſonders angelegen ſeyn ließ; während ſeine gelehrtern und weiterſehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, ſeine rohen Entwürfe zur Organiſation und Befeſtigung der Geſellſchaft Jeſu mit ſeltner Umſicht und Klugheit auszuſpinnen, wußten. Dabei kamen ihnen die günſtigſten Umſtände zu Statten. Die Päpſte Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk ſie an den Jeſuiten haben würden, bewilligten dieſen regulirten Klerikern **Vorrechte**, wie ſie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie ſollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeiſtlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit ſeyn, ſo daß ſie außer ihren Ordensobern und dem Papſte keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und prieſterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt während eines Interdicts auszuüben befugt wären; ſondern auch, was ſonſt nicht einmal den Erzbiſchöfen unbedingt erlaubt iſt, von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitre päpſtliche Beſtätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuſer anlegen und nach Befinden der Umſtände ſich ſelbſt von der Abwartung der canoniſchen Stunden, von Faſten und Speiſeverboten, ja ſogar vom Gebrauche des Breviers diſpenſiren dürfen. Überdies wurde ihrem Generale bei einer unumſchränkten Macht über alle Glieder des Ordens frei geſtellt, ſie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, ſelbſt unter excommunicirte Ketzer zu ſenden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzuſtellen und mit akademiſchen Würden zu bekleiden, die denen der Univerſitäten gleich gelten ſollten. Dieſe Privilegien, die den Jeſuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rückſicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine faſt an die päpſtliche Gewalt

angränzende geiſtliche Macht zuſicherten, hatten ſie von den Päpſten wegen ihrer Beſtimmung zu Miſſionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden ſich in jede Lebensart fügen und, wo ſie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papiſtiſche Kirchen organiſiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der ſie ihre Rechte und Freiheiten verſtanden, ließ doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen beſtehenden geiſtlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derſelben um ſo gewiſſer beſorgen, je beſtimmter die Verfaſſung ihres Ordens auf die Organiſation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreiſes angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menſchlichen Geſellſchaft bei möglichſt feſtem, innerm Zuſammenhange als Orden wurde der Hauptgrundſatz dieſer Verfaſſung. Zufolge derſelben theilt ſich die Geſellſchaft Jeſu in mehrere Claſſen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollſten, wohlgebildetſten Jünglingen und Männern ohne Rückſicht auf Geburt und äußre Verhältniſſe gewählt und zwei Jahre lang in beſondern Noviziathäuſern durch alle erſinnlichen Übungen der Selbſtverläugnung und des Gehorſams geprüft werden, ob ſie zu den Zwecken des Ordens tauglich ſind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringſten unter dieſen ſind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Kloſtergelübde leiſten, und daher wieder entlaſſen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mitglieder der dritten Orden den erſten und bilden gleichſam das Volk des Jeſuitenſtaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Perſonen, z. B. Ludwig XIV in ſeinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu dieſem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Geſellſchaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range ſtehen die Scholaſtiker oder Schüler und die geiſtlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntniſſe beſitzen, feierliche Mönchsgelübde leiſten und ſich insbeſondre zum Unterricht der Jugend verpflichten müſſen. Sie ſind die Künſtler und Bürger des Jeſuitenſtaats, deren er ſich als Profeſſoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürſtlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeiſter und Gewiſſensräthe in Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei ſeinen Miſſionen bedient. Den Adel endlich oder den oberſten Stand machen die Profeſſen aus, wozu nur die erfahrendſten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden ſich vorzüglich bewährt hat. Sie leiſten Profeß, indem ſie neben den Mönchsgelübden ſich noch durch ein viertes Gelübde zur Übernahme von Miſſionen aller Art verbindlich machen und dienen, wenn ſie nicht in den Profeßhäuſern, den eigentlichen Prytaneen und Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zuſammenleben, als Miſſionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürſten und Reſidenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und ſich anſiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht ſind ſie dagegen völlig befreit. Nur die Profeſſen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und ſelbſt Profeß geweſen ſeyn muß. Der General bekleidet ſeine Würde lebenslang und

reſidirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Aſſiſtenten oder Räthe, welche ſonſt die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutſchen, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, bei ihm repräſentirten, zur Seite ſtehen. Er iſt der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht ſehr klöſterlichen Klöſter der Jeſuiten ſind, und von den Noviziatmeiſtern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politiſche Ereigniſſe und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen ſey. Alle müſſen ihm blindlings und auch wider ihre Überzeugung gehorchen; gegen ſeine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann ſelbſt einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Unterſuchung ausſtoßen, oder durch Verſendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlaſſen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31ſten Juli 1556 zu Rom ſtarb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieſer Conſtitution und ein myſtiſches Erbauungsbuch, **Exercitia spiritualia** (geiſtliche Übungen) betitelt, deſſen Gebrauch bei den Jeſuiten förmlich eingeführt iſt und die erſten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canoniſation, die ſeinem Namen 1622 widerfuhr, verſchaffte dieſem ſchwärmeriſch religiöſen, doch ſonſt eben nicht großen Manne die ſchnelle Ausbreitung ſeines Ordens, der 1556 ſchon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erſte war Portugal, wo Xavier und Rodriguez ſchon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder ſchnell ging es mit der Fortpflanzung der Jeſuiten in den italieniſchen Staaten, wo ihnen das Anſehn des Papſtes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Biſchöfe ſich dieſen neuen Gäſten widerſetzten, doch das Beiſpiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigſten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der ſelbſt Inigiſt (ſo nannte man die Jeſuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, ſehr bald durchdrang und im catholiſchen Deutſchland, wo Öſterreich und Bayern ihnen mit Begünſtigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Univerſitäten zu Wien, Prag und Ingolſtadt erlangten ſie ein Übergewicht, in deſſen Beſitze ſie ſich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. In ihren ſtreng hierarchiſchen Grundſätzen, in ihrer raſtloſen, enthuſiaſtiſchen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papiſtiſch geſinnten Fürſten, wie die Päpſte ſelbſt, das wirkſamſte Gegengift gegen den mächtig anwachſenden Proteſtantismus. Auch dem großen Publicum empfahlen ſie ſich bald als Kinder eines modernen Zeitgeiſtes, mit dem auch ſolche Weltleute, die den Mönchen ſonſt abhold waren, ſich leicht befreundeten. Denn Inſtitute, denen die Richtung auf das Practiſche und die heitre Außenſeite abging, konnten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der geſunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beſchaulichkeit angeleitet ſeyn und die Bettelmönche, die ſich allerdings allenthalben ſehen und hören ließen, hatten ihre glänzendſte Epoche überlebt. Wem die Franziscaner zu plump und gemein und die Dominicaner, als Moraliſten und Inquiſitoren zu ſtreng und finſter waren, dem ſagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jeſuiten deſto beſſer zu. Müßiges Hinbrüten bei

Gebet und Geſang konnte ihnen Niemand vorwerfen, ſelbſt in ihren Profeßhäuſern wurden die canoniſchen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten ſie ſich, auch als Seelſorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, ſorgfältig vermieden ſie den Schein des Stolzes auf eine beſondre Heiligkeit und in ihrer Kleidung glichen ſie ganz den Weltgeiſtlichen, ja ſie durften an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Überdies waren ſie inſtruirt, bei ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen, ſondern ihre Abſichten und Maßregeln geheim zu halten und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung deſto unabläſſiger im Verborgnen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand aufregen konnte. Der Geiſt dieſer Lebenskunſt und Gewandtheit für Händel aller Art ging beſonders von den ſtaatsklugen Maximen ihres zweiten Generals, Jacob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düſtres und Mönchiſches enthielten, geſchickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupaſſen wußte. Dieſer war urſprünglich kein andrer, als die Rettung und Befeſtigung der päpſtlichen Univerſalmonarchie gegen jede Oppoſition des Proteſtantismus, der Fürſten und der Nationalbiſchöfe. Darauf arbeiteten die Jeſuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Deviſe ihres Wappens ſagt, planmäßig hin und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geiſter und der öffentlichen Meinung, bemächtigten ſie ſich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachſenen durch Umgang, Beichtſtuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 ſtarb, war dieſe Tendenz und der ihr angemeſſene, kräftige Geiſt bereits entſchieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beiſpiel der klöſterlichen Frömmelei, welcher ſich ſein Nachfolger, der wie Ignatius ſpäterhin canoniſirte Franz Borgia ergab und das Anſinnen der Päpſte Paul IV. und Pius V., wie andre geiſtliche Orden zur Beobachtung der canoniſchen Stunden zurückzukehren, unwirkſam blieb. Die folgenden Päpſte und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchiſchen Zwange, und bald ſetzten die wichtigen Erfolge und Verdienſte, deren er ſich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jeſuiten ſelbſt trauen darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Miſſionen außer Europa, die Franz Xavier ſchon 1541 im portugieſiſchen Oſtindien begann. Er bekehrte mit den ihm nachgeſchickten Gehülfen in Goa, Travancor, Cochin, Malacca, Ceylon und ſelbſt in dem ſtörriſchen Japan Hunderttauſende zum Chriſtenthume und ſtarb 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroiſchen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapoſtels und die Ehre der Canoniſation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grauſamkeit der Inquiſition in Goa befeſtigt, während andre Jeſuiten nach Südamerika kamen und in Braſilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Civiliſation und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte ſich widerſpenſtig; die weſtlichen Küſten nahmen die Jeſuiten nicht ein-

mal auf und im Oſten wurden ſie von den Kopten verjagt und von den Abyſſiniern, die ſie mit Hülfe Portugals (ſ. d. Art. Habeſch) eine Zeit lang beherrſcht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa ſelbſt deſto ſchneller zu. Daß die Vertilgung der für den Papismus höchſt gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in catholiſchen Ländern zurückgelaſſen hatte, hauptſächlich das Werk der Jeſuiten war, macht ihnen Niemand ſtreitig, und was zur Verbeſſerung des Schulweſens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der chriſtlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piariſten nur im Kleinen oder für die niedern Volksclaſſen begonnen wurde, leiſteten ſie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geſchlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jeſuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und ſein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu die Inſtruction der weltberühmten Jeſuitenſchulen. Dieſe waren in den anſehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanſtalten oder Penſionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzſchulen für Jünglinge, welche in den Orden treten ſollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zuſammenlebenden Scholaſtiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für muſterhaft galten. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, eine freundliche Herablaſſung zu den Schülern und eine weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete ſie vor andern Kloſterſchulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuſpornen; für die Körperbildung gab es gymnaſtiſche Übungen und auch der äußre Anſtand für das geſellige Leben ſollte durch theatraliſche Darſtellungen verfeinert werden. Freilich waren dieſe Komödien, die das Publicum anlocken ſollten und das oft ſehr ſchlechte Latein, das die Schüler ſelbſt beim Spielen ſprechen mußten, nicht die Lichtſeite der Jeſuitenſchulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verſtümmelung der alten Claſſiker zum Frommen der Jugend machte ſie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwohl hatten ſie als die beſten Lehranſtalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen faſt ausſchließlich anvertraut und auch aus proteſtantiſchen Ländern zugeſchickt, wodurch man ſich proteſtantiſcher Seits genöthigt ſah, Lyceen und Ritterakademien nach dem Bedürfniſſe des höher trachtenden Zeitgeiſtes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jeſuiten aus ihren Schulanſtalten den großen Vortheil, die beſten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich iſt, wie die Geſellſchaft Jeſu ſich durch wiſſenſchaftliche Verdienſte ſo bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung ſetzen konnte. Jeſuiten, wie Serrarius, Petav, Sirmond, Turſellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geſchichte und Geographie, das Sprachſtudium und die Beredſamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche. Dieſe unläugbaren Vorzüge verſtand Niemand beſſer geltend zu machen, als die Jeſuiten ſelbſt; die Menge mußte in ihnen Weltverbeſſerer un

Wohlthäter des Menſchengeſchlechts erkennen. Dabei mehrten ſich ihre Häuſer und Beſitzungen zuſehends, ihre Kirchen und Beichtſtühle wurden nicht leer; auch Vermächtniſſe und Schenkungen wußten ſie mit vieler Geſchicklichkeit an ſich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten ſie in ihrer innern Verfaſſung weder durchſchaut, noch nachgeahmt ſeyn, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine ſich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jeſuitinnen zu einem Orden zuſammenzutreten, der in Verfaſſung, Aemtern und Graden eine völlige Copie der Geſellſchaft Jeſu war, verbat ſich dieſe, wie ſchon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpſtliches Breve zur völligen Aufhebung dieſer nie anerkannten Halbſchweſtern aus. Dagegen machten die Jeſuiten ſelbſt zwar wiederholte vereitelte Verſuche, ſich in England und den nordiſchen proteſtantiſchen Staaten anzuſiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das ſpaniſche Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf dieſe Blüthe feierten ſie 1540 unter dem Generale Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Feſt, deſſen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt ſeyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den ſie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjeſuitiſche Klerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, deſſen Keime die Geſellſchaft Jeſu, dieſe Wucherpflanze auf dem Boden der Chriſtenheit, ausſtreute. Den Univerſitäten, Biſchöfen und Pfarrern ſtand ſie durch Privilegien im Wege, die, wo ſie ſie geltend machte, den Lehrſtand und Klerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den ſie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben ſo ſehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeiſtliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beſchwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden und vertrug ſich höchſtens mit den Cartheuſern, welche wegen ihres Stillſchweigens die einzigen Kleriker außer ihren eighen Ordensgenoſſen waren, bei denen die Jeſuiten beichten durften. Mißtrauiſch und eiferſüchtig machten dieſe allzugeſchäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juriſten durch ihr Einmiſchen in politiſche Händel, deſſen verderbliche Wirkungen in Portugal ſchon unter den Königen Johann III. und Sebaſtian, ihrem Zöglinge, weltkundig und nach deſſen Tode eine Haupturſache der Ueberlieferung dieſes Reichs an die ſpaniſche Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Klerus in Frankreich die Verſuche der Jeſuiten, ſich einzubringen, zwanzig Jahre lang entſchloſſen ab. Gemeinſchaftlich mit dieſen Behörden erklärte die Univerſität zu Paris ihr ganzes Inſtitut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicaniſchen Kirche, und ſie hatten es hauptſächlich der Gunſt des Hofes zu danken, daß ſie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleiſtung auf den Gebrauch ihrer wichtigſten Privilegien in Frankreich zugelaſſen wurden. Ungeachtet dieſes gedrückten Zuſtandes wußten ſie ſich in Paris und den ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bald feſtzuſetzen und wäh-

rend der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guiſen, deren Geſchäftsträger ſie machten, den franzöſiſchen Proteſtanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmählig geltend zu machen, und ſich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden ſie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majeſtätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwieſen, doch hielten ſie ſich ununterbrochen in Toulouſe und Bordeaux und auf Fürſprache des Papſtes von Heinrich IV. ſchon 1603 wieder aufgenommen, ſpielten ſie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich ſehr wahrſcheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man ſie nicht überweiſen; das Buch, worin der ſpaniſche Jeſuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen ſie ſelbſt mit verurtheilen und blieben durch Liſt und Schmeichelei gegen den Hof in ungeſtörtem Beſitze. Noch viel wichtiger machten ſie ſich dem deutſchen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorſamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemein politiſches Talent; die Ligue der Catholiſchen, deren Seele ſie waren, that ohne ſie keinen Schritt; ſie durften 1629 die zufolge kaiſerlichen Mandats von den Reichsſtädten reſtituirten catholiſchen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen ſie gehört hatten, an ſich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenoſſe und Beichtvater des Kaiſers, ſtürzte den großen Wallenſtein und erhielt durch ſeine Gehülfen das eiferſüchtige Bayern bei Oeſterreich. Doch während ſie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im weſtphäliſchen Frieden verhindern zu können, brach durch die janſeniſtiſchen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über ſie herein. Der alte Haß der Univerſität von Paris, die ſich immerwährend geſträubt hatte, ihnen Lehrſtühle einzuräumen, regte ſich dabei mit dem moraliſchen Rigorismus der Janſeniſten zugleich gegen den notoriſchen Semipelagianismus des Jeſuiten Moline und ſeiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Janſen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascals berühmte Provincialbriefe, welche ſeit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig geleſen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz XI. 1679 über 65 anſtößige Sätze meiſt jeſuitiſcher Caſuiſten ſprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geſchäftigkeit der Jeſuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectiſcher Kunſt ans Licht ſtellte, dem ſie in der erſten Angſt nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzuſetzen wußten. Aber es half ihnen wenig daß die von den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwigs XIV. la Chaiſe und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpſtlichen Bullen dem Janſenismus Todesſtreiche verſetzten und die berüchtigte Conſtitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgeſinnten blieben ſie dennoch der Anhänglichkeit an die van Pascal angeführten Lehrſätze ihrer vornehmſten Caſuiſten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthſelhaftes und zweideutiges Betragen die empörendſten Aufſchlüſſe darbieten mußten. Eine ſchlaffe M o r a l, die den Neigungen des unſittlichen Zeitgeiſtes anbequemt die Grundſätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umſtänden unterwarf und die ſchlechteſten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der P r o b a b i l i s m u s, ein Syſtem von Maximen und Lebensregeln für Laſterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte,

was ſich mit wahrſcheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beſchönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man ſich nur etwas andres denken durfte, als man ſagte und that, um wegen der gröbſten Sünden vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſeyn und dergl. mehr; dieß ſind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jeſuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Buſenbaum kennen muß, um zu wiſſen, was die Jeſuiten der Welt geweſen. Ihre eignen Vertheidigungen dagegen beſtätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem ſie milderten und die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich iſt. Dabei wurden andre Beſchuldigungen laut, die ſie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatraliſche Unweſen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter ſpaniſcher Jeſuit, ſelbſt gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger geſtellt; gegen den Leichtſinn, mit dem ſie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgeſetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Chriſtum und die Jungfrau Maria denken ſollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Miſſionarien in China hatten ſchon mehrere päpſtliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine ſehr bedenkliche Uebereinſtimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil ſie bei ihren Ausſchweifungen nicht immer vorſichtig genug zu Werke gingen; daher denn ſogar die von ihnen bekehrten Irokeſen ſich in einem Friedensſchluſſe 1682 ausdrücklich die Entfernung dieſer lüſternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thaten, was Jeſus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten ſie wegen ihres verbotnen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch iſt der Abſcheu nicht vergeſſen, den Europa 1731 bei dem Prozeſſe gegen den Jeſuiten Girard wegen ſeiner an dem unſchuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jeſuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, ſondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabſichtigten, ſah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf beſtätigen die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handelns der Geſellſchaft Jeſu mit den Producten ihrer außereuropäiſchen Miſſionsplätze; die von ihr unter ſpaniſcher Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der ſie unumſchränkt herrſchte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunſt allerdings Ehre machen und das beſte Mittel zur Civiliſation jener Wilden geweſen ſeyn; daß ſie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte ſich bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien 1750 ſieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieſes Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerſtand, den die Eingebornen, 14,000 Mann ſtark, unter Anführung der Jeſuiten den portugieſiſchen Truppen leiſteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Läugnens kamen die portugieſiſchen Jeſuiten hierüber in peinliche Unterſuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verſchlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung

bei dieſem Attentate zu großer Wahrſcheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König ſie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation ſeiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor dieſem erſten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuſer, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Prieſter waren. In Frankreich, wo Choiſeul ſowohl als die Pompadour gegen ſie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den ſie allen päpſtlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten ſie ſich durch ihren Abgeordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Miſſion zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Producte dieſer und der benachbarten weſtindiſchen Inſeln faſt allein an ſich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marſeille, an welches La Valette dieſe Ladung an Zahlungsſtatt geſendet hatte, weil die Jeſuiten keinen Erſatz leiſten wollten, einen Prozeß gegen ſie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entſchädigung des Hauſes Lioncy, ſondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach ſich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: „sint, ut sunt, aut non sint," jede Abänderung ihrer Conſtitution verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöſe, bloß politiſche Geſellſchaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß ſey, in allen franzöſiſchen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papſt Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jeſuiten als die frömmſten und gemeinnützigſten Religioſen empfahl. Aus Spanien wurden ſie ſchon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unſtreitig das Werk Choiſeuls und des ſpaniſchen Miniſters Aranda war. Die Acht des Zeitgeiſtes ſprach endlich der Papſt Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21ſten Juli 1773 durch eine völlige Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu in allen Staaten der Chriſtenheit aus. Dieſe Maßregeln wurden allenthalben raſch und gewaltſam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Unterſuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelaſſen hätte. Doch waren die bedeutendſten Fonds und Actenſtücke von ihnen, wie man erzählt, ſchon vorher auf die Seite geſchafft worden, und ihre Archive und Caſſen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieſes Schickſal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Conſtitution hätte abwenden können, betheuerte die Unſchuld der Geſellſchaft Jeſu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Weſen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Privilegien ſanctionirt, ſo daß ſchon ihre Exiſtenz in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unſtreitig hatte daher die Welt Urſache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keinesweges ſtrafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienſte immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geſchah den Exjeſuiten kein Leid, als daß ſie ihre Häuſer verlaſſen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entſagen und ſich entweder unter andre Orden oder unter die Aufſicht der Bi-

ſchöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten ſie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieſes Königreich und Spanien verſtatteten auch keinem Exjeſuiten Aufenthalt, dagegen ſie im Kirchenſtaate, in Oberitalien, in Deutſchland, wo man bei ihrer Auflöſung noch am ſchonendſten verfuhr, in Ungarn, Polen und ſelbſt in Frankreich als Privatperſonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverſtändniß über ihre Entbehrlichkeit ſtimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Luſt des Widerſpruchs, als um ſeinen catholiſchen Schleſiern gefällig zu ſeyn, das catholiſche Schulweſen in einer Verfaſſung zu laſſen, die ihm nichts koſtete, und ſich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jeſuiten, um ſich in den preußiſchen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Conſtitution aufgeben, und ſich unter dem Namen der Prieſter des königlichen Schulinſtituts auf Jugendunterricht einſchränken, und auch dieſes Inſtitut hob Friedrich Wilhelm II auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland, dem mehrere Häuſer ihres Ordens 1772 mit dem öſtlichen Theile von Polen einverleibt worden waren. Die Kaiſerin Catharine behielt ſie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre catholiſchen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanſtalten bei. Czernitſchews und Potemkins Gunſt verſchaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Inzwiſchen hatten ſich die Umſtände auch in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV ſtarb ſchon 1774, nach der allgemeinen Meinung, durch Gift, das der jeſuitiſchen Rachſucht immer zur Hand war, und ſein Nachfolger zeigte ſich bald als ein Freund der, wenn ſchon unterdrückten, doch lange noch nicht erloſchnen Geſellſchaft Jeſu. Die Exjeſuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man ſie ungehört verdammt habe, blieben angeſehne Geiſtliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien, bei 9000, die nach dem herrſchenden Glauben immer noch in feſter Verbindung und unter geheimen Obern ſtanden; auch ſollten ſie ſich der Roſenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geſchrei der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche die Exjeſuiten zum Untergange des Proteſtantismus verſchworen ſah, und überall Spuren ihres Einfluſſes entdeckt haben wollte, machte damals viel von der meiſt übertriebenen Jeſuitenriecherei und von dem Jeſuitismus reden, deſſen ein ehrlicher Proteſtant leicht beſchuldigt werden konnte, wenn er einmal gut von Catholiken ſprach, oder mit ihnen umging. Doch verſtand man unter Jeſuitismus nicht nur eine Oppoſition gegen alle dem Papſtthume ungünſtigen Ideen und Inſtitute, ſondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterliſt, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel," das verſteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutſeligkeit und Religioſität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungeſtört von ſolchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjeſuiten inzwiſchen, wie die Juden in der Zerſtreuung, unter einander wohl verbunden auf ihre Wiederherſtellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menſchheit abhängt. Ein Verſuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, ſchlug ihnen fehl und die Väter des Glaubens, ein geiſtlicher Orden, den Pacca-

nari, ein fanatiſcher Tyroler und ehemaliger päpſtlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariane 1795 meiſt aus Exjeſuiten ſammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papſtes als eine neue Auflage der Geſellſchaft Jeſu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit ſetzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jeſuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Feſch ſie noch begünſtigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derſelben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zuſammenhange mit den Planen der Exjeſuiten ſtand, was Pius VII. für ſie that. Er beſtätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er noch jetzt unter dem Generalvicare Daniel Gruber auf pädagogiſche und prieſterliche Thätigkeit eingeſchränkt fortblüht, und ſtellte ſie im Stillen 1804 auf der durch das Schickſal des Continents ganz iſolirten Inſel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieſer Papſt, der noch 1806 einen Jeſuiten canoniſirt hatte, ſeinen erſten freien Schritt im Frühlinge 1814 zur feierlichen Erneuerung der Geſellſchaft Jeſu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle ſpricht von inſtändigen Bitten und einer allgemeinen Sehnſucht der chriſtlichen Fürſten und Biſchöfe nach dieſem Orden, wovon außer Rom und Madrid ſchwerlich ein Menſch etwas weiß, und nennt die Wiederherſtellung deſſelben eine Repriſtination, um anzukündigen, daß er durchaus in derſelben Geſtalt, wie er unterging, auferſtehen ſoll. In dieſem Sinne wurde von den wieder geſammelten Jeſuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und ſeitdem ein Cötus von ungefähr 40, meiſt durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbſte 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und ſie ſäumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztern Reiche ſo eben ein Häuflein dieſer koſtbaren Ordensleute im Triumphe wieder eingezogen iſt. Dabei fällt nichts ſtärker auf, als daß gerade die Fürſten, die lediglich durch die Anſtrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden ſind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens beweiſen, der ſeit beinahe 100 Jahren den meiſten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärteſten Völkern Europa's, ein Gegenſtand gerechter Beſorgniß und verſchuldeten Abſcheues war. In ſeinen Schickſalen und Thaten iſt buchſtäblich eingetroffen, was ſein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren ſagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den übrigen geiſtlichen Orden. Joſeph II. unterſagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in ſeinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen und ſtellte die Religioſen jeder Gattung unter biſchöfliche Aufſicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbeſtimmte Zeit die Annahme von Novizen und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beſchauliches Leben führen. Dadurch erloſchen die Trinitarier, Serviten Carthäuſer und Paulaner und beinahe alle weiblichen Orden in den öſterreichiſchen Erbſtaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen

Orden, außer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piariſten, Urſulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schweſtern, auf eine beſtimmte Zahl von Gliedern jedes Kloſters geſetzt und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmähligen Ausſterben verurtheilt, ſo daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgeſunkene Zahl der Klöſter im Oeſterreichiſchen, ſich von Jahr zu Jahr vermindern muß. In Frankreich hob die Nationalverſammlung 1790 alle geiſtlichen Orden auf und ſetzte die vorhandenen 18,000 Mönche und 30,000 Nonnen auf kärgliche Penſionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutſchen Reiche, wo das Loos der Secu-lariſation 1802 faſt alle geiſtlichen Stifter und Klöſter traf, mußten die Orden von ſelbſt weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte dieſe Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöſter in ſeinen Staaten 1810 für erloſchen, um ſeinen Schulfonds zu verſtärken und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt; in Oeſterreich, wo der jetzt lebende Kaiſer den Mönchen weniger abgeneigt iſt, als Joſeph II. war; in Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäiſchen Colonien, wo der franzöſiſche Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöſter mit Religioſen verſchiedner Orden, jedoch ohne das alte Ordensverband; als Pius VII. 1814 die **Wiederherſtellung aller geiſtlicher Orden** proclamirte. Im Grunde ging dieſer Auferſtehungsruf nur den Kirchenſtaat an, wo der Papſt die geiſtlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenweſens braucht, für das er bei ſeinen zerrütteten Finanzen nicht ſelbſt ſorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie folgten die Höfe von Madrid, Turin und Neapel ſeinem Beiſpiele und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anſtalten verdrängten Religioſen in ihre alten Beſitzungen wieder einzuweiſen. In Frankreich macht die Partei Angouleme zu gleichen Maßregeln Anſtalt, doch iſt noch nichts Entſcheidendes geſchehen und die Epoche, wo geiſtliche Orden gedeihen konnten, iſt in dieſem Lande, ſo wie in Deutſchland vorüber. Außerdem, daß hier der vorgeſchrittene Zeitgeiſt alles Mönchsweſen entbehrlich macht und faſt überall Geld und guter Wille zu geiſtlichen Stiftungen fehlt, iſt das Wiederaufkommen der Jeſuiten und andrer Orden in Deutſchland auch darum nicht zu beſorgen, weil man die deutſchen Fürſten nicht erſt erinnern darf, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jeſuiten, als ſie zu geiſtlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazariſten gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jeſuiten?“ zur Antwort gab: „**Ich bleibe gern Herr in meinem Hauſe.**“ E.

Ordensgeneral und **Ordensprovinzial**, ſ. d. Art. Orden (geiſtliche).

Ordination heißt die Prieſterweihe oder Einſegnung zum geiſtlichen Amte, weil ſie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geiſtlichen iſt. Dem **Ordinandus** (zu weihenden Candidaten) ſind bei dieſer Handlung von einem obern Geiſtlichen die Pflichten des geiſtlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugniſſe deſſelben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segenſprechen und Auflegung der Hände thut. Bei dieſem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Aſſiſtenz meh-

rerer andrer Amtsgeiſtlichen erfodert, welche damit einen Segenswunſch für den Ordinandus verbinden. Dieſer genießt nach dieſer Handlung, zum Zeichen ſeiner Kirchengemeinſchaft das heilige Abendmahl. Dieß iſt das Weſentliche der Ordination, welches die proteſtantiſchen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden iſt. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für ſich eigentlich jeder Amtsgeiſtliche, doch wird der Ordnung wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Conſiſtorien nur den als Examinatoren und Conſiſtorialaſſeſſoren angeſtellten Superintendenten oder Inſpectoren übertragen, welches in England und in den nordiſchen Reichen die proteſtantiſchen Biſchöfe ſind. Auch bedürfen proteſtantiſche Geiſtliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterſcheidet ſeit dem dritten Jahrhunderte die catholiſche Kirche und mit ihr die griechiſche acht verſchiedene Grade der Geiſtlichen, die nach dem catholiſchen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit beſonderen Ceremonien ertheilt wird. Die unterſten Kleriker der alten Kirche waren die Oſtiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacriſtane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufſchließen der Kirche und Sacriſtei, und das Aufſchlagen der Lection zu beſorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel vor der Gemeinde leſen oder abſingen. Dann die Exorciſten, die die Befugniß zu Teufelsbeſchwörungen haben und dem Taufprieſter durch Vorleſung des Exorcismus (der Beſchwörungsformel) bei der Taufe aſſiſtiren. Endlich die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei der Meſſe und bei Prozeſſionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Waſſers zum Abendmahle obliegt. Dies ſind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geiſtlichen Amtes von dem Biſchofe durch angemeſſene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Eheloſigkeit verpflichten, noch den Charakter der geiſtlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geiſtlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Capellknaben, Küſter und andre Kirchendiener, die ſich verheirathen dürfen, mit den Geſchäften dieſer Grade beauftragt; doch muß jeder ſie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztere machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geiſtlichen Amtskleidung und Tonſur und drücken dem Ordinirten den unauslöſchlichen Stempel (character indelebilis) des geiſtlichen Standes auf. Die unterſte der heiligen Weihen iſt das Subdiaconat, welches zur Obſicht über alle bei der Meſſe nöthigen Gefäße und Geräthſchaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufſetzen des Brotes und Weines und zum Abſingen der Epiſtel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher ſtehen die Diaconen, welche bei der Meſſe adminiſtriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde abſingen und ſich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen ſind die Prieſter oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente außer der Firmelung und

Ordination zukommt und das Meßgewand bei der Meſſe zur Auszeichnung dient. Auch dieſe drei höheren Weihen pflegt der Biſchof denen, die Prieſter werden ſollen, an einem Tage mit großen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchſte Grad unter den geiſtlichen Würden der catholiſchen Kirche iſt der biſchöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten iſt. (Vergl. d. Art. Biſchof.) Die Biſchöfe werden von den Erzbiſchöfen geweiht und dieſe letzteren bedürfen keiner weitern Weihe, ſondern erhalten ihre Beſtätigung mit dem Pallium vom Papſte. Der Glaube, daß die Ordination von den Apoſteln nur durch die Biſchöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden ſey, macht in den Augen der Catholiken die Ordination proteſtantiſcher Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig und zur Ertheilung der prieſterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Proteſtanten ſo weit von dem catholiſchen Lehrbegriffe ab, daß ſie darum bei ihren Predigern nichts vermiſſen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der ſich in Hinſicht der religiöſen Ueberzeugung ſtreng an den Lehrbegriff ſeiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit iſt in den proteſtantiſchen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem ſich die Meinung von der Autorität der ſymboliſchen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es ſonſt war, und in der catholiſchen Kirche jemals werden kann. Die Billigſten und Liberalſten laſſen ſchon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widerſprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Oſtern, das Feſt der Auferſtehung Jeſu, hat am wahrſcheinlichſten ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das chriſtliche Oſterfeſt fällt. Mit dieſer Erklärung beſteht ſehr wohl die adelungſche Meinung, daß Oſtern von dem veralteten Worte oſter, oſten abzuleiten ſey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferſtehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unſern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterwälder, Oſterberge und die abergläubiſchen Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier ꝛc. zuſammen. Der ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit vieler Heftigkeit zwiſchen den orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten geführte und mehrere Male erneuerte Oſterſtreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieſes Feſt mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art. Paſcha) und dieſe darauf drangen, es ohne Paſchamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferſtehungstage Jeſu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entſchieden. E.

Pädagogik heißt die Wiſſenſchaft und Kunſt der Menſchenerziehung. (ſ. Erziehung.) Die theoretiſche Pädagogik lehrt die Geſetze und Principien der Erziehung und des Unterrichts; dieſe, die practiſche Pädagogik, leitet zur Anwendung derſelben

an und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogiſche Maximen und Anſtalten findet man bei jedem Volke, das ſich zu einiger Cultur erhoben hat; denn ohne eine ſorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend iſt überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perſer und Indier in dieſem Fache geleiſtet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturzuſtande dieſer Völker, als aus den ſehr unvollſtändigen hiſtoriſchen Nachrichten von ihrer Erziehungsweiſe. Zum klaren, wiſſenſchaftlich geordneten Bewußtſeyn kamen die Grundſätze der Pädagogik erſt bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Ariſtoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer ſpäterer Pädagogen wurden und viel beitragen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Chriſtenthume eigen ſind, zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöſter des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit dieſen Inſtituten ſelbſt, und es bedurfte ſelbſt nach dem Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vergl. die Art. Menſchenbildung und Methode.) Engländer, Franzoſen und Deutſche haben das Meiſte und Beſte für dieſe Wiſſenſchaft gethan, und eine ſyſtematiſche Anordnung verdankt ſie inſonderheit dem Scharfſinne deutſcher Philoſophen. Ob ſie gleich nicht gerade an eine der neuern philoſophiſchen Schulen gebunden wurde, ſo laſſen ſich doch mit Niemeyer mehrere pädagogiſche Schulen oder Syſteme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die frankiſche Schule (ſ. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropiſche (ſ. d. Art. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutſchland gehabt; dagegen die Humaniſten (ſ. den Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der claſſiſchen Literatur und der Wunſch, das Schulweſen der Aufſicht des Klerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer ſelbſt, welche dem Grundſatze, „Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten,“ folgen, ſich immer unabhängig und im Beſitze einer bedeutenden Wirkſamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieſer pädagogiſchen Syſteme, auf dem Grunde und Boden einer eignen, trefflichen Idee ſteht Peſtalozzi's Unternehmen, dem die practiſche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art Peſtalozzi). Zu den literariſchen Notizen, welche der Art. Erziehung gibt, haben wir noch hinzuzuſetzen, daß die Geſchichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813, 2 Bde) die Epochen der Pädagogik mit Geiſt und Gelehrſamkeit in einem lichtvollen Ueberblicke darſtellt, und von jedem Freunde dieſer Wiſſenſchaft geleſen zu werden verdient.

E.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel), heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenſtandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein phyſiſches oder moraliſches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, ſondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. In ſo fern ſchon der Begriff dieſes Wortes andeutet, daß das Uebel noch beſteht, im Stillen fort-

wirkt, und zuletzt die zerſtörenden Folgen deſſelben um ſo verſtärkter hervorbrechen können, je länger ſie nur im Verborgenen ſich anhäuften, in ſo fern verbindet man auch meiſtens einen Nebegriff von Tadel und Vorwurf mit demſelben, indem man ihm, ſtillſchweigend oder laut, das Radicalmittel entgegenſetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den ſichtbaren Aeußerungen deſſelben, die Nahrung benimmt, ſo daß ſie allmählig von ſelbſt verſchwinden müſſen. In mediciniſcher Bedeutung bezeichnet das Wort Palliativmittel ſolche Arzneimittel, welche beſonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich läſtige, oder ihm und den Umſtehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Urſachen heilend zu wirken. Man verwechſelt in dieſer Hinſicht oft die palliative Curmethode mit der ſogenannten ſymptomatiſchen, welche zwar auch nur auf Beſeitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen dieſen ohne Unterſchied, ſo wie ſie erſcheinen, gewiſſe, und zwar jedem Symptome beſondere Mittel entgegenſetzt, ohne auf die einzige weſentliche Urſache zu gehen, da hingegen die Palliativmethode nur auf die beſonders läſtigen oder gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rückſicht nimmt, mithin nur eine Unterart der ſymptomatiſchen iſt. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünſtigen Rufe ſtehen, ſo gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung zu rechtfertigen, ja unentbehrlich iſt. Zuläſſig iſt ſie in ſolchen Fällen, wo uns die Kenntniß der weſentlichen Urſache der Krankheit abgeht, und der Arzt ſich mit der Bekämpfung der gefährlichſten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die weſentliche Urſache der Krankheit kennen, allein ſie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel iſt ſie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken ſo beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, ſie zu heben, und dieſes, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befeſtigen, ohne weſentlichen Nachtheil geſchehen kann. Unentbehrlich iſt ſie, wenn ſolche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Urſache der Krankheit ſelbſt iſt, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verſcheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritiſche Entſcheidung hindern oder ſtören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. ſ. w. Zu rechtfertigen iſt auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen iſt, z. B. im letzten Stadium mancher chroniſchen Krankheiten, wo es nur noch Geſchäft des Arztes ſeyn kann, die Exiſtenz des Kranken zu verlängern, in ſo weit es in der Macht der Heilkunſt ſteht, und ſeine Leiden zu mildern. Dagegen iſt ſie unnöthig, wenn die bevorſtehenden Zufälle keine Gefahr drohn; unzuläſſig, wenn der Arzt die weſentliche Urſache der Krankheit kennt, und ſie beſeitigen kann; tadelhaft, wenn er die Erforſchung der weſentlichen Urſache dabei vernachläſſigt, und ihre Beſeitigung hintanſetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Urſache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Criſen derſelben verzögern und ſtören.

Papiergeld iſt überhaupt dasjenige Papier, dem die Eigenſchaft des circulirenden Geldes beigelegt iſt, mithin nur

Nennwerth hat; insbeſondere aber die Staatspapiere oder Staatsſchuldſcheine. (ſ. Staatspapiere.)

Papſt, Papſtthum, Päpſte. Papſt (aus dem griech. Pappas, Vater) hat ſich der Biſchof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieſer Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erſte unter den fünf Patriarchen oder Oberbiſchöfen der Chriſtenheit; denn der Umſtand, daß Rom die alte Hauptſtadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apoſtels Petrus war, hatte ihm als vorgeblichen Nachfolger Petri (ſ. d. Art. Petrus) ſchon längſt ein überwiegendes Anſehn, doch noch kein eigentliches Suprematsrecht über fremde Sprengel gegeben. Dieſes wußte er durch die Reichthümer der römiſchen Kirche, welche in den meiſten andern Diöceſen Güter beſaß, durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weiſe Benutzung günſtiger Gelegenheiten zur Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes zu erlangen. Eine Provinzialſynode zu Sardica im Jahre 344 und ein kaiſerliches Decret Valentinians III. vom Jahre 445 hatten den Biſchof zu Rom zwar als Primas und letzte Inſtanz der Biſchöfe anerkannt; doch ſelbſt im Occident, wo dieſe Beſtimmungen nur gelten konnten, fand ſeine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch ſtarken Widerſpruch. Um dieſe Zeit trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrſchaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutſchland, welche, wie früher die britanniſchen, durch ſeine Miſſionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politiſche Verwirrung und der Wechſel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwiſchen 830 bis 50 wahrſcheinlich von einem mainziſchen Diaconus Benedict geſchmiedeten Decretalen des falſchen Iſidor (ſ. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römiſchen Supremats durch untergeſchobene Briefe und Conſtitutionen der früheſten römiſchen Biſchöfe bis in die erſten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerſpruch zu erheben, bei der Unwiſſenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientaliſchen mit den occidentaliſchen Kirchen, der die letztern immer feſter an ihre Wortführer und Geſchäftsträger, die Päpſte, band; die ſchon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte ſtrenge Abſtufung des Ranges der geiſtlichen Würden, die von ſelbſt gleichſam pyramidaliſch auf die Annahme eines höchſten Oberhaupts hinauslief, endlich die perſönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpſte über ihre Zeitgenoſſen. So hatte ſchon Leo der Große (ſ. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger heiliger und um die Organiſation des Kirchenweſens höchſt verdienter Mann von großer Energie im ſechsten, und Leo III. der Carl den Großen krönte, im achten Jahrh. dem päpſtlichen Namen ein Anſehn verſchafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürſten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpſtin Johanne, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit und durch Verläugnung ihres Geſchlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papſte 855 emporgeſchwungen, aber nach einer 2½jährigen Regierung durch ihre unvorhergeſehene Niederkunft ihr Geſchlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geſchichtforſchern

für eine Satire gehalten. Unwürdige Päpſte gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der Erſte, der ſich förmlich krönen ließ) in der Eheſcheidungsſache des Königs Lothar von Lothringen (865) über dieſen und die aus päpſtlicher Machtvollkommenheit von ihm abgeſetzten Erzbiſchöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beiſpiele, das Johann VIII. 875 von einer päpſtlichen Verfügung über die Kaiſerkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heil. Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einfluſſe der gräflich toscaniſchen Familie zu Rom 904 mit Sergius III begann, und durch ruchloſe, wollüſtige Creaturen und Nepoten (der berüchtigten Markgräſinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII, der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedict IX, der 1033 gar als ein 12jähriger Knabe zur päpſtlichen Würde gelangte) fortgepflanzt ward, ja ſelbſt das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpſte zugleich in Rom reſidirten, dem römiſchen Supremate keinen weſentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte dieſe Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylveſters II. (ſ. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als einen Zauberer angeſtaunten, größten Gelehrten ſeiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingiſchen Dynaſtie in Frankreich und Deutſchland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpſte immer größern Spielraum, ja auch ſeine während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms ſchwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römiſchen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Conſtitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papſtwahl (ſ. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmiſchung der Laien entzog. Von jetzt an ſah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf dieſem erſten Throne der Chriſtenheit; Gregor VII., (ſ. d. Art.) der an Geiſt und Energie alle übertraf und den Plan der Weltherrſchaft mit bewundernswürdiger Conſequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapſt Clemens III unaufhörlich beunruhigt und mehrere Male aus Rom vertrieben, dennoch mit vielſeitigem, gewaltigem Einfluſſe und ſeltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III. der während ſeiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpſte überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorſam in kirchlichen Sachen brachte, ſich von Kaiſer Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfaſſung der Papſtwahl feſt beſtimmte; und Innocens III., deſſen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papſtthum auf den höchſten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpſte früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen verſucht hatten, machten dieſe großen, ihren Zeitgenoſſen überlegenen Männer durch dreiſtes Umſichgreifen und beharrliches Fortſchreiten in einem Geiſte conſtitutionell. Sie knüpften den Klerus des weſtlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorſam gegen den Papſt verpflichtete, durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von den Familien- und Nationalintereſſe los-

riß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geiſtlicher Ämter (ſ. d. Art. Inveſtitur), welche das Lehnsverband der Biſchöfe mit ihren Fürſten trennen ſollte und durch das Verfahren des dritten Innocenz in eine willkürliche Diſpoſition über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vaſallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; ſie brachten vermittelſt ihrer Legationen und Nuntiaturen (ſ. Legaten und Nuntien) das biſchöfliche Recht der Judicatur und Diſpenſation in kirchlichen und Eheſachen und das ausſchließende Canoniſationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpſtlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geiſtliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die geſammte Kirche ſelbſt machten ſie ſich endlich als einzige ausſchreibende Präſidenten der Concilien und Nationalſynoden (deren Beſchlüſſe nur durch päpſtliche Beſtätigung gültig werden ſollten), und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität völlig unterthan, und ſchufen ſich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, beſonders der Mendicanten (vergl. d. Art. geiſtliche Orden) eine geiſtliche Miliz, die, weil dieſen Orden die Inquiſition, das Beicht- und Predigtweſen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Univerſitäten in die Hände fiel, das geſchickteſte Werkzeug ihrer Politik und eine der ſtärkſten Stützen ihrer Macht geworden iſt. Das Gelingen dieſer Fortſchritte zur unumſchränkten geiſtlichen Oberherrſchaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu ſtreben. Doch ſind die weltlichen Hoheitsrechte des Papſtes viel ſpätern Urſprungs, als die römiſchen Hofſchriftſteller behauptet haben. Die Schenkung Conſtantins des Großen betraf kein Landesgebiet, ſondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenſtaat) erhielt der Papſt nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vaſall der fränkiſchen Könige, und dann der deutſchen Kaiſer, welche die landesherrlichen Rechte über das päpſtliche Gebiet ohne Widerſpruch ausübten und bis in das 12te Jahrh. keine Papſtwahl ohne ihre Beſtätigung gelten ließen. Erſt Innocenz III. ſetzte es durch, daß Rom, die Marken und die mathildiſchen Erbgüter (vergl. d. Art. Mathildis) ihm als ſouveränen Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten der kaiſerlichen Gewalt über Rom und den Papſt verſchwand. Günſtige Gelegenheiten hatten dem päpſtlichen Stuhle ſchon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand ſich, ſeit es chriſtlich war, Polen und Ungarn ſeit dem 11ten Jahrh., die Bulgarei und Aragonien ſeit dem Anfange des 13ten Jahrh., das Königreich beider Sicilien, deſſen normanniſche Könige ſchon Lehnsträger des Papſtes wurden, ſeit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpſten glücklich geſtürzten Hohenſtaufen dem Hauſe Anjou gab, in dieſer Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römiſche Herrſchaft gekommen ſeyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpſten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Weſens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend geweſen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpſtlichen Macht

die Rede iſt, durfte ungeſtraft Könige, z. B. Johann von England, ab- und einſetzen, und alle Welt mit ſeinen Bannſtrahlen bedrohen; Kaiſer Otto IV. nannte ſich von Gottes und des Papſtes Gnaden, die Könige hießen des Papſtes Söhne und die Furcht vor den ſchrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Chriſti über ungehorſame Fürſten und ihre Reiche ausſprach, die Uneinigkeit und Empörungsluſt der Barone, die ſchlechtgeordnete Verfaſſung der Staaten und die großen Mängel der Geſetzgebung unterwarfen die weltlichen Regenten jener Jahrhunderte von ſelbſt der Vormundſchaft eines Herrn, deſſen Hof die Wiege der neuern Staatsklugheit, deſſen Macht und Anſehn durch die Waffen des Geiſtes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderſtehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papſtthum ſeit jener Zeit eine Univerſalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verſchiedenen Reichen der Chriſtenheit reſidirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geiſtlichen Orden als das ſtehende Heer des römiſchen Oberhirten betrachtet, deſſen Wink über mehr als 300,000 in dieſen Abſtufungen unter die Völker vertheilten, völlig in ſein Intereſſe verwickelten, unbedingt gehorſamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieſe Theokratie zur Gewöhnung roher Fürſten und Völker an Geſetzlichkeit und chriſtliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erſt entſtanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die ſich durch den allmähligen Erwerb der Länder ihrer Vaſallen und Nachbarn zwiſchen den Pyrenäen und Deutſchland unter allen am glücklichſten ausbildete, Frankreich trat zuerſt mit Erfolg gegen den Papſt in die Schranken. An Philipp dem ſchönen fand Bonifaz VIII. (ſ. d. Art.), einer der kühnſten und übermüthigſten Päpſte, ſeinen Meiſter, und ſeine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Reſidenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babyloniſche Gefangenſchaft nennt) unter franzöſiſchem Einfluſſe. Offenbar litt die Selbſtſtändigkeit der Päpſte durch den Umſtand, daß ſie nun an eine beſtimmte politiſche Partei gebunden waren, wenn ſie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentaliſchen Chriſtenheit ausübten. Doch tiefer ſank ihr Anſehn, als 1378 neben dem italieniſchen Papſte Urban VI. von den franzöſiſchen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papſte gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur ſeinen eignen Einfluß auf die ſeiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italieniſche über Italien, Deutſchland, England und die nordiſchen Reiche, der franzöſiſche über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, ſondern auch in eben ſo unperſönlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Ämterhandel, die ſchändlichen Erpreſſungen und niedrigen Ränke, worin die meiſten dieſer Gegenpäpſte einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (ſ. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beſchwerden und Foderungen einer Kirchenverbeſſerung, denen die Wohldenkenden überall beiſtimmten. Zwar gelang es der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, das große Schisma (ſo wurde dieſe Spaltung der Kirche unter

zwei Päpſten genannt) durch Abſetzung der beiden Gegenpäpſte zu endigen; aber der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papſt Martin V. (ſ. d. Art.) kam in den Beſitz der Rechte und der Macht ſeiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derſelben abzuſtellen und ſelbſt die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenverſammlung zu Baſel wurden durch die Liſt und Beharrlichkeit des ſich gegen den Willen dieſes Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hauſe Urſini, der von 1431 bis 1447 Papſt war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er ſchon 1438 durch die pragmatiſche Sanction, welche die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche begründete und durch Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beſchützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Äneas Sylvius als Geſandter Kaiſer Friedrichs III. 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beſchwerden der deutſchen Nation ſo wenig abgeholfen und das päpſtliche Intereſſe ſo ſorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem ſchlauen Unterhändler Äneas Sylvius zur Annahme überredeten deutſchen Fürſten erſt, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. ſelbſt Papſt wurde. In dieſem Concordate erhielt der Papſt die Beſtätigung der Annaten, des Rechtes die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reſervationen auch die Papſtmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, ſondern nach den Monaten der Erledigung (deren ſechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren,) mit den Stiftern abwechſelnde Verleihung der Pfründen. Durch allmählige Ausdehnung dieſer ſchon an ſich ſehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere chriſtliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpſte es noch im 15ten Jahrh. wieder ſo weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte aller geiſtlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichſte Vorwand, wozu jedoch nur ſelten Etwas von dieſen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunſt der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geſchlechter der Colonna und Urſini ſeit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfniſſe der Nepoten (vergl. d. Art. Nepotismus) ſo viel weg, daß für das allgemeine Beſte der Chriſtenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für ſeine Familie trieb es wohl kein Papſt weiter als Alexander VI. (ſ. d. Art.) 1492 bis 1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, ſich doch nur als Politiker in Achtung zu ſetzen, aber nie in den geiſtlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II. 1503 bis 1513 brauchte nicht weniger wegen ſeiner politiſchen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er ſeine Armee ſelbſt ritterlich anführte, aber trotz ſeiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und ſeinen Nachfolger Leo X. (ſ. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umſtände und endlich durch ſeinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpſtlichen und kaiſerlichen Krone auf ſeinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umſtand, daß Deutſchland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Anſprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen und ſich daher wechſelſeitig um die Freundſchaft des Papſtes bewarben, hatte deſſen politiſche Bedeutung ſchon gegen das Ende

des 15ten Jahrh. von neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeiſtes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römiſche Staatskunſt ſcheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Oppoſition, die ſchon das ſtille Bekenntniß von Tauſenden, faſt die Hälfte des Occidents förmlich vom Papſte losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund ſtellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwiſſenheit dem Papſte zugeſtanden hatten, ſanctionirte nun zwar die tridentiniſche Kirchenverſammlung und die Geſellſchaft Jeſu trat als eine Schutzwache um ſeinen Thron, die die Spuren der Reformation in den catholiſch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Miſſionen unter den Heiden zu erſetzen ſtrebte. Doch weder dieſe neue Stütze, noch die Staatskunſt ſchlauer Päpſte, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaiſers General, Carl von Bourbon 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III. Farneſe 1534 bis 1549, der ſeinem Hauſe Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchiſche Kirchlichkeit Pauls IV. Caraffa 1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566, der ſich bis zur Verwilligung des Kelchs für die huſſitiſchen Böhmen herabließ, der die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572, der durch ſeine, des ſtolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher geweſen, vollkommen würdige, Nachtmahlsbulle (in coena Domini) Fürſten und Völker empörte, obgleich ſeine rauhe Sittenſtrenge ihm zur Ehre der Canoniſation verhalf, ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregors XIII. 1572 bis 85, welcher der Welt den verbeſſerten (gregorianiſchen) Calender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590 (ſ. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592 bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenſtaate ſchlug, noch endlich die Gelehrſamkeit Urbans VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abſchwören ließ, vermochte das alte Anſehen eines Throns wiederherzuſtellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, ſondern die Politik des Eigennutzes und der Herrſchſucht, und im 17ten Jahrh. auch meiſt die Schwäche und Beſchränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache des ſiebenten Gregors und des dritten Innocenz; auch in catholiſchen Staaten wurde der Unterſchied der kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen ſchon deutlich genug begriffen, um die Einſchränkung des päpſtlichen Einfluſſes auf die erſteren in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrh. wurde kein deutſcher Kaiſer mehr vom Papſte gekrönt, die Fürſten, die ihm ſeine Politik abgelernt hatten, entzogen ſich ſeiner Vormundſchaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens ſtreitig machte, und der weſtphäliſche Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundſätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerſpruche ſtehen, eine öffentliche, von allen europäiſchen Mächten garantirte Geltung. Unter ſolchen Umſtänden konnte nicht mehr von Erweiterung der päpſtlichen Macht, ſondern nur von Anſtalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede ſeyn, und der Statthalter Chriſti, der, da er anfing, ſich den Knecht der Knechte zu

nennen, Herr aller Herren ward, mußte ſich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorſam anſpricht. Der Janſenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, ſeine Bullen galten außer dem Kirchenſtaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer ſparſamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutſchland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrh. zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758 (ſ. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (ſ. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und ſich in Achtung, die dieſe ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und perſönliche Verdienſte zu erhalten ſuchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII. ſeit 1800 (vergl. d. Art. Pius VI. u. VII.). Der Erſtere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortſchritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joſephs II. ihm neue Hoffnungen gab (ſ. d. Art. Nuntien) Zeuge von der Revolution, welche die franzöſiſche Kirche von ihm losriß und ihm ſeiner Staaten beraubte. Der Andere mußte ſeine perſönliche Freiheit und den Beſitz des verkleinerten Kirchenſtaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Bonaparte und durch ſchmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geiſtliche Würde des Papſtes mehr in das Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieſes Unglücks, und wie ſchmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) beſteht, ſeine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müſſen, hat er nicht nur durch die Wiederherſtellung der Inquiſition, der Jeſuiten und andrer geiſtlichen Orden, ſondern auch durch die Erneuerung von Reclamationen, Proteſtationen und Grundſätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beſchlüſſen ſeiner Befreier durchaus entgegen ſind. So hat ſich denn vor unſern Augen durch die Rückſchritte dieſes Papſtes zum Geiſte des 11ten und 12ten Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römiſchen Hofes war, „von ſeinen Behauptungen und Ausſprüchen nie das Mindeſte beſtimmt aufzugeben, ſondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten.“ Doch dieſe ſcheint noch nicht gekommen zu ſeyn und wird auch ſchwerlich wiederkehren. Die politiſche Rolle des Schiedsrichters von Europa iſt von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der franzöſiſchen und deutſchen catholiſchen Kirche regen ſich Elemente eines Freiheitsgeiſtes und weitverbreitete Wünſche eines ſelbſtſtändigen Nationalkirchenthums, bei welchen die alten Theorien der päpſtlichen Curie ſchwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. E.

Paſigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verſtändliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftſprache iſt bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die ſcharfſinnigſten Männer beſchäftigt hat, und, wenn es gelöſ't werden kann, auch nur durch den größten Scharfſinn zu löſen möglich iſt. Der große Leibnitz ſoll zuerſt die Idee einer ſolchen

Paſigraphie gefaßt haben (ſ. Leibnitz). Gewiß iſt es, daß er ſich mit der Erfindung einer ſolchen Kunſt, ſich allgemein verſtändlich zu machen, ernſtlich beſchäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieſes Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutſchen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterricht. und allgemeinen Rede- und Schriftſprache fur alle Nationen. Berlin 1779, 8.), Hofr. Wolke (Erklärung, wie die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey. Deſſau und Leipzig 1797, 8.) Auch machten der berühmte Taubſtummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Bürja (Paſilalie, Berlin 1808). Verſuche hierin bekannt. Auch ſetzte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Copenhagen noch 1811 der beſten Erläuterung dieſer Idee und Ausgabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es iſt ganz in der Art der Franzoſen, wenn ſich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer ſolchen Kunſt anpries, welche ſo tiefe Unterſuchungen über das Weſen der Sprache vorausſetzt. Die Idee einer Paſigraphie und allgemeinen Sprachlehre, ſagt Jo. Jac. Wagner in ſeiner Philoſophie der Erziehungskunſt, gründen ſich darauf, daß das Weſen aller Sprache in ihrer innern Organiſation beſteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich ſeyn muß. Dieſe innere Organiſation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechſelverhältniſſe der Vorſtellungen ſeyn, welche Verhältniſſe wieder nur Ausdruck der realen Verhältniſſe der Objecte ſelbſt ſind. Läßt ſich nun für dieſe realen Verhältniſſe eine allgemeine Darſtellung finden, ſo iſt eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt ſich dieſe, in einer allgemeinen Charakteriſtik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, ſo hat man eine Paſigraphie. Doch könnte eine wirkliche Paſigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollſtändiges Syſtem von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe ſein Werth genau durch ſeine Stelle geſichert wäre. Über dieſe Idee vergl. J. Sev. Vaters Paſigraphie und Antipaſigraphie, oder über die neueſten Erfindungen einer allgemeinen Schriftſprache für alle Völker ꝛc. Weißenf. 1795, 8.; J. Im. Niethammer, über Paſigraphie und Ideographie (Nürnberg 1808); und And. Riem, über Schriftſprache und Paſigraphie (Mannheim 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Paſilalie), welche man mit der Paſigraphie zugleich verſucht hat, iſt ebenfalls noch nicht gefunden worden. —v.

Peſt (auch Peſtilenz), eine äußerſt bösartige, gefährliche, ſchnell tödtende, und allgemein herrſchende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zuſtande beſteht, der mit höchſter Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft des Organismus und gewiſſen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeſchwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden iſt. Die letztern Zufälle ſind in dieſer Verbindung die charakteriſtiſchen Symptome der Peſt, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerſt bösartig und gefährlich, auch allgemein herrſchend ſeyn können, allein doch nicht Peſt, ſondern allenfalls nur peſtartig genannt zu werden verdienen. In ſo fern aber jene Krankheit aus Aſien und Afrika abſtammt, und ſich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimiſch iſt, nennt man ſie, zum Unterſchiede von andern peſtartigen Krankheiten, auch die orientaliſche (levantiſche) Peſt. Der Verlauf dieſer Krankheit iſt zwar nicht ſtets gleich, doch ſtimmen die Zufälle im ganzen genommen

mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meiſtens eine große Niedergeſchlagenheit des Gemüths, äußerſte Mattigkeit des Körpers, gelinder Froſt mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausſtehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes, Betäubung, ſtarre, glanzloſe oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Geſicht, häufige Angſt, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreſeyn. Bei Manchen ſtellt ſich Ekel und Erbrechen ein. Der Durſt iſt unauslöſchlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Wo die Krankheit ſich länger hinzieht, iſt das Geſicht oft lebhaft roth, das Athemholen iſt ſchnell und ängſtlich, zuweilen ſtellt ſich gallichtes, grünes oder blutiges und ſchwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irreden geht zuweilen in Raſerei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, ſchwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entſtehen Blutflüſſe. Wo die Krankheit nicht ſchnell den Tod herbeiführt, zeigen ſich bald anfangs ſchmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derſelben, bisweilen auch in den Ohrendrüſen, unter den Kinnladen, unter den Achſeln, am Halſe; auch Carbunkeln, kleine weiße, ſchwarzgelbe, ſchwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schrecken, die Angſt, die Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung, welche ſich gleich beim erſten Eintritte der Peſt der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derſelben. Die allermeiſten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, ſterben an derſelben. Bei Vielen tritt der Tod ſchon den erſten Tag, oft ſchon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derſelben ein. Bei Andern verzögert er ſich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei ſolchen Kranken, bei welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorſchein kommen, ſich erheben, und in Eiterung verſetzen, iſt mehr Hoffnung zur Geneſung, als bei denen, wo dies nicht geſchieht. Viele Perſonen indeſſen, die von der Seuche befallen werden, bekommen ſogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Dieſe kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten ſich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeſchnitten. Über den Urſprung der Peſt und die Urſachen ihrer Verbreitung ſind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwiſſenſchaft und Cultur verſchieden geweſen. In den älteſten Zeiten, wo man große und ſchreckliche Wirkungen, deren Urſachen man noch nicht ergründen konnte, ſchrieb man auch die Entſtehung der Peſt gewiſſen Geiſtern und Dämonen zu. Späterhin glaubte man, in gewiſſen Veränderungen der Luft, giftigen Dünſten, die ſich aus der Luft herabſenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Inſecten, welche durch das Athemholen, durch Speiſen, oder durch die Einſaugung der Haut in den Körper kömen, und das Blut verdürben, ihre Urſache zu finden. Die Ärzte ſuchten nach dem Zuſchnitte ihrer Lehrmeinungen die Urſache bald im Übermaße ſulphuriſcher Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflöſung deſſelben, u. ſ. w. Auch über die Exiſtenz eines anſteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Peſt für anſteckend, Andere für nicht anſteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen geſtützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Peſt iſt eine ſpecifiſche, von allen andern unterſchiedene Krank-

heit, und kann nur in den Gegenden, wo ſie eigentlich zu Hauſe iſt, ſich von ſelbſt erzeugen. Hitze, ungeſunde Luft, ſchlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünſtigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Weſen derſelben ſcheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu beſtehen, welche ſo plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Beſtandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmaſſe von ihrer Normalbeſchaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu feſt oder zu flüſſig) erſcheinen, und das Leben zerſtört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervenſyſtems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht ſo raſch iſt, entſtehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Überreſt der ſchon herabgeſetzten Lebenskraft bald erſchöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Peſtkranken ſowohl im Gehirn als in der Bruſt- und Bauchhöhle Anſammlungen von geronnenem oder zerſetztem, flüſſigem ſchwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweiſen. Die Beulen geben ſchlechtes, fauliges Eiter und erſtrecken ſich tief nach innen; die Carbunkeln ſind Brandbeulen, welche ſchon den Anfang des Todes vorſtellen und abgeſtorbene Theile enthalten, auch meiſtens tief nach innen ſich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie beſitzt, da entſtehen die Localentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung verſetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn ſie ausgeſchnitten werden, beſſeres Eiter und ſondern ſich ab; das Fieber löſt ſich durch heftigen Schweiß; die Wiederherſtellung gelingt nur mit ganzer Kraftanſtrengung der Natur, durch welche die Menſchen erſchöpft, lange Zeit gleich Gerippen herumſchleichen. Hat ſich die Krankheit ausgebildet; ſo wird ſie anſteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Peſt von jeher, ſowohl in Aſien als Europa, angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Peſtſeuchen ſich als natürliche Folgen des Beiſammenſeyns großer Menſchenmaſſen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsſtrichen ſchon in den älteſten Zeiten eingefunden. Zu den berühmteſten gehörte die von Thucydides meiſterhaft geſchilderte Peſt, welche im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte ſich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derſelben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menſchenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am ſiebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Peſt in dem belagerten Jeruſalem 72 nach Chr. Geb. hat Joſephus geſchildert. In Rom herrſchte die Peſt 77 unter Veſpaſian, unter Mark Aurel 170, wo ſie faſt ganz Europa und Aſien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallianus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menſchen geſtorben ſeyn ſollen. Seit dieſen Zeiten zog die Peſt immer in Italien, Griechenland, Aſien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Conſtantinopel unter Juſtinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben ſollen. Dieſe fürchterliche Peſt ſetzte ihre Verwüſtungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutſchen Kriegsheere wurden in Italien von jener Peſt ergriffen und brachten ſie

555 u. ſ. w. nach Deutſchland, wo ſie ſeit dieſer Zeit an verſchiedenen Orten ausbrach, z. B. im J. 565, beſonders in Trier, 583, 590, wo ſie auch in Rom wüthete. Im ſiebenten Jahrhunderte war ſie in Sachſen. Im J. 823 war ſie in ganz Deutſchland, und 876 — 877 beſonders in Sachſen und Meißen äußerſt verheerend. Eben ſo 964. Im eilften Jahrhunderte brach ſie wenigſtens ſechs Mal in Deutſchland meiſt nach oder mit Hungersnoth ſo heftig aus, daß die Menſchen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menſchengeſchlecht ganz vertilgen. Weil man ſie übernatürlichen Einflüſſen zuſchrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht), ſo dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beſchränkung. Im zwölften Jahrh. hielt ſie wohl über 25 Jahre in Deutſchland an; im dreizehnten brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten ſie nach Europa und Deutſchland. Im vierzehnten durchwanderte ſie mehrere Striche Deutſchlands. So wüthete ſie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menſchen ſtarben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im funfzehnten Jahrh. raffte ſie z. B. 1406 in Sachſen, beſonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menſchen weg; in der zweiten Hälfte dieſes Jahrh. wüthete ſie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Meklenburg, beſonders in Roſtock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachſen, und ſpäter in den Niederlanden, und war durch ſchreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſtellen uns die grauſendſten Gemählde menſchlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrh. kam eine neue peſtartige Krankheit aus England, — der engliſche Schweiß. Im ſechzehnten Jahrh. herrſchte die Peſt wieder in ganz Deutſchland, 1504 in Sachſen, beſonders in Leipzig, wo ſie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete ſich der engliſche Schweiß durch die Seeſtädte in das Innere von Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet ſchon mehrere Anſtalten getroffen wurden, z. B. Peſthäuſer, ſo herrſchte ſie doch noch das ſiebzehnte Jahrh. hindurch in Deutſchland, namentlich in Sachſen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 verderbend in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachſen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäiſchen und aſiatiſchen Türkei die Peſt nie ganz aufhört, ſo kam ſie durch den Handel im mittelländiſchen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutſchland, ſo wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Gränzcordons und die Quarantainen (ſ. d. Art.) in den Seeſtädten wurden anfangs nicht ſo ſtreng beobachtet; ſo wurde noch 1720 durch ein levantiſches Schiff die Peſt in Marſeille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte ſie ſich in die türkiſchen Gränzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Ärzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erſtern Geſchichte der Peſt in Syrmien.) — Ehedem glaubte man durch Opfer, die Chriſten durch Prozeſſionen, Gebete, die Peſt zu entfernen. Die alten Ärzte verſuchten viele Mittel; aus dieſer Zeit ſchreiben ſich

viele ſchweißtreibende Mittel her. Durch die Forſchungen und Aufopferungen vieler würdigen Ärzte iſt man jetzt der Natur und Heilart dieſer Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben ſo hinderlich, als Mangel an Kenntniſſen war. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Anſteckung, und wenn dieſe geſchehen iſt, möglichſt baldige Ausſchaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutſyſtems, Bekräftigung des Nervenſyſtems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablöſung der Brandbeulen ſind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verſchiedenheiten der Seuche ſelbſt, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schluſſe erwähnen wir noch eines Mittels *), welches als Präſervativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerſt von dem zu Alexandrien angeſtellten engliſchen Agenten und Generalconſul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieſer hatte während ſeines vieljährigen Aufenthaltes im ottomaniſchen Reiche Gelegenheit genug, über die Peſt Beobachtungen anzuſtellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menſchen, die in Ober- und Unterägypten an der Peſt geſtorben waren, nicht ein einziger Ölträger ſich befunden hatte. Hieraus ſchloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Peſt ſey, und ermunterte zunächſt den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufſichtsträger des Peſtſpitals zu Smirna, Verſuche mit dieſem Mittel anzuſtellen, deren Erfolg ſeine Erwartung übertraf. Er theilte dieſe Entdeckung ſofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei deſſen Anweſenheit in Alexandrien im Nov. 1795 mündlich mit, welcher ſie bei ſeiner Zurückkunft 1797 nebſt dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieſes Mittels iſt folgende: Sogleich den erſten Tag, an dem man Peſtſymptome an einer Perſon wahrnimmt, wird der ganze Körper derſelben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl ſtark und ſchnell eingerieben. Während deſſen werden Fenſter und Thüren des Zimmers ſorgfältig verſchloſſen, und mit Wachholderbeeren und Zucker ſtark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein ſtarker Schweiß, welcher durch Holluntertheе befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag ſo lange fortgeſetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Peſtbeulen vorhanden, ſo müſſen ſie öfters mit Öl eingerieben werden, bis ſie durch erweichende Umſchläge zur Eiterung gebracht werden können. Dieſe Einreibungen ſollen auch ein ſicheres Verbannungsmittel gegen die Peſt ſeyn. Die Diät muß dabei leicht ſeyn, und in Reiß, Obſt, Suppe, nach 35 Tagen in leichten Fleiſchbrühſuppen, nach 40 Tagen in etwas Fleiſch beſtehen. Bei der Präſervationscur kann man gleich Fleiſch genießen. Außer Smirna iſt die vortreffliche Wirkung dieſes Mittels in verſchiedenen Gegenden Ägyptens, in Conſtantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch deſſelben in den türkiſchen und angränzenden ruſſiſchen und öſterreichiſchen Beſitzungen immer allgemeiner wird. H.

Pforzheim (die 400 Bürger von). — In jenem furchtbaren Kriege, welcher, in Prag begonnen, auch in Prag nach dreißig Jah-

*) Medic. Nat. Zeit. Altenb. 1798. S. 664.

ren endete, während deren Deutſchland zu einer Wüſte geworden war, glänzt die That der 400 Bürger von Pforzheim in ſtrahlendem Ruhme empor. Was in grauer Zeit bei Thermopylä jene 300 Spartaner unter Leonidas Anführung — was nachmals, das hehre Beiſpiel im Auge, 400 Römer, nach dem Aufrufe des kalt entſchloſſenen Quintus Cäcidius, in Sicilien herrlich-vollbrachten, beide Heldenſchaaren fürs Vaterland: das thaten jene 400 Pforzheimer, die, begeiſtert durch die hell erkannte Pflicht und den einzig höchſten Ruhm in entſcheidender Stunde, ſich zum Opfer hingaben für das Vaterland und ihren Fürſten. — Im vierten Jahre des ſchrecklichen Krieges, 1621, in einem Augenblicke, wo ſein Urheber, Kaiſer Ferdinand II., ſo glücklich war, daß er daran denken durfte, dem Lutherthum in Deutſchland überhaupt ganz ein Ende zu machen und ſich ſelbſt zum unumſchränkten Herrn, da entſtand wider dieſen ein neuer Verband zwiſchen vier entſchloſſenen Männern: dem Markgrafen zu Baden-Durlach, Georg Friedrich, dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Herzog von Jägerndorf, Johann Georg von Brandenburg und dem berühmten Grafen Ernſt von Mannsfeld. Während ihrer vereinten Anſtrengung gegen Ferdinands gewaltige Übermacht traf es ſich, daß am 6ten May 1622 an den Ufern des Neckars bei Wimpfen das ſchon müde gekämpfte kleine Heer des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, etwa 20,000 Mann ſtark, mit dem überzähligen und ſich wohl erholten öſterreich-ſpaniſchen Heere zuſammenſtieß. Ein entſetzlicher Kampf beginnt, der von des Tages Anbruch bis zu der Sonne Niedergang dauerte; viel koſtbares Blut iſt gefloſſen, ein deutſcher Fürſt, Magnus von Wirtemberg, im Handgemenge gefallen, ſchon iſt der Sieg durch Georg Friedrichs und des heldenmüthigen Bernhards von Weimar unerſchütterliche Kraft errungen, als ein ſchrecklicher Unfall ihn ihren Händen wieder entreißt. Die Pulverwagen in des Markgrafen Heere haben Feuer gefangen und mit furchtbarer Zerſchmetterung ſeiner Schlachtlinie fliegen ſie in die Luft. Wer von ſeinem Heere es noch vermochte, rettete ſich durch die Flucht, die Georg Friedrich nun nicht mehr aufzuhalten vermochte; mit zerriſſenem Herzen rettete er ſich endlich ſelbſt erſt dann, als das Flehen der Seinigen ihn fortriß. Doch der frohlockende, vor einem Augenblicke noch ſo gedemüthigte Feind folgte dem unglücklichen Markgrafen auf der Ferſe; faſt hatten ſeine Arme ihn ſchon erreicht; da warf ſeine ſchwache Leibwache, beſtehend aus vierhundert Bürgern von Pforzheim, das weiſe Regiment genannt, dem ganzen nachdrängenden Heere des Kaiſers ſich entgegen, an ihrer Spitze den edeln Bürgermeiſter Deimling, und ſeine hochherzigen Mitbürger Gerwig, Schober, Mayer, Geiger und Wilderſinn; mit unerſchütterlicher Verläugnung ſtehen ſie da, kämpfen, fallen, im eigenen Falle noch dem Feinde furchtbar, unbeſtechlich gegen alle Anerbietungen von Gnade und Ehre, die zwei Mal der erſtaunende kaiſerliche Feldherr Tilly ihnen thut; Alle, Mann für Mann fallen für die Rettung ihres Fürſten und der ihm noch gebliebenen Schaar, für das Vaterland! — „Nimmer hätten wir in Deutſchland ſo weit feſten Fuß gefaßt, wenn wir anfangs unſerer Ankunft ſolchen Widerſtand gefunden!“ — ſprachen die ſpaniſchen Feldoberſten, erzählt das Theatrum Europaeum, das noch dazu meint: „daß das weiſe Regiment wohl noch die Victory erlangt haben würde, hät-

ten die Reiter noch Stand gehalten." — Alſo war die That der tapfern 400 Männer von Pforzheim ein vorleuchtendes Beiſpiel für Alle, die ihr Vaterland wahrhaft lieben und in Zeiten des Dranges und der Gefahr da ſtehen, wo ſie durch gleiches Opfer nützlich werden und ſich unvergänglichen Ruhm erwerben können. l.

Platów oder Pletóff, Graf und Attamann (was bei den Polen Hettmann iſt) der Koſacken: ſein eigenes Regiment heißt daher das attamanniſche. Er hat den Ruf eines der ausgezeichnetſten Anführers im ruſſiſchen Heere, und iſt jetzt (1816) ein Mann von 61 Jahren. Als Befehlshaber der doniſchen, und ſpäter der ſämmtlichen Koſacken der ruſſiſchen Kriegsmacht hat er alle Kriege, welche Rußland in den letzten Jahrzehnten geführt, mitgemacht. Er hat das Kriegshandwerk im Kriege ſelbſt gelernt, und ſich durch Übung jenen ſichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen läßt, was er auch auszuführen weiß. Die Koſacken ſind ein folgſames Werkzeug in ſeiner Hand. Beſonders hat er in den Jahren 1812 und 13 mit dieſer leichten Reiterei ſich furchtbar gemacht. Der Kaiſer Alexander hat ihn zum Grafen erhoben, zum General der Cavallerie ernannt, und ihm mehrere Orden ertheilt.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechiſcher Schriftſteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenſtellen bekleidete, und die Philoſophie in Rom vortrug. Er ſoll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 beſitzen; aber mehrere führen mit Unrecht ſeinen Namen. Seine Werke ſind theils philoſophiſche, theils hiſtoriſche. Die erſtern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Van Wyttenbach, Oxf. 1795 — 1801. 5 Voll. 4. und 8., deutſch von Kaltwaſſer, Frankf. 1783 — 1800, 9 Bände 8.), in welchen er ſich beſonders über mehrere practiſche Gegenſtände auf eine populäre Weiſe verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica ꝛc.), der ſeine Beleſenheit glücklich anwendet, ſeinen Gegenſtand intereſſant zu machen; ſeine hiſtoriſchen Schriften ſind noch ausgezeichneter, und für die Geſchichte des Alterthums ſehr wichtig, vorzüglich ſeine berühmten und muſterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (Ed. Bryanus, Lond. 1729, 4 Quartbände, und mehrere einzeln, z. B. Theseus et Romulus, Lips. 1789, 8.; Marius Sulla etc. Lips. 1795, beide von Leopold, Alexander et Caesar von Schmieder, Halle 1804, 8.; alle deutſch von Schirach, Leipz. 1776 — 1779, 7 Bände 8., und von Kaltwaſſer, Magdeburg 1799—1806, 10 Bde. 8.), ferner römiſche und griechiſche Unterſuchungen, Iſis und Oſiris oder über ägyptiſche Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in dieſen Schriften ſeiner leichten Darſtellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird ſein Styl oft getadelt und man wirft demſelben eine zu große Ausſchmückung durch Sentenzen der ältern Philoſophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeine Fehler ſeiner Zeit vor. Unter den Ausgaben aller ſeiner Werke ſind nach den von Henr. Stephanus (Genev. 1572, 13 Octbde.) und wechelianiſchen (Frankf. 1605, 2 Voll. fol.) die von Reiske (Leipz.

1774 — 82 in 12 Octbden) und von Hutten (Tübing. 1791 — 1805, in 14 Octbden.) die beſten. —v.

Polytheismus, Vielgötterei, iſt die Religion des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen, der, ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in ſeiner Vernunft, ſeinem Gemüthe; aber nicht zur reinen Anſchauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erſcheint, knüpft er dergeſtalt an die Erſcheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus iſt alſo zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieſes ihm in eben ſo viele Geſtaltungen zerfällt, als die Welt ſelbſt, der Glaube an viele Götter, und ſteht ſonach dem Monotheismus (ſ. dieſ. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbeſondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menſchen Geiſt erleuchtet. Denn von oben ſtammt das höchſte und klarſte Licht, das auch jenes, dem Menſchen inwohnende Licht erſt recht erhellen, und das geſammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Menſch recht erleuchtet werden, und Gott finden ſoll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erſchaffener Geiſt zukommen kann. In der früheſten Offenbarung, die den erſten Menſchengeſchlechtern mitgetheilt, in den ſogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreiſes ſie faſt gänzlich verloren hatten, durch Moſes dem Hauſe Iſrael von neuem ans Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an einen Gott den Menſchen überliefert, und die höchſte Offenbarung durch Chriſtus Jeſus ſetzte denſelben, als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erſt recht zur Seele des ganzen religiöſen Lebens. Indeß lebte er, obwohl vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchſten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, deſſen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegenſatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, iſt. Der Polytheismus geſtaltet ſich eben ſo verſchieden, als es verſchiedene Religionen des Heidenthums gibt. In ſeiner einfachſten Geſtaltung (wenn dieſe ſeinem Begriffe nicht widerſtrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erſcheint er als Dualismus, der Glaube an zwei ſogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Weſen, — die Grundlage morgenländiſcher Religionen und Philoſophien, und ſelbſt in mannichfacher Geſtalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiſte des Böſen, der Finſterniß. Die weiteſte Abweichung vom Planotheismus aber, obwohl unerkannt von ihm ausgegangen, iſt der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt ſelbſt der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, iſt. Gleichwohl iſt im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahndung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichſten Sinne Polytheismus nennt, wo faſt jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Geſtalt und Erſcheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt iſt. Denn wie der Menſch weiter und weiter abirrte von dem urſprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches

in den Erſcheinungen der Welt, jenes aber in dieſen verkörpert, nicht Gott über alle Erſcheinung, und betete nun die Geſtalt, die Erſcheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er verſank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes iſt. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienſtes erlöſ'te den Menſchen wieder in Offenbarung in Chriſtus. Ke.

Pomologie, Obſtbaumkunde, iſt die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Kenntniß des Obſtes (Obſtkunde) und deſſen Erzeugung (Obſtbaumzucht) beſchäftigt. Als Obſtkunde, d. i. der Kenntniß aller für Menſchen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Baccifenae) iſt ſie ein Theil der Botanik, doch ſchöpft ſie aus dieſer nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterſcheidung der Gattungen und Arten der Obſtbäume, beſchäftigt ſich aber noch überdies mit der techniſchen Betrachtung und Eintheilung der verſchiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies anſieht. Daher die in der Obſtkunde eingeführte botaniſche Unterſcheidung des Obſtes in Kernobſt mit vielfächriger Samenkapſel, über welcher ſüßes Fleiſch liegt (Äpfel, Birnen); in Beerobſt, welches keinen deutlichen Unterſchied (des Fleiſches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobſt, deſſen eßbares Fleiſch eine ſteinartige Nuß einſchließt (Pfirſichen), und in Kapſelobſt, welches ebenfalls Steinobſt iſt, deſſen Fleiſchbedeckung aber ungenießbar iſt und deſſen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüſſe). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geſchlechter, von denen die Botanik dem Pomologen lehrt, daß ſie unvermiſcht neben einander fortbeſtehen, während nur die Spezies eines und deſſelben Geſchlechts ſich mit einander zu Baſtarden vermiſchen können, die jetzt als beſtändige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Urſorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beſchaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermiſchung des Blumenſtaubes und die aus den Saamen gezogenen Kernlinge ſich nach und nach die faſt unzählbare Menge Obſtſorten gebildet habe. Für den Einfluß des Clima's ſpricht die Erfahrung daß jeder Himmelsſtrich ſeine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben ſo dem Obſte ſeine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinſorten) und die Verſchiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüſſel durch ſeine Ausſaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichſten dargethan. So wie der Botaniker mittelſt ſeiner beſtimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beſchreibt, ſie als Unterſcheidungszeichen benutzt und durch Zuſammenſtellung der ähnlichen ein Syſtem baut, ſo bezeichnet auch der Pomolog durch ſeine Kunſtſprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteriſtik) des Obſtes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Roſt, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, ſeine Einſenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beſchaffenheit, Geruch, Geſchmack, Fleiſch, Farbe, Structur deſſelben, Geäder, Kernhaus, ſeine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die bota-

niſche Beſchreibung des Baumes, ſeiner Blumen, Blätter, ſeines Wuchſes, ſeiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen, (ſ. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man verſucht hat, ein pomologiſches Syſtem zu ordnen, iſt ein natürlicher, der ſich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verſchiedene Familien, Ordnungen und Gattungen geſtellt werden. Die immerwährende Entſtehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, faſt unmerklichen Übergänge vieler Sorten, verbunden mit der abſichtlichen Vervielfältigung der Sortennamen durch die Handelsſpeculation der Baumſchulenbeſitzer, erſchwert die Sache ſehr. Die älteſten Eintheilungen ſchreiben ſich von den Franzoſen und Holländern her; dieſe theilten unter andern die Äpfel ſchon längſt in *Calvillen*, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleiſche, gewürzhaften Geſchmacke und hohlem Kernhauſe; in *Renetten*, die außen durch Roſtenflug, innen durch kurz abknackendes Fleiſch kenntlich ſind, in die großen ſauern *Rambours* u. ſ. w. Birnen wurden von ihnen in Beurre's oder *Butterbirnen* mit ſchmelzendem Fleiſche, in *Bergamotten* mit Gewürzgeſchmack, runder Form und roſtiger Schaale, in *Rothbirnen* oder Rougelets, Rouſſolets, in Blanquets oder *Weißbirnen* unterſchieden. Manger ſtellte zuerſt ein Syſtem nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Äpfel waren die runde oder platte, die hyperboliſche (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick.) Die Unterabtheilungen betreffen die vollſtändige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in ſeinem Obſtgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Chriſt, ſchlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Dial ordnete die Obſtarten nach der innern Beſchaffenheit derſelben. Das der Natur ſehr angemeſſene Syſtem von Fritſch, welches zugleich das neueſte iſt, enthält zwei Hauptclaſſen: Kugelapfel und Kegelapfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da ſie unter allen Grundformen erſcheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit beſtimmt, und beim Geſchlecht iſt Geruch und Geſchmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obſtſorten verſucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Claſſen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Claſſen (Chriſt); nach dem Fleiſche, Safte und Geſchmacke in ſechs Claſſen (Dial); nach der Geſtalt (Fritſch); in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet ſind. — *Pflaumen* hat man bisher allezeit nach der Form beſtimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); *Kirſchen* in ſüße und ſaure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleiſches genommen werden; *Pfirſichen* unterſcheiden ſich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleiſch und den ablöſigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Geſichtspunkte der Benutzung an-

*) Gute Abbildungen und Beſchreibungen der Obſtſorten haben geliefert Manger in der Pomona Franconica, Kraft in der Pomona austriaca

geſehen, theilt der Pomolog das Obſt ein in Tafelobſt, Wirthſchaftsobſt, und in Handelsobſt. Zum Tafelobſt wird eine angenehme, in die Augen fallende Geſtalt nebſt feinem Geſchmacke erfodert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldſtieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Banddirnen, Petersbirnen; die Blutpfirſche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüſſe u. ſ. w. Wirthſchaftsobſt betrachtet man, nachdem es Vorzüge beym Kochen, Backen, Welken beſitzt. Als Fabrikationsobſt ſind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen ſeines angenehmen Products, was man bisweilen durch Aepfel- und Birnenmoſt (Cyder) zu erſetzen ſucht; hieher die Bereitung des Kirſch-, Himbeer-, Heidelbeerſaftes, die Fertigung des Obſtbranntweins, des Oeles aus Nüſſen und Kernen, die Benutzung des ſchlechten Obſtes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobſt betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Bosdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirſchen u. ſ. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig iſt. Mittelſt ihres zweiten Theils, der Obſtbaumzucht, ſchließt ſich die Pomologie an die Oekonomie an, da ſie ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerſt die Vermehrung der Obſtbäume und Sträucher a) durch den Saamen oder die Kernlinge, die als Grundſtämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich ſind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche ſich am beſten für die Sträucher, nicht ſo gut für die Bäume ſchickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeſchnittene Aeſte, die in die Erde geſenkt werden) gedeiht beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am beſten. Das Baumſetzen, welches die Zeit im Herbſt und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von ſeiner Vegetation ruht und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwiſchenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide ſtets im Verhältniſſe ſtehen) beſtimmt, das gehörige Augenmerk zu richten iſt. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes iſt nicht nur geeignet, als eine eigene Pflanze für ſich fortzuwachſen und ſeine Wurzel zu bilden, ſondern es iſt eben ſo möglich, daß dieſelben, von dem Mutterſtamme auf den andern Stamm einer Art deſſelben natürlichen Geſchlechts gebracht, mit dieſem verwachſen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern; ja es ſcheint wahrſcheinlich, daß durch eine ſolche Verpflanzung des Zweiges auf einen fremden Stamm eine wirkliche Veredlung ſchon vor ſich gehe. Der Grundſtamm hat aber in ſo fern günſtigern Einfluß auf das Pfropfreis, als ſeine Organiſation, ſein ſchneller oder langſamer Wuchs, Holzſtärke u. ſ. w. mit dem des Reiſes übereinſtimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obſtes (herbe Säfte) gehen keinesweges auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die ſchönſten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtſchaft des Grundſtammes zum Pfropfreis immer berückſichtigt wird. Veredelt wird der Baum auf verſchiedene Art: 1. durch Ablactiren, Abſäugeln, Abſaugen, greffer par appoche, eine der älteſten, ſicherſten und umſtändlichſten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze geſetzt, die Edelzweige derſelben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeſchnitten, und ſo in den geſpaltenen Wildling eingepaßt, daß ſelbige, bis zum völligen Verwachſen mit ihm, noch an dem Mutterſtamme hängen bleiben. 2. Das Pfropfen, Palgen, Impfen, (in der Schweiz Zweigen,) greffer; hier wird in dem quer durchſchnittenen und geſpaltenen Wildſtamme das keilförmig abgeſchnittene Pfropfreis am Rande eingepaßt, ſo daß die beiderſeitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt) oder bloß in einen Tförmigen

Sickler in ſeinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, ſo wie die italieniſchen in carrariſchem Marmor.

Einſchnitt in die Rinde des Wildlings eingeſchoben (das Pfropfen in die Rinde). 3. Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geſchieht durch das unverſehrte Ausſchneiden des Auges und des Sommertriebes eines edlen Reiſes und in der Anpaſſung deſſelben an den Grundſtamm. Das Auge wird entweder ſo ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber ſteht, oder es wird vorſichtig mit der umgebenden Rinde abgelöſ't. Die ſo auf beiderlei Art gelöſ'ten Augen ſchiebt der Gärtner zwiſchen die, durch einen T förmigen Schnitt gelöſte, Rinde des Wildlings und verbindet ſie. Das Oculiren des treibenden Auges geſchieht im Frühjahre bis Johannis, das des ſchlafenden Auges vom halben Julius bis im Auguſt; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausſchnitt, der ſo groß iſt, daß das Auge mit ſeiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befeſtigt wird. Das Oculiren iſt ſehr alt, ſchon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4. Das Copuliren (ſ. d. Art.) iſt eine ſehr einfache Veredlungsmethode, und läßt ſich am beſten bei dünnen Wildlingen, eben ſo an Wurzelſtücken anwenden. 5. Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geſchieht durch vorſichtige Ablöſung eines Stücks Rinde des Edelreiſes, rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 200 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ſein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſchneiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schutz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumſchule oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder- oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde, ſolche Stämme dienen für Plantagen, Alleen u. ſ. w. und ſind auf ſtark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzſtämme dagegen haben ſchwach treibende Unterlagen, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beſchränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner ſeine Unterlagen auszuſuchen hat, z. B. Johannisapfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen; auch beruht darauf die Darſtellung der Obſtorangerie. Halbſtämme ſtehen zwiſchen beiden Claſſen in der Mitte, ihre Krone breitet ſich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Geſtalt des künftigen Baumes hängt vom Baumſchnitte ab, der eine der wichtigſten und ſchwerſten Gartenkünſte iſt, weil faſt jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obſtorangerie und den Espalier-Bäumen iſt der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je ſtärker der Baum geſchnitten wird, deſto ſtärker iſt der junge Trieb. Beſondere Rückſicht iſt beim Schnitt auf fruchtbare Aeſte (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Waſſerreiſer werden entfernt und dabei muß ſtets die pyramidaliſche, keſſelförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en évantail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Früher als die Obſtkunde ward die Obſtbaumzucht in Europa cultivirt; ſchon die Römer hielten die aus den wärmern Climaten Griechenlands (Kirſchen), Armeniens (Aprikoſen), Syriens (Pfirſiche, Pflaumen) mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu ſchmücken. Virgil ertheilte ſeinen Landsleuten practiſchen Unterricht in dieſer Kunſt. Sehr lange beſchränkte ſie ſich auf Italiens

warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward ſie auch hieher verpflanzt, ſchon unter Conſtantin dem Großen verſtanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinſtöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu ſchützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutſchland blieb der Obſtbau lange unbekannt, Carl der Große begründete ihn zuerſt geſetzlich durch Befehle, welche er in ſeinen Capitularien den Aufſehern ſeiner königlichen Häuſer wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen ſeinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haſelnüſſe, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüſſe, Kaſtanien, Pfirſichen, Maulbeerbäume und verſchiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als dieſe Geſetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obſtbaumzucht in Deutſchland, welche ſich den Anbau des Weinſtocks vorzugsweiſe angelegen ſeyn ließen. Eben ſo förderlich waren die Züge deutſcher Kaiſer nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutſchen mit den üppigen Genüſſen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reich gewordenen ſüddeutſchen Reichsſtädte leicht verbreitet werden konnten. Im ſechszehnten Jahrhunderte fand man ſchon große Obſtgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe ſeine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutſche Fürſten den Obſtbau in beſondern Schutz und 1636 erſchien ein Obſtgartenbüchlein von dem Churfürſten Auguſt zu Sachſen. Deſſen ungeachtet blieb die Obſtcultur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumſchulen der berühmten Carthauſe zu Paris in Deutſchland (als Franzobſt) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel die wiſſenſchaftliche Grundlage der Pomologie, da Erſterer ſchon eine ſyſtematiſche Ueberſicht aufſtellte, und der Letztere ein claſſiſches Werk über dieſen Gegenſtand ſchrieb. In den Niederlanden erreichte die Obſtcultur, unterſtützt durch mildes Clima und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, practiſch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig ſehr betrieben. Unter den Deutſchen haben Verdienſte der Paſtor Henne, Otto von Münchhauſen, der Oberpfarrer Chriſt zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftſteller bekannt ſind. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologiſche Geſellſchaften, wie die zu Altenburg (in Sachſen) und die in Ungarn, zur Verbreitung guter Obſtſorten und zur Verbeſſerung der Obſtcultur bei, und ſorgen auch durch genaue Erforſchung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonyme und durch Entwerfung einer ſyſtematiſchen Anordnung der pomologiſchen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. F.

Potocki. In dieſer alt-polniſchen Familie zeichneten ſich vorzüglich aus:

I. Graf Paul, Caſtellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrſamkeit bedeutender Mann im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius, Graf Joſeph Andreas Zaluski, heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu.

II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Gr. Alexander Potocki, und Bruder des Erzbiſchofs von Gneſen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Geſandter des Königs Auguſt II. bei der ruſſiſchen Kaiſerin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter Auguſt III. Marſchall des Adels, und Oberhofmarſchall der Königin. Seine Reden, die man für muſterhaft hält, ſind zum Theil in Danejkowicz's Suada Polona abgedruckt.

III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polniſchen Artillerie, ein durch ſeinen Reichthum viel vermögender Mann, welcher großen Antheil an den polniſchen Unruhen im Jahre 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe geſetzlos die höchſte Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen Verfaſſung, die der polniſche Reichstag am 5ten Mai 1791 beſchloß, entgegen, eine Urkunde, von deren Beſtand Jedermann die Wiederher-

ſtellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deshalb mißfiel ſie dem ruſſiſchen Cabinet; und Potocki vergaß ſo ſehr die Pflicht gegen ſein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umſturz jenes Grundgeſetzes die targowiczer Conföderation geſtiftet, und in dieſer Abſicht nach Wien, Jaſſy und Petersburg Reiſen unternommen hatte, endlich mit dem ruſſiſchen Hofe in Verbindung trat. Er erließ hierauf, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Conſtitution vom 3ten Mai, ſchloß ſich an die ruſſiſche Armee an, und erlangte ſolchen Anhang, daß ſelbſt der ſchwache König Stanislaus Auguſt (ſ. d. Art.) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß ſtehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieſer hob die monarchiſche Conſtitution vom 3ten Mai auf, und unterſchrieb die Theilung des Landes. (S. d. Art. Polen). Mehrere Polen haben geglaubt, es ſey Potocki's Abſicht geweſen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf ſein Haupt zu ſetzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geſchäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newsky-Orden. Als aber im Jahre 1794 die cracauer Conföderation, unter Kosziusko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchſte Gericht der Republik machte ihm hierauf den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und ſein Bildniß an den Galgen geſchlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber auch dieſe Beſchlüſſe. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte aber meiſtens auf ſeinen Gütern, und ſtarb daſelbſt im Jahre 1803.

IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geboren 1751, Großmarſchall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem feſten Charakter. Entſchloſſen, ſein Vaterland aus dem Zuſtande ſeiner politiſchen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er ſich im Jahre 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Conſtitution vom 3ten Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König ſich für dieſelbe erklärte, bemühte ſich aber vergebens, ſeinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den daſigen Hof zur Theilnahme an dem Schickſale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte alles an, um den Fortſchritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Feſtigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die ruſſiſchen Truppen vordrangen, unterwarf ſich Stanislaus Auguſtus der Kaiſerin; Potocki mußte fliehen und ward ſeines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Koszinsko's Unternehmen im Mai 1794, ſo verließ er Dresden, und begab ſich über Cracau nach Warſchau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Ruſſen (ſ. d. Art.) ſehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommiſſion treffliche Grundſätze befolgte. (Er überſetzte die Logik von Condillac, und führte ſie als Lehrbuch in den polniſchen Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf ſeine eigene Koſten reiſen.) Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeſchloſſenen Capitulation von Warſchau war er in dieſer Stadt geblieben, wurde aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schlüſſelburg in Rußland gebracht, wo ihm erſt nach Catharinens Tode (1796) Paul I. die Freiheit wiedergab. Er zog ſich hierauf nach Gallizien zurück, wo er unter Aufſicht blieb, bis er im Jahre 1809 in das öffentliche Leben aufs neue eintrat, und ſich ganz dem Wohle ſeines, wie er glaubte, wiederhergeſtellten Vaterlandes widmete. Er trug vorzüglich zur Erhebung des Bürgerſtandes durch Vernichtung der Leibeigenſchaft und durch Unterricht des Volks bei. Er ſtarb den 30ſten Auguſt 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warſchau ſich zu dem Kaiſer Napoleon nach Wien begeben hatte.

V. Graf Stanislaus Koſtka, des Vorigen Bruder, zeichnete ſich durch Einſichten und Beredſamkeit auf den polniſchen Reichstagen in den Jahren 1788

und 1790 aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Conſtitution vom 3ten Mai, zog ſich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation ſich angeſchloſſen hatte, nach Oeſterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polniſchen Ereigniſſen zu nehmen, widmete er ſich dem Studium der Künſte und der Wiſſenſchaften, bis im Jahre 1807 das Herzogthum Warſchau errichtet wurde. Er begab ſich jezt in ſein Vaterland, und wurde Mitglied der gelehrten Geſellſchaft zu Warſchau. Seine Thätigkeit für die geiſtige Bildung ſeiner Nation als Mitglied und Präſident der Oberſchul- und Erziehungsdirection, oder wie ſie jezt heißt, der Commiſſion der Aufklärung, war und iſt fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präſident des Raths von Warſchau, nach der zur Wiederherſtellung Polens im Jahre 1812 errichteten polniſchen General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26ſten Juni die Einweihungsrede hielt. Er heißt in Polen, ſeiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warſchau iſt eins der erſten und glänzendſten, und ſeine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, iſt eine der geiſtreichſten und gebildetſten Frauen des Königreichs. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehört ſein Werk über Beredſamkeit und Styl. Warſchau, 1 B. 1815; ferner ſeine treffliche Bearbeitung des Winkelmanns von der Kunſt der Alten in polniſcher Sprache. Warſchau 1815. K.

Proſa, proſaiſch. Der Begriff der Proſa bezieht ſich auf den Begriff der Poeſie (ſ. d. Art.), und kann nur in dieſer Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide ſind verſchiedene Formen der Sprachdarſtellung, deren Grund in der weſentlichen Verſchiedenheit gewiſſer innerer Zuſtände liegt, welche der Menſch durch Sprache auszudrücken ſucht. Hier zeigen ſich nun die zwei Hauptzuſtände deſſelben, welche wir *Denken* und *Dichten* nennen, und die von der vorherrſchenden Thätigkeit des Verſtandes oder der Phantaſie abhängen. Wenn wir *denken* im engern Sinne, ſo ſtellen wir uns beſtimmte Gegenſtände durch *Begriffe* vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verſtandes; wenn wir *dichten*, ſo ſuchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anſchaulich auszuſprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem *anſchaulichen* Ganzen. In der Sprachdarſtellung des *Dichters* herrſcht daher der ſinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anſchauung vor; beim (gemeinern oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Beſtimmtheit der Begriffe an. Sonach iſt Poeſie Sprache der *Anſchauung*, Proſa die Sprache der *Reflexion*. *Dort* iſt der Zweck, das angeſchauete, innere harmoniſche Leben des Individuums, das ſich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; *hier* gilt es zunächſt der verſtändigen Mittheilung beſtimmter Kenntniſſe oder Erkenntniſſe. *Proſa* iſt daher diejenige Form der Sprachdarſtellung, welche die Mittheilung beſtimmter Erkenntniſſe zum Gegenſtande hat, und *proſaiſch*, was mit dieſer Form in Verbindung ſteht. Die Proſa hat ſonach einen von ihrer Darſtellung verſchiedenen, genau beſtimmten und begränzten Zweck, und die Mittheilung und Darſtellung der Vorſtellungen durch ſie iſt, das Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Sie ſpricht nämlich beſtimmte Erkenntniſſe und Anſichten über Gegenſtände aus, entweder, um überhaupt dieſelben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und ſo das *Erkenntnißvermögen* zu bilden, die Wahrheit zu befördern (und iſt ſonach die *Sprache des gemeinen und Geſchäftslebens*, ſo wie die *Sprache der Wiſſenſchaften*), oder ſie hat dabei den Zweck, auf *Geſinnung, Entſchluß* und auf das *Handeln*, kurz auf das *Begehrungsvermögen* überhaupt, zu wirken. In erſterer Hinſicht wird ſie Proſa im engern Sinne, und insbeſondere *belehrende Proſa* genannt; in letzterer Hinſicht begründet ſie die *oratoriſche Proſa*, *Redekunſt*. Die Poeſie unterſcheidet ſich daher von beiden auch dadurch, daß ſie, als Sprachdarſtellung betrachtet, einen abſoluten und in ihr ſelbſtliegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch ſich ſelbſt gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur

Anſchauung zu bringen. Die Proſa iſt daher durch ſubjective Geſetze der Verſtandeserkenntniß und Reflexion beſtimmt, und ihr höchſter Charakter iſt Zweckmäßigkeit; die Poeſie ſteht unmittelbar nur unter dem Geſetze der geniellen Anſchauung des Darſtellenden, und ſeiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene ſucht etwas als wahr darzuſtellen, dieſe muß es als ſchön und ſomit als ideal für die Anſchauung darſtellen. Wie aber jene Zuſtände im Menſchen nicht ganz getrennt, ſondern nur durch die abwechſelnd hervortretende Aeußerung des Geiſtes beſtimmt ſind, ſo gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenſtand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranſchaulichung des innern Lebens bedient ſich der Dichter 1. was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des verſinnlichenden und bildlichen Ausdrucks. So iſt die Poeſie, äußerlich betrachtet, ſinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieſer in ihr vorherrſchend. Daher haben auch Einige die Poeſie ſinnliche Sprache, Bilderſprache, bildliche Rede genannt, — wiewohl dieſe nicht ihr Weſen ausmacht, ſondern nur deſſen natürliche Folge iſt: — indem es auch unpoetiſche Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verſtändig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieſer entgegengeſetzt charakteriſirt man die Proſa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieſelbe alle Bilder ausſchlöſſe, ſondern weil der Zweck derſelben ihre Herrſchaft nicht geſtattet. 2. Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmiſche und muſikaliſche Form der Sprache anlangt, ſo bedient ſich der Dichter zu jenem Zwecke des beſtimmten, den Charakter der poetiſchen Gemüthsbewegung und der ſie veranlaſſenden Gegenſtände entſprechenden Rhythmus. Zwar kann der Menſch, der immer den vollkommenſten und entſprechendſten Ausdruck ſeines Innern ſucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß ſich der Sprache bedient (in der Proſa), den Sinn für angemeſſene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verläugnen, ja er muß ſogar unwillkürlich ſeinen Worten eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbeſtimmte, aber wohllautende Rhythmus der Proſa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Proſa in den Perioden und Verhältniſſen der Sätze verlangt (Numerus). — Ferner hängt die innere Poeſie der Gedanken nicht ſo ſehr von der äußern Darſtellung ab, daß jene nicht auch ohne die ſtrenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geſchickte Verſification ſchon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele proſaiſche Verſe und viele poetiſche Proſa); und die ſtrenge, geregelte Bewegung iſt nun die Folge und gleichſam das Maß der innern poetiſchen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der ſchönen Kunſt ganz entſprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn ſie das Schöne auch in der wohlgemeſſenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung welche wir Roman nennen, ſo wie mehrere poetiſche Erzählungen und Schauſpiele machen, hat wohl vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff ſich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anſchließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Proſa ungebundene Rede (oratio soluta) genannt, wobei alſo zu bemerken iſt, daß ſo wenig als die Verſification das Weſen der Poeſie, ſo wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der proſaiſchen Darſtellung das Weſen der Proſa ausmachen kann, aber ſehr eng mit ihm verknüpft iſt. Ja dieſe Eigenſchaft der Proſa iſt die erſte, woran die Proſa ſogar erkannt, und von der poetiſchen Darſtellung unterſchieden worden iſt — wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerſt aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterſchieden und benannt werden. Denn ſelbſt der Name Proſa wird faſt allgemein hergeleitet von prorsus, ſo daß prosa (prorsa) oratio bedeutet, die vorwärtsſchreitende, ungebundene Rede, entgegengeſetzt der Verſification, weil im Verſe (von

verſus, rückwärts, ſtammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und ſo die Worte, nach einer beſtimmten Regel der Bewegung gemeſſen, fortlaufen; weßhalb auch Poeſie gebundene Rede genannt wird, wiewohl der Dichter ſich nur aus freier Wahl bindet, ſelbſt wenn er verſificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poeſie der neuern Sprachen mit dem muſikaliſchen Zuſammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Proſa im Gegenſatze des gereimten Verſes, wiewohl unſchicklich, ungereimte Rede genannt hat (ſ. d. Art. Reim). Aus allem dieſem, und daraus, daß der poetiſche Gemüthszuſtand eine erhöhte und über das Gewöhnliche erhabene Stimmung der Seele iſt, läßt ſich auch begreifen, warum man die Proſa als die gewöhnliche Sprache des menſchlichen Lebens anſieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptſächlich ungezwungen und höchſt natürlich ſeyn muß. Hiermit hängt zuſammen eine andere Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, beſonders, die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Proſa, und Darſtellungen, welche in daſſelbe verfallen, und das gemeine Leben gleichſam zu copiren ſcheinen, oder ſich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, proſaiſch zu nennen pflegt. Dieß iſt ein vorzüglicher Tadel poetiſcher Darſtellungen; denn die Poeſie ſoll idealiſch darſtellen, der nächſte und angemeſſenſte Ausdruck dagegen für die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens iſt die Proſa. Sonach kann aber auch die Proſa (als Form der Sprachdarſtellung betrachtet) in Hinſicht ihres Gegenſtandes poetiſch ſeyn; die höhere proſaiſche Darſtellung kann einen poetiſchen Sinn und Geiſt, eine poetiſche, d. h. eine, ſowohl über die gemeine, ſinnliche, als über die bloß verſtändige und abſtracte Denkart erhabene Lebensanſicht offenbaren; aber ſie darf nicht poetiſch ſeyn ihrer Form nach, d. h. die poetiſche und proſaiſche Form vermiſchen. In letzterer Hinſicht iſt die ſogenannte poetiſche Proſa nur eine Zwittergattung. — In Proſa macht ſogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und ſchadet der Klarheit der Darſtellung, jemehr dieſelbe Beſtimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verſes bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordene Proſa nennt. Ferner iſt der Unterſchied des poetiſchen Rhythmus und des proſaiſchen Numerus ſo entſchieden, daß Verſe, unwillkürlich und ohne geſchickte Vorbereitung unter Proſa gemiſcht, dieſelbe eben ſo verunſtalten, und die Aufmerkſamkeit ſtören, als proſaiſche Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verſes ſchwächen, wenn er auch noch ſo gut gebaut wäre. Ganz anders iſt es mit der abſichtlichen und bedeutungsvollen Abwechſelung des proſaiſchen und verſificirten Dialogs in den Schauſpielen eines Shakſpeare. — Nach der nun angegebenen Verſchiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poeſie und Proſa zukommen, wird auch der Begriff des Proſaikers od. Proſaiſten verſchieden beſtimmt, mit welchem Namen man ſowohl einen Schriftſteller belegt, der ſeine Gegenſtände (als Gegenſtände der Erkenntniß) in verſtandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede ſchreibt (ſelbſt den Romandichter); zuweilen ſpottend auch den, welcher poetiſche Gegenſtände unpoetiſch anſieht oder darſtellt, geſchähe es ſelbſt in einer gebundenen Rede. Wir ſagten aber oben, die Proſa ſey die gewöhnliche Sprache des Menſchen. Dem ſcheint zu widerſprechen, daß überall die Proſa ſich erſt ſpäter, als die Poeſie entwickelt hat. So ſoll nach Plinius erſt Phrecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechiſche Proſa gebildet haben (prosam primus condere instituit) vielleicht daß er jedoch nur der Erſte war, der über philoſophiſche Gegenſtände in ungebundener Rede ſchrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geſchichten, Geſetze (νομοι) und philoſophiſche Sprüche zuerſt in Verſen abgefaßt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß das Anſchauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poeſie, ſich früher entwickelt, als das Vermögen der

Begriffe, und der kindliche Menſch das innere Leben ſeines Geiſtes gleichſam in ſinnlichen Geſtalten außer ſich ſchaut, ferner die Sprache urſprünglich den lebendigſten und friſcheſten Ausdruck des geſammten innern Zuſtandes, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenſtände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Geſang als Rede iſt; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Geſetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchſtabenſchrift, eine ſinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entſprechenden Rhythmus, vermittelſt welcher der Stoff leichter dem Gedächtniſſe eingeprägt und unverfälſcht er fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheiſchte und empfahl. Somit ſind alſo die äußern Formen oder Erfoderniſſe der Poeſie, d. i. bildlicher Ausdruck und beſtimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenſchaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erſt mit der weitern Ausbildung des Verſtandes durch ſchriftliche Bearbeitung der Wiſſenſchaften und Anwendung der Schriftſprache auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens bildet ſich die Proſa aus. Findet ſich nun zu jenen Formen der Poeſie eine ausgezeichnete poetiſche Anlage (wie bei den Griechen), dann erſt geht in der That die Poeſie der Proſa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Proſa ſey ſeltener als gute Poeſie. Dies aber widerlegt das Beiſpiel der Griechen und Römer. Es könnte dies alſo entweder nur von einem beſtimmten Volke behauptet werden, deſſen poetiſche Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beſchränkt werden, daß gute Proſa eben ſo ſelten iſt, als gute Poeſie, was auch nicht zu verwundern iſt, da eine gute Proſa hauptſächlich vom klaren, beſtimmten und zuſammenhängenden Denken der Gegenſtände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder ſelten iſt, als die Energie der ſchaffenden Einbildungskraft. Vielleicht iſt aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die proſaiſchen Werke, deren Gegenſtände zum Theil von ſpeciellerem Intereſſe ſind, verdunkeln. Daher vergleicht St Foremont die Proſaiſten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Proſa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer überſetzten pedestris oratio. — Die Theorie des proſaiſchen Styls macht den vorzüglichſten Theil der Styliſtik (ſ. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratoriſchen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetiſchen Styls in der Poetik vorgetragen. Der neueſte und gründlichſte Bearbeiter der Rhetorik, D. Schott, in ſeiner philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8. betrachtet auch Proſa, Poeſie und Beredſamkeit als drei verſchiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarſtellung, welche ſich auf die vorherrſchenden Zuſtände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entſprechen ſollen. Die erſtere und die letztere verfolgen beide einen beſtimmten Zweck, wovon der der erſtern zunächſt theoretiſch, der der zweiten aber practiſch iſt. Die Proſa in jenem engern Sinne, und von der Beredſamkeit getrennt, begreift den Geſchäftsſtyl (wozu in gewiſſer Hinſicht der Briefſtyl gehört), den didaktiſchen Styl (wozu in gewiſſer Hinſicht auch der dialogiſche gehört), den beſchreibenden und erzählenden Styl (wozu der hiſtoriſche gehört). Mehreres über den Unterſchied der Proſa, Poeſie und Beredſamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V. S. 229, Moinch in ſeinen Analecten (2tes Bdchn., Görlitz 1804, 8) und Godofr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Proſa der einzelnen Sprachen ſ. die beſondern Artikel, z. B. deutſche, italieniſche Sprache ꝛc.

T.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 8

Leipzig ; Altenburg 1817

Enc. 256 y-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003697-0